
CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 106 415 288



Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Rudolf von Gottschall.

Jahrgang 1885.

Zweiter Band.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1885.

Ein Letzter Wille.

Novelle
von
Benvenuto Sartorius.

I.

Das Meer erglänzte weit hinaus
Im letzten Abendscheine —
Wir saßen am einsamen Fischerhaus,
Wir saßen still und alleine.
Der Nebel stieg — das Wasser schwoll,
Die Möve flog hin und wieder . . .

Die tiefe Männerstimme, welche das Schubert'sche Lied in die Abenddämmerung hinausgesungen, verstummte plötzlich und die Klavierbegleitung brach mit einem schrillen Accord ab.

Draußen schlug die Brandung weißschäumend an die felsige Küste; brausend wälzten sich die dunkeln Wogen heran, scheinbar eine einzige, unzerstörbare Mauer, um im nächsten Augenblicke schon, in tausend Atome zerschellt, von der Felsenklippe wieder zurückgeschleudert zu werden in den Schos des urewigen Oceans, dem sie entstammten.

Ungeachtet der am Himmel drohenden Sturmwolken hatte sich eine zahlreiche Gesellschaft vor dem oberhalb des Badeplatzes gelegenen Casino von Granville eingefunden, um von dieser ins Meer vorgeschobenen Felsenklippe aus das prächtige Schauspiel der Hochflut zu genießen. So oft das langsame Zurückweichen der Wogen das alles übertönende Brausen der Gewässer zu einem dumpf grollenden Donner ermäßigte, drangen vereinzelt abgerissene Töne des gesungenen Liedes durch die Balkonthüren, ohne indeß von den im Freien versammelten Badegästen irgendwelcher Beachtung gewürdigt zu werden. Die ersten auf dem Klavier angeschlagenen Accorde hatten auf den meisten Gesichtern einen flüchtigen Ausdruck des Erstaunens hervorgerufen. Man horchte einen Augenblick, wie ungläubig, auf, um dann mit einem ebenso flüchtigen Achselzucken und den leicht hingeworfenen Worten: „C'est ce drôle d'Anglais qui chante pendant la falaise", die bizarre Idee des Engländers als abgethan zu betrachten und wieder die ungetheilte Aufmerksamkeit dem Meere zuzuwenden.

Der junge Mann, welcher zu dieser geringschätzigen Aeußerung Veranlassung

gegeben, schien übrigens selbst das Sonderbare seines Thuns eingesehen zu haben; wenigstens setzte er den so plötzlich unterbrochenen Gesang nicht fort, sondern sprang, wie mit sich selbst unzufrieden, heftig von seinem Sitze auf, und nachdem er ein paarmal mit auf dem Rücken verschränkten Armen langsam im Zimmer auf- und abgegangen, blieb er an dem geöffneten Fenster stehen und starrte hinaus in die steigenden und fallenden Abendnebel.

Immer tiefer herabsinkende Dämmerung hüllte allmählich Meer und Land in ihre undurchdringlichen Schleier. Die vor dem Casino versammelte Menge begann sich zu zerstreuen, denn die kalte Abendluft drang auch durch die dichtesten Umhüllungen und durchschauerte die Glieder mit eisigem Frösteln.

Das Ufer war schon ganz menschenleer und in dem Casinolocal herrschte vollständige Finsterniß. Die Kellner hatten bereits mehrmals die Thür geräuschvoll geöffnet und wieder geschlossen, ohne daß der am Fenster lehnende Fremde Anstalt machte, sich zu entfernen. Endlich nahte sich der Wirth mit einem brennenden Licht in der Hand dem einsamen Gast, um demselben in höflichen Worten seine Absicht, den Saal zu schließen, mitzutheilen. Der Angeredete sah, geblendet von dem plötzlich vor ihm auftauchenden Licht, mit unsicherm Blick zu dem Sprechenden empor; indem er dann, wie vorhin beim Spiel, sich plötzlich seines seltsamen Benehmens bewußt wurde, ergriff er hastig den an der Wand hängenden breitkrämpigen Filzhut und verließ mit einem undeutlich gemurmelten Gruß das Local.

Langsam und vorsichtig, um nicht durch einen Fehltritt auf der steilen Felsentreppe auszugleiten, welche vom Casino zu dem die Stadt mit dem Strand verbindenden Hohlweg hinabführt, legte er Stufe um Stufe zurück. Ebenso langsam schritt er, unten angelangt, zwischen den in schwindelnder Höhe überbrückten Felswänden dahin. Nach wenig Schritten schon lag der von halbverfallenen alten Mauern malerisch umzogene Festungsberg hinter ihm, und am Eingang der weiten Thalmulde, in welcher der neuere Theil des normannischen Badeorts liegt, erhob sich rechts, dicht an die Felswand gelehnt, ein vereinzeltes, weiß angestrichenes Haus. Es war eins der neben den großen Hotels bestehenden Logirhäuser, wie man dieselben allenthalben in diesen Gegenden findet, mit der landesüblichen Aufschrift: „On y loge à pied et à cheval“, die ihrer größern Billigkeit wegen von den sich länger aufhaltenden Curgästen den erstgenannten vorgezogen werden. Der vermeintliche Engländer öffnete die nach der Straße führende Glasthür und trat in den kleinen, nur noch durch eine heruntergeschraubte Hängelampe —, die sich durch einen intensiven Petroleumgeruch für das spärliche Brennmaterial entschädigte, womit sie ihr dürftiges Dasein fristen mußte, trübselig erleuchteten Dinatoire. Das durch das Oeffnen der Thür verursachte Geräusch hatte die Bonne*) herbeigelockt, ein kräftiges Mädchen im einfachen schwarzen Mohairkleid und mit der kleidsamen normännischen Haube aus gestreiftem Linon. Die Flamme des von ihr getragenen Lichtes flackerte unsicher im Luftzug hin und her, sodaß sie schützend die Hand vorhalten mußte, um das Auslöschen zu verhindern; denn der Eintretende hatte vergessen die Thür zu schließen.

*) Stubenmädchen.

„Monsieur erlauben, es ist sehr windig heute", begann sie in einem Ton, dessen Höflichkeit einen leisen Beigeschmack von nachsichtiger Bevormundung hatte, während sie sorgfältig die Thür schloß und verrammelte, worauf sie den späten Gast in sein Zimmer geleitete. Nachdem sie sich vergeblich zu wiederholten malen erkundigt, zu welcher Stunde Monsieur das Frühstück wünsche, ging sie endlich, ohne eine Antwort erhalten zu haben, mit demselben Ausdruck von Nachsicht und Ueberlegenheit auf dem hübschen frischen Gesicht achselzuckend hinaus und überließ den zerstreuten Fremdling seinen Gedanken.

Das Zimmer, in welches der Fremde eingetreten war, hatte trotz der sauber gescheuerten Dielen und der schneeweißen Gardinen des großen Himmelbetts viel von einer Rumpelkammer an sich. Bei dem Licht der auf einem breiten thönernen Leuchter steckenden einzigen Kerze, welche die vorsorgliche Bonne glücklich unter allen möglichen Dingen auf dem Tisch placirt hatte, hielt es schwer, sich in dem Chaos der verschiedenartigsten Gegenstände zurechtzufinden, welche ohne jegliche Ordnung auf Sofa, Tisch und Stühlen verstreut waren. Es sah aus, als sei der Bewohner dieses Raumes mitten im Auspacken überrascht worden. Auf der Diele lagen, mit Steinen beschwert, graue Papiere, deren Inhalt allem Anschein nach aus getrockneten Pflanzen bestand, Gläser, worin in dunkeln Umrissen die Formen verschiedener Seethiere sichtbar wurden, Fischergeräth, eine Botanisirbüchse; ein paar hohe Wasserstiefeln, die, mit den Spitzen gegeneinandergekehrt, melancholisch neben dem kleinen abgenutzten Sofa standen, vervollständigten das bunte Durcheinander.

Der Angekommene entledigte sich seines Hutes und Ueberrockes, schob dann verschiedene Dinge, welche das Sofa bedeckten, zusammen, um für seine Person Platz zu gewinnen, worauf er sich behaglich in die frei gewordene Ecke lehnte. Auf dem runden Tisch vor ihm stand ein Reiseschreibzeug neben der mit Postpapier bedeckten geöffneten Schreibmappe. Daneben schaute aus einem strohfarbenen Couvert eine Anzahl Cigarren hervor, ein leeres Streichholzkästchen verrieth seine Bestimmung als Aschenbehälter, denn der geräumige Aschenbecher war durch eine Sammlung in trübem Wasser liegender winziger Seeschnecken anderweitig in Anspruch genommen.

Der Sturm brauste draußen mit ungeschwächter Kraft, rüttelte an den kleinen Fenstern und schlug klappernd die hölzernen Läden gegen die Wand. Der im Zimmer Sitzende jedoch schien von alledem nichts zu bemerken. Er hatte sich eine Cigarre angezündet und blickte gedankenvoll den kleinen blauen Ringeln nach, die seinen Lippen entstiegen; dann nahm er die Feder zur Hand und begann zu schreiben:

„Granville, den 1./9. 187..

„Lieber Freund! Die erste Station auf meiner großen wissenschaftlichen Reise wäre glücklich erreicht! Du liesest über diesen Zeilen den Namen des kleinen Nestes, das wir damals, als meine Reiseprojecte festere Gestalt angenommen, so lange vergeblich mit vereinten Kräften im Stieler'schen Atlas auf der Karte der nordöstlichen Provinzen Frankreichs gesucht, bis wir es mit Zuhülfenahme des Brockhaus'schen «Conversations-Lexikon» glücklich an einer ganz andern Stelle entdeckten, als da, wo wir es vermuthet und gesucht.

„Meine Herreise ist, wie es sich bei einem angehenden Professor der Hochschule und Pedanten meiner Art, der seinen Weg vorwärts geht, ohne nach rechts oder links zu schauen, von selbst versteht, durchaus glatt, ohne das geringste Abenteuer verlaufen. Ich hatte auch wirklich weder Zeit noch Gelegenheit zu irgendwelchen Extravaganzen, da ich, um Arbeitszeit zu gewinnen, direct, ohne mich in Paris aufzuhalten, hierher gefahren bin. «Barbar!» höre ich Dich ausrufen. ... Ja, bester Dandy, ich wiederhole das ominöse Wort: direct, ohne mich in Paris länger, als absolut nöthig ist, aufzuhalten: d. h. eine halbe Stunde, welche ich im Rauchcabinet des Bahnhofes zubrachte, bis der Abgang des Zuges mich dem beschaulichen dolce far niente, dem ich mich hingegeben, entriß. Was hätte ich auch in dem großen Seine-Babel thun sollen! Ich, der unbeholfene deutsche Gelehrte! Die Boulevards abzulaufen, um das Volk zu studiren wie andere Leute, ist meine Sache nicht. Außerdem gestehe ich offen, habe ich eine tief eingewurzelte Antipathie gegen das Gros der französischen, namentlich pariser Bevölkerung.

„Doch genug davon! Sonst komme ich vor lauter philosophischen Betrachtungen nicht dazu, Deinem Wunsche entsprechend getreu über mein Thun und Treiben auf celtisch-normannischem Boden zu berichten. So höre denn die wenigen Erlebnisse während meines vierzehntägigen Aufenthalts in dieser großen Hafen- und Handelsstadt. Nebenbei gesagt, ist es mir noch immer ein Räthsel, wie dieselbe zu dem Namen «Granville» gekommen, zu dem sie auch nicht das geringste Merkmal berechtigt, da sie meiner Ansicht nach nichts weiter als ein von Mauern umschlossenes Fischerdorf ist. Jedenfalls besteht der Haupttheil der Bevölkerung aus mariniers. Ich schalte diese Bemerkung mit einer gewissen Genugthuung ein, da unsere Unkenntniß dieses denkwürdigen Ortes dadurch wenigstens einigermaßen entschuldigt wird.

„Und nun, bevor ich weiter gehe, eine Frage: hast Du während unsers jahrelangen Beisammenseins jemals an mir eine Aehnlichkeit mit dem fliegenden Holländer oder irgendeinem dieser sagenhaften Ungeheuer bemerkt? Du wirst Dich über diese seltsame Idee wundern — doch höre folgende kleine Episode aus der kurzen Zeit meines Strandlebens, und dann urtheile selbst.

„Da wir bei meiner Ankunft gerade Vollmond hatten, beschloß ich, diese günstige Zeit zu einem nächtlichen Strandausflug zu benutzen, und wählte als Ziel meiner Excursion das am jenseitigen Ufer des Hafens von Granville gelegene Fischerdörfchen Saint-Pair. Es war vollständige Windstille und das Meer trotz der anschwellenden Flut nur wenig bewegt. Ueber dem Horizont schwebte der eben erst der See entstiegene Mond, eine vollständig abgerundete Silberscheibe. Zuweilen verrieth ein secundenlanges Plätschern das Emporschnellen eines Fisches oder das Niederstoßen eines Tauchers. Ich war, in meine Beobachtungen vertieft, immer weiter am Strand entlang gegangen, ohne an den Rückweg, an die steigende Flut zu denken, die mir denselben unmöglich machen mußte. Als ich endlich daran dachte, bemerkte ich, daß es bereits zu spät sei umzukehren, da hinter mir der ganze Strand, bis zu dem steil ansteigenden Ufer, von den Wogen bedeckt war. Ich versuchte nun, vorsichtig die Botanisirbüchse auf den Rücken

schiebend, den Abhang hinaufzuklimmen. Noch hatte ich nicht die halbe Höhe erreicht, als ich zu meiner großen Freude auf einen schmalen Fußpfad stieß, der, von unten kommend, an der Bergwand entlang führte — allerdings in einer Granville entgegengesetzten Richtung — doch hoffte ich, denselben verfolgend, bald einen Punkt zu erreichen, von wo aus ich mich orientiren könne. So schritt ich auf gut Glück darauf los. Leider hatte ich mich getäuscht; denn der Pfad führte, nachdem er sich eine Zeit lang in gleicher Höhe hingezogen, wieder bergunter. Das Geräusch von taktmäßigen Ruderschlägen, sowie das Gewirr verschiedener Stimmen zeigte mir zu gleicher Zeit die Nähe von Menschen an. Nur noch wenig Schritte, so lag eine kleine Bai vor mir, belebt durch eine Menge von Booten. Das in denselben aufgehäufte Fischergeräth verrieth mir, daß es einen großen nächtlichen Fischzug galt. Die meisten Fahrzeuge schwammen bereits auf der hohen See, die übrigen waren eben im Begriff abzustoßen. Aus einem der letztern ward ich angerufen. Obgleich ich den fremdartig rauhen Dialekt dieser Leute nicht verstand, begriff ich doch, daß der Ruf eine Aufforderung für mich enthielt, mit theilzunehmen, der ich natürlich ohne weiteres Folge leistete, heimlich meinen guten Stern dankend, der mich zu solch günstigem Zeitpunkt hierher geführt. Kaum hatte ich auf der schmalen Ruderbank Platz genommen, als die beiden, in große getheerte Mäntel eingehüllten Männer zu den Rudern griffen, und nach wenig Secunden trieben auch wir zwischen den übrigen Booten dahin. Jetzt erst bemerkte ich, daß ein großer Theil der Bemannung aus Weibern bestand, und ich war nicht wenig erstaunt, unter diesen armen Fischerfrauen weit feiner und intelligenter geschnittene Gesichter zu finden als unter der bessern Bürgerbevölkerung von Granville. Der Fischzug ging prächtig von statten, wenn auch dabei nicht mit so viel Vorsicht und Ruhe zu Werke gegangen ward, als wir soliden Deutschen dies für nothwendig erachten. Die schwindenden Sterne zeigten den Morgen an, als wir uns, mit reicher Beute beladen, wieder dem Lande näherten.

„Ich war mit meinem ganzen zoologischen Eifer dabei, die verschiedenen Species, soweit es mir das Licht des Mondes gestattete, zu bestimmen — als ich plötzlich in meiner unmittelbaren Nähe einen halb unterdrückten Schrei vernehme: eine weibliche Stimme, die wie in jähem Schrecken «Maurice!» hervorstößt. Ich, nicht weniger erschreckt, fahre aus meiner gebückten Stellung empor und schaue mich um ... Im Nachbarboot, so nahe, daß ihr Athem meine Wange streift, erblicke ich hoch aufgerichtet eine in ein dunkles Tuch gehüllte weibliche Gestalt ... Die Hände wie abwehrend gegen mich ausgestreckt, in den weitgeöffneten Augen einen Ausdruck des Grausens, als sei dicht vor ihr ein unheimliches Seegespenst aus dem Grunde des Meeres emporgetaucht, starrt sie mich an ... Ich öffne die Lippen zu einer Frage — aber da zieht sie schnell, in sich erschauernd, das dicke Wolltuch, das sie nach Art der hiesigen Fischerfrauen um die Schultern geschlungen trug, fester zusammen und wendet sich, einige undeutliche Worte murmelnd, von mir weg, sodaß ich nichts mehr von Gesicht und Gestalt zu unterscheiden vermochte. Auch beim Verlassen der Boote gelang es mir nicht, die Unbekannte aus der Menge herauszufinden. So blieb mir bis heute diese räthselhafte Begebenheit unaufgeklärt.

„Du siehst, mein lieber Dandy, dies Stammland der alten Normannen ist noch immer der Boden der Romantik, und selbst ein so trockener, nüchterner Alltagsmensch wie ich stößt hier auf Abenteuer — wenn er auch darin eine etwas zweifelhafte Rolle spielt. Daß ich kein Adonis bin, wußte ich von je; daß aber mein bloßer Anblick eine in Sturm und Wetter hart gewordene Fischerdirne so ins Bockshorn zu jagen vermöchte, das, edler Dandy, hat selbst meine trockene Philisterseele einigermaßen irritirt.

„Und nun zum Schluß wiederhole ich Dir die oben gestellte Frage: vergegenwärtige Dir meine ehrliche deutsche Physiognomie, und dann sieh zu, ob Du das Räthsel zu lösen im Stande bist.

„Deine Antwort adressire «poste restante Saint-Malo», woselbst ich in spätestens zehn Tagen einzutreffen gedenke. Dein alter Freund

Ernst Karow."

Doctor Ernst Karow legte die Feder aus der Hand und überlas noch einmal flüchtig das Geschriebene. Seine Stirn zog sich zusammen: „Es ist eigentlich eine Thorheit, diese Bagatelle noch an die große Glocke zu hängen, daß sie alle sich über mich lustig machen ..." Er hob den Brief hastig an die Flamme des Lichtes, ließ dann aber ebenso schnell, mit der ihm eigenen Geberde des „Sichbesinnens", die erhobene Hand wieder sinken und schob das Geschriebene in das adressirte Couvert.

„Mag es sein!" murmelte er halblaut, „vielleicht daß ich dadurch die dumme Geschichte am leichtesten los werde..."

Mit einem tiefen Seufzer löschte er das Licht aus und begab sich zur Ruhe. Allein der Schlaf floh ihn lange. Er hatte vergessen die Läden zu schließen, und durch das kleine, von keiner Gardine verhüllte Fenster glänzte die am dunkeln Himmel aufsteigende Mondsichel, wie der letzte Hauch einer erblassenden Erinnerung. Und es war merkwürdig, wie die schimmernden Mondstrahlen sich verwebten zu einem fremdartig bleichen Gesicht mit in Schmerz und Schreck erstarrten großen Augen, die hell unter dem dunkel beschattenden Schifferhut hervorblickten ... immer heller, immer glänzender wurden sie ... wie zwei Sonnen!

Gut, daß der kritische Freund, als er den Brief erhalten, nicht die Träume des „trockenen Philisters" zwischen den Zeilen zu lesen vermochte! Und was hätte er dazu gesagt, daß der Freund, was der Briefschreiber wohlweislich verschwiegen, sich tagelang nach der erzählten Begebenheit zwischen den Schiffern am Strande herumtrieb — natürlich unter der Selbsttäuschung zoologischen Forschens — und umsonst jedem derben Fischweib, das ihm ihre Waare anbot, forschend in das wetterharte Gesicht blickte, um noch einmal diesem Ausdruck erstarrten Schmerzes zu begegnen, den ihm jener unvergeßliche Augenblick gezeigt.

Er, der nüchterne deutsche Gelehrte!

II.

Im Nordosten der Plage*) von Granville zieht sich eine ununterbrochene Kette unterirdischer Klippen hin und umschließt im Halbkreis den weiten sandigen Bade-

*) Plage = Strand.

platz. Zur Ebbezeit erscheinen diese vom Wasser entblößten Granitklippen wie ein Felsengebirge en miniature, welches dem steilen Ufer der Küste vorgelagert ist. An einem dieser kleinen Felseneilande, das, von feuchten, grünlichen Algen überzogen, aus dem Sandmeere hervorragte und in den zahlreichen vom Meer ausgewaschenen Höhlen einen Theil des entwichenen Seewassers zurückgehalten hatte — für Kinderaugen kleine Bergseen auf dem Kamme eines Hochgebirges — kniete an einem schönen Herbstmorgen, fern von den in Gemeinschaft spielenden Altersgenossen, ein kleiner, etwa sechsjähriger Knabe. Trotz des einfachen Kittels aus gestreiftem Linon und des groben Binsenhutes, den er gleich den andern Knaben am Strande trug, konnte doch kein Zweifel über die Abstammung des Kindes obwalten. Das blasse, schmale Gesicht, von kastanienbraunem Haar umrahmt, das, nach der herrschenden Mode über der Stirn rund geschnitten, in reichen Locken bis auf den halben Rücken herabfiel, die schmiegsame, fein gebaute Gestalt, die kleinen Hände und Füße... alles an ihm hatte ein durchaus aristokratisches Gepräge. Durch die Abgeschlossenheit seiner vornehmen Familie offenbar an ein einsames Spiel gewöhnt, hatte der Kleine sich von den andern Kindern zurückgezogen und war jetzt eifrig bemüht, die Seen, die ihm sein Felsengebirge darbot, mit allerlei Wasserschnecken und andern Schalenthieren zu bevölkern. Geschäftig lief er hin und her, das nöthige Material zusammenzusuchen, immer vor sich hinsprechend und gesticulirend. Zuweilen verschwand er für einige Augenblicke ganz hinter den vom Ufer auslaufenden zackigen Felsvorsprüngen, und man konnte ihn dann lauter sprechen, ja häufig auch lachen hören; gleich darauf aber kam er wieder zum Vorschein und lief eilig dem verlassenen Spielplatz zu.

Doctor Ernst Karow hatte die Zeit der Ebbe zu einer ausgedehnten Excursion benutzt, um auf dem klippenreichen Boden nach den zurückgelassenen Schätzen des Meeres zu fahnden, und stand nun im Begriff, reich beladen mit interessanter Beute an Pflanzen und Thieren nach Granville zurückzukehren. Das emsig schaffende Kind in dieser Einsamkeit war ihm aufgefallen und er beobachtete mit Interesse die verständnißvolle Miene, mit welcher der Knabe jedes Pflänzchen, jedes Thier, das in den Bereich seiner Finger kam, betrachtete und demselben einen passenden Platz auf seiner Insel anwies. Gern bereit, dem jungen Naturforscher bei seinem Werke behülflich zu sein, reichte er ihm eine im Sande crepirte Seekrabbe hin, die vielleicht noch irgendwo als Verzierung angebracht werden konnte. Der Kleine hielt in seiner Arbeit inne und sah auf. Aus dem blassen, zarten Gesichtchen blickten ein paar eigenthümlich große glänzende, dunkle Augen, durchaus nicht erschrocken, mit einem über das Alter des Knaben hinausgehenden Verständniß. Es war ein Kindergesicht, dem nach der Ansicht des Volkes der Stempel eines frühen Todes aufgedrückt ist, das uns anmuthet, wie ein Gruß aus einer andern Welt, eigenthümlich anziehend, aber beängstigend in seiner vergeistigten Schönheit.

Karow war frappirt durch das seltsame Wesen des Knaben, der ihn, ohne ein Wort der Erwiderung und ohne die Hand nach dem ihm gebotenen Gegenstand auszustrecken, nur groß und fragend anblickte. Hatte derselbe die mit einem leichten Anflug des germanischen Accents gesprochenen Worte nicht verstanden?

Der junge Gelehrte wiederholte seine Aufforderung und warf dem Kleinen das Schalenthier zu. Leider hatte er nicht gut gezielt, und auf die zackigen Steine aufschlagend, zerschellte es.

Der Kleine nahm es auf. Eine Regung des Mitleids überflog das blasse Gesichtchen, und wie anklagender Vorwurf klangen die in kindlichem Patois gesprochenen Worte: „Pauv' bête, la v'là tuée!" Darauf legte er, ohne sich weiter um den Fremden zu kümmern, die Glieder des zerschmetterten Thierchens in eine kleine Vertiefung des Steines, worauf er sie sorglich mit grünfaserigen Algen bedeckte und einen Kranz von weißen Harzmuscheln um das improvisirte Grab ordnete.

Stillschweigend reichte ihm Karow eine Hand voll des feuchten Wassermoses, welches auf dem zur Flutzeit überschwemmten Gestein in so üppiger Menge wächst. Der Kleine nahm es stumm entgegen, ohne ein Zeichen des Dankes, worauf er die dunkeln Augen mit demselben seelenergründenden Blick auf den fremden Geber heftete, der nun seinerseits versuchte dem Kleinen auseinanderzusetzen, daß nicht seine Grausamkeit oder sein Ungeschick das bemitleidete Thier getödtet, sondern die ungewohnten heißen Strahlen der Sonne, die mitleidlosen Wellen, welche so viele ihrer Kinder hülflos auf dem trockenen Sande zurückließen. Als er merkte, daß der scheue Knabe Zutrauen zu ihm gewann, zeigte er demselben die zahlreiche lebende Ausbeute seiner Morgenwanderung. Während er in seiner ruhig-klaren Weise dem Kleinen das Leben und Weben in der Natur erklärte, bemerkte er mit wachsendem Erstaunen die Veränderung in den Zügen seines jugendlichen Zuhörers. Die bleichen Wangen rötheten sich wie im Fieber, die Augen wurden immer weiter und glänzender.

„O, das ist zu schön!" rief er endlich ganz in Ekstase aus. „Das mußt du der Mama erzählen." Damit hatte er die Hand des neuen Freundes ergriffen und versuchte ihn mit sich fortzuziehen. Gutmüthig lächelnd folgte Karow dem drängenden Kinde nach der die Plage abschließenden nordöstlichen steilen Küste.

Das granitene Gestein ist hier gänzlich unterminirt durch die unermüdlich wühlenden Fluten und bildet eine Menge unterseeischer Grotten und Gänge, die zum großen Theil durch die Ebbe bloßgelegt werden. Die beiden neuen Freunde hatten nur wenig Schritte zurückgelegt, um das am weitesten vorgeschobene Felsencap zu umschreiten, als der Kleine, mit einem ungeduldigen Ruck seine Hand aus der des nur langsam und unschlüssig folgenden ältern Gefährten befreiend, sich mit dem Ausruf „Maman, regarde donc, chère maman!" auf eine, in die Lektüre eines Buches vertiefte Dame zustürzte, deren Silhouette sich hell von der dunkeln Felsengrotte abhob, in deren Schatten sie saß.

Sie wendete sich nicht um, sondern erwiderte in einem Ton, der deutlich verrieth, daß auch ihre Gedanken noch vollständig bei dem Gelesenen weilten: „Eh bien, René?" Allein der Kleine ließ sich nicht so leicht abfertigen. Schmeichelnd umfaßte er die Knie der Mutter und begann lebhaft seine Begegnung mit dem fremden Herrn zu erzählen.

Bei der Erwähnung Karow's sah die junge Frau auf, und jetzt erst den am Eingang der Grotte stehenden Fremden gewahr werdend, erhob sie sich hastig. Ein momentanes Erröthen überflog ihr Gesicht, während sie, als sei dies ihr Schutz

gegen jede unerwünschte Annäherung, die Hand ihres Knaben ergriff und, einen kühl zurückweisenden Blick auf den unfreiwilligen Beobachter der kurzen Scene werfend, an ihm vorbeigehen wollte. Karow, dem es selbst peinlich war, durch die Lebhaftigkeit des Kindes in diese zweideutige Lage gekommen zu sein, war im Begriff, mit ein paar undeutlich gemurmelten Entschuldigungen sich zurückzuziehen; jedoch in dem Augenblick, da die junge Frau, aus dem Halbdunkel der Grotte heraustretend, ihm jenen Blick zuwarf, überkam ihn plötzlich das Gefühl, als habe er dies Gesicht schon einmal gesehen in seinem Leben, und ließ ihn sein Vorhaben vergessen. Auch sie hatte, wie von demselben Gedanken überrascht, ihren Schritt gehemmt; und René, dem dies der geeignete Augenblick zu sein schien, der Mama den Anblick der wunderbaren Schätze zu verschaffen, trug eifrig sein kleines Anliegen vor.

Während die Mutter dem Kleinen leise seine Zudringlichkeit verwies, trat Karow mit einer etwas linkischen, echt deutschen Professorenverbeugung einen Schritt näher und begann zögernd:

„Wenn ich nicht fürchten müßte, Sie zu langweilen, Madame ..."

„René ist ein kleiner Tyrann", fiel ihm die junge Frau lächelnd ins Wort und strich liebkosend über die dichten braunen Locken des ungestümen Knaben. „Es ist ihm auch gelungen, meine Neugier rege zu machen, und wenn es Ihnen, mein Herr, wie Sie sagen, wirklich nicht zu viel Zeitverlust und Mühe verursacht, würde auch ich mich der Bitte meines Sohnes anschließen und einen Blick in das geheimnißvolle Leben des Meeres thun."

Ihre Sprache klang weich, ohne die geringste Schärfe der Accentuirung, welche sonst das Französisch der vornehmen Welt charakterisirt. Der Inländer würde darin einen leichten Anklang an den melodischen Tonfall des Provençalen erkannt haben; allein dem ungeübten Ohr des Ausländers entging diese feine Modulation.

Karow hatte überdies kaum auf das Gesprochene gehört, sondern, eine abschlägige Antwort auf sein zaghaftes Anerbieten fürchtend, sich beeilt, seine „Schätze" auf dem felsigen Gestein auszubreiten, eifrig dabei von seinem kleinen Freunde unterstützt, der sich auch bemüßigt fühlte, die nöthigen Erklärungen, soweit sein Gedächtniß reichte, beizufügen; wol in der Voraussetzung, daß Mama den Fremden, dessen Sprache so seltsam klang, sicher nicht verstehen werde.

Die junge Frau hatte sich mit der Neugier eines Kindes ganz der Betrachtung dieser grotesk geformten fruits de mer hingegeben, sodaß Karow Gelegenheit fand, sie ungenirt zu beobachten.

Es war eine die Mittelgröße überragende schlanke vornehme Erscheinung, mit einem Antlitz, welches trotz der Unregelmäßigkeit der Linien und der tiefen marmorartigen Blässe, oder vielleicht gerade dadurch, auf den ersten Blick frappirte und fesselte. Etwas Müdes, Abgespanntes, wie eine seelische Erstarrung lag auf diesen Zügen. Ein paar lichtbraune Augen blickten matt glänzend unter den breiten Lidern hervor. Die leicht herabgezogenen, scharf gezeichneten Brauen, welche die schmale Stirn begrenzten, die unmerklich gesenkten Mundwinkel verliehen dem Gesicht etwas ungemein Schwermüthiges, Schlaffes. Selbst der classisch geschnittene, nur wenig gefärbte Mund mit der kurzen Oberlippe, welche in Momenten des

„Sichgehenlassens", wie eben jetzt, die Zähne durchschimmern ließ, zeugte von einem weichen, unselbständigen, jeder Energie mangelnden Charakter. Die ganze, aus dem Rahmen der Alltagsmenschen heraustretende Erscheinung der jungen Frau war jedenfalls nicht dazu angethan, von dem, der sie einmal gesehen, vergessen zu werden; das sagte sich Karow im stillen, und trotzdem, seltsamerweise, war er jetzt mehr als vorher überzeugt, daß er sie heute nicht zum ersten mal erblickt ... War sie ihm auf der Reise begegnet oder hatte er sie, vor Jahren vielleicht, in Deutschland gesehen? Es kamen ja so viel Fremde in seine schöne schwäbische Vaterstadt.

„Ich begreife nicht", sagte jetzt die junge Frau, indem sie seinen Betrachtungen ein Ende machte, „wo Sie diese fremdartigen Gebilde, von denen mir die meisten noch völlig fremd sind, entdecken konnten, da, wie mir René, sagt, dieselben alle aus der nächsten Umgebung stammen ..." Sie war mit dem Durchsehen der Sammlung zu Ende und schien sich nun auch wieder auf die Anwesenheit des eventuellen Besitzers zu besinnen.

Dieser benutzte die nicht eben fern liegende Frage, um eine ausführliche gelehrte Abhandlung über die verschiedenen Fundorte daran zu knüpfen. Seine Zuhörerin machte auch nicht den leisesten Versuch, ihn zu unterbrechen. Sie hatte nur ein paarmal, wie prüfend, in den wolkenlosen Mittagshimmel hinaufgesehen, und zu gleicher Zeit die Hand nach der aus einer kleinen Seitentasche ihres enganliegenden Gewandes hervorblickenden Uhr ausgestreckt. Da der Sprechende jetzt eine kleine Pause machte, benutzte sie dies, die Uhr nun wirklich herauszuziehen, und wandte sich darauf nach einem kurz unterbrechenden „Pardon, monsieur" zu ihrem athemlos lauschenden Sohn: „Es scheint, René, daß Jean uns heute nicht findet; wir müssen ihm entgegengehen; bonne maman wird mit dem Frühstück auf uns warten."

Sie nahm den groben Binsenhut auf, der auf dem Stein, neben welchem sie vor Karow's Ankunft gesessen, lag, und drückte ihn auf das schlichte dunkle Haar, das nach der freiern Mode des Strandlebens in zwei losen Flechten bis in den halben Nacken herabfiel, die am Hinterkopf mit einer schmalen Schildpattspange wieder aufgenommen waren. Darauf schickte sie sich an, René, der in seiner Ungeduld vorausgelaufen war, zu folgen, als der junge Gelehrte, mit einem Blick die zurückgelassenen Sachen überfliegend und auf das Buch deutend, scherzend fragte, ob Madame beabsichtige, diese ihre Habe den Wassergeistern zu opfern und so zur literarischen Bildung der leichtfertigen Töchter des Okeanos beizutragen.

Die Gefragte lächelte fast unmerklich. „Ah, laissez ces bagatelles", meinte sie darauf gleichgültig, „Jean mag sie nachholen, er kennt ja den Platz."

„Ich fürchte", begann Karow von neuem, „falls dieser Jean, gleich andern seiner Collegen, kein großer Freund der Pünktlichkeit ist, daß, wenn auch nicht die allmählich wieder ansteigende Flut und die «Unterseeischen», so doch andere wiß- oder besitzbegierige Wesen an diesen Bagatellen Gefallen finden dürften, und wenn Sie, Madame, es gestatten, will ich versuchen, die Stelle des fehlenden Jean auszufüllen."

Er klappte den kleinen Feldstuhl zusammen und hing ihn sich über den Arm;

das aufgeschlagene Buch ergreifend, warf er einen flüchtigen Blick hinein, worauf er in halb vorwurfsvollem Ton lebhaft ausrief:

„Byron's «Prisoner of Chillon!» — wäre es möglich, Madame, auch diese Perle echter Romantik, die unsterblichen Verse eines genialen Dichterherzens mit in den Gesammtbegriff der «bagatelles» einzureihen — Dinge, deren Besitz oder Nichtbesitz Ihnen gleichgültig ist? . . . O nein, nein! Sonst wären Sie nicht im Stande gewesen, dies Buch zu lesen, es hier zu lesen in dieser weltabgeschiedenen Einsamkeit der Klippen, wo das ferne Rauschen des Meeres die musikalische Interpretation der Byron'schen Muse bildet."

Er hatte sich hinreißen lassen von seiner Empfindung und war dabei wol etwas mehr ins Feuer gekommen, als es einer fremden Dame gegenüber schicklich war; die junge Frau jedoch schien diese kleine Versündigung gegen den guten Ton nicht zu bemerken.

„Sie lieben Byron?" fragte sie mit einem Anflug von Lebhaftigkeit in Stimme und Geberde, sich nach dem am Eingang der Höhle stehen Gebliebenen umblickend.

Karow antwortete mit einer emphatischen Lobrede des großen Briten, welcher seine Begleiterin stumm, ohne ihn durch eine Frage, einen Ausruf zu unterbrechen, aber mit leuchtenden Blicken zuhörte. Das war nicht mehr der schüchterne Gelehrte von vorhin, der, nicht gewöhnt, sich in Damengesellschaft zu bewegen, aus Furcht, eine Unschicklichkeit zu begehen, hölzern und unbeholfen wird: der Gegenstand riß ihn hin, daß er, beseelt und durchdrungen von ihm, seine Umgebung vergaß und — sich selbst.

So schritten sie langsam nebeneinander her, beide einander fremd, ohne Kenntniß von der gesellschaftlichen Stellung, ja selbst von dem Namen des andern, und doch beide jetzt eins in der Bewunderung des unsterblichen Genius.

René, den das Gespräch, dessen Inhalt er nicht verstand, langweilte, war ihnen leichtfüßig vorausgeeilt, um von Zeit zu Zeit, auf einem Stein sitzend, die Nachkommenden zu erwarten und sie durch sein plötzliches Aufspringen zu erschrecken; doch gelang es ihm nicht, durch das so oft erprobte Manöver die Aufmerksamkeit der Mama auf sich zu ziehen.

Am Fuße des Casino kam ihnen ein in einer Art Halblivree steckender alter Mann athemlos entgegen. Karow mit einer tiefen Verbeugung die Sachen abnehmend, entschuldigte er sich sehr wortreich bei seiner Herrin wegen der Verspätung.

„Ich bitte", fügte er zögernd hinzu, „nur der Frau Marquise nichts zu sagen von meiner Vergeßlichkeit; sie wäre außer sich, wenn sie erführe, daß Madame den weiten Weg ohne mich zurückgelegt."

Die junge Frau nickte gewährend bei seiner Bitte; dann, die Hand René's ergreifend, der ganz erhitzt von der vergeblichen Verfolgung eines schönen Apollofalters eben anlangte, verabschiedete sie sich mit einigen höflichen Worten von ihrem bisherigen Begleiter. Nach wenigen Minuten schon waren die drei Personen im Hohlweg verschwunden.

III.

Unter den fast ausschließlich von Curgästen bewohnten Villen (Campagnes), welche die niedrige Berglehne oberhalb des Fischerdörfchens Saint-Pair beleben, mußte jedem Fremden die neue elegante Campagne des Badearztes von Granville, Dr. Ricard, in die Augen fallen. In dem auf den englisch-normannischen Inseln üblichen Landhausstil erbaut, bestand das weißangestrichene, schiefergedeckte große Gebäude nur aus einem erhöhten Parterre und dem für die Dienerschaft und die Wirthschaftsräume bestimmten Souterrain. Eine von Glycinien und amerikanischen Waldreben überdachte Veranda zog sich längs der der Straße zugekehrten Hauptfront hin; in ihrem Schatten stand ein einfaches hölzernes Gartenmeublement, damit die Bewohner der Villa das schöne Wetter im Freien genießen, die kräftigende Seeluft athmen könnten, ohne durch die Sonne belästigt oder durch lange Wege ermüdet zu werden. Ein kleiner neu angelegter Garten, dessen einjährige niedrige Tamarisken- und Taxushecken noch wenig Schatten gewährten, schob sich zwischen Straße und Haus, von grüneingefaßten, mit weißem Muschelkies bestreuten Wegen durchschnitten, die sämmtlich in den breiten Fahrweg mündeten, der von der Hausthür zu dem hohen Gitterthor führte, durch welches die staubige Landstraße hindurchschimmerte. Längs des die Besitzung von der Außenwelt abschließenden Eisengitters waren verschiedenartige, in diesem Klima heimische Kletterpflanzen sowie Buchsbaum und Erica angepflanzt, vermuthlich um den wenigen, diese Straße fahrenden Reisenden den Einblick in die kleine Villeggiatur zu verwehren; doch mochte der Staub der dicht vorbeiführenden Straße daran schuld sein oder war das Erdreich an dieser äußersten Grenze der Besitzung weniger sorgfältig von Unkraut und andern, das Wachsthum hemmenden Elementen gesichtet: die kleine Pflanzung gedieh nur kümmerlich und konnte der Bestimmung, die sie ins Leben gerufen, noch nicht genügen. So geschah es, daß unwillkürlich jeder der Vorübergehenden einen neugierigen Blick durch das zierliche Gitter sandte nach dem einladenden grünumsponnenen Landhause, wo immer dasselbe freundlich anmuthende Bild seiner harrte.

In einem bequemen amerikanischen Feldstuhl ausgestreckt ruhte die Gestalt einer ältern Dame. Volles weißes Haar — die Gleichmäßigkeit der Farbe sowie die vollständige Glanzlosigkeit deuteten auf Puder, welcher der nur langsam entfärbenden Natur zu Hülfe gekommen — deckte den Scheitel; ein leicht daraufliegendes schwarzes Spitzentuch umrahmte das noch immer volle, schöngeschnittene Gesicht mit der kräftig hervortretenden leichtgebogenen Nase und dem energisch zusammengekniffenen charaktervollen Munde, und wurde auf der Brust durch eine alterthümlich gefaßte Brillantnadel zusammengehalten. Die Dame war stets schwarz gekleidet und trug außer der erwähnten, einen kostbaren Familienschmuck verrathenden Nadel nicht das geringste Schmuckstück an sich; allein trotz dieser fast gesuchten Einfachheit würde doch niemand über die sociale Stellung der Matrone in Zweifel gewesen sein. Jede ihrer Bewegungen verrieth die Vollblutaristokratin. In ihrem Wesen paarte sich rücksichtsloser Stolz gegen Ihresgleichen mit einer geflissentlich

zur Schau getragenen verbindlichen Herablassung gegen Niedriggestellte. Es war ein Weib, das zu herrschen und zu gebieten gewohnt war und welches, im Bewußtsein der angeborenen Rechte oder der erkämpften Macht, keinen zweiten Willen neben sich duldet.

Auf dem Tisch zu ihrer Linken lag eine Anzahl Journale und ein Brillenfutteral; und so oft sie, was selten vorkam, ganz allein dasaß, las sie, durch eine goldene Brille die mit dem zunehmenden Alter schwindende Sehkraft der Augen unterstützend, mit unverkennbarem Interesse die verschiedenen politischen Tages- und Monatsblätter der Provinz.

Das kam aber, wie gesagt, selten vor; denn gewöhnlich saß eine junge schlanke Frau an dem Tisch unweit von ihr und lauschte, über eine feine Handarbeit gebeugt, den Worten ihrer ältern Gefährtin, von Zeit zu Zeit den Kopf hebend, um das Thun und Treiben des kleinen aufgeweckten Jungen zu beobachten, der allerlei Erziehungsversuche mit Großmama's Seidenpinscher anstellte.

Zuweilen leistete auch ein äußerst lebhafter alter Herr den Damen Gesellschaft, spielte eine Partie Piquet oder L'Hombre, oder erging sich mit der Matrone in tiefsinnigen Betrachtungen über die widernatürliche politische Haltung Frankreichs — wobei er allerdings nichts weiter zu thun hatte, als den sehr entschieden geäußerten Ansichten der mit glühender Begeisterung an dem Hause Bourbon hängenden Aristokratin beizupflichten. Dieser freundliche bewegliche Herr war der Besitzer der Villa, erster Badearzt von Granville, Dr. Ricard, dessen zufriedenes rundes Gesicht und zunehmendes Embonpoint auf eine einträgliche und dabei nicht allzu angreifende Praxis schließen ließ. Er zeichnete sich durch eine unbegrenzte Liebenswürdigkeit und durch einen ebenso unerschöpflichen Redefluß aus und war der unentbehrliche Entrepreneur bei allen gesellschaftlichen Vergnügungen der Saison.

Da Karow von einem seiner medicinischen Collegen an alle Aerzte der Städte, die er besuchen wollte, Briefe und Empfehlungsschreiben erhalten hatte, war er sehr gegen seinen Willen dazu gezwungen worden, die Bekanntschaft des alten Schwätzers zu machen. Der geschmeichelte Badearzt fühlte sich durch das ihm eingehändigte Schreiben seines berühmten deutschen Collegen in die angenehme Lage versetzt, den größten Theil des Tages unserm Freunde zu widmen, um demselben als Cicerone in der Umgegend zu dienen und besonders ihm die Villen zu zeigen, die größtentheils nach seinem Plan erbaut wurden.

So benutzte er denn auch den ersten freien Tag, da seine Zeit nicht von Krankenbesuchen in Anspruch genommen war, dazu, unsern Freund, wie er sich ausdrückte, aus dem Chaos seines Chambre garnie in eine der wenigen Oasen von Granville zu führen.

„Sie werden dort auch Gelegenheit haben", sagte er, während beide Herren zusammen den steilen Fußpfad nach der Straße von Avranches hinaufstiegen, „eine beinahe lückenlose Sammlung hier gefundener Versteinerungen zu sehen. Mein kleiner Patient, der Enkel meiner Gönnerin, der Marquise Duchamps, entwickelt einen wahren Feuereifer im Anlegen der verschiedenartigsten Naturaliensammlungen, und soweit ich, wie gesagt, als Laie es beurtheilen kann, hat der kleine Bursche einen sichern Blick für Petrefacten."

„Der kleine René ist krank?" fragte Karow leichthin, auf das angeschlagene Thema eingehend.

„Sie kennen ihn bereits?" fragte der Doctor verwundert. Doch ohne die Antwort auf seine Frage abzuwarten, fuhr er in seiner weitschweifigen Manier fort: „Kränklich, kränklich — nicht eigentlich krank. Eine sensitive nervös überreizte Natur wie die Mutter, und durch die letztere auf die unverantwortlichste Weise verzärtelt und verwöhnt als einziges Kind und lebende Erinnerung an den so früh verlorenen Gatten ..."

Er hielt inne, denn es war ihm, als habe sein Begleiter eine hastige Bewegung gemacht, ihn zu unterbrechen. Doch mochte er sich wol getäuscht haben. Karow bückte sich eben nach einer der kleinen Felsenschnecken und fragte jetzt im Tone der conventionellen Theilnahme: „Ein Opfer der Tuberkulose? Die Constitution des Kleinen läßt es errathen."

„O nicht doch!" fiel ihm der Arzt eifrig ins Wort, „nicht doch, mein Bester! Marquis Duchamps war eine durch und durch kräftige Natur und hätte noch manches Jahrzehnt seinem Vaterlande nützen können; wie gesagt, manches Jahrzehnt — hätten nicht höhere Mächte alle menschliche Berechnung zu Schanden gemacht. Die preußischen Händelsucher, die verrätherisch den blutigsten aller Kriege heraufbeschworen, haben den Tod des allbeliebten Mannes auf dem Gewissen! Er fiel in der Schlacht von Le Mans."

Der Erzähler blieb, plötzlich abbrechend, stehen und trocknete sorgfältig von dem dünnbehaarten Schädel den Schweiß, den der Gang über die Berglehne auf seine Stirn getrieben ... „Aber sehen Sie", begann er jetzt, das alte Thema fallen lassend, in völlig verändertem Tone — vielleicht dachte er daran, daß er es hier mit einem Vertreter jener Nation zu thun habe, die er die Mörder des edeln Marquis nannte — „sehen Sie, da taucht meine Besitzung eben auf; sie präsentirt sich von hier gar nicht übel ... was sagen Sie zu der Lage des Häuschens?"

Karow antwortete mit einigen lobenden Redensarten, während sie sich der Villa immer mehr näherten, und nach wenigen Secunden schon traten sie durch das offen stehende Gitterthor in den gutgehaltenen Garten ein. Unter der Veranda trafen sie nur die alte Marquise. Sie hieß Karow, der ihr vom Doctor mit übertriebenem Enthusiasmus als großes Licht in der modernen Gelehrtenwelt vorgestellt ward, artig, wenngleich etwas förmlich willkommen.

„Ich komme hauptsächlich", begann der Doctor nach dem Austausch der gewöhnlichen Höflichkeitsphrasen und nachdem er seinem Bedauern über die Abwesenheit René's und seiner liebenswürdigen Mutter Ausdruck verliehen, „um mich zu erkundigen, ob eine ungünstige Veränderung in dem Befinden meines Patienten eingetreten sei; da, wie mir Mutter Babette, die Badefrau, heute klagte, der Kleine seit einigen Tagen die Bäder ausgesetzt hat, die ich, in Uebereinstimmung mit meinen hochgelehrten pariser Collegen, für ihn verordnet habe."

Die alte Dame hatte den Sprechenden aufmerksam angehört. Bei den letzten, mit ungeheuerer Wichtigkeit betonten Worten zuckte es wie Ironie um den feingeschnittenen Mund und ein Blitz spöttischer Ueberlegenheit flammte in den dunkeln

Augen auf; doch ruhig erwiderte sie: „Ich bin Ihnen, bester Doctor, sehr dankbar für die Bereitwilligkeit, mit welcher Sie jederzeit trotz Ihrer ausgedehnten Praxis — auch dies Wort hatte einen ironischen Beiklang — uns Ihren Rath zur Verfügung stellen. Allein die Ursachen, welche meine Kinder von Granville fern gehalten, waren so geringfügiger Natur, daß ich die Verantwortung glaubte auf mich nehmen zu können. Ich fand, daß der doch immerhin beträchtlich weite Weg nach Granville, namentlich der Rückweg in der Mittagsglut, einen äußerst nachtheiligen Einfluß auf Desirée's Gesundheit ausübte. Die Marquise, meine Tochter, ist seit einiger Zeit eigenthümlich nervös aufgeregt. An Stelle ihrer sonstigen, an Apathie grenzenden Gelassenheit ist ein Zustand peinlicher Unruhe getreten, der mich mit Besorgniß erfüllt. So nahm ich mit Freuden das Anerbieten des Père Didier an, der unweit seiner Hütte eine Badecabine errichtet hat und uns dieselbe zur Verfügung stellte."

Der Doctor war sich verschiedenemal mit sichtlichen Zeichen der Ungeduld mit der fleischigen beringten Hand durch die spärlichen Haare gefahren, welche in dünnen Büscheln zu beiden Seiten des Kopfes hervorragten wie die Federbüschel eines Kampfhahnes.

„Sehr wohl, Madame la Marquise", wagte er jetzt, da sie geendet, einzuwenden. „Doch soviel ich beurtheilen kann, haben Sie nach Saint-Pair ebenso weit wie nach der Plage von Granville."

Die Marquise lächelte fein. „Ich kann leider nicht aus eigener Erfahrung urtheilen, bester Doctor; allein sei es, daß die Cabinen in Granville so besetzt sind, daß man bisweilen lange warten muß, sei es, daß die Plage dort mehr zu einsamen Studien nach dem Bade verlockt — jedenfalls habe ich seit den letzten Tagen, d. h. seit man meinem Wunsche, den Badeplatz zu ändern, entsprochen, weit früher die Freude, meine Kinder wieder bei mir zu sehen als ehedem. Heute zum ersten mal scheinen sie sich etwas zu verspäten", fügte sie, die Uhr ziehend, hinzu.

„Es wird ihnen doch nichts zugestoßen sein?" wendete der Doctor bedenklich ein, der die ohne seine Weisheit zu Stande gekommene Umänderung noch nicht verschmerzen konnte. „Der Strand von Saint-Pair ist wie gesagt einsamer als der von Granville, und Hülfe nicht immer gleich bei der Hand, wie gesagt . . ."

„Ich befürchte nichts", entgegnete ruhig die Marquise und ergriff ein neben ihr liegendes Taschenteleskop, um den nach Saint-Pair hinunterführenden Weg zu überblicken.

„Wäre es nicht besser, wir gingen hinab, uns zu erkundigen?" fragte zuvorkommend Karow, dem es bisjetzt nicht gelungen war, sich in das Gespräch zu mischen, und machte Miene, sich von seinem Sitz zu erheben.

Der noch eben so besorgte Arzt streifte mit einem unwilligen Seitenblick den allzu dienstfertigen Gefährten und handhabte dann mit Ostentation ein großes seidenes Tuch, sich den imaginären Schweiß im Nacken zu trocknen.

Eine abwehrende Handbewegung der Marquise, welche dem Anerbieten Karow's galt, beruhigte ihn indeß sofort wieder über die seiner Körperfülle gemachte Zumuthung der Galanterie.

„Bitte sich durchaus nicht zu bemühen", sagte die Dame mit förmlicher Artigkeit zu Karow, indem sie das auseinandergeschraubte Glas vor das Auge hielt und ihm die gehörige Richtung gab. „Es war unrecht von mir, meinen allzu ängstlichen Gedanken Worte zu leihen. Uebrigens", fügte sie, das Glas weglegend, hinzu, „sehe ich, daß unsere Besorgnisse ganz unbegründet waren; denn wenn mich nicht alles trügt, sehe ich meine Kinder soeben am Ende des Feldwegs; es wird nicht lange dauern, so sind sie hier."

Karow verfolgte angestrengt den sich kaum sichtbar zwischen den Stoppelfeldern hinziehenden Pfad ... richtig! Da war wieder der kleine seltsame Knabe, der, einen bunten Falter verfolgend, fortwährend vom Wege abirrte — und da war sie wieder, die schlanke Frauengestalt, genau so wie sie neben ihm hergegangen war auf der Plage von Granville, mit dem langsam schleppenden Gang, den schlaff am Körper niederhängenden Armen und der leicht vornübergeneigten Haltung des Kopfes, daß ihm unwillkürlich das Faust'sche Wort in den Sinn kam: „Sie scheint mit geschlossenen Füßen zu gehen." Karow's Herz klopfte heftig, da er sie so langsam heranwandeln sah, wie das den Menschen von den ewigen Göttern bestimmte unabänderliche Geschick. Wußte er doch seit einer kurzen Spanne Zeit erst, daß sie frei sei, daß nichts zwischen ihnen stand, als ein wesenloser Schatten; denn jener kleine Knabe, mit den herzergründenden dunkeln Augen, bildete er nicht das unsichtbare vermittelnde Glied zwischen ihr und ihm, der weltentfremdeten Aristokratie und dem schlichten bürgerlichen Gelehrten?

„Sie kennen meine Kinder bereits?" In der Stimme der Fragenden klangen Befremden und unliebsame Ueberraschung, während ihre klugen Augen forschend auf dem so völlig seine Umgebung vergessenden fremden Manne hafteten.

Karow wandte sich hastig um und murmelte einige unverständliche Worte. Zum Glück riß die Ankunft der sehnlichst Erwarteten ihn aus seiner momentanen Verlegenheit. René stürmte ihm jubelnd entgegen und überhäufte ihn mit einem Heer von Fragen, deren Beantwortung indeß vorderhand unterblieb, da der Kleine von Großmama und dem Doctor in ein Kreuzverhör genommen wurde.

Die junge Marquise hatte eine Bewegung gemacht, als wolle sie gleich ihrem Sohne dem fremden Gast die Hand zum Gruß reichen; allein bevor Karow sich noch von René loszumachen vermochte, legte sich diese ausgestreckte Hand leicht auf das Köpfchen des Kleinen, und die herzliche Begrüßung, die Karow auf der Zunge gehabt, ward durch eine formelle Neigung des Kopfes von vornherein abgeschnitten. Darauf sich von ihm wegwendend, nahm sie neben ihrer Schwiegermutter Platz, um aufmerksam den letzten gewichtigen Worten des Doctors zu lauschen.

„Ich muß, wie gesagt, darauf bestehen, daß der junge Herr die Bäder von Granville besucht, da in Saint-Pair nicht der Comfort geboten wird, den seine zarte Natur verlangt. Nur wenn es in der That Madame zu sehr anstrengt ..."

„O was liegt an mir!" unterbrach ihn die junge Marquise. Nicht bittere Weltverachtung, nicht Frivolität hatten die Worte auf ihre Lippen getrieben — die ganze Selbstvergessenheit der Mutterliebe zitterte darin, und ihre Augen suchten in angstvoller Zärtlichkeit die schmächtige Gestalt ihres Knaben, der, den günstigen

Moment benutzend, sich den Händen des Herrn Doctors entzogen hatte und jetzt, zutraulich an das Knie Karow's gelehnt, zu ihr herübernickte.

Die alte Marquise hatte bei den Worten ihrer Schwiegertochter misbilligend das Haupt geschüttelt. „Eben das ist es, Desirée", begann sie jetzt in tadelndem Tone, „was ich nicht begreifen, nicht verzeihen kann: diese Gleichgültigkeit gegen das eigene Wohl, die unnatürliche Apathie, mit der Sie Ihre nicht unerschütterliche Gesundheit aufs Spiel setzen. Bedenken Sie doch — wenn Sie es nicht um Ihrer selbst willen thun — daß Sie die Pflicht haben, sich Ihrem Sohne zu erhalten, dessen Erziehung vielleicht bald Ihre ganze Energie" — die junge Frau lächelte schmerzlich — „herausfordert, wenn ich nicht mehr bin."

„Ich versichere Ihnen, mein Herr", wandte sie sich in leichtem Ton an Karow, der kein Auge von dem blassen Gesicht der jungen Mutter verwandte, „wenn ich nicht ein wenig die Zügel in die Hand nähme, so sähe es schlimm mit meinen Kindern aus. Es herrscht hier eine Aufopferungsseligkeit ohne Grenzen, sodaß ich alte Frau mit meinen vernünftigen Lebensanschauungen mir manchmal recht egoistisch vorkomme ..."

Die junge Frau ergriff zärtlich die Hand der Sprechenden. „Und doch, belle-mère, unbeschadet dieser vernünftigen Anschauungen, sind Sie, gerade Sie die Aufopferndste von uns allen. Daß ich in dem Leben und Denken für René aufgehe, ist das nicht selbstverständlich? Daß aber Sie unsertwegen allen Ihren Gewohnheiten entsagen, daß Sie neun Monate des Jahres fern von Paris leben, seit ..." sie stockte, und ihre Lippen bebten leise ... „seit jenem für uns alle so entsetzlichen Tage ... Sie, obschon Ihnen Paris die Welt ist, der einzige Ort, wie ich es früher oft aus Ihrem Munde gehört, wo Sie leben und athmen können, ohne die Herbheit des Daseins zu fühlen, daß Sie inmitten des so plötzlich hereinbrechenden furchtbaren Ereignisses Ihren Schmerz, Ihre Thränen zurückdrängten, um durch Ihre wahrhaft bewundernswerthe Energie die ganze Hinterlassenschaft Henri's zu ordnen, und seine Stelle auszufüllen als unser Rath, unsere Stütze! Ist das nicht die edelmüthigste Selbstaufopferung? Und Sie nennen sich eine Egoistin!"

Die alte Frau drückte sanft die Hand ihrer Schwiegertochter; ihre Augen aber hafteten am Boden, und die schmalen Lippen waren herb geschlossen. Jetzt entgegnete sie gepreßt: „Diese gepriesene Energie ist nicht mein Verdienst. Das Schicksal war, wie Sie wissen, Desirée, mein Lehrmeister. Es hat mich so lange geknechtet und zu Boden geworfen, bis ich es unter meine Füße trat." Sie brach plötzlich ab, wol in Erinnerung an die Gegenwart dritter Personen; und mit der durch jahrelange Uebung gewonnenen Selbstbeherrschung begann sie nach einer kaum secundenlangen Pause mit einer Stimme, der selbst ein geübtes Ohr nicht den leisesten Hauch jener Gemüthsbewegung anhörte, die noch eben ihr ganzes Wesen erschüttert: „Sie werden sich, Monsieur Karow, über das enthusiastische Lob wegen einer einfachen Pflichterfüllung wundern, da Sie einer Nation angehören, die in Thatkraft und energischem Handeln allen andern als Muster vorangeht. Allein bedenken Sie, daß die Marquise, meine Tochter, ihre erste Jugend im

Orient verlebt hat, in einem Lande, wo das Fatum, jene unerbittliche Gottheit, die vor Jahrtausenden das Geschick eines jeden Sterblichen bestimmte, einen lähmenden Einfluß ausübt auf die Seelen der Menschen; wo die höchste Tugend, nach deren Vollkommenheit zu streben dem aufwachsenden Kinde eingeprägt wird, die stumpfe Resignation, die willenlose Ergebung in den Willen des Allmächtigen ist ... und Sie werden diese Bewunderung eines energischen, seines Ziels und Zwecks bewußten Handelns begreifen."

Karow war ihren Worten mit wachsendem Interesse gefolgt: daher also kam jener eigenthümlich fremdartige Hauch, der wie ein Bann auf der Erscheinung des jungen Weibes lag, das unbestimmte Sehnen in dem müden Blick! Eine losgerissene Blüte, vom Winde verweht, nicht fähig Wurzel zu schlagen in dem fremden Erdreich, und doch zu schwach, sich loszureißen von den Banden, die sie gefesselt hielten. Einer glücklichen Hand vielleicht war es gegeben, die halbwelken Blätter und frostzerstörten Triebe dieser schönen Frauenseele wieder zur Entfaltung zu bringen — ob ihm die Gottheit diese Gunst gewährt?

Er suchte unwillkürlich das Auge der jungen Frau, das voll und groß dem seinen begegnete, so offen, aber auch so leidenschaftslos, wie das Auge eines Kindes. Bei den letzten Worten ihrer Schwiegermutter überflog ein schwaches Lächeln ihre Züge. „Belle-mère stellt mir immer die Frauen Ihrer Nation zum Vorbild auf", meinte sie, zu Karow gewendet. „Ueberhaupt ist sie eine rückhaltslose Verehrerin der englischen Erziehung."

„Der englischen Erziehung?" wiederholte Karow erstaunt. „Woraus schließen Sie, daß ich ein Engländer sei?"

„Aus Ihrem Urtheil über meine Lektüre", entgegnete sie ebenso. „Dasselbe bewies ein so klares Verständniß der Gedankentiefen Byron'scher Poesie, dessen Werke mir zum großen Theil noch immer ein Buch mit sieben Siegeln sind, daß ich Sie für einen Landsmann des großen Briten hielt."

„Ich habe Byron, wie ich leider eingestehen muß, nur in der Uebersetzung gelesen", fuhr Karow unbefangen fort, ohne die Geberden des Doctors zu beachten, der sich vergebens bemühte, ihm einen warnenden Wink zu ertheilen, „in der deutschen Uebersetzung ..."

Er hielt inne, erstaunt über die Wirkung seiner Worte. Aus den Wangen der jungen Frau war wie durch einen vernichtenden Schlag jede Spur von Farbe gewichen, und jäh, als bedürfe er eines Schutzes, zog sie ihren Liebling von der Seite des jungen Deutschen und preßte ihn krampfhaft an sich, ihr Gesicht in seinen Locken bergend. In den Zügen der alten Marquise konnte er nicht lesen, denn sie hatte die Hand über die Augen gelegt; aber von ihren Lippen hallte es tonlos wider: „Ein Deutscher!"

Nach einer minutenlangen, für alle gleich peinlichen Pause ließ sie die Hand sinken, und mit einem schwachen Versuch zu lächeln begann sie: „Sie werden uns einer unbegreiflichen Taktlosigkeit zeihen! Doch es gibt Augenblicke, die so unser innerstes Sein aus den Fugen reißen, daß uns kein Gedanke an die Regeln der Convenienz übrigbleibt. Die Erwähnung Ihrer Nationalität war solch ein alles verdunkelnder Moment. Halten Sie uns nicht für kleinlich und politisch

unduldsam, und verzeihen Sie die augenblickliche Schwäche einer Frau, welcher der deutsche Krieg binnen wenig Wochen ihre beiden blühenden Söhne geraubt."

Der Doctor räusperte sich laut, offenbar um seine Rührung niederzukämpfen, und fuhr sich mit dem seidenen Tuch ein paarmal über die blinzelnden Augen, seine Theilnahme zu bezeigen; während Karow, welchen die Größe des Unglücks und der Seelenadel, der sich in den schmucklosen Worten der Marquise aussprach, tief erschütterte, sie mit herzlichen Worten um Verzeihung bat, daß er, ohne zu wollen, so schmerzliche Erinnerungen in ihrer Seele wach gerufen.

Endlich machte der in allen Lebenslagen gewandte Badearzt den etwas schwerfälligen Auseinandersetzungen Karow's ein Ende. Seine brillantenbesetzte Uhr, das Geschenk eines fürstlichen Patienten, zu Rathe ziehend, erklärte er, daß seine Zeit dränge, da er noch mehrere Krankenbesuche zu machen habe. Diesmal verstand der Gelehrte den in den Worten des Doctors enthaltenen Wink und erhob sich gleich jenem, sich von den Damen zu verabschieden.

Der kleine René hatte ohne Verständniß, aber mit einem ungewissen Angstgefühl der letzten Scene beigewohnt. Jetzt hielt er sich nicht länger. Die Hand Karow's festhaltend erklärte er schmollend: „Ich habe Ihnen doch versprochen, alle meine Sammlungen zu zeigen, alle meine Sammlungen", wiederholte er mit Nachdruck und Stolz, „und nun haben Sie noch nichts gesehen und wollen schon gehen!"

„Monsieur Karow wird ja wol nicht das letzte mal bei uns gewesen sein", beruhigte die Großmama den Kleinen. „Der Doctor sagte mir zwar, daß Sie uns schon so bald zu verlassen gedenken", wandte sie sich liebenswürdig an Karow, „doch hoffe ich Sie jedenfalls noch einmal bei uns zu sehen." Sie reichte dem deutschen Gast, der sich dankend stumm verneigte, freundlich zum Abschied die Hand.

„Wann gedenken Sie Granville zu verlassen?" fragte die Mutter René's, aus der Erstarrung, die über ihr gelegen, erwachend, und heftete die großen Augen fragend auf das Antlitz des Gelehrten.

„Ich weiß es nicht", entgegnete dieser unsicher; „jedenfalls bleibe ich noch eine Reihe von Tagen hier. Diese Küste birgt so mannichfaltige Schätze, die den Naturforscher lockend zurückhalten — Schätze, die nicht mit einem mal gehoben sind."

Er verbeugte sich hastig und folgte dem ihm vorausgegangenen Arzt.

(Fortsetzung folgt.)

Südafrika und die südafrikanischen Wirren.

Von

Friedrich von Hellwald.

I.

Seit einer Reihe von Jahren ist in Südafrika eine völlige Umwälzung der politischen und socialen Verhältnisse eingetreten, und man darf diese Umgestaltungen vielleicht als die Vorläufer des sich entwickelnden Entscheidungskampfes in Südafrika überhaupt betrachten. Dieselben, wie in den nachstehenden Zeilen beabsichtigt, in ihrem Zusammenhange darzustellen, dürfte um so angezeigter erscheinen in dem Augenblicke, in dem auch das Deutsche Reich in unmittelbarster Nähe der fraglichen Gebiete Colonialbesitz erworben hat und demnach den Ereignissen in Südafrika nicht mehr als unbetheiligter und gleichgültiger Zuschauer gegenübersteht. Selbstredend müssen wir zum bessern Verständnisse sowol eine Schilderung von Land und Leuten als auch eine geschichtliche Uebersicht der politischen Gebilde und der mit der geographischen Entschleierung des Landes Hand in Hand gehenden Besiedelung des Bodens in Südafrika voransenden.

Ein Riesenstrom ersten Ranges, der Sambesi, welcher trotz mannichfacher, sehr stark von seiner allgemeinen Richtung abweichender Krümmung im ganzen den schwarzen Continent von Westen nach Osten durchströmt, darf vielleicht als die nördliche Abgrenzung jenes Stückes Afrikas gelten, welches gemeiniglich als Südafrika bezeichnet wird. Erforschung und Besiedelung Südafrikas gingen indeß von der Südspitze des Erdtheils aus, um erst in spätern Zeiten bis an den Sambesi zu gelangen. Diesen südlichsten Theil Afrikas nennt man gemeiniglich das Capland; es findet seine Nordgrenze an dem Garip oder Oranjefluß, welcher Südafrika in ostwestlicher Regierung durchströmt und in Lesuto, d. h. dem Laude der Basuto, seinen Ursprung nimmt. Gegenwärtig ist letzteres, sowie alles Land südlich vom Oranje, sowie längs der Südostküste bis zur Mündung des Tugela britisch; jenseit des letztern liegt das Land der Zulu oder Sulu und nördlich vom Oranje erstrecken sich die beiden Republiken der Boeren (sprich Buren), nämlich der Oranjefreistaat und die Südafrikanische Republik, früher Transvaal genannt, weil sie im Süden vom Vaalflusse begrenzt wird, welcher dem Oranje zuströmt; gegen Norden bildet ihre Grenze der krumme Bogen des Krokodilflusses oder Limpopo, welcher nördlich von

der Delagoabai in den Ocean sich ergießt. Zwischen Limpopo und Sambesi gibt es keine europäisch geordneten Staatsgebilde mehr, wohl aber im Westen von Transvaal und Oranje, wo unter englischer Oberhoheit Westgriqualand (Griqua Land West) und in jüngster Zeit der Freistaat Stellaland entstanden sind, worüber ausführlicher zu berichten sein wird. Das ganze hier abgesteckte Gebiet wird von dem riesigen Bogen einer in mäßigem Abstande der Küstencontour folgenden Bergkette durchzogen, die eigentlich nur den Rand des südafrikanischen Tafellandes bezeichnet. Sie führt auf ihrem langen Zuge von der Oranjemündung bis zum Limpopo sehr verschiedene Namen, erlangt aber in den Draken- oder Kathlambabergen Transvaals, welche längs der Ostküste hinstreichen, die höchste Entwickelung. In der Regel ist ihr, wie zumeist in solchen Fällen, eine Küstenkette vorgelagert, die in Südafrika am schärfsten im Caplande ausgeprägt ist. Zwischen dieser und der Hauptkette breitet sich dort die Karroowüste aus. Zu beiden Flanken dieses Gebirges sitzen reine Kafirstämme, im Westen die Basuto oder Osttschuanen. Jenseit der Grenze Transvaals, also noch mehr im Westen, erstrecken sich die Tschuanen fast von den Ufern des Oranje bis an den Sambesi und werden von den Hottentotten, welche vorzugsweise den Westen Südafrikas einnehmen, durch die große wasserlose Kalahariwüste geschieden. Im Norden dieser letztern, in der Nähe des Ngamisees, welcher knapp an der Völkerscheide der Kafir und Hottentotten liegt, treiben sich Buschmänner herum, welche übrigens eingesprengt in die Bezirke der Hottentotten wiederholt angetroffen werden, ihren Hauptsitz aber südlich vom Oranje im Caplande haben.

Bekanntlich wollte König Johann II. von Portugal, welcher den Sitz des sagenhaften Erzpriesters Johannes nach erhaltenen Nachrichten in Ostafrika glaubte, denselben aufsuchen lassen und sendete deshalb im Jahre 1486 ein kleines Geschwader unter Bartolommeo Diaz aus. Dieser umsegelte auch wirklich 1487 das Südende Afrikas, aber weiter vorzudringen hinderte ihn eine unter seinem Schiffsvolke ausgebrochene Meuterei. Wegen der schrecklichen Stürme, welche Diaz an dem südlichen Vorgebirge Afrikas bei der Umsegelung ausgestanden hatte, nannte er dasselbe Capo tormentoso, d. h. stürmisches Vorgebirge; aber König Johann, welcher nach Diaz' Mittheilungen nicht zweifelte, daß der Weg nach Indien gefunden sei, gab ihm den Namen Vorgebirge der Guten Hoffnung. Seither ist es das Cap par excellence und hat man sich gewöhnt, vom Cap kurzweg zu sprechen. Der Name ging sogar auf das umliegende Gebiet sowie auf die unfern vom Vorgebirge gegründete Stadt über. Johann's Nachfolger, König Emanuel, ließ den aufgefundenen Weg weiter verfolgen. Eine Flotte von vier Schiffen unter Vasco da Gama ging 1497 unter Segel und umsegelte noch am 22. Nov. desselben Jahres glücklich das Cap, worauf sie ihre östliche Fahrt fortsetzte. Doch war es den Portugiesen nur um den Weg nach Indien zu thun; um das Land, welches am Cap endigte, kümmerten sie sich nicht. Dasselbe blieb auch ein ganzes Jahrhundert lang völlig unbeachtet, und Portugal war inzwischen von seiner meerbeherrschenden Stellung längst herabgesunken; seinen Platz hatte das kühne unternehmende Volk der Holländer eingenommen. Ein Sohn der Niederlande, Cornelis Houtmann, war es auch, welcher 1596 zuerst eine holländische Niederlassung am

Cap der Guten Hoffnung gründete, dessen umgebende Landschaft von dem Engländer J. Lancaster 1601 erforscht wurde. Ihm folgten in den Jahren 1607—9 der Holländer Willem Keeling und 1608 der Engländer Alexander Sharpey, 1616 endlich der Brite Downton, doch war das eigentliche Ziel der meisten dieser Reisenden nicht das Capland, wo sie sich nur vorübergehend aufhielten, sondern Ostindien und die Molukken. Die Holländisch-Ostindische Compagnie war es auch, welche 1651 die Erlaubniß erhielt, am Cap eine Colonie anzulegen, die, mit dem Handelsmonopol ausgestattet, die anlaudenden Schiffe mit Proviant versehen sollte. Ein Jahr darauf ward die neue Capstadt durch Van Riebeek gegründet und angelegt, auch durch Festungswerke gesichert.

Capstadt, heute Capetown genannt, liegt an der in die Westküste Afrikas eingeschnittenen Tafelbai, noch ziemlich entfernt von dem Cap der Guten Hoffnung, welches das Ende einer Landzunge bildet, der westlichen Umrahmung der nach Süden sich öffnenden False-Bai. Der Anblick der heutigen Capstadt gewährt dem Ankommenden einen hohen Genuß. Da liegt zunächst südwestlich ein langer, aus großen Steinen aufgeführter Damm (the break water), welcher indeß nicht ganz genügenden Schutz den in der Meeresbucht liegenden Schiffen vor den manchmal mächtig hereinbrechenden Wogen des Oceans gewährt. Dahinter dehnt die meist felsige, von freundlichen Grasflächen oder weißen Sandstreifen eingefaßte Küste sich aus. Dort sind die von dem spitzig geformten Berge Löwenkopf (665 Meter) überragten, an der Berglehne und dem Meeresufer sich weit hinziehenden, freundlich in hübschen Gärten liegenden Landhäuser von Greenpoint und Seapoint in weiter Ferne zu sehen. Hier sind die von dem Klima und durch das Wasser unterstützten, üppig und wohl erhaltenen Parks der wohlhabenden Bevölkerung der Capstadt; zwischen Felsenrändern oder an den herabgestürzten Steinblöcken liegend, machen sie auf den Beschauer einen recht angenehmen Eindruck. Der durch seine Form eigenthümliche Löwenkopf ist nur durch einen Bergsattel mit dem die Capstadt überragenden, nach Osten den Horizont abschließenden Tafelberg (1082 Meter) verbunden. Der letztere aus einer riesigen, jähen, fast senkrecht abfallenden Felsenwand bestehend und in geringer Entfernung die Capstadt nach jener Seite einschließend, kann als eine „Wacht am Meere" für diese gelten; denn die zu manchen Zeiten heftig und anhaltend wehenden Oststürme können der Stadt nicht schaden und höchstens nur den Straßenstaub mächtig aufwirbeln. Nach Nordosten, an den Tafelberg ohne besonders schöne Form anstoßend, befinden sich einige Felsspitzen, die nicht die Höhe ihres nahen Gefährten erreichen, hier unter dem Namen Teufelskopf (1000 Meter) bekannt und etwas höher als der Löwenkopf sind. Um die Meeresbucht und zwischen die Stadt hin zieht sich auch heute ein Gürtel von Befestigungen, die indeß keine große Bedeutung nach den Landseiten haben, aber durch Neuanlagen auf den verschiedenen umliegenden Höhen leicht sehr beträchtlich verstärkt werden könnten. Die etwa 35000 Einwohner zählende Stadt wird nach amerikanischem Muster durch rechtwinkelige nicht allzu enge Straßen nach allen Seiten durchschnitten, auch befinden sich außer dem bedeutenden Markt- und Paradeplatze in der Nähe des Bahnhofs noch andere Plätze vor Kirchen, Palästen und Kasernen. Freilich sind die meisten Häuser niedrig und schmuzig, was dem

Fremden manche Enttäuschung bereitet. Durch günstige Lage und eine ziemlich sichere Meeresbucht ausgezeichnet, hat doch Capstadt ihre ganze commerzielle Bedeutung an Port Elizabeth an der Ostküste des Caplandes abtreten müssen.

Die holländischen Colonisten, welche sich im 17. Jahrhundert an der Südwestspitze Afrikas niederließen, gemeiniglich Boeren oder Boers, d. h. „Bauern" genannt, lebten anfangs begreiflicherweise in fortwährendem Kriege mit den Eingeborenen des Landes, die sich jedoch unterwarfen oder in öde Gegenden zurückzogen. Es waren dies die Kaffern, Hottentotten und Buschmänner. Von diesen standen und stehen noch heute die letztern, ihrer Gesittung nach, entschieden am tiefsten. Der Buschmann oder Saap, wie er selbst sich nennt — ein Mensch von auffallend kleiner Statur — hat kein Haus und keinen Hof, keinen König und kein Vaterland; er hat kein Vieh; nicht eine Kuh oder Ziege nennt er sein, und hat außer dem Hunde und der Laus in seinem Pelze nie Hausthiere besessen. Mit einigen halbwilden Hunden streift er im Gefilde umher, selbst einem Wilde des Feldes zu vergleichen. Wegen ihrer Räubereien lebten die Buschmänner mit ihren Nachbarn von jeher auf dem Kriegsfuße; seit dem vorigen Jahrhundert wurden planmäßige Ausrottungszüge der Boeren gegen sie ins Werk gesetzt, infolge welcher sie sehr zusammenschmolzen. Ein kleiner Theil ward zu einer seßhaften Lebensweise gezwungen, vermischte sich aber sehr bald mit den Hottentotten und andern Farbigen. Die noch freien Buschmänner sind die Zigeuner Südafrikas, denn auch sie besitzen noch heute jene unbezähmbare Wanderlust, die sich niemals an feste Wohnsitze gewöhnen kann. Etwas höher stehen die Hottentotten oder Khoikhoin, welche, als die europäischen Colonisten das Capland besetzten, noch ziemlich zahlreich waren und in eine Reihe von Völkern zerfielen, welche durch Sprache und Sitte voneinander sich unterschieden und sich auch besondere Namen beilegten. So finden wir in den alten Acten und Chroniken der holländischen Capcolonie, ferner in alten Reisewerken etwa zwanzig Stämme erwähnt, von denen allen jetzt kein einziges Individuum mehr vorhanden ist. Theils wurden sie durch die Kriege mit den benachbarten Kaffern, noch mehr aber mit den Boeren vernichtet; theils verschwanden sie durch die Mischungen mit allen möglichen durch die Europäer dahin gezogenen Völkern. Gegenwärtig sind die zu den allerhäßlichsten Menschenstämmen gehörenden lederfarbigen Hottentotten eine Rassen- und Völkerruine. Nur der Stamm der unabhängig gebliebenen Nama, im Norden des Oranjeflusses, hat seine Blutsreinheit zu erhalten gewußt; schon die Kora sind stark mit Kaffern und Europäern gemischt. Der Stamm der Gri sowie die in der Capcolonie jetzt lebenden Hottentotten haben ihren Typus und ihre Eigenthümlichkeiten ganz verloren; sie sind Mischlinge (Basters) der Hottentotten und Weißen, wie auch der von den letztern eingeführten Sklaven aus dem Nordwesten Afrikas und den Inseln des Indischen Oceans; sie sprechen auch ein gebrochenes Holländisch, in welchem die verschiedenartigsten fremden Elemente sich vereinigt vorfinden, und leben in dem ganzen Gebiete der Colonie zerstreut als Dienstboten, Vagabunden und Taugenichtse, die bei den Missionsstationen müßig sich aufhalten. Durch ihren Charakter geht ein Zug, welcher bestimmend auf ihr ganzes Auftreten und indirect auch auf ihr Schicksal eingewirkt hat: dies ist ein bodenloser Leichtsinn. Ihr Temperament ist

vorwiegend sanguinisch, und bei dem Leichtsinn ihres Charakters ergibt dies eine Unberechenbarkeit der Handlungsweise, welche ihre mannichfachen guten Eigenschaften vollständig lahm legt. Der Hottentott ist eine durchaus bewegliche Natur; seine Gefühle sind leicht zu erregen und äußern sich in lebhafter Weise; aber er wird ebenso leicht eigensinnig, verstockt und ungehorsam, zornig und rachgierig. Er ist geneigt sein Eigenthum zu verschwenden und zu verschleudern, dabei aber von einer grenzenlosen Faulheit. Selbst der Hunger vermag ihn selten zur Arbeit zu zwingen; er legt sich lieber hin und sucht denselben zu verschlafen oder schnallt den Hungergürtel enger. Der erwähnte „Hungergürtel" ist ein breiter Lederriemen, den die Eingeborenen Südafrikas fast alle um den Leib tragen und den sie nach und nach immer enger schnallen, wenn sie Hunger fühlen und ihn nicht stillen können. Von Moral ist nicht viel bei ihnen zu bemerken; sittliche Grundsätze für ihre Handlungsweise zu suchen, fällt ihnen nicht ein. Wenn nicht die Furcht vor Strafe den Hottentotten zurückhält etwas Schlechtes zu thun: die Stimme des Gewissens dürfte selten stark genug dazu sein. Fehlt ihnen ja doch sogar der Begriff des Gewissens! Lüge, Diebstahl und Sinnlichkeit sind daher weitere Laster der Hottentotten. Von Haus aus ist ihr Charakter gutmüthig, nicht blutdürstig. Sie sind meist heiterer Laune, lieben die Geselligkeit, lachen und scherzen gern. Ihre Intelligenz ist keineswegs gering, und sie lernen besser als die Kaffern, obgleich sie wenig Ausdauer zeigen. Die im Osten der Hottentotten hausenden Kaffern bilden eine Gruppe der sogenannten Bantuvölker, für welche die gebräuchliche Benennung „Kaffern" ein Trivialname ist, dem arabischen Worte Kâfir, d. h. Ungläubiger, entstammend, richtiger also Kafer oder Kafir zu schreiben wäre. Alle Stämme der Bantu zeichnen sich aus durch eine dunkle, schwärzlich pigmentirte Haut und wolliges Haar, dessen Beschaffenheit sehr wechselt, das aber niemals schlicht oder straff wird. Die ebenfalls sehr veränderliche Hautfarbe geht durch die verschiedenartigsten Schattirungen, vom tiefen Sepia bis zum Blauschwarzen; der Körper ist meist kräftig entwickelt, der Schädel dolichocephal und hoch, die Gesichtsbildung bei reiner Rasse niemals europäisch. Was ihre geistigen Fähigkeiten anbelangt, so führen die Bantu die höchsten Gedanken religiöser Philosophie auf die platte Wirklichkeit zurück. Der Kaffer ist Rinderhirt und Krieger. Sein Ideal, der Gegenstand, für den er schwärmt und den er in seinen Liedern mit Vorliebe besingt, das sind seine „haarigen Perlen", nämlich seine Ochsen, das ist sein werthvollstes Besitzthum. Von ihnen unterhält er sich stundenlang beim Glase Kafferbier mit seinem Nachbar; für sie baut er zuerst und am festesten den Viehkraal bei seiner Niederlassung. Um Ochsen zu rauben, verlangt er Krieg. Ochsen schenkt er seinen Kindern bei der Geburt, für Ochsen verkauft er seine Töchter, für Ochsen tauscht er seine Frauen ein, die ihm nach den Ochsen für das Höchste gelten, und deren jeder eine größtmögliche Zahl zu erwerben strebt; sein Vieh schützt er gegen Raubthiere durch den hohen Zaun von eingerammten Pfählen und dichten Dornhecken oder vertheidigt es mit den Waffen. Die Sorge, sein geringes, aber mühsam erworbenes Eigenthum oder wol gar das unter Angst und Gefahr bewahrte Leben zu verlieren, also alles, was für ihn bei dem Mangel höherer Vorstellungen Werth haben kann, mischt indeß seinem Charakter eine gewisse Feigheit

bei. Wol ermangeln sie nicht eines gewissen Muthes, doch ist auch ein unverschämtes, bramarbasirendes Auftreten bei ihnen so gewöhnlich, daß man wirklich glauben kann, einen stolzen Krieger vor sich zu haben, während es nur ein erbärmlicher Wicht ist, der seinen Vortheil versteht. Diesen im Auge zu behalten ist die größte Tugend aller Bantu: darin ist ihr Charakter am entwickeltsten, ihr Verstand am schärfsten; alles andere wird dem materiellen Vortheile untergeordnet. Wo es etwas zu erhaschen gibt, kümmert der Kaffer sich wenig um die sonst von ihm bewahrte äußerliche Ruhe und würdevolle Gelassenheit; um alles fragt der Kaffer unter Umständen an, sobald er eine Aussicht auf Erfolg sieht, und der Ton, in welchem es geschieht, ist ganz von den Umständen abhängig. Gewaltsame Beraubung, obwol häufig genug, und zum Theil gewerbsmäßig betrieben, ist indeß doch viel seltener als Stehlen, welches in der Form des Viehdiebstahls so verbreitet ist, daß es politische Bedeutung erhält. Die mit dem Diebssinne zusammenhängende Heuchelei ist gleichfalls stark ausgebildet. Dennoch entbehrt der Kaffer durchaus nicht des Rechtsgefühls, ja er besitzt sogar eine bewundernswerthe Gewandtheit, in Rechtssachen zu urtheilen. Im allgemeinen aber macht er sich über alles, was nicht in den engen Kreis seiner wenigen Bedürfnisse und Neigungen fällt, nur ungern Sorgen. Am liebsten gibt er sich einer gedankenlosen Fröhlichkeit hin und genießt das Heute, indem er den kommenden Tag für sich sorgen läßt; solange er sich in dieser harmlosen Laune befindet, zeigt er sich umgänglich, gastfreundlich und zuvorkommend. Er sucht Gesellschaft, um sich zu unterhalten, und wenn er dann im Kreise guter Freunde um den Biertopf lagert, schwatzt und schnupft, erscheint er als der gutmüthigste Mensch von der Welt, während die Wildheit in seinem Charakter schlummert. Wird die ruhende Leidenschaft aufgeregt, so geräth der Kaffer in einen Zustand der Raserei, in welchem ihm die größten Scheußlichkeiten ein besonderes Vergnügen zu machen scheinen; dagegen ist er weder nachtragend noch rachsüchtig. Die Neigung zur Gedankenlosigkeit ist ein bedeutendes Hinderniß seiner Bildungsfähigkeit; sein Geist besitzt nicht Elasticität genug, um die Belastung mit weittragenden Gedanken auszuhalten. Die religiösen Ideen der Kaffern stehen daher auf allertiefster Stufe; alle haben unklare Vorstellungen von einer Fortdauer nach dem Tode, und die Geister der verstorbenen Vorfahren sind es, welche zumeist Gegenstand eines gewissen Cultus werden. Außer diesem Ahnencultus hegen die verschiedenen Abtheilungen der Bantu noch den mannichfachsten Aberglauben, worunter der Glaube an Hexerei obenan steht und eine entsetzliche Verbreitung zeigt.

Dies waren die Völker, mit denen die holländischen Boeren seit 1659, als der erste Krieg mit den Eingeborenen ausbrach, nach und nach zu thun bekamen, zuletzt erst natürlich mit den Kaffern, welche von den europäischen Ansiedelungen noch fernab hausten. Letztere waren anfangs völlig auf ein kleines Gebiet an der westlichen Küste beschränkt, und von hier aus drangen dann einzelne Colonisten sowie Reisende nord- und ostwärts in das Land ein. Der verdienstvolle Schoutten wandte neun Jahre, 1663—72, an die Erforschung des Caps und seiner Umgebung; 1683 zog Olofberg nach dem Namalande, und 1686 der be-

kannte amsterdamer Arzt Olivier Dapper nach dem Lande der Kaffern, wohin ihm 1687 der Franzose Lojardière folgte. Die ersten Jahre des 18. Jahrhunderts brachten (1702—16) Jaar's und Vogel's Aufenthalt am Cap, wo 1703 Kupt und Peter Kolbe astronomische Untersuchungen anstellten; 1737 reisten die Missionare G. Schmidt und K. P. Thunberg im Caplande, und 1741 war Menzel der erste, welcher eine Wanderung auf den Tafelberg ausführte und die erste vollständige Beschreibung desselben lieferte. Eine neue Schilderung des Landes erhielten wir durch Heinrich Hop, welcher dasselbe 1761—67 mit Friedrich Bank durchzog, dann durch den schwedischen Ritter, Arzt und Professor Karl Peter von Thunberg, welcher sich geraume Zeit, bis 1775 auf dem Vorgebirge der Guten Hoffnung aufhielt. Gleichzeitig mit ihm reiste ein anderer Schwede, Dr. Andreas Sparrmann, ein Schüler Linné's, und ihm verdanken wir vieles für die Kenntniß der Gegend um das Cap sowie des Hottentotten- und Kafferulandes, wohin denn 1777—79 auch William Patterson drang und den Oberlauf des im Jahre 1777 von Gordon entdeckten Oranjeflusses besuchte. Das folgende Jahrzehnt ward durch des in Südamerika geborenen Franzosen François Le Vaillant's mehr abenteuerliche als gründliche Reise ins Binnenland eröffnet (1780—85). Le Vaillant gehört unstreitig zu den unterhaltendsten Reisebeschreibern, und sind seine Forschungen nicht immer ganz zuverlässig, auch an Tiefe der Beobachtung manchen seiner Vorgänger nachstehend, so ist doch nicht in Abrede zu stellen, daß er bis zu seiner Zeit am weitesten ins Innere des Caplandes vorgedrungen und auch von allen Schriftstellern dieser Art einer der gelesensten war. Seine zweite Reise nach Südafrika, 1784, zog bald noch mehr die Blicke aller Geographen und Freunde dieser Wissenschaft auf sich. Seitdem mehrten sich die Forschungsreisenden in jenem Gebiete sehr ansehnlich: 1790 durchforschten der Holländer Jakob van Reenen und Cornel de Long das Innere des Caplandes; letzterer besuchte auch das Kaffernland, ersterer schrieb ein an geographischen Bemerkungen reiches Tagebuch, welches mit seiner Einwilligung der britische Kapitän Edward Rion bekannt machte und der geistreiche Kurt Sprengel auch auf deutschen Boden verpflanzte. Im Jahre 1796 besuchten Stout und R. Percival das Cap; 1796 und 1801 machte John Barrow, ein berühmter Geograph und Kosmograph, seine Reisen im südlichen Afrika, 1801—2 der Zoologe J. Daniell, Trutter, Robert Semple, Sommerville, B. F. Buchenröder (1803) und Sparrmann. Unter diesen nimmt Barrow wohl die vornehmste Stelle ein. Das ganze Gebiet der damaligen europäischen Colonien bis an den Oranjefluß durchwandernd, gab er, der erste, eine Uebersicht der Arealgröße, indem er mit Hülfe der Statthalterschaft das ebene Land aufnehmen ließ. Nachdem Barrow den Tafelberg überstiegen und einige Tagemärsche zurückgelegt hatte, kam er in die Wüste Karroo, in welcher er neun Tage ostwärts vordrang, ohne eine Spur von Menschenwohnung zu entdecken. Er setzte nun seine Reise mitten durch die großen Gebirgsketten der Zwarte Berge und Nieuweveldberge weiter fort. Nach kurzem Aufenthalt auf dem Zwarteberg gelangte er in fünf Tagemärschen durch eine ganz verödete Gegend zu dem Dorfe Graaf-Reynet. Hier schloß er sich an eine Gesandtschaft an, welche die Einwohner in Verbindung mit den Bruntjeshoogte

an einige Kaffernhäuptlinge schickten. Doch machte er zuvor noch einen Ausflug nach der Bai von Algoa, auf welcher Reise ihm außer einem Salzsee, den die Boeren gewöhnlich „Salzkessel“ nennen, nichts Merkwürdiges aufstieß. Die Salzsubstanz desselben war so groß, daß eine durchsichtige, steinharte Kruste, wie eine Eisdecke, die Oberfläche überzog. Von dem Aufenthaltsorte des Kaffernkönigs Gaika, der auf einem Ochsen zur Audienz geritten kam und die Gesandtschaft mit der größten Leutseligkeit aufnahm, wurde die Reise gegen Norden hin nach dem Sneuwberge (Schneeberg) fortgesetzt, um Erkundigungen über die jenseitigen unbekannten Länder einzuziehen. So lernte Barrow nicht nur die europäischen Niederlassungen im Caplande ihrer ganzen Ausdehnung nach, sondern auch die Hottentotten- und Kaffernstämme nebst den wilden Buschmännern kennen. Nach seiner Rückkehr in die Capstadt unternahm er noch ganz allein eine Reise in das Gebiet der Namahottentotten, in der Nähe der Westküste; auf einer zweiten Wanderung in das Kaffernland erhielt er ausführliche Nachrichten über die „Booshooanas“, d. h. die Tschuanen, und war auf diese Weise in den Stand gesetzt, eine gleichsam völlig neue Ansicht des ganzen südafrikanischen Landstriches und seiner verschiedenartigen Bewohner zu liefern. Die ersten aber, welche in das Land der Tschuanen, wirklich vordrangen und den Platz Litaku oder Lattaku, jetzt Kuruman, erreichten, waren die Engländer Trutter und Sommerville, welche durch ihre Perücke und ihren langen Haarzopf das Staunen aller Eingeborenen erregten. Weiter nordwärts besuchten sie die Stämme der Barolong, einer überaus gastfreundlichen Tschuanensippe, von der sie nur flüchtige Notizen hatten. Die 1801 ausgeführte Reise vom Karree-River, einem Nebenflusse des Sack-River, bis Litaku dauerte 33 Tage. Es war natürlich, daß die meisten dieser Reisen sich nur auf den Theil Südafrikas erstrecken konnten, der von Europäern besiedelt war. Nun kam der deutsche Gelehrte, Dr. Martin Heinrich Karl Lichtenstein, in der Eigenschaft als holländischer Militärarzt und in Begleitung des Generals Janssen, welcher zum Gouverneur der Capcolonie ernannt worden, nach dem Vorgebirge der Guten Hoffnung und erhielt durch die Gunst seiner Vorgesetzten die Gelegenheit, in den Jahren 1803—6 das Innere von Südafrika kennen zu lernen. Er begleitete den Generalcommissar Uitenhage de Miß auf einer siebenmonatlichen Reise, nahm dann 1804 die Stelle eines Chirurgien-Majors bei einem Bataillon hottentottischer leichter Infanterie an und ward selbst, nachdem er einige kleinere Streifzüge gemacht hatte, im Jahre 1805 als einer der Regierungsbevollmächtigten zu den damals noch immer wenig bekannten Tschuanen gesendet. So gelang es ihm also einen Theil des den Holländern noch nicht gehörigen Caplandes zu bereisen, bis zum Stammsitze des Häuptlings Mudiwang zu kommen, den Sack-River zu besuchen und zahlreiche Beobachtungen über die Bodenbeschaffenheit und die Naturverhältnisse der Südspitze Afrikas zu machen, sodaß seine Aufzeichnungen lange Zeit die Hauptquelle für die Kenntniß jener Gegenden bildeten.

Der Flächenraum der jetzigen, seit damals nicht unbeträchtlich vergrößerten Capcolonie übertrifft noch um etwas jenen von Großbritannien und Irland, und dieser ganze Raum zeichnet sich durch die strenge Einfachheit seiner Gliederung

aus. Von der Küste, deren südlichste Spitze nicht, wie vielfach irrthümlich gemeint wird, das Vorgebirge der Guten Hoffnung, sondern das Cap Agulhas oder Nadelcap ist, steigt das Capland in mehrern, nacheinander folgenden Terrassen auf. Wir stoßen zunächst auf eine Küstenterrasse, welche im Süden als der seichte Boden des Meeres sich fortsetzt, 15—110 Kilometer breit ist und 60—70 Meter über das Meer emporsteigt. Ganz einsam erhebt sich an der Südwestecke des Landes das schon mehrfach erwähnte 10 Kilometer breite und 65 Kilometer lange Tafelgebirge; auf der Ebene selbst wechseln fruchtbare Strecken thonigen Bodens mit schilfigen Sümpfen und öden Sandfeldern, wo oft ein Mimosenbaum das Merkzeichen der Umgegend wird. Hinter dieser Ebene steigt der steile, kluftenreiche Rand der zweiten Terrasse empor, welche die 90 Kilometer langen Schwarzen Berge — man unterscheidet Kleine Zwarte Berge im Westen und Groote Zwarte Berge im Osten — umschlingen, bis zur Stadt Uitenhage vordringen, dort den Cockscomb-Pic (1143 Meter) aufthürmen und als Sauergebirge (Zuure Berge) bis Grahamstown im Osten ziehen. Nach Norden zu zweigen sich die Khamiesgebirge ab, wogegen die Outeniqua- und Swellendamer Berge eine Art Vormauer bilden, welche durch den in der Nähe der Mosselbaai (Muschelbai) mündenden Gauritzfluß durchbrochen wird. Dieser entsteht aus dem Zusammenflusse des Groote Rivier und des Olifantflusses, welche beide in einer langen Thalspalte — man nennt solche „Kloof", Kluft — fließen. Diese Kloof scheidet die beiden letztgenannten Bergzüge von den Schwarzen Bergen, während die beiden Flüsse aus entgegengesetzten Richtungen, der Groote Rivier aus Westen, der Olifant aus Osten kommen. Gegen Westen streichen die Zonder-End-Berge, welche bei Stellenbosch in 1544 Meter Seehöhe gipfeln; dort schließt sich ihnen sozusagen im rechten Winkel das gerade südnördlich ziehende Drachensteingebirge an, das am Winterhoek (2085 Meter) diesen Namen verliert; an diesem Berge verknotet es sich nämlich mit den westlichen Fortsetzungen der Schwarzen Berge, um dann in einer Parallelkette weiter nordwärts auszulaufen. Es sind dies die meerwärts gekehrte Olifantkette und die ins Binnenland abfallenden Cedarberge, unter welchen der Sneuwkop 1931 Meter hoch aufragt; sie bilden das Thal eines am Winterhoek entspringenden Stromes, der wiederum Olifant-Rivier heißt, aber in den Atlantischen Ocean mündet und mit dem früher erwähnten südlichen Olifantflusse nicht zu verwechseln ist.

Die Schwarzen Berge mit ihren Aesten gegen Ost und West bilden das öde Randgebirge der zweiten Bodenstufe, der sogenannten Karroo. Rothgraue Sandsteinmassen steigen wie eine Festungsmauer fast senkrecht 1200—1500 Meter empor; hier und da klafft eine Schlucht, wiederum Kloof genannt, mit kahlen Wänden jäh hinab und bietet ein Eingangsthor von schlundartiger Enge, dessen Boden wirres Steingeröll bedeckt, über welches sich der Ochsenwagen des Reisenden, das in Südafrika übliche Reisevehikel, zu der Grasfläche des Karroo emporwinden muß. Ringsum öde, schauerliche Wildniß der Schwarzen Berge, ringsum plumpe Felsklumpen, flach abgeschnittene Bergstumpfen, von Regen und Gewitter ausgefurchte Rinnen an den Seiten der grauen Gebirgsrücken. Hat man diesen Bergwall erstiegen, so senkt man sich in eine unabsehbare Ebene von etwa 55000 Quadrat-

kilometer hinab, welche 780—1040 Meter über der Meeresfläche liegt und 110—150 Kilometer breit ist. Nur vereinzelte Klippenreihen oder tafelförmige Bergstümpfe rothgrauen Sandsteines werden hier sichtbar. Weit und breit ist kein Baum, kein Strauch, kein Haus zu sehen, sondern nur Gras, welches dem dürren Sandboden entsprießt, noch viel seltener ein lebendiger, andauernder Bach. Dies ist die menschenarme Einöde der großen Karroo, die im Zusammenhange mit andern Ebenen gleichen Charakters und gleichen Namens — daher zur Unterscheidung „Große Karroo" — sich wie ein Gürtel an die bisher geschilderten Bergzüge Südafrikas anschmiegt und nur im Osten durch die sich dort aufbauende Gebirgsregion begrenzt wird. Die Karroo (d. h. hart) ist von einem ockerfarbigen, aus Sand und Thon, die von Eisen gefärbt sind, bestehenden Boden gebildet, der im Sommer zur Festigkeit der Ziegel ausdorrt; wenige Meter unter demselben befindet sich überall festes Gestein. Die die Karroo quer durchziehenden Flußbetten sind während neun Monate im Jahre trocken, und es fehlt daher fast ganz an Vegetation, einige Mimosen am Rande der Flußbetten ausgenommen. Aber schon einige Tage nach einem Regenfalle und namentlich in der Regenzeit keimen alle die unzähligen Zwiebelgewächse, welche der steinharte Boden einschließt, und die Ebene verwandelt sich in einen lachenden Blumenteppich, namentlich mit Salz- und Alkalipflanzen, geschmückt mit Mesembryanthemen, Lilien, Narcissen, Tulpen, Amaryllis, Iris und andern Knollengewächsen, oder in ein wogendes Grasmeer, welches die zahllosen Heerden der Antilopen, Quagga, Strauße und Giraffen durchziehen, denen wieder gefräßige Raubthiere nachschleichen. Dann ist die Karroo ein treffliches Weideland, zu dem die angrenzenden Gebirgsbewohner herabsteigen. Aber nur wenige mit Quellen versehene Oasen bleiben stets grün und erlauben eine Bebauung des Bodens; deshalb fehlen in dieser Wüste alle Dörfer oder sonstige feste Ansiedelungen.

Am nördlichen Rande der Karroo erheben sich neuerdings mächtige Gebirge, welche sie von der nächstfolgenden Terrasse, dem eigentlichen Hochlande des südafrikanischen Innern scheiden. Zu diesen 15—1800 Meter hohen Bergketten, welche monatelang in hellem Schneekleide schimmern und eine Menge noch wenig bekannter Thäler und Berglandschaften bergen, gehören im Westen das Roggeveld-, im Süden das Nieuweveldgebirge und ostwärts schreitend die Winter- und die alpinen Sneuwberge, unter welchen letztern der Compaßberg oder Spitzkop eine Höhe von 2590 Meter erreicht. Es ist dieses der höchste Gipfel des Caplandes. Im Nordosten beginnt ein den Oranjefluß begleitender Gebirgszug, bestehend aus den Rhinoster-, Bamboes-, den über 1830 Meter hohen Stormbergen, die sich weiterhin als Kathlamba-, Quauhtlamba- oder Drakenberge bis an den Limpopo fortsetzen. Obwol auch sie der Tafelform treu bleiben, sind sie doch an bedeutenden Erhebungen reicher als sonst ein Bergzug in Südafrika, und weisen noch in ihrem nördlichsten Teile die Mauchspitze mit 2675 Meter Seehöhe auf.

Nördlich vom Nieuweveld- und westlich vom Drakengebirge breitet sich die große südafrikanische Fläche aus, welche nur von wenigen Höhenrücken unterbrochen wird. Als bedeutsamste Erscheinung darin wären etwa die Karrooberge zu erwähnen, eine lange Reihe tafelförmiger einzelner Bergstöcke, welche 90—100 Kilo-

meter nördlich von den Nieuweveldbergen diesen parallel ziehen. Noch weiter nördlich treten verschiedene Salzpfannen auf; dann stoßen wir auf den großen Oranjestrom, um den sich unermeßliche Ebenen in ermüdender Einförmigkeit und 970—1620 Meter Meereshöhe ausdehnen; Grasflur reiht sich an Grasflur; nur hier und da grünt ein kleinblätteriger Strauch oder bedeckt wirres, dorniges Gestrüppe sandige Strecken. Dazwischen erscheinen weite, grauschimmernde Sandfelder, auf denen nicht einmal ein Grashalm Nahrung findet. Aus den Bergen heraus winden sich die Flüsse in tief eingeschnittenen Schluchten, deren Boden Kieselgerölle bedeckt. Der Oranje selbst bricht aus enger Schlucht hervor, dann weitet er sich allmählich aus und strebt durch wasserarme Steppen dem Atlantischen Ocean zu. In solchen liegt, am Oranje von flachen Höhenzügen umgrenzt, wo selbst im Winter Sträucher mit brennendrothen Blüten prangen, das sogenannte Griqua Land West, welches durch seine Diamantfelder große Berühmtheit erlangt hat. Der Unterlauf des Oranje dient der jetzt unter britischer Hoheit stehenden Capcolonie zur nördlichen Grenze; über ihn hinaus nimmt die zur Westküste hinabsteigende Stufenregion das unabhängige Groß-Namaland ein, von dem ein ansehnliches Stück nunmehr in deutschen Besitz übergegangen ist, ebenso wie die Küste des noch weiter nördlich sich anschließenden Damalandes. Den enormen Raum des Tafellandes zwischen diesem westlichen Höhenrande und dem Drakenzuge im Osten füllen im westlichen Abschnitt zwischen dem Oranje und dem Ngamisee die große Kalahariwüste, die Sahara Südafrikas, zwar brennend heiß und sandig, nicht aber so pflanzen- und thierarm wie diese, dann nach Osten das weite Gebiet der Tschuanen, welches bis an den Fuß der Drakenberge reicht. Die Tschuanen, wie wir sprachrichtiger die meist als Betschuanen oder Bachuana aufgeführten Stämme heißen, zerfallen in Westtschuanen oder Bakalahari und in Osttschuanen oder Suto (Basuto), und im Gebiet der letztern mehrt sich die Zahl der Gewässer. Mit dem Oranje verbindet sich der aus Nordost herabkommende Vaalfluß, der seinerseits zur Rechten wie zur Linken, freilich mehr auf letzterer Seite, welche die Nähe der östlichen Gebirge begünstigt, verschiedene Wasseradern aufnimmt. Ganz auffallend ist dieser östliche Theil Südafrikas dem Westen gegenüber gesegnet; denn nicht blos bieten die Abstürze des Drakengebirges Bilder von hohem landschaftlichen Reize, sondern auf dem vom Vaal durchflossenen Tschuanenplateau sind auch die Bedingungen für eine gedeihliche Entwickelung fester Ansiedelungen, trotz mancher Hemmnisse, besser als im übrigen Südafrika gegeben.

Die holländischen Colonisten dachten indeß nicht daran, in diese unbekannten weiten Fernen zu schweifen, sondern hielten sich fest im Westen, in der Nähe der Capstadt; im Jahre 1672 erweiterte sich die Colonie durch den Ankauf des gegenwärtigen Districts Hottentottisch-Holland, während Commandeur Overbeek mit verschiedenen Hottentottenhäuptlingen ein Uebereinkommen schloß, wonach das Land zwischen der Houtbaai (Holzbai) und Saldanhabai gegen eine geringe Kaufsumme den Niederländern abgetreten ward. Als Ludwig XIV. Holland zu vernichten drohte, wanderten mehrere reiche Holländer nach den Caplanden aus; aber auch 300 Franzosen, hugenottische Weinbauer, siedelten sich 1685 hier an, besonders

an den Orten Paarl, Stellenbosch und Franschhoek. Andere kamen nach, und heutzutage bilden die Nachkommen dieser französischen Flüchtlinge fast die Hälfte der sogenannten holländischen Bevölkerung, deutlich noch erkennbar in Aussehen und Sitte. Dunkles Haupt- und Barthaar, braune Gesichtsfarbe mit rothen Wangen, ein fröhliches, lebendiges Wesen, gute Manieren, ja selbst eine natürliche Höflichkeit und ein gefälliger Ton, auch bei jenen, die lange von jeder Gesittung abgeschlossen leben mußten, kennzeichnen sie als Franzosen, wenngleich sie auch jedes Wort ihrer Muttersprache vergessen haben. Natürlich sind sie alle durch Geburt, Familie und Sprache „Afrikander" geworden, wie die Boeren sich selbst nennen, viele erinnern sich aber mit Stolz ihrer Abkunft. Auch Dänen und Norweger kamen ins Land und verschmolzen mit den übrigen Europäern, welche sich im Laufe der Zeit in Sitten und Sprache zu einem Mischvolke, dem selbst farbiges Blut nicht völlig fremd blieb, zu einer besondern Nationalität ausprägten, welche von jener der heutigen Niederländer sehr verschieden ist. Obgleich die holländischen Statthalter nichts für die Verbesserung des politischen Zustandes in der Capcolonie thaten, gedieh dieselbe dennoch, freilich ohne sich räumlich auszubreiten, und bis zum Jahre 1795 blieben die Holländer im großen und ganzen ungestört im Besitz ihres Landes, denn ein 1780 während des nordamerikanischen Freiheitskrieges versuchter Angriff der Briten mislang. Im französischen Revolutionskriege aber eroberten die Engländer unter Admiral Elphinstone und General Clarke am 16. Sept. 1795 die Capstadt, und eine den Holländern zu Hülfe kommende Flotte unter Admiral Lucas mußte sich ergeben. Zwar erhielt Holland durch den Frieden von Amiens 1803 das Capland wieder zurück, aber schon 1806 ward es von den Briten abermals eingenommen, die es nun als Eigenthum behandelten, staatlich zu organisiren suchten, und im Pariser Frieden 1814 förmlich abgetreten erhielten. Das Gebiet der damaligen Capcolonie umfaßte das Land vom Atlantischen Ocean im Westen bis etwa zum Gamtoosfluß im Osten, und die Bevölkerung betrug ungefähr 62000 Weiße und Eingeborene.

Mit der Besitzergreifung des Caplandes durch die Engländer schlug auch die geographische Erforschung Südafrikas ein rascheres Tempo ein. Christliche Missionen waren zwar schon 1737 dort gegründet worden, jetzt aber, 1807, wurden sie tiefer ins Innere verlegt und durch Sendlinge der Herrnhuter und Wesleyaner verstärkt. Zahlreiche Reisende durchzogen nicht blos das eigentliche Gebiet der Colonie, sondern wandten sich auch nach Osten und Nordosten. So durchwanderte John Campbell 1813—20 die Küsten der Capcolonie bis nach dem damals noch so gut wie unbekannten Lande an der Weihnachtsküste, so genannt, weil sie von Vasco da Gama 1497 am Weihnachtstage zuerst gesehen worden. Von dieser, heute Natal genannt, wandte er sich nach dem Gebiet des Oranjeflusses, drang in demselben westwärts bis Pella im Namalande und gründete endlich Missionen bei den Tschuanen. Auch gegen Nordosten gelangte er weiter als irgendein anderer Reisender. Louis Alberti bereiste 1806 und 1818—24 das Capland und widmete dem ethnographischen Charakter der Völker desselben sein besonderes Augenmerk, desgleichen William John Burchell (1810—12), während Echton 1813—27 am Cap botanisirte und Latrobe, Dr. John Philip, Georg Thompson, J. W. D. Moodie,

Tombe und Cowper (1815—24) im Gebiet der Capcolonie und in Natal Reisen machten. Seit 1810 wirkte der deutsche Missionar J. L. Ebner unter den Hottentotten und im Namalande; sein College H. P. Hallbeck bereiste 1827 das Land der Tambuki und Kaffern und lieferte mit C. R. Kölbing werthvolle ethnographische Daten. Im Jahre 1828 unternahmen Gowie und Green eine größere Reise durch die Capcolonie und die Gebiete nördlich vom Oranje-Rivier bis an die Delagoabai. In den dreißiger Jahren stellten Missionare und andere Reisende, besonders während der zwischen den Engländern und den Kaffern ausgebrochenen Kriege, Studien über Land und Leute an; so Th. Pringh, Robert Moffat, des berühmten Livingstone Schwiegervater, dann St. Kay, Hamilton und G. Thompson, Gardiner, N. Isaacs (1836) und Alexander (1836—40). Bain gelangte 1830 vom Süden bis an den Oranje, Rolland drang 1831 in die Kalahariwüste ein. Das Tschuanenland durchstreiften seit 1833 die Missionare Th. Arbousset und F. Daumas, E. Casalis, Steedman, der tief ins Innere eindrang, und Lieutenant Moodie. Durch die Erfolge der Glaubensboten ermuthigt, ließ auch die englische Geschäftswelt die Gelegenheit sich nicht entgehen, Erzeugnisse der Industrie in jene Länder zu schaffen und Rohproducte daraus an sich zu ziehen. Britische Handelsleute überschritten Jahr für Jahr den Oranje, und es dauerte nicht lange, so wurde 1834 am Cap ein Verein: The Cape of good Hope Association for exploring Central Africa, zur Erforschung des innern Südwestafrika gegründet, welcher alsbald unter D. Andreas Smith eine Expedition aussandte, die jedoch in der Kalahariwüste nur bis zum Wendekreis des Steinbocks (23° 26′ südl. Br.) vorzudringen vermochte, indeß aber doch die Quellen des Caledonflusses und des Maputa bestimmte. Bald versuchten auch französische Missionare, längs des Caledonflusses in das Tschuanenland zu dringen. In den Jahren 1836—37 bereiste Kapitän J. E. Alexander Groß-Namaland, das Land der Buschmänner, und versuchte vom Westen her nach dem Innern zu gelangen. Um dieselbe Zeit entschloß sich Harris, durch die Capcolonie und die nordöstlich gelegenen Landschaften, sowie durch das Gebiet der Matabelekaffern nach dem „Großen See“ im Innern zu wandern, von dem die Eingeborenen erzählten, erreichte jedoch nicht sein Ziel. Um jene Zeit ging endlich in Südafrika eine volkswirthschaftliche Veränderung vor sich, welche für den bis dahin schwer zugänglichen Südosten die Aera der Entdeckungen eröffnete.

Wie wir sahen, waren die Caplande keine englische Colonie, sondern blos eine englische Eroberung. Die Engländer haben Südafrika nicht colonisirt, sondern unter frivolem Vorwand gewaltsam an sich gerissen, nachdem das Land schon seit anderthalb Jahrhunderten von niederländischen Auswanderern bebaut und besiedelt worden war. Diese Nachkommen niederländischer, französischer und deutscher Ansiedler, durch eine gemeinsame Geschichte und durch die ihnen nunmehr gemeinsame holländische Sprache verbunden, diese Boers also, welche noch jetzt den Grundstock der europäischen Bevölkerung Südafrikas bilden, hielten sich mit Recht für die eigentlichen Herren des Landes, und vermochten den Verlust ihrer Freiheit nicht zu verschmerzen. Die Behandlung, welche sie seitens ihrer neuen Gebieter erfuhren, war allerdings in keiner Weise danach angethan, den sich immer mehr entwickeln-

den Haß gegen die Briten abzuschwächen. Von den ersten Tagen der englischen Herrschaft datiren nämlich die Leiden und Beschwerden der holländischen Bevölkerung, die nunmehr nach einem Regierungssystem beherrscht werden sollte, das vielleicht civilisirter, vielleicht freiheitlicher, jedenfalls aber der großen Menge aller weißen Ansiedler fremd und unsympathisch war. Zwischen den Boers und den Engländern waltet in jeder Hinsicht ein unversöhnlicher Gegensatz in Anschauung und Sitte, gähnt eine unüberbrückbare Kluft. Die Boers, bei welchen in vielen Familien etwas farbiges Blut Eingang gefunden, was dann in der dunklern Hautfarbe zum Vorschein kommt und als eine Schande betrachtet wird, sind eine gesunde starke Rasse, physisch sehr den Hinterwäldlern Nordamerikas ähnlich, meist 1,83—1,93 Meter hoch, dabei sehr kräftig und breitschulterig. Die wenig schönen und graziösen Frauen neigen zu großer Leibesstärke; das Haar ist schlicht und zeigt die nämlichen Schattirungen wie in Deutschland, die Hautfarbe bei den Frauen ist ungemein weiß und zart, auch bei den Männern selten dunkler als bei uns. Die Boers haben in aller Treue den phlegmatischen, ausdauernden, soliden, ruhigen Charakter ihrer holländischen Vorfahren bewahrt, die Männer mehr noch als die Frauen; desgleichen in ihrer Lebensweise und ihren patriarchalischen Sitten. Jeder Boer, der etwas auf sich hält, muß eine eigene Farm besitzen, meist 9000 Morgen groß. Ein „Bywoner", d. h. wer auf fremdem Boden wohnt, ist arm und wenig geachtet. Die Boers haben keine Dörfer, sondern leben jeder vereinzelt auf seiner Farm. Da jeder neben Ackerbau zugleich Viehzucht in großem Stil treibt, so wird nur ein kleiner Theil der Farm bebaut, das große Ganze bleibt Weidefeld für die Heerden. Die Häuser, dauerhaft und zweckmäßig, bestehen meist aus starken Lehmhütten mit einem Grasdach. Statt der Fenster hat man kleine Luken, die abends geschlossen werden. Die innern und äußern Wände sind weiß getüncht; der Fußboden, von gestampftem Lehm, wird alle paar Tage mit in Wasser aufgelöstem Kuhdünger beschmiert. Das Mobiliar eines solchen Boerhauses ist meist sehr dürftig; ein bis zwei Tische, eine eigenthümliche Sitzbank, einige Stühle, deren Sitze aus in Streifen geschnittenen Thierfellen geflochten sind, bilden die ganze Einrichtung. Auf einem Bretchen an der Wand stehen Hausbibel und Gesangbücher, auf einem andern Medicinen, die nirgends fehlen. Der Boer steht früh auf, geht früh zur Ruhe, schläft stets angekleidet, wechselt auch nicht die Gewandung, reinigt sich nicht und wäscht sich sehr wenig, ist daher sehr schmuzig. Er trägt Kleidung nach europäischem Schnitt, der Mann dazu einen breitkrämpigen Hut, die Frau oder das Mädchen aber sogenannte Helgoländerhüte und Kattunröcke von möglichst bunten Farben, welche Kleidungsstücke sie aus den insgesammt eingeführten Stoffen meist selbst verfertigen. Der Boer ißt täglich dreimal, und womöglich stets warmes Fleisch; Kaffee ist sein Lieblingsgetränk. Im allgemeinen sind die Boers sehr leutselig, gastfrei, durchaus einfach, phlegmatisch und auch ehrlich, obgleich kleine Diebstähle nicht selten sind. Die Unbildung ist sehr groß; die wenigsten Boers können mehr als lesen und etwas schreiben; nur biblische Geschichte und den Katechismus lernen sie, denn sie sind sehr religiös, und je unwissender, desto strenger kirchlich gesinnt. Meist der niederdeutsch-reformirten Confession angehörig, entnehmen sie ihre Taufnamen mit

Vorliebe der biblischen Geschichte und haben sie vor ihren Predigern gewaltigen Respect; ja man darf sagen, wol nirgends in der Welt werde der Prediger so hoch geachtet und — so reichlich besoldet wie in der reformirten Kirche Südafrikas, was freilich nicht hindert, daß ihre Anhänger in dickem Aberglauben befangen sind und ihrem religiösen Glauben nur selten viel Einfluß auf die moralische Gewissenhaftigkeit einräumen.

Wie groß auch die colonisatorischen Talente der Briten sein mögen: eine beklagenswerthe Thatsache ist es, daß sie sich in den Gebieten, die sie besetzen, alle Welt zum Feinde zu machen verstehen. Auch für das stille, verschlossene Wesen der Boers, welche ohnehin einen starken Widerwillen gegen die englische Annexion hegten, haben sie niemals das leiseste Verständniß an den Tag gelegt. Namentlich in der Behandlung der eingeborenen Rassen seitens beider Völker, Boers und Engländer, offenbarte sich zuerst und von allem Anfange diese Grundverschiedenheit der Charakteranlagen. Im Jahre 1820 fand, um das britische Element zu kräftigen, die erste Masseneinwanderung von 4000 Engländern, richtiger Schotten, statt, welche sich an der Ostgrenze des Landes, an der weiten Algoabai, niederließen und dort das an einem Sandhügel sich hinaufwindende Port Elizabeth — gegenwärtig die zweitwichtigste Handels- und Hafenstadt der Capcolonie mit 11000 Einwohnern — gründeten. Die östliche Grenze bildete damals der Große Fischfluß, welcher aus den Zuurbergen herabkommt und bei dem heutigen Städtchen Newcastle in die See mündet; jenseits wohnten räuberische Kaffern, welche die ganze Südostküste Afrikas und den Landstrich bis zum Kamme der Drakenberge innehaben. Diese Kaffern und auch die Hottentotten ergriffen nun die Waffen wider die Engländer, errangen hier und da Vortheile, erlagen aber schließlich, vermochten sich jedoch stets wieder zeitweise zu erheben, sodaß die blutigen Kaffernkriege auch in der Gegenwart noch keinen Abschluß gefunden haben. Ihr Widerstand wäre den Engländern noch verderblicher geworden, wenn die Kaffern nicht auch unter sich im Kampfe gestanden, wobei einzelne Häuptlinge eigene Reiche gründeten, z. B. Tschaka das der Sulu in Natal, Moschesch das der Suto im Lesutolande, Waterboer das der Gri am Oranje, der Tschuane Mosilikatse das der Matabele, Mosiliele das der Bakatla u. s. w. Gegen diese feindlichen Eingeborenen, welche ja auch ihr Eigenthum bedrohten, hielten nun die Boers wacker Stand; ja, sie waren es hauptsächlich, welche mit Aufgebot aller ihrer Kräfte die Kaffern überwältigten, wozu die englische Streitmacht ganz unzureichend gewesen wäre. Im Jahre 1835 machten 20000 Kaffern einen neuen Einfall, für welchen es erst nach bedeutenden Verlusten die Uebelthäter zu züchtigen und durch geeignete Maßnahmen den hartbedrängten Grenzdistricten die so nothwendige Ruhe zu verschaffen gelang. Um die nämliche Zeit ward von den Engländern ein großer Strich Landes an der Nordostgrenze der Colonie, jenseit des Oranjeflusses, erobert, Adelaide genannt und durch eine Reihe von Forts und Blockhäusern befestigt. Nach und nach unterwarfen sich die Kaffern, welchen, 72000 Köpfe stark, Wohnsitze innerhalb des britischen Gebietes angewiesen wurden. Da gewann in England jene unheilvolle Strömung die Oberhand, welche von Missionaren und sogenannten Philanthropen vertreten wird und im Namen der Menschlichkeit, der Gleich-

berechtigung aller Menschenbrüder schon so viel namenloses Elend und unsagliches Blutvergießen verschuldet hat. Dem praktischen nüchternen Boer blieben diese utopischen Humanitätsprincipien völlig unverständlich. Der Boer nennt sich selbst „Mensch“, und legt diesen Namen nicht einmal gern dem Europäer, sondern blos dem eigenen Volksgenossen bei; niemals aber gibt er diesen Ehrentitel einem Schwarzen. Diese sind ihm nichts weiter als „Schepsels“, d. h. Geschöpfe; er sah in ihnen, in Kaffern wie in Hottentotten, blos untergeordnete Wesen, die ihm Sklavendienste leisten mußten; er behandelte sie danach, streng zwar, aber im allgemeinen gerecht, wobei auch die Schwarzen gediehen. Die Engländer dagegen, geleitet durch die christlichen Missionare, welche jeden Schwarzen als Schoskind betrachten und sich zu seinem Beschützer aufwerfen, zogen gegen die kaum besiegten wilden Eingeborenen plötzlich milde Saiten auf, wodurch Leben und Eigenthum der Grenzfarmer aufs neue in Gefahr geriethen, die Boers also gegen die besiegten „schwarzen Brüder“ benachtheiligt und auch sonst vielfach bedrückt wurden, während die Regierung dem nichtsnutzigen, faulen schwarzen Tagedieb, wenn er nur ein paar Stunden über die Missionsschule besucht, ihren Schirm gewährte. Dieses System ist auch heute noch in Kraft. Man verhätschelt den schwarzen Bruder so lange, bis dieser in seinem Uebermuth sich als gleichberechtigt fühlt und Händel anfängt. Nun wird freilich die Züchtigung mit den Waffen nothwendig, und der von Humanitätsphrasen triefende Brite pflegt dieselbe mit mehr Grausamkeit auszuführen als jene, deren er den Boer beschuldigte. Das Dahinschwinden ganzer Völkerschaften vor dem siegreichen Albion spricht deutlicher als alles übrige. Ihren Principien getreu, zeigte sich die englische Herrschaft in den Caplanden, indem sie die bereits 1829 angekündigte Emancipation der Hottentotten 1837, und die der Neger 1839 ohne alle vorbereitenden Schritte proclamirte und rücksichtslos durchführte, wodurch sie die blühende Colonie ihres ersten Bedürfnisses: billiger und stets disponibler Arbeitskräfte, beraubte. Die Folgen dieser, als eminenter Culturfortschritt gepriesenen Sklavenemancipation waren die nämlichen wie überall: sie hat die früher obligatorisch zur Arbeit genöthigten, an Fleiß und Gehorsam gewöhnten Farbigen größtentheils zu indolenten, selbstgenügsamen und aufgeblasenen, ungehorsamen und dem Trunke ergebenen Faulenzern gemacht. Zudem versprach die Regierung den holländischen Colonisten für die Befreiung ihrer Sklaven eine gewisse Geldentschädigung zu gewähren, hat aber diese Summe niemals voll, sondern blos zu einem Drittheil ausbezahlt. Damit waren die meisten Familien völlig ruinirt. Gegen die infolge der Emancipation das Land zahlreich durchstreifenden schwarzen Vagabunden und Viehdiebe wurde den Boers jede Selbsthülfe auf das strengste verboten, ohne daß die Engländer ihrerseits das mindeste thaten, um nun selbst gegen jene Strolche sie zu schützen.

Schon 1835, als das britische Gouvernement anordnete, daß das östliche Grenzgebiet an die Kaffern zurückgegeben und eine Commission zur Untersuchung der angeblich von den Boers gegen die Kaffern verübten Grausamkeiten eingesetzt werde, begannen einzelne Abtheilungen der Boers nordwärts über den die Grenze des britischen Gebietes bildenden Oranjefluß auszuwandern; eine Abtheilung wurde auf ihrem Zuge von dem Matabelehäuptling Mosilikatse im August 1835 über-

fallen und ihrer Heerden beraubt, schlug aber, durch neue Zuzüge verstärkt, unter Gerrit Maritz den frechen Angreifer bei Mosiga am 17. Jan 1836. Nach diesem Siege gewann die Auswanderung der der britischen Bedrückung überdrüssigen Boers aus der Capcolonie an Ausdehnung. Es ist jedoch noch heute ein allgemeiner Irrthum, daß die Boers wegen der Aufhebung der Sklaverei ausgewandert seien. Diese war nur einer unter mehrern andern Gründen von mindestens gleicher Bedeutung, welcher einen Theil der Boers zum Auszuge bestimmte. Denn keineswegs insgesammt wanderten sie aus; in der That sind es nach den höchsten Schätzungen 10000, nach andern nur 5000 Köpfe gewesen, welche unter Führung Peter Retief's die Capcolonie verließen, nachdem sie ihren Grundbesitz verkauft hatten. Selbst wenn man die höchste Schätzung als richtig annimmt, handelt es sich doch nur um einen Bruchtheil der damaligen Bauernbevölkerung des Caplandes. Dieser aber siedelte sich nördlich vom Oranje an, wo sie eine freie Bauernschaft gründeten. Aus dem Quellgebiet des Oranje fanden die wanderlustigen Boers den Weg über die Drakenberge nach der prächtigen Weihnachtsküste mitten im Kaffernlande. Dort hatten sich an der Port-Natal-Bai seit 1823 einige englische Ansiedler festgesetzt, die völlig unabhängig von ihrer Regierung, aber von den umwohnenden Kaffern hart bedrängt lebten. Sie entschlossen sich daher, die nach dem Oranje auswandernden freien Boers zu ihrer Unterstützung einzuladen, das schöne Land mit ihnen zu theilen. Da diese ihrerseits bis ans Meer zu gelangen trachteten, so folgten sie gern der Einladung, mußten aber das Land von den einheimischen Kaffern buchstäblich erobern. Als im Januar 1837 eine große Anzahl Boers dahin zog, wurden sie von dem Sulukönige Dingaan während der Friedensverhandlungen verrätherisch überfallen und geschlagen; erst am 16. Dec. 1837 gelang es ihnen, mit Hülfe des unter Andreas Pretorius angekommenen Zuzugs, den Sulukaffern eine völlige, entscheidende Niederlage beizubringen, worauf sie die Hauptstadt Pietermaritzburg gründeten und, durch mannichfache Zuwanderungen verstärkt, am 11. Nov. 1839 die Unabhängigkeit ihres neuen Freistaates Port-Natal erklärten.

Alle diese Dinge waren indeß keineswegs nach dem Geschmack der britischen Regierung, welche vom Caplande aus die allmähliche Ausdehnung ihrer Herrschaft über ganz Südafrika anstrebte. Obwol sie auf den Boden der neuen Staatsgebilde auch nicht den entferntesten Anspruch hatte, und ein weiter, von freien Sulukaffern bewohnter Landstrich Natal sogar vom Caplande trennte, war doch von einer Anerkennung der jungen Republik durch England ebenso wenig die Rede wie von jener der freien Bauernschaft am Oranje. Das Verhältniß zu beiden blieb von allem Anfange an ein gespanntes, unerquickliches, und nur zu gern hätte England sie sogleich vernichtet, wäre es nicht durch die Raubzüge der Kaffern in Schach und Athem gehalten worden. Um sich nur einigermaßen gegen dieselben zu schützen, schloß der damalige Gouverneur des Caplandes Napier 1840 Frieden mit den Kaffern, und schon im Mai 1842 fühlte man sich stark genug, unter dem Vorwande, Natal sei eigentlich Eigenthum der britischen Krone, eine Truppenabtheilung dahin zu senden, das Land zu erobern und 1843 dem englischen Colonialbesitz einzuverleiben. Seitdem bildet Natal unter einem eigenen Gouverneur eine

vom Caplande unabhängige Colonie, deren Südgrenze in der Gegenwart der Umtamfuna, die Nordgrenze aber gegen den noch unabhängig gebliebenen Rest des Sululandes der Tugelafluß ist. Im Westen schließen die steilen Drakenberge dieses steile Terrassenland ab. Die Boers, welche dieses Gebiet und ihre Freiheit so theuer bezahlt hatten, waren indeß mit dieser Wendung der Dinge, der britischen Occupation Natals, keineswegs einverstanden. Abermals schnürten die meisten Einwanderer ihr Bündel und wanderten zurück, theils zu den bereits am Oranje und Vaal Angesiedelten, theils weiter nordwärts, wo es andern Boers unter Pretorius mittlerweile gelungen war, sich neben Gri- und Tschuanenstämmen ruhig niederzulassen. Auch da sollten aber die Boers den ersehnten Frieden nicht finden. Zwar brach 1846 schon wieder zwischen den Engländern am Cap und den Kaffern ein neuer Krieg aus, veranlaßt durch verschiedene, von den Kaffern begangene blutige Gewaltthätigkeiten, die sich während des nun wüthenden Kampfes noch vermehrten, aber es gelang Sir Harry Smith endlich doch, die Kaffern zu unterwerfen und einen Theil ihres Gebietes, nämlich alles Land zwischen dem Großen Fisch- und dem Keiflusse als Britisch-Caffraria mit der Capcolonie zu vereinigen; die Häuptlinge wurden nun britische Beamte (Friedensrichter) und mußten der Regierung Treue schwören. Dieses Land ist gewissermaßen ein Garten Afrikas. Es dehnt sich in einer Küstenlinie von ungefähr 325 Kilometer am Meer hin aus und erstreckt sich in einer Tiefe von etwa 150 Kilometer ins Binnenland hinein; seine Oberfläche ist daher, im ganzen genommen, gleich der Hälfte von England und Wales, und hat den fruchtbarsten Boden. Es wird von fünf Strömen und einer sehr großen Anzahl kleinerer Flüsse bewässert. Das Klima ist das köstlichste Afrikas, und da auch hier der Boden sich terrassenförmig vom Meer nach den Gebirgen erhebt, so hat man dort mannichfaltige Temperaturen, die sich ebenso für die Producte der Tropen wie der gemäßigten Zone eignen. Die Weidegründe sind gut und in Fülle vorhanden, und die Wälder sehr wildreich. Durch diese werthvolle Erwerbung hatte das Capland seine Grenzen beträchtlich jenen Natals genähert, immerhin bestand zwischen beiden eine Lücke, nämlich das noch unbezwungene Kaffernland, als Free Caffraria bezeichnet und von den Fingu und andern Kaffernstämmen bewohnt.

Die Erfolge gegen die Kaffern ermuthigten nun die Briten zu ähnlichem Vorgehen gegen die nördlichen Boers. Der englische Capgouverneur, Sir Harry Smith, behauptete, er müsse die Gri, einen unabhängigen Bastardstamm von Weißen und Hottentotten, schützen, und erklärte am 3. Febr. 1848 alles Gebiet bis zum Vaal-Rivier und östlich bis zu den Drakenbergen, sowie nördlich bis zum 25.° südl. Br. als britisches Krongut; denn, so meinte er, wo Boers wohnen, die doch englische Unterthanen seien, müsse auch ihr Gebiet für englisches Krongut gelten. Der junge Freistaat ward demnach als Oranje-River-Sovereignity in Besitz genommen, die Boers aber griffen zu den Waffen. Pretorius an ihrer Spitze nahm die Hauptstadt Bloemfontein ein, wurde aber nach tapferer Gegenwehr am 29. Aug. 1848 beim Bloem Plaats von Sir Harry geschlagen, welcher bei Bloemfontein nunmehr ein starkes Fort anlegte. Die Mehrzahl der Boers, zäh und unentwegt, wanderten nun auch noch nordwärts in die „heulende Wildniß"

über den Vaal und gründeten dort unter Pretorius ein neues Gemeinwesen: die Transvaal-Republik. Nur 22000 Boers blieben im Oranjegebiet zurück, nahmen aber die Annexion sehr schlecht auf, ohne jedoch aus ihrer gedrückten Lage sich befreien zu können. Da machten im October 1850 die Kaffernstämme wieder Einfälle in die Capcolonie, und daraus entstand ein neuer Kaffernkrieg, noch verheerender als der vorhergehende, zumal auch die Kaffern, welche sich unterworfen hatten, ihren Eid brachen und sich mit ihren Volksgenossen vereinigten. Es wurden zahllose Mordthaten von ihnen begangen, und sie siegten sogar in mehrern Gefechten über die Engländer. Ja, um das Maß voll zu machen, brachen jetzt auch die Hottentotten los, wetteiferten mit den Kaffern in allen Arten von Greueln und gingen sogar mit dem Gedanken um, die Engländer ganz aus dem Lande zu vertreiben. Erst Ende 1851 erlangten die Engländer, noch ehe sie Verstärkung aus dem Mutterlande erhalten, unter Oberst Somerset wieder einige Vortheile, und Ende 1852 unterwarfen sie unter dem neuen Gouverneur Cathcart, der mit Truppen angekommen, die störrischen Urbewohner, wobei sie die Kaffern jenseit des Flusses Kei verwiesen. Zugleich aber suchte der Gouverneur, in der freilich spät genug erlangten Einsicht, daß es ersprießlicher sei, an den Boers freiwillige Bundesgenossen als gezwungene Unterthanen zu haben, sich mit den Boers im Oranjegebiet in ein besseres Einvernehmen zu setzen, da es der vereinigten Kräfte der weißen Bevölkerung bedurfte, um einen etwaigen neuen Ausbruch der Feindseligkeiten von seiten der Eingeborenen schnell unterdrücken zu können. Sir G. Clerk begab sich, nachdem schon 1852 mit den Transvaalboers eine Convention geschlossen war, die ihnen das ganze Gebiet nördlich von diesem Flusse als selbständiges Eigenthum überließ, und mit den Oranjeboers schon im Frühjahr 1853 Unterhandlungen wegen völliger Lostrennung ihres Gebietes von der englischen Colonie angeknüpft worden waren, im September 1853 nach Bloemfontein und schloß am 23. Febr. 1854 einen Vertrag mit den Boers, worin England die Souveränetät über das Oranjeflußgebiet wieder vollständig aufgab und dasselbe als unabhängigen Freistaat unter dem Namen „Oranje-River-Republik" anerkannte. Dieser Vertrag ward dann am 10. April 1854 zu London ratificirt, und damit schließt die erste Phase der englischen Politik in Südafrika, ohne deren Kenntniß die in den letztern Jahren eingetretenen Ereignisse, sowie die gegenwärtigen, nach mancher Richtung ganz unabsehbaren Wirren völlig unverständlich bleiben müßten.

Alfred Meißner.

Ein literarischer Essay

von

Rudolf von Gottschall.

Aus Bregenz kam die Trauernachricht, daß dort Alfred Meißner am 29. Mai 1885 nach achttägigem Leiden an einer acuten Gehirnerkrankung gestorben sei. Deutschland hat damit einen seiner liebenswürdigsten Dichter verloren, der sich durch die gewinnende Offenheit seines Wesens, durch einen von jeder Manierirtheit freien, ungezwungenen Stil in Vers und Prosa, durch den edeln Schwung seiner Gedichte und durch den echt modernen Geist seines ganzen schriftstellerischen Schaffens eine eigenartige Stellung und ein großes Publikum erworben. Neuerdings lebte er abseits von der literarischen Bewegung, obschon Zeitungen ersten Ranges öfters Feuilletons von ihm brachten: von seinem Tusculum in Bregenz aus mochte er, wie alle diejenigen, welche die neue Aera deutscher Poesie von der Verschmelzung modernen Geistes mit einer edeln, künstlerischen Form erhofften, mit Misbehagen auf die großen Erfolge sehen, welche unmoderne Sinn- und Denkweise mit herausgegrabenen veralteten Stoffen oder ein rohes Zugreifen und unkünstlerisches Herausgreifen beliebigen Materials aus dem Leben der Gegenwart bei einer auf den schlechten Geschmack des Publikums speculirenden Behandlungsweise davontrugen. In der That können alle diejenigen, welche den freudigen Aufschwung unserer Literatur im vierten und fünften Jahrzehnt dieses Jahrhunderts unter der Signatur des modernen Geistes mit Begeisterung begrüßten, über die Ablenkung derselben von der einzig verheißungsvollen Richtung nur tief verstimmt sein.

Ueber Alfred Meißner's Leben brachten wir vor kurzem eingehende Mittheilungen, indem wir uns an die von ihm veröffentlichte „Geschichte meines Lebens" (2 Bde., Wien und Teschen) anschlossen.*) Wir können daher uns hier kürzer fassen, indem wir auf jenen Essay verweisen. Meißner wurde als Enkel des Romanschriftstellers August Gottlieb Meißner und als Sohn des teplitzer Badearztes am 15. Oct. 1822 zu Teplitz geboren, besuchte, nachdem sein Vater infolge eines Volksauflaufes, den er durch Constatirung eines Cholerafalles veranlaßt, Teplitz verlassen, das Piaristencollegium in Schlackenwerth, dann das Gymnasium

*) Vgl. „Unsere Zeit", 1884, II, 177 fg.

in Prag, wo er mit Moritz Hartmann Freundschaft schloß. Als Schüler Oppolzer's erwarb er sich im Jahre 1846 die medicinische Doctorwürde, doch seines Bleibens war in Oesterreich nicht, nachdem im Jahre 1845 seine „Gedichte" und das Jahr darauf sein „Ziska" in Leipzig erschienen waren.

Die Zeit stand damals noch unter dem Eindruck und Einfluß der politischen Lyrik, deren Töne mit der meisten Energie von Herwegh angeschlagen worden waren. Der Ungar Karl Beck hatte, in Lenau's Fußstapfen tretend, ähnliche Tendenzen verfolgt — und nun erschien auf einmal Arm in Arm das böhmische Dioskurenpaar Alfred Meißner und Moritz Hartmann, welcher letztere das hussitische Motto „Kelch und Schwert" zum Titel seiner Sammlung gewählt hatte. Wiederum politische Lyrik, aber doch mit einer andern Färbung, mit einem böhmischen Localcolorit.

Meißner war stets ein ehrlicher Deutsch-Oesterreicher und Deutsch-Böhme, während bei Hartmann slawische und kosmopolitische Tendenzen unverkennbar blieben. Doch machte man damals, in der Zeit des allgemeinen Völkerfrühlings, keine solchen subtilen Unterschiede. Ziska, welchen Meißner besang, war immerhin ein czechischer Nationalheld, und auch Meißner's Muse trug „Kelch und Schwert" auf ihrer Fahne.

Durch diese ersten „Gedichte" und durch seinen „Ziska" hat sich Alfred Meißner seinen Namen und seine Stellung in der Literatur erworben: als Lyriker und lyrischer Epiker hat er später, wenn wir die eine Nachblüte des „Werinherus" ausnehmen, nichts gleich Bedeutendes mehr geschaffen. Bei Lord Byron, George Sand und Victor Hugo ging die Muse des jungen Dichters in die Schule: Nikolaus Lenau gehörte zu seinen nächsten Vorbildern. Gleichwol war seine Melancholie und Schwermuth nicht die Frucht innerer Verstörtheit; es war ein Zug der Trauer über unsere socialen Zustände, der die Farbe bleicher Reflexion über diese Gedichte hinhauchte. Den Armen, den Frauen sang er seine Lieder im Geiste des jungdeutschen Reform- und Emancipationsdranges; ja er dichtete sogar einer Gefallenen eine Elegie. In stimmungsvoller Naturscenerie, die er oft mit düsterer, oft mit glänzender Pracht schilderte, gab er sich seinen Gedanken und Empfindungen hin: für die Felseneinsamkeit hat er ein Colorit, welches mit demjenigen des Byron'schen „Manfred" wetteifern konnte. Seine Verse haben stets echten Guß und Schwung, ja einzelne der Gedichte, wie „Venezia", eine Platen'sche Formvollendung.

Zu seinem Epos „Ziska" hatten offenbar Lenau's „Albigenser" den Dichter angeregt. Es besteht aus einer Sammlung einzelner Gedichte und Balladen in wechselnden Rhythmen, an den Faden der historischen Handlung gereiht: die plastische Ruhe des Epos ist bei dieser Darstellungsweise nicht zu erreichen; doch lebendig und farbenreich war die Bewegung dieser epischen Lyrik. Die Reflexion fand einen breiten Raum; sie trug das Gepräge der damaligen Epoche der revolutionären Gärung, die in heißer Sehnsucht nach mehr oder weniger unbestimmten Idealen strebte; doch fehlte nicht jener Zug des Skepticismus, der über das Trauerspiel des Menschenlebens, dessen ewiges Symbol das Schwert sei, in nachdenklicher Schwermuth nachsinnt. Charakterköpfe, scharf sich abzeichnende Helden-

gestalten enthält die Dichtung nicht: es verschwindet alles im Getümmel. Selbst in „Ziska" scheint sich nur das böhmische Volk zu symbolisiren, das mit Kelch und Schwert in der Hand nach geistiger Freiheit ringt. Doch die Schilderungen zeugen von überaus lebendiger Phantasie — und einzelne Bilder und Balladen sind von großer Schönheit, sowol die Schlachtgemälde und Kampfesschilderungen, wie die mehr idyllischen Scenen, die in den Rahmen der kriegerischen Handlung eingefügt sind. Makart'sches Colorit hat die Schilderung der Adamiten, jener merkwürdigen böhmischen Sekte: hier hat Meißner sein bescheidenes Scherflein zu der von den jungdeutschen Autoren gepredigten „Emancipation des Fleisches" beigesteuert.

Obschon Meißner mit den „Gedichten" und der Dichtung „Ziska" einen schönen Erfolg errungen hatte, so wandte er sich doch damals, von der Bühne angelockt, der Lyrik ab und ist erst später nach langen Jahrzehnten wieder zu ihr zurückgekehrt. Im Jahre 1872 erschien in Leipzig sein „Werinherus. Gedicht in zwölf Gesängen", dessen Bedeutung von Kritik und Publikum durchaus nicht nach Verdienst gewürdigt wurde. Eine manierirte mittelalterliche Dichtung mit alterthümlichen Initialen, doch ohne jeden geistigen Gehalt war Mode geworden: Dichter und Leser gefielen sich in der Spielerei eines mehr oder weniger gelehrten Maskenscherzes; man ging in der Ritterrüstung und dem Mönchsgewand spazieren und versetzte sich ganz mit Behagen in der Vorzeit holde Romantik. Derartige nichtssagende Gedichte erlebten zahlreiche Auflagen: Meißner's „Werinherus" fand kaum ein Echo beim Publikum, und doch hat hier der Dichter einen mittelalterlichen Stoff in einer gedankenvollen Weise behandelt, indem er den Kampf zweier Weltanschauungen, der sich auch noch durch die Gegenwart hindurchzieht, in den Geschicken jenes Minnesängers darstellte, der als Scholastikus zur Zeit Friedrich's II., des Hohenstaufenkaisers, im Kloster zu Tegernsee lebte und für den Verfasser der Dichtung „Meier Helmprecht" gilt, obschon seine Autorschaft vielfach angezweifelt worden ist. Der Mönch gibt in der Meißner'schen Dichtung dem Grafen von der Wollfartsburg, der Gräfin und ihrer Nichte Maria das Geleit auf einer Reise nach Salzburg. Er ist zugleich ein Gelehrter und Künstler, und berichtet über die Zauberwelt des alten Griechenlands, die Geschichte Trojas, über Homer und Virgil und die „Metamorphosen" Ovid's, „diesen Bildersaal mit ewig jungen Rosen", „der Venus Heil'genchronik". In Salzburg begegnet Werinher einer wilden Menge, welche ein aus der Erde gegrabenes Bild der Cythera zertrümmern will; er rettet dasselbe, indem er es für ein Bild der Maria Magdalena ausgibt, und flüchtet es in seine Klosterzelle, doch es bringt ihm keinen Segen: die Gräfin entbrennt in Liebe zu ihm, aber er läßt sich von dieser Potiphar nicht bestricken, da sein Herz für die schöne Nichte Maria entbrannt ist, die ihm im Klostergarten des Nonnenberges einen Kranz von weißen Rosen schenkt. Sie selbst ist dem Kloster geweiht, doch oft im Garten finden sich die Liebenden und weilen beieinander, bis das Klosterglöcklein ruft:

> Erhitzt das Antlitz und die Locken naß
> Von Thau und Thränen, schleichet Werinher
> Den Klosterhof entlang in sein Gelaß.
> Da blickt von fern das Venusbild daher.

Ist's nur das Mondlicht und der Blätter Beben:
Das weiße Marmorbildniß scheint zu leben,
Zu winken, und ein blauer Lichtschein brennt
Geheimnißvoll herab vom Postament.
Was ist das? Sollten wirklich Zauber walten?
Helft mir, ihr Bücher! Hilf mir, du Gebet!
Es schwankt die Erde und nichts blieb beim Alten,
Seitdem das Heidenbild im Kloster steht.

Werinher will die geliebte Novize entführen, doch die Entführung mislingt. Die Gräfin, die Schutzherrin des Klosters, hält, von Rachsucht beseelt, ein strenges Gericht. Maria erliegt im Gefängniß einem hitzigen Fieber. Werinher wird nach langer Klosterhaft von den Mönchen zu Tegernsee zurückgefordert und pflegt dort bis zu hohem Alter seinen Garten und seine weißen Rosen.

Wir halten „Werinher" für ein poetisches Juwel und haben das wenig bekannte Gedicht deshalb eingehender besprochen: wir zweifeln nicht, daß die Revisionsinstanz der spätern Literaturgeschichte die jetzt gefeierte gedankenlose Minnesängerei wie Schutt aus dem Wege räumen und die davon verschütteten Blumen echter Poesie zum Ruhmeskranze für die heutigentags beiseitegeschobenen Dichter winden wird.

Meißner's späteste lyrische Ergüsse sind in der volksthümlichen Ausgabe seiner „Dichtungen" (4 Bde., Berlin 1884) enthalten: wir haben in unserer „Literarischen Revue" (Jahrg. 1884, II, 128) bereits auf dieselben hingewiesen. Die poetische Erzählung „König Sadal" ist ein düsteres Gemälde: die Liebe eines Thrakerkönigs zu einer schönen Griechin bildet den Inhalt desselben. Der König ist ein wilder Othello; die Griechin, die er zu seinem Weibe gemacht, flüchtet vor seiner Wuth und nimmt sich selbst das Leben. Auch das Gedicht hat wol eine symbolische Bedeutung, es ist eine Art von classischer Walpurgisnacht: der nordische Barbar kann die hellenische Schönheit nicht fassen und richtet sie und sich selbst im Wahnsinn zu Grunde. Von den „Gedichten" sind die lyrischen Herbstblumen, die er auf dem Grabe seiner jungen geliebten Gattin pflückte, von elegischem Reiz; besonders das Gedicht „Versäumniß". Es findet sich viel Rührendes und Ergreifendes in diesen Gedichten, welche zum Motto den schönen Vers haben könnten:

Bescheidnes Glück, das keinen kränkte,
Hatt' ich geträumt, hatt' ich begehrt,
Und mußte, eh' mein Tag sich senkte,
Zerstört es sehn, vom Blitz verzehrt.

Wenn Meißner in späten Jahren zu seiner Lyrik zurückkehrte, so hat er sich, nach seinen ersten Anläufen in dem Jahrzehnt von 1850 bis 1860, niemals wieder der Bühne zugewendet; er war, wie Laube sagt, als ein grollender Wanderer hinter einem bewaldeten Hügel verschwunden. Und dies war jedenfalls bedauerlich: am schwierigsten wird es echten Dichtertalenten, sich auf der deutschen Bühne einzubürgern; sie stößt die begabtesten von sich; sie gewährt ihnen, selbst nach unzweifelhaften Talentproben, die nur keine vollen Erfolge erzielen konnten, nicht

einmal so viel Ermuthigung, als nöthig ist, um nach Erkenntniß etwaiger Schwächen das gewagte Experiment hinter den Proſceniumslampen zu wiederholen. Auch der Dichter des „Narciß“ hat sich, trotz des durchschlagenden und nachhaltigen Triumphes, den dies Bühnendrama errungen, nach einigen halben Erfolgen und Mißerfolgen für immer von der Bühne zurückgezogen. Eine große Schuld hieran trägt auch die deutsche Theaterkritik, welche die werthlosesten dramatischen Gerichte unserer modernen „Sudelköche“ nicht nur mit Nachsicht behandelt, sondern unverkennbar zeigt, daß sie daran selbst Gefallen findet und daß jeder Lacherfolg, der ihr eigenes Zwerchfell erschüttert, ihrer geistigen Verdauungskraft sehr genehm ist, während sie auf der andern Seite jedes dramatische Werk von poetischer Bedeutung herabsetzt und kritisch zerpflückt, um sich damit ein Ansehen zu geben. Hierzu kommt, daß in Deutschland ein Dramatiker mit jedem Stücke von neuem anfangen muß; denn die meist unberufene und kenntnißlose Kritik wird nie auf seine frühern Werke und Erfolge zurückkommen, nie die neue Dichtung im Zusammenhang mit seiner bisherigen Entwickelung auffassen, sondern sich auf eine Aburtheilung des eben zur Aufführung gekommenen Werkes beschränken.

Wenn Meißner's Dramen nicht durchgreifend und nachhaltig wirkten, so lag dies vielleicht daran, daß der Dichter seine voll pulsirende lyrische Ader allzu sehr beschränkte, indem er der Theorie der kraftgenialen Schule und der dramatischen Lakonismen huldigte, während doch der volle lyrische Strom in der Tragödie nicht nur den griechischen Tragikern, sondern auch Shakspeare eigen ist und Schiller gerade dadurch seine großen Erfolge errang. Das erste Dramen Meißner's: „Das Weib des Urias“ (1851), trägt die Signatur der Hebbel'schen Schule in markiger Charakterzeichnung und dem Frescostil der Situationsmalerei; noch mehr aber in der kühnen Behandlung der geschlechtlichen Verhältnisse, wodurch es sich von der Bühne ausschloß: denn der eigentliche Mittelpunkt der Handlung gehört der physiologischen, man könnte sagen der gynäkologischen Sphäre an. Die Gattin des Urias, Bathseba, hat sich dem König David hingegeben, während ihr Ehemann im Felde weilt; der ehebrecherische Verkehr ist nicht ohne Folgen geblieben; diese sollen vertuscht werden; deshalb ruft der König seinen Feldherrn zurück, damit er sich auf eine Nacht der ehelichen Liebe erfreuen kann. Doch Urias verschmäht dies Glück und schläft vor den Thüren des königlichen Palastes, um seinen Herrn zu bewachen. Nun bleibt dem König nichts übrig, als den getreuen Diener seines Herrn aus dem Wege zu räumen und Bathseba zu heirathen. Der Mord kommt ans Licht, der König demüthigt sich vor dem Priester; die Ehebrecherin wird zum Tode durch Steinigung verurtheilt und ersticht sich selbst; gegen David aber erhebt sich Absalon, der eigene Sohn, und die priesterliche Macht, der er sich gebeugt, erhebt sich über ihn. Die Handlung ist dramatisch motivirt und ineinandergreifend; aber abgesehen von der fraglichen Berechtigung eines solchen problematischen Stoffes für die Bühne, ist auch der Charakter der Heldin wenig sympathisch; die Untreue gegen einen so wackern Mann, wie ihr Gatte Urias, die Preisgebung an einen alternden König nimmt trotz der spätern Reue und Buße allzu sehr gegen sie ein. Die Sprache der Dichtung ist dramatisch gemessen, oft prägnant, wo sie einen genialen Gedankenwurf entsprechend wiedergibt: doch ihr

fehlt der bestechende Zauber, über den Meißner's Muse sonst gebietet. Noch skizzirter und lakonischer ist das moderne Drama „Reginald Armstrong oder die Macht des Geldes" (1853), welches an Goethe's „Clavigo" und an einzelne Schauspiele Gutzkow's erinnert. Laube nennt es in seiner Schrift über das Burgtheater, wo es in Scene ging, „ein frei und dreist entworfenes, nicht ganz zur Harmonie bewältigtes modernes Stück". Es ist die Tragödie einer Geldheirath: Glendower ist ein Egoist und Materialist, wie Carlos im „Clavigo", nur wird er selbst der Nebenbuhler des Freundes und fällt als sein Opfer. Bedeutender war „Der Prätendent von York" (1857). Hier glaubte Laube ein Compositionstalent für die Scene zu entdecken. „«Der Prätendent» hatte frappant erfundene Scenen. Daß er sich nicht hielt, lag theils in dem noch zu losen, allzu beweglichen Grundwesen des Autors, welches mit seinen Lichtungen durchschimmerte, theils in der schwer vermeidlichen Gefahr eines Prätendentenstoffes. Sobald der Prätendent und das Publikum erfahren, daß das Prätendententhum historisch unecht ist, erlischt das Interesse, wenn der Dichter nicht seinem Helden mit ungewöhnlichen Gaben, namentlich mit starker Charakterkraft zu Hülfe kommen kann." Wir meinen indeß, daß Meißner die dramatisch wirksamste und tiefgreifendste Variante der Prätendentendramatik gewählt hat, diejenige, die auch dem Schiller'schen „Demetrius" zu Grunde liegt: der Held muß anfangs an seine Sendung glauben, und dadurch, daß für ihn dieser Glaube erschüttert wird, tritt die Peripetie des Dramas ein. Sie ist aber in Meißner's Trauerspiel bei weitem nicht so gewaltig wie im „Demetrius", der durch die Kunde der Unechtheit in einen Despoten verwandelt wird. Auch kann Warbeck als der natürliche Sohn Eduard's von einer Jüdin wenigstens immer noch ein Scheinrecht in Anspruch nehmen. Doch der dramatischen Diction fehlt auch in diesem Stück der hinreißende Erguß; sie ist angemessen und charakteristisch, aber bisweilen in etwas trockenem Historienstil gehalten. Meißner's dramatisches Talent ist in allen diesen Dramen unverkennbar: eine glückliche Stoffwahl hätte ihn vielleicht zu einem hervorragenden productiven Dramatiker, zu einem Beherrscher der Bühne gemacht; doch die Erfolge fallen denen in den Schos, denen sie nichts nützen, weil sie immer auf demselben Niveau geistiger Nichtigkeit verharren, während ein Talent, das den Erfolg braucht wie eine aufkeimende Saat den befruchtenden Regen, durch den sie zur schönen Frucht reift, nicht vom Glück begünstigt, sich grollend von der undankbaren Bühne zurückzieht.

Meißner gab sich jetzt, wie Brachvogel, der Romandichtung hin und hat diese mehrere Jahrzehnte hindurch mit Ausdauer gepflegt. Gegenüber dieser Production, welche eine große Breite in Anspruch nimmt, bisweilen auch ins Kraut schießt, kann die Kritik sich kürzer fassen, sich mit allgemeiner Charakteristik begnügen; denn die Behandlungsweise ist ja immer dieselbe, wie sie die Eigenart des Dichters mit sich bringt; ob aber ein Werk oder das andere mehr Erfolg erringt, das hängt von der mehr oder weniger glücklichen Wahl des Stoffes ab. Sein erstes größeres Werk: „Der Freiherr von Hostiwin", arbeitete er später um in dem großen Roman „Die Sansara" (4 Bde., Leipzig 1858), der gedankenreich und ebenso reich ist an poetischen Schilderungen der Alpenwelt, ja an spannenden

Effecten, da der Kampf um Leben und Tod auf einem Kahne, der über einen tiefen Bergsee dahingleitet, und an steilen Felsabhängen gewiß zu den grellbeleuchteten Situationen gehört. Der Held ist ein Don Juan, der aber im zweiten Theil zu einem gefühlvollen Liebhaber, vom Pantheismus der Liebe gleichsam zu ihrem Monotheismus bekehrt wird. Ob solche Bekehrungen glaubwürdig sind, ist eine Frage, die mehr von den innern Missionen als von der skeptischen Welt bejaht wird. Auch scheint der etwas empfindsame Zug des bekehrten Helden nicht recht zur wüsten Vergangenheit eines Roué zu passen. Die komischen Charaktere in diesem Roman lassen zu sehr das individuelle Leben vermissen: man möchte fast glauben, daß man Schablonengestalten der italienischen Volkskomödie vor sich sieht.

Wenn dieser Roman in die Reflexionspoesie Byron's und Lenau's hereinspielte, so hatte dagegen Meißner's Hauptwerk „Schwarzgelb“ (4 Bde., Berlin 1864) und die Fortsetzung „Babel“ (4 Bde., Berlin 1867) ein scharfes realistisches Gepräge. Es waren Culturgemälde des politischen und socialen Lebens in Oesterreich, etwa wie „Die Ritter vom Geiste“ ein solches Gemälde preußischer Zustände waren. Der erste Roman spielte bald nach der Revolution, der zweite zur Zeit des italienischen Krieges. Diesen Romanen kam die vorzügliche locale und nationale Färbung ausnehmend zu statten: man mußte sich sagen, daß diese Charaktere von echt österreichischem Blut, diese Situationen zum Theil nur innerhalb der österreichischen Grenzpfähle möglich waren. Die frei erfundenen Schicksale des Helden Bruno von Heldenried, seine Verstecke in Böhmen, seine Flucht nach Paris, seine Rückkehr und Untersuchungshaft wegen eines Criminalverbrechens, seine Liebe zu der Tochter seines politischen Gegners, die an gebrochenem Herzen stirbt, während er in „Babel“ die Hand der zweiten Geliebten erhält, sind zwar wechselvoll und anziehend, wenngleich einzelne grelle Motive sich in beiden Romanen ganz gleichartig wiederholen: aber den Hauptnachdruck muß man bei diesem Werke auf die Darstellung der zeitgeschichtlichen Typen und des öffentlichen Lebens legen. So specifisch österreichisch sind dieser General Greiffenstein, dieser Bezirkshauptmann von Rack, der Redacteur Schmey, der von der Regierung bezahlt wird und doch gegen sie Opposition macht, daß man von der frappanten Lebenswahrheit dieser Gestalten sogleich überzeugt ist. Auch die Vertreter der hohen Politik, Fürst Kronenburg, ein terroristischer Vorkämpfer des Concordats, und Thieboldegg, ein Lebemann wie die Gentz und Metternich, sind echt österreichische Staatsmänner. Im zweiten Roman handelt es sich um die bekannten großartigen Unterschleife während des italienischen Krieges. Und hier ist es ein Zug beißender Ironie, wie der Ritter von Chibolitz mit dem Haynauschnurrbart als gnadenloser Mann des Gesetzes die Schuldigen der gerechten Strafe weihen will, bis er durch den Nachweis eigener ähnlicher Antecedentien entwaffnet wird. Auch Leonie, Frau von Greiffenstein, ist ein Typus der genialen Lebefrauen aus dem wiener high-life. Im ersten Roman tritt auch Napoleon III. in einer düster beleuchteten Scene mit einem italienischen Revolutionär auf; im zweiten erhalten wir ein lebendiges Gemälde der Schlacht von Magenta.

Meißner's Ansprüche auf den Namen eines hervorragenden Romandichters

gründen sich im wesentlichen auf „Schwarzgelb" und „Babel": es sind das Zeitgemälde von dauerndem Werth. Was er sonst auf dem Gebiet des politischen Romans geschaffen, reicht nicht an sie heran, schon wegen der Unbestimmtheit der Farbengebung: dies gilt sowol von dem „Pfarrer von Grafenried" (2 Bde., Leipzig 1855), der jenem Hauptwerke vorausging, wie von dem neuern Roman „Feindliche Pole" (2 Bde., Berlin 1878), welcher die Ereignisse, die politischen Schwankungen in einem deutschen Mittelstaat in der Zeit von 1867 bis 1870 schildert, trotz scharf gezeichneter Charakterköpfe und einer spannenden Handlung. Der in der josephinischen Epoche spielende Roman „Die Kinder Roms" (4 Bde., Berlin 1870) hat eine antiklerikale Tendenz, doch hat es sich der Dichter mit der Verwickelung und psychologischen Motivirung etwas leicht gemacht und versäumt, für seine Charaktere ein tieferes Interesse zu erwecken. Der Gruftbrand, der Kistendiebstahl, der Schloßbrand und Gattenmord, die geheimnißvolle Entführung der Exnonne Marcellina: das sind alles Motive, die dicht an der Grenze stehen, wo der auf nervöse Erschütterungen speculirende Sensationsroman beginnt. Die Schilderungen sind lebendig, doch die Gestalten sind leichte Reliefffiguren und vieles ist von Gußeisen, was von Erz gestaltet sein müßte.

Von den spätern Romanen oder romanartigen Werken verdient „Die Prinzessin von Portugal" (Breslau 1882) den Vorzug. Man glaubt, eine jener ereignißreichen Geschichten zu lesen, aus denen Shakspeare den Stoff zu seinen Schau- und Lustspielen entlehnte. In einer naiven nirgends durch Reflexion unterbrochenen Fassung finden wir doch die anmuthige Lösung eines psychologischen Problems: die Ueberwindung einer Liebe, die einer blöden Jugendeselei allzu ähnlich sieht, und die Hingabe an die energische Thatkraft eines tüchtigen Mannes. In „Oriola" (Berlin 1874) ist der altbritische Dramendichter Philipp Massinger der Held; seine tragische Liebesgeschichte bildet den Mittelpunkt der Handlung, die hier wie in „Die Bildhauer von Worms" (2 Bde., Berlin 1874) aber die Charakteristik überragt. „Norbert Norson. Leben und Lieben in Rom 1810. 1811" (Zürich 1883) läßt die innere Einheit der Darstellung vermissen. Das kunstgeschichtliche Tagebuch und die Criminalgeschichte, die sich erst allmählich aus den anfangs sehr locker geschlungenen Fäden entwickelt, sind durchaus nicht künstlerisch verwebt. Die Formlosigkeit des Ganzen hat etwas Befremdendes.

Alfred Meißner hat außer den größern und kleinern Romanen eine Zahl von Novellen verfaßt, welche alle das Gepräge seines leichtflüssigen Talents tragen; wir erwähnen die Sammlung „Novellen" (2 Bde., 1865). In andern Sammlungen gibt er Porträts, Reisebilder, Feuilletons jeder Art, die in eleganter Form scharfe Beobachtungen und sinnreiche Reflexionen enthalten: „Charaktermasken" (3 Bde., Leipzig 1861—63), „Schattentanz" (2 Bde., Zürich 1881) u. a. Wenn der „Schattentanz" italienische Reisebilder enthält, so sind doch seine Reisen nach Paris noch anregender für seine schriftstellerische Thätigkeit gewesen. Hier schrieb er schon im Jahre 1849 seine „Revolutionären Studien aus Paris" (2 Bde., Frankfurt 1849), welche das Gepräge der damaligen Epoche trugen und besonders die Vorliebe für die socialistische Bewegung nicht verleugneten. In Paris hatte er auch die Bekanntschaft mit Heinrich Heine gemacht, dem er sehr nahe trat.

Heine war ein Poet nach seinem Herzen: hatte er doch schon im Jahre 1850 selbst verwandte Klänge angeschlagen in dem „Sohn des Atta Troll“ (Leipzig 1850). Seine „Erinnerungen an Heinrich Heine“ (Hamburg 1854) beweisen, wie innig er den pariser Aristophanes liebte und verehrte; seine obenerwähnte Lebensbeschreibung ergänzt diese Mittheilungen über Heine bis auf die neueste Zeit: auch die geheimnißvolle Mouche, deren Incognito jetzt gelüftet ist, spielt darin eine große Rolle; sie war eine Zeit lang auch Meißner's Geliebte.

Aus dem Leben des Dichters ist, wenn man nicht auf intime Verhältnisse eingehen will, wenig zu berichten: er lebte seit 1850 wieder in Prag und Wien, bis er im Jahre 1867 seinen Wohnsitz in der schön gelegenen Stadt Bregenz nahm, wo er sich mit der Schwester des Dichters Robert Byr verheirathete, einer anmuthigen Frau, die er leider durch frühen Tod verlor. Hier lebte er auf seiner hochgelegenen Villa, von der sich Gartenterrassen zur Stadt herunterzogen und die ihm einen sehr schönen Fernblick über die Stadt und den See bis zu den Gipfeln der Schweizer Alpen gestattete. Im Herbst des Jahres 1884 wurde ihm der bairische Maximiliansorden für Kunst und Wissenschaft verliehen. Seine Leichenfeier bewies, wie die kleine Stadt den edeln Mitbürger mit warmem Nachruf ehrte.

Wenn Meißner nicht ganz alle Verheißungen erfüllte, die sein schönes Talent anfangs erweckte, so mag man die Ungunst der deutschen Verhältnisse deshalb anklagen; niemals hat unser Publikum so wie in den letzten Jahrzehnten der wechselnden Mode gehuldigt, während es seitwärts stehenden, hochstrebenden Begabungen oft nur beiläufige Anerkennung entgegenbringt. Doch was Meißner geschaffen, sichert ihm einen Ehrenplatz unter unsern Dichtern.*)

*) Eine Gesammtausgabe seiner Werke in 18 Bänden erschien bei F. W. Grunow in Leipzig in den Jahren 1870—71. Die neuern Werke, die seit jener Zeit erschienen, sind noch nicht gesammelt.

Die deutsche Marine.

Ihre Entwickelung und ihre jetzige Bedeutung.

Von

Reinhold Werner,
Contreadmiral a. D.

I.

Die nationalpolitischen Errungenschaften des Jahres 1848 gingen dem deutschen Volke auf eine Reihe von Jahren wieder verloren oder blieben todtgeborene Kinder, weil jenes noch nicht zu der Einsicht gekommen war, daß ein Deutsches Reich sich nur um den Kern des starkgefügten preußischen Staates aufbauen lasse.

Von diesen Errungenschaften nahm die mit so großem Enthusiasmus geschaffene deutsche Flotte das schmählichste Ende; nachdem sie einige Jahre zu einem ruhm- und thatenlosen Dasein verurtheilt gewesen war, kam sie zum Hohn und Spott des Auslandes unter den Hammer.

Unter solchen Umständen wäre an ein Wiederaufleben derselben vor den glorreichen Ereignissen des Jahres 1866 nicht zu denken gewesen und die Entwickelung unserer heutigen Reichsmarine hätte zum größten Schaden Deutschlands einen Stillstand von anderthalb Jahrzehnten erfahren, wenn nicht Preußen in weiser Voraussicht und stets eingedenk seines deutschen Berufes eine eigene Marine erhalten hätte. Trotz aller Ungunst der Verhältnisse war im deutschen Volke der Gedanke seiner Einigung zu so lebendigem Bewußtsein erwacht, daß die Verwirklichung nur eine Frage der Zeit sein konnte. Daß Deutschland dann die Stellung einer Großmacht nicht behaupten könne, ohne eine entsprechende Marine zu besitzen, wußte und empfand jeder denkende Patriot — die dänische Blockade unserer Küsten, die mit zwei oder drei Kriegsschiffen unsern gesammten Seehandel lahm legte und unsern Nationalwohlstand um viele Millionen schädigte, hatte darüber keinen Zweifel gelassen. Ebenso wenig war jedoch daran zu denken, daß, wenn jenes Ereigniß eintrat, sich eine Flotte aus dem Boden stampfen lasse.

Wohl ist es möglich, mit Hülfe entsprechender Geldmittel in kurzer Zeit eine beliebige Zahl Schiffe zu schaffen und auch Kriegshäfen zu bauen; aber damit besitzt man nur todtes Material, das ohne die geeignete Führung und Handhabung nichts werth ist, und die Heranbildung eines solchen Personals erfordert Jahrzehnte. Diesen wichtigen Umstand behielt Preußen im Auge und betrachtete die

Schulung von Marineoffizieren und Mannschaften als seine nächste Aufgabe. Ihm allein dankt Deutschland, daß es sich gegenwärtig im Besitz einer Flotte befindet, mit der die übrigen Mächte rechnen müssen und die, was Führung und Handhabung betrifft, jeder andern ebenbürtig ist.

In Bezug auf kriegerischen Werth blieb die preußische Flotte bis Anfang der sechziger Jahre so unbedeutend, daß nicht einmal Dänemark sie zu fürchten hatte. Theils lag dies an den beschränkten Finanzen, theils auch an dem Umstande, daß einzelne maßgebende Persönlichkeiten der Regierung die Wichtigkeit einer Marine noch verkannten.

Von 1848 bis 1852 bestand letztere nur aus etwa 30 Ruderkanonenbooten, der kleinen Corvette Amazone, der Brigg Hela, dem frühern Handelsschiffe Mercur und dem ehemaligen Postdampfer Preußischer Adler. Als dann die deutsche Flotte aufgelöst wurde, traten dazu noch die übernommene, bei Eckernförde eroberte Fregatte Gefion und die Dampfcorvette Barbarossa.

Abgesehen von den für Küstenvertheidigung in gewisser Beziehung brauchbaren Kanonenbooten hatte für den Kampf auf hoher See nur die Gefion Werth, obwol derselbe durch Einführung des Dampfes und der Schraube in die Marine bereits sehr beeinträchtigt war. Die Maschine des Raddampfers Barbarossa lag über Wasser und seine Verwendung als Kriegsschiff war deshalb nur unter günstigen Umständen möglich.

Auf die kriegerische Verwerthung der Schiffe kam es jedoch vorläufig weniger an, sondern auf die Heranbildung von Offizieren und Mannschaften. Für diese waren Segelschiffe viel besser geeignet als Dampfer, und sie wurde von berufener Hand in zweckmäßigster Weise geleitet. Diese Leitung hatte mit Verständniß und Energie Prinz Adalbert von Preußen in die Hand genommen, der seit frühester Jugend sich mit dem Kriegsseewesen beschäftigt, auf fremdländischen Kriegsschiffen transatlantische Reisen gemacht hatte und nun die im Laufe vieler Jahre erworbenen Kenntnisse zum Besten des Vaterlandes verwerthen konnte.

Er stand 20 Jahre lang an der Spitze der Marine und schuf mit unermüdlichem Eifer die Grundlagen ihrer jetzigen Tüchtigkeit, wie er ebenso durch zähe Ausdauer und Energie die vielfachen Hemmungen zu überwinden und zu beseitigen wußte, die sich, wie erwähnt, selbst öfter im Schose der Regierung, seinem Streben entgegenstellten.

Auf seine Veranlassung wurde bereits 1852 das erste preußische Geschwader auf eine zweijährige transatlantische Reise entsandt. Es bestand aus Gefion, Amazone und Mercur, besuchte die amerikanischen Küsten, Afrika, das Mittelmeer und zeigte die neue Kriegsflagge in mehr als 20 fremdländischen Häfen. Fast zwei Jahrhunderte waren vergangen, seitdem eine deutsche Kriegsflagge auf dem Ocean geweht hatte.

Der Ausbruch des Krimkrieges führte zum Bau des ersten größern Kriegsschiffes in Deutschland, der mit acht schweren Bombengeschützen bewaffneten Raddampfcorvette Danzig, welche zum Schutze deutscher Unterthanen nach der Türkei abging. Ebenso waren zum bessern Küstenschutz zwei schwerbewaffnete kleine Raddampfer, Nix und Salamander, in England erbaut worden, die jedoch nicht lange

in deutschem Besitz blieben. Die Engländer versprachen sich von diesen, nach Prinz Adalbert's Ideen entworfenen flachgehenden Fahrzeugen großen Nutzen bei der Bekämpfung der Küstenbefestigungen in der Krim und schlugen einen Tausch gegen drei Segelschiffe, die Fregatte Thetis und die Briggs Musquito und Rover, vor.

Der Prinz befürwortete dies auf das angelegentlichste, und so kam Preußen in den Besitz von noch drei schönen Uebungsschiffen, zu denen etwas später für eine geringe Summe eine vierte englische Fregatte, die Niobe, erworben wurde. Die beiden Briggs dienten als Schulschiffe des neugegründeten Schiffsjungeninstituts, aus dessen Zöglingen Unteroffiziere herangebildet werden sollten, die Niobe war für die Cadetten, Gefion, Thetis und Amazone für die Weiterbildung von Offizieren und Mannschaften bestimmt, und die Schiffe befanden sich so viel auf See, wie dies nur immer möglich war. Diese beständige Schulung trug ihre guten Früchte; das Personal machte schnelle Fortschritte in seiner fachlichen Thätigkeit, wuchs bedeutend an Zahl, und so konnte allmählich an die Einrichtung eines Kriegshafens und die Gründung einer Kriegswerft gegangen werden, um mit dem Bau von wirklichen Kriegsschiffen, die den Anforderungen der neuern Zeit entsprachen, zu beginnen. Auf der Insel Dänholm bei Stralsund wurde ein Hafen für die Kanonenboote und kleinern Fahrzeuge geschaffen, für die Unterbringung und den Bau größerer Schiffe jedoch Danzig gewählt, wo die neue Anlage durch die Festungswerke zugleich militärischen Schutz fand. Die Einführung der Schraube in die Kriegsmarine hatte inzwischen alle Segelschiffe und auch die Raddampfer verdrängt, deren über Wasser liegende Maschine zu sehr gefährdet war, und Ende 1855 wurden in Danzig die beiden ersten gedeckten Schraubencorvetten Arkona und Gazelle auf Stapel gesetzt. Bei einem Raumgehalt von rund 1700 Tonnen, einer Maschine von 1300 Pferdekräften, einer Bewaffnung von 28 schweren Geschützen (22 glatte 30-pfündige und 6 8-zöllige Bombengeschütze) und 400 Mann Besatzung genügten diese Schiffe den neuen Anforderungen der Marine. Die Arkona wurde im Frühjahr 1859, die Gazelle erst ein Jahr später fertig, und war deren Maschine die erste größere, welche man für Schiffe in Deutschland selbst baute.

Für die spätere Herstellung einer größern Marine war jedoch die Auffindung eines geeigneten Kriegshafens ein schwieriger Punkt. Die Benutzung der schönen ostholsteinischen Häfen, welche auch die tiefgehendsten Schiffe aufzunehmen vermochten, mußte nach Lage der damaligen politischen Verhältnisse als ausgeschlossen betrachtet werden; die preußischen Häfen hatten theils eine ungünstige strategische Lage, theils zu geringen Tiefgang; vor allem aber lag für eine lediglich auf die Ostsee beschränkte Marine die Gefahr nahe, daß ihren Schiffen durch Dänemark und dessen Verbündete in Sund und Belt leicht der Weg verlegt werden konnte. Sie mußte deshalb wenigstens auch einen Hafen in der Nordsee besitzen, wenn ihr kriegerischer Werth nicht von vornherein auf ein sehr bescheidenes Maß herabgedrückt werden sollte. Wegen der Tiefenverhältnisse wäre die Elbe am passendsten gewesen; aber bei Hannovers Großmachtskitzel und feindlicher Gesinnung gegen Preußen ließ sich nicht daran denken, und so blieb nur die Wahl des Jadebusens übrig. Sein Besitzer, die oldenburgische Regierung, war eine der wenigen deutsch-

gesinnten in unserm Vaterlande, und diesem Umstande verdankte Preußen, daß die Jade durch einen zunächst geheim abgeschlossenen Vertrag 1853 in seinen Besitz überging. Als der Vertrag öffentlich wurde, protestirte zwar Hannover mit allen Kräften dagegen und suchte auf die kleinlichste Weise, solange es existirte, durch Verhinderung des Baues der Jade-Minden-Eisenbahn dem Hafen zu schaden; indessen ist 1866 die Geschichte über diese jämmerliche undeutsche Politik zur Tagesordnung übergegangen, und Preußen begann auch unbekümmert um die Proteste 1856 mit dem Bau des Hafens.

Inzwischen regte sich im deutschen Volke der Drang nach Einigung aufs neue lebhaft. Die politischen Anschauungen hatten sich in den letzten zehn Jahren geklärt; in dem Deutschen Nationalverein bildete sich aus besonnenen Patrioten ein Organ des Volkswillens, dessen Gedanken sich nicht in utopischen Wünschen bewegten, sondern auf das Praktische gerichtet waren. Der Verein erkannte, daß eine Einigung Deutschlands nur mit preußischer Spitze möglich und durchführbar sei, und gab durch seine Agitationen den deutschen Bestrebungen Preußens eine bedeutende Stütze. Die schleswig-holsteinische Angelegenheit war abermals in Fluß gekommen; dänische Anmaßung und die angedrohte Vergewaltigung Schleswigs drängten zu einer Krisis, und der Nationalverein benutzte diese Gelegenheit, um die Flottenfrage wieder in den Vordergrund zu stellen, namentlich auf den mangelnden Küstenschutz bei einem abermaligen Kriege mit Dänemark hinzuweisen und zu Sammlungen und Bau von Kriegsschiffen aufzufordern. Die letztern ergaben die immerhin beträchtliche Summe von mehrern Millionen Mark und wurden der preußischen Regierung zur Verfügung gestellt. Wenngleich solche freiwilligen Sammlungen für die Schaffung einer Marine, die viele Hunderte von Millionen beansprucht, wenig praktischen Werth haben konnten, so hatten sie desto größere moralische Bedeutung für Preußen, und die dadurch ausgedrückte Zustimmung des Volkes zu seiner deutschen Politik lieh ihm wesentliche Unterstützung. Die nächste Antwort auf die Sammlungen war die Entsendung eines Geschwaders von vier Schiffen nach China, Siam und Japan zum Abschluß von Handelsverträgen, nicht allein für Preußen, sondern auch für die Hansestädte und die deutschen Küstenstaaten. Dadurch wurde Deutschland der Nutzen der Marine auch für allgemeine volkswirthschaftliche Zwecke zuerst dargethan. Gleichzeitig aber benutzte die preußische Regierung die günstige Volksstimmung, um mit größern Forderungen für das Marinebudget hervorzutreten. Für den Küstenschutz wurde zu Anfang der sechziger Jahre der Bau von 23 Schraubenkanonenbooten in Angriff genommen, und gleichzeitig wurden die beiden gedeckten Corvetten Vineta und Hertha auf Stapel gesetzt, denen 1862 die Glattdeckscorvetten Nymphe und Medusa folgten. In demselben Jahre gab man auch unser erstes Panzerfahrzeug, den Arminius, in England in Bestellung.

So geringfügig diese Anfänge waren, ist es doch bezeichnend, wie dieselben vom Auslande und namentlich von unsern Freunden jenseit des Kanals, den Engländern, aufgefaßt wurden, und dürfte es ganz interessant sein, jetzt daran zu erinnern, was damals die „Morning Post“, das Organ des englischen Ministeriums, darüber äußerte. Sie entblödete sich nicht, wörtlich zu sagen: „Seit den Tagen

der Deutschen Ritter oder seit der Idee, Sonnenstrahlen aus Gurken zu ziehen, ist etwas Unsinnigeres, Lächerlicheres als dieser Versuch eines deutschen Flottenbaues nicht erhört worden", und sie nannte den Versuch „die Pflege einer exotischen Pflanze, die in Deutschland nie geblüht hat und niemals blühen kann". Es sprach dies ebenso wenig für die geschichtlichen Kenntnisse der Redaction, daß sie sich der Thaten der Hansaflotten nicht erinnerte, wie für die Kenntniß der seemännischen Tüchtigkeit der Deutschen, obwol doch gerade deutsche Seeleute von englischen Kapitänen den eigenen Landsleuten stets vorgezogen worden sind und werden; oder sprach nur Neid, Eifersucht und Besorgniß aus dem Blatt, daß wir den Engländern auf dem Meere gefährlich werden könnten? Das wäre freilich ein prophetischer Blick gewesen, wenn auch wol niemand damals ahnte, daß diese Besorgniß sich schon nach dem kurzen Zeitraum von 25 Jahren rechtfertigen und England von Deutschland gezwungen werden sollte, ihm in maritimen Dingen Gleichberechtigung zuzugestehen. Tempora mutantur!

Der Arminius wurde nach dem in Amerika von Ericson erfundenen Monitorsystem construirt, dessen Grundzüge in möglichst niedriger Erhebung des gepanzerten Schiffsrumpfes über Wasser und in der Aufstellung sehr schwerer Geschütze in drehbaren Thürmen bestanden, um dem Feinde eine sehr kleine Zielfläche zu bieten, sich ihm immer nur spitz zeigen und dabei doch nach allen Seiten feuern zu können.

Bei Ausbruch des Krimkrieges hatte das Seekriegswesen durch die Einführung der Schiffsschrauben soeben eine vollständige und sehr kostspielige Umgestaltung erfahren, mußte aber sofort eine neue und noch viel kostspieligere Wandlung über sich ergehen lassen. Bei der Beschießung von Odessa und Sewastopol hatten die schon vor längerer Zeit erfundenen, hier zum ersten mal im Ernstgebrauch verwendeten Bombenkanonen der Russen so furchtbare Verheerungen auf den Holzschiffen der Verbündeten angerichtet, daß deren fernerer kriegerischer Werth sehr herabgemindert schien und man nach einem Schutzmittel gegen die verderblichen Wirkungen der Granaten suchte. Napoleon III. glaubte dasselbe in einer Eisenpanzerung zu finden, ließ eine Reihe gepanzerter schwimmender Batterien bauen und entsandte sie gegen die Festungswerke von Kinburn und Kertsch. Sie bewährten sich in solchem Grade, daß Frankreich auch zum Bau von großen gepanzerten Schiffen schritt und damit alle Seemächte zwang, seinem Beispiele zu folgen.

In dem nordamerikanischen Bürgerkriege traten die Panzer zuerst in größerer Zahl in Thätigkeit. Die wichtigsten Dienste leistete jedoch der erwähnte Ericson'sche Monitor, und man darf wol behaupten, daß sein Sieg über die südstaatliche gepanzerte Fregatte Merrimac auf der Rhede von Hampton die Union rettete, da der Merrimac sonst die ganze nordstaatliche Holzflotte vernichtet hätte, der die Nordstaaten ihren endlichen Sieg dankten. Dieser Erfolg reizte die übrigen Seestaaten zur Nachahmung des Monitorsystems, und auch der Arminius wurde danach gebaut.

Während jedoch andere Mächte mit großen Flotten für die in so kurzer Zeit nöthig gewordene doppelte Umgestaltung der letztern unberechenbare Summen ver-

ausgaben mußten, war die preußische Marine wegen ihres kleinen Bestandes günstiger daran und im Stande, die theuer erkauften Erfahrungen der übrigen Staaten kostenlos zu benutzen. Nach Lage der Verhältnisse konnten aber auf ihre Vergrößerung immerhin nur geringe Summen verwendet werden und die Zahl ihrer Schiffe nur langsam wachsen. Bei Ausbruch des dänischen Krieges 1864 war deshalb die dänische Marine noch bedeutend in der Uebermacht. Sie stellte 8 größere Schraubenschiffe, 2 gepanzerte Schoner und 7 Kanonenboote mit zusammen 299, sodann 4 Raddampfer und 1 Monitor mit zusammen 26 Geschützen ins Feld, während Preußen nur die Arkona, Nymphe, der seit kurzem gebaute Aviso Loreley und 19 Kanonenboote mit zusammen 85 Geschützen zu Gebote standen. Von allen übrigen im Bau begriffenen Schiffen war nur die Gazelle fertig, die sich jedoch in Ostindien befand, während der Adler und zwei Kanonenboote im Mittelmeer stationirten. Die dänische Blockade ließ sich deshalb nicht abwehren, und die preußische Marine konnte nichts anderes thun, als dem Lande den Beweis zu liefern, daß sie sich nicht scheute, den numerisch so überlegenen Feind anzugreifen und ihm ein Gefecht zu liefern. Sie that dies unter Führung des Kapitäns zur See Jachmann, suchte mit Arkona, Nymphe und Loreley das bei Jasmund auf Rügen stationirte dänische Blockadegeschwader auf, das aus einem Linienschiff, zwei Fregatten, zwei Corvetten, einem Panzerschoner und einem Raddampfer bestand, und lieferte ihnen ein zweistündiges Gefecht, das zwar keine greifbaren Resultate in Schiffsverlusten hatte, in dem aber die junge preußische Marine eine ehrenvolle Feuertaufe empfing.

Bald nach dem Kriege traf der Arminius ein, ebenso ein anderer Monitor, Prinz Adalbert, sowie zwei sehr schnelle Schraubencorvetten, Augusta und Victoria. Letztere drei waren ursprünglich in Frankreich für die conföderirten Staaten gebaut, durch die Beendigung des amerikanischen Krieges dort überflüssig und von Preußen angekauft worden, aber auch wegen Friedensschlusses mit Dänemark nicht mehr zur Verwendung gekommen.

Das wichtigste Resultat des Krieges für die Marine war jedoch die Erwerbung des kieler Hafens für Preußen, mit dessen Besitz alle Schwierigkeiten schwanden, die sich bisjetzt der Beschaffung von größern Schiffen entgegengestellt hatten. Waren doch selbst unsere gedeckten Corvetten schon für alle übrigen Ostseehäfen, mit Ausnahme von Swinemünde, zu tiefgehend, und mußten erst ziemlich leer gemacht werden, ehe sie von Danzig auf die Rhede und umgekehrt gehen konnten.

Dem entsprechend wurden 1865 die beiden Panzerfregatten Kronprinz und Friedrich Karl, erstere in England, letztere in Frankreich, in Bestellung gegeben, da wir in Deutschland noch nicht so weit waren, um größere Panzerschiffe selbst zu bauen, und die Ereignisse des Jahres 1866 eröffneten mit der Gründung des Norddeutschen Bundes der Marine eine erfreuliche Zukunft. Die für ihre Erweiterung nöthigen Geldmittel konnten jetzt reichlicher fließen; das nothwendige Personal war herangebildet, und so stand nichts mehr im Wege, auch das Material zu beschaffen, um eine Norddeutschland entsprechende Seekriegsmacht in das Leben zu rufen. Der Ankauf des König Wilhelm im Jahre 1867, des damals mächtigsten Panzerschiffes Europas, war ein erster Schritt dazu. Die ersten Panzer und

auch noch die des Kronprinz, Friedrich Karl, Arminius und Prinz Adalbert überschritten nicht die Stärke von 12 Centimeter. Sie reichte als Schutz gegen die Durchschlagskraft der damals gebräuchlichen größten Marinegeschütze aus, aber nur kurze Zeit. Die Erfindung der gezogenen Geschütze und die Vergrößerung der Kaliber bedingten sehr bald eine Steigerung. Der 21 Centimeter starke Panzer des König Wilhelm schien diesem Umstande Rechnung zu tragen; aber es gelang nur für eine Reihe von Jahren; jetzt ist man schon bei 50 und 60 Centimeter angelangt, und das Schiff hat dadurch natürlich bedeutend an seinem militärischen Werth eingebüßt.*)

Dem Ankauf des König Wilhelm folgte bald der Bau der Panzercorvette Hansa, und zwar auf der danziger Werft, ebenso wie auch die Maschine für dieses Schiff von der deutschen Fabrik Vulkan in Grabow bei Stettin geliefert wurde, während man gleichzeitig noch einige schnelle Corvetten (Elisabeth, Ariadne, Luise) auf Stapel setzte.

Der plötzliche Ausbruch des französischen Krieges 1870 fand jedoch die norddeutsche Marine noch in einem ähnlichen Misverhältniß zur feindlichen wie damals der dänische. Nur die drei Panzer König Wilhelm, Kronprinz und Friedrich Karl sowie der Arminius, Prinz Adalbert und die erst in zweiter Reihe in Betracht kommenden ungepanzerten Corvetten und Kanonenboote waren kriegsbereit, aber ihre Zahl der gewaltigen französischen Flotte gegenüber so klein, daß an ein angriffsweises Vorgehen nicht zu denken war und sie sich nur auf eine Vertheidigung unserer Küsten beschränken mußte. Diese Aufgabe erfüllte sie indessen in so wirksamer Weise, daß die Franzosen weder unsere Kriegshäfen anzugreifen, noch in unsere großen Ströme einzudringen wagten, und sich mit einer Blockade begnügen mußten.

Mit der Aufrichtung des Deutschen Reiches 1871 erhielt die Marine dann endlich diejenige Stellung, die das deutsche Volk bereits im Jahre 1848 für sie erträumt hatte, die sie aber erst jetzt, auf feste und solide Grundlagen gestützt, mit Recht einnehmen konnte.

Die innere Organisation war seit der Begründung öfterm Wechsel unterworfen gewesen. Anfänglich lag Obercommando und Verwaltung zusammen in der Hand des Prinzen Adalbert, dann wurde beides getrennt und letztere als Marineministerium dem Kriegsminister unterstellt; danach eine unabhängige Admiralität geschaffen, später diese wiederum als Abtheilung dem Kriegsminister unterstellt. Nach 1870 entstand jedoch abermals eine Admiralität, deren Chef Commandoangelegenheiten und Verwaltung in einer Hand vereinigt, in ersterer Beziehung

*) Der Unfall, welcher 1878 dem König Wilhelm beim Anrennen des Großen Kurfürst zustieß, hat Veranlassung gegeben, bei der nöthig gewordenen großen Reparatur auch zugleich auf eine stärkere Umpanzerung Bedacht zu nehmen. An den wichtigsten Stellen (Maschinengegend u. s. w.) hat er statt des frühern 21-Centimeter-(genau 20,3)Eisenpanzer einen solchen aus Stahl von 31 Centimeter erhalten, wodurch seine Widerstandskraft ganz bedeutend erhöht ist. Ebenso hat er 29, statt der frühern 25 Geschütze erhalten, und ist mit sechs Lancirrohren für Torpedos versehen worden.

direct vom Kaiser ressortirt, in letzterer innerhalb gewisser Grenzen dem Reichskanzler unterstellt ist, und diese Einrichtung hat sich als bewährt bis jetzt erhalten. Prinz Adalbert wurde zum Generalinspecteur der Marine ernannt, und Viceadmiral Jachmann trat als Chef an die Spitze der Centralbehörde, wurde jedoch 1872 durch den General von Stosch ersetzt. Elf Jahre lang blieb letzterer in dieser Stellung, und es kann nicht geleugnet werden, daß die Marine in dieser Periode nach gewissen Seiten hin einen bedeutenden Aufschwung nahm. Nur war es sehr zu bedauern, daß Prinz Adalbert, dem Deutschland so sehr viel zu verdanken hatte, bereits im Jahre 1873 starb. Die Stellung des Generalinspecteurs wurde nicht wieder besetzt, und so fehlte der sehr energischen, aber auch autokratisch angelegten Natur des neuen Chefs jedes Gegengewicht. Dadurch wurde um so mehr Schaden verursacht, weil der General sich ebensowol von der Einberufung des reichsgesetzlich vorgesehenen Admiralitätsrathes dispensirte, dessen Gutachten bei der Entscheidung über wichtige organisatorische und technische Fragen eingeholt werden sollte, als auch die Rathschläge der competenten ältern, mit der Marine groß gewordenen Seeoffiziere nicht beachtete und seine eigene Ansicht stets als maßgebend hinstellte. Daß bei diesem System eines Generals, der erst in höherm Lebensalter den außerordentlich verwickelten Mechanismus einer Marine kennen lernte, Fehler unausbleiblich waren, liegt auf der Hand, und wird auf verschiedene derselben im Laufe dieser Abhandlung noch hingewiesen werden, aber am meisten bleibt es zu bedauern, daß dieselben auf lange Zeit hinaus sich schädlich erweisen und sich erst im Laufe von Jahren wieder gut machen lassen.

Andererseits muß jedoch anerkannt werden, daß der General von Stosch auch Gutes geschaffen hat. Als einen sehr wichtigen Erfolg seiner Verwaltungsperiode kann man es bezeichnen, daß er unsere Marine vom Auslande gänzlich unabhängig gemacht und unsere Industrie in den Stand gesetzt hat, in Herstellung von allem, was für Bau und Ausrüstung der Flotte nothwendig ist, mit dem Auslande zu concurriren. Ebenso ist nicht zu leugnen, daß er es verstand, die Leistungsfähigkeit von Offizieren und Mannschaften zu einem außergewöhnlichen Grade zu erhöhen, wobei er freilich auch oft wieder die Kräfte so sehr anspannte, daß schädliche Rückschläge unvermeidlich waren.

Vor allem verwendete er seine Kraft auf den Ausbau und die Vervollkommnung unserer drei Kriegshäfen: Kiel, Danzig und Wilhelmshaven, sowie auf die Vergrößerung der Marine selbst. Er war dabei indessen in einer weit günstigern Lage als seine Vorgänger, und konnte neben dem regelmäßigen Budget über nicht weniger als 200 Mill. Mark verfügen, welche aus der französischen Kriegsentschädigung für die Flotte ausgeworfen waren.

Im Jahre 1867 hatte das damalige Marineministerium dem Norddeutschen Reichstage einen von diesem genehmigten Flottengründungsplan vorgelegt, dessen Ausführung sich auf die Dauer von zehn Jahren erstrecken sollte und folgende Schiffe umfaßte:

16 größere und kleinere Panzerschiffe,
20 Corvetten,
8 Avisos,

22 Dampfkanonenboote,
3 Transportschiffe,
2 Artillerieschulschiffe,
5 Uebungsschiffe für Cadetten und Schiffsjungen.

Mit der Aufrichtung des Deutschen Reiches und seiner vergrößerten Machtstellung mußte jedoch auch die Marine erweitert werden, und General von Stosch legte 1873 dem Reichstage einen neuen Flottengründungsplan vor, dessen Ausführung bis zum Jahre 1882 in Aussicht genommen war und der die Genehmigung des Reichstages erhielt. Derselbe faßte besonders eine Vermehrung der Panzer sowie die Beschaffung einer Flotille von Torpedobooten in das Auge, da inzwischen die Vervollkommnung der Torpedos zu der Gewißheit geführt hatte, daß diese furchtbare Waffe in der Seekriegführung eine hervorragende Rolle zu spielen berufen war.

Nach dem neuen Plan sollte sich 1882 die Stärke der Reichsmarine stellen auf:

8 Panzerfregatten,
6 Panzercorvetten,
9 kleinere Panzerfahrzeuge,
20 Corvetten, einschließlich der Uebungsschiffe,
6 Avisos,
18 Kanonenboote,
2 Artillerieschulschiffe,
3 Segelbriggs (Schiffsjungenschiffe),
28 Torpedofahrzeuge aller Größen.

Verständigerweise machte die den Plan begleitende Denkschrift geltend, daß sich bei den fast von Tag zu Tag in der Marinetechnik vollziehenden Fortschritten und Wandlungen unmöglich an der vorgeschlagenen Zahl sowol wie an den Klassen der Schiffe starr festhalten lasse, sondern daß der Admiralität ein gewisser Spielraum gelassen werden müsse und die im einzelnen bindende Feststellung der Bauten nur durch die jährlichen Etatsanschläge erfolgen könne.

Der Reichstag ging auf diese Vorschläge ein, und die Ergänzung der fehlenden Schiffe wurde nun energisch in die Hand genommen. Fertig vorhanden waren 1873 von Fahrzeugen, welche für den Kampf auf hoher See in Betracht kommen konnten:

5 Panzerschiffe,
9 Corvetten,
3 Avisos,
22 Kanonenboote.

Es blieben mithin noch zu bauen:

18 Panzerschiffe,
11 Corvetten,
3 Avisos,
28 Torpedofahrzeuge.

Zwei Panzerschiffe, Kaiser und Deutschland, sogenannte Kasemattschiffe, bei denen die Geschütze in einer besonders gepanzerten Kasematte mittschiffs aufgestellt sind, wurden noch in England aufgegeben und 1875 abgeliefert. Ihr Panzer

hat eine größte Dicke von 25 Centimeter; ihre Bewaffnung besteht aus acht Stück 26-Centimeter-Ringgeschützen in der Kasematte und einem langen, 21 Centimeter, auf dem Hinterdeck als Rückzugsgeschütz, und sie entwickeln eine Schnelligkeit von 14 Knoten. Dies waren die letzten großen Schiffe, welche im Auslande gebaut wurden; die übrigen baute man fortan im Inlande auf kaiserlichen und auf Privatwerften. Anfänglich mußte man für letztere zwar noch die Panzerplatten sowie einzelne, besonders große Schmiedestücke, wie Steven und Sporne der großen Panzer, aus England nehmen; aber seit Jahren sind unsere großen deutschen Eisenwerke auch darauf eingerichtet und fertigen dieselben, wie auch Panzerplatten, mindestens ebenso gut und aus besserm Material als andere Länder.

Jenen beiden Kasemattschiffen folgten bis zum Jahre 1878 die drei Thurmschiffe Großer Kurfürst, Friedrich der Große und Preußen. Sie haben eine Panzerstärke von 23 Centimetern, zwei durch Dampf drehbare Thürme, in deren jedem zwei 26-Centimeter-Ringgeschütze parallel aufgestellt sind, und außerdem im Bug und auf dem Heck noch je ein langes 17-Centimeter-Ringgeschütz, welche ebenfalls hinter Panzer stehen. Ihre Schnelligkeit beträgt 13 Knoten, was für Schlachtschiffe ausreichend ist. Leider ging der Große Kurfürst bereits beim ersten Auslaufen in jener furchtbaren Katastrophe bei Folkestone am 31. Mai 1878 zu Grunde.

Als nächste Klasse wurden fünf Ausfallcorvetten gebaut: Baiern, Sachsen, Würtemberg, Baden und Oldenburg, deren letztere erst kürzlich von Stapel gelassen ist und deren völlige Fertigstellung deshalb vor Ende des Jahres nicht zu gewärtigen ist.

Die dem Bau dieser Corvetten zu Grunde liegende Idee ist möglichst große Panzerstärke, schwere Bewaffnung und möglichst geringer Tiefgang. Sie sind in erster Reihe für die Ostsee bestimmt, und bei den Tiefenverhältnissen unserer östlichen Häfen war die letztere Forderung sehr wichtig, damit im Falle der Nothwendigkeit die Schiffe auch andere Rückzugshäfen als allein Kiel wählen konnten. Da es sehr schwer und oft unmöglich ist, alle wünschenswerthen guten Eigenschaften in denselben Schiffen zu vereinigen, so wurde von Erlangung einer besondern Geschwindigkeit abgesehen, immerhin aber eine solche von 12—13 Knoten (3—3¼ deutsche Meilen in der Stunde) erlangt, die für Schlachtschiffe vollständig genügt. Die drei andern Bedingungen sind in einer Weise erfüllt, wie es nur irgend die Verhältnisse gestatteten. Die Panzerstärke bei den vier ersten Corvetten, die sämmtlich Schwesterschiffe sind, beträgt nicht weniger als 40,6 Centimeter; ihre Bewaffnung besteht aus je sechs 26-Centimeter-Ringgeschützen, die in zwei oben offenen festen Thürmen zu vier und zwei vertheilt sind und über Bank feuern, aber den ganzen Horizont bestreichen können. Ihr Tiefgang bei voller Ausrüstung ist nur 6 Meter, womit sie nöthigenfalls sowol nach Danzig wie nach Swinemünde einlaufen können. Eine Bemastung haben sie nicht, wodurch nicht allein bei der Fahrt Luftwiderstand vermindert, sondern auch bedeutend an Mannschaft gespart wird. Bisjetzt ist es der Technik noch nicht gelungen, Panzerschiffen unter Segel gute Manövrirfähigkeit zu geben, die Takelage ist deshalb überflüssig. Die Ausfallcorvette Oldenburg ist nach etwas veränderten und den neuern Fort-

schritten der Technik angepaßten Principien erbaut. Sie wird einen noch stärkern Panzer, 12 Geschütze und außerdem noch Vorrichtungen zum Lanciren von Torpedos unter Wasser haben. Sämmtliche Ausfallcorvetten besitzen für den Fall einer Verwundung unter Wasser durch Torpedos, Sporn oder Geschosse Einrichtungen, um ihnen die größtmöglichste Schwimmfähigkeit zu geben. Ihr doppelter Boden besteht aus Hunderten von wasserdichten Abtheilungen, ebenso ist der innere Schiffsraum durch wasserdichte Längs- und Querwände vielfach getheilt und bedeutende horizontale Korklagen unterstützen die Schwimmkraft.

Nach dem Flottengründungsplan fehlt an der damals festgestellten Zahl der Panzerfregatten jetzt noch ein Ersatz für den Großen Kurfürst. Bei der immer weiter fortschreitenden Entwickelung des Torpedowesens scheint man jedoch davon absehen zu wollen und thut gewiß recht daran. Die großen Panzerschiffe, wenigstens die nach bisherigem Modell, sind zu kostspielig, um sie der Vernichtung durch Torpedoboote auszusetzen, von denen sich 50 und mehr für den Preis eines von ihnen in wenigen Monaten bauen lassen.

Während bei Ausführung des Baues an dem Typus der Fregatten und Corvetten festgehalten wurde, wich man von den für die kleinern Panzerfahrzeuge zuerst in Aussicht genommenen Monitors und schwimmenden Batterien ab und baute Panzerkanonenboote, ein der deutschen Marine eigenthümliches Schiffsmodell. Von ihnen sind 13 fertig, zu denen noch der Arminius tritt, sodaß wir statt 9 jetzt 14 kleinere gepanzerte Fahrzeuge besitzen, deren Zweck die Vertheidigung unserer Strommündungen und Häfen, namentlich an der Nordseeküste ist. Der früher erwähnte und von Holz gebaute Monitor Prinz Adalbert ist inzwischen unbrauchbar geworden und aus der Liste der Kriegsfahrzeuge gestrichen.

Die Panzerkanonenboote haben bei 784 Tonnen Raumgehalt und 9 Knoten Geschwindigkeit nur einen Tiefgang von 3 Meter, sodaß sie sich auf Untiefen bewegen können, auf denen ihnen größere Schiffe nicht zu folgen vermögen. Auch sie haben keine Takelage, dagegen zur Erhöhung ihrer Manövrirfähigkeit wie die Ausfallcorvetten zwei Propellerschrauben. Sie besitzen nur einen Gürtelpanzer, der vorn im Bug 20 Centimeter Dicke hat und sich nach hinten auf die Hälfte verjüngt, während das Oberdeck gegen Senkschüsse gleichfalls mit 5 Centimeter starken Platten belegt ist. Vorn auf dem Deck erhebt sich aber noch ein 20 Centimeter stark gepanzertes Schild, ein oben offener Halbthurm, hinter dem das einzige Geschütz des Bootes Deckung findet und über dessen Rand es feuert.

Unsere großen Panzer führen als schwerstes Kaliber die 26-Centimeter-Ringkanone, welche mit 48 Kilogramm Pulverladung ein Geschoß von 189 Kilogramm Gewicht schleudert, das auf 1000 Meter Entfernung noch 35-Centimeter-Platten durchbohrt; die Kanonenboote sind jedoch mit einer $30\frac{1}{2}$-Centimeter-Mantel-Ringkanone von Krupp ausgestattet. Ihr Geschoß wiegt 325 Kilogramm, die Pulverladung 72 Kilogramm und sie durchschlägt auf die obengenannte Entfernung noch 40-Centimeter-Panzer. Die Kanonenboote sind bestimmt, auf Untiefen haltend, sich dem Feinde nur spitz und auf weite Distanzen zu zeigen, um ihm nur ein ganz kleines Ziel zu geben, ihn jedoch selbst wirksam angreifen zu können. Zur Beschränkung des Tiefganges hat man ihnen nicht stärkere Panzerung geben

können; da sie jedoch dem Feinde stets den scharfen Bug zukehren, und dessen Geschosse, wenn sie wirklich einmal treffen sollten, immer nur unter einem spitzen Winkel aufschlagen können, so reichen 20 Centimeter aus. Elf von diesen Kanonenbooten sind Schwesterschiffe; den beiden neuesten hat man jedoch eine bedeutend stärkere Maschine gegeben, wodurch ihre Geschwindigkeit auf 12 Knoten erhöht ist.

Gleichzeitig mit den Panzerbauten wurde die noch fehlende Zahl der gedeckten und der Glattdeckscorvetten, welche seit kurzem die Bezeichnung Kreuzerfregatten und Kreuzercorvetten erhalten haben, sowie die der Avisos und in neuester Zeit auch der Torpedoboote aufgefüllt und zugleich Ersatz für die durch Alter unbrauchbar gewordenen Fahrzeuge geschaffen. Bis zur Mitte der siebziger Jahre baute man die ungepanzerten Schiffe aus Holz, ist jedoch jetzt allgemein zu Eisen und seit kurzem zu Stahl übergegangen, theils wegen der immer schwieriger werdenden Beschaffung geeigneten Holzes, theils weil die Eisenschiffe billiger, dauerhafter und leichter sind.

Von den früher vorhandenen hölzernen Kanonenbooten sind die meisten durch Alter unbrauchbar geworden. Statt ihrer hat man nur die Hälfte wieder gebaut, aber sie dafür größer und schneller gemacht. Die erste Klasse derselben, welche Dienst auf auswärtigen Stationen thut, heißt jetzt Kreuzer.

Von den Torpedobooten sind verschiedene Modelle vorhanden, größere und kleinere. Der Ausfall der großen Flottenmanöver im Jahre 1884 hat die Wichtigkeit, welche die Torpedoboote namentlich für die Küstenvertheidigung haben, überzeugend dargethan, und ebenso haben das Studium des Torpedowesens und die eingehenden Versuche, welche seit einer Reihe von Jahren in der deutschen Marine angestellt sind, den jetzigen Chef der Admiralität bewogen, beim Reichstage die nöthigen Geldmittel für den Bau von 70 Torpedobooten zu beantragen. Diese Forderung ist bewilligt und die Fahrzeuge werden im Laufe dieses Jahres hergestellt werden; bisjetzt sind schon etwa 30 derselben fertig. Sie sind klein und niedrig, um dem Feinde wenig Zielfläche zu bieten, aber sehr schnell (17—18 Knoten), und darin liegt ihre Hauptstärke beim Angriff. Der größte Theil unserer Kreuzerfregatten und Corvetten, sowie verschiedene Panzerschiffe haben gleichfalls Einrichtungen zum Lanciren von Torpedos erhalten, während andererseits ihre Geschützausrüstung durch eine Zahl von Revolverkanonen zur Abwehr feindlicher Torpedoboote vermehrt ist.

Die vorgesehenen Schulschiffe sind vorhanden.

Somit ist der 1873 aufgestellte Flottengründungsplan unter den damals vorbehaltenen Abänderungen durchgeführt und der Bestand der deutschen Marine an Schiffen gegenwärtig der folgende:

1) Panzerschiffe (Fregatten und Corvetten).

König Wilhelm	29 Geschütze	8000 Pferdekraft	760 Mann Besatzung	Breitseitschiff.
Kaiser, Deutschland	15 „	8000 „	638 „ „	Kasemattschiffe.
Friedrich der Große, Preußen	6 „	5400 „	537 „ „	Thurmschiffe.

Schiff	Geschütze	Pferdekraft	Besatzung	
Friedrich Karl	16 Geschütze	3500 Pferdekraft	531 Mann Besatzung	Breitseitschiff.
Kronprinz	16 „	4800 „	537 „ „	Breitseitschiff.
Baiern, Sachsen, Würtemberg, Baden	6 „	5600 „	354 „ „	Ausfallcorvetten. Feste Thürme, über Bank schießend.
Oldenburg	12 „	3900 „	— „ „	?
Hansa	8 „	3000 „	397 „ „	Corvette, Kasemattschiff.

Summa 13 Schiffe 147 Geschütze rund 6350 Mann Besatzung.

2) Panzerfahrzeuge.

Fahrzeug	Geschütze	Pferdekraft	Besatzung	
Arminius	4 Geschütze	1200 Pferdekraft	131 Mann Besatzung	Monitor.
Wespe, Viper, Biene, Mücke, Skorpion, Basilisk, Chamäleon, Krokodil, Salamander, Natter, Hummel	1 „	à 700 „	76 „ „	Panzerkanonenboote.
Brummer, Bremse	1 „	1500 „	67 „ „	desgl.

Summa 14 Fahrzeuge 17 Geschütze rund 1100 Mann Besatzung.

3) Ungepanzerte Schiffe.

	Schiff	Geschütze	Pferdekraft	Mann	Art	
a)	Leipzig	12 Geschütze	4800 Pferdekraft	432 Mann	Kreuzerfregatte	10 Kreuzerfregatten.
	Prinz Adalbert	12 „	4800 „	432 „	„	
	Victoria	18 „	3000 „	427 „	„	
	Bismarck, Moltke, Stosch, Gneisenau, Blücher, Stein	16 „	2500 „	404 „	„	
	Elisabeth	19 „	2400 „	386 „	„	
b)	Carola, Olga, Marie, Sophie	10 „	2100 „	267 „	Kreuzercorvette	10 Kreuzercorvetten.
	Augusta	10 „	1300 „	238 „	„	
	Freya	8 „	2400 „	248 „	„	
	Ariadne, Luise	9 „	2100 „	238 „	„	
	Alexandrine	14 „	2400 „	267 „	„	
	Arkona (im Bau)	14 „	2400 „	267 „	„	

	Geschütze	Pferdekraft	Mann		
c) Adler	4 Geschütze	650 Pferdekraft	127 Mann	Kreuzer	5 Kreuzer.
Möve, Habicht	5 „	600 „	127 „	„	
Albatroß, Nautilus	4 „	600 „	115 „	„	
d) Wolf, Hyäne, Iltis	4 „	340 „	87 „	Kanonenboot	4 Kanonenboote.
Cyclop	4 „	250 „	67 „	„	
e) Hohenzollern	2 „	3000 „	133 „	Aviso (kaiserliche Jacht).	8 Avisos.
Pfeil, Blitz	5 „	2700 „	127 „	„	
Zieten		2350 „	111 „	„ (mit Torpedos ausgerüstet).	
Falke	2 „	1100 „	97 „	Aviso.	
Pommerania	2 „	700 „	66 „	„	
Lorelei	3 „	350 „	57 „	„	
Grille	3 „	650 „	82 „	„	
Summa 37 Schiffe	315 Geschütze		rund 8400 Mann Besatzung.		

Die Schulschiffe sind vorhanden.

Unsere Marine zählt mithin im ganzen an Schiffen, welche gegen den Feind gehen können, 64 mit 479 Geschützen, wenn die beiden gegenwärtig im Bau begriffenen, die in diesem Jahre fertig werden, mitgerechnet werden. Dazu treten dann unter derselben Voraussetzung noch 70 Torpedoboote. Die für diese Flotte erforderliche Besatzungsstärke beläuft sich auf rund 15850 Mann für die Schiffe und mindestens 800 Mann für die Torpedoboote, insgesammt mithin auf 16650 Mann. Außerdem sind für die Besatzung der Festungswerke unserer Kriegshäfen, für die Torpedosperren u. s. w. noch 2000 Mann nöthig, wonach sich der Bedarf an seemännischem Personal für den Kriegsfall auf rund 18600 Mann stellen würde, wenn alle Schiffe Verwendung finden sollten. In Wirklichkeit ist das jedoch nicht der Fall, sondern wir müssen nur auf sämmtliche Panzer, auf die Avisos, die Torpedoboote, die Besatzung der Festungswerke und die Bedienung der Sperren rechnen. Von einer Indienststellung der ungepanzerten Schiffe, mit Ausnahme derjenigen, welche sich auf auswärtigen Stationen befinden, würde abgesehen werden, da sie nichts nützt. Für jene Stationsschiffe kann man rund 2000 Mann rechnen, sodaß als Minimum im Kriegsfalle rund 12000 Mann seemännisches Personal erforderlich sind: 7450 Mann für Panzer, 1500 für Torpedoboote und Avisos, 2000 auf auswärtigen Stationen und 1000 für Festungswerke und Sperren, während die andern 1000 für letztere aus der Landbevölkerung entnommen werden können.

Die Krisis in Belgien.

Von

K. Theodor Wenzelburger.

III. (Schluß.)

Als die Thronrede vom 12. Nov. 1878 das neue Schulgesetz in Aussicht gestellt hatte, war die Niedergeschlagenheit in den Reihen der Ultramontanen eine Zeit lang groß und die Vorwürfe der klerikalen Presse regneten hageldicht auf die eigenen Gesinnungsgenossen. Der „Bien public" proclamirte alsbald die Nothwendigkeit, „von nun an unverhüllt das Banner des Syllabus und der Encyclica zu entfalten". Das constitutionell-katholische „Journal de Bruxelles" verwahrte sich alsbald dagegen. „Wir werden diese Haltung nicht annehmen, wir haben nicht das constitutionelle Recht, im Parlament das katholische Banner in dem von unsern Collegen angegebenen Sinne zu entfalten; der Versuch wäre ebenso thöricht, wie der Rath verderblich ist, es ist besser, sich zu trennen als zusammen auf den Irrweg zu kommen." „Schöne Auskunft!" antwortete der „Bien public" in einem „Une rupture" überschriebenen Artikel. „Wir unsererseits wollen im öffentlichen wie im privaten Leben, in der Presse wie auf der Tribüne und im Innern unsers Hauses, im Wahlkampfe und auf den Knien vor dem Beichtstuhl oder vor Gottes Tisch katholisch bleiben. Wir wagen hinzuzufügen, daß die immense Mehrheit der belgischen Katholiken mit uns einverstanden ist. Wenn ihre Mandatare in die Kammer nicht als Katholiken gehen wollen, so hätten sie besser daran gethan, dies vor der Wahl zu sagen; vielleicht hätte man sich dann nicht die Mühe gegeben, zur Wahlurne zu gehen." Fast alle klerikalen Blätter mit nur ganz sporadischen Ausnahmen schlossen sich dem heißblütigen genter Journal an und die „Cloche" traf den Nagel auf den Kopf, wenn sie die Situation mit den Worten charakterisirte: „Das «Journal de Bruxelles» hat nicht ein Manifest, sondern ein Testament veröffentlicht. Es ist das Testament des liberalen Klerikalismus, der in den in Permanenz erklärten Concessionen, welche Malou seit lange machte, begraben ist; die politische Armee der Belgier wird den Kampf ohne diese Deserteure fortsetzen."

Der Episkopat ließ mit seiner Willensäußerung ebenfalls nicht lange warten. Schon am 7. Dec. 1878, noch ehe der Gesetzentwurf auch nur in seinen all-

gemeinsten Umrissen bekannt war, erschien ein Collectivmandement desselben an die Gläubigen. Wie alle derartigen Schriftstücke, ist dasselbe mit bei den Haaren herbeigezogenen Bibelstellen durchspickt, und aus der Prämisse, Christus habe gesagt, alle Gewalt sei ihm im Himmel und auf Erden verliehen, folgern die hochwürdigen Herren, daß der der Kirche kraft göttlichen Majestätsbriefes verliehene Lehrauftrag sowol Privatleuten wie den Regierungen verbiete, der Ausführung desselben Hindernisse in den Weg zu legen, ohne die göttliche Majestät zu beleidigen; „die erziehende Mission der Kirche erstrecke sich nicht nur auf die Kindheit und Jugend, sondern auf jedes Lebensalter, und deshalb hat sie das Recht, ihren Einfluß auf die Schule geltend zu machen. Da alle Christen der Kirche unterworfen sind und die religiöse Erziehung des Menschen von seiner Kindheit an zu beginnen hat, so hat die Kirche das ausschließliche Recht, alles, was diese Erziehung sowol in theoretischer wie in praktischer Hinsicht betrifft, nicht nur zu überwachen, sondern kraft der ihr verliehenen Autorität zu leiten". Jetzt ist auf einmal das vielgeschmähte Gesetz von 1842, das der Klerus nicht annehmen wollte, weil es ihm den Zutritt zu der Schule nicht kraft göttlicher Autorität, sondern als eine vom Staat übertragene Befugniß gestattet, zum Palladium der Freiheit der Gewissen und der Kirche geworden, und aus allen Hirtenbriefen, wie aus den Protestreden der klerikalen Deputirten spricht das bittere Gefühl, mit dem man an die früher verschmähten Fleischtöpfe zurückdenkt. Wie ihre Collegen in aller Herren Ländern hungerten auch die belgischen Bischöfe nach einer „Verfolgung der Kirche", die bekanntlich aus der päpstlichen Nomenclatur in die allgemein verständliche Sprache übersetzt weiter nichts besagt, als daß man der ungemessenen Herrschsucht, die auch das rein staatliche Gebiet als ihre Domäne betrachtet, den nothwendigen Zügel anlegt. Zu dieser Gefälligkeit ließ sich aber die Regierung keineswegs herbei, und auch die weitere Hoffnung des Episkopats, daß die Schule für den Klerus von nun an hermetisch geschlossen sein sollte, ging nicht in Erfüllung; im Gegentheil, Art. 4 des Gesetzes lautet wörtlich: „Der Religionsunterricht ist der Fürsorge der Familien und der Geistlichen der verschiedenen Bekenntnisse überlassen; eine Räumlichkeit in der Schule wird den letztern zur Verfügung gestellt, damit sie darin, sei es vor oder nach der Klassenstunde, den die Schule besuchenden Kindern ihrer Kirchengemeinde den Religionsunterricht ertheilen können." Und eine weitere Bestimmung sagt ausdrücklich: „Jeder Angriff auf die positive religiöse Ueberzeugung der Schüler ist dem Lehrer untersagt." Dabei mußte aber die Schule für die Kinder aller Glaubensbekenntnisse zugänglich sein und deshalb kann auch der Unterricht des Lehrers keine dogmatische Färbung haben.

Im Januar 1879 legte der Unterrichtsminister den Gesetzentwurf der Kammer vor, und schon am 31. Jan. erschien wieder ein collectiver Hirtenbrief der Bischöfe, in welchem sie sich nach dem Absingen der gewöhnlichen salbungsvollen Litanei hauptsächlich gegen Art. 4 des Gesetzes wenden. Eine Schule, in der das religiöse Element nicht den ganzen Unterricht wie ein Sauerteig durchdringt, ist eine „Schule ohne Gott" und diese Phrase wird auch von nun an das Feldgeschrei in dem Kampfe, der mit einer Erbitterung ohnegleichen geführt wurde. Scharf wird ferner gegen die Velleität des Staates zu Felde gezogen, der in dem Programm

auch den Unterricht in der Sittenlehre figuriren lasse, als ob eine Moral ohne Gott denkbar wäre! Empört ist der Episkopat geradezu über den naiven Glauben der Regierung, als ob er sich dazu hergeben würde, den Religionsunterricht außer den zum Schulunterricht bestimmten Stunden geben zu lassen. „Unter Religionsunterricht verstehen wir, daß die Religion während der Klasse als ein essentieller Bestandtheil des Schulprogramms unterwiesen wird. Das ist aber gerade, was der Staat nicht zulassen will, er verbannt also Gott und den Priester aus der Schule." „Ihr werdet euch" — so werden die Gläubigen apostrophirt — „durch solche Redensarten keinen Sand in die Augen streuen lassen." Auch der in ähnlichen Hirtenbriefen beliebte und nachgerade zur stehenden Gewohnheit gewordene Kunstgriff, irgendwelche aus dem Zusammenhang gerissene Aeußerung eines der Kirche feindlich oder gleichgültig gegenüberstehenden Autors ins Treffen zu führen, wurde hier nicht verschmäht, und wenn sich ein Citat aus Goethe, Macaulay oder Voltaire in solcher Gesellschaft gerade so ausnimmt, wie der Purpurflecken auf dem Bettlermantel, so wird den Gläubigen gegenüber damit doch ein gewisser theatralischer Effect erzielt. Diesmal mußte es der französische Philosoph Cousin entgelten, der die Behauptung aufgestellt habe, daß, wenn man das Christenthum ausrotten wolle, man sich dann wol hüten müsse, dasselbe in den Volksschulen unterrichten zu lassen. Aber das eigentliche Feuerwerk wird erst am Schlusse des Documents abgebrannt: jeden Sonntag muß der Priester in allen Kirchen und Kapellen von der Kanzel herab folgendes Gebet sprechen: „Ist es denn also wahr, o mein Gott, daß die Feinde deines Namens und die unserigen den Verlust der mit dem Blute Jesu Christi erkauften Seelen beschlossen haben? daß sie den Glauben im Herzen der Belgier ausrotten, den Keim in der Seele der Kinder ersticken und die Jugend atheistischen oder gesetzlich zur Gleichgültigkeit gezwungenen Lehrern überliefern wollen? ... Nein, Herr, das wirst du nicht erlauben! ... Herr, rette unser Volk, rette die dir theuer sind, rette Belgien, das dich liebt und den Glauben seiner Väter bewahren will! Unser Vater, der du bist im Himmel ... ich grüße dich, Maria! ... Von den Schulen ohne Gott und den Lehrern ohne Glauben erlöse uns, Herr. Amen!" Das war also eine neue Bearbeitung des Vaterunser! dies waren aber nur harmlose Stilübungen in Vergleich mit dem, was folgen sollte.

Am 11. April wurde der 73 Folioseiten umfassende Bericht der Centralsection der Kammer vorgelegt. „Seit Jahren", führt Berichterstatter Olin aus, „wird die heutige Reform von einer Partei erstrebt, die nicht darauf verzichten kann, ohne Schmach über sich zu bringen; ein Verzicht käme einem Selbstmord gleich. Sollte das Project verworfen werden, so würde dies keineswegs die Streitfrage beseitigen, sondern sie nur noch brennender machen und die Thüren weiter gehenden und radicalern Forderungen öffnen. Daß seitens der kirchlichen Parteien der Regierungsentwurf aufs schärfste und ungerechteste angegriffen und verketzert wird, ließ sich erwarten. Von jeher hat der Klerus seine Privilegien als Rechte und seine Usurpationen als legitime Errungenschaften mit dem herbsten Starrsinn vertheidigt. Mit welchen Hindernissen hatte man nicht in andern Staaten bei der Einführung der Civilehe zu kämpfen, die in Belgien

kraft der Constitution besteht? Gälte es heute erst, das Princip der Ehescheidung gesetzlich einzuführen, welch Zetergeschrei würde man nicht im Namen der Religion und der socialen Gefahr erheben? Nach und nach gewöhnt sich die öffentliche Meinung an jene Kassandra-Rufe und an Prophezeiungen, welche durch die Ereignisse Lügen gestraft werden. Ebendeshalb werden wir mit Ruhe unsern Weg verfolgen und frei und entschlossen ein Gesetz votiren, das uns durch das öffentliche Interesse geboten erscheint. Die beabsichtigte Reform tritt in keiner Weise der Freiheit des Familienvaters zu nahe, seinem Kinde in einer öffentlichen Schule Religionsunterricht ertheilen zu lassen; er kann seinen Sohn und seine Tochter ruhig in die Gemeindeschule schicken, in der festen Ueberzeugung, daß ihr Glaube keinerlei Gefahr läuft. Das Land muß wissen, daß das Schullocal dem Geistlichen offen steht, und daß sofern er dort nicht erscheint, dies seine eigene Schuld ist.... Vor dem Gesetz gibt es keinen gesetzlichen und ungesetzlichen Widerstand; man muß sich ihm unterwerfen; die Drohungen werden wol mit den Leidenschaften verschwinden, die sie eingeflößt, sollten sie sich aber eines Tags verwirklichen, so zählen wir auf die Festigkeit der Regierung, und die Kammer wie das Land sind überzeugt davon, daß die Regierung ihrer Pflicht sich gewachsen zeigen wird." Am 27. April begannen die Debatten in der Zweiten Kammer, bei der alle Koryphäen der klerikalen Partei, der feine, schlaue Dialektiker Malou, der heißblütige, ab und zu mit Grobheiten um sich werfende Jacobs, der plump polemisirende Cornesse und der süßlich-platonische Thonissen das Gesetz bekämpften, und am 6. Juni wurde dasselbe nach 28 Sitzungen, in denen Frère-Orban, Bara, Jansson, der Graf Goblet d'Alviella, Mallar, vor allem aber van Humbeck, theilweise in meisterhafter, die Gegner Schritt für Schritt mit unbarmherziger Logik niederschlagender Rede für das Gesetz eingetreten waren, mit 67 gegen 60 Stimmen angenommen, am 18. Juni passirte dasselbe den Senat, wo 33 Stimmen dafür und 31 dagegen abgegeben wurden, und am 1. Juli 1879 erhielt es die königliche Bestätigung. An diesem Tage erschienen „Bien public" und andere katholische Journale mit einem Trauerrande. Der Fürst von Ligne, der Senatspräsident, hatte selbst an der Debatte theilgenommen, obwol er so schwach war, daß er sich von seinem Lakaien in den Saal führen lassen mußte, wo er eine Rede gegen das Gesetz hielt.

Während der Verhandlungen in Kammer und Senat hatte der Klerus bis in die unbedeutendsten Gemeinden, wo ihm die meistens klerikal gesinnten Großgrundbesitzer treu zur Seite standen, einen Adressensturm organisirt. Ganze Wagenladungen voll Bittschriften, deren Unterschriften sich nach Millionen berechneten, wurden in der Kammer niedergelegt, aber welcher Werth ihnen beizumessen war, ging unter anderm daraus hervor, daß in dem Bezirk Waremme, der von zwei Liberalen vertreten war, fast alle Wähler sich zur Unterzeichnung der Adresse herbeiließen, aber neun Monate später bei einer Deputirtenwahl den liberalen Candidaten mit einer noch viel größern Majorität in die Kammer schickten als das vorige mal. Ehe das Gesetz unterzeichnet war, hatte man den König auf Plakaten mit dem Tode bedroht, und nachdem dies geschehen, fand man am Justizgebäude in Brüssel ein Plakat mit den Worten: „Das Schulgesetz ist unterzeichnet; lasset uns nun

den König erstechen, für Gott und Vaterland!" Ein Plakat am Theater in Lüttich lautete: „Leopold ist gerichtet; er hat das Unglücksgesetz unterzeichnet. Ein Dolchstich oder eine Revolverkugel wird darüber richten." Ein wegen Anklebens solcher Plakate in Brüssel verhaftetes Subject gestand, daß er aus dem Jesuitencollegium die Plakate und Geld erhalten habe, und er beschuldigte besonders den Pater Nicolai, daß dieser deshalb geheime Zusammenkünfte mit ihm gehabt habe; der letztere wurde auf einige Zeit in Haft genommen, mußte aber, da er jede Beziehung zu dem Angeber leugnete, wieder freigelassen werden. Ein Pfarrer in Flandern predigte damals: „Wenn es Aeltern gibt, die ihre Kinder nach der Geusenschule schicken, so brauchen sie ihre Neugeborenen nicht mehr zur Taufe in der Kirche zu präsentiren; sie müssen diese dann nur zu Hause taufen und statt sie zu erziehen, würden sie besser daran thun, ihnen das Messer ins Herz zu stoßen." Die Bischöfe selbst säumten nicht, den ihnen hingeworfenen Handschuh aufzuheben, und wenige Tage nach der Abstimmung im Senat erschien wieder ein Hirtenbrief. Dieser lautete aber jetzt kategorischer. Nachdem alle verwendbaren Aussprüche von Pius IX. und Leo XIII. wie auch die Beschlüsse einer Reihe von Provinzialconcilen aus den letzten zehn Jahren angeführt worden sind, heißt es: „Wir erklären deshalb das Schulregiment, welches die Staatsgewalt in unserm Lande zur Geltung bringen will, seiner Natur nach für gefährlich und schädlich; wir erklären, daß es die Verbreitung des Unglaubens und des Indifferentismus befördert und daß es ein Attentat auf den Glauben, die Frömmigkeit und die religiösen Rechte des belgischen Volkes ist, und darum verurtheilen und verdammen wir dasselbe, und entsprechend dem von Pius IX. an den Erzbischof von Freiburg gerichteten Erlasse und uns der Worte desselben Papstes bedienend, benachrichtigen wir alle Gläubigen und erklären ihnen, daß man gewissenshalber derartige Schulen, welche gegen die katholische Kirche errichtet sind, nicht besuchen darf." Am Schlusse des Hirtenbriefes wird an den Geldbeutel der Gläubigen appellirt, die zwar schon seit 1830, wozu sie ihr Glaube überdies verpflichtet, auf ihre Kosten christliche Schulen errichtet und unterhalten haben, die sich aber jetzt, überzeugt von der Nothwendigkeit, für christliche Schulen zu sorgen, eine Ehre daraus machen werden, ihnen die Mittel zu liefern, um solche in allen Parochien und da, wo es nöthig sein würde, zu errichten. Diesem Mandement waren aber noch besondere Instructionen für die Pfarrgeistlichkeit beigefügt worden, die durch die „Germania" zuerst in die Oeffentlichkeit drangen und in einer im folgenden Monat in Mecheln gehaltenen Versammlung der belgischen Bischöfe in ihrem vollen Umfang bestätigt wurden; dieselben sind eine offene Kriegserklärung der katholischen Kirche an den Staat.

Mit der Excommunication wurde jeder Familienvater bedroht, der seine Kinder in eine dem neuen Gesetz unterworfene Schule schickte, „wenn an demselben Platze eine katholische Schule wäre, oder wenn in der Nähe eine solche sich fände, oder wenn er seinen Kindern auf irgendeine andere Weise Unterricht verschaffen könne". In außerordentlichen Fällen mußte sich das Familienhaupt an den Pfarrer seiner Parochie wenden, der ihn anhören und dem Bischof darüber Bericht erstatten mußte. Mit Absolutionsverweigerung ohne jede Zulassung einer Ausnahme sollten

gestraft werden alle Mitglieder der Schulcommissionen, wie auch die Zöglinge und Lehrer der Staatsnormalschulen; dieselbe Strafe wird gegen alle Lehrer, die an Staatsschulen bleiben und daselbst Religionsunterricht ertheilen, ausgesprochen; für solche, die sich weigern, ihre Entlassung zu nehmen, können unter Umständen Milderungsgründe zugelassen werden, z. B. wenn das Aufgeben ihrer Stelle sie um ihre Pensionsrechte bringen könnte oder sie der Einreihung in das Heer aussetzen würde. Der Bischof von Tournai belegte die dortige Gemeindeschule mit dem Interdict, nur weil sie der von ihm begründeten und geleiteten Fraterschule Concurrenz machte. Dies war ein unerhörtes Vorgehen der Bischöfe; man hatte sich zwar daran gewöhnt, von der Kirche die constitutionellen Principien und die auf ihnen beruhenden staatlichen Einrichtungen verurtheilt zu sehen, ohne den päpstlichen und bischöflichen Protesten eine andere Bedeutung beizumessen als denjenigen Tichborne's; aber noch nie hatte man kirchlicherseits den Versuch gewagt, den Boden der Theorie zu verlassen und mit Hülfe der bekannten mittelalterlichen Waffen die bürgerliche Gesellschaft zu alarmiren. Es soll alsbald bei der Darstellung der Schulenquête gezeigt werden, welcher Mittel sich der Klerus dabei bediente und wie es ihm gelingen konnte, die Massen in einer Weise aufzuregen, daß Bürgerblut vergossen wurde und daß die Entfesselung eines Religionskrieges wenigstens in den Bereich der Möglichkeit gehörte. Daß es so weit kommen konnte, ist zwar die Schuld eines herrschsüchtigen und fanatischen Episkopats, doch hätte dieser niemals auf eigenes Risico die aggressive Haltung angenommen und diese mit solchem Starrsinn festgehalten, wenn ihm nicht die päpstliche Autorität selbst den Rücken gedeckt hätte. Es entwickelt sich bei dieser Gelegenheit zwischen Rom, Brüssel und Mecheln ein Ränke- und Intriguenspiel, das allen Staaten, welche etwa noch des guten Glaubens leben, bei der Curie durch offene und ehrliche Mittel zum Ziel zu gelangen, zum warnenden Beispiel dienen mag.

Wir müssen es uns versagen, einen Rückblick auf die Beziehungen Belgiens zum Vatican seit dem Jahre 1830 zu werfen, so lohnend derselbe für die Verdeutlichung der im Folgenden zu schildernden Vorgänge wäre; nur so viel mag bemerkt werden, daß sich der kleine Staat von der Römischen Curie eine Reihe von Demüthigungen gefallen lassen mußte, deren letzter Erklärungsgrund nur darin liegt, daß man in Rom recht gut wußte, man habe es mit einem Lande zu thun, welches das ergiebigste Versuchsfeld für den Ultramontanismus darbot. In andern Staaten mußte der Vatican mit der Staatsgewalt um den Besitz der Macht in heißem Kampfe ringen, und er begnügte sich, wo es nicht anders ging, auch mit halben Zugeständnissen, fest entschlossen, den günstigen Augenblick zur Erweiterung desselben abzuwarten; hier brauchte er nur zuzugreifen, um seine Machtfülle in beliebigem Maßstab auszudehnen. Doch darf zur Ehre der damaligen, meist der klerikalen Richtung angehörenden Staatsmänner nicht verschwiegen werden, daß sie redlich bemüht waren, den päpstlichen Anmaßungen gegenüber die Würde ihres Landes zu wahren, und daß sie mit unerschütterlicher Festigkeit auf dem Boden der Verfassung stehend, jeden unberechtigten Angriff auf dieselbe in die Schranken wiesen. Eine schwere Zeit brach für die Regierung an, als der Papst

im Jahre 1870 aufgehört hatte, zu den weltlichen Souveränen Europas zu gehören. Die vom Episkopat an die Regierung gerichtete Aufforderung, sich an den Schritten anderer Cabinete zur Wiedereinsetzung des Papstes in seine weltliche Herrschaft zu betheiligen, hatte, wie gezeigt wurde, denselben Erfolg wie in den andern Ländern, wo der Krummstab sich gern in ein scharfes Schwert verwandelt hätte; man begnügte sich mit der Beibehaltung der belgischen Gesandtschaft beim päpstlichen Stuhl, obwol in der Kammer von liberaler Seite wiederholt auf die Einziehung derselben angedrungen worden war und Frère-Orban am 25. März 1873 dieses Verlangen mit den Worten formulirt hatte: „Die Constitution verbietet uns, in die Beziehungen zwischen dem Klerus und dem Oberhaupt der Kirche einzugreifen; welche Form man auch der Gesandtschaft geben würde, so kann sie nur dazu dienen, um die Regierung in Verlegenheit zu bringen, wenn die Portefeuilles in Händen von Katholiken sind, und sie würde eine Lächerlichkeit sein, wenn die Liberalen am Ruder sind." Die von 1871 an Jahr für Jahr in Scene gesetzten Pilgerfahrten nach Rom gaben zu keinerlei Auseinandersetzungen zwischen Belgien und dem Königreich Italien Veranlassung; letzteres ignorirte selbst in wohlwollender Weise das taktlose Auftreten des belgischen Gesandten beim Vatican, des Baron Pycke, der 1872 die belgischen Pilger officiell empfangen und ihnen gegenüber geäußert hatte, daß er „trotz aller Schwierigkeiten bis zu dem Tage auf seinem Posten bleiben werde, wo das große Tedeum ertönen werde, dessen Vorgefühl in allen Herzen sei". Vom Jahre 1875 an wurde die Sprache der Bischöfe und Pilger Italien gegenüber sogar gemäßigter, und der damalige klerikale Minister d'Aspremont-Lynden konnte bei der Behandlung seines Budgets in der Kammer mit Genugthuung constatiren, daß, „wenn er irgendein die Beibehaltung des päpstlichen Gesandtschaftspostens empfehlendes Moment beibringen könne, so sei dies, daß derselbe die Mittel an die Hand gebe, den Heiligen Vater wissen zu lassen, daß die Ansicht Belgiens nicht diejenige derer sei, die sich als Pilger nach Rom begeben." Gegen Ende des Jahres 1875 machte sich selbst beim Vatican eine friedlichere Stimmung bemerkbar; die belgische Regierung und Verfassung war damals das Object der wüthendsten Angriffe der klerikalen Presse; aber Antonelli erklärte dem belgischen Geschäftsträger, „daß die belgische Regierung sich um die unklugen Aeußerungen gewisser Journalisten nicht zu kümmern habe, welche ohne jedwede Mission und Autorität vorgeben, vom Heiligen Stuhl geleitet zu werden; die Bischöfe allein seien die Dolmetscher desselben und sie erhielten von hier aus Rathschläge der Klugheit und Mäßigung; wir erkennen keinem Blatte das Recht zu, in unserm Namen zu sprechen." Und ein Jahr vorher hatte derselbe Staatssecretär wörtlich gesagt: „Zwar sind die der belgischen Verfassung zu Grunde liegenden Rechtsprincipien nicht das Desideratum und das Ideal des Heiligen Stuhles bei der Organisation katholischer Staaten; aber die Thatsache existirt und die Religion kann sich frei entwickeln. Man muß also eine den katholischen Interessen günstige Situation gestalten, und man darf weder durch unzeitigen Eifer, noch durch unzweckmäßige Maßregeln an ihr rütteln." Freilich, die bald folgenden Ereignisse stimmten mit diesen Worten nicht überein; nicht nur wurde bald darauf der wüthendste Prälat Belgiens, Dumont, zum Bischof

von Tournai ernannt, sondern die Forderung von Pius IX. hinsichtlich des Vorranges der kirchlichen Ehe vor der bürgerlichen ermunterte die belgischen Syllabisten zu erneuten Angriffen auf die Verfassung. Die Curie mußte ihr Vorgehen auf die belgischen Vorstellungen hin selbst desavoniren; am 11. Nov. 1875 gab Pius IX. dem belgischen Geschäftsträger gegenüber die Erklärung ab: „Ihr Gesetz verlangt, daß der Civilact der kirchlichen Trauung vorangehe; ich verlange nicht, daß man dasselbe jetzt ändere; die Umstände sind dazu nicht günstig und im jetzigen Augenblick wäre es sogar unzweckmäßig." Aber alle bei der Curie gemachten Versuche, den Bischof von Tournai, der seine Schafe hekatombenweise excommunicirte, zur Vernunft zu bringen, scheiterten an der Halsstarrigkeit Dumont's, der ellenlange Berichte nach Rom sandte und die angeblichen Weisungen des Papstes und seines Staatssecretärs in den Wind schlug.

Als Leo XIII. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, gab man sich auch in Belgien dem von der übrigen Welt getheilten Glauben hin, daß die Haltung des neuen Papstes gegen die moderne Gesellschaft eine andere sein werde als die seines Vorgängers; man erwartete zwar keineswegs die Zurücknahme des Syllabus, aber man hoffte, daß er nicht mehr, wie vorher, als eine Ergänzung und ein Commentar des Evangeliums zu gelten habe und daß der gläubige Katholik zwar die These, d. h. die von der Kirche als unabänderliche Richtschnur angenommenen Principien annehmen, sich aber auch bei der Antithese, d. h. bei dem factisch bestehenden Zustande beruhigen könne, der es möglich mache oder, wie in Belgien, geradezu auffordere, die verfassungsmäßigen Zustände zum Vortheil der Kirche auszunutzen. Nina's Rundschreiben über die Haltung des Papstes den modernen Regierungen gegenüber sagte ausdrücklich: „Der Wunsch des Papstes ist, mit allen Mächten in Frieden zu leben, und Se. Heiligkeit, weit entfernt, sich von der Bewegung und dem bürgerlichen Leben der Staaten und Völker absondern zu wollen, wünscht ihnen vielmehr mit den Schätzen der Kirche zu Hülfe zu kommen"; und als der Repräsentant Belgiens im Vatican über die ultramontanen Angriffe auf die Verfassung klagte, zauderte Leo XIII. keinen Augenblick, dieselben zu desavouiren. „Es ist ein Vertrag", sagte er, „man muß ihn loyal halten, und da er Belgien ein halbes Jahrhundert lang den Frieden gegeben hat, so sehe ich keinen Grund, Veränderungen zu machen oder auch nur zu wünschen." Der Internuntius wurde überdies beauftragt, den belgischen Katholiken diese Willensmeinung des Heiligen Stuhles zu erkennen zu geben. Es schien also, daß die constitutionellen Rechte gegen alle Angriffe der ultramontanen Presse auf die Verfassung durch die höchste Autorität gedeckt und gesichert waren.

Als die liberalen Wahlen im Jahre 1878 Frère-Orban an die Spitze der Regierung gebracht hatten, glaubte man allgemein, daß er als Minister seine früher gestellte Forderung der Aufhebung der belgischen Gesandtschaft beim Heiligen Stuhl alsbald zur Ausführung bringen werde. Allein am 11. Febr. 1879 erklärte derselbe in der Kammer, daß die Regierung sich entschlossen habe, diese Gesandtschaft nicht aufzuheben, sondern beizubehalten. Was mag Frère-Orban zu diesem Widerspruch zwischen Theorie und Praxis bewogen haben? Er mußte manches harte, spitzige Wort von seinen eigenen Anhängern in der Kammer und

in der Presse hören, aber es ist ebenso ein Beweis des unbegrenzten Vertrauens in seine Fähigkeit, wie der Disciplin der liberalen Partei, daß man seiner Forderung zu Willen war. Wie der Ministerpräsident später erklärte, hatte man von Rom aus Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um die belgische Gesandtschaft beim Heiligen Stuhl in der bisherigen Weise fortbestehen zu lassen, und dafür hatte das Cabinet in Brüssel die Zusicherung erhalten, daß Leo XIII. das volle Gewicht seiner Autorität einsetzen werde, um die belgischen Bischöfe zu maßvollerm Auftreten zu bewegen. Diese Unterstützung, wenn sie ehrlich gemeint und rückhaltslos geleistet wurde, durfte Frère-Orban, angesichts des Sturmes, der sich im klerikalen Lager gegen das Schulgesetz erhob, gewiß nicht gering anschlagen. Und in der That schien die Curie im Anfang auch vom besten Willen beseelt, um ihre Zusage in redlicher, ehrlicher Weise zu halten. Von demselben Augenblick an, in welchem die Bischöfe, die den Text des neuen Schulgesetzes noch nicht einmal kannten, das erste Mandement gegen dasselbe erlassen hatten, beginnt zwischen Brüssel und Rom ein lebhafter Schriftwechsel; Nina gab dem belgischen Geschäftsträger wiederholt die Versicherung, daß die Curie nichts gethan habe, um die belgischen Bischöfe in ihrem Widerstand gegen das Schulgesetz zu bestärken, und diese negative Haltung der erstern war damals für das Cabinet von nicht zu unterschätzendem Werthe. „Es ist uns unmöglich, das Betragen der Bischöfe öffentlich zu misbilligen“, schrieb Nina; „aber wir erkennen auch die Nothwendigkeit, zur Beruhigung der Gemüther beizutragen und weise Rathschläge zu geben.“ Und ausdrücklich hatte der Cardinal-Staatssecretär noch die Zusicherung gegeben, „daß sich der Heilige Stuhl enthalten werde, an den Manifestationen der belgischen Bischöfe theilzunehmen oder diese zu decken“. Indessen folgten die bischöflichen Verfluchungen über das Schulgesetz und die Androhung von Massenexcommunicationen, worauf der Cardinal Nina erklärte, daß die Bischöfe in dieser Hinsicht voreilig gehandelt hätten und „daß die Instructionen des Heiligen Stuhls an dieselben zu spät gekommen seien; und diese Instructionen seien in demselben Geist der Mäßigung und der Weisheit gehalten, von dem sich der Heilige Vater niemals entfernen werde.“ Am 1. Juli 1879, als das Schulgesetz Gesetzeskraft erlangte, erhielt der belgische Geschäftsträger noch die officielle Bestätigung, daß der Heilige Vater die Heftigkeit der belgischen Bischöfe in hohem Grade misbillige, um so mehr, als er sich überzeugt habe, daß aus dem neuen Schulgesetz alles entfernt worden sei, was dem katholischen Glauben schaden könne. Es bestand also offenbar zwischen dem Papst und den belgischen Bischöfen eine Meinungsverschiedenheit; da aber letztere am 1. Sept. noch einen Schritt weiter gingen und die Aeltern, welche ihre Kinder in die Staatsschulen schickten, mit dem Bann bedrohten, konnte man nur annehmen, entweder daß die Bischöfe die Ermahnungen des Papstes misachteten oder daß beide nach einem vorher entworfenen Plane handelten. Obwol man hier und da an die Existenz eines päpstlichen „Contre-lettre“ an die Bischöfe zu denken schien — der Abgeordnete Jansson sprach diesen Verdacht in der Kammer auch unumwunden aus —, so mußte man doch angesichts der päpstlichen Betheuerungen wol das erstere annehmen; denn in Rom leugnete man, das Mandement vom 1. Sept. 1879 zu kennen, ja Leo XIII. zweifelte dem belgischen Geschäftsträger gegenüber an seiner Authenticität;

in jedem Falle wies er die Verantwortlichkeit dafür in unzweideutigen Worten von sich. Nina trat zwar für das Recht der Bischöfe zu diesem Schritt ein; aber er constatirte ausdrücklich, daß es ganz anders gekommen sein würde, wenn dieselben den Rathschlägen des Papstes gefolgt wären. In der belgischen ministeriellen Presse wurde dann auch dieser Zwiespalt zwischen dem Papst und dem belgischen Episkopat offen constatirt, und noch zweifelte Frère-Orban, der jetzt eben mit der Ausführung des Schulgesetzes beschäftigt war, nicht im geringsten an dem ehrlichen Willen der Curie. Indessen hatten die klerikalen Blätter, die vom Episkopat inspirirt wurden, Andeutungen fallen lassen, aus denen man darauf schließen durfte, daß die angebliche Meinungsdifferenz zwischen Rom und Mecheln eitel Wind sei; der „Bien public" sprach geradezu von einer kirchlichen Correspondenz, welche die vollständige Einstimmigkeit des Heiligen Stuhls und der Bischöfe beweise, „daß die Gläubigen nöthigenfalls die authentischen und unwiderlegbaren Beweise dafür sehen könnten". Der „Courrier de Bruxelles" meinte, man muß bei der zwischen Frère-Orban und Nina geführten Correspondenz „zwischen den Zeilen lesen", dann werde man begreifen, daß Leo XIII. den Bischöfen vielmehr seinen Dank für ihren Eifer und die Vertheidigung der Kirche ausgesprochen habe, und die „Gazette de Liège" stellte die Veröffentlichung eines Documents in Aussicht, aus welchem die vollständige Einigkeit zwischen dem Heiligen Stuhl und dem Episkopat in der Schulfrage hervorgehen werde; ja der „Univers" versicherte, daß dieses Document bereits unter der Presse sei. Frère-Orban ließ in Rom um Aufklärungen anfragen, und Nina antwortete kurzweg, „daß die Sprache des Heiligen Stuhles stets dieselbe gewesen sei". Und so war es auch in der That. Aus den weitern Enthüllungen der klerikalen Presse ging endlich hervor, daß die Curie ein doppelzüngiges Spiel gespielt hatte, daß ihre Versicherungen grobe Lügen gewesen waren und daß es gerade der Nuntius Vanutelli gewesen, der jenes von der Curie äußerlich desavouirte Mandement vom 1. Sept. 1879, das man überdies in Rom gar nicht zu kennen vorgab, in Gemeinschaft mit dem Erzbischof von Mecheln redigirt hatte! Die klerikale Presse hatte die Wahrheit gesprochen, die Einhelligkeit zwischen Curie und Episkopat war keinen Augenblick gestört gewesen; ja Nina erklärte am 3. Mai 1880, daß der Papst mit Genugthuung die Bischöfe ihre Pflicht habe thun sehen und die Excommunication aller, welche sich an der Staatsschule irgendwie betheiligten, grundsätzlich billige und belobe. Angesichts dieser Thatsachen glaubte die belgische Regierung es ihrer Würde schuldig zu sein, die einzig richtige Antwort auf diese unerhörte Beleidigung zu geben: sie rief ihren Geschäftsträger beim Heiligen Stuhl Anfang Juni 1880 zurück, und am 28. Juni ließ Frère-Orban dem Nuntius in Brüssel seine Pässe zustellen und brach die officiellen Beziehungen mit ihm ab. Durch ein Rundschreiben an die Vertreter Belgiens bei den auswärtigen Höfen rechtfertigte Frère-Orban den Bruch mit Rom; aber dieses beantwortete die Veröffentlichungen der belgischen Regierung mit einer „urkundlichen Darstellung" aus dem Staatssecretariat des Cardinals Nina, und scheute sich auch nicht, eine Depesche Nina's an Frère-Orban, welche ersterer ausdrücklich zurückgenommen hatte und als nicht geschrieben betrachtet wissen wollte, zur Basis ihrer Beweisführung zu machen, verschwieg dabei aber, daß die Annahme oder

vielmehr die Nichtzurückziehung derselben schon damals den Bruch mit Rom zur Folge gehabt haben würde; denn in derselben hatte Leo XIII. die Bischöfe zwar zur Mäßigung ermahnt, sich aber auch damit einverstanden erklärt, wenn sie „ihrem Gewissen folgend" sich nicht mäßigten. Im August hielt der Papst ein Consistorium ab; er verdammte in seiner Allocution das der Kirche feindliche Schulgesetz und beklagte sich in bittern Worten über die dem Nuntius zugefügte Schmach.

Aus den Enthüllungen, die der abgesetzte Bischof von Tournai bald darauf machte, ging übrigens hervor, daß Leo XIII. ebenso wie Nina im Anfange der Bewegung in der That von dem ernsten und ehrlichen Willen beseelt gewesen waren, es nicht zum Aeußersten kommen zu lassen; verschiedene Mitglieder der klerikalen Rechten hatten in Rom selbst Vorstellungen über die Gefährlichkeit des scharfen Vorgehens der Bischöfe gemacht; der Papst hatte verlangt, daß man einen Unterschied zwischen den Staatsschulen mache, von denen nicht alle verdammungswerth seien, und daß man bei denselben nicht die Eigenschaft des Officiösen, sondern die des Irreligiösen bekämpfen müsse. Aber dem Einflusse der äußersten durch Bilio und Ledochowski repräsentirten vaticanischen Partei konnte sich auch Leo XIII. so wenig wie Pius IX. entziehen; die letzte Depesche, welche den Bruch herbeiführte, war von dem erstern der genannten Cardinäle verfaßt worden und Nina hatte sie unterzeichnen müssen; der belgische Geschäftsträger in Rom hatte seine Regierung besonders darauf aufmerksam gemacht, daß der Bischof von Lüttich bei seiner Anwesenheit in Rom dem Cardinal-Staatssecretär Nina gar keinen Besuch gemacht, dagegen viel mit Ledochowski und Bilio verkehrt habe. Die Bischöfe ignorirten denn auch kurzweg die ihnen vom Nuntius zuerst empfohlenen Rathschläge der Mäßigung; der Erzbischof von Mecheln constatirte in einem Circular an seine Suffraganbischöfe, daß „nos politiques inopportunistes" — und darunter verstand er eben die zur Mäßigung rathenden Mitglieder der klerikalen Rechten — wenn man sie gehört hätte, die katholische belgische Bewegung, deren Resultate so bewundernswürdig seien, im Keime erstickt hätten, und der Nuntius fügte sich schließlich dem Willen des Episkopats und machte die in Mecheln ausgegebene Parole „maintenir fermement tout ce qui s'est fait" zu der seinigen. Frère-Orban ließ die Actenstücke, welche die zwischen Brüssel und Rom gewechselten Depeschen enthielten, unter dem Titel „La Belgique et le Vatican" noch in demselben Jahre veröffentlichen. Als die Kammer am 6. Aug. in außerordentlicher Weise zusammentrat, um über ihre officielle Betheiligung an den Nationalfesten zu berathen, entstand ein heftiger Wortwechsel, weil die Behandlung der klerikalen Interpellation über den Bruch mit Rom von der Majorität bis nach den Festen auf die ordentliche Sitzung im November verschoben worden war. Bei dieser Gelegenheit schrieb Woeste die Weigerung des Cabinetschefs, die Interpellation alsbald zu beantworten, der Furcht desselben zu; aber Frère-Orban rief ihm die niederschmetternden Worte zu: „Weder die Regierung noch ich haben irgendwie zu fürchten, daß die Angelegenheit vor das Forum der Oeffentlichkeit gebracht wird, wohl aber der Vatican; denn alsdann wird seine Betrügerei (fourberie) offen vor aller Welt aufgedeckt und gleichzeitig werden die Umtriebe seines Agenten enthüllt werden, der es sich herausgenommen hat, die Seele aller Intriguen und Verschwörungen gegen die Regierung

und die Institutionen des Landes zu sein." Dem Sturm gegenüber, den das Wort „fourberie" hervorrief, hielt der Minister seine Beschuldigung aufrecht, und nur bei dem officiellen Sitzungsbericht machte er das Zugeständniß, das Wort auf Vannutelli, den Exnuntius, statt auf den Vatican selbst anzuwenden. Und bei der Adreßdebatte am 1. Dec. kam der Minister noch einmal auf Vannutelli zurück und sagte: „Unter einer andern, als der jetzt bestehenden Regierung wäre der Nuntius, welcher an revolutionären Acten gegen die Regierung theilgenommen hat, verhaftet und des Landes verwiesen worden." Die Leidenschaftlichkeit, mit der diese Debatten auf beiden Seiten geführt wurden, zeigte aufs neue den tiefen, unheilbaren Riß, der die Bürger eines und desselben Staates in ihren Anschauungen und Wünschen voneinander trennt. „Unter dem Druck der Bischöfe hat die Kirche vor unsern Augen unzählige Gläubige aus ihrem Schose verjagt, welche nie dahin zurückkehren werden; es würde der Wunder bedürfen, um den Erfolg einer ähnlichen Sache zu versichern, aber ich habe den unerschütterlichen Glauben, daß dieselben nicht eintreffen werden", rief Frère-Orban der Rechten zu. Aber es fehlte auch nicht an komischen Episoden. Als ein klerikaler Deputirter in verschämter Weise sogar Bismarck ins Treffen geführt hatte, der in demselben Augenblick, in welchem Frère-Orban den Nuntius wegjage, mit der Curie in Friedensunterhandlungen stehe, sagte der Cabinetschef unter großer Heiterkeit der Linken: „Wenn man auf den Minister des Aeußern eines benachbarten Landes angespielt hat, so weiß ich nicht, ob derselbe Gründe hat, sich darüber zu beglückwünschen, daß er sich mit dem Hofe in Rom überhaupt eingelassen hat." Vorher schon, im August, als das funfzigjährige Jubiläum der Unabhängigkeit Belgiens gefeiert wurde, hatte der Erzbischof von Mecheln dem König angezeigt, daß sich nach der Behandlung des Vaticans der katholische Klerus an dem Nationalfeste nicht betheiligen könne und daß er sich damit begnügen müsse, am 16. Aug. in den Kirchen ein Tedeum abzuhalten; durch eine besondere Instruction vom 28. Febr. 1880 war es den Kirchenfabriken verboten worden, irgendwelche Kunstschätze, sofern dieselben zu Cultuszwecken dienten, für die mit dem Jubiläum zu verbindende Ausstellung einzusenden. Die klerikale Rechte hatte zwar in der Zweiten Kammer erklärt, daß sie an der politischen Feier theilnehmen werde, und Frère-Orban hatte sie zu diesem Beschlusse beglückwünscht; aber ein klerikaler Deputirter hatte zugleich versichert, daß er angesichts des Schulgesetzes in Trauerkleidern kommen werde, und viele derselben hielten sich auch mit Ostentation allen Feierlichkeiten fern, die aber gerade deshalb, weil sie keinen kirchlichen Charakter hatten, auf die Masse des Volkes um so erhebender wirkten; der Senat beschloß am 16. Nov., von nun an nicht mehr als Körperschaft einer von irgendwelchem Cultus veranstalteten kirchlichen Ceremonie beizuwohnen, nachdem vorher schon die Zweite Kammer am 10. Nov. ihre officielle Theilnahme an dem Tedeum zur Feier des königlichen Namenstages verweigert hatte.

Während des heftigen Kampfes zwischen Staat und Kirche war aber ersterm in dem abgesetzten Bischof von Tournai, Dumont, ein Bundesgenosse von unschätzbarem Werthe erstanden. Das war ein tonsurirter, rasender Roland im Dienste der streitbaren Kirche, eine wilde Ebersnatur vom Schlage Rudigier's in Linz; in

seiner Hand war der Bischofsstab zur mörderischen Keule oder wenigstens zum strafenden Ochsenziemer geworden, und es wurde bereits gezeigt, wie seine Massen-excommunicationen mit den Noyaden französischer Revolutionstribunale wetteiferten. Man hätte nun nicht anders erwarten sollen, als daß Dumont freudigen Herzens und mit demselben Feuereifer, mit dem er bisher die klerikale Sache vertreten, jetzt sich auch zum brauchbaren Werkzeug der doppelzüngigen päpstlichen Politik hergeben würde. Allein er zog es vor, seinen eigenen Weg zu gehen; denn er weigerte sich anfänglich, das erste Mandement gegen das Schulgesetz zu unterzeichnen, sodaß es eines besondern Briefes von Vanutelli bedurfte, um ihn dazu zu bewegen; es genügte ihm nämlich der vom Papst ausgesprochene Wunsch, daß der belgische Episkopat eine solidarische Collectivmaßregel gegen das Gesetz nehme, keineswegs, sondern er wollte einen directen Befehl aus Rom dazu abwarten. Auch der Bischof von Lüttich machte einen vergeblichen Angriff auf den Starrsinn seines Collegen. Man hat als Grund dieser Sonderstellung Dumont's angegeben, daß er seine Mitwirkung hauptsächlich deshalb verweigert habe, weil in seinen Augen das Schulgesetz von 1842, das plötzlich der Episkopat nicht hoch genug preisen konnte, ebenso schädlich und verdammungswürdig war als das neue, daß also seine Amtsgenossen ihm nicht weit genug gingen. Jedenfalls wurde sein Auftreten, das immerhin einen gewissen Grad von Selbständigkeit verrieth, in Rom übel vermerkt, und der Gedanke mußte nahe liegen, sich eines Mannes zu entledigen, der bei dem nunmehr mit Sicherheit zu erwartenden Kampfe durch den Mangel an Disciplin nicht nur das bisher Erreichte in Frage stellen und die so schön begonnene Agitation lahm legen, sondern durch eigenmächtiges Auftreten und ungezügelten Eifer die klerikale Sache überhaupt compromittiren konnte. Wie dem auch sein möge — selbst eine Gesinnungsveränderung des Bischofs ist nicht ausgeschlossen —, Ende September forderte Vanutelli ihn im Namen des Papstes auf, zu resigniren; dazu war aber Dumont keineswegs ohne weiteres zu bewegen; er erklärte sich zwar schließlich bereit, dem Befehle des Papstes zu gehorchen, bestand aber darauf, sich nach eigener Wahl einen Coadjutor mit dem Rechte der Nachfolge ernennen zu dürfen. Du Rousseau wurde ihm zunächst als Generalvicar beigegeben, und es muß jedenfalls ein amusantes Schauspiel gewesen sein, als Dumont, zuerst entschlossen, sein Hausrecht gegen den Eindringling zu wahren, schließlich sich doch fügen mußte. Aber ungestraft hatte er sich nicht mishandeln lassen, denn als am 2. Nov. 1880 ein päpstliches Decret den Bischof „wegen fortdauernder, sich jeden Tag noch verschlimmernder Geistesstörung" definitiv abgesetzt und ihm selbst den Titel eines Bischofs entzogen hatte, hatte er schon Gelegenheit gehabt, die Sache, für die er sonst mit solcher Wuth gestritten, arg zu compromittiren. Doch hatte es großer Mühe und ungewöhnlicher List bedurft, um ihm seine Entsetzung nach den vom kanonischen Recht vorgeschriebenen Formen zu insinuiren, da er sich mit aller erdenklichen Vorsicht gegen jeden derartigen Versuch verschanzt hatte. Es wird erzählt, daß man endlich, da Dumont überhaupt keinen Geistlichen mehr in seine Nähe ließ, einen Schulkameraden desselben, einen Dorfpfarrer, aufgetrieben habe, gegen den der Bischof keinen Verdacht hatte und der sich bereit erklärte, ihm das Absetzungsdecret in formeller Weise zu übergeben. Arglos empfing Dumont

seinen Jugendfreund, lud ihn zu Tische, und beim Dessert entledigte sich der letztere seines Auftrages, wofür ihm Dumont eine schallende Ohrfeige als Botenlohn applicirte. Ebenso bekannt ist, daß sich in der Folge noch ein langwieriger Streit über das Eigenthum einer Summe von mehrern Millionen Francs erhob, welche der Bischof als sein Privatvermögen requirirte; ein Mitglied des Kapitels hatte sich mit einem bedeutenden Betrag von Werthpapieren aus dem Staube gemacht, war aber von den Gerichten freigesprochen worden. Aus Rache über die ihm gewordene Behandlung beschloß nun Dumont den Schleier aufzuheben, der die Art und Weise, auf welche der ganze bischöfliche Feldzugsplan gegen das Schulgesetz mit dem päpstlichen Nuntius und mit der Curie zu Stande gekommen war, bisjetzt bedeckt hatte. Was seine frühern Gesinnungsgenossen am meisten in Harnisch bringen konnte, war der Umstand, daß Dumont sich sehr entschieden liberaler Blätter, besonders der „Tribune de Mons", als Organ seiner Veröffentlichungen bediente. Es war aber sicher nicht die Sprache eines Verrückten, die man hier hörte; freilich so unbarmherzig, wie er, ist mit dem Vatican noch kein Kirchenfürst ins Gericht gegangen, und es blieb letzterm schließlich nichts übrig, als die Frage der Zurechnungsfähigkeit des Anklägers zu erheben. Dumont will im Laufe der letzten vier Jahre der Meinung geworden sein, daß die Religion mit der Politik nichts zu schaffen habe, mehr als ein anderer habe er katholische Politik treiben wollen, aber jetzt, nachdem er hart dafür gestraft worden sei, sei es ihm wie Schuppen von den Augen gefallen. „Ich halte es für unzweifelhaft, daß sich im Schose der Kirche eine weitverzweigte politische Coalition gebildet, an deren Spitze Leo XIII. in Person steht und die dahin zielt, die weltliche Herrschaft überall möglichst an sich zu reißen; es ist der Traum eines Ehrgeizigen in schneidendem Gegensatz zu dem Evangelium." „Was ich wünsche, ist, die strafbare Politik der katholischen Partei in Belgien zu enthüllen; diese ist in Frankreich dieselbe wie hier. Belgien ist das Centrum der Action; es gibt viele Ehrgeizige unter den hochgestellten Priestern; diese sind es, welche unter der Leitung des Erzbischofs von Mecheln und des ehemaligen Nuntius in Belgien die für den Staat wie für die Religion gleich verderbliche Politik lenken, deren Schlachtopfer ich bin. Um den Staat habe ich mich nicht zu kümmern, ich bin Belgier, aber ich bin auch Priester und habe mich als solcher nicht mit Staatssachen zu beschäftigen. Mehr noch als Herr Frère-Orban hasse ich es, die Theokratie als ein Mittel zur Einwirkung auf die politische Geschichte der Völker zu gebrauchen, sie ist das umgekehrte Evangelium." Die Rechte gerieth natürlich in arge Verlegenheit, als diese Enthüllungen in der Kammer zur Sprache kamen; ein Mitglied derselben verstieg sich zum Dilemma: „entweder ist Dumont verrückt, dann ist es niedrig und verächtlich, sich desselben zu bedienen, — oder er ist es nicht; dann ist es nicht nobel, sich eines Beweisstückes, in dessen Besitz man nur durch den schnödesten Vertrauensmisbrauch gekommen, zu bedienen", worauf Frère-Orban kalt die Frage stellte, ob es irgendjemand in den Sinn gekommen sei, diejenigen, welche während der Commune in Paris die Napoleonischen Documente veröffentlicht hätten, der Mitschuld am Inhalte derselben zu bezichtigen? Uebrigens hat sich die liberale Partei in sehr nachdrücklicher Weise gegen jede Gemeinschaft und Bundesgenossenschaft mit Dumont ver-

wahrt, was sie aber natürlich nicht hindern durfte, die von ihm gelieferten Waffen gegen ihre Gegner zu gebrauchen. In keinem Falle aber steht es den Klerikalen zu, ein hartes Urtheil darüber zu fällen; denn bei ihnen wird es nicht beanstandet, Papiere, die man im Nachlasse liberaler Verwandter findet, namentlich wenn sie auf Freimaurerei Beziehung haben, zu veröffentlichen.

Das Schulgesetz mußte natürlich ausgeführt werden, wenn es möglich war, mit dem Beistande des Klerus, wenn es nöthig sein sollte, auch ohne denselben. Ins Budget für 1880 war eine Mehrausgabe von nahezu 2 Mill. für den Elementarunterricht in Aussicht genommen, und dieser Posten steigerte sich in den folgenden Jahren noch um erkleckliche Summen; die Gehälter der Lehrer wurden von 1000 auf 1200 Frs. erhöht, und überall, wo keine genügenden Schullocale waren, mußten solche errichtet werden. Aber der Klerus und seine Partei waren keineswegs gesonnen, ruhig zuzusehen, wie der Staat sich einrichtete, und jetzt wurde der Klingelbeutel in Bewegung gesetzt, um das Geld zur Gründung katholischer Schulen zusammenzubringen, was, wie der Erzbischof von Mecheln mit Sicherheit annehmen zu können glaubte, für die Gläubigen nicht nur eine Pflicht sei, sondern auch eine Ehre sein müsse. Die oberste Leitung der Bewegung gegen die staatliche Schule hatten die Führer der Rechten: Malou, Jacobs, Cornesse und Thonissen, in die Hand genommen, in Versammlungen und Meetings, die bis zu den kleinsten Weilern veranstaltet wurden, wurden zündende und aufregende Reden gehalten, und als es so weit war, daß das Gesetz in Wirkung treten konnte, stand fast überall jeder Staatsschule eine katholische, direct vom Pfarrer oder Kaplan geleitete Privatschule gegenüber. Diese mußten aber, sollte das Geld nicht weggeworfen sein, bevölkert werden, und dazu war jedes Einschüchterungs- und Pressionsmittel gut genug und auch von der kirchlichen Autorität gebilligt. Der Klerus machte jetzt von dem in den Mandements empfohlenen Mittel reichlich Gebrauch und verweigerte nicht nur den Aeltern, sondern auch den Kindern die Sakramente. „Der von dem Klerus in Scene gesetzte Feldzug mit seinen Beleidigungen und Excommunicationen", sagte Frère-Orban in der Kammer, „wird durch 50 Jahre friedlicher Predigten nicht wieder gut gemacht werden können; noch in einem halben Jahrhundert werden sich unsere Bauern der ungerechtfertigten Verweigerung der Sakramente, der gehässigen Verfolgung kleiner Kinder, der rohen Behandlung Sterbender, denen man die Tröstungen der Kirche verweigert, und der unwürdigen Verfolgung armer Frauen in den Spitälern erinnern, die nichts anderes verbrochen haben, als daß ihre Männer ihre Kinder in die Gemeindeschule geschickt haben." Zu diesen Zwangsmitteln geistiger Natur kamen aber noch andere materieller Natur, die den Widerspenstigen geradezu vor die Existenzfrage stellten. Die fast durchaus der klerikalen Partei und dem Adel angehörenden Großgrundbesitzer duldeten keinen Tagelöhner oder Feldarbeiter, der seine Kinder nicht in die katholische Schule schickte; von derselben Bedingung machten zahllose Wohlthätigkeitsbureaus die Austheilung von Almosen abhängig, und die Gemeindebehörden selbst, wenn sie aus einer klerikalen Mehrheit bestanden, ließen keine Gelegenheit vorbeigehen, um das Schulgesetz entweder ganz zu umgehen oder den katholischen Unterricht

auf Kosten des communalen zu bevorzugen. Und in diesem Streben wurden sie durch die permanenten Ausschüsse der Provinzialverwaltungen, die durchweg die unterwürfigen Diener des Klerus waren, ermuntert und bestärkt, sodaß man aus jener Zeit kaum einen „Moniteur“ in die Hand nehmen kann, in welchem nicht der eine oder der andere ungesetzliche Gemeindebeschluß in Schulangelegenheiten umgestoßen oder Misbräuche abgeschafft wurden. Es war deshalb kein Wunder, wenn die Gemeindeschulen des Landes ein Drittel der sie besuchenden Kinder verloren, wenn sie in manchen Dörfern fast ganz leer standen oder nur von den Kindern des Lehrers selbst besucht wurden; ein Theil der Lehrer, obwol hier die klerikalen Werbungen an dem Ehr- und Pflichtgefühl derselben häufig scheiterten, hatte seinen Posten verlassen und war zum „freien Unterricht“ übergegangen. Und da man von seiten der Regierung der verhetzten Landbevölkerung die Versicherung gab, daß der Papst mit der Heftigkeit der Bischöfe und dem maßlosen Auftreten des Klerus gar nicht einverstanden sei, so beeilte sich der Episkopat, in seinen Fastenbriefen vom Februar 1880 die dem Klerus früher gegebenen Instructionen noch zu verschärfen und die Sakramentsverweigerung überhaupt auf alle auszudehnen, welche die Gemeindeschule direct oder indirect begünstigten. Einige Wochen später konnte denn auch der Erzbischof von Mecheln seinen Gläubigen einen Brief des Papstes vorlegen, in welchem derselbe für seinen pastoralen Eifer, neue katholische Schulen zu gründen, öffentlich belobt und aufgefordert wird, alle seine Kräfte zusammenzunehmen, um auf dem eingeschlagenen Wege mit Eifer und Vorsicht weiter zu gehen. Besonders der Bischof von Namur hatte sich in seinem Fastenmandement einer herausfordernden, frechen Sprache bedient.

Es war natürlich zu erwarten gewesen, daß die klerikale Rechte in der Kammer die Tribüne zu ihren Jeremiaden über die dem katholischen Gewissen angethane Gewalt gebrauchen werde, und Malou selbst ließ sich das Wort einer Schulenquête entfallen, die er angestellt wissen wollte, um den fleißigen Gebrauch zu constatiren, den die Katholiken von den freien Schulen machten. Mit voller Ueberzeugung machte die liberale Partei den Antrag alsbald zu dem ihrigen, und am 10. März 1880 brachte der Abgeordnete Neujean den Antrag auf eine parlamentarische Untersuchung über die durch das Gesetz vom 1. Juli 1879 entstandenen Zustände auf dem Gebiete des Schulwesens ein. Da die liberale Partei mit einer bloßen Ziffernstatistik nicht zufrieden war, sondern darauf drang, auch die Mittel zu beleuchten, mit denen an verschiedenen Orten die klerikale Concurrenz gegen die Gemeindeschulen betrieben wurde, mußte zuerst ein organisches Gesetz über parlamentarische Enquêten gemacht werden. Dasselbe passirte am 28. März die Kammer und am 23. April auch den Senat, und es sprach der Enquêtecommission das Recht zu, gegen vorgeladene Zeugen, die sich weigerten, die an sie gestellten Fragen zu beantworten, Geldstrafen zu verhängen. Die Rechte, in banger Erwartung der ans Tageslicht zu ziehenden Manöver des Klerus, hatte jede Mitwirkung zu der Enquête barsch abgelehnt; kein einziges Mitglied desselben hatte die Wahl in die Commission angenommen, die denn auch ausschließlich aus Liberalen bestand und alsbald ans Werk ging. Während sie mit ihrer Arbeit beschäftigt war, war es schon zu blutigen Auftritten gekommen. Die Regierung hatte einen Commissar

nach Heule, einem Dorfe bei Brügge, geschickt, um das Schulgesetz auch hier auszuführen; aber die fanatisirten Dorfbewohner rotteten sich zusammen, und es mußte militärische Hülfe requirirt werden. Die Gensdarmen, mit Steinwürfen empfangen, feuerten auf das Volk; ein Individuum wurde getödtet, ein anderes tödlich verwundet. Man kann sich die Aufregung und die Wuthausbrüche in der klerikalen Presse denken, und die „Ermordung zweier frommer Menschen" wurde von nun an ein wirksames Agitationsmittel gegen das Schulgesetz; die wahren intellectuellen Urheber des bedauerlichen Vorfalls freilich waren vom Strafgesetz nicht zu erreichen.

Selten ist eine parlamentarische Enquête mit solcher Gründlichkeit, Gewissenhaftigkeit und man darf es ruhig sagen, mit solcher Unparteilichkeit geführt worden, und aus den sechs dicken Bänden, die nunmehr vorliegen, geht hervor, daß die Commission die Gegner des Schulgesetzes ebenso zu Worte kommen ließ wie die Anhänger desselben. Es ist ein düsteres, menschenentehrendes Bild, das sich hier vor den Augen entrollt. Die triumphirenden Versicherungen der Malou, Jacobs und Woeste, daß sich die Staatsschulen entvölkern, die des Klerus dagegen von Tag zu Tag füllen, wurden in ihrem vollen Umfang bestätigt; aber welcher Mittel hatte man sich dabei bedient! Mit den Angehörigen aller Volksklassen und Berufszweige, mit Kindern, Frauen und Greisen wurden Verhöre angestellt und Geistliche und Kapläne mußten ebenso gut wie Lehrer und Lehrerinnen ihre Aussagen vor der Commission deponiren. Hunderte von Frauen erklärten eidlich, daß der Pfarrer sich geweigert habe ihre Kinder zur ersten Communion zuzulassen, solange dieselben die Gemeindeschulen besuchten; verschiedenemal weigerte sich sogar der Pfarrer, das Kind eines Liberalen zu taufen. Wenn der Mann in Berufsgeschäften abwesend ist, schleicht sich der Pfaffe ins Haus und sucht die Frau zu gewinnen. Noch viel scheußlicher sind die Mittel, deren man sich gegen die Kinder selbst bediente. Der Pfarrer von Spontin lehrte die Kinder im Katechismusunterricht beten, Gott möge geben, daß ihr eigener Vater stürbe, weil er sie auf den verderblichen Weg in die Gemeindeschule geschickt habe! „Wir konnten, wir wollten dies nicht glauben", sagte der Vorsitzende der Commission, „weil es zu ungeheuerlich war; aber alle Kinder, die wir vorgeladen haben, machten dieselbe Aussage, selbst als sie mit diesem Ungeheuer von einem Priester confrontirt wurden, der vom Staate besoldet wird." Sehr häufig gelingt es die Kinder zu offenem Ungehorsam gegen die Aeltern zu verführen, denn hier fallen die grausigen Schilderungen der Höllenqualen auf einen empfänglichern Boden. Gelingt es nicht, die Kinder zum Ungehorsam zu verführen, so werden sie auf alle denkbare Weise gequält und häufig mishandelt. Den Kindern katholischer Schulen wird verboten, mit solchen, welche die Gemeindeschulen besuchen, zu spielen, und da erstere vom Pfaffen im Haß gegen diese herangezogen werden, so kommt es zwischen beiden Fractionen eines und desselben Dorfes häufig zu Straßengefechten. In der That raffinirt aber sind die Mittel, die der Geistliche selbst gebraucht. In der Kirche wird ihnen, natürlich hinter den katholischen Schülern, ein besonderer Platz angewiesen, und von der Kanzel hören sie dann die Schule, die sie besuchen, und die Aeltern, die sie dahin schicken, verfluchen und beschimpfen; eigenhändig schlägt und mishandelt der Pfarrer die Kinder; einem derselben, das die Kirche

verließ, lief er nach, brachte es zurück, band es an einen Stuhl und schlug es! Der Vater nahm die Klage gegen den tonsurirten Profoßen zurück. Da der Pfarrer häufig doch nicht umhin konnte, den die verhaßte Schule besuchenden Kindern Religionsunterricht zu ertheilen — denn insofern war der Episkopat einen Schritt zurückgewichen, als er auch den Kindern der Gemeindeschulen den Zugang zu der ersten Communion gestattete —, hielt er sich auf seine Manier dafür schadlos. In einer Pfarre des Cantons Eghezée hat der Geistliche die Mädchen aus der Gemeindeschule im strengsten Winter auf den eisigen Steinplatten der Kirche knien lassen und dabei mußten sie die Röcke so weit aufheben, daß ihre bloßen Knien in unmittelbare Berührung mit dem Boden kamen.

Nach dem Bisherigen kann man sich einen Begriff von dem machen, was Lehrer und Lehrerinnen an den Gemeindeschulen zu ertragen haben. Wenn alle Mittel fruchtlos geblieben sind, um die Lehrer der staatlichen Schule in die freie katholische Schule hinüberzuziehen, so hat man ihnen die Zulassung zu den Sakramenten angeboten, wenn sie ihren Unterricht möglichst vernachlässigten, den Religionsunterricht überhaupt ausfallen ließen und die religiösen Embleme, wie Crucifixe u. s. w., aus der Schule wegnähmen, um letztere in Miscredit zu bringen. In den allerseltensten Fällen ist dieses Anerbieten angenommen worden, und wenn es geschah, dann hatte man das erhebende Schauspiel, daß der Lehrer zu den Sakramenten zugelassen wurde, während die Aeltern seiner Schüler unter dem Interdict standen! Zeigte sich ein Lehrer in der Kirche, so hörte er von der Kanzel die gröbsten persönlichen Schmähungen; ein Pfarrer ließ zum Gaudium der frommen Heerde den Lehrer und die Lehrerin jedesmal mit dem Weihwedel vollständig durchnässen. Zahllos sind die Aussagen von sämmtlichen Bürgern einer Gemeinde, die der Geistliche Haus für Haus besuchte, um ihnen unter Androhung der Sakramentsverweigerung zu verbieten, einem Lehrer oder einer Lehrerin an einer Gemeindeschule Kost und Wohnung zu geben! „Es gibt gar keinen Misbrauch, kein schlechtes, unmoralisches, gemeines Mittel", sagt ein Berichterstatter, der selbst Tausende von Zeugen vernommen hat, „welches von den Priestern nicht angewandt worden wäre, um die vom Staate errichteten Schulen zu entvölkern. Und wie vieles ist verhehlt worden! Gerade die schwersten und schlimmsten Fälle sind verheimlicht worden, weil Furcht oder Scham den Zeugen den Mund verschloß. Wie oft war auf den Gesichtern der Zeugen die Furcht vor der Rache der Priester zu lesen! Andere Gesichter zeigten eine ans Bestialische grenzende Verdummung, ihr Blick mied den unserigen; sie wichen uns aus, so freundlich wir auch gegen sie waren. Aber die traurigste Erfahrung, die ich bei der Untersuchung gemacht habe, ist die feste Ueberzeugung, daß die Geistlichkeit nicht die Wahrheit gesagt hat und daß sie die Zeugen überredet hat, ebenfalls nicht die Wahrheit zu sagen." Und in der That sagte auch ein Zeuge geradezu aus, der Pfarrer habe ihm erklärt, für eine „gute Sache" einen Meineid zu schwören sei erlaubt. Herausfordernd war in den meisten Fällen das Auftreten der vernommenen Priester; wenn man ihnen dann näher auf den Leib rückte, versuchten sie zuerst sich hinter das Beichtgeheimniß zu verschanzen, wurden aber dann durch Gegenüberstellung von Zeugen gezwungen, Thatsachen einzuräumen, welche

ihre Aussagen wesentlich umgestalteten oder welche sie gänzlich verschwiegen hatten. Da der größte Theil des belgischen Klerus der niedersten Volkshefe entstammt, so suchten die einen durch kriechende Unterwürfigkeit sich aus der Schlinge zu ziehen oder durch impertinente Grobheit zu imponiren; zu letzterer Taktik griffen in der Regel die dem Bauernstande entsprossenen und deshalb zur Aristokratie des Klerus gehörenden Priester, die sich gerirten, als ob sie auf der Kanzel ständen und ihres Haruspexamtes walteten; auch an unfreiwilligen Komikern fehlte es nicht, namentlich wenn ein Hetzkaplan von Profession den verfolgten Märtyrer spielen wollte, dann aber schmählich aus der Rolle fiel und unter der Soutane den groben Bauernkittel sehen ließ. Die Untersuchungscommission hatte das Resultat ihrer Enquête bruchstückweise veröffentlicht; Scham und Zorn erfüllten den besser denkenden und gebildeten Theil des Volks, unmächtige Wuthausbrüche das klerikale Lager. Mitte April 1882 lag der Bericht der Commission größtentheils vor; sie hatte 157 Sitzungen gehalten und in 74 Bezirken mehr als 4800 Zeugen vernommen. Vom 5. bis 10. Mai erhoben sich großartige Debatten darüber in der Kammer; die Rechte war zwar anwesend, nahm aber an den Verhandlungen keinen Antheil, Malou, der intellectuelle Urheber der Schulenquête, verlas folgende Erklärung: „Die Schulenquête ist nicht verfassungsmäßig, wir haben nicht daran theilgenommen und werden jetzt auch nicht darüber sprechen, behalten uns aber vor, dem Lande gewisse Handlungen der Commission zur Kenntniß zu bringen." Mit Recht bezeichnete der Justizminister Bara diese Erklärung als ein Selbstbekenntniß der Ohnmacht, und die Kammer nahm deshalb auch die Tagesordnung an: „Da sich keine Stimme erhoben hat, um die katholische Geistlichkeit und den Episkopat von der Schuld der gehässigen Handlungen, mit denen sie die Ausführung eines Landesgesetzes haben hindern wollen, zu entlasten, so billigt die Kammer den Gebrauch, den die Schulenquêtecommission von der ihr durch die Kammer verliehenen verfassungsmäßigen Vollmacht gemacht hat, und ersucht die Commission, fortzufahren und ihre Aufgabe vollständig zu erfüllen." Es braucht wol kaum hinzugefügt zu werden, daß von nun an regelmäßig bei der Eröffnung der Generaldebatte über das Budget die Schulfrage den ersten oder vielmehr den beherrschenden Rang einnahm; sie kehrte regelmäßig zurück nicht nur beim Budget des Cultus und des Aeußern, sondern auch bei dem der Justiz, sofern es sich um die Gehälter der Kirchendiener handelt, und beim Innern, wo der Minister alle Hände voll zu thun hatte, um ungesetzliche Beschlüsse klerikaler Gemeindeverwaltungen umzustoßen oder hartnäckigen Weigerungen derselben staatlichen Zwang entgegenzusetzen; selbst das Kriegsministerium blieb nicht unberührt, indem der Kriegsminister du Gratry Ende December 1880 die Offiziere der überlieferten Verpflichtung, den Bischöfen die Neujahrsaufwartung zu machen, enthob, wofür sich letztere durch Einstellung ihrer üblichen Neujahrsgratulation bei den Gouverneuren rächten.

Den jungen Liberalen konnte Frère-Orban kaum genug thun, und im December 1880 stellte unter dem Beifall der Linken in der Kammer Jansson die Fragen: „Wird die Regierung nach wie vor die geistlichen Seminarien bezahlen und deren Zöglinge mit Staatsunterstützung versehen? Sollen die Seminaristen nach wie vor vom Militärdienst befreit bleiben? Was soll aus dem Cultusbudget werden,

nachdem die Geistlichkeit ein Drittheil der Gläubigen aus der Kirche verstoßen hat und also die Zahl der Seelsorger nicht mehr so groß zu sein braucht wie früher? Müssen die Kirchenfabriken nicht unter strengere Aufsicht gestellt werden, damit sie nicht als geistliches Schulbudget dienen? Muß nicht unentgeltlicher und obligatorischer Elementarunterricht eingeführt werden?“ Namentlich hatte man auf eine Herabsetzung des Gehalts der Bischöfe angedrungen, die ja allein die Urheber aller Parteistreitigkeiten seien. Die Regierung widersetzte sich aber dieser Forderung, weil sie sich nicht zur Ausführung eines gehässigen Racheacts hergeben wollte; dagegen wurden im März 1881 die Besoldungen der bischöflichen Coadjutoren und der Professoren an den geistlichen Seminarien sowie die Stipendien der Seminaristen vollständig gestrichen, auch die Staatssubsidien an Provinzen und Gemeinden für Cultusgebäude um 200000 Frs. gekürzt. Bei dieser Gelegenheit beleuchtete Bara das von den Klerikalen seit 1830 bei jeder Gelegenheit aufgetischte Thema, die Bestreitung der Cultuskosten seitens des Staates sei nur die gerechte Entschädigung für die durch die Französische Revolution an der Kirche verübte Spoliation, vom historischen und juristischen Standpunkt so gründlich, daß selbst Jacobs in seiner Antwort sich begnügen mußte, die moralische Verpflichtung des Staates zu betonen. Auch zu einer Verminderung des geistlichen Personals war Bara nicht geneigt, wiewol es nachgewiesen worden war, daß die Zahl der Priester das Bedürfniß der Seelsorge bei weitem überstieg und dieselben den größten Theil ihrer Zeit auf politische Wühlereien verwenden. Dagegen entzog die Regierung im December 1881 einem Pfarrer im Luxemburgischen, der seit Monaten sein Amt nicht mehr versehen hatte, um sich der Journalistik und der politischen Agitation zu widmen, sein Gehalt, wofür der Bischof von Namur die betreffende Gemeinde mit dem Interdict belegte. Im November des folgenden Jahres wurde allen aus Frankreich und Deutschland gekommenen Priestern, die nach der klerikalen Terminologie ja nur gekommen wären, um in Belgien zu beten, in der That aber, um an den politischen Wühlereien lebhaften Antheil zu nehmen, das Gehalt entzogen, und im April 1883 entzog ein königliches Decret 202 überflüssigen Pastorstellen die Staatsbesoldung, während eine weitere königliche Verfügung vom 6. Mai 198 überflüssige Kaplanstellen abschaffte; die Vicare und Kapläne waren nämlich fast alle als Lehrer in den klerikalen Schulen verwendet worden, und der Staat war gewiß nicht verpflichtet, die systematischen Bekämpfer einer gesetzlichen Institution zu bezahlen. Schon im Jahre 1880 war das sogenannte Fremdengesetz verlängert worden, und der Justizminister hatte erklärt, daß er, auf dasselbe gestützt, alle Niederlassungen der aus Frankreich vertriebenen Jesuiten verhindern werde. Im Juni 1883 wurden auch die Privilegien der Seminaristen hinsichtlich der Ableistung des Militärdienstes aufgehoben und diese den andern Staatsbürgern gleichgestellt.

Man sieht aus dem Bisherigen, daß diese liberale Aera eine Periode harter Kämpfe auf gesetzgeberischem und administrativem Gebiet gewesen ist, und niemand kann gegen das Ministerium den Vorwurf der Unthätigkeit oder der Lethargie erheben. Eher wird man gestehen müssen, daß während des kurzen Zeitraumes

die Reformen in zu großer Hast aufeinander folgten. Es hatte selbst nicht versäumt, die Klagen der Vlamen über Sprachvergewaltigung zum Schweigen zu bringen; denn am 15. Juni 1883 kam das Gesetz über die Zulassung des Vlämischen als Unterrichtssprache an den Anstalten für den mittlern Unterricht zu Stande, und der Art. 1 desselben bestimmte: „Im vlämischen Theile des Landes wird der Unterricht in den vorbereitenden Abtheilungen, die mit den königlichen Mittelschulen verbunden sind, im Niederländischen ertheilt", und nach Art. 2 muß Englisch und Deutsch ausschließlich in niederländischer Sprache unterrichtet werden. Am 18. Mai 1883 hatte der Minister der öffentlichen Arbeiten die Bedingungen des von den niedern Eisenbahnbediensteten abzulegenden Examens bekannt gemacht, wonach die vlämische Sprache in vlämischen Districten den unbedingten Vorzug vor der französischen erhielt. Freilich wurden diese Bestimmungen von höhern und niedern Beamten häufig ignorirt; aber die Regierung hat stets ihre Bereitwilligkeit gezeigt, begründeten Klagen schleunige Abhülfe zu verschaffen. Man fand es deshalb nur in der Ordnung, wenn die Regierung aus den Kammerwahlen der letzten Jahre gestärkt hervorging; selbst in Mecheln, dem Sitz des Erzbischofs, trugen die Liberalen im Jahre 1881 den Sieg davon, obwol der Erzbischof selbst, von zwei Generalvicaren umgeben, in seinem rothen Cardinalsmantel an der Stimmurne erschien und der Bischof von Tournai das Amt des Stimmzählers übernommen hatte, während zwei Barfüßermönche in einem Wahllocal Wache hielten und überall Geistliche aufgestellt waren. Mit besonders gespannter Erwartung sah man dem Ausfall der Wahlen im Juni 1882 entgegen, da diesmal 48 liberale und nur 18 klerikale Deputirte, 22 liberale und 11 klerikale Senatoren auszutreten hatten; aber das Resultat war, daß die liberale Mehrheit in der Kammer von 14 auf 18, im Senat von 4 auf 8 stieg. Selbst die Gefahr einer neuen Spaltung im Schose der liberalen Partei war glücklich vorübergegangen. Im April 1881 wurde von den Radicalen in Brüssel und Antwerpen eine sehr lebhafte Agitation für Ausdehnung des Wahlrechts in Angriff genommen, und Jansson beantragte in der Kammer die Ertheilung des Wahlrechts an die sogenannten Capacitäten bei den Provinzial- und Gemeindewahlen. Da sich die Regierung nicht gerade günstig über den Antrag aussprach, so fand am 4. Juli in Brüssel eine großartige Demonstration für eine Wahlreform statt, und unter der Leitung von Jansson constituirte sich eine Nationalliga für Ausdehnung des politischen Wahlrechts, die als letztes Ziel die Einführung des allgemeinen Stimmrechts anstrebte. Gleichzeitig hatte sich auch die Rechte der Frage bemächtigt, und Malou brachte am Ende des Jahres 1881 einen Antrag auf Erweiterung des Wahlrechts ein, der schließlich natürlich nur den Klerikalen zugute gekommen wäre. In der That beschloß auch die Kammer im Februar 1882, den Malou'schen Antrag in Erwägung zu ziehen; allein die Sache blieb während des ganzen Jahres in der Schwebe, bis endlich Frère-Orban selbst am 5. Juni 1883 einen Wahlreform-Gesetzentwurf einbrachte, nach welchem der bisherige Census für das Wahlrecht zu Gemeinde- und Provinzialwahlen durch den Nachweis eines gewissen Bildungsgrades ermäßigt werden sollte. Damit war aber der radicale Liberalismus nicht zufrieden; sechs radicale brüsseler Deputirte beantragten eine vollstän-

dige Revision der Verfassung behufs Einführung des allgemeinen Stimmrechts, denn die Liga hatte es sich hauptsächlich zur Aufgabe gestellt, den Widerstand gegen eine Verfassungsrevision zu brechen, damit Belgien, „das 1831 hinsichtlich der Betheiligung seiner Staatsbürger an den öffentlichen Angelegenheiten obenan stand und nunmehr nur noch von den Russen und Türken beneidet werden dürfte, das ihm gebührende Maß politischer Freiheit nicht länger vorenthalten werde"; aber die Kammer lehnte diesen Antrag ab, und die Frère-Orban'sche Vorlage wurde am 18. Aug., nachdem sie die Kammer passirt hatte, auch vom Senat angenommen. Die Folge war, daß eigene Schulen für Erwachsene eingerichtet wurden, in welchen sich dieselben auf das für Gemeinde- und Provinzialwahlen geforderte Examen vorbereiten konnten; die Prüfung wurde im November von 77000 Staatsbürgern gemacht und von 50000 bestanden. Die ernste Gefahr, durch Parteiungen in seiner eigenen Mitte gestürzt zu werden, war diesmal noch glücklich vom Liberalismus abgewendet worden, und mit sicherm Selbstvertrauen sah man den Wahlen im Juni 1884 entgegen. Aber diese sollten der herrschenden Partei eine bittere Enttäuschung bringen.

Als das Resultat der Abstimmungen im Juni 1884 bekannt wurde, fand es sich, daß die Klerikalen in der neuen Kammer über eine Mehrheit von 20 Stimmen verfügten! Sie selbst schienen von dem Umfang ihres Sieges verblüfft zu sein, und die Liberalen wußten sich angesichts der zerschmetternden Niederlage kaum zu fassen. Worin lag der tiefere Grund dieser plötzlichen und wie aus dem Himmel gefallenen Veränderung? Man hätte doch glauben sollen, daß angesichts der durch die Schulenquête ans Tageslicht gezogenen Schändlichkeiten des Klerus dieser vor den Augen des Volkes moralisch vernichtet sein mußte und daß jede liberale Anstrengung, um bei den Wahlen das Bisherige zu behaupten, eitel Kraftvergeudung wäre.

Bei näherm Zusehen verliert aber der Situationswechsel viel von seinem überraschenden Charakter, und man braucht um natürliche Erklärungsgründe nicht verlegen zu sein.

Vor allem leuchtet ein, daß die Klerikalen die Hände keinen Augenblick in den Schos gelegt haben; es ist ohnedies nie die schwache Seite dieser Partei gewesen, sich durch eine Niederlage entmuthigen zu lassen, sie kann mit Geduld warten, sammelt ihre momentan zerstreuten und geschlagenen Kräfte, und selbst da, wo der Kampf nach gewöhnlicher Berechnung hoffnungslos ist, streitet sie mit zäher Geduld, sei es auch nur, um der Welt zu beweisen, daß ihre Principien noch streitfertige Vertreter haben. Bei einem Volke, bei dem der Katholicismus so in Fleisch und Blut übergegangen ist wie hier, mußte es nicht schwer fallen, die Regierungsmaßregeln, die seinen Gefühlen und Ueberzeugungen in dieser Hinsicht zu nahe traten, mit Erfolg auszubeuten. Der Bruch mit dem Heiligen Stuhl und die schmähliche Wegsendung des Nuntius hatten bei einem Theil des Volkes einen Stachel zurückgelassen, der nachhaltiger schmerzte, als man denken konnte; denn im Papst sah man sich selbst und die Religion beschimpft. Dann war es für die Pfarrer und Kapläne eine verhältnißmäßig leichte Mühe, sich vor ihren Gemeinden als die

schwer gekränkten und beleidigten Opfer der Schulenquête aufzuspielen; dem Bauer, der im Geistlichen ein Wesen höherer Natur zu erblicken gewöhnt ist, ließ sich leicht ein Gefühl der Entrüstung darüber beibringen, daß sein Seelsorger von einem Laien, und war dieser auch mit der Vollmacht des Gesetzes ausgestattet, als seinesgleichen und noch obendrein mit verächtlicher Geringschätzung behandelt wurde; der Eindruck, den das Erscheinen der Enquêtecommission gemacht, war bald verwischt, und der Kaplan behielt bei seinen Beichtkindern doch das letzte Wort. Wo der Klerus überhaupt sah, daß sein rücksichtsloses Vorgehen über das Ziel hinausschoß, zog er gelindere Saiten auf, und mancher Anhänger der Gemeindeschule wurde zuerst gleichgültig, um schließlich seine Kinder in die Fraterschule zu schicken.

Ein weiterer Umstand war, daß das Schulgesetz nicht ohne Eingriffe in die Autonomie der Gemeinden eingeführt werden konnte, und davon machten die Klerikalen sowol auf der Tribüne wie in der Presse reichlich Gebrauch. Hunderte von Gemeinden und sechs unter den neun Provinzialraths-Ausschüssen befanden sich bald mit der Regierung in offenem Kriegszustande; fortwährend mußten Regierungscommissare zur Durchführung der gesetzlichen Vorschriften abgeordnet werden und man darf sich deshalb nicht wundern, wenn sich auf diese Weise ein gewaltiger Stoff von Klagen anhäufte, der von der Opposition mit Geschick verwerthet wurde. Ein Theil der Kosten fiel, wenn auch der Staat einen Beitrag gab, den Gemeinden zur Last, und der Liberalismus des Steuerzahlers wird auf eine harte Probe gestellt, wenn derselbe in Collision mit seinem Geldbeutel kommt. Wenn es nun vorkam, daß an einem Platze, an welchem schon eine freie, die Unterrichtsbedürfnisse der Einwohner befriedigende Schule war, noch eine Gemeindeschule errichtet wurde, die dann leer und ungebraucht dastand, während das Gebäude den vorübergehenden Bürger an seinen erhöhten Steuerzettel erinnerte, so darf man sich nicht wundern, wenn das Gefühl der Bitterkeit allmählich in einen förmlichen Haß gegen den Liberalismus umschlug. Solche Fälle sind in der That vorgekommen, und gleich im Anfang war die Regierung von gemäßigten Liberalen gewarnt worden, nicht allzu hastig vorzugehen und sich für die Ausführung des Gesetzes eine längere Zeit anzusetzen; dies mag wol auch der letzte Grund gewesen sein, weshalb die vom Ministerium beabsichtigte Einführung des Schulzwanges und des obligatorischen Volksunterrichts unerledigt blieb. Aber die Ausgaben für die Durchführung des Schulgesetzes hatten auch das Landesbudget in außerordentlicher Weise beschwert; als der Finanzminister das Budget für 1884 einbrachte, zeigte das ordentliche ein Deficit von 26, das außerordentliche ein solches von 41 Mill. Frs., und das Schulbudget figurirte darunter mit einem Posten von mehr als 22 Mill. Man mußte also zu neuen Steuern schreiten, und diese Aussicht brachte in manchen Wahldistricten eine vollständige Umkehr zu Wege. Auf diese Weise hatte der Liberalismus, ohne daß sichtbare Zeichen dafür in die Aeußerlichkeit traten, an Boden verloren. Dies wußte die Rechte, und ihr Auftreten in der Kammer wurde mehr und mehr herausfordernd und siegesgewisser. Als im December 1883 der Minister betont hatte, daß, wenn das Contingent von 13000 Mann nicht bewilligt würde, die Armee am 1. Jan. 1884 entlassen werden müßte, erwiderte Malou trocken, dies lasse ihn vollständig kalt, denn er benutze

jede Gelegenheit, um dem Ministerium ein Bein zu stellen. Wie von verschiedenen Seiten versichert wurde, legte auch das Ministerium im letzten halben Jahre seiner Existenz nicht mehr die schneidige Entschiedenheit gegen klerikale Anmaßungen an den Tag, wenigstens soll Bara dem Klerus gegenüber eine auffallend entgegenkommende Haltung bewiesen haben.

Alsbald, nachdem das Resultat der Wahlen bekannt geworden war, reichte Frère-Orban mit dem ganzen Cabinet seine Entlassung ein. Malou, dessen Name auf liberaler Seite in der letzten Zeit verschiedenemal in etymologischem Zusammenhang mit Malice gebraucht wurde, und Jacobs ließen sich jetzt im feurig verlangten Ministersessel nieder. Mit Freudigkeit wurde das Nachrichterwerk an der Hinterlassenschaft der Vorgänger zur Hand genommen. In beinahe harmlos-platonischer Weise hatte Malou am 7. Febr. 1880 in der Kammer erklärt: „Was wir wollen und was wir, wenn wir es können, ausführen werden, ist die Subvention aller Schulen, welche das öffentliche Wohl befördern, der öffentlichen, der jüdischen, der protestantischen, der confessionellen und der andern Schulen unter der einzigen Bedingung, daß sie die Gewissensfreiheit respectiren. Und dies ist billig, während das, was jetzt geschieht, es nicht ist.“ Jetzt „konnte“ Malou, und er säumte auch nicht lange, dem Wort die That folgen zu lassen. Das Unterrichtsministerium wurde aufgehoben und mit dem Ministerium des Innern vereinigt, und nach der Eile zu schließen, mit der man den Gesetzentwurf über ein neues Schulgesetz der Kammer vorgelegt hat, wird der Schluß vielleicht nicht unberechtigt sein, daß derselbe als fertiges Elaborat schon vor dem Ausfall der Wahlen existirte.

In den Motiven zu der Vorlage wird die Bemerkung gemacht, daß „die Zeit für eine vom Staat vollständig unabhängige Schule noch nicht gekommen sei“. Darunter scheint aber wesentlich die Pflicht des Staates begriffen zu sein, die Kosten des Unterrichts zu tragen, da ein anderer Berührungspunkt mit dem Staat für den Klerikalen undenkbar ist. Das Princip, von dem der Minister ausgeht, „den Gemeinden die Freiheit zu lassen, für den Unterricht entweder durch staatliche oder durch adoptirte Privatschulen (d. h. geistliche Schulen, welche Subsidien aus der Gemeindekasse beziehen und dadurch Gemeindeschulen werden), oder durch beide zugleich zu sorgen“, nimmt sich auf den ersten Anblick gewiß sehr harmlos und unparteiisch aus, zumal besonders betont wird, „daß auch die Rechte der Minderheit geachtet werden müssen“; sieht man aber den einzelnen Artikeln näher ins Gesicht, dann erkennt man den heuchlerischen Charakter des Gesetzes alsbald. Die Hauptbestimmungen desselben lauten:

Art. 1. In jeder Gemeinde besteht wenigstens eine Schule von Gemeinde wegen; die Gemeinde hat jedoch das Recht, eine oder mehrere Privatschulen zu unterstützen, und in diesem Fall kann sie der König, nachdem er den permanenten Ausschuß der Provinzialstände gehört hat, der Verpflichtung, eine öffentliche (d. h. confessionslose) Schule zu errichten und zu unterhalten, entbinden. Diese Dispensation wird aber nicht gegeben, wenn wenigstens zwanzig Familienväter, welche Kinder in den Schuljahren haben, die Errichtung und Erhaltung einer Gemeindeschule für ihre Kinder verlangen. (Dies ist die Malou'sche „Minderheit“.)

Art. 2. Die Leitung der Volksschulen steht den Gemeinden zu; der Gemeinderath bestimmt nach localem Bedürfniß ihre Anzahl und die der Lehrer.

Art. 4. Die Gemeinden dürfen dem Unterricht in Religion und Moral bei einigen oder bei allen ihrer Schulen die erste Stelle einräumen. Wenn in einer Gemeinde 20 Familienväter für ihre Kinder Dispensation vom Religionsunterricht verlangen, dann kann der König der Gemeinde befehlen, für diese Kinder eine oder mehrere Klassen einzurichten.

Wenn gegen den Wunsch von 20 Familienvätern die Gemeinde sich weigert, den Religionsunterricht auf den Stundenplan zu bringen und denselben durch die Diener der Kirche geben zu lassen, dann kann die Regierung auf Anfrage der Aeltern eine oder mehrere Privatschulen adoptiren oder subsidiiren.

Art. 6. gibt den Gemeinden das Recht, die Lehrer zu ernennen, zu suspendiren und abzusetzen. Letztere werden auf Grund eines Diploms ernannt, das sie durch ein Examen zu erwerben haben; mit Erlaubniß der Regierung kann aber ein Candidat auch ohne Diplom angestellt werden.

Dies sind die Hauptbestimmungen des Gesetzes vom 20. Sept. 1884, das von Kammer und Senat angenommen und vom König, wie es scheint, nach einigem Zögern auch bestätigt wurde; dasselbe bedeutet, verglichen mit dem Gesetz von 1842, noch einen Rückschritt, und der Art. 17 der belgischen Verfassung: „Der öffentliche, auf Kosten des Staates zu gebende Unterricht wird durch das Gesetz geregelt", muß von nun an heißen: „Der öffentliche, auf Kosten des Staates zu gebende Unterricht wird durch das Gesetz vernichtet."

Die Bestimmung, daß in jeder Gemeinde eine öffentliche Schule errichtet werden muß, wird durch den Beisatz, daß die Gemeinde eine Privatschule dafür adoptiren kann, nach klerikalem Muster zugeschnitten. Größere Städte werden natürlich das Niveau des Unterrichts nicht allzu sehr herabdrücken lassen; aber auf dem platten Lande — von den 2500 Gemeinden Belgiens stehen nach ungefährer Schätzung höchstens 500 nicht unter klerikalem Einfluß — fällt der Unterricht in die Hände von Schulbrüdern und Schulschwestern, und gegen etwaige Unabhängigkeitsgelüste eines liberalisirenden Gemeinderaths tritt Art. 4 ein, der dem Staate das Recht gibt, eine geistliche Schule zu errichten. Auf der andern Seite wird es Aeltern, welche von einer geistlichen Schule keinen Gebrauch machen wollen, schwer fallen, eine andere Schule zu errichten: denn glaubt man in der That, daß an einem vorwiegend klerikalen Orte 20 Familienväter sich finden, die den Muth haben werden, sich auf Art. 1 zu berufen? Und damit ist auch die Phrase von dem Rechte der Minderheit erledigt. Der Staat verzichtet in Art. 2 auf eins seiner wichtigsten und selbst von allen frühern klerikalen Ministerien eifersüchtig gewahrten Rechte; aber auch die Gemeinde abdicirt factisch; denn nicht der Bürgermeister oder der Gemeinderath, sondern der Pfarrer setzt das Schulprogramm fest und sorgt für die Durchführung desselben. Der letzte Absatz des Art. 4 scheint besonders dazu gemacht zu sein, der öffentlichen Schule den Garaus zu machen; denn sind einmal eine oder mehrere adoptirte Schulen in der Gemeinde, so bietet Art. 1 die Gelegenheit, die Gemeindeschule abzuschaffen. Das Lehrerpersonal wird (Art. 6) factisch der Willkür des Klerus überliefert;

nicht wissenschaftliche Kenntnisse und pädagogische Tüchtigkeit werden fortan den Ausschlag bei Ernennungen geben, sondern unverdächtige Kirchlichkeit und Cadavergehorsam, und wehe dem Lehrer, der nur eine Linie von dem vom Pfarrer festgestellten Lehrplan abweicht. Die Schlußbestimmung des Art. 6 scheint im Interesse der Petits frères gemacht, deren Examenscheu ohnedies schon sprichwörtlich geworden ist. Der Studienplan ist arg beschnitten worden, Zeichnen und alles, was mit Naturwissenschaften zusammenhängt, ist aus demselben entfernt; der Turnunterricht ist beibehalten, aber besondere Locale dazu sind nicht nöthig; es genügt, mit Stöcken fechten zu lernen, wodurch der Klerus dann allerdigs über ein stets schlagfertiges Heer verfügen kann.

Jedermann kennt die Vorfälle in den letzten Monaten. In verschiedenen Städten des Landes, besonders in Brüssel, fanden großartige Demonstrationen statt, wo das Volk seine Erbitterung gegen die Klerikalen an den Tag legte. Letztere hatten die Unvorsichtigkeit, oder besser gesagt die Frechheit gehabt, in der fast durchaus liberalen Residenz mittels eines großen Aufzugs ihre geschlagenen Gegner zu verhöhnen; es regnete Hiebe, ultramontane Embleme wurden beschimpft, und die städtische Polizei war kaum im Stande, die Ordnung zu handhaben. Selbst die königliche Familie ist ausgezischt worden, wobei übrigens wohl zu bemerken ist, daß dies nicht so sehr dem König, als vielmehr der dem Hause Habsburg entsprossenen und bigoten Königin gegolten hat. Dies wiederholte sich am 10. Nov., als sie sich am Namenstage des Königs in die Messe begab. In den höhern Kreisen wurden die Demonstrationen der Liberalen sehr ernst aufgenommen, man hoffte auf liberaler Seite schon auf eine Kammerauflösung, worauf das ministerielle „Journal de Bruxelles“ alsbald erklärte, daß das Cabinet nicht wieder in den Fehler von 1857 verfallen und seinen Gegnern freiwillig das Feld räumen werde. So viel war aber doch erreicht worden, daß Malou und Jacobs ihre Portefeuilles dem König zur Verfügung stellten, und was das Schönste dabei war, derselbe hatte sie ihnen rundweg abgefordert! Der Historiker an der Universität in Löwen, Thonissen, trat dafür ins Cabinet, dessen Chef der Finanzminister Beernaert ist; die Erwartung, daß der König noch in letzter Stunde sich weigern würde, das von Kammer und Senat angenommene Unterrichtsgesetz zu bestätigen, ist nicht in Erfüllung gegangen, Leopold II. hat das Vorrecht, ein eminent constitutioneller König zu sein, und muß sich also der parlamentarischen Mehrheit fügen.

In erster Linie wurden die nothwendigen Schritte gethan, um die diplomatischen Beziehungen mit dem Vatican wieder anzuknüpfen, und schon ist sowol ein Nuntius als ein belgischer Gesandter ernannt. Ferner wurden die liberalen Provinzgouverneure durch Vollblutultramontane ersetzt, welche man in den liberalen Provinzen zur Durchführung des Schulgesetzes nicht entbehren konnte, und endlich wurden alle von der vorigen Regierung in Angriff genommenen Schulbauten alsbald sistirt.

An die Ausführung des Schulgesetzes selbst aber knüpfen sich Schwierigkeiten, die, weil finanzieller Natur, auch für die Klerikalen nicht gering anzuschlagen sein werden. Nach ungefährer Berechnung müssen etwa 2000 Lehrer abgesetzt

werden, diese erhalten aber ein Wartegeld, zuerst als Minimum 250, jetzt 1000 Frs., und den Gemeinden, die dasselbe bezahlen müssen, wird dadurch eine neue Last von etwa $3^1/_2$ Mill. Frs. auferlegt. Und was empfängt man für diese Summe als Gegenwerth? Während das Gesetz eine Kategorie bettelnder Rentiers ins Leben ruft, gibt es den Gemeinden das Recht, ihre Geldmittel zur Besoldung von Mönchen und Nonnen zu verwenden, die zu jedem andern Fach, nur nicht zum Unterricht fähig und geschickt sind. Glaubt man aber in der That, daß ein Volk, dessen Industrie so hoch entwickelt ist, sich auf die Dauer der Ueberzeugung wird verschließen können, daß nur auf der Grundlage eines guten Volksunterrichts ein erfolgreicher Mitbewerb auf dem Weltmarkte möglich ist? Noch vor kurzem sagte Mundella im Hause der Gemeinen: „Unsere Arbeiter werden erst dann mit Erfolg der Concurrenz ihrer deutschen Kameraden die Spitze bieten können, wenn sie intellectuell ebenso entwickelt sein werden wie diese", und sollten denn die vom liberalen und aufgeklärten Theil des Volkes gegen das Schulgesetz laut geäußerten Verwünschungen auf die Dauer ihre Wirkung verfehlen? Die 2000 entlassenen Lehrer werden nicht säumen, in diesem Sinne für den Liberalismus Propaganda zu machen, und was das Landvolk betrifft, das der Klerus bisjetzt noch an dem durch die Nase gezogenen Ring hingeführt hat, wohin er wollte, so ist es ja bekannt, daß auch der dümmste Bauer keinen Spaß versteht, wenn man ihm die Taschen leeren will. Das gegenwärtige Cabinet wird zwar auf administrativem Wege die nothwendigsten Verbesserungen anzubringen suchen; allein Flick- und Lappwerk kann auf die Dauer doch nicht helfen, und so darf man sicher sein, daß der Klerikalismus selbst den Brennstoff zu dem Holzstoß zusammentragen wird, auf dem seine Schöpfungen in Rauch aufgehen. Indessen aber hat der Liberalismus Zeit, seine Kräfte zu sammeln; eine Zeit unfreiwilliger Zurückgezogenheit ist ihm eher heilsam als schädlich, und wenn der Klerikalismus mit innerer Nothwendigkeit seinem Schicksal verfallen ist und sich selbst ad absurdum geführt hat, dann wird an die Liberalen unter andern auch die Frage herantreten, ob eine ungezügelte Freiheit, die dazu misbraucht werden kann, um die unveräußerlichen Menschenrechte mit Füßen zu treten, auf die Dauer mit den Grundlagen, auf denen der moderne Culturstaat beruht, vereinbar ist?

Das Recht auf Arbeit.

Von

H. von Scheel.

Nicht eine neue Theorie des Rechts auf Arbeit soll hier gegeben werden, sondern eine Studie darüber, was man sich unter diesem, neuerdings wieder so lebhaft besprochenen Rechte schon gedacht hat, was man sich darunter denken kann und wie weit es etwa schon verwirklicht erscheint.

Fürst Bismarck war es bekanntlich, welcher die Erörterung des Rechts auf Arbeit neu belebt hat, indem er am 9. Mai 1884 im Reichstage sagte:

„Geben Sie dem Arbeiter das Recht auf Arbeit, solange er gesund ist, geben Sie ihm Arbeit, solange er gesund ist, sichern Sie ihm Pflege, wenn er krank ist, sichern Sie ihm Versorgung, wenn er alt ist — wenn Sie das thun und die Opfer nicht scheuen und nicht über Staatssocialismus schreien, wenn der Staat etwas mehr Fürsorge für den Arbeiter zeigt, dann glaube ich, daß die Herren vom wydener Programm ihre Lockpfeife vergebens blasen werden.“

Seit dem Jahre 1848, wo es in der berliner Nationalversammlung und im frankfurter Parlament zur Sprache kam, ist das Recht auf Arbeit wol in keiner deutschen gesetzgebenden Versammlung erörtert worden.

Die eingehendste Verhandlung, welche überhaupt über dasselbe stattgefunden hat, war jedenfalls die der französischen Nationalversammlung im September 1848.*) Dieselbe, an der so bedeutende Männer wie Lamartine, Thiers, Considérant theilnahmen, hat zugleich bewiesen, daß man über dieses Recht Bände reden und doch seine Bedeutung im Dunkeln lassen kann. Die Besprechung desselben mit einer Begriffsbestimmung zu beginnen, dürfte nach solchen Erfahrungen doppelt gewagt sein, und so wollen wir über seine Bedeutung uns zunächst auf anderm Wege Rechenschaft zu geben suchen, indem wir mit einer Gegenüberstellung zweier volkswirthschaftlicher Anschauungen, in deren einer das Recht auf Arbeit enthalten ist und deren andere es ausschließt, beginnen.

*) Die Sammlung der betreffenden Reden ist enthalten in „Le droit au travail à l'Assemblée nationale, par Joseph Garnier“ (Paris, Guillaumin, 1848). Eine kurze Darstellung des Wichtigsten, das über das Recht auf Arbeit gesagt worden ist, findet sich in Nr. 1 der „Demokratischen Studien, herausgegeben von Lenzmann und Phillips“ (Berlin 1885).

Ein Standpunkt, welcher das Recht auf Arbeit, mag man es sich in irgendeiner Form und Ausdehnung vorstellen, so weit wie nur irgendmöglich abweist, ist derjenige, welchen einer der berühmtesten Mitbegründer der sogenannten Freihandelslehre, Robert Malthus, in seinem 1798 herausgegebenen „Versuch über das Bevölkerungsgesetz" einnimmt. Er stellt darin folgenden Satz auf: „Ein Mensch, der in einer schon occupirten Welt geboren wird, ohne daß seine Familie die Mittel hat, ihn zu ernähren, oder wenn die Gesellschaft seine Arbeit nicht nöthig hat, so hat dieser Mensch nicht das mindeste Recht, irgendeinen Theil der Nahrung zu verlangen. Er ist zu viel auf der Erde; bei dem großen Gastmahl der Natur ist kein Gedeck für ihn aufgelegt. Die Natur gebietet ihm, abzutreten, und sie säumt nicht, diesen Befehl selbst zur Ausführung zu bringen." Damit ist also das jeweilige Bedürfniß nach Arbeitskräften, das in der Volkswirthschaft gerade vorhanden ist, zum Maßstab für die Existenzberechtigung der Menschen gemacht. Wer keine Arbeit findet, mag zu Grunde gehen, wie der Vogel, für den das „Gastmahl der Natur" nicht mehr ausreicht; eine Verpflichtung der Gesellschaft gegen ihn wird nicht anerkannt.

In demselben Jahrzehnt wurde in den französischen Verfassungen (von 1791 und 1793) der Grundsatz ausgesprochen, daß die Gesellschaft, beziehungsweise deren Vertreter, der Staat, verpflichtet sei, dem Arbeitsfähigen, der sich keine Arbeit verschaffen könne, solche zu gewähren, und in dem um dieselbe Zeit ausgearbeiteten „Preußischen Landrecht" (in Geltung seit 1794) ist der Satz enthalten: „Denjenigen, welchen es nur an Mitteln und Gelegenheit, ihren und der Ihrigen Unterhalt selbst zu verdienen, ermangelt, sollen Arbeiten, die ihren Kräften und Fähigkeiten gemäß sind, angewiesen werden" (§. 2 Tit. 19, Thl. II: „Von Armenanstalten und andern milden Stiftungen").

Welcher Unterschied in diesen beiden Anschauungen! Die eine — welche übrigens hiermit keineswegs als eine in der liberalen Volkswirthschaftslehre allgemein anerkannte hingestellt werden soll — geht davon aus, daß die Menschen in eine von unumstößlichen Naturgesetzen bedingte Volkswirthschaft hineingeboren werden, der gegenüber sie ohne eigenen Zweck und ohne Macht sind; die andere erkennt an, daß die Volkswirthschaft eine durch die Menschen geschaffene und umzuschaffende Organisation sei, welche unbedingt dazu ausreichend gemacht werden müsse, jedem Arbeitsfähigen die Möglichkeit der Bethätigung und damit auch diejenige eines angemessenen Arbeitseinkommens zu gewähren.

Das Fehlerhafte jenes erstbezeichneten Standpunktes zu entdecken, ist allerdings nicht schwer. Wenn Malthus sagt, die „Natur" gebiete demjenigen, der keine Arbeit finde, „abzutreten", so ist es klar, daß er damit das Wesen der Gesellschaft, wie sie heute ist und auch zu seiner Zeit war, gänzlich falsch darstellte und ein Volk unterschiebt, welches wie ein Volk Rebhühner unmittelbar von der „Natur" abhängig ist, bei dem sich eine Volkswirthschaft noch gar nicht entwickelt hat. Sobald aber eine Wirthschaftsordnung, mag diese auf der Eigenthumsverfassung der modernen Culturvölker oder auf einem andern Princip der Güteraneignung und Vertheilung beruhen, vorhanden ist, so tritt der Mensch nicht mehr der „Natur" gegenüber, sondern einer Gesammtheit von Wirthschaftenden, welche

für die von ihr geschaffene oder wenigstens aufrecht erhaltene Organisation verantwortlich ist. Die Theilnehmer derselben müssen sich bewußt sein, daß sie für ihren Zuwachs, der ja nicht vom Himmel fällt, Platz zu schaffen haben. Von „Natur" ist doch in unserer Volkswirthschaft nicht mehr die Rede, und die Verantwortung für die Existenz des einzelnen Gliedes kann daher nicht abgelehnt werden. Thatsächlich geschieht das auch nicht; wenigstens ein die Verantwortung so schroff ablehnender Standpunkt, wie er in jenem Malthus'schen Ausspruch gegeben ist, wird in Wirklichkeit nicht eingenommen.

Der andere Standpunkt erkennt nicht nur die Verpflichtung der Gesellschaft an, Personen, welche keine Arbeit finden, vor dem Untergang zu bewahren, sondern auch diejenige, Arbeit für solche Leute zu bieten, sodaß sie also nicht der Form von öffentlicher Unterstützung anheimfallen, die wir gegenwärtig als „Armenpflege" bezeichnen. Diese letztere, wie sie ja bei uns anerkannterweise verstanden wird, besteht in der Darreichung von Almosen, die in Geld oder Naturalien gewährt werden, um eine Person, die aus irgendeinem Grunde, sei es durch Alter, Krankheit, verschuldete oder unverschuldete Verdienstlosigkeit, ihren Unterhalt nicht selbst erwerben kann, vor Hunger zu schützen. Selbstverständlich hat es niemals einem Zweifel unterlegen, daß man arbeitsfähige Personen viel zweckmäßiger unterstützen könne, indem man ihnen Arbeit verschafft, als daß man ihnen unmittelbar Geld oder Nahrungsmittel und sonstiges zum Leben Nöthige gewährt. Aber die Gewährung von Arbeit ist noch sehr verschieden von der Gewährung des Rechts auf Arbeit. In England z. B. steckt man einen thunlichst großen Theil der arbeitsfähigen Armen in Arbeitshäuser, um von dem Unterstützten eine gewisse moralische Genugthuung für die gewährte Leistung zu erhalten und zugleich um Arbeitsscheue abzuschrecken; bei uns hat man neuerdings die „Arbeitercolonien" geschaffen, deren vortreffliche Tendenz und Leistungen wir natürlich nicht verkennen, um den Arbeitslosen Gelegenheit zu nützlicher Bethätigung und Wiedererlangung von Arbeit zu geben. Bei solchen Einrichtungen wird aber eben die Arbeit als Almosen oder an Stelle des Almosens gegeben, während die Gewährung des Rechts auf Arbeit, auf welche jene französischen Verfassungen und das „Preußische Landrecht" hinauszukommen scheinen, in einem andern Sinne als dem der Armenpflege aufzufassen ist. Im „Preußischen Landrecht" steht allerdings jener oben angeführte Satz in dem Titel über Armenpflege; der Wortlaut deutet aber doch auf eine stärkere und höhere Verpflichtung der öffentlichen Gewalt, als die zur Darbietung von Arbeit, blos um den Armen nicht ohne Gegenleistung zu unterstützen. Wie aber dieser Schritt von der Armenpflege zur Gewährung des Rechts auf Arbeit zu thun sei, ist freilich nicht angegeben. Die Gewährung von Arbeit führt an und für sich noch nicht über den Standpunkt der Armenpflege hinaus. Auf demselben bleibt man so lange stehen, als man nur der schon vorhandenen Noth zu steuern sucht. Ein höherer Standpunkt ist aber natürlich dadurch zu gewinnen, daß man der Entstehung der Noth, der Erwerbslosigkeit, Arbeitslosigkeit, vorzubeugen sucht. Hierzu bedarf es der Schaffung, beziehungsweise des Nachweises von Erwerbsgelegenheiten innerhalb der betreffenden Volkswirthschaft in einem solchen Umfange, daß jeder dann einen für ihn

passenden und auskömmlichen Erwerb findet, wenn er seinen bisherigen aufzugeben gezwungen ist. Die Armenpflege als öffentliche Einrichtung würde dann nur für Arbeitsunfähige bleiben, für deren Versorgung kein Arbeitsfähiger herangezogen werden könnte. Daß ein solcher Zustand ein anzustrebendes Ideal sei, wird gewiß niemand leugnen wollen. Den Standpunkt der Armenpflege müssen wir zu Gunsten dieses höhern zu überwinden suchen. Mag immerhin die Mildthätigkeit für den einzelnen ehrend sein: vom Standpunkt der Gesammtheit aus ist sie ein Nothbehelf, bei dem übrigens die Absicht, das Publikum vor Belästigung durch die Armen zu schützen, mindestens ebenso sehr in Frage kommt wie die des Wohlthuns.

Man hat bei uns neuerdings dadurch einen Schritt über die Armenpflege hinaus zu thun begonnen, daß man für gewisse Fälle, Krankheit, Unfall, in denen jene eintreten müßte, die Versicherung öffentlich organisirte. Das ist unstreitig ein wichtiger Schritt zur Beseitigung eines Theils der Armenpflege. Diese wird bei jenen Unterbrechungen der Arbeitsfähigkeit durch Einrichtungen ersetzt, bei denen die Mildthätigkeit keine Stelle mehr findet. Hierdurch wird aber die dem Recht auf Arbeit zu Grunde liegende Idee: die Beseitigung der Arbeitslosigkeit, selbst nicht berührt.

Den Standpunkt, von welchem aus das „Recht auf Arbeit" anerkannt wird, müssen wir also dem zuerst charakterisirten (des Malthus) gegenüber jedenfalls für den berechtigtern und höhern halten, aber mit jener Anerkennung ist der Weg zur Verwirklichung dieses Rechts noch durchaus nicht gewiesen. Wir wollen uns nun hier nicht damit abmühen, die bei der Erörterung dieses Themas zu Tage getretenen Begriffsbestimmungen des Rechts auf Arbeit zu verfolgen, die sich zwischen dem „Recht zu arbeiten", das jedem zustehe, und dem Recht, eine bestimmte Arbeit von der Vertretung der Gesellschaft (der Regierung) zu fordern, bewegen, sondern wollen zunächst an zwei Beispielen nachweisen, wie die Verwirklichung desselben versucht worden ist: das eine der Geschichte der praktischen Versuche, das andere derjenigen der Theorie entnommen. Das eine Beispiel, welches wir ins Auge fassen, ist dasjenige der sogenannten Nationalwerkstätten, die im Jahre 1848 in Paris eingerichtet wurden; das andere ist die Theorie Charles Fourier's über die Organisation der Arbeit. Es sind diejenigen, welche für die Beleuchtung des Gedankens, mit dem wir uns beschäftigen, am lehrreichsten sind, und die zugleich so viele Misverständnisse und Entstellungen erlitten haben, daß es sich recht wohl verlohnt, sie in ihrer wahren Gestalt und Bedeutung sich vor Augen zu führen.

Zuerst also die „Nationalwerkstätten". Nachdem der König Ludwig Philipp aus Paris geflohen war und als am 25. Febr. 1848 die Provisorische Regierung noch rath- und schutzlos im Stadthause tagte, erschien vor diesem eine Schar von Arbeitern, in deren Auftrag der eine derselben, Namens Marche, sich mit einem Gewehr bewaffnet in den Sitzungssaal begab und an die versammelten Mitglieder der Regierung die Forderung stellte, das „Recht auf Arbeit" zu gewährleisten. Eine deutliche Vorstellung über die Tragweite dieser Forderung war weder beim Antragsteller noch bei denen, die sie gewähren sollten, vorhanden. Indessen mußte bei der Schwäche der Provisorischen Regierung nach dem entschlossenen Auftreten

des andern Theils etwas geschehen, und so wurde der folgende, von Louis Blanc redigirte Beschluß gefaßt: „Die Provisorische Regierung der Französischen Republik verpflichtet sich, den Unterhalt des Arbeiters durch die Arbeit zu gewährleisten; sie verpflichtet sich, allen Bürgern Arbeit zu gewähren; sie erkennt an, daß die Arbeiter sich untereinander verbinden müssen, um der Früchte ihrer Arbeit theilhaftig zu werden." Die Nothwendigkeit, diesem Beschluß praktische Folge zu geben, ließ nicht auf sich warten, da die Geschäfte stockten und viele Arbeiter auf Arbeit warteten. Die Provisorische Regierung fand sich bereits am 27. Febr. veranlaßt, die Einrichtung von „Nationalwerkstätten" (ateliers nationaux) anzuordnen und den Minister der öffentlichen Arbeiten, Marie, damit zu beauftragen. Dieser, ein den socialistischen Versuchen keineswegs geneigter Mann, erließ am 6. März eine Verfügung über die Einrichtung von Nationalwerkstätten für Paris. Dieselbe besagte, daß alle, welche Arbeit wünschten, diese durch Vermittelung der Bezirksvorsteher der Stadt erhalten sollten. Der Betreffende hatte sich mit einer Bescheinigung seines Hausherrn zu versehen, die seine Ansässigkeit in der Stadt selbst oder im Departement der Seine feststellte. Gegen diese von der Bezirkspolizei abgestempelte Bescheinigung erhielt man eine Zulaßkarte zu den Arbeiten in den Nationalwerkstätten. Diese boten aber dem Goldschmied wie dem Straßenkehrer nur grobe Erdarbeit, und sie konnten theils wegen der für viele unpassenden Beschäftigung, theils wegen der ersichtlich unpraktischen Art der Leitung keine Ermuthigung zur Arbeit gewähren. Nach den spätern Veröffentlichungen des Directors der Werkstätten, Emil Thomas, der eine Geschichte der Nationalwerkstätten geschrieben hat, scheint man bei der Ansammlung und Organisirung der Arbeitermassen anfangs den Zweck mit im Auge gefaßt zu haben, Arbeitertruppen zu Gunsten der gegenwärtigen Regierung zu bilden; jedenfalls wollte man aber zugleich die Unausführbarkeit solcher socialer Forderungen, wie die des Rechts auf Arbeit, erweisen. In den ersten Tagen betrug die Zahl der Arbeitsuchenden einige tausend, bald aber schwoll sie so an, daß es an Gelegenheit zur Beschäftigung, selbst mit unnützen Arbeiten, mangelte. Leute nach außerhalb zu schicken (z. B. wurden mehrere tausend nach dem Elsaß verlangt), fühlte sich der Director Thomas nicht veranlaßt. Da den mit formell richtigen Bescheinigungen Versehenen das Recht auf Arbeit gewährleistet worden war, fand man sich mit denen, die keine Arbeit bekamen, durch Bezahlung von 1½ Frs. täglich ab, während die Arbeitenden 2 Frs. erhielten. Dabei wußten sich auch Leute aus der Provinz Zutritt zu den Nationalwerkstätten, und Arbeiter, die in der Privatindustrie Beschäftigung hatten, daneben den Lohn aus ihnen zu verschaffen. Im Laufe des Mai war die Zahl der von dieser Einrichtung Lebenden auf etwa 100000 gestiegen, und die Besitzenden wurden gegen eine solche Ansammlung leicht erregbarer Elemente begreiflicherweise immer mistrauischer. Am 22. Juni erschien eine ministerielle Verfügung, wonach die zwischen 18 und 25 Jahre alten Kostgänger der Nationalwerkstätten in die Armee eingereiht, die andern auf Ersuchen von Privatunternehmern an diese abgegeben werden sollten. Damals betrug ihre Zahl ungefähr 110000. Darauf erfolgte der Straßenaufstand mit dem Rufe „Brot oder Blei" („Du pain ou du plomb!") und die blutige Niederwerfung des „Socialismus".

Dies ist die kurze Geschichte eines „praktischen" Versuchs zur Verwirklichung des Rechts auf Arbeit. Man hat denselben misverständlicherweise öfter als eine Ausführung der Ideen von Louis Blanc bezeichnet, der in seiner Schrift über die „Organisation der Arbeit" die Möglichkeit darzuthun versucht hatte, die heutige Productionsweise durch genossenschaftliche Production zu ersetzen, zu welcher die Vernichtung der Privatindustrie durch den Staat als Unternehmer den Uebergang bilden sollte. Indessen protestirt Louis Blanc in seiner „Geschichte der Revolution von 1848" mit Recht gegen diese Auffassung der „Nationalwerkstätten", an deren Einrichtung und Leitung er keinen Theil hatte. Er präsidirte unterdeß dem im Luxembourgpalais tagenden Arbeiterparlament, durch welches eine Organisation des Arbeitsnachweises und die Einrichtung von Productivassociationen der Arbeiter eingeleitet wurden.

Mag man das Recht auf Arbeit in irgendeinem Sinne auffassen, mag man es billigen oder nicht, so ist es doch klar, daß die „Nationalwerkstätten" kein geeigneter Versuch waren, um seine Durchführbarkeit zu erproben. In einer so rohen Weise, daß man jedermann, nicht etwa nur dem nachweisbaren Arbeitslosen, Arbeit gibt, und noch dazu einem jeden ohne Rücksicht auf Kraft und Fähigkeiten dieselbe grobe Arbeit, kann man selbstverständlich dem in dieser Forderung liegenden Gedanken nicht gerecht werden. Wenn man einem Arbeit Suchenden solche bieten will, so muß man natürlich nicht nur für Arbeit überhaupt, sondern für passende Arbeit sorgen. Jeder Berechtigte muß eine seinen Fähigkeiten entsprechende Beschäftigung finden; wenn es auch nicht gerade dieselbe ist, welche er erlernt hat, so doch eine, in die er sich vermöge seiner Vorbildung und sonstigen Eigenschaften hineinfinden kann, um seine Stelle auszufüllen und seinen Lohn zu verdienen.

Eine Organisation, die das nicht leisten kann, ist offenbar nicht von dauerndem Werth, sondern kann höchstens vorübergehend als Nothstandsorganisation wirksam sein. Die vollkommenste Organisation der Arbeit ist aber offenbar diejenige, bei der die Frage nach dem Recht auf Arbeit gar nicht aufgeworfen zu werden braucht, weil es nirgends an passender Arbeit fehlt. Das Verhältniß ist auf speciell wirthschaftlichem Gebiet dasselbe wie in der Gesellschaftsordnung überhaupt: vollkommen ist diese erst dann, wenn zwar die dazugehörige Rechtsordnung und der Rechtsschutz da ist, aber niemand genöthigt ist, diese zu seinen Gunsten ausdrücklich in Anspruch zu nehmen und geltend zu machen, weil sich eben alles von selbst ordnet. Im großen Ganzen unsers Gesellschaftslebens befinden wir uns ja glücklicherweise in einem solchen Zustande; es wird der Rechtsordnung, wie sie ist, in den bei weitem meisten Fällen freiwillig als etwas Selbstverständlichem nachgekommen, sodaß man den thatsächlich vorhandenen Zwang nicht merkt. Es wäre ja auch ein geradezu unerträglicher Zustand, wenn ein irgendwie beträchtlicher Bruchtheil der rechtlichen Beziehungen, die uns umgeben, mit Zwang zur Geltung gebracht und erst erstritten werden müßte. Es gilt also, eine wirthschaftliche Organisation herzustellen, in der das Recht auf Arbeit nicht nur gewährleistet, sondern sogar überflüssig ist, weil niemand nöthig hat, es geltend zu machen.

In der Wirklichkeit ist nun freilich ein solcher Zustand noch nicht für eine größere Volkswirthschaft dauernd ins Leben getreten; aber es ist, zumal im Gegensatz zu dem soeben geschilderten Versuche mit den Nationalwerkstätten, nicht ohne Interesse, die Idee eines solchen sich vor Augen führen zu lassen. In einer besonders vollendeten und liebenswürdigen Weise ist das bekanntlich durch den französischen Gesellschaftsphilosophen Charles Fourier geschehen, der ein Zeitgenosse des eigentlichen wissenschaftlichen Schöpfers des modernen Socialismus, des Grafen Henri de Saint-Simon, war und mit diesem die uneigennützige Begeisterung für die Reform der Gesellschaft zu Gunsten der Leidenden ebenso wie die Ungunst des äußern Lebens gemein hatte. Charles Fourier's Hauptwerke sind betitelt: „Théorie des quatre mouvements" („Theorie der vier Bedingungen"), im Jahre 1808 erschienen, und „Traité de l'association domestique agricole", 1822 erschienen. Selbstverständlich liegt es hier fern, Fourier's gesammte Ideen, die durch Wunderlichkeiten mancherlei Anlaß zu wohlfeilem Spott gaben, vorzuführen, sondern wir wollen sie uns nur so weit ins Gedächtniß rufen, als sie im Zusammenhange mit unserm Thema stehen.

Fourier, dem übrigens jedenfalls der Ruhm bleiben muß, der bedeutendste Theoretiker des heute so genannten „Genossenschaftswesens" zu sein, geht von dem Grundgedanken aus, daß der Mensch zum Glück geboren sei und alle in ihn gelegten Triebe zur vollkommenen und harmonischen Entwickelung gebracht werden sollen. Die Bethätigung dieser Triebe, die doch von Gott dem Menschen eingepflanzt sind, kann nur vermittels der durch Arbeit zu beschaffenden Güter erlangt werden. Nun ist aber die Arbeit in unserer heutigen Gesellschaft sehr mangelhaft organisirt und auf die einzelnen Personen und Klassen sehr ungleich vertheilt. Ihre Ausübung ist heute mit großer Kraftverschwendung verbunden, und zu dem verfehlt sie insofern ihren Zweck, als sie für die meisten nicht die erfreuliche Befriedigung eines Triebes, eine Wohlthat, sondern eine Plage ist. Ein großer Bruchtheil der Arbeitenden kommt nicht zum Genuß der Früchte seiner Thätigkeit, sondern verschafft ihn nur andern; ohne Rücksicht auf ihre Neigungen und Fähigkeiten müssen die meisten Menschen ihr Leben lang die Arbeit verrichten, zu der sie von Kindheit auf durch äußere Umstände bestimmt worden sind. Das ist ein Zustand, der sich für den, der an eine bessere und höhere Bestimmung der Menschheit glaubt, nicht als für sie unwandelbar gegeben denken läßt; denn nicht Kampf und Entbehrung, sondern Eintracht und Glück sollen durch die Gesellschaft erzielt werden.

Auf Grund dieser Anschauungen entwickelt Fourier einen Plan zur Bildung von Arbeitsgruppen, in denen, ohne Aufhebung des Sondereigenthums, gemeinsame Production stattfindet, mit Einrichtungen, welche die denkbar größte Kraftersparniß erlauben. In ihnen behält jeder Theilnehmer sein Eigenthum als den von ihm eingelegten Theil am Gesammtwerthe des Wirthschaftskapitals und erhält das entsprechende Einkommen daraus; gemeinsam ist aber der Besitz der Productionsmittel und die Arbeit. Die Arbeitsgruppe muß so groß sein, daß die verschiedensten Triebe und Fähigkeiten in ihr vereinigt sind und Spielraum haben; jeder wird daher diejenige Arbeit wählen können, zu der er sich am meisten hin-

gezogen fühlt, und da jeder nicht durch Erziehung und äußere Verhältnisse verdorbene Mensch zu einer Gattung von Arbeit Neigung hat und jeder die ihm zusagende finden und ergreifen kann, so ist die gute Ausführung jeder Arbeit gesichert und zugleich ist ihr der Charakter des Lästigen genommen. Zu jeder Arbeitsaufgabe wird sich jemand finden, der gerade zu dieser Lust hat, und dabei ist es nicht nöthig, daß der einzelne sich nur immer an eine einzige Art binde, sondern er wird sich an mehrern Zweigen betheiligen und von einem zum andern übergehen können. Bei einer genügend großen Zahl von Arbeitenden und Arbeitsreihen wird das Bedürfniß an Arbeit durch das Bedürfniß nach Arbeit in jedem Arbeitszweige gedeckt werden. Es wird niemand für die Arbeit und keinem die Arbeit fehlen, ein fruchtbarer Organismus mit höchstem Nutzeffect der Arbeit ist auf Grundlage der Freiheit der Neigungen hergestellt.

Es ist hier nicht nöthig, Fourier's theoretisches Gebäude in seinen einzelnen Theilen zu untersuchen und ebensowenig seine Schwächen darzulegen. Es galt ja nur, der vorhin geschilderten unvollkommenen Praxis eine vollkommene Theorie gegenüberzustellen. Wenn sich aus einer von beiden etwas lernen läßt, so ist es von der letztern. Sie vergegenwärtigt uns wenigstens, worauf es in letzter Linie ankommt: nämlich auf eine gute Organisation der Arbeit, welche das Recht auf Arbeit überflüssig macht. Schließlich ist es ja doch eben die theoretische Erkenntniß, welche uns aus der „Praxis", die im Hergebrachten fortwurzelt und „praktisch" ist, weil es an Einsicht und Muth fehlt, Unerprobtes zu probiren, erheben und zum Bessern führen kann.

Diese beiden Beispiele kommen freilich schließlich darauf hinaus, zu zeigen, wie das Recht auf Arbeit nicht verwirklicht werden soll, beziehungsweise verwirklicht worden ist. Finden wir denn aber im gewöhnlichen Gange unserer Volkswirthschaft nichts, das sich wenigstens als ein Ansatz der Verwirklichung dieses Rechts zeigt, keine Keime dazu, die weiter entwickelt werden könnten?

Wenn wir jenes pariser Experiment mit den Nationalwerkstätten, unabhängig von dem Decret der Provisorischen Regierung über das Recht auf Arbeit, als dessen Ausführung es gelten sollte, einfach als eine durch den Drang der Umstände hervorgerufene Maßregel betrachten, so stellt es sich als ein besonders ungeschickt eingeleiteter Versuch zur Einrichtung öffentlicher Arbeiten behufs Linderung eines Nothstandes dar. Zu solchen Nothstandsarbeiten hat man auch sonst in Zeiten außerordentlicher Geschäftsstockung vielfach gegriffen; es werden Bauten von Kanälen, Wegen, Eisenbahnen oder andere „Meliorationsarbeiten", die man andernfalls noch hätte anstehen lassen, unternommen, um da, wo größere Mengen Arbeitsfähiger die bisherige Beschäftigung zeitweilig verloren, eine zweckmäßigere Hülfe eintreten zu lassen als durch Unterstützung mittels Almosen. Eine Verpflichtung zu dieser Art von Unterstützung seitens des Staats oder der Gemeinde, soweit sich hierzu Gelegenheit bietet, wird wol von keiner Seite bestritten und damit auch zugegeben, daß in diesen engen Grenzen ein Recht zeitweilig Arbeitsloser auf öffentliche Unterstützung durch Arbeit bestehe. In dieser Bedeutung und Begrenzung unterscheidet es sich aber nicht von dem auf Armenunterstützung, das

gesetzlich oder wenigstens moralisch in civilisirten Staaten anerkannt ist; nur das Mittel der Unterstützung, nicht die Tendenz ist eine andere wie beim Almosen. Das Recht auf Arbeit in diesem Sinne ist nicht controvers, bedarf keiner besondern Erörterung und keiner Festlegung in neuen Gesetzesparagraphen. Es war daher auch überflüssig, wenn im Jahre 1848 in der frankfurter Nationalversammlung zur Aufnahme in die Verfassung der Satz vorgeschlagen wurde: „Jeder Deutsche hat ein Recht auf Unterhalt. — Dem unfreiwillig Arbeitslosen, welchem keine verwandtschaftliche Hülfe wird, muß die Gemeinde, beziehentlich der Staat Unterhalt gewähren, und zwar, soweit irgend möglich, durch Anweisung von Arbeit"; denn das Recht auf Unterhalt, d. h. das Recht, nicht dem Hungertode überlassen zu werden, ist anerkannt, und das Recht auf Arbeit wird durch die einschränkenden Worte „soweit irgend möglich" zu einem solchen herabgedrückt, das nicht persönlich geltend gemacht werden kann, sondern dessen Erfüllung von dem Ermessen des andern abhängt. Von diesem Arbeitsnothrecht — wenn man hier überhaupt von einem Recht sprechen darf — zu einem Recht auf Arbeit zu gelangen, das jeder Arbeitsfähige als ein Urrecht mit sich herumträgt, dürfte nicht gelingen.

Sehen wir uns nach andern bei uns bestehenden Einrichtungen um, die das Recht auf Arbeit als Keim, oder schon ausgebildet in sich zu schließen scheinen, so stößt uns die eigenthümliche Organisation des öffentlichen Beamtenthums auf. Demselben gehört ja — man denke an das Personal der allgemeinen Staatsverwaltung, Bezirks- und Gemeindeverwaltung, der Gerichte, der öffentlichen Schulen, der Kirche, der staatlichen Post-, Telegraphen- und Eisenbahnverwaltung — in den modernen Staaten eine beträchtliche Anzahl von Personen an, und es herrschen innerhalb desselben Regeln der Beschäftigung, des Aufsteigens und der Bezahlung, welche die Arbeit mit gewissen Garantien umgeben. Wer durch eine Prüfung die Befähigung zu einem bestimmten Amte nachgewiesen hat, erhält die Anwartschaft auf eine entsprechende Stelle, und darf darauf rechnen, auch höhere Stufen der betreffenden Amtslaufbahn zu erreichen, sofern sein eigenes Verhalten und das Freiwerden von Amtsstellen dies gestattet. In unsern deutschen Staaten ist dieses Beamtenrecht in besonderm Umfange, und man darf zugleich sagen mit besonders gutem, für das Gemeinwesen wohlthätigem Erfolg ausgebildet. Aber, bringt in dieser Organisation der Nachweis der Befähigung auch ohne weiteres das Recht auf Beschäftigung und auf die für sie ausgesetzte Besoldung mit sich? Die Verleihung der Beschäftigung, des Amtes bedingt allerdings das Recht auf Besoldung, aber dies ist bei jeder Privatanstellung ebenso; nur ist im öffentlichen Dienst das mit der Stelle verbundene Einkommen regelmäßig von vornherein festgesetzt, während es im Privatdienst in jedem einzelnen Falle vereinbart zu werden pflegt. Das Charakteristische am öffentlichen Dienst, insbesondere am Staatsdienst, wie er wenigstens in unsern deutschen Staaten geordnet ist, besteht in dem Anspruch auf Beschäftigung nach erbrachtem Befähigungsnachweis, und dem auf Verbleib, sowie auf regelmäßiges Aufrücken in Stellung und Gehalt, solange die Dienstbefähigung dauert. Das wäre nun freilich das Recht auf Arbeit in dem Umfange, wie man ihn nur denken und wünschen kann; denn am Ende ist doch der Be-

fähigungsnachweis zu der begehrten Arbeit die ganz selbstverständliche und unumgängliche Vorbedingung für das Recht auf Arbeit; dasselbe als ein ganz bedingungsloses, von jedem auf Grund seiner Eigenschaft als Staats-, beziehungsweise Gemeindebürger ohne weiteres auszuübendes hinzustellen, ist ja offenbar unmöglich. Indessen die Verwirklichung des Rechts auf Arbeit ist doch auch hier nur eine scheinbare, denn der verhängnißvolle Vorbehalt bleibt, daß nicht unmittelbar aus der Befähigung die Beschäftigung, die Gewährung von Mitteln zur Bethätigung der erwiesenen Fähigkeiten, und daher eines entsprechenden Einkommens hervorgeht, sondern daß der Bedarf nach Arbeit da sein, eine offene Stelle vorhanden sein muß, um jenem Anspruch diejenige Folge zu geben, ohne welche er keinen materiellen Werth hat, nämlich das Recht auf Bezahlung. Außerdem sind die obenerwähnten Ansprüche zwar durch die Praxis anerkannt, wenn auch nicht ausnahmslos, aber als klagbares, persönlich geltend zu machendes Recht bestehen sie nicht. Die Möglichkeit, daß man denselben im großen Ganzen gerecht werden kann, besteht dadurch, daß der Bedarf des Staates, der Gemeinden und ähnlicher öffentlicher Verbände an Arbeitskräften ein stetiger und im gegenwärtigen Stadium der gesellschaftlichen Entwickelung sogar naturgemäß wachsender ist; bei stark schwankendem Bedarf würde diese Möglichkeit nicht vorhanden sein. Freilich wäre es schon ein großer Gewinn, wenn überall da, wo eine ähnliche Stetigkeit des Bedarfs an Arbeitskräften vorhanden ist, wie im öffentlichen Dienst, auch eine ähnliche Sicherheit im Verbleib der einmal gewonnenen Arbeitskräfte geschaffen, und die subjective Willkür in der Auflösung der Arbeitsverhältnisse beseitigt werden könnte.

Und wenn wir diesen Gedanken weiter verfolgen, so kommen wir überhaupt zu dem Schluß, daß sich die Frage nach dem Recht auf Arbeit in diejenige nach der Sicherung der Arbeitsgelegenheit auflöst, die natürlich nicht einseitig zu Gunsten des Arbeiters, sondern ebenso zu Gunsten des Arbeitgebers aufzufassen ist und auszuführen wäre; und dann weiter, daß das Recht auf Arbeit nach dieser Auffassung nicht nur die Arbeiter im engern Sinn, sondern die Arbeitenden überhaupt angeht, und ferner, daß die Frage des Rechts auf Arbeit ein unverkennbarer Bestandtheil derjenigen der „Organisation der Arbeit“ ist.

Die Frage nach der Sicherung der Arbeit ist offenbar die für die stetige und friedliche Entwickelung der gesellschaftlichen Zustände wesentlichste, und es ist beklagenswerth, daß sie in der Arbeiterbewegung gegenüber der, agitatorisch allerdings viel leichter zu behandelnden Frage nach der Lohnhöhe verhältnißmäßig zurücktritt. Durch die Agitation für hohe Löhne, welche einen Kampf der Arbeiter gegen die Unternehmer nothwendig mit sich bringt, wird die Aufmerksamkeit mehr als billig von der Frage nach sichern Löhnen abgelenkt. Diejenige nach hohen Löhnen betrifft überdies immer nur bestimmte Klassen oder Schichten von Arbeitern, die nach sichern Löhnen ist die Frage der Gesammtheit der Arbeitenden.

Solche Auffassung des Rechts auf Arbeit verflüchtigt es, sozusagen, allerdings zu einem moralischen Anspruch des Staatsbürgers an die Staatsregierung, für die größtmögliche Ausdehnung und Sicherung der Arbeitsgelegenheiten zu sorgen und hierfür nach zweckmäßigen Formen zu suchen; aber andererseits erscheint sie

auch als die einzig denkbare, in der dieses Recht seitens der öffentlichen Gewalt als solches anerkannt und durch eine entsprechende Verpflichtung gedeckt werden kann.

Wie das Recht auf Arbeit als ein persönliches Recht des Arbeitsuchenden, als ein durch Klage geltend zu machendes verwirklicht werden könnte, ist nicht einzusehen. Die Klage müßte gerichtet sein auf Gewährung einer bestimmten, für den Kläger geeigneten Beschäftigung; dieser müßte nachweisen, daß er seinerseits bereits das Nöthige gethan habe, um Beschäftigung zu finden, dies ihm aber innerhalb eines bestimmten Zeitraums nicht gelungen sei; als Beklagter wäre die Unterstützungsgemeinde oder ein besonderer, für diesen Zweck organisirter Verband aufzustellen.

Bei jener Auffassung fällt auch die Frage fort, ob dem Recht auf Arbeit eine Pflicht zur Arbeit gegenüberzustellen sei; denn wenn der Zweck desselben nur die Sicherung der Erwerbsthätigkeit ist, so braucht damit nichts in Verbindung gebracht zu werden, was nicht auf diesen Zweck abzielt. Ob es in der gesellschaftlichen Moral liege oder für die gerechte Vertheilung der Güter nothwendig oder für Erhöhung der erzeugenden Kraft der Volkswirthschaft geboten sei, daß ein jeder nach seinen Kräften arbeite und kein Arbeitsfähiger aus dem bloßen Besitz von Werthen sein Einkommen, eine Rente ohne Arbeit ziehe: das liegt auf einem andern Felde.

Wenn man nun aber so das Recht auf Arbeit in einem moralischen Anspruch des Staatsbürgers an die Regierung aufgehen läßt, ist damit nur etwas Selbstverständliches, bereits allgemein Anerkanntes gemeint? Daß dies nicht der Fall ist, dürfte einleuchten, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die sogenannte liberale Volkswirthschaftslehre jede Thätigkeit des Staates, die als eine „Organisation der Arbeit" hätte gelten können, zurückwies und keine andere Aufgabe kannte, als das Forträumen „veralteter Schranken" im innern und äußern Verkehr; das schwerere Stück Arbeit, die des Wiederaufbauens, der Jetztzeit überlassend und damit auch die Verwirklichung des Rechts auf Arbeit, oder vielmehr die Wiederverwirklichung desselben in neuen Formen; denn es ist klar, daß die frühere Zeit der Durchführung desselben viel näher war wie die heutige. Die feudalen Formen in der Landwirthschaft, das Innungswesen in der Industrie, die Maßregeln zum Schutze und zur Hebung des Handels und Wandels, die man mit dem Namen „Mercantilsystem" bezeichnet hat: alles das diente der Sicherung der Arbeit und damit dem hier in Rede stehenden Zwecke. Der Fortfall solcher Organisationen bedingte die Vermehrung der Unsicherheit der Arbeit; ohne Organisation der Arbeit kein Recht auf Arbeit. Und wenn es bei dem heutigen Zustand und Gang des Erwerbslebens weder angeht, dieselben Mittel wie früher anzuwenden, noch daran zu denken ist, das Recht auf Arbeit überhaupt zu einem persönlichen Rechte jedes einzelnen zu machen, so kann doch mittelbar auf dasselbe Ziel hingewirkt werden. Alles, was geeignet ist, den ruhigen und stetigen Gang der Volkswirthschaft zu sichern, den zeitweiligen Ueberfluß an Arbeitskräften zu beseitigen, für eine gehörige Ausbildung der Menschen zur Erwerbsthätigkeit zu sorgen: alles das ist geeignet, das Recht auf Arbeit mittelbar zu verwirklichen, und in diesem Sinne muß die öffentliche Gewalt eine Verpflichtung dazu anerkennen.

Die Lösung der Frage ist also schließlich die, daß man durch Maßregeln der Volkswirthschaftspolitik die Zahl derer, welche ideell des Rechts auf Arbeit bedürfen, d. i. der ohne eigene Schuld Arbeitslosen, auf Null zurückzuführen oder wenigstens so niedrig zu halten sucht, daß über den Mangel eines solchen Rechts durch Versicherungseinrichtungen gegen Arbeitslosigkeit hinweggeholfen werden kann. In den Gewerkvereinen der industriellen Arbeiter sind solche Einrichtungen zum Theil schon getroffen. Nach einer bei den deutschen Gewerkvereinen aufgenommenen Statistik (die in den Verhandlungen des Verbandstages dieser Vereine vom Jahre 1879 abgedruckt ist) wären in den Jahren 1877—79 auf ein Mitglied derselben durchschnittlich nur etwa fünf arbeitslose Tage im Jahre gekommen. Wenn sich eine so niedrige Zahl als allgemein gültig für einen längern Zeitraum ergeben würde, so müssen solche Versicherungseinrichtungen möglich sein, und vielleicht würden unsere, durch das Unfallversicherungsgesetz gebildeten Berufsgenossenschaften als eine geeignete breite Grundlage zur Durchführung auch der Versicherung gegen Arbeitslosigkeit zu benutzen sein. Aber die Versicherung kann nur dann genügen und bestehen, wenn das Risico der Arbeitslosigkeit ein dauernd kleines ist, und wenn mithin als Ziel der Volkswirthschaft fortdauernd die Verwirklichung des Rechts auf Arbeit bleibt.

Die Principien und Resultate der modernen Ethnologie.

Von

Th. Achelis.

I.

Seitdem die speculative Philosophie von ihrer so unnahbaren Höhe herunterstürzte, hat sich aus dem darauffolgenden Chaos ganz in der Stille eine Weltanschauung entwickelt, die wol einige Aufmerksamkeit verdient. Es ist zur Genüge bekannt, wie gerade die Naturwissenschaft ihre frühere geringschätzige Behandlung der Philosophie mit bitterm Hohn vergalt, und wie sie es durch ihren weitreichenden Einfluß in vielen Kreisen dahin bringen konnte, einem abstracten Denker höchstens mit der Duldung zu begegnen, die man einem müßigen Schwärmer nicht versagt. Namentlich der weitere Ausbau der auf der ursprünglich so bescheidenen Basis der Descendenztheorie fundirten Anschauungen einer im ganzen Kosmos wirksamen Entwickelung schien jegliche Versöhnung von vornherein eo ipso auszuschließen, bis es sich plötzlich zeigte, daß einer Disciplin der so kinderreichen Naturwissenschaft eine eminent philosophische Kraft und Tiefe innewohne, nämlich der Ethnologie. Zwar nicht in dem traditionellen Sinne, als sei diese Tendenz in einer vornehmen Reserve von allen rein empirischen Kenntnissen und in allerlei dialektischen Kunstproductionen zu suchen; damit war es ein für allemal aus. Nur die Erfahrung auf möglichst umfassender Basis (gleichgültig zunächst, woher sie zu gewinnen) könnte erst die genügende Sicherheit für die darauf einsetzende philosophische Verarbeitung des Materials liefern; alles Deduciren aus rein apriorischen Momenten wurde a limine ausgeschlossen. Aber wol erwuchs dadurch eine großartige, über das blos Thatsächliche weit sich erhebende Perspective, daß diese junge Wissenschaft es nach den Grundsätzen naturwissenschaftlicher Induction unternahm, eine Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geschlechts auf unserm Erdball zu schreiben, nicht so sehr in physiologischer, sondern wesentlich in psychischer Hinsicht. Alle Manifestationen mithin des menschlichen Geistes in Sprache, Recht, Sitte, Religion, Kunst u. s. f. fallen in die Sphäre dieser allumfassenden Betrachtung, die dadurch, daß sie die Entstehung und Ausbildung aller dieser Probleme genetisch prüft, zugleich auch die Gesetze dieses Processes mit erfaßt. So ist die Ethnologie Praxis und Theorie zugleich. Sie, die bislang nur ein sehr begrenztes Fachinteresse beanspruchen

konnte, bisweilen (so bei Rousseau) zu völlig verfehlten Lobpreisungen der Integrität und des Reizes verwandt, der das Denken und Fühlen der Naturvölker angeblich auszeichnen soll, brachte erst Ordnung und Zusammenhang in die lückenhafte und zerklüftete Weltgeschichte, indem sie lehrte, die sonst als wundersame Schöpfungen verehrten Erscheinungen menschlicher Cultur auf den verschiedenen Continenten nach ihrem Bestand, ihrem allmählichen Ausbau und ihrer Entfaltung aus niedern Keimen zu begreifen.

Diese kurz skizzirte Auffassung, deren exacte Begründung natürlich später erfolgen muß, ist freilich keine widerspruchslos anerkannte; gerade von den verschiedenen Standpunkten aus, die wir zu schildern haben werden, läßt sich der weitere oder engere Gesichtskreis, in dem die Wissenschaft arbeitet am besten ersehen. Zunächst wird es gerathen sein, etymologisch und historisch den Begriff derselben zu bestimmen, um dann die einzelnen hervorragenden Forscher auf ihren Wegen zu begleiten. Richtig hat der bekannte Sprachforscher und Ethnograph Fr. Müller diese Ableitung im Anfang seiner allgemeinen Ethnographie (Wien 1873) dahin präcisirt: „Die Ethnographie (von ἔθνος, Volk, und γράφειν, beschreiben), oder Ethnologie (von ἔθνός, Volk, und λόγος, Lehre), deutsch Völkerkunde, ist, wie schon ihr Name bedeutet, die Wissenschaft vom Menschen, als Volksindividuum betrachtet. Sie unterscheidet sich wesentlich von der Anthropologie (von ἄνθρωπος, Mensch, und λόγος, Lehre), der Wissenschaft vom Menschen als Mensch, d. h. als einheitliches, sinnlich vernünftiges Naturindividuum. Der Unterschied beider Wissenschaften liegt nicht in der Verschiedenheit des Objects, denn bei beiden ist im Grunde genommen das Object eins und dasselbe, sondern in der Verschiedenheit der Auffassung dieses Objects. Während die Anthropologie den Menschen als Exemplar der zoologischen Species Homo nach seinen physischen und psychischen natürlichen Anlagen betrachtet, faßt die Ethnographie den Menschen als ein zu einer bestimmten, auf Sitte und Herkommen beruhenden, durch gemeinsame Sprache geeinten Gesellschaft gehörendes Individuum."

Dieser Standpunkt einer socialen Auffassung des Menschen gemäß dem alten Aristotelischen Spruche (ἄνθρωπος φύσει ζῶον πολιτικον) war für die Zeit, wo die Ethnologie die ersten kräftigen Schößlinge trieb, schon durch die Völkerpsychologie vorbereitet, wie sie namentlich durch Lazarus und Steinthal vertreten wurde. Ein flüchtiger Blick auf die Vorrede, mit der die genannten Männer ihre Zeitschrift eröffneten, wird dies zur Genüge erkennen lassen, wenngleich aus begreiflichen Gründen der Hauptnachdruck auf die psychologische Erforschung der geistigen Eigenschaften des Menschen gelegt ist. Es verbleibe der Mensch als seelisches Individuum Gegenstand der individuellen Psychologie, wie eine solche die bisherige Psychologie war; es stelle sich aber als Fortsetzung neben sie die Psychologie des gesellschaftlichen Menschen oder der menschlichen Gesellschaft, die wir Völkerpsychologie nennen; weil für jeden einzelnen diejenige Gemeinschaft, welche eben ein Volk bildet, sowol die jederzeit historisch gegebene, als auch, im Unterschied von allen andern freien Culturgesellschaften, die absolut nothwendige und im Vergleich mit ihnen die allerwesentlichste ist. Einerseits nämlich gehört der Mensch niemals blos dem Menschengeschlecht als der allgemeinen Art an, und andererseits ist alle

sonstige Gemeinschaft, in der er etwa noch steht, durch die des Volkes gegeben. Die Form des Zusammenlebens der Menschheit ist eben ihre Trennung in Völker, und die Entwickelung des Menschengeschlechts ist an die Verschiedenheit der Völker gebunden. Deshalb wird die Völkerpsychologie definirt als die Erforschung der geistigen Natur des Menschengeschlechts und der Völker, wie dieselbe die Grundlage zur Geschichte, oder dem eigentlich geistigen Leben des Volkes wird. Von diesem umfassenden Gesichtspunkte aus werden dann die mythologischen und poetischen Schätze der durch die vergleichende Sprachwissenschaft als verwandt nachgewiesenen Völker eifrig durchforscht und nach ihren Analogien inductiv analysirt; wie gesagt, es verstand sich von selbst, daß sprachliche Momente mehr oder minder im Vordergrunde der ganzen Behandlung ständen. Erweitert und vertieft wurde diese Auffassung durch den genialen, allzu früh verstorbenen Sprachforscher Lazarus Geiger, der in mehrern Werken („Ursprung der Sprache", und besonders „Ursprung der menschlichen Sprache und Vernunft", 2 Bde.) es unternahm, aus der Untersuchung der sprachlichen Formen eine Entwickelungsgeschichte der menschlichen Vernunft zu schreiben, die er in dem paradoxen Satze zusammenfaßte: „Die Sprache hat die Vernunft geschaffen; vor der Sprache war der Mensch vernunftlos." Aber so interessant diese ganz neue Handhabung des Materials sein mag (wie z. B., um nur Eins anzuführen, Geiger die Entwickelung des menschlichen Sehens inductiv aus der vergleichenden Linguistik in den einzelnen Stufen nachweist), so stehe ich doch davon ab, an dieser Stelle diesen kühnen Eroberungszügen weiter zu folgen; ja selbst die sorgfältig und mit großem Scharfsinn angelegte „Anthropologie der Naturvölker" von Th. Waitz (im fünften Bande von Gerland fortgesetzt und erweitert) würde mich zu sehr zum Eingehen in das Detail nöthigen. Ich ziehe es deshalb vor, die vorhin charakterisirte Methode der Völkerkunde an dem Werk von Oskar Peschel näher zu erläutern, der durch eine weise Beschränkung des Stoffes und eine systematische Gruppirung dem Publikum den Vortheil einer größern Uebersichtlichkeit gewährt.

Der berühmte Geograph geht in seiner Darstellung („Völkerkunde", Leipzig 1874) von der Arteneinheit des Menschengeschlechts in physiologischer Hinsicht als einer freilich nicht streng erwiesenen, aber doch leidlich beglaubigten Thatsache aus, die durch mancherlei Analogien der Völkerkunde bestätigt werde. Sehr günstig ist dieser Ansicht eine Reihe von Thatsachen, die auf ein sehr hohes Alter unsers Geschlechts schließen lassen, sowie die Fähigkeit des Menschen, sich den größten Witterungsgegensätzen auf unserer Erdoberfläche anzupassen. „Für diese Acclimatisirung ist freilich ein gradueller Uebergang wesentlich; auch hierin scheint sich der alte Spruch zu bestätigen: «Natura non facit saltus.» Erfolgen aber diese Uebergänge zu andern Klimaten stufenweise und in großen Zwischenräumen, so herrscht allerdings kein Zweifel, daß derselbe Menschenschlag jede Zone der Erde bevölkern kann; denn niemand bestreitet, daß der Hindu hoher Kaste, sei es in Bengalen, sei es in Madras oder im Sind, oder an irgendeiner heißen Stelle seiner Heimat, arischer Abkunft sei, wie die altnordischen Bewohner Islands, und daß die unbekannten Urvorfahren beide eine gemeinsame Heimat bewohnt haben müssen. . . ."

Alle Völkerkundigen sind sich darüber einig, daß die Eingeborenen Amerikas, höchstens mit Ausnahme der Eskimos, eine einzige Rasse bilden; dieser einzigen Rasse gelang es, sich auf beiden Halbkugeln vom nördlichen Polarkreise bis zum Aequator, und wiederum bis über den 50. Breitegrad allen Witterungsverhältnissen anzupassen. Die Chinesen treffen wir in Maimatschin (Kiachta) an der sibirischen Grenze, wo die Mitteltemperatur noch unter dem Gefrierpunkt liegt und das Thermometer bis auf 40° R. im Winter sinkt, und zugleich auf der Insel Singapore, die fast vom Aequator berührt wird! Namentlich überrascht aber die Gleichartigkeit in der Anlage des psychischen Naturells bei den stammfremdesten und topographisch entlegensten Völkern, sodaß, wie unser Autor sich ausdrückt, in Bezug auf das Denkvermögen wenigstens die Einheit und Gleichheit der Menschenart nicht bezweifelt werden kann. Dahin gehört, um nur einiges herauszugreifen, die Zeichen- und Geberdensprache europäischer Taubstummen, die wir bei den nordamerikanischen Rothhäuten wieder treffen, das so unendlich weit verbreitete Decimalsystem beim Zählen, die bei den Semiten, Centralamerikanern und Bewohnern der Südsee gefundene Sitte der Beschneidung; die sogenannte Leviratsehe, welche ursprünglich nur den Juden zugeschrieben wurde, befolgen viele mongolische und brasilianische Stämme und die Papuanen; die seltsame Gewohnheit der Eskimos, sich durch gegenseitiges Aneinanderreiben der Nasen zu begrüßen, wird auch den Neuseeländern, Australiern und Malaien beigelegt; der scheinbar ganz sinnlose Brauch der Couvade, d. h. des Männerkindbettes, wurde bei den Corsen und Basken beobachtet; gegenwärtig herrscht er noch auf Borneo, bei den Karaiben und andern Stämmen. Daher resumirt Peschel diese Erscheinungen, die bisher zu leichthin nur als zufällige Capricen des Volksgeistes behandelt wurden, in folgender Weise: „Auf dieselben Gedanken oder auf dieselben Wahnbilder sind also die Bewohner von vier Welttheilen gerathen, und wir können dieses Zusammentreffen uns auf eine doppelte Weise erklären, denn entweder entstanden jene Verirrungen schon, als die sämmtlichen Spielarten unsers Geschlechts noch eine enge Heimat bewohnten, oder sie haben sich selbständig erst entwickelt nach der Zerstreuung über den ganzen Erdkreis. Ist das letztere wahrscheinlich, dann gleicht das Denkvermögen aller Menschenstämme sich bis auf seine seltsamsten Sprünge und Verirrungen."

Ueber die eigentlichen prähistorischen und anthropologischen Fragen können wir uns kürzer fassen. Peschel nimmt hypothetischerweise nach dem Vorgang von Häckel als gemeinsamen Schöpfungsheerd ein großes Festland mit Namen Lemuria an, dem Madagascar, Ceylon, die Malediven und Lakediven angehört haben, weil unter andern Gründen die inferioren Rassen Australiens und Indiens, die Papuanen der hinterindischen Inseln und die Neger fast trockenen Fußes in ihre jetzigen Sitze gelangen konnten. Was das fragliche Alter des Menschengeschlechts angeht, so läßt sich dasselbe bis in die Zeit der ausgestorbenen Höhlenfauna hinaufrücken. Allen somatischen Momenten ferner (Schädelbildung u. s. w.) gesteht unser Autor nur einen secundären Werth für eine genaue Eintheilung in verschiedene Rassen zu; „es zeigt sich, daß weder die Form des Schädels, noch andere Abschnitte des Skelets scharfe Abgrenzungen der Menschenrassen verstatten, daß auch die Haut-

farbe nur verschieden abgestufte Dunkelung aufweist, und daß allein das Haar, aber auch dies nicht immer und niemals scharf genug unsern systematischen Bestrebungen zu Hülfe kommt. Wer sollte also den Muth besitzen, von der Unveränderlichkeit des Rassentypus zu reden? Auf das Haar allein, wie Ernst Häckel es gethan hat, eine Gliederung des Menschengeschlechts zu begründen, war von vornherein ein Wagniß und mußte enden, wie alle künstlichen Systeme geendet haben". Nicht minder bedenklich ist die Klassifikation lediglich nach linguistischen Momenten, weil sehr häufig nur irgendein historischer Zwang völlig verschiedene Völker ein und dasselbe Idiom hat erlernen lassen, ganz abgesehen von den Fällen einer allmählichen und im Detail nicht festzustellenden Blutmischung. Sprachgemeinsamkeit zwischen Horden und Völkerstämmen, schließt daher unser Forscher, beweist nichts weiter, als daß in irgendeiner Vorzeit die Glieder einer Sprachgruppe eine gemeinsame Heimat bewohnten und innig miteinander verkehrten. Dennoch ist es ja offenbar möglich, daß zwei physisch getrennte Rassen eine Heimat bewohnten und dieselbe Sprache redeten, wie dies z. B. bei den Indern und den Bewohnern der Vereinigten Staaten der Fall ist, die beide aus Rassenstolz die Annäherung an die minder begabte Nation scheuten. Dennoch ist diese aristokratische Reserve ein Zeichen weitentwickelter Cultur und bei jugendlichen Stämmen nicht vorhanden. So ist es für denjenigen, welcher mit den Resultaten der vergleichenden Sprachforschung nur einigermaßen vertraut ist, ganz selbstverständlich, daß die Indogermanen, die Semiten und die südafrikanischen Bantuvölker dieselbe Geschichte verlebt haben und demselben topographischen Schauplatz entsprungen sind, nicht aus zufälligen Gründen, sondern weil sie der Rasse und Sprache nach innig verwandt sind. Aber sehr mit Recht fügt Peschel hinzu, „daß es niemals durch Vergleichung von Körpermerkmalen gelungen wäre, in den Bewohnern Islands und den Hindu hoher Kaste, in den Bergbewohnern Madagascars und der Osterinsel Abkömmlinge von Vorfahren zu erkennen, die eine gemeinsame Heimat bewohnten und untereinander heiratheten". Mit Berücksichtigung sämmtlicher äußerer und innerer Momente zerlegt er dann das ganze Menschengeschlecht in sieben Gruppen; es sind dies erstens die Bewohner Australiens und Tasmaniens; zweitens die Papuanen Neuguineas und benachbarter Inseln; drittens die mongolenähnlichen Völker (zu denen auch die Malaio-Polynesier und die Eingeborenen Amerikas zählen); viertens die Dravida oder die Bewohner Vorderindiens von nichtarischer Abkunft; fünftens die Hottentotten und Buschmänner; sechstens die Neger; siebentens die mittelländischen Völker, welche den Kaukasiern Blumenbach's entsprechen. Diese Gruppirung, deren einzelne Glieder ja noch heutzutage unsern gewiegtesten Anthropologen große Schwierigkeiten bereiten, ist besonders dadurch von vielen andern abweichend, daß sie die Ureinwohner Amerikas über die Beringsstraße aus Asien einwandern läßt und diese Hypothese durch kraniologische, physiologische und linguistische Gründe zu stützen sucht. Doch lassen wir diese Fragen nebst den gesonderten völkergeschichtlichen Excursen über die Entwickelung dieser sieben Menschenstämme auf sich beruhen, und wenden wir uns vielmehr den höchst interessanten allgemeinen Untersuchungen zu, welche in unserm Werke unter dem Titel „Die technischen, bürgerlichen und religiösen Entwickelungsstufen" vereinigt sind. Auch

hier kann natürlich keine Vollständigkeit gefordert werden; nur einzelne bedeutsame Punkte seien ausgewählt, um die Methode und das Ziel der ethnologischen Forschung zu veranschaulichen.

Für die Unzulänglichkeit und den Mangel eines objectiven, kritischen Standpunktes, von dem aus das Studium besonders der inferioren Rassen häufig betrieben worden ist, ist nichts charakteristischer, als ein kurzer Ueberblick über die verschiedenen Stimmungen und Gefühle, mit denen die ersten Reisenden sich den ihnen gebotenen Eindrücken hingaben. Während manche Beobachter einen langsamen Verfall der Sitten und intellectuellen Cultur von einer frühern glänzenden Höhe, gleichsam einer paradiesischen Vorzeit, wahrzunehmen glaubten, erblickten andere, die an der Krankheit der modernen Sentimentalität litten, in den Naturvölkern die Vertreter einer reinen, durch keinen Zweifel und Entartung verderbten Lebensanschauung, die in harmlosem Lebensgenusse ein beneidenswerthes dolce far niente verbrachten. Was es mit dieser angeblichen Vertrauensseligkeit der Wilden für eine Bewandtniß hat, erläutert Peschel drastisch an dem Beispiel jenes Forschers, der, nachdem er abends zuvor seinen Begleitern gegenüber behauptet, die Wilden seien doch bessere Menschen als die cultivirten Nationen, am andern Tage von ihnen erschlagen wurde. Die moralische Integrität hält erst recht nicht vor der nüchternen Kritik Stand; es ist leider unbezweifelt, daß bei den Wilden Laster an der Tagesordnung sind, die man bisher immer nur gänzlich verrotteten und sittlich entarteten Zeitaltern zutraute. Andere Schriftsteller, berauscht von Darwinischen Glaubenssätzen, wollen Bevölkerungen entdecken, die einen ehemaligen thierischen Zustand gleichsam zur Belehrung unserer Zeit noch festgehalten hätten. So sollen nach den Worten einer Schöpfungsgeschichte im Modegeschmack unserer Tage in Südasien und Ostafrika Menschen in Horden beisammenleben, größtentheils auf Bäumen kletternd und Früchte verzehrend, die das Feuer nicht kennen und als Waffen nur Steine und Knittel gebrauchen, wie es auch die höhern Affen zu thun pflegen. Natürlich eine Einseitigkeit, nicht minder unhaltbar als die eben erwähnte; bislang muß erst der Stamm noch gefunden werden, dem jegliches Specimen menschlicher Gesittung, sei es nur in der dürftigsten Form, abginge. Im Besitz des Feuers und einiger rohen Werkzeuge, im Besitz menschlicher Intelligenz erscheint selbst der roheste und kümmerlichste Vertreter unsers Geschlechts auf Erden. Deshalb will Peschel auch den Ausdruck Wilde als einen unzutreffenden nicht angewandt wissen. Ebenso wenig dürfen wir von Naturvölkern, höchstens von Halbculturvölkern sprechen, denn sicherlich ist der Naturzustand des Menschengeschlechts unserer Beobachtung, ja sogar Ahnung entrückt. Selber die niedrigsten Stämme, wie die Veddas in den Wäldern von Ceylon, die Buschmänner oder die Feuerländer zeigen Spuren höherer geistiger Gaben; sind doch die letztern die einzigen Südamerikaner, welche weit in das Meer hinein auf hohlen Baumstämmen fahren; bewahren sie doch das der schweren und feuchten Luft wegen durch Reibung nicht entzündbare Feuer in ihren Kähnen, und befolgen sie bei ihren Jagdhunden bestimmte Regeln der Züchtung. Aehnliche Symptome einer rationellen Lebensauffassung lassen sich bei den brasilianischen Botocuden und andern inferioren Rassen nachweisen, sodaß sich annehmen

läßt, daß sich keine völlig thierischen Urzustände finden lassen. Ebenso viel besprochen ist der merkwürdige Umstand, daß die Berührung der Civilisation mit Stämmen niederer Gesittung unausweichlich deren langsameres oder schnelleres Aussterben zur Folge zu haben scheint. Es ist dieser Vorgang nicht lediglich aus blutiger Unterdrückung abzuleiten, wie sie den Spaniern in Amerika gewöhnlich zugeschrieben wird, obwol von andern cultivirten Rassen nicht minder schauderhafte Thaten verübt worden sind. „Die überseeische Geschichte Spaniens kennt keinen Fall, der sich an Verworfenheit mit dem messen könnte, daß Portugiesen in Brasilien die Kleider von Scharlach- und Blatternkranken auf die Reviere der Eingeborenen gelegt haben, um die Pest künstlich unter ihnen zu verbreiten; oder daß die Brunnen in den Wüsten Utahs, welche von den Rothhäuten besucht zu werden pflegten, von Nordamerikanern mit Strychnin vergiftet wurden; oder wie in Australien, wo zu Hungerszeiten die Frauen von Ansiedlern Arsenik unter das Mehl mischten, mit dem sie die bettelnden Eingeborenen beschenkten; oder endlich wie in Tasmanien, wo englische Ansiedler die Eingeborenen niederschossen, wenn sie kein besseres Futter für ihre Hunde fanden. Doch haben nicht Grausamkeit oder Bedrückung irgendwo einen Menschenstamm völlig ausgerottet, selbst neue Krankheiten, die Pocken mit eingeschlossen, haben nicht Völker vertilgt, und noch weniger die Branntweinseuche, sondern ein viel seltsamerer Todesengel berührt jetzt einst fröhliche und glückliche Menschenstämme, nämlich der Lebensüberdruß." Diesen, durch verschiedene Beobachtungen bestätigten Grund leitet Peschel aus dem vollständigen Gegensatz in der Organisation ab, wie er sich bei niedern und feiner gebildeten Völkern entwickelt; letzten Endes scheut sich der Naturmensch aus einem sehr wirksamen Gefühl, die unausweichlichen Lasten und Pflichten der Cultur auf sich zu nehmen, nämlich um nicht seine individuelle Freiheit einzubüßen. „Wir müssen also schließen, daß das physische Wohlbehagen auf den niedersten Gesittungsstufen viel größer, der Schätzungswerth des Lebens viel geringer sei, daß der sogenannte Wilde lieber auf das Dasein verzichtet, als er sich Lasten der Gesittung unterwirft. Wäre die Heimat der alten Deutschen, wie sie Tacitus schildert, in Nordamerika gelegen gewesen, allem Vermuthen nach würden sie nach der Entdeckung durch die Europäer dem nämlichen Verhängniß verfallen sein wie die Algonquinen oder die Fünf Nationen. Der Uebergang vom Jagderwerb zum strengen Ackerbau muß durch mehrere Geschlechter sich langsam vollziehen, sonst stellt sich der Rassentod ein." Dieses Gefühl der vollständigen Ungebundenheit, wie es der große Mechanismus der modernen Cultur nicht kennt und dulden kann, dieses Bewußtsein der persönlichen Schrankenlosigkeit, wie es sich nur bei den wild umherstreifenden Jägerstämmen entwickeln kann und erhalten läßt, soll nach der hier vorgetragenen psychologischen Erwägung jenes massenhafte Dahinsterben und Kränkeln der ursprünglichen Gesundheit hervorrufen, wie es anscheinend ausnahmslos bei dem Contact unvermittelter Entwickelungsstufen einzutreten pflegt.

Was nun den Inhalt dieses Lebens der Naturvölker angeht, so kann ich begreiflicherweise nur einiges herausheben, um den besondern Standpunkt Peschel's zu charakterisiren und zugleich die Resultate der ethnologischen Forschung im allgemeinen damit zu veranschaulichen. Nicht selten gestattet ein solcher Ueberblick und

ein Vergleich anderer Anschauungen und Sitten einen sehr belehrenden Schluß auf die Voreiligkeit, mit der wir nur allzu geneigt sind, unsere specifischen, durch Rasse und Geschichte bedingten Vorstellungen zu allgemein menschlichen zu erheben; dieses unbefugte Generalisiren, diese Versuchung, alles gleich apriorisch deuten zu wollen, wird von der vergleichenden Völkerkunde am schärfsten zurückgewiesen. So sind wir gewohnt, die Entblößung von Körperstellen, die wir zu verhüllen pflegen, als unanständig und schamlos überhaupt zu bezeichnen, während eine unbefangene Zusammenstellung und Prüfung der Thatsachen lehrt, daß Nacktheit und Sittsamkeit durchaus nicht parallel laufen und daß bei den verschiedenen Völkern aus allen möglichen religiösen und sociologischen Gründen bald dieser, bald jener Körpertheil bedeckt oder frei gelassen wird. „Wenn ein frommer Moslim aus Ferghana unsern Bällen beiwohnen, die Entblößungen unserer Frauen und Töchter, die halben Umarmungen bei unsern Rundtänzen wahrnähme, so würde er im stillen nur die Langmuth Allah's bewundern, der nicht schon längst über dieses sündhafte und schamlose Geschlecht Schwefelgluten habe herabregnen lassen. Gleichwol war vor dem Propheten die Verschleierung der Frauen im Morgenlande nicht üblich. Im königlichen Harem von Maskat erregte die Gräfin Pauline Nostitz die Verlegenheit fürstlicher Damen, weil sie ohne Drahtmaske sich ihnen näherte. Nicht einmal die Mutter sieht dort nach dem zwölften Jahre ihre Tochter mit unbedecktem Gesicht, dagegen lassen die durchsichtigen Gewänder Leib und Glieder deutlich erkennen.“ Ebenso hinfällig ist die Annahme, daß sich immer beim weiblichen Geschlecht das Schamgefühl eher rege als beim männlichen; gibt es doch eine Reihe von Völkerschaften, die für die Frauen keine Bekleidung kennen. Ueberhaupt ist für die dunkelfarbigen Rassen die Verhüllung meist etwas Krankhaftes, ihre Haut strahlt im vollen Glanze und besonders, wenn die blasse weiße Farbe als Folie dient. Umgekehrt existiren Stämme, die in auffallender Weise ihren Körper verhüllen, ohne auch nur im geringsten in sittlicher Decenz andern voraus zu sein. Dagegen ist es bemerkenswerth, wie früh schon der künstlerische Trieb im Menschen erwacht und wie er auch die einfachsten Mittel zu benutzen weiß, um diese ästhetische Regung zu befriedigen. Diese ersten Verschönerungskünste zeigen sich nämlich, da nichts weiter zur Hand ist, in der Bemalung des eigenen Körpers, die gewissermaßen als Gewandung aufgefaßt wird. Ist diese Ornamentik nun in den Kanon socialer Ethik aufgenommen, so ist es begreiflich, wenn wir hören, daß das Fehlen der Tätowirung die ersten Regungen des Schamgefühls, des Unanständigen hervorrufe. Und so meint unser Autor, daß durch die Bekleidung eine neue Aera sich für die Menschheit eröffnet habe; denn bevor jemand auf den Einfall gerieth, sich zu bedecken, müsse er schön und häßlich unterschieden haben. „Das Bedürfniß sich zu kleiden erwacht erst mit dem Bewußtsein einer höhern Würde und verkündet uns das Bestreben, die Scheidewand zwischen Thier und Mensch zu erhöhen. Nicht blos Eitelkeit ist es, was etwa den Verlust von Jugendreizen in höherm Alter den Blicken zu entziehen sucht, sondern noch viel früher regt sich der Wunsch, einen Schleier zu werfen über alle gleichsam unverdienten Erniedrigungen, die uns der Haushalt unsers thierischen Leibes auferlegt, und vor andern zu erscheinen, als seien wir so rein und sehenswürdig wie die Lilie in der Sprache der Evangelien.“

So interessant es an sich ist, die verschiedenen Formen der Ehe, wie sie sich in den einzelnen Culturstufen charakteristisch entwickelt haben, die dadurch bedingte Sittlichkeit und die Werthschätzung des weiblichen Geschlechts überhaupt zu betrachten, so versparen wir diese Momente auf eine spätere Gelegenheit und wenden uns jetzt zu einer kurzen Untersuchung der ersten politischen und religiösen Regungen, die für die Gestaltung der socialen Organisationen des Völkerlebens selbstredend von eminenter Bedeutung gewesen sind. Die Keime der bürgerlichen Gesellschaft liegen nach Peschel's Auffassung in der Familie, und daher finden wir dort die Ansätze einer festern morphologischen Bildung am frühesten und schärfsten entwickelt, wo durch Sitte und Religion die Verehrung der Vorfahren ein unbestrittenes Gesetz ist, wie bei den Chinesen. Die ganze Organisation dieses mächtigen und uralten Reiches ruht auf der stricten Befolgung der auch für den höchsten Würdenträger gültigen und bis in die kleinsten Ceremonien des täglichen Lebens eindringenden Pietätsvorschriften. Mit Recht erinnert unser Verfasser an die Unzulänglichkeit der noch vielfach vertretenen Ansicht, als ob die mit dem Cultus der Ahnen und des Familienhauptes eng verknüpfte Institution der Blutrache ein verabscheuungswürdiger, roher Brauch der Vorzeit sei. „Zu den heiligsten Pflichten, welche die Familienglieder verknüpft, gehört die Blutrache, eine Satzung, die nicht etwa unsern Abscheu verdient, sondern in der wir den ersten Versuch zur Begründung eines Rechtsschutzes zu verehren haben. Alle Völker der Erde haben in der Vorzeit dieses Gebot beobachtet, das in Europa, auf Corsica und unter den Albanesen sich noch bis in unsere Tage hinein behauptet hat. Confutse legte dem Sohne die Pflicht auf, so lange Waffen zu tragen, bis er den Mörder seines Vaters erreicht und erschlagen habe. Auch die ausgestorbenen Tasmanier beobachteten die Rachepflicht, und ebenso hafteten bei den ihnen blutsverwandten Australiern alle Glieder einer Horde für jede Blutthat, die einer der Ihrigen begangen hatte." Die Blutrache ist ein Rechtsschutz primitiver Art für den socialen Bestand irgendeiner Association, die eben solidarisch für alle Handlungen der einzelnen haftet; anstatt einer unabsehbaren Reihe von Kämpfen und politischen Verwickelungen tritt für das erlittene Unrecht der bezeichnende Ausgleich an, der sich deshalb auch ganz logisch nicht gegen den speciellen Thäter als solchen, sondern gegen die gesammte Organisation richtet. Es ist somit gleichgültig, ob gerade der Schuldige oder irgendeiner seiner Stammesgenossen büßt, da ja alle eo ipso für das Vergehen einstehen und dafür eintreten. Daher ist es wiederum sehr logisch gedacht, wenn weder für die Tödtung durch den eigenen Verwandten, noch für die eines aus dem Stammverbande Excommunicirten, d. h. eines, der wie der technische Ausdruck lautet, friedlos gelegt ist, eine Reaction seitens der Gesammtheit eintritt. Die höchste Strafe besteht eben in dieser Ausweisung aus dem socialen Zusammenhang, der den einzelnen schützt und trägt; außerhalb dieses durch die heiligsten Bande des Blutes gefestigten Complexes verfällt das Individuum vollständiger Rechtlosigkeit, es wird vogelfrei, jeder kann es ungestraft erschlagen. Umgekehrt leuchtet es ein, daß die Unterlassung dieser Pflicht die größten Nachtheile nach sich zieht; nicht nur gebührende Verachtung wird einem solchen Feigling zutheil, sondern bei scharfer Handhabung des Princips wird der Betreffende aus dem Ver-

bande ausgestoßen. Aus dieser Anschauung entwickelt sich im Laufe der Zeit die auch in der deutschen Geschichte bekannte Form der Substitution durch Geldentschädigung, durch das sogenannte Wergeld. Bisweilen werden diese Sühnegelder in streng communistischer Auffassung nicht dem Beschädigten, sondern dem Häuptling, als dem natürlichen Vertreter der Gesammtheit, zugeführt, da sie in seiner Person verletzt ist. Je mehr die Cultur vorschreitet, je mehr der Frieden die Norm des socialen Lebens wird: desto eher entwickelt sich ein derartiges System der genau nach der Schwere des Vergehens abgestuften Abfindungen, indem ein bestimmter Werthmesser für die verschiedenen Delicte ausfindig gemacht wird. Mit dieser Geringschätzung des Individuums, mit jener communistischen Tendenz und der damit verbundenen centralistischen Verwaltung der ersten und unvollkommenen Organisationen der menschlichen Gesellschaft hängt es zusammen, daß auch der Begriff des Eigenthums noch nicht in der scharfen Ausbildung existirt, wie wir ihn kennen. Vielmehr ist der Häuptling vielfach der alleinige Besitzer aller Ländereien, an welche die Unterthanen nur das nach bestimmten Leistungen abgestufte Recht der Nutznießung haben. Zu den Ueberschwenglichkeiten despotischer Reiche gehört es, wenn die Krone auch in so dicht bevölkerten Gebieten, wie im britischen und im malaiischen Indien zum alleinigen Eigenthümer von Grund und Boden erhoben, das Land aber an die Unterthanen nur verpachtet wird. Auch im alten China bestand diese Staatseinrichtung. Ebenso war zur Inkazeit in Peru kein Eigenthum denkbar, denn es herrschte dort eine strenge Gütergemeinschaft, oder besser, es gab nur einen einzigen Eigenthümer, den Sonnensohn, der durch seine Beamten die Frondienste den Unterthanen auferlegte und alle Erzeugnisse der Arbeit wieder unter sie vertheilen ließ. Die Anfänge socialer Werthschätzung sodann, die Unterscheidung in einzelne Stände und Berufe greifen vielfach über die historischen Zeiten hinaus in die dunkeln und schwer erkennbaren Organisationsversuche der menschlichen Gesellschaft überhaupt; bedeutsam ist es, daß die wild umherstreifenden, den Werth menschlicher und thierischer Arbeit nicht kennenden Jägerstämme kaum die ersten Ansätze zu jener politischen Differenzirung zeigen, während sowol Nomaden als auch ackerbautreibende Völker schon scharfe Sonderungen in der socialen Stellung aufweisen. Besonders charakteristisch für diesen Proceß ist die Sklaverei, ursprünglich wol aus Kriegsgefangenschaft erwachsen, die gleichfalls dem rohen, nationalökonomisch wenig geschulten Blick der Jägerstämme völlig fremd geblieben ist; hieraus entwickelt sich dann die öfter vorkommende allgemeine Degradirung eines unterliegenden Volkes durch die Eroberer in eine mehr oder minder verachtete Sphäre, die wol am schärfsten in dem Kastensystem der Hindus sich ausgeprägt hat.

Wie mit der Sprache, so ist es mit der Religion; noch kein Volk, kein noch so elender und verkommener Stamm ist je von Reisenden angetroffen worden, der ohne jegliche religiöse Empfindungen gewesen wäre. Zwar muß man seine Ansprüche sehr herabsetzen, und nicht die specifisch christlichen Ideen als Kriterium für die Entscheidung in diesen Fragen annehmen, sondern das mitunter recht abstoßende Gemisch von ekelhaften und bizarren Cultushandlungen und wunderlichen dogmatischen Vorstellungen mit dem ehrwürdigen Namen Religion bezeichnen. Diese

Thatsache einer universellen religiösen Anlage wird auch meistens zugegeben; weniger Einstimmigkeit herrscht in Bezug auf die freilich auch das Gebiet exacter wissenschaftlicher Forschung weit übersteigende Frage nach dem Ursprung dieser Factoren. Peschel stellt sich folgendermaßen zu diesem Problem: „Auf allen Culturstufen und bei allen Menschenstämmen werden religiöse Empfindungen stets von dem gleichen innern Drang erregt, nämlich von dem Bedürfniß, für jede Erscheinung und Begebenheit eine Ursache oder einen Urheber zu erspähen. Dazu gesellt sich bei den kindlich gebliebenen Völkern das Unvermögen, die Gegenstände der sinnlichen Wahrnehmungen anders als beseelt zu denken. Daß sie selbst Steinen und Felsen Willenshandlungen und menschliche Empfindlichkeit zutrauen, werden wir sofort zu erwähnen haben. Nicht blos den Thieren, sondern auch den Gewächsen schreiben die Dajaks Borneos ein seelenhaftes Wesen zu. Kränkelt eine Pflanze, so sehen sie darin eine zeitweilige Abwesenheit ihres unsichtbaren Ichs, und wenn der Reis verfault, so ist seine Seele entwichen." Ueberhaupt scheint der natürlich sehr verschiedenartig modificirte Begriff der Seele zu den gleichsam unvertilgbaren psychischen Eigenthümlichkeiten des Menschen zu gehören, der sich deshalb bei der leisesten Anregung aus der umgebenden Welt sofort entwickelt. Dahin muß vor allem die Thatsache des Todes gerechnet werden, welche der unlogische Verstand des Wilden noch nicht als natürliches, in dem Spiel der Naturkräfte begründetes Ereigniß aufzufassen versteht, sodaß er ihn deshalb als besondern, durch eigenthümliche Umstände gerechtfertigten Eingriff einer höhern Macht betrachtet. Der bisherige ungestörte Zusammenhang des psychophysischen Lebens wird auf das empfindlichste unterbrochen, der Körper, bislang in der Vollkraft seiner Actionsfähigkeit, wird zum starren, harten Leichnam. Woher dies? Es ist das Austreten der Seele, dieses durch den sicht- und fühlbaren Athem oder durch das warme Blut repräsentirten Princips, das diesen jähen Zusammenbruch des Lebens verursacht. Diese Gedankenreihe wird dann durch andere Erfahrungen bereichert und erweitert; so hält Peschel dafür, daß es in erster Reihe meist Traumerscheinungen gewesen seien, die den ersten Gedanken an die Unsterblichkeit wachgerufen hätten. „Solange ein Neger von einem Verstorbenen träumt, flößt ihm sein Andenken Furcht ein, der scheinbar Zurückgekehrte begehrt nach Nahrung und droht den Hinterlassenen Beschädigung an, während das Andenken an den Großvater längst erloschen ist und keine Unruhe mehr einflößt." Aus diesen Ideen erwächst dann folgerichtig durch das Medium der Ahnen- und Manenverehrung das große und weite Gefüge der praktischen Theologie im Cultus und Ritus, wie wir es noch ausführlicher später darlegen müssen. An jene Durchgeistigung aber des Sinnlichen, wie sie der Wilde in seiner sensiblen Phantasie stetig vollzieht, knüpft sich der bekannte Fetischdienst an, wie er allen rohern Culturstufen (nicht blos den afrikanischen) eigen ist. Jedes und alles kann durch die zufälligste Combinirung in einen causalen Zusammenhang gebracht und auf diese Weise Gegenstand religiöser Verehrung werden, obgleich manchmal nur auf kurze Zeit; denn die Wirksamkeit eines Fetisches wird durch den Nutzen bedingt, den er stiftet, und durch den Schaden, den er zu verhüten weiß. Stimmt die Probe nicht, so wird er ad inferos geworfen und der geheimnißvolle Gott an einen neuen Wohnort verlegt, da er ja sichtlich den alten aufgegeben.

Damit ist ein bedeutender Schritt in der religiösen und philosophischen Erkenntniß geschehen; es ist nämlich hieraus klar, daß der Wilde zwischen dem zufälligen Object und dem constanten geistigen Princip scharf unterscheidet und nur eine zeitweilige Incarnirung annimmt. Dadurch wird es auch begreiflich, daß schließlich alle sinnlich wahrnehmbaren, ja auch künstlich angefertigten Objecte in das Bereich dieser Divination gezogen werden können, Bäume, Steine, Gestirne, Thiere, Menschen: diese letztern in der intensivsten Wirksamkeit und gewöhnlich dauernd, obwol (besonders in dämonischer Beziehung) auch intermittirende Uebertragungen vorkommen. Wie zäh aber trotz theoretischer Einsicht und starker anderer Gegenströmung das Volk an diesen ererbten Reliquien früherer religiöser Entwickelungsphasen festzuhalten pflegt, das zeigt die bekannte Erzählung in der Bibel, wo Rahel dem nachsetzenden Laban die wunderthätigen Götterbilder schlau vorzuenthalten versteht. „Lange nach der mosaischen Gesetzgebung, bis zu David's Zeiten, hüteten die Hebräer ihre Seraphim oder Penaten noch im Hause. Selbst wo die reinsten Gottesgedanken schon die Gemüther gewonnen haben, hängt das Herz doch immer noch mit Zähigkeit an dem alten Hausrath seiner kindischen Verehrung fest, und es soll das Volk noch gefunden werden, das sich vollständig vom Aberglauben, d. h. von den Ueberresten früherer Religionsschöpfungen gereinigt hätte."

In ähnlicher Weise hat Fr. Müller in einem früher erwähnten Werke nach einer allgemeinen Einleitung über die Einheit der Menschenrasse, Heimat derselben u. s. f., über die Bedingungen der Cultur und ihre Entwickelung nach einem bestimmten Maßstabe (nämlich dem des Haarwuchses), sämmtliche Völker der Erde in einzelnen Kategorien abgehandelt, also im wesentlichen dasselbe historische und ethnographische Princip wie Peschel befolgend, wenn auch die Gruppirung der einzelnen Völker und Stämme eine abweichende ist. Gegenüber dieser Methode, die nur gelegentlich (so bei Peschel in den ausführlicher besprochenen Excursen über die Anfänge socialer und moralischer Gesittung) einen universellen Charakter annimmt, steht die Anschauung, welche sich sehr deutlich bei E. Tylor ausgeprägt hat („Urgeschichte der Menschheit", Leipzig 1870; „Anfänge der Cultur", 2 Bde., Leipzig 1873, und neuerdings „Einleitung in das Studium der Anthropologie", Braunschweig 1883). Man kann geradezu sagen, daß dieser Forscher die Ethnologie erst wahrhaft systematisch nach allen Seiten hin aufgebaut hat, und wir werden deshalb nicht umhin können, die leitenden Grundsätze einer Theorie, wie er sie übersichtlich im ersten Bande seiner „Anfänge" deducirt hat, hier eingehend zu erörtern. Zunächst wird für die principielle Behandlung aller in Frage stehenden Probleme die naturwissenschaftliche Induction im weitesten Sinne in Anspruch genommen und jede rein speculative, transscendentale Fassung von vornherein abgelehnt; der Zusammenhang der natürlichen Ursache und Wirkung ist der einzig fruchtbare Gesichtspunkt für die Formulirung und Lösung der vorhandenen Räthsel. Sodann prüft Tylor die Zweifel und Einwände, wie sie namentlich von exacten Historikern gegen die detaillirte Anwendung dieses generell ja unantastbaren Grundsatzes erhoben zu werden pflegen. Als empirische Disciplin stützt sich unsere Wissenschaft in erster Linie auf die Nachrichten von Reisenden und Entdeckern, die

ja selbstverständlich durchaus nicht immer gleiches Vertrauen beanspruchen können; danach wird die wissenschaftliche Bildung und die kritische Erfahrung immer schon von vornherein ein subjectiv wichtiges Präjudiz in einzelnen Fällen abgeben. „Aber über diesen Vorsichtsmaßregeln steht der Beweis, daß die Erscheinungen sich wiederholt finden. Wenn zwei unabhängige Besucher verschiedener Länder, z. B. im Mittelalter ein Mohammedaner in der Tatarei, und ein moderner Engländer in Dahomeh, oder ein jesuitischer Missionar in Brasilien, und ein Wesleyaner auf den Fidschiinseln in der Beschreibung irgendeiner Kunst oder eines Religionsgebrauches oder einer Mythe in dem Volke, welches sie besucht haben, übereinstimmen, so wird es schwierig, wenn nicht unmöglich, solche Uebereinstimmungen dem Zufall oder einem absichtlichen Betruge zuzuschreiben. Gegen eine Erzählung eines Buschkleppers in Australien kann man vielleicht einwenden, daß sie auf Irrthum oder Erfindung beruhe, aber sollte ein Methodistengeistlicher in Guinea sich mit ihm verschwören, das Publikum dadurch zu täuschen, daß er dort dieselbe Geschichte erzählt? Die Möglichkeit einer absichtlichen oder unabsichtlichen Mystification wird oft durch solchen Stand der Dinge gewonnen, wo eine ähnliche Behauptung in zwei getrennten Gegenden von zwei Zeugen aufgestellt ist, von denen A ein Jahrhundert vor B lebte, und B aller Wahrscheinlichkeit nach nichts von A gehört hat. Und je seltsamer die Angaben sind, um so weniger wahrscheinlich wird es, daß mehrere Leute sie an mehrern Orten falsch gemacht haben sollten. Wenn dies richtig ist, so ist man berechtigt anzunehmen, daß die Angaben in der Hauptsache wahr sind, und daß ihr genaues und regelmäßiges Zusammentreffen daher rührt, daß man ähnliche Thatsachen aus verschiedenen Culturgebieten gesammelt hat. Die wichtigsten Thatsachen der Ethnographie sind in dieser Weise bestätigt worden. Erfahrung läßt den Forscher bald erwarten und finden, daß die Culturerscheinungen als die Ergebnisse weitverbreiteter ähnlicher Ursachen in der Welt wieder und wieder vorkommen. Ja, er mistraut sogar vereinzelt dastehenden Angaben, zu denen er anderwärts keine Parallelen kennt, und wartet, bis ihre Echtheit durch entsprechende Berichte von der andern Seite der Erde oder vom andern Ende der Geschichte nachgewiesen ist. So stark ist in der That dies Mittel, daß der Ethnograph in seiner Bibliothek bisweilen zu entscheiden wagt, nicht nur, ob ein einzelner Forscher ein betrügerischer oder ein ehrlicher Beobachter ist, sondern auch, ob das, was er berichtet, mit den allgemeinen Regeln der Civilisation vereinbar ist. Non quis, sed quid."

Dieser universelle Gesichtspunkt, der den gewohnten chronologischen und biologischen Zusammenhang vollständig außer Acht läßt, erschwert so häufig die Verständigung mit andern Disciplinen, namentlich mit der Historiographie. Für diese, welche eben in der isolirten Sphäre einer topographisch und zeitlich abgegrenzten Geschichte eines speciellen Volkes operirt, scheint jene Ignorirung der für sie gültigen Grenzen eine schwere und unverzeihliche Nachlässigkeit, und doch beruht auf dieser universellen Behandlung und Auffassung die ganze weittragende Bedeutung der Ethnologie. Dieser ist es ja nicht um die Erforschung bestimmter, zeitlich und örtlich genau bestimmbarer Ereignisse des Volkslebens zu thun, sondern um die Untersuchung der allgemeinen, in jeder Culturstufe und deshalb bei jedem

Stamm wiederkehrenden Erscheinungen auf dem socialen Gebiete überhaupt. Sind diese nachweislich und ganz besonders in den primitiven Thaten der Entwickelung von überraschender Gleichartigkeit trotz aller historischen und ethnographischen Unterschiede, so ist es ja offenbar für die Wichtigkeit der zu constatirenden Thatsachen und ihres innern Zusammenhanges vollständig gleichgültig, ob diese Beweismittel mehrern Jahrhunderten vor Christi Geburt oder der Gegenwart, ob sie mongolischen oder indogermanischen Völkern entlehnt sind. Zeit und Ort haben nur Sinn und Bedeutung für die topographische und chronologische Behandlung eines bestimmten ethnischen Complexes, nicht aber für eine allgemeine Entwickelungsgeschichte der Menschheit überhaupt. Um aber die erforderlichen Beweise mit thunlichster Stringenz zu führen, ist offenbar eine möglichst große Materialsammlung dringend wünschenswerth; nur aus der Fülle der Thatsachen heraus kann diese inductive Probe (eine andere Form des naturwissenschaftlichen Experiments), ob eine Nachricht Glauben verdient oder nicht, mit exacter Sicherheit entschieden werden. In diesem grundlegenden System des inductiven Beweises (der auch in der Form von Rückschlüssen von gegenwärtig in ihrem Causalnexus beobachteten Entwickelungsstadien auf andere, ohne diese Analogie unverständliche Erscheinungen auftreten kann) hat Tylor ein anscheinend sehr geringfügiges, thatsächlich aber äußerst fruchtbares Hülfsmittel der Untersuchung hinzugefügt, das er survival nennt. „Dies sind allerhand Vorgänge, Sitten, Anschauungen u. s. f., welche durch Gewohnheit in einen neuen Zustand der Gesellschaft hinübergetragen worden sind, der von demjenigen, in welchem sie ursprünglich ihre Heimat hatten, verschieden ist; und so bleiben sie als Beweise und Beispiele eines ältern Culturzustandes, aus dem sich ein neuerer entwickelt hat. So kenne ich eine alte Frau in Somersetshire, deren Handwebestuhl noch aus der Zeit vor der Einführung des fliegenden Schiffchens stammt, und welche niemals dieses neue Werkzeug zu gebrauchen gelernt hat, und ich habe sie in alter classischer Weise ihr Schiffchen von Hand in Hand werfen sehen; diese alte Frau ist noch nicht ein Jahrhundert hinter ihrer Zeit zurückgeblieben, aber sie ist ein «Ueberlebsel». Solche Beispiele führen uns oft zu Sitten, welche vor hundert und selbst tausend Jahren galten. Das Gottesurtheil auf Schlüssel und Bibel, welches noch vorkommt, ist ein Ueberlebsel; das Johannisfeuer ist ein Ueberlebsel; das Allerseelen-Abendmahl der bretonischen Bauern für die Seelen der Verstorbenen ist ein Ueberlebsel.... Oft sehen wir die ernsten Beschäftigungen der alten Gesellschaft zum Spiele späterer Generationen herabsinken, und ihren alten Glauben in Ammenmärchen sein Leben fristen, während Gebräuche, welche sich aus dem Leben der alten Welt erhielten, sich den Formen der neuen Welt angepaßt haben und nun auf Gutes und Böses mächtigen Einfluß üben. Bisweilen brechen alte Gedanken und Gewohnheiten von neuem hervor, zum Erstaunen einer Welt, welche sie für längst gestorben oder sterbend hielt; hier tritt an die Stelle des Ueberlebens Wiederaufleben, wie es noch kürzlich in so merkwürdiger Weise in der Geschichte des modernen Spiritualismus vorgekommen ist, ein Vorfall, welcher vom Standpunkt des Ethnographen höchst lehrreich ist."

Bisher war man nur geneigt diesen Grundsätzen nach dem glänzenden Vorbilde

der vergleichenden Sprachforschung auch in den so verwickelten mythologischen Gebilden einige Geltung einzuräumen; daß sie aber eine bei weitem größere Sphäre beanspruchen dürfen, daß sie, um bei dem erwähnten Beispiel stehen zu bleiben, für das Verständniß der religiösen Ideen, ihren Ursprung und ihre Entwickelung von eminenter Bedeutung sind, werden wir später noch sehen. Nebenbei sei nur bemerkt, daß auch für die unscheinbarsten Dinge der Außenwelt (Kleidung, Ausstattung von Wohnungen u. s. f.) dieselbe Gesetzlichkeit sich nachweisen läßt, die mithin in ihrer ausnahmslosen Constanz dem ganzen Kosmos innezuwohnen scheint. Hier wie überall, fügt deshalb unser Gewährsmann hinzu, sieht man die ursachlose Spontaneität sich immer weiter und weiter in das finstere Gebiet der Unwissenheit flüchten; und ebenso den Zufall, welcher noch beim niedrigern Volke als wirkliche Ursache sonst unerklärlicher Ereignisse gilt, während der gebildete Mensch schon lange mit Bewußtsein aufgehört hat, irgendetwas anderes als eben diese Unwissenheit damit zu bezeichnen. Nur wenn Menschen die Verbindungslinie von Ereignissen nicht sehen können, sind sie geneigt, auf derartige Begriffe wie willkürliche Triebe, ursachlose Grillen, Zufall und Unsinn und unbestimmte Unerklärlichkeiten zu verfallen. Auf Grund des umfassenden Materials, wie es der heutigen Ethnologie zu Gebote steht, und vermöge der eben geschilderten Methode wird es nun möglich sein, eine Entwickelungsgeschichte der Cultur aus ihren primitiven und in gewissem Sinne freilich hypothetischen Ursprüngen zu schreiben. Im allgemeinen gewährt dieser Proceß das Bild einer, allerdings gelegentlich durch erhebliche Rückfälle unterbrochenen allmählichen Erhebung aus der Barbarei in die Sphäre der Civilisation, wie es schon im Begriff einer Entwickelung liegt und durch anderweitig universelle, kosmische Beziehungen gestützt wird. Ueberall zeigen sich die wirksamen Factoren, welche auf den verschiedensten Gebieten menschlicher Intelligenz diesen Proceß beherrscht haben, und nur in den seltensten Fällen bieten sich anstatt stricter Analogien und Rückschlüsse hypothetische Combinationen, die bis auf weiteres das Vacuum der Erkenntniß auszufüllen dienen müssen. Welch ungeahnte Perspective sich für die exacte Wissenschaft selbst in den Augenblicken eröffnen kann, wenn sie auf Grund ihrer angestrengtesten Bemühungen die Lösung eines Räthsels mit einem Ignoramus vorläufig in Zweifel läßt, zeigt Tylor sehr instructiv an dem Beispiel des bekannten französischen Gründers des Positivismus, August Comte, der es für unmöglich hielt, den mineralogischen Bestand und die chemische Zusammensetzung der Gestirne wissenschaftlich zu bestimmen. „Hätte der Forscher die Anwendung der Spectralanalyse auf eben dieses Problem erlebt, so hätte er vielleicht eine Verkündigung dieser entmuthigenden Lehre von einer nothwendigen Unwissenheit zu Gunsten einer hoffnungsvollern Ansicht widerrufen." Diese Entwickelung aber der menschlichen Rasse nach ihren hauptsächlichsten Momenten auch nur skizzenhaft hier zu schildern, verwehrt sich von selbst; vielmehr bietet sich eine gute Gelegenheit, die eigenthümliche Theorie über die in der Mythologie und Religion niedergelegte psychische Perception der Wilden zu erläutern, die seit Tylor mit dem Namen des Animismus belegt wird.

Man kann es dem vergleichenden Studium, wie es die Linguistik schon vor der Ethnologie betrieb, zum bleibenden Ruhme nachsagen, daß sie die verkehrten Vorstellungen, welche bei Historikern, Theologen und Philosophen über Sinn und Bedeutung alter Mythen verbreitet waren, durch die verschiedensten und handgreiflichsten Beweise beseitigte. Die einen glaubten, in ihnen nur eine verwässerte, mit Dichtungen und Sagen versetzte Geschichte, andere einen leeren Aufputz von flachen moralischen Lehrsätzen im Gewande poetischer Floskeln erblicken zu dürfen; ja selbst die alten Interpreten (vor allem die Schule der sogenannten Euhemeristen) waren in ihrer rationalistischen Nüchternheit und Abstumpfung so weit heruntergekommen, daß man sich nicht scheute, wie Tylor bemerkt, Zeus den Allmächtigen, den großen Himmelsgott der arischen Rasse, den lebendigen persönlichen Himmel selbst für einen König in Kreta zu halten und durchreisenden Fremden sein Grab zu zeigen. Erst die vorurtheilsfreie Behandlung der überlieferten Stoffe, ihre synthetische Combinirung mit andern gleichartigen, die Rückverfolgung der Ideen bis zu ihrer ersten, einfachsten Form hin, mit einem Worte, das Bemühen jene geistige Auffassung der Natur und alles Lebenden sich möglichst getreu zu reconstruiren, aus welcher diese ganze anscheinend so regellose Welt des Wunderbaren entsprossen ist, hat unanfechtbare Erfolge erzielt. Dieser eigentliche Grundtrieb ist die bei den Wilden so ungemein lebhafte und weitentwickelte Ueberzeugung von der Existenz und Wirksamkeit geistiger Wesen, welche die Grundidee des Spiritualismus gegenüber der materialistischen Philosophie darstellt. „Der Animismus begreift mehrere Lehren in sich, welche mit solcher Gewalt zur Personificirung führen, daß Wilde und Barbaren anscheinend ohne alle Mühe Erscheinungen ein bestimmtes individuelles Leben geben können, welche wir bei äußerster Anstrengung unserer Phantasie nur mit bewußter Metapher personificiren können. Eine über die Schranken moderner Vorstellungen weit hinausgehende Idee von einem die Natur durchdringenden Leben und Willen, ein Glaube an persönliche Seelen, die selbst das, was wir leblose Körper nennen, bewohnen, eine Anschauung von der Wanderung der Seelen, sowol im Leben wie nach dem Tode, eine Empfindung von Scharen geistiger Wesen, die bald durch die Luft ziehen, bald Bäume, Felsen und Wasserfälle bewohnen, und dadurch solchen materiellen Gegenständen ihre eigene Persönlichkeit verleihen: alle diese Gedanken sind in der Mythologie in so mannichfach verschlungener Weise thätig, daß es eine schwierige Aufgabe ist, die Thätigkeit aller einzelnen Elemente zu entwirren." Dahin gehört selbstredend die ganze Naturauffassung; sämmtliche Gestirne, alle größern und kleinern Naturphänomene, alle dynamischen Erscheinungen sind unmittelbare Producte der in ihnen repräsentirten Wesen, aber auch alle in gewöhnlichen Verhältnissen ruhende und nicht actionsfähige Gegenstände, selbst künstlich angefertigte vermag die sensible Phantasie der niedern Rassen mit Seelen von verschiedener Wirkungsfähigkeit zu bevölkern. Der Animismus ist deshalb die gegebene Grundlage für die Religion und Philosophie der Naturvölker, und nicht eher, bis wir unsere traditionelle nüchterne Sachlichkeit abgelegt haben, wird es uns möglich sein, dem wirklichen Causalnexus und damit dem Sinn dieser verschlungenen Wunderwelt auf die Spur zu kommen. Es handelt sich aber nicht nur

darum gleichsam die poetische Gestaltungskraft in dieser Beseelung der ganzen sinnlich wahrnehmbaren Welt recht deutlich aufzufassen, sondern in diesen anscheinend so phantastischen Bildern auch die ersten Keime einer sich entwickelnden Weltanschauung zu erkennen. Jener mächtige Impuls des Todes, von dem wir früher schon sprachen, mußte die allezeit lebendige Phantasie des Wilden erst recht erfassen und erschüttern, und so wurde dies der Anlaß zu den weitern Versuchen, dem Räthsel des Daseins sich zu nähern. „Man findet gewöhnlich, daß die Theorie des Animismus in zwei große Dogmen zerfällt, welche Theile einer zusammenhängenden Lehre bilden; das erste betrifft Seelen von individuellen Geschöpfen, die nach dem Tode oder nach der Vernichtung des Körpers ihre Existenz fortzuführen vermögen, während das zweite andere Geister betrifft, bis zum Range von mächtigen Gottheiten hinauf. Geistige Wesen, so glaubt man, beeinflussen und lenken die Ereignisse der materiellen Welt und zwar sowol dieses wie das künftige Leben des Menschen; und da man annimmt, daß sie mit Menschen verkehren und von menschlichen Handlungen angenehm und unangenehm berührt werden, so führt der Glaube an ihre Existenz ganz naturgemäß, man könnte fast sagen unvermeidlich, früher oder später zur activen Verehrung und Versöhnung. So umfaßt der Animismus in seiner vollen Entwickelung den Glauben an leitende Gottheiten und untergeordnete Geister, an Seelen und an ein zukünftiges Dasein, Lehren, welche praktisch sich in irgendeiner Art von activer Verehrung äußern." Es ist für diese so außerordentlich realistisch denkenden Zeiten, welche einen abstracten Geist sich noch nicht vorzustellen vermochten, ganz begreiflich, wenn dieses psychische Princip mit allerlei sinnlichen und somatischen Functionen verglichen und geradezu identificirt wird; die Seele erscheint der Phantasie bald als Athem, Dampf, Schatten, bald als warmes Blut, wie es im Pulsschlag sich der Beobachtung darbietet. Ueberall leuchten die concreten Anhaltspunkte durch, welche diese Bezeichnungen jeder abenteuerlichen Willkür eo ipso überheben. Nur eines kurzen Besinnens bedarf es auch, um in den Erzählungen der classischen Literatur die deutlichsten Reminiscenzen an die ursprüngliche animistische Basis wieder zu entdecken. Wer denkt nicht an die drastische Scene im Homer, wo Odysseus in der Unterwelt die wie Schatten umherschwirrenden Seelen mit dem Schwerte von der mit Blut gefüllten Grube zurückhält, weil sie sich voll Gier an sie hinandrängen, um ihre verlorene Substantialität wiederzugewinnen? Wie dampfender Rauch gleitet des Patroklus Seele unter die Erde, sie entfliegt aus den Gliedern und läßt sich zugleich mit dem Wurfspieß dem Leibe entreißen. Auch die sprachliche Etymologie erweist diesen Entwickelungsgang der Vorstellungen; die Worte psyche, pneuma, spiritus, anima, animus, geist, ghost, sanskrit atman, hebräisch ruach und nephesch entspringen sämmtlich ein und derselben Anschauung.

Ist nun die Seele der eigentliche Factor des Lebens, können wir hierin den Vorläufer der bis vor wenigen Decennien in der modernen Physiologie gebräuchlichen Vitalität erblicken, so ergibt sich consequent, daß alle zeitweiligen und dauernden Störungen dieses Gleichgewichts auf eine Schädigung dieser Kraft hinauslaufen, also namentlich in Krankheits- oder Todesfällen. Alle Leiden des Organismus, besonders wenn sie mit einer, wenn auch intermittirenden Ver-

dunkelung des klaren Bewußtseins verknüpft sind, pflegen die Wilden von einer Abwesenheit der Seele abzuleiten, wo es dann die Aufgabe des klugen Schamanen ist, sie in ihren alten Wohnsitz wieder zurückzulocken. Daß übrigens unserer Ausdrucks- und Denkweise noch ein Ueberlebsel dieser uralten Anschauung innewohnt, geht ganz unleugbar aus der Redensart hervor: „außer sich oder in Ekstase gerathen", wo der gewöhnliche psychophysische Zusammenhang des Lebens durch eine plötzliche Sistirung der seelischen Wirksamkeit unterbrochen ist. Umgekehrt ist es möglich, daß in den Körper eine andere mächtigere Seele einfährt und ihn in Besitz nimmt; die ganze Pathologie der Epileptischen (übrigens sagt unsere Sprache bezeichnend Besessene) beruht auf diesem Gedanken einer gewaltsamen Occupation durch einen Dämon, und alle Fieberphantasien unserer verhärtetsten Skeptiker legen von der Nachwirkung des Glaubens an die Realität solcher spukenden Geister ein auffallend beredtes Zeugniß ab. Visionen und Traumerscheinungen bilden für den Wilden, der subjectiv und objectiv noch nicht zu unterscheiden gelernt hat, nächst dem centralen Factor des Todes das wichtigste Vehikel für die weitere Ausbildung dieser Vorstellungen, ganz besonders, wenn man eine Rückkehr der Seele aus irgendwelchem Grunde befürchten muß. Deshalb ist es eine bis in die Neuzeit fortlebende Sitte, den Todten auf einem besondern Wege aus der Wohnung zu schaffen, damit die Seele den Rückweg nicht zu finden vermag, oder bei manchen barbarischen Stämmen das Grab mit spitzigen Dornenhecken zu umziehen, oder endlich das Haus gründlich durch die Priester reinigen zu lassen. So gab es noch in Rom die everriatores, welche dieses Amt versahen. Auf diesen primitiven Stufen religiöser Entwickelung erscheinen deshalb Seele und Körper auch nach dem Tode in mehr oder minder naher Beziehung, und erst viel später gelangt der Begriff einer freien Immaterialität zur Ausbildung; daher die sorgfältige Pflege, sowol des Leichnams als des Grabes, wie er sich im Ritus und Cultus der verschiedenartigsten Völker ausgeprägt hat. Die bei den Aegyptern besonders scharf entwickelte Lehre von der Conservirung des Körpers findet sich auch sonst vielfach; man könnte die christliche Vorstellung von der Auferstehung des Fleisches als Rudiment dieser animistischen Idee betrachten. Das Grab aber ist der Mittelpunkt für alle weitern religiösen Acte; selbst sonst so nüchterne Völker, wie z. B. die Japanesen, folgen hier uralten Impulsen der Vorzeit, indem sie einmal im Jahre, am sogenannten Laternenfeste, die Friedhöfe aufsuchen und alle Verwandte zu sich ins Haus laden. Hier wird dann ein großer Schmaus veranstaltet und während drei Tagen gönnen sie den Seelen allen möglichen Spuk, vor dem sie sich sonst fürchten. Ein modernes Ueberbleibsel dieser Art, genau auf derselben Basis stehend, ist das bekannte Allerseelenfest, an dem z. B. auf dem Père-Lachaise zu Paris Kuchen und Süßigkeiten auf den Gräbern niedergelegt werden. Scheint danach die Idee der Unsterblichkeit (wenn auch in roher und sinnlicher Form) überall verbreitet zu sein, faßt der Verstand der Wilden den Gedanken einer absoluten Vernichtung nicht, so ergibt sich als logische Consequenz, daß die Fortsetzung des Daseins dem irdischen mehr oder minder ähnlich sein muß, und so erklärt sich eine Reihe von Thatsachen, die auf den ersten Blick nur unsere sittliche Entrüstung hervorzurufen geeignet sind. Daher, um nur ein ganz bekanntes Beispiel

anzuführen, die bei allen kriegerischen Stämmen hervortretende Verachtung des natürlichen Todes auf dem Siechbette, daher die Neigung ihn auf dem Felde der Ehre zu suchen, daher aber auch die durch keine moralische Bedenken zurückgehaltene Logik der Barbaren, jenem natürlichen Ende durch mörderische Hand zuvorzukommen. Deshalb auch die unerbittliche Consequenz, daß bei dem Tode eines Häuptlings ganze Scharen von Weibern, Kindern und Sklaven geopfert werden, die wie früher, so auch später im Jenseits jenem dienend und helfend zur Seite stehen sollen. Von den rohesten und grausamsten Neger- und Indianervölkern hat sich diese Anschauung bis in hochcivilisirte Stadien hinübergerettet, und es ist bekannt, mit welchen Anstrengungen es für die Engländer verbunden war, die Witwenverbrennung bei den Hindus (ein genau denselben Ideen entsprungener Brauch) abzuschaffen. Oder es erscheint dieser Wahn in der Form ausgebildet, daß jeder Erschlagene dem Sieger im künftigen Leben als Diener sich unterzuordnen habe; aus diesem Grunde ist die Sitte des Kopfjagens bei den Dajaks so im Schwange und bei ihnen wird ein Gestorbener so lange betrauert, bis man sich in Besitz eines Kopfes gesetzt hat. Ebenso verdient eine andere Sitte wegen ihrer fast ausnahmslosen Verbreitung über den Erdball hin, obgleich sie von Tylor nur gelegentlich berührt wird, an dieser Stelle eine, wenn auch nur flüchtige Erwähnung: es ist der Kannibalismus. Dieser ist nicht, wie man noch immer vielfach glaubt, lediglich eine bestialische Verirrung aus blos physiologischen Gründen, sondern wie bei allen Phänomenen der Ethnologie sind auch hier psychische Motive mit im Spiel gewesen. Ist die Kraft der Seele bedingt, wie wir uns überzeugten, durch die ungeschwächte Gesundheit des Körpers, ist zweitens nach einer andern Vorstellung gerade das warme, lebendige Blut der Sitz dieser so mächtigen Factoren, so muß die Vertilgung des Feindes nothwendigerweise eine Stärkung der eigenen Seele im Gefolge haben; daher die anerkannte Wichtigkeit des Blutes in kannibalistischen Vorstellungen, die Bedeutung des Herzens und der (als Spiegelbild des Geistes betrachteten) Augen. Blutband, Blutsbrüderschaft, Blutrache sind correlate Begriffe, und es ist sehr wohl möglich, daß unser Tropus Blutdurst anfänglich eine schauderhafte Realität besaß. Jedenfalls ist die animistische Bedeutung des Blutes sowol in den grundlegenden Vorstellungen über Form und Wirksamkeit der Seele unleugbar, wie sie auch ganz klar in den schon erwähnten Menschenopfern, namentlich zur Sühnung göttlichen Zornes zu Tage tritt.

Dieser Glaube an die Fortdauer der Seele in einem zukünftigen Leben ist trotz aller Variationen im einzelnen geradezu ein Gemeingut der menschlichen Rasse. Es lassen sich zwei große Formen nachweisen, in welchen diese uralte Idee auch für das Bewußtsein der Culturvölker eine eminente Wichtigkeit gewonnen hat. „Die eine derselben, die Lehre von der Seelenwanderung, hat sich, von den niedrigsten Stufen ausgehend, über die ungeheuern religiösen Gemeinschaften Asiens verbreitet, die, großartig in ihrer Geschichte, noch gegenwärtig an Zahl überwiegend, doch zum Stillstand gelangt sind und in ihrer Entwickelung nicht weiter fortzuschreiten scheinen. Weit verschieden davon hat sich die Geschichte der andern Lehre ausgebildet, der Lehre von der unabhängigen Fortdauer der persönlichen Seele in einem zukünftigen Leben nach dem Tode des Leibes. Vielfach sich um-

gestaltend im Lauf der geistigen Entwickelung des Menschengeschlechts, hat dieser Glaube mannichfaltige Veränderungen und Erneuerungen bei den verschiedenen Völkerschaften durchzumachen gehabt und kann von seinen ersten rohen Anfängen bei den wilden Rassen bis zu seiner Aufnahme unter die Grundlehren des Christenthums verfolgt werden." Die ersterwähnte Form dieser Vorstellung, die Metempsychose, so furchtbar und drückend sie auch unter den Händen einer ehrgeizigen Hierarchie sich z. B. bei den Hindus gestaltet hatte, birgt dennoch vielfach Ideen, welche an moderne naturwissenschaftliche Theorien erinnern; so ist die Wiedererscheinung der Seelen von Vorfahren in den Kindern ein merkwürdiges Analogon zum heutigen Atavismus. Bei dem ungemein regen philosophischen Interesse und der ebenso phantastischen Anlage der Indier erwuchs aus diesen Anfängen ein ganzes theologisches System, welches das Leben in allen denkbaren Gestalten als ein Spiel von immer neuen Wiedergeburten betrachtete, als eine furchtbare Läuterungsanstalt, deren Lenkung natürlich den herrschsüchtigen Priestern oblag. War es doch gerade diese entsetzliche Bedrängung der Gemüther, welche dem Buddhismus Millionen Bekenner in die Arme trieb, als er es wagte, diesen Bann zu sprengen und in dem Nirvana, dem Ideal sittlicher Reinheit und Selbstprüfung, ein Asyl für die in diesem ewigen Kreislauf des Werdens eingepreßte Seele aufzustellen. Wie selbst das Abendland, wahrscheinlich durch ägyptische Einflüsse vermittelt, diesen Combinationen und Problemen nachhing, ist aus den Untersuchungen von Pythagoras und Platon hinlänglich bekannt. Die christliche Anschauung hingegen einer persönlichen Fortdauer nach dem Tode und mit dem weitern Anhängsel einer unausbleiblichen Vergeltung aller guten und bösen Thaten findet sich in dieser Prägnanz natürlich nicht bei den inferioren Rassen; nichtsdestoweniger muß man hierbei ein Doppeltes nicht vergessen: einmal ist auch für unsere Religion die Beziehung zur Materie keineswegs völlig erloschen, sondern nur, man könnte sagen, ätherisch verklärt. Die in der Paulinischen Schule streng durchgebildete Lehre von der Auferstehung des Fleisches trägt unverkennbar diese ursprünglichen animistischen Züge noch an sich. Sodann haben sehr viele Stämme, die über die ersten rohen Anfänge der Gesittung sich hinausgearbeitet hatten, ebenfalls sehr ausgeprägte Vorstellungen über ein zukünftiges Leben, das der Seele je nach ihrer irdischen Laufbahn zutheil wird; ob das Paradies und die Hölle schließlich etwas feinsinniger oder derber aufgefaßt ist, entscheidet über den ursprünglichen Ausgangspunkt der Idee nichts. Die volksthümliche Phantasie denkt hier nicht in originellen Bildern, sondern in den durch den gesammten socialen Zustand bedingten Anschauungen der bezüglichen Culturstufen; die Moral der Wilden wird deshalb in der Stärke ihr Ideal finden und erblickt in jeder humanen Schonung einer andern Persönlichkeit eine unverzeihliche Schwäche und Schlechtigkeit. Schon hier zeigt sich, was in anderm Zusammenhange später noch zu berühren ist, daß die Begriffe Gut und Böse durchaus keinen absoluten, sondern einen sehr relativen Werth und Maßstab besitzen und daß daher eine Beurtheilung moralischer Ideen nach den Formen unserer specifisch gearteten Werthanschauung ein grobes Misverständniß bekunden würde.

Dies ist in großen Umrissen die Geschichte des religiösen Bewußtseins besonders bei den Naturvölkern, wie es sich die Schicksale der Seele nach dem Tode ausmalte. Das zweite Problem der animistischen Philosophie, das wir oben erwähnten, bezog sich auf die Idee der Geister und Dämonen bis hinauf zu mächtigen Gottheiten; beide Theile hängen so eng miteinander zusammen, daß eine Trennung oft schwer fällt. Doch vermeide ich schon hier das genauere Eingehen in das Detail, um einer spätern Gelegenheit nicht vorzugreifen, und ich beschränke mich darauf, nur die eng zusammenhängende Stufenfolge der Ideen, wie sie sich organisch auseinander entwickelt haben, kurz zu verzeichnen. Die Seelen, als Geister mit etwas schärferer Individualität und Isolirung von ihrer körperlichen Hülle gedacht, werden zu guten oder bösen Dämonen: ein Gedanke, der in dem Cultus der Vorfahren oder Manen eine andere wirksame Stütze findet. Die consequente Fortsetzung dieser Anschauung, die ihrerseits wiederum getragen wird von dem Glauben an die allgemeine Beseelung jedes Naturobjects, ergibt dann die bunte und uns wohlbekannte Welt polytheistischer Mächte, die in den verschiedensten Rangverhältnissen zueinander stehen und gelegentlich monotheistischen Reformationen weichen müssen, häufig aber auch bei scharfen dualistischen Religionen zu unversöhnlicher Feindschaft sich in zwei entgegengesetzten Lagern zertheilen. Zum Schluß mag hier noch bemerkt werden, was schon oben angedeutet wurde, daß in dieser Untersuchung die Ethik, die sittliche Werthschätzung der einzelnen religiösen Handlungen u. s. w., mit Absicht vollständig übergangen ist. Gegenüber der landläufigen Annahme eines von selbst gegebenen und überall constatirbaren Connexes zwischen beiden Sphären erinnert Tylor mit Recht daran, es sei eine der großen Lehren der Geschichte, daß sich einzelne Gebiete auf lange Zeit unabhängig erhalten können, bis endlich die Vereinigung erfolge. Es findet sich de facto häufig die peinlichste Beobachtung aller rituellen Vorschriften mit völlig lasterhaften Sitten und Gewohnheiten in seltsamer Eintracht nebeneinander; jedenfalls ist eine wirklich innige und wesenhafte Durchdringung nicht nur für die prähistorischen Zeiten, sondern häufig noch für unsere Verhältnisse mehr ein Ideal als ein thatsächlicher Zustand.

Wie Tylor durch seine Theorie des Animismus, so ist John Lubbock durch seine Forschungen über die Entwickelung der Ehe und der Verwandtschaftsformen berühmt geworden („Die vorgeschichtliche Zeit", 2 Bde., Jena 1874, und „Die Entstehung der Civilisation", Jena 1875). Da der Verfasser, wie durchgängig die Ethnologen, von der Ansicht ausgeht, daß die Naturvölker nicht Reste einer frühern Vollkommenheit darstellen, sondern sich umgekehrt in einem Proceß einer, wenn auch sehr langsamen und durch häufige Rückfälle unterbrochenen Fortbildung befinden, so enthalten die einzelnen Phasen dieser genau zu verfolgenden Entwickelung den praktischen Beweis dieser allmählichen Humanisirung des menschlichen Geschlechts. Trotz der geographischen und psychischen Unterschiede der Beanlagung zeigen doch die verschiedensten Stämme eine solche auffallende Gleichartigkeit in den sittlichen und religiösen Anschauungen der entlegenen Urzeit, daß hier nicht mehr, wie wir uns schon an anderer Stelle überzeugten, von bloßem Zufall die

Rede sein kann. Ebenso unangebracht ist die Meinung, daß deshalb, weil diese Gewohnheiten und Vorstellungen von den unserigen erheblich abweichen, ja ihnen geradezu widersprechen, hier ohne weiteres ein absolutes Anathema zu erfolgen habe; vielmehr wird ein aufmerksames und vorurtheilsfreies Studium ergeben, daß nur durch die willkürliche Vergleichung der Extreme dieser geschichtlichen Wandlung diese scheinbare Unverträglichkeit sich herausstellt, während die Ausfüllung jenes Vacuum durch die einzelnen Zwischenglieder uns eine in sich zusammenhängende Reihe von Entwickelungsformen kennen lehrt. Gerade die Beobachtung, wie im Laufe der Zeit die Beziehungen der beiden Geschlechter zueinander sich verfeinerten und versittlichten, zeigt diesen Fortschritt des ethischen Lebens unzweifelhaft; daraus folgt schon indirect, daß manche unserer Ideen und Postulate sich in jenen primitiven Zeiten nicht verwirklichen lassen. „Die Ehe und die verwandtschaftliche Stellung eines Kindes zu seinem Vater und seiner Mutter scheint uns so natürlich und selbstverständlich, daß wir leicht geneigt sind, diese Einrichtungen für ein ursprüngliches Gemeingut des Menschengeschlechts zu halten. Das ist indessen durchaus nicht der Fall. Die tiefstehenden Rassen kennen keine eheliche Verbindung, wahre Liebe kommt bei ihnen fast nie vor, und die Ehe in ihren niedrigsten Phasen ist keineswegs eine Sache der Neigung oder Kameradschaft." Auf Grund der vorhandenen Zeugnisse (wozu noch die Thatsache kommt, daß manchen Stämmen eine Bezeichnung für Jungfrau fehlt) nimmt Lubbock an, daß es früher eine streng individuelle Ehe in unserm modernen Sinne nicht gegeben habe, sondern eine Gemeinschaftsehe für alle Glieder derselben Horde; hier existiren noch durchaus keine socialen und religiösen Acte, welche jene Institution mit einer besondern Weihe umgeben. Aus diesem Chaos entwickelte sich dann durch Raub die Einzelehe und die so überaus bedeutsame Exogamie, d. h. die eheliche Vereinigung mit Angehörigen eines fremden Stammes. So erklärt es sich, daß die ursprünglich mit Gewalt bewerkstelligte Entführung immer mehr zu einer bloßen Scheinhandlung herabsinkt, zu einem Symbol, das freilich die ernsten Züge der Vergangenheit noch deutlich erkennen läßt. Ich bin der Meinung, fügt Lubbock hinzu, daß ursprünglich ein Raub, und nur dieser allein, dem Manne das Recht gewähren konnte, seinen Stammesgenossen ein Mädchen vorzuenthalten (auf das sie sonst zufolge der anfänglichen Gemeinschaftsehe ein Recht gehabt hätten) und es allein und ausschließlich für sich in Anspruch zu nehmen, und daß das Symbol des Raubes auch dann noch bestehen blieb, als die Nothwendigkeit seiner wirklichen Ausführung bereits lange erloschen war. Hatte doch die Macht der langjährigen Gewohnheit die gewaltsame Entführung der Frau zu einer nothwendigen Vorbedingung der Ehe gestempelt. Diese Umwandlung eines anfänglich blutigen Kampfes zu einem kleinen, gelegentlich mit Gesängen und Tänzen begleiteten Scheingefecht ist bei den verschiedensten Völkerschaften der Erde zu beobachten; nicht nur die inferioren Rassen, sondern z. B. die Sitte der Spartaner, die Braut mit Gewalt davonzutragen, und vielfache ähnliche Gebräuche bei den alten Germanen und Slawen, von denen sich noch freilich recht dürftige Rudimente bis auf den heutigen Tag erhalten haben, lassen hierüber keinen Zweifel aufkommen. Im weitern Verlauf der Dinge, wo jede kriegerische Stö-

rung des Lebens thunlichst vermieden wurde und andererseits die väterliche Gewalt sich immer mehr herausbildete, trat dafür dann der Kauf ein, wie er im alten Rom in der coemtio noch ganz deutlich ausgeprägt ist; die Frau galt als Waare und wurde nach bestimmtem Uebereinkommen verhandelt. Namentlich die Polygamie unterstützte diese Anschauung, der gegenüber die Polyandrie viel weniger verbreitet ist. Bei dem regellosen geschlechtlichen Verkehr der Urzeit konnten keine bestimmten verwandtschaftlichen Unterschiede aufkommen, die Kinder galten als Gemeingut der Horde; erst die individuelle Ehe brachte auch hier Ordnung und Recht. Doch zeigen sich in den ältern Zeiten bezüglich dieses Punktes nicht minder unsern Begriffen widersprechende Gewohnheiten; so die vielfach verbreitete, schon von Herodot erwähnte Sitte mancher wilden Stämme, sich nicht nach dem Namen des Vaters, sondern nach dem der Mutter zu nennen. Ja diese Anschauung begründet sowol die ganze Verwandtschaft als auch die Erbfolge. Dies weist auf eine factisch bestehende und bei der niedrigen Schätzung des weiblichen Gefühles überraschende Superiorität der Frauen hinsichtlich der ursprünglichen Zusammensetzung der Familie hin; denn rein physiologisch betrachtet galt in jener Periode das Kind überhaupt als gar nicht zum Vater gehörig, sondern nur zur Mutter. Diese repräsentirte ja in und durch sich den eigentlichen Grundfactor der ganzen socialen Organisation, d. h. das Blut. So sehen wir denn, daß damals die Descendenz sich ausschließlich nach der mütterlichen Seite richtete, daß also die Kinder nur mit der Mutter und deren Verwandten von mütterlicher Seite einen Blutszusammenhang besaßen, der sich natürlich auch eo ipso rechtlich fixirte, und daß sie durchaus keine Beziehung zum Vater und dessen Geschwister kannten. Diese gynäkokratische Form wurde besonders durch die mit dem Besiedeln fester Niederlassungen bedingte Stärkung der männlichen Autorität erschüttert und mit der Zeit ganz beseitigt, sodaß uns jene Anschauung wie ein seltsames Märchen der Ethnologie vorkommt. „Die Anerkennung der väterlichen Verantwortlichkeit erwacht, wie ich glaube, allmählich aus der Macht der Verhältnisse und ward durch die Antriebe der natürlichen Liebe unterstützt. Dagegen wurde die Annahme der Verwandtschaftsbestimmung durch den Vater, anstatt durch die Mutter, wahrscheinlich durch den in jedem Manne selbstverständlich erwachenden Wunsch, daß sein Eigenthum seinen leiblichen Kindern zutheil werden möge, bewirkt." Mit der festern Ausbildung der individuellen Ehe einerseits und der dadurch bedingten Isolirung des durch Kraft und Tapferkeit ausgezeichneten Mannes in seiner, nur seiner Jurisdiction unterworfenen Sphäre andererseits erwuchs die patria potestas in jener rigorosen Intensität, wie wir sie noch bei den alten Römern finden; hier ist es nicht mehr ausschließlich die Einheit des Blutes, wenigstens nicht des mütterlichen, was den Bestand der Familie entscheidet und begründet, sondern die auch über einen weiten Kreis von Hörigen sich erstreckende Herrschaft, die bis zur unumschränkten Verfügung über Leben und Tod sich erweitert. „Den Kreis der Familie bildeten nicht die dem Haupte durch die Bande des Blutes angehörenden Glieder, sondern alle diejenigen, welche unter seinem Befehle standen. Zufolge dessen hörte ein mündig erklärter Sohn auf, ein Familienglied zu sein; auch hatte er keinen Antheil an seines Vaters Hinterlassenschaft, es sei denn, daß es durch

ein Testament anders bestimmt ward. Dagegen wurde eine durch die Ehe in die Familie eingeführte Frau oder ein durch Adoption zum Sohne umgewandelter Fremdling regelmäßig als Familienglied anerkannt, obgleich keine Blutsverwandtschaft bestand."

Die vielfach ventilirte Frage nach der Moralität der Wilden betrachtet Lubbock im ganzen sehr skeptisch. Als eifriger Darwinist nimmt er einen möglichst tiefen sittlichen Zustand an, um so der Entwickelung einen adäquat weiten Spielraum zu verschaffen; nach ihm besitzen sie kaum irgendeine Spur von Sittlichkeitsgefühl; die scheußlichsten Verbrechen werden mit vollständigster Gewissensruhe begangen; es gibt kein Beispiel der Reue, welche ein Wilder über die moralische Verwerflichkeit einer That als solcher geäußert habe; selbst so ästhetisch entworfene Idealgestalten, wie die griechischen Götter, tragen offenbar die Kennzeichen einer wenig gefestigten Sittlichkeit deutlich an der Stirn. „Es kann uns daher nicht überraschen, daß Sokrates keinen Zusammenhang zwischen der Ethik und Religion erkannte und daß Aristoteles die Sittenlehre von der Götterlehre trennte." Hinzu kommt, daß in solch engen Gemeinschaften, wie sie die Urzeit aufweist, sehr häufig die verwandtschaftliche Zuneigung, welche gleichsam von der Natur selbst geboten ist, mit der Tugend verwechselt ist. „Aber obgleich Aeltern- und Kindesliebe von großer Sittlichkeit zu zeugen scheinen, so haben doch beide Eigenschaften einen durchaus andern Ursprung und einen wesentlich andern Charakter. Eine Sache thun, die recht ist, oder eine Sache thun, weil sie recht ist, das ist keineswegs das Nämliche." Diese Erwägungen scheinen auf einen gewissen socialen Ursprung der Pflichten hinzuweisen, wie wir ihn später bei der Entstehung des Rechtes noch ausführlicher erörtern werden. Dennoch ist der englische Gelehrte nicht gewillt, diese ganze Entwickelung im scharfen Gegensatz zu allen instinctiven und apriorischen Regungen einem durch die Erfahrung begründeten System von Klugheits- und Nützlichkeitsrücksichten zu subsumiren, wie es z. B. Herbert Spencer und Stuart Mill wollen. „Ich kann mich mit keiner dieser beiden Ansichten ganz einverstanden erklären. Die sittlichen Gefühle sind gegenwärtig ohne Zweifel instinctiv; aber wenn die niedern Rassen keine besitzen, so können sie es ursprünglich nicht gewesen sein und dürfen daher auch nicht als dem Menschen eigene Naturtriebe angesehen werden. Ebenso wenig unterschreibe ich die entgegengesetzte Theorie. Während ich vollständig mit Spencer annehme, daß im Menschengeschlecht sich früher und noch jetzt gewisse fundamentale sittliche Begriffe entwickeln, so halte ich es doch für sehr zweifelhaft, daß dieselben, wie Spencer sich ausdrückt, das Ergebniß der auf dem Gebiete der Nützlichkeit (d. h. der Nützlichkeit in Betreff der einzelnen Menschen) angesammelten Erfahrungen sind." Die Erkenntniß vielmehr, daß irgendeine Handlung für das Individuum günstige Folgen hervorruft, wird nach Lubbock's Meinung nur dahin führen können, dies Verhalten als klug zu bezeichnen, aber nicht als tugendhaft. Die vielfachen Collisionen beider Sphären aber, die Versuchung, auf Kosten anderer nur dem egoistischen Vortheil nachzugehen, und das Gefühl, unter allen Umständen das Wohl der Gesammtheit dem Sonderinteresse vorzuziehen, dies Bewußtsein sei erst durch die Autorität hervorgerufen, durch die in den Dienst der Humanisirung getretene Religion. „Die

uns als selbstverständlich erscheinende Auffassung von der Heiligkeit der Pflicht konnte erst erwachen, als die Religion sittlich ward. Und dies geschah nicht eher, als bis man anfing, die Götter als wohlthätige Wesen zu verehren. Sobald dies jedoch der Fall war, kam man naturgemäß zu der Ueberzeugung, daß sie die ihren Anbetern nützliche Handlungen belohnen, die schädlichen aber bestrafen würden. Dieser Schritt war von unberechenbarem Segen für das Menschengeschlecht, da jene Scheu vor unsichtbaren Mächten, welche bis dahin unfruchtbare Ceremonien und Opfer ins Leben gerufen hatte, die sittlichen Gefühle mit einer Heiligkeit und infolge dessen auch mit einer Kraft beseelte, die sie bis dahin noch nicht besessen hatte." Damit ist implicite zugestanden, daß die Geschichte der Civilisation zugleich die Geschichte der menschlichen Vervollkommnung ist. Daß die Existenz des Wilden eine im Vergleich mit unserer hochentwickelten Cultur bejammernswerthe ist, daß all das angebliche Prunken mit geistiger und körperlicher Gesundheit nur unserer sentimentalen Betrachtung entspringt, muß jeder zugeben, der sich nicht absichtlich den Thatsachen verschließt und nicht eigenwillig in seinen Traumbildern des edeln, freidenkenden und gutmüthigen Wilden weiter leben will. Etwas anderes ist es mit der heikeln Frage nach der Glückseligkeit, da diese zu sehr subjectiven und exacter Beweisführung wenig zugängigen Erwägungen unterliegt. Lubbock ist der Ansicht, daß, da eingestandenermaßen niemand die Sünde um ihrer selbst willen begehe, die zunehmende Aufklärung über die verderblichen Folgen moralischer Verirrungen die Neigung dazu immer mehr einschränken würde. Der intellectuelle Fortschritt bedinge eo ipso den moralischen. „Daß auf die Sünde ebenso unabwendbar das Leid folgt, wie auf den Tag die Nacht, das ist die ernste, aber heilsame Predigt der Wissenschaft. Und hätte sich diese Lehre unserm Gemüth vollständig eingeprägt und glaubten wir ganz fest an die Gewißheit der Strafe, und dächten wir immer daran, daß die Sünde nie zum Glück führen kann, dann würde die eigentliche Wurzel alles Uebels, die Versuchung, ausgerodet und die Menschheit infolge dessen freier von Schuld werden." Jedenfalls ist die Aussicht auf das Wachsthum an Kenntnissen und Entdeckungen in der Welt eine schier unbegrenzte und mit der Menge des Bestandes fast adäquat sich erweiternde; alle Verbesserungen der socialen Lage, die der genauern Erforschung der Natur und ihrer Gesetze letzten Endes zu verdanken sind, führen auch eine Steigerung des Lebensgefühls und damit des Glückes herbei. Gerade der rückschauende Blick in die Vergangenheit kann uns in dieser Beziehung, trotzdem wir vielleicht erst an der Schwelle der Civilisation stehen, mit froher Zuversicht für die Zukunft erfüllen, die unser Autor so schildert: „Die Wissenschaft weissagt uns kühn das künftige Glück des Menschengeschlechts, welches die Dichter kaum zu hoffen wagten. Das lange für eine vollständige Unmöglichkeit gehaltene Utopien, das wir in undankbarer Weise für zu schön hielten, um wahr zu sein, erweist sich im Gegentheil als die nothwendige Folge der Naturgesetze, und wiederum erkennen wir, daß die schlichte Wahrheit den kühnsten Flug der Phantasie überflügelt."

Von den vielen Factoren endlich, welche diese Culturentwickelung unterstützt haben, will ich an dieser Stelle wenigstens zwei wichtige Vehikel nennen. Das

erste ist die Kunst in der weitesten Bedeutung des Wortes. Schon ein früherer Zusammenhang überzeugte uns, daß der Mensch an sich selbst die ersten Versuche einer künstlerischen Gestaltung machte und in dem reich ausgeschmückten, in den grellsten Farben prunkenden Körper das primitive und nächstliegende Object seines sinnlichen Wohlgefallens erblickte. Dieselben ästhetischen Regungen zeigen die z. B. aus der Steinzeit aufbewahrten und über einen großen Raum der Erde vertheilten Reste der Abbildungen und Verzierungen, wie sie sich vielfach auf den Werkzeugen finden. Ueberhaupt bildet die Geschichte des Werkzeugs die Entwickelungsgeschichte der menschlichen Intelligenz selbst und die Erfindung desselben greift deshalb in unvordenkliche Zeiten zurück, obwol schon bei den Affen gewisse Ansätze vorhanden sind, welche im weitern Verlauf zur selbständigen Handhabung und Vervollkommnung des Werkzeugs führen konnten. Der schon bei jenen Thieren vorkommende Stock mag als Grundform der Keule und des Speers betrachtet werden, obwol die spätere Differenzirung eine außerordentlich verschiedene ist. Ferner finden sich Bogen und Pfeile bei den meisten Naturvölkern vor, und diese können auch ihrer außerordentlichen Einfachheit halber selbständig an den meisten Orten erfunden sein, während sonst mannichfache Uebertragungen ohne Zweifel vorgekommen sind. Die eigentlichen Fertigkeiten und die wirklichen civilisatorischen Künste (Ackerbau, Weberei, Töpferei u. s. f.) waren z. B. dem Steinalter noch fremd, den Bewohnern der schweizer Pfahlbauten dagegen bekannt. Was sodann die so äußerst wichtige Erzeugung des Feuers betrifft, so ist Lubbock mit den meisten Ethnologen der Ansicht, daß sich kein Stamm nachweisen lasse ohne den Besitz des Feuers selbst; dagegen seien verschiedene Völkerschaften nicht im Stande, trotzdem sie es benutzen, es anzuzünden, und deshalb gezwungen, es fortwährend im glimmenden Zustand zu erhalten oder von Nachbarn einen frischen Brand zu holen. Das zweite bedeutsame Moment in diesem Proceß der äußern Cultur bildet die gleichfalls schon sehr alte Domestication der wilden Thiere, psychologisch ein bislang nicht recht erklärtes Räthsel. Die wilden Bewohner der südfranzösischen Höhlen hatten noch keine Hausthiere, während das dänische Muschelhaufenvolk den Hund züchtete und die eben erwähnten schweizer Pfahlbauer schon Ochsen, Schweine, Schafe und vielleicht sogar Pferde. Zuerst wurde wol der Hund seines Spürsinnes und seiner Schnelligkeit halber zur Jagd verwandt, dann bei den Hirten zum Wachdienst verwandt und selbst auch zum Kriege gebraucht; die eigentliche Nutznießung der Thiere zu allen Zwecken einer friedlichen Existenz begann aber erst mit jenem großen Wendepunkt der Völkergeschichte, dem Ackerbau, der die wild umherschweifenden Jäger und Nomaden an die feste Scholle band und dadurch den Grundstein legte zu allen weitern Schöpfungen der Cultur.

Chronik der Gegenwart.

Literarische Revue.

Auf dem Gebiet der Lyrik ist in jüngster Zeit wenig Bedeutendes erschienen: von der Poesie, die auf allen Zweigen des deutschen Dichterwaldes singt und zwitschert, können wir hier absehen. Daß auch ihr bisweilen ein Lied gelingt, ist kein Zweifel: doch nur Lyriker von starkem individuellen Gepräge gehören in die Chronik der Literaturgeschichte.

Hermann Lingg hat neue Gedichte: „Lyrisches" (Wien und Teschen, Karl Prochaska) erscheinen lassen: es ist erfreulich, daß des Dichters Muse nicht verstummt und dabei in ihrer Eigenart verharrt. Es sind wieder vorzugsweise geschichtsphilosophische Fresken, antike Gemmen, Ergüsse einer zukunftsgläubigen Hymnologie, was wir in der neuen Sammlung finden, und diese Richtung des Dichters auf das geistig Bedeutende wird ihm stets eine anhängliche Gemeinde sichern. Auch fehlt es dieser Sammlung nicht an einzelnen Empfindungen und großen Gedanken, die mit dem os magna sonaturum des echten Poeten ausgesprochen sind. Gleichwol wird man bei dieser Sammlung sowenig wie bei den letzten Gedichtsammlungen Hermann Lingg's einer gewissen ästhetischen Unbefriedigung darüber Herr werden können, daß so selten eins dieser Gedichte als ein abgeschlossenes harmonisches Ganzes betrachtet werden kann, welches werth ist, in den Schatz unserer Nationalliteratur aufgenommen zu werden, daß sich so viele ungeschliffene Diamanten in diesem poetischen Juwelenkästchen finden. Plötzlich, nach schönen schwunghaften Versen, stoßen wir auf gereimte Prosa in demselben Gedicht, oder ein lähmendes Metrum beunruhigt unser scandirendes Gewissen. In der breiten Masse der Festgedichte und Prologe wuchert viel Phrasenhaftes ohne zündende Wirkung: es ist ja alles zutreffend, was der Dichter über Beethoven, Anastasius Grün, über Goethe und Geibel singt; auch seine Gedichte für die Festtage der Telegraphenbeamten, der Verkehrsbeamten, beim Jubiläum des 1. bairischen Infanterieregiments und bei sonstigen Anlässen sind ja zweckentsprechend; aber es ist auch viel leerer Singsang darin. Daß es schwer ist, in solchen Gelegenheitsgedichten und gereimten Programmen geistreich zu sein: das hat schon Goethe zur Genüge bewiesen. Gegen den Abschnitt „Freie Rhythmen", der einige gedankenvolle und schwunghafte Gedichte, wie „Ixion" und „Ostern", enthält, haben wir auf dem Herzen, daß diese freien Rhythmen oft ohne alles rhythmische Gefühl geschaffen und nur durch das Band des Reimes zusammengehaltene Knittelverse sind. Andere, wie „In Palermos Dom", sind ja nicht freie Rhythmen, sondern fünffüßig gereimte Jamben mit einziger Ausnahme der ersten Verszeilen, welche trochäisch-daktylisch einsetzen, im vollkommenen Widerspruch mit dem ganzen übrigen Gedicht. Von der epischen Lyrik möchten wir den Preis ertheilen dem Gedicht, „Am Nilufer"; hier ist frappante Anschauung; auch „Gunar" ist durchaus stimmungsvoll gehalten; die größern Gedichte des karolingischen Sagenkreises sind etwas weitschweifig, ohne rechte Prägnanz. Im „Jahrbuch", den Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Wintergedichten

finden sich einzelne originelle Liederklänge, und das ist immerhin ein Lob gegenüber der fast erschöpften Poesie der Jahreszeiten.

Die Dichtung „Renata", eine Künstlergeschichte vom Rhein von Ludwig Soyaux (Reudnitz und Leipzig, A. H. Payne), hat jenes frische Blut des rheinischen Lebens, wie wir es in den Dichtungen von Wolfgang Müller und in den Novellen von Hermann Presber finden. Die Heldin ist die Pflegetochter eines rheinländischen Weinwirthes und das Kind einer fahrenden Schauspielerin. Ihre Freundschaft zu einem Seemannssohn, der selbst für die Marine bestimmt und in Renata leidenschaftlich verliebt ist, erschließt sich zunächst nicht zu voller Liebesblüte. Ihr Gesangstalent führt sie zur Bühne; sie lehnt die Liebesanträge eines Tenoristen ab, der ihr dafür seinen Haß zuschwört, sie überall hin verfolgt, künstlerische Fiascos arrangirt und sie zuletzt in ihrer eigenen Wohnung überfällt. Hier wird sie von dem inzwischen heimgekehrten Jugendfreunde gerettet und schwer verwundet durch einen Messerwurf jenes gewaltthätigen Verehrers aufs Krankenlager geworfen: genesen, wird sie die Braut ihres Retters. Das ist die einfache Novelle, welche der Dichter in Verse gebracht hat: das einzige Bedenken, das man gegen sie erheben könnte, gilt der Thatsache, daß dieser wilde und wüste Fratecci ein Tenorist ist. Die Tenoristen, wenigstens die lyrischen Tenore, die wie dieser den Max im „Freischütz" singen, sind in der Regel doch sanfte Leute, und man kann ihnen derartige Attentate nicht zutrauen. Diese Sensationsscenen selbst sind indessen in sehr maßvoller Weise geschildert, mit jener Schlichtheit des Tones, welche die ganze Dichtung charakterisirt, welche einzelnen Bildern recht anmuthigen und stimmungsvollen Ausdruck gibt, bisweilen aber auch etwas blaß und alltäglich in nicht immer gelenken Versen den Verlauf der Vorgänge wiedergibt. Die kleinen Liederperlen aber, mit denen nach neuester Mode das epische Gewand verbrämt ist, sind meist allerliebst.

In ähnlicher schlichter Einkleidung, aber leider nicht ohne die Manierirtheit des minniglichen Stils, erscheint die poetische Erzählung „Die Rosenzauberin" von August Silberstein (Leipzig und Berlin, Wilhelm Friedrich). Sie knüpft an die mittelalterlichen Ueberlieferungen an, denen zufolge Mädchen bisweilen der Hexerei angeklagt wurden, wenn sie zu allen Jahreszeiten frische Blumen zu ziehen vermochten. Soll doch selbst Albertus Magnus darin ein Stück seiner zauberischen Schwarzkunst gezeigt haben, daß er in einem Banketsaale im Winter Blumen, Kräuter und Gras grünen ließ, als wenn es im Frühling gewesen wäre. Zu einer stolzen verwitweten Burgfrau, die sich danach sehnt, neue Liebe zu gewinnen, zieht ein Ritter als Bote verkleidet: doch er überzeugt sich bald, daß die stolze Frau in ihrer wildlodernden Leidenschaft nicht seine Liebe verdiene. Vom Thurmwächter gastlich aufgenommen, erobert er das Herz der goldgelockten Tochter, der er auch im ritterlichen Gewande erscheint, indem er vorgibt, die Wehr und Waffe seines Herrn bei sich zu tragen. Aus seinem Helm fallen dürre Blümlein und Körnchen Samen herunter; sie wahrt sie auf im Busenlatze als kostbar Angedenken. Die Burgherrin hat das alles belauscht, auch den Kuß, den der Ritter dem holdseligen Mädchen gibt, und sie sinnt auf Rache. Der zu Gericht sitzende Gaugraf ist ihr inniger Verehrer: sie klagt das Mädchen, welches aus jenen Blumen einen ganzen Rosengarten hervorgezaubert hat, der Hexerei an; sie wird ergriffen und aus dem Schloßthurm in den Hexenthurm gesperrt. Ein junger Page, der in sie verliebt ist, macht sich nun auf, den Rosenritter zu suchen, und der kommt gerade rechtzeitig, um die gemarterte junge Hexe vom Scheiterhaufen zu retten. Das Schloß der bösen Frau wird gestürmt, sie kommt in den Flammen um, der Richter fällt im Zweikampf. Das ist ein poetischer Stoff, wie er dem Zeitgeschmack entspricht, der sich ja solcher minniglicher Dichtung zuneigt. Die Behandlung ist ungleich: einzelne Bilder sind lebendig und frisch ausgeführt, wie z. B. „Das Heidekind", das Mädchen auf wildem Roß, das den wandernden Pagen verführen

und fesseln will, und der „Rosenzauber", das lebensgefährliche Wintergärtlein des jungen Mädchens; ebenso zeigt sich die gnomische Ader des Dichters in zahlreichen sinnvollen Spruchverslein, die in die wechselnden Rhythmen des Gedichts verwebt sind: doch sind die eigentlichen Keim- und Knotenpunkte der Geschichte nicht scharf genug hervorgehoben: es fehlt oft für die entscheidende Motivirung der prägnante Ausdruck. Und dann hält sich der Dichter nicht frei genug von jener modernen Bänkelsängerei, die ja einzelnen Ruhm und Erfolg gebracht hat, die aber mit prunkhaften alterthümlichen Initialen oft höchst gleichgültige Schilderungen behaftet und nach unserer Ueberzeugung dem Charakter neuer Dichtung wenig entspricht.

Ganz dagegen auf dem Boden des modernen Lebens bewegt sich die Hauptdichtung in der Sammlung „Frauenlob" von Otto Franz Gensichen (Berlin, Eugen Großer). Diese Dichtung „Hebe" zerfällt in einen Cyklus von 80 einzelnen Gedichten, die zusammen eine Art von lyrischem Wanderbuch bilden, während sonst alle diese touristischen Skizzen mit irgendeiner Wendung auf die Geliebte zurückweisen. „Hebe" ist sein Stern; denn in demselben Jahre, in welchem der Dichter geboren wurde, hat der Astronom Ludwig Hancke in Gensichen's Vaterstadt (Driesen in der Neumark) jenen Planeten entdeckt. Daher tauft der Dichter seine Geliebte mit dem Namen „Hebe", denn ihre Schönheit ist ihm die Nektarschale, aus der ihm der Born stets neuer Lieder fließt. Die Lieder selbst sind nun überaus verschiedenartig, nicht blos was die wechselnden Rhythmen, sondern auch die ganze Darstellungsweise betrifft: bald schwunghafte Liebeslieder, bald stilvolle Reisebilder à la „Childe Harold", doch ohne die tiefdunkle Grundfärbung, bald sogar politische Gesänge, bei denen der Dichter bisweilen seine Hebe ganz vergißt. Wir folgen ihm überall hin, nach Thüringen, wo Goethe verherrlicht wird, an den Meeresstrand, fahren von Christiania nach Hamburg über die See, erfreuen uns dann wieder an den reizvollen Inseln der Havel und Spree; oder wir erhalten ein malerisches Stimmungsbild von dem Kloster im Chiemsee, fahren thalwärts über den sagenumklungenen Rhein, bewundern die Alpenscenerie der schweizer Berge, besuchen Voltaire's Patriarchensitz, schweifen dann wieder durch Hollands „grachtenreiche" Auen, nehmen ein Seebad bei Ostende, wandern durch Holsteins Marschen, besuchen den alternden Geibel in Lübeck, die Insel Rügen mit ihren zerklüfteten Felswänden, dann wieder Baireuths gebirgumkränzten Plan, fahren auf der Donau blauen Fluten, steigen durch Salzburgs Alpenwelt, lassen uns vom Königssee entzücken: dies poetische Rundreisebillet läßt uns allerdings in den merkwürdigsten Zickzacklinien hin- und herschweifen, und unter dem vielen Angesungenen findet sich auch manche Vedute, manche äußerliche poetische Illustration. Das Genrebild des Eislaufes im Thiergarten wird durch das Bild des Heldenkaisers weihevoll gehoben — und auch sonst finden sich volltönende Klänge der Begeisterung in mancher kühnern strophischen Bildung, in Terzinen, in leichthüpfenden Anapästen und gereimten Choriamben. Daneben wird freilich hier und dort ein volksthümlicher, fast spaßhafter Ton angeschlagen und die Geliebte auf einmal als ein herziges Fratzel bezeichnet. Es sind zusammengebundene lyrische Fragmente: das Rosaband, das die locker zerflatternden hält, ist des Dichters Liebe zu seiner Hebe. Ob diese Liebe noch ewig jung strahlen wird, wenn die Herzen längst das Grab umschließt: das ist freilich eine offene Frage, und es behagt uns nicht sonderlich, wenn die Dichter auf den Platen-Kothurn steigen und in dieser raschlebigen Zeit von den Accorden der Ewigkeit sprechen, die durch ihre Lieder tönen sollen. Doch wenn Gensichen ein Petrarca wäre und die Hebe seine Laura: so beschäftigt er sich doch in seinen 80 Gesängen viel zu wenig mit dieser Laura, die nur in ein paar Gedichten die dominirende Heldin ist, und der er sonst nur irgendeine Schlußcadenz weiht, als daß er sie damit unsterblich machen könnte. In den Petrarca-Sonetten ist Laura das A und O, Hebe bei Gensichen dagegen höchstens ein gelegentliches O.

Was wir an diesem Dichter schätzen, ist seine classische Bildung: sie gibt seinen Gedichten erst eine stilvolle Haltung. Die antike Bluette „Lydia“, in welcher eine Horazische Ode im Wechselspiel der Liebe und Eifersucht gleichsam dramatisch inscenirt ist, beweist seine Vorliebe für die römischen Dichter. Diese Ode ist in jene gereimten antiken Strophen übersetzt, die wir von neuem inaugurirt haben, und auch sonst finden sich erfreuliche Proben dieser sich immer mehr bewährenden Dichtform in der Sammlung, namentlich in den Horaz-Uebersetzungen des Abschnittes „Echo“, die sich trotz der scheinbaren Erschwerung ebenso leichtfüßig gestalten, wie diejenigen von Alfred de Musset. „Dornröschen“ ist eine Märchencantate, in schönern Versen gehalten, als das Görner'sche Bühnenmärchen, doch kaum von reicherm Inhalt. „Isolde“ ist eine Novelle in Versen im Schack-Eckstein'schen Stil: wir hätten gewünscht, daß sie ganz in Ottave rime geschrieben wäre: dieselben tauchen hier und dort auf, werden aber dann wieder von einem minder strengen Reimgefüge überwuchert: das macht den Eindruck künstlerischer Lässigkeit. Und doch hat gerade Gensichen einen ausgeprägten Sinn für Formenschönheit, wie er überhaupt zu den Dichtern gehört, die nach einem idealen Stil trachten.

Die neuen „Gedichte“ von Emil Claar (Berlin, Freund u. Jäckel) legen Zeugniß ab von einem sinnigen und tieffühlenden Gemüth: daß der Intendant des frankfurter Stadttheaters in dieser stets nervös erregten und mit Elektricität geschwängerten Geschäftssphäre sich Muße und Stimmung bewahrt hat, um ein reiches inneres Gemüthsleben zu belauschen und dichterisch widerzuspiegeln, mag immerhin als eine Thatsache bezeichnet werden, die in der Chronik der deutschen Bühnenleitungen einzig dasteht. Und so vorwiegend lyrisch ist diese Sammlung, daß man kaum einen epischen Zug in ihr entdeckt, daß sie nirgends den Ansatz zu einer Ballade oder Erzählung nimmt und nur einmal ein schwunghaftes Fragment aus einer größern Dramadichtung bringt: „Byron an der Leiche Shelley's“, einen Weltschmerzhymnus von großem Stil. Die Sammlung zerfällt, von diesem und einem andern hymnenartigen Fragment abgesehen, in drei Abtheilungen: „Junge Falter“, „Auf dunkeln Wegen“ und „Vermischte Gedichte“. „Die jungen Falter“ sind leichtflatternde Liebeslieder, hier und dort eine anakreontische Gemme, ein Sprüchlein aus Amor's unerschöpflichem Spruchschatz, meistens aber Lebens- und Liebesfreudigkeit in kurzathmigen Versen: es wird geküßt in allen möglichen Rhythmen; dabei herrscht eine leichtlebige Freigeisterei der Leidenschaft, die ins „Irrnetz holder Abenteuer“ das Herz verwickeln will. „Auf dunkeln Wegen“ sieht's freilich anders aus: da ist das Leben wie der Sturm, verworren, sehnend, heimatslos, und ein Kranz von den Disteln der Heide ziert die Schläfe des Verirrten; da ist der Dichter „gezeichnet für das Leben“, wie der Poet der Freiligrath'schen Muse; da wird ein Gesang der Vernichtung angestimmt, ein Hymnus mit einzelnen genialen Wendungen. Viele dieser Lieder sind stimmungsvoll und erinnern an Byron und Lenau, andere an Karl Beck, an die „Lieder vom armen Mann“, ein anderes Gedicht an die „Zufriedene“. Lebhaft an die „Bettelnde Polin“ Karl Beck's erinnert das Gedicht „Der Glaube an das Glück“ in der Strophenbildung und einzelnen Wendungen. Rührend ist die Liebe zur Mutter, die in vielen Gedichten verherrlicht wird. Claar ist ein Poet der Shelley-Lenau'schen Schule, besonders glücklich in einzelnen hymnenartig kühnen Wendungen und in sinnvollen Sprüchen: hier und dort würde ein zu gewagtes Bild in einer neuen Auflage zu retouchiren sein.

Auf dem Gebiet des Romans nimmt Wilhelm Jordan's „Die Sebalds“ (2 Bde., Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) eine eigenartige Stellung ein. Wir glauben kaum, daß das große Publikum, welches nur seinem Unterhaltungsbedürfniß genügen will, bei diesem Roman auf seine Rechnung kommen wird; denn wenn

er auch einige jener Verwickelungen der Descendenz enthält, ohne welche sich schwer die Spannung der Leser erreichen läßt, so wird doch das eigentlich Romanhafte nur in homöopathischer Dosis verabreicht, und der künftige Verlauf der Geschicke ist leicht durchschaubar. Der Roman als solcher gibt hier nur die äußere Einkleidung her für die Idee der religiösen Toleranz, die hier auf darwinistischer Grundlage ruht. Und abgesehen von dieser Tendenz kann man den Roman als einen naturwissenschaftlichen bezeichnen, der sich als solcher den neuen archäologischen und sonstigen Gelehrtenromanen anreiht: er enthält viele geologisch-zoologisch-astronomisch-physikalische Kapitel, alle geistreich, oft blendend und stets mit dem philosophischen Hinblick auf den Kosmos geschrieben; aber die exacte Darstellung fällt oft ganz aus der poetischen Schilderung heraus; ebenso oft freilich erhält dieselbe eine correctere Zeichnung und ein seltenes Colorit durch die Verschmelzung des wissenschaftlichen Details mit der Anschauung der dichterischen Phantasie. Der Sturz in den Felsspalt des Gletschers und der Schiffbruch im Nebel: das sind solche nichts weniger als schablonenhafte, durchaus eigenartige Darstellungen. Es würde sich das Wissenschaftliche durch eine gelegentliche humoristische Färbung, wie bei Jean Paul, leichter genießbar erweisen: doch Jordan nimmt nur dazu einmal einen Anlauf, wo er seinen Käferjäger schildert; sonst hat der Sänger des Nibelungenepos einen etwas schweren, wuchtigen Schritt, einen feierlichen didaktischen Ernst, sodaß man bisweilen glaubt, unter dem Katheder Häckel's zu sitzen.

Die Handlung des Romans selbst ist sehr einfach: zwei Brüder aus einer in früherer Zeit adeligen Familie sind die Helden, Arnulf und Ulrich: ein Ahnherr hat den Adel abgelegt und sich dem Pfarrerberuf gewidmet; Ulrich ist in gleichem Amt thätig, Arnulf ein in Amerika umherschweifender Naturforscher: beide sind freisinnig; der erstere macht sich eine Theologie auf darwinistischer Grundlage zurecht; der zweite ist ein Darwinist de pur sang. Beide treffen mit der adeligen Verwandtschaft und der gräflichen Cousine zusammen: Ulrich errettet sie aus einer Gletscherspalte; sie erblickt in ihm eine Art von wunderthätigem Heiligen: aber die Neigung der beiden ist nur ein „Probepfeil". Erst in Arnulf, der die schöne Hildegard in Amerika kennen lernt, und der ihre Bekanntschaft in exacter, streng wissenschaftlicher Weise macht, indem er ihre Fußspuren im „Brandungsmalm" mißt, der nachher im Besitz dieses Maßes und der zoologischen Grundlage sicher auch ihr Herz erobert, indem er mit Hülfe der Studien über Seebären, Nordlichter, Sonnennebel und Seenebel sie aus einer frommen Katholikin zu einer aufgeklärten Darwinistin macht, hat sie den Rechten gefunden, der noch außerdem, was das Wichtigste für ihre Zukunft ist, sie bei einem Schiffbruch errettet. Ulrich bekehrt inzwischen eine schöne Jüdin aus orthodoxer Familie zu einem Christenthum, welches ebenfalls auf darwinistischer Grundlage ruht und von einer so überaus freien Auffassung zeugt, daß der Theolog seines Amtes verlustig geht; doch das ist wieder kein Unglück, denn Cäcilie ist reich. Daß die Apostel ihre Jüngerinnen heirathen, versteht sich von selbst: auch ist die Bekehrung nicht sonderlich schwer, wo Gott Amor mithilft. Wie optimistisch ist die Beleuchtung dieser ganzen Welt — alles wird glücklich; in Gletscherspalten und Meerestiefen läßt Jordan niemand zu Grunde gehen; er hat stets seine rettenden Engel zur Hand. Verhungernde Theologen gibt es nicht: für die ihres Amtes Entsetzten finden sich reiche Partien. Alles ist Theodicee, Apotheose; Juden, Katholiken, Theologen finden sich in schöner Toleranz zusammen unter dem Zeichen des alleinseligmachenden Darwin. Ein paar jesuitische Intriguanten planen einen Kinderraub: doch sie scheitern dabei, und diese Schatten gleiten nur flüchtig über die Bühne der Handlung.

Was die eigentliche Romantechnik betrifft, so ist Jordan nichts weniger als ein Meister derselben. Er hält es kaum für nöthig, uns in Spannung zu versetzen: die Vorgeschichte mit der Kunstreiterin und dem Knaben ist ohne sonderliches

Interesse; irgendwelchem dämonischen Gegenspiel ist nur so geringer Raum vergönnt, daß gerade dadurch die Theilnahme erlahmt. Und wenn wir einmal mit einer gewissen Erwartung an der Schwelle einer Entscheidung stehen, so werden wir durch irgendeinen seitenlangen Sermon des Autors ermüdet und aus dem Zusammenhang gebracht. Die Lösung durch das Circusspiel ist von einer gesuchten Romantik, und die Schlußkapitel sind schleppend und geradezu langweilig.

Wenn man also gegen den Erzähler Jordan die begründetsten Bedenken aussprechen muß, so besitzt er dafür ein hervorragendes Talent der Schilderung und der geistvollen Beleuchtung. Nach dieser Seite hin erhebt sich sein Werk über die Leihbibliothekenromane, und wenn seine Darstellungsweise mit ihren sprachschöpferischen Wendungen auch bisweilen manierirt erscheint, so hat sie doch Kraft, Mark und Eigenart. Die aparte Hirschkäferdame und der noch apartere Fußspurenmesser mögen gelegentlich die Parodie herausfordern: der geistige Inhalt des ganzen Werkes bleibt doch ein bedeutender.

Ein Optimist wie Wilhelm Jordan ist auch Oskar von Redwitz in seinem Roman „Haus Wartenburg" (Berlin, Hertz). Freilich sind einzelne Kapitel desselben mit schwarzem Trauerflor ausgeschlagen: doch was mehr ins Gewicht fällt, die Schlußtendenz ist eine versöhnliche. Die Conflicte bewegen sich hier auf dem Gebiet des aristokratischen Lebens: ein Aristokrat von altem Schlag, Graf Wartenburg, erlebt Unerfreuliches in seiner Familie, indem sein jüngerer Sohn Erich den Traditionen des Hauses ungetreu wird, sich den Wissenschaften widmet, ein eifriger Geolog wird und für einen Adel eintritt, der freudiger und kunstvoller Miterhalter und Mitarbeiter ist an der Freiheit, Ehre und Wohlfahrt des ganzen Volkes und in allen adeligen Tugenden ihm voranleuchtet. Er schlägt die Ehe mit der üppigen Tochter eines vornehmen, aber in Verfall gerathenen Fürsten aus und heirathet eine Gouvernante, die sich ihm selbst durch ihre Liebenswürdigkeit, den Lesern aber wenig genug durch ihre schlechten Verse empfohlen hat. Die Familiengeschichte ist sehr einfach; es fehlt romanhafte Verwickelung und Spannung; aber ein warmer gemüthvoller Ton, ein oft poetischer Hauch fesselt die Theilnahme. Ebenso sind die Charaktere gut gezeichnet: sowol der Graf und die Gräfin wie vor allem die alte Tante, die mit ihren französischen Brocken und ihrer sentimentalen, ewigen Liebe eine Art von weiblichem Königslieutenant ist.

„Altar und Kerker" von Otto Müller (3 Bde., Stuttgart, Bonz u. Comp.) ist ein historisches Gemälde in romanhafter Ausführung: der Verfasser hat nach genauen Quellenstudien gearbeitet, ja er legt Gewicht auf die geschichtliche Treue. Offenbar beschränkt er sich darauf, durch die poetische Einkleidung einzelne Situationen packender hervorzuheben und für einzelne nicht ganz aufgeklärte Zusammenhänge eine Ergänzung zu suchen, die zwar frei erfunden ist, aber doch der Wahrscheinlichkeit nahe kommt. Der Held des Romans, welcher zur Zeit der deutschen Demagogenverfolgungen spielt, ist der hessische Pfarrer Weidig, dessen Schicksal damals die allgemeinste Theilnahme erregte. Verhaftet als politisch verdächtig und compromittirt, wurde er von dem Untersuchungsrichter nicht nur mit großer Strenge behandelt, sondern auch geradezu empörenden Mishandlungen ausgesetzt, sodaß er sich, um diesen zu entgehen, im Gefängniß das Leben nahm. Otto Müller weiß für seinen Helden zu interessiren, dessen energievolle Persönlichkeit, frohmuthiges Selbstgefühl und unbekümmerte Zufriedenheit der Seele sich äußerlich in kräftigem Gliederbau und einfachen klaren Zügen ausprägt. Die Gefängnißscenen sind mit erschütternder Wahrheit geschildert; Spannung erregen die Befreiungsversuche, an denen sich auch brave Soldatenkinder betheiligen. Vorher schon sind die kleinstädtischen Zustände der Amtsgerichtsstadt ebenso köstlich geschildert wie die anmuthige Pfarridylle des entlegenen Dorfes. Charaktere, wie Weidig's schwärmerische Schwester Auguste, wie der satirische Caricaturenmaler Flambo, der edle Hofgerichtsaccessist Ernst von Diemar, beleben die Handlung in

anziehender Weise, während der brutale Bureaukrat Ruthart, der Peiniger Weidig's, allerdings an den Pranger gestellt wird. Müller liebt den echt epischen Grundton, die breite Entfaltung der Handlung: er mag für den jüngsten Zeitgeschmack darin zu weit gehen: doch er gibt ein vollständiges Gemälde des damaligen Lebens und auch die literarhistorischen und künstlerischen Tendenzen jener Zeit fehlen nicht.

Eine talentvolle Erzählerin ist Ossip Schubin, der aber gerade die epische Getragenheit der Darstellung fehlt und die sich im buntesten Lichterspiel von Reflexion und Schilderung, in einer hin- und herblitzenden Geistreichigkeit gefällt. Die Haute-Volée in Rom, diese Botschafter und Beamten der Botschaften, Fürsten und Fürstinnen und Ladies bilden in dem Roman „Unter uns" (2 Bde., Berlin, Paetel) die Lebenssphäre der Handlung. Die Heldin ist ein bürgerliches Mädchen, das von einem Aristokraten geliebt wird; dieser wagt indeß nicht, seine von einem vornehmen Bruder abhängige Existenz an diese Liebe zu setzen. Er bringt sie ins Gerede und tödtet den Bruder, der ihn zur Rechenschaft zieht, im Zweikampf. Später heirathet die Heldin einen ältern liebenswürdigen Aristokraten. Köstliche Genrebilder aus der Gesellschaft, satirische Streiflichter, warmes römisches Localcolorit zeichnen die in der psychologischen Motivirung oft skizzenhafte und springende Erzählung aus. Die lustige Sommergeschichte von derselben Verfasserin: „Bravo rechts" (Jena, Costenoble), hat dieselben Vorzüge: der Hauptheld Bravo rechts hat so wenig den Muth wie der Diplomat in „Unter uns", ein bürgerliches Mädchen zu heirathen; er ist ein Principienmann, an eine ebenbürtige Witwe von früher her gefesselt: am Schluß gelingt es ihm, sich freizumachen und seiner Herzensneigung zu folgen. Der Dialog ist geistreich, oft sprühend; hier wie in dem andern Roman eine Spielhagen'sche Polemik gegen die Aristokratie unverkennbar. Zu tadeln ist bei Ossip Schubin, daß sich die Handlung immer erst spät aus zersplitterten Skizzen zu einheitlichem Fortgange zusammenrafft.

Von neuen Novellensammlungen stellen wir in erste Linie „Das Buch der Freundschaft" von Paul Heyse (Neue Folge, 5. Aufl., Berlin, Hertz). Der Dichter sucht in den beiden Sammlungen eine These zu beweisen, daß „Freundschaft ein elementarer Naturtrieb sei, unverantwortlich und unergründlich wie jene Gewalt, die Mann und Weib in blinder Leidenschaft zueinander zieht". Wir wissen nicht, was Schiller's und Jean Paul's Freundespaare, was Posa und Carlos, Victor und Flamin und die andern zu dieser These sagen werden: nur muß, wer sie beweisen will, schroffe Gegensätze hervorsuchen, um seinen Beweis dadurch um so überzeugender zu machen. Paul Heyse neigt stets zu solchen etwas auf der Spitze stehenden Paradoxien: es hängt dies mit seinem in erster Linie novellistischen Talent zusammen; denn die Novelle ist die geeignete Form für Contraste und Paradoxien, da eine pointirte Fassung der Erzählung zu ihrem Wesen gehört. So darf es uns nicht wundern, wenn Paul Heyse in seiner ersten Sammlung uns die Freundschaft eines Zwerges und eines Riesen darstellt und die Handlung im Bereich der Meßbudenwunder vor sich gehen läßt. Der Held der Erzählung „Siechentrost", die im 14. Jahrhundert spielt, ist einer jener Ausgestoßenen, die als Pestkrankenpfleger von aller Welt gemieden werden und geächtet dahinleben, und der für sein Los durch die hingebende Freundschaft eines jungen Kaufmanns getröstet wird: natürlich bereitet sich dieser dadurch selbst den Untergang. „Die schwarze Jakobe", eine Vagabundin, eine verwahrloste Bauerdirne, die von Stufe zu Stufe sinkt, ist die enge Freundin eines adeligen Fräuleins. In den „Guten Kameraden" aber wird uns die alte Erfahrung bestätigt, daß eine Freundschaft zwischen einem Manne und einem jungen Mädchen nicht möglich ist, und daß die Natur sich nicht spotten läßt. Alle drei Novellen enthalten anmuthige Schilderungen, oft mit humoristischer und ironischer Färbung.

Die Novelle „Mayo" von Paul Lindau (Berlin, Schottländer) ist eine Frucht seiner amerikanischen Reise, und reich an eingehenden Schilderungen aus dem amerikanischen Westen in der Nähe des Coloradoflusses, sowie von San-Francisco. Die Liebe eines Indianermädchens zu einem Weißen bildet das Thema derselben; das gewagte Problem ist mit vieler Grazie behandelt. Daß Lindau jene Gegenden selbst gesehen, erkennt man an dem lebendigen Localcolorit: Land und Leute sind mit scharfer Beobachtungsgabe erfaßt und mit Gewandtheit dargestellt.

Ein ansprechendes Erzählertalent zeigt Moritz von Reichenbach (Gräfin Bethusy-Huc) in den zwei Novellen „Coeurdame" (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt). Beide Novellen spielen in den Kreisen der Aristokratie: die erste, „Loreley", hat eine problematische Frauennatur zur Heldin, die vielen Verehrern verhängnißvoll wurde. Sie liebt einen jungen Bildhauer; er trennt sich von seiner Verlobten, um mit der Gräfin zusammen zu leben: beide werden auf einem schweizer See, bei einer nächtigen Bootfahrt, von einem Dampfer überfahren. Die frühere Braut des Bildhauers heirathet einen ältern Regierungsrath. Die Schilderungen sind lebendig — in der Schlußkatastrophe liegt freilich eine ebenso bequeme wie gewaltsame Lösung der Verwickelung: doch die Loreley will ja ihr Opfer haben. Weniger interessant ist die zweite Novelle: die Frau eines gräflichen Gutsbesitzers, ein wenig femme incomprise, treibt insgeheim Schriftstellerei und gibt dadurch Anlaß zu allerlei Misverständnissen und Eifersüchteleien, die sich am Schluß freundlich lösen. Die Novelle hat den Titel „Das verlorene Paradies" von einer Erzählung der jungen Gräfin Irma. Moritz von Reichenbach beherrscht den gesellschaftlichen Conversationston und weiß ihren Salonbildern oft einen poetischen Hauch zu verleihen.

Wenige, aber durchweg bedeutende Erscheinungen können wir in dieser halbjährigen Betrachtung auf historischem Gebiete verzeichnen.

Seit langer Zeit harrte man auf den vierten Band von Theodor Mommsen's „Römischer Geschichte"; statt dessen erschien zur Ueberraschung der nicht eingeweihten Welt der fünfte Band (Berlin, Weidmann). Mommsen war der Ansicht, die Historiker des Alterthums hätten selbst den Kampf der Republikaner gegen die Cäsarische Monarchie so unübertrefflich dargestellt, daß er sich zum einfachen Abschreiber machen würde, falls er das gleiche Thema behandelte; auch seien die Monarchie und die Regentengeschichte gar oft schon geschildert worden. Er wollte hingegen etwas Neues geben und wählte darum die Geschichte der einzelnen Landestheile des Römerreiches von Cäsar bis Diocletian, zumal die Kaiserzeit wegen der mangelhaften Kenntniß dieser Specialgeschichten so oft falsch beurtheilt und dem Tadel preisgegeben worden ist. Mit der ihm im eminentesten Maße eigenen Sorgfalt und Pünktlichkeit sammelte er alles, was für die Darstellung des römischen Provinzialregiments die Ueberlieferung und die Denkmäler boten, ordnete den gewaltigen Stoff nach den Landschaften und gab zur leichtern Orientirung zehn Kiepert'sche Karten bei. Auf Stimmungsschilderungen und Charakterköpfe wollte er verzichten, Entsagung übend und mit Entsagung schreibend; aber unwillkürlich ist er doch manchmal diesem Vorsatze zum Gewinn des Werkes untreu geworden. Das Großartige der geschilderten Jahrhunderte hat er wesentlich darin erkannt, daß sich die Durchführung der lateinisch-griechischen Civilisirung in der Form der Ausbildung der städtischen Gemeindeverfassung, die allmähliche Hereinziehung der barbarischen Elemente in diesen Kreis Jahrhunderte hindurch ruhig, stetig und rührig entwickelte; unleugbar hat die Kaiserzeit gewirkt und geschafft, hierfür bürgen „die Ackerstädte Afrikas, die Winzerheimstätten an der Mosel, die blühenden Ortschaften der lykischen Gebirge und des syrischen Wüstenrands". Mit einem bewundernden Rückblick auf die Vergangenheit und einem bittern Gefühle für die Gegenwart spricht es Mommsen aus, daß gar manche Gegend in Ost und West

heute kaum ein Schattenriß von dem sei, was sie einst unter Roms Scepter gewesen. Es wäre anmaßend, an dieser Stelle Mommsen's neuestes Werk preisen zu wollen; jeder Leser wird dies selbst thun.

Alfons Huber gibt uns den ersten Band seiner „Geschichte Oesterreichs" (Gotha, F. A. Perthes). Gewiß ist, eine solche zu unternehmen, weit schwieriger als die Darstellung vieler andern Landesgeschichten, da Oesterreich ein künstlicher und kein natürlich entstandener Bau ist und das habsburgische Haus Nachbarstaaten nichtdeutscher Zunge unterwarf, als sie sich nicht mehr selbständig halten und ihre staatliche Aufgabe vollführen konnten; bedenken wir, daß diese Staaten alle ihre eigene Geschichte, ihre Institutionen, ihre ganz verschiedene Bevölkerung und socialen Zustände hatten! Huber ist eifrig bemüht, aller dieser Schwierigkeiten Herr zu werden, und aus dem vielgestaltigen Material ein einheitliches Werk zu schaffen. Aufs sorgsamste hat er alle Quellen ausgebeutet und die Literatur herangezogen, um zu zeigen, wie sich die heutigen staatsrechtlichen und ethnographischen Verhältnisse ergaben, wie Oesterreich ward, wie sich das deutsche Element und das Christenthum in Ungarn und den slawischen Ländern ausbildeten. In großen Zügen schildert er die Vorgeschichte bis zum 10. Jahrhundert; wir betreten mit ihm den Boden, der bestimmt war, mit der Zeit die österreichischen Ländergruppen zu tragen, ziehen vorüber an den Urbewohnern wie an den Römern und schließen uns der Völkerwanderung an, um Germanen, Avaren, Slawen und Hunnen kennen zu lernen; vor uns erheben sich und zerfallen das großmährische Reich, das bairische und das gewaltige Karolingerreich. Unter dem ersten und zweiten Otto wurden die Grundlagen der geschichtlichen Entwickelung der deutsch-österreichischen Lande gelegt, während in Ungarn und Böhmen einheitlich geordnete Reiche durch Stephan I. und Wenzel I. entstanden, vom Christenthum durchweht. Die bairische Ostmark, Oesterreich, beginnt im 10. Jahrhundert; ihr Herrscherhaus, die Babenberger, waren ursprünglich Schwaben und nicht, wie man bisher irrig annahm, Nachkommen jenes Adalbert, der unter Ludwig dem Kinde enthauptet wurde. Im Jahre 1063 ward mit der Ostmark die Neumark vereinigt, und nun war Oesterreich im Stande, seine Aufgabe zu erfüllen und die deutsche Ostgrenze zu schützen. Der vorliegende Band reicht bis zum Jahre 1278, wo Otakar II. von Böhmen mit seinem Versuche gänzlich scheiterte, die Herzogthümer im deutschen Südosten mit Böhmen zu verbinden. Die österreichische Monarchie hingegen entstand erst 1526 durch die Vereinigung Ungarns und Böhmens mit den österreichischen Erblanden; sie werden wir in der Folge kennen lernen.

Von dem früher von uns empfohlenen Werke Karl Wilhelm Nitzsch's: „Geschichte des deutschen Volkes bis zum Augsburger Religionsfrieden. Nach dessen hinterlassenen Papieren und Vorlesungen herausgegeben von Georg Matthäi" (Leipzig, Duncker u. Humblot), erschien der Schlußband, der dieselben Vorzüge, dieselbe Stoffbeherrschung, dieselbe Eigenartigkeit der Betrachtung bekundet und in gleich markiger und warmer Sprache zu uns redet wie die beiden frühern Bände. Er beginnt mit dem Tode Kaiser Heinrichs VI. und schließt mit dem Augsburger Religionsfrieden ab. Heinrich's VI. Hintritt entriß dem staufischen Hause den einzigen wahren Politiker und erschütterte sein ganzes System bis in die Grundfesten; Philipp konnte keinen Ersatz für ihn bieten, und im Bürgerkriege mit Otto wurden weltliche wie bischöfliche Ministeriale, die Heinrich im Zaume gehalten, zu selbständig. Otto IV. lenkte allmählich in die Bahnen der von ihm bekämpften staufischen Politik selbst ein, bis ihm in Friedrich II. ein furchtbarer Gegner erwuchs. Prächtig hat Nitzsch diesen Friedrich geschildert und dargelegt, wie seine Hauptkraft abseits von den deutschen Verhältnissen in der Monarchie Siciliens lag. In der nachstaufischen Periode traten auf Unkosten der alten Verfassung und des Kaiserthums die städtischen Republiken und die territorialen Fürstenthümer hervor; dabei aber geriethen die Städte und das Fürsten-

thum selbst miteinander in Kämpfe um den entscheidenden Einfluß auf die deutschen Geschicke, Kämpfe von Jahrhunderten. Ein so feiner Rechner auch Rudolf von Habsburg war, so konnte er doch die deutsche Krone seinem Hause nicht sichern und durch die Ermordung seines Sohnes Albrecht wurde die habsburgische Macht vernichtend getroffen. Der bedeutendste Kaiser der nächsten Zeit, Karl IV., ein musterhafter Administrator, konnte nur Böhmen in Blüte bringen, für Deutschlands Verfassung arbeitete er eigentlich resultatlos. Fortgesetzt entfaltete sich hier die Schlingpflanze des Particularismus, sie durchrankte das ganze Reich, und es erwies sich als absolute Unmöglichkeit, die gesammten Interessen unter eine Verfassung zu bringen; vielmehr zwangen die mannichfaltigen Gestaltungen der Gesammtheit Rücksichtnahme auf ihre Berechtigung ab. Und nun ergriff eine kirchliche Reformbewegung die Welt, die eines andern Herrschers zur Lösung bedurft hätte als des leichtlebigen Sigismund. Während Friedrich III. unfähig war, die deutschen Fragen zu ordnen, kämpften die Reichsfürsten nach wie vor mit den mächtigen Städten, und ihre Politik war siegreich, während die Machtstellung Deutschlands und seines Kaisers gegenüber dem Auslande völlig zerbröckelte. Auch die liebenswürdige Persönlichkeit Maximilian's I. konnte die Desorganisirung des Reiches nicht aufhalten. War aber die nationale Bewegung in Deutschland bei ihren Reformversuchen gescheitert, so warf sie sich nun vom politischen auf das religiöse Gebiet, um die herrlichste Frucht in der Reformation zu reifen. Karl V. war nicht im Stande, diese zu verstehen, denn er war kein Deutscher, sondern ein Spanier, der in der spanischen Atmosphäre lebte, dachte und fühlte. Trotz seiner Weltmacht und derjenigen seines Hauses breitete sich der Protestantismus rapid aus, wirkte allmählich aussöhnend im Streite der Fürsten und der Städte, und am Schlusse seines fesselnden Buches weist Nitzsch auf Preußen als den Staat hin, in dem Adel und Bürger sich zur Pflicht des Unterthans vereinigten. Gelegentlich der Erwähnung der Fugger (S. 384) möchten wir berichtigen, daß der Begründer dieses Welthauses Hans 1409 die doppelte Summe des angegebenen Vermögens hinterließ und der berühmteste Bankherr nicht Ulrich, sondern dessen Bruder Jakob der Reiche war.

Daß die Epochen, in denen sich das religiös-kirchliche Leben in Deutschland entwickelte, trotz chronologischer Entfernung in engem historischen Zusammenhange stehen, hat uns Ludwig Keller in „Die Reformation und die ältern Reformparteien. In ihrem Zusammenhange dargestellt" (Leipzig, S. Hirzel) recht nahe gebracht. Er beherrscht den oft spröden Stoff vollkommen, weiß ihn gefällig zu formen und in gediegener Gestalt aufzubauen, kennt genau alle Quellen und erleichtert den Gebrauch seiner Funde durch zwei Register. Als die Träger des kirchlichen Lebens in Deutschland erscheinen vor uns die Brüdergemeinden, die unter wechselndem Namen seit Jahrhunderten bekannt waren und vielfacher Verleumdung verfielen; sie selbst nannten sich einfach Christen und erhielten sich trotz aller Verfolgungen zähe am Leben. Keller schildert ihre Geschichte und die der ihnen enge affiliirten Bruderschaft der deutschen Bauhütte in den Hauptmomenten und macht zum Mittelpunkte seiner Untersuchungen ihre wichtigste Periode, das 16. Jahrhundert. Sein Buch ist ein belangreiches Quellenwerk für die Kirchengeschichte und von Interesse für die Vorgeschichte der Freimaurerei. Nacheinander rasten wir auf langer und gründlicher Wanderung bei den Waldensern, den Beghinen und Begharden, den Gottesfreunden, den deutschen Bauhütten und Werkleuten, bei Eckart, Tauler und Huß, bei den Brüdern in Böhmen und in der Schweiz, bei den Wiedertäufern, bei Staupitz und Luther, bei den Rosenkreuzern, Freimaurern und Pietisten.

Seit Robertson war der Versuch einer allgemeinen Geschichte Kaiser Karl's V. nicht mehr gemacht worden, jetzt hat ihn Hermann Baumgarten gewagt: „Geschichte Karl's V." (Bd. 1, Stuttgart, J. G. Cotta). Das Werk ist auf drei bis vier Bände berechnet, der vorliegende reicht bis 1521. Die Darstellung

bringt fast durchgehends bereits gedrucktes Material; wenig neue Entdeckungen kamen hinzu, aber Baumgarten füllte manche Lücke in der Literatur der verschiedenen Nationen über die geschilderte Zeit aus. Im Gegensatz zu den bisherigen Arbeiten über Karl betrachtet er genau seine Jugend, die Verhältnisse, in denen er groß ward, die Lage Europas, in die er eintrat, seine anfängliche Stellung zur Reformation u. dgl. Die Darstellung beruht vornehmlich auf den englischen Calendars. Sehr wichtig war die Benutzung der Diarien des Venetianers Sanuto und der Berichte des venetianischen Botschafters am kaiserlichen Hofe. Baumgarten weiß fesselnd zu erzählen, Dinge und Personen zu schildern; manches Porträt ist freilich wenig schmeichelhaft, wie das Leo's X., manches berichtigt das landläufige Urtheil wesentlich, wie das Machiavelli's. Karl selbst war, nach Baumgarten's Resultaten, ein Fürst ohne jede Genialität, der, obwohl von deutscher Cultur nur wenig berührt und niemals deutsch denkend, doch gewaltiger als irgendein anderer Monarch das Geschick Deutschlands und seiner ganzen Zeit bestimmte, ein Mächtiger auf Jahrhunderte hinaus, der in die fernste Zukunft wirken sollte.

Von katholischer Seite ist es Mode geworden, um Elisabeth's willen Maria Stuart zu rechtfertigen, und jede derartige Arbeit erregt darum bei dem ersten Anblick ein begreifliches Mistrauen. Vor uns liegt eine neue „Geschichte der Königin Maria Stuart. Erster Theil. Bis zum Beginn ihrer Gefangenschaft in England" (Gotha, F. A. Perthes). Der Verfasser, Heinrich Gerdes, der in diesem Bande Maria bis zum Jahre 1569 begleitet, spricht sie vom Morde König Heinrich Darnley's und andern Missethaten frei und schildert sie als edeln idealistischen Charakter, ohne Kenntniß von der Bosheit der Menschen und ohne politische Einsicht. Elisabeth ist nach ihm eine glatte Heuchlerin, Lethington und Melvil sind Schurken, Darnley ist eine feige Puppe, den der loyale Bothwell auf Anstiften Murray's und des Adels tödtet; Murray selbst ist der böse Geist, der ihr Leben vergiftet, nach ihrer Krone strebt und sie ins Verderben stürzt; der Adel drängt sie zur Ehe mit Bothwell, um Maria und diesen zu vernichten. All dies können wir nicht zugeben, wir glauben an Maria's Schuld wie an ihre Sühne. Hingegen erscheinen uns sehr beachtenswerth die Studien, die Gerdes über die berühmten Kassettenbriefe, die gegen Maria Zeugniß ablegen, gemacht hat. Er hält dieselben in ihrer gegenwärtigen Gestalt für unecht, nicht aber für total erfunden. Einen Theil davon nimmt er an als ursprünglich französisch geschriebene Briefe Darnley's an Maria, andere als schottische Briefe desselben aus Glasgow an sie. Die beiden sogenannten langen und kurzen Glasgow-Briefe erklärt er in ihrer jetzigen Gestalt für eine Fälschung, die wie alle andern von Murray ausging; es waren zwei Theile eines zusammengehörenden schottisch geschriebenen Briefes Maria's an Murray über Darnley. Gerdes sucht den Zusammenhang wiederherzustellen, und verfolgt im Detail das Verfahren des Fälschers, indem er, wie er glaubt, zur Evidenz Maria's Unschuld erweist. An den übrigen Kassettenbriefen wurde seiner Ansicht nach nur wenig gefälscht. Schließlich gibt er den Text, eine Uebersicht der Theile, die er darin für echt anerkennt, und macht auf die 1883 von Stevenson edirten Memoiren von Maria's Secretär Nau aufmerksam, die so heftig angegriffen worden sind, zur Entschuldigung Maria's aber von hoher Wichtigkeit sein müssen. Eine Reihe von Hypothesen wird ohne weiteres als gerechtfertigt angenommen, was den günstigen Eindruck der ernsten Forschung über die verhängnißvollen Briefe trübt.

Wiederholt hatte die verewigte Königin Elisabeth von Preußen Alfred von Reumont aufgefordert, das Leben ihres Gemahls zu beschreiben; jetzt erst entschloß er sich, von dem zu berichten, was er selbst erlebt und angeschaut hatte oder was in seiner nächsten Nähe vorgegangen war, und schrieb „Aus König Friedrich Wilhelm's IV. gesunden und kranken Tagen" (Leipzig, Duncker u. Humblot).

Reumont kannte den König persönlich seit 1836 und trat allmählich in sehr enge Beziehungen zu ihm und der hochbegabten Königin, die in mancher Hinsicht als seine Ergänzung gelten durfte. Aber in seiner Darstellung tritt Reumont mit seiner Persönlichkeit und seinen Erlebnissen zu sehr in den Vordergrund; seine äußerst interessanten Bekanntschaften, die bisweilen gar trocken aufgezählt werden, verführen ihn manchmal zu Abschweifungen von seinem Thema; dabei ist der Stil ungefällig und hart. Reumont geht vom streng katholischen Standpunkte aus und ist wol darum so ungünstig in seinem Urtheil über Bunsen, den er vom Piedestal zu stoßen sucht; er bewundert ungewöhnlich Pius IX., daneben Gerlach, Otto von Manteuffel und Ancillon, die wol kaum diesen Beifall verdienten; andere kommen weit schlimmer weg, selbst Alexander von Humboldt. Den König überschätzt Reumont in hohem Grade, zumal als Charakter, denn niemand konnte sich weniger charakterfest benehmen als Friedrich Wilhelm im März 1848 gegenüber der Revolution; auch als politischen Kopf stellt er ihn zu hoch, denn der König war zu sehr Romantiker, um ein echter Staatsmann sein zu können. Am besten ist Reumont die Beurtheilung Friedrich Wilhelm's in seinen Beziehungen zu Kunst, Wissenschaft und Literatur gelungen, auf welchen Gebieten er thatsächlich Bedeutendes geleistet hat, wie er ja manches von einer Künstlernatur besaß. Auch seine religiöse Seite wie seine deutsche Gesinnung sind warm und innig hervorgehoben.

Im Nachlaß des 1883 verstorbenen Ministerpräsidenten a. D. Otto von Manteuffel fanden sich zahlreiche vertrauliche und fast nur handschriftliche Berichte des Gesandtschaftsraths, dann Gesandten Preußens am Bundestage, von Bismarck, an diesen seinen Chef aus den Jahren 1851—58; dieselben bieten eine werthvolle Ergänzung der bisher von Poschinger publicirten Documente aus Bismarck's Zeit am Bundestage; das Nachschlagen wird durch Register erleichtert. Das bei S. Hirzel in Leipzig erschienene Buch bildet den 23. Band der Publicationen aus den königlich preußischen Staatsarchiven, ist vom Ritter H. von Poschinger herausgegeben und betitelt: „Preußen im Bundestag 1851—1859. Documente der königlich preußischen Bundestagsgesandtschaft. Vierter Theil." Wir erkennen überall Bismarck's Geist und Nerv in der einfachen und klaren Abfassung der Berichte, überall sein gesundes Urtheil; die Personenschilderungen sind glänzend, wir wollen nur auf die der Präsidialgesandten Thun-Hohenstein und Prokesch hinweisen.

Von der „Encyklopädie der neuern Geschichte" (Gotha, F. A. Perthes) sind jetzt 24 Lieferungen erschienen, die das von Wilhelm Herbst begründete verdienstvolle Unternehmen bis gegen den Schluß des Buchstabens L fortführen; auch in den neuen Lieferungen finden sich die alten wiederholt hervorgehobenen Vorzüge der fleißigen Mitarbeiter, die Artikel sind abgerundet und gewandt geschrieben.

Vom „Neuen Plutarch" (Leipzig, F. A. Brockhaus) erschienen der zehnte und elfte Band, drei politische und zwei literarische Lebensbilder enthaltend. Bernhard Kugler zeigt uns Wallenstein als einen eminenten Feldherrn, einen unübertroffenen Landesvater und einen Staatsmann voll Ideen, die freilich manchmal über das Ziel hinausschossen; ein Mann der verwegensten Speculation, konnte er nur befehlen, nicht gehorchen, war aber kein Verräther, und wurde zum Unheil Deutschlands durch eine niederträchtige Verschwörung gestürzt. In Tasso verehrt Italien seinen populärsten Dichter. Otto Speyer führt ihn uns vor, den hochstrebenden und hochbegnadeten Genius, die Feuerseele, die im Meere des Unglücks, wenn auch nicht des Wahnsinns, versank; vor der Zeit geistig und körperlich gebrochen, hinterließ Tasso das harmonische Vermächtniß im „Befreiten Jerusalem". In eigenthümlicher Weise schwankt das Urtheil über Napoleon III., seine Begabung und Bedeutung. Mit viel Talent hat Rudolf von Gottschall in Napoleon's widerspruchsvollem Charakter die Mischung entgegengesetzter Eigenschaften

nachzuweisen gesucht und erörtert, daß bei ihm das Gemüth tiefer angelegt als der Geist, daß selbst die Decembermorde u. dgl. nur Verirrungen eines excentrischen Gemüths gewesen seien; im Gegensatze zu seinem unerreichten Vorbilde Napoleon I. war Napoleon III. lebenslang ein Erzdoctrinär, der nach Formeln handelte, ein Ideolog, und betrachtete sich als die Incarnation der Napoleonischen Idee. Ziemlich trocken hat Martin Philippson „Friedrich II. von Preußen“ geschildert; doch würdigt er völlig seine epochemachende Größe für Preußen und Deutschland wie die lange verkannten Verdienste seines Vaters; zu ungünstig beurtheilt er seine Brüder August Wilhelm und Heinrich und die Königin Elisabeth Christine; was er von Finckenstein's Herkommen sagt, ist irrig; Cocceji wurde schon 1733 Justizminister, und der undankbar behandelte Staatsmann hieß Brenkenhoff. Ganz unmotivirt bricht Philippson die politische Geschichte des großen Königs bei dem Hubertsburger Frieden ab. Abgerundet ist das Bild Lessing's, neben Friedrich in Deutschland gewiß des größten Vertreters jenes Geistes, der das 18. Jahrhundert charakterisirt; Julian Schmidt malt ihn als den Todfeind aller Heuchelei, Halbwahrheit und Lüge, als den Friedrich, der unsere Geistesschlachten schlug, den Reformator unserer gesunkenen Literatur, die durch ihn den Weg nach Weimar fand.

Politische Revue.

18. Juni 1885.

Die wichtigste Thatsache der jüngsten Zeit ist der Rücktritt des englischen Cabinets Gladstone, das am 8. Juni im Unterhause eine Niederlage erlitt, nachdem frühere Abstimmungen, in kritischen Fragen der äußern Politik, trotz der heftigsten Gegnerschaft der Tories, zu seinen Gunsten ausgefallen waren. Es war den letztern wenig daran gelegen, in einer Zeit das Steuerruder zu ergreifen, wo es kaum möglich war, die verfahrene englische Politik in neue Bahnen zu lenken, oder den Geist Lord Beaconsfield's heraufzubeschwören, während England in allen Welttheilen einen Rückzug angetreten hatte, der hier und dort einer Déroute ähnlich war. Offenbar ist Gladstone selbst der Staatsleitung müde; er sieht, daß ihm in der innern und äußern Politik die Zügel aus der Hand gleiten, und will vielleicht die stille Schadenfreude genießen, zu sehen, daß seine Nachfolger, die ihn so heftig bekämpften, jetzt in den Bahnen seiner Politik weiter wandeln und das Facit derselben ziehen müssen. So stellte er selbst die Cabinetsfrage und machte sein Verbleiben im Cabinet von der Annahme der Erhöhung der Sprit- und Biersteuer abhängig, durch welche, ebenso wie durch eine Erhöhung der Einkommensteuer und anderer Abgaben, das Deficit von 3,690000 Pfd. St. gedeckt werden sollte: er wußte sehr wohl, daß gerade die Vertheuerung des Sprits und Biers einen Sturm heraufbeschwor, da die Tories, die Iren, die Radicalen einstimmig sich dagegen erklärten. Ganz vom Zaun war indeß die Erklärung Gladstone's betreffs seines Rücktritts für den Fall, daß der Antrag des Conservativen Hicks-Beach, wegen der Bier- und der Spritsteuer den Eintritt in die zweite Lesung des Einnahmebudgets abzulehnen, angenommen wurde, nicht gebrochen. Denn nur wenn das Parlament sich auch zu allen finanziellen Consequenzen seiner Politik bekannte, erfreute sich dieselbe in Wahrheit einer Unterstützung, welche seinem Cabinet die Dauer verbürgte. Dies war nicht der Fall, und Gladstone trat zurück. Am 12. Juni konnte er dem Unterhause mittheilen, daß die Königin sein Entlassungsgesuch angenommen und Lord Salisbury nach Balmoral zu sich beschieden habe;

am 17. Juni wurde das neue Cabinet Salisbury gebildet, dem auch Northcote und der Stürmer und Dränger Lord Churchill angehören.

Die auswärtige Politik Englands in den letzten drei Jahren ist nicht von großen Gesichtspunkten ausgegangen, und in jeder Hinsicht eine widerspruchsvolle gewesen. Im innersten Wesen war sie deutschfeindlich — und es ist charakteristisch für die Signatur unserer Epoche, daß solche Deutschfeindlichkeit für eine britische Politik überhaupt ein so entscheidendes Gewicht in die Wagschale werfen kann: vor Jahrzehnten waren die Berührungspunkte zwischen England und Deutschland so gering, daß, abgesehen von den Dänenkriegen, wo England in einseitigster Weise gegen Deutschland Partei ergriff, von Collisionen zwischen beiden Staaten kaum die Rede sein konnte. Doch wenn Gladstone das zu solcher Macht gelangte Deutschland niederhalten wollte, so konnte er das nur im Bündniß mit Frankreich und Rußland thun — und ein solches Bündniß stand anfangs jedenfalls auf seinem politischen Wunschzettel: doch die Macht der Verhältnisse brachte es bald dahin, daß sowol Frankreich durch das Vorgehen Englands in Aegypten aufs empfindlichste verletzt und in das feindliche Lager gedrängt wurde, als auch die Beziehungen mit Rußland, welche Gladstone durch seine bekannte Meerfahrt zum Zaren seinerzeit mit einer gewissen heimlichen Romantik inaugurirt hatte, sich in einer Weise lockerten, daß ein Krieg zwischen den beiden Staaten eine Zeit lang unvermeidlich schien. So steht England jetzt ganz isolirt da, wenn man von seiner Bundesgenossenschaft mit Portugal und Italien absieht, die ihm in West- und Ostafrika bisher wenig Früchte gebracht hat. Der siegreiche Protest der Congoconferenz, welche Frankreich und Deutschland in schöner Einigkeit zeigte, gegen die von England unterstützten Forderungen Portugals, die Congomündungen ausschließlich mit Beschlag zu belegen und so den Handelsverkehr für die übrigen Staaten abzuschließen, war eine empfindliche Niederlage für Gladstone: einmal war damit der Eintritt Deutschlands in eine großartige Colonialpolitik entschieden, und dann sah Gladstone die ganzen Cirkel seiner diplomatischen Weisheit zerstört, indem die Staaten, die er miteinander zu verfeinden suchte, gemeinsam gegen ihn Front machten. Die Gehässigkeit, mit der England überall die deutschen Colonialbestrebungen bekämpfte, hatte ebenso wenig Erfolge aufzuweisen: dem Nachdruck gegenüber, womit die deutsche Politik auftrat, war für England überall ein durch diplomatische Abmachungen schlecht verdeckter Rückzug geboten.

Der Rückzug — das ist auch in Ostafrika und in Centralasien die Losung der englischen Politik geworden. Was nützen ihr die Italiener am Rothen Meer, nachdem Khartum von den Truppen des Mahdi erobert, Kassula bedroht, der ganze Sudan preisgegeben ist! Das gewaltthätige Bombardement Alexandrias, der Sieg bei Tel-el-Kebir, die Besetzung Kairos: das schienen Anläufe neuer Politik im Stile Disraeli's zu sein, und es lag etwas von Genie der Usurpatoren in der Schnelligkeit und Energie, womit England seine Hand auf Aegypten legte. Doch es blieben Anläufe; die zögernde Krämerpolitik trat wieder in ihre Rechte; es fehlten alle großen Perspectiven. Die Niederlage Hicks-Pascha's bei El-Obeid am 4. Nov. 1883 bezeichnet diesen Wendepunkt, wo die englische Politik sich von ihren höhern Zielen lossagte und in der Beschränkung den Meister zeigen wollte. Nachdem sie in Arabi die keck sich vorwagende Avantgarde des Panislamismus besiegt, wich sie vor dem Hauptheer des Mahdi zurück. Es folgte eine Reihe schwankender Maßregeln: die Expedition nach Suakim, die resultatlosen Kämpfe mit Osman-Digma, die Sendung Gordon's, und nachdem dieselbe als gescheitert zu betrachten war, die verspätete Mobilmachung in Aegypten, Wolseley's Marsch durch die Wüste, die Gefechte mit den Arabern, und der vollständige Rückzug, nachdem Gordon durch die Hände der Rebellen gefallen und Khartum von ihnen erobert worden war. Welchen Nutzen soll jetzt die von England unterstützte Colonialpolitik Italiens am Rothen Meer gewähren, die voraussichtlich in

Conflicte mit Abessinien gerathen, und auch für das Apenninenland fruchtlos bleiben wird.

Doch auch in Bezug auf Aegypten selbst hat die englische Politik Niederlagen zu verzeichnen, indem die andern europäischen Cabinete sich durchaus nicht dazu verstehen wollen, die ausschließliche Machtherrschaft Englands am Nil anzuerkennen. Als der Chedive das Liquidationsgesetz von 1880 beiseiteschieben, den Zinsfuß herabsetzen und eine neue Anleihe aufnehmen wollte, um die Verwaltungskosten und nothwendige öffentliche Arbeiten in solcher Weise zu bestreiten: da verlangten die europäischen Mächte auf der Londoner Conferenz Garantien, welche England nicht zugestehen wollte, und als der Chedive die an die Staatsschuldenkasse zu zahlenden Beträge ohne weiteres zurückhielt, protestirten die Cabinete. Die Vereinbarung, durch welche die Garantiemächte die Aufnahme einer neuen Anleihe und einer fünfprocentigen Couponsteuer dem Chedive bewilligten, ist noch immer nicht in Kraft getreten, und als der Chedive durch das Decret vom 12. April eine fünfprocentige Couponsteuer eigenmächtig anordnete, protestirten die Mächte abermals, und der Fürst mußte sein Decret zurückziehen: lauter Niederlagen für England, das ja hinter ihm stand und diese Maßregeln soufflirt hatte. So findet das neue Ministerium auch in Aegypten keine vollkommen zu Englands Gunsten geklärte Situation.

Und der Rückzug in Centralasien ist doch kaum zu verdecken — was kann das Ministerium Salisbury anderes thun, als die noch immer schwebenden Verhandlungen mit Rußland wegen der afghanischen Grenze so rasch wie möglich zu Ende zu führen, und dann abzuwarten, ob die Karte in Asien noch einmal zu Englands Gunsten umschlägt, indem der russische Vormarsch gelegentlich wieder aufgenommen wird und dann Angloindien statt leerer Kriegsdrohungen den Russen den ernstgemeinten Krieg erklären darf.

Daß für Rußland der englische Cabinetswechsel, obschon sich kaum annehmen läßt, daß die Tories den Kriegspfad betreten werden, von tiefeingreifender Bedeutung ist, darüber lassen die russischen Blätter keinen Zweifel übrig. Vor allem ist man besorgt, daß die Tories die Türkei und Oesterreich-Ungarn, welche das Cabinet Gladstone mit unverhohlener Antipathie betrachtete, wieder für das englische Interesse gewinnen könnten. Das erscheint bedenklich, wenn die russische Politik in Centralasien einen Anlauf nehmen würde, zur nächsten Etappe vorzurücken: vorläufig hat Gladstone Zugeständnisse gemacht, die sich schwerlich widerrufen lassen.

Doch nicht blos diese Politik der Rückzüge, die von einem sehr großen Theil der englischen Nation mit entschiedener Misbilligung aufgenommen wurde — auch die Uneinigkeit des Cabinets in Bezug auf die innern Angelegenheiten ließ Gladstone einen Anlaß willkommen erscheinen, von der politischen Schaubühne zurückzutreten. Ueber die irischen Verhältnisse ist dieser Zwiespalt ausgebrochen. Das Ausnahmegesetz für Irland, die Crimes-Act, ist im Herbst abgelaufen: die Radicalen im Cabinet wünschen keine Verlängerung oder Erneuerung desselben, während die Liberalen, besonders der Vicekönig von Irland, die Fortdauer strengerer Bestimmungen für die Ruhe des Landes unerläßlich finden. Chamberlain und Dilke wollen aber nur dann zu dieser oder jener Ausnahmebestimmung ihre Einwilligung geben, wenn in der nächsten Session das irische Selfgovernment ausgedehnt wird. Auch das Project Gladstone's, durch Staatszuschüsse den Uebergang der irischen Pachtgüter in das volle Eigenthum der Pächter zu erleichtern, wollen sie nur zugleich mit der Frage über die Autonomie Irlands behandeln. Die nothwendigsten Bestimmungen der Crimes-Act zunächst nur auf ein Jahr zu erneuern und mit dem neugewählten Parlament die großen Hauptfragen des irischen Staatsrechts zu berathen: darin schienen die beiden Parteien des Cabinets zuletzt eine Verständigung gefunden zu haben, durch welche der klaffende Riß nothdürftig ver-

klebt wurde. Doch Freude mochten dem greisen Gladstone diese Differenzen im Cabinet ebenso wenig bereiten, und konnten ihn nur in seiner Abneigung gegen die Fortführung der Geschäfte bestärken.

Der Aufstand der Mischlinge in Canada gegen die englische Regierung ist durch einen Sieg der Regierungstruppen und die Gefangennahme Riel's erledigt. Diese ist eine Verlegenheit für die Regierung: die englische Bevölkerung verlangt die Hinrichtung des Hochverräthers; die Franzosen haben Sympathie für ihn; bestanden doch seine Truppen meistens aus Franzosen oder Männern französischer Abkunft, aus Mischehen mit Indianerweibern. Die Beschwerden dieser durch Landspeculanten ausgebeuteten und zurückgedrängten Bevölkerung, die zum Theil aus den Nachkommen der alten Jäger der Hudsoncompagnie bestand, sind keineswegs ungerechtfertigt, und die Regierung wird ihr hierin entgegenkommen müssen. Ein allzu strenges Vorgehen würden aber einen abermaligen Aufstand zur Folge haben, und da die Indianer denselben mehr als den jetzigen unterstützen würden, so drohten in Canada Verwickelungen, denen die nur über eine beschränkte Heeresmacht gebietende Regierung nicht gewachsen wäre.

In Frankreich ist das große Ereigniß des Tages ein anscheinend unpolitisches: das Begräbniß Victor Hugo's, eines Dichters, der seit Jahrzehnten in Europa für den größten Dichter Frankreichs, in Frankreich für den größten Dichter Europas gilt. Wenn man dabei eine Kundgebung der Anarchisten befürchtet hatte, so war diese Furcht unbegründet: die wenigen rothen Fahnen, die erschienen waren, wurden von der Polizei ohne Mühe und Kampf beseitigt: Scenen, wie sie neuerdings auf dem Père-Lachaise bei den Gräbern der Communards stattfanden, blutige Scharmützel zwischen der Polizei und den Trägern der rothen Fahnen wiederholten sich nicht bei dem Begräbniß des großen Dichters: es war eine Todtenfeierlichkeit von hoher nationaler Bedeutung; am Sarge Victor Hugo's verstummte der Hader der Parteien. Und gerade, daß der Dichter im Laufe eines langen Lebens den Wandel der politischen Schicksale Frankreichs durchgemacht, nicht ohne selbst davon mit berührt und ergriffen worden zu sein, daß er seine Lyra den verschiedensten Parteien gewidmet: das stellte ihn nach seinem Tode auf eine höhere Warte, als auf die Zinne der Partei. War er trotz seiner Vielseitigkeit und Wandelbarkeit doch nie ein feiler Poet gewesen, der seine Ueberzeugung um äußerer Interessen willen verrathen hätte: doch einerseits das Bedeutende und Große, andererseits das Elegische und Tragische im Geschick der hervorragenden Männer, mochten sie das Lilienbanner der Bourbons oder den Kaisermantel der Napoleone tragen, begeisterte seine Muse. Darum konnten die Legitimisten ihre Fenster und Balkons im Faubourg Saint-Germain weit öffnen und den vorbeipassirenden Leichenzug mit Andacht verfolgen: hatte der Dichter, den sie zu Grabe trugen, doch Ludwig XVII., Ludwig XVIII., Karl X. besungen, hatte er doch dem Genie eines Châteaubriand eine große Ode geweiht! Und die Bonapartisten mochten seine glühende haßerfüllte Feindschaft gegen Napoleon III., wie sie sich in den „Châtiments" ausspricht, vergessen, in Erinnerung an die Hymnen, in denen er Napoleon I., die Vendômesäule, die beiden Inseln, die Rückkehr des Kaisers, d. h. seiner Leiche, von Saint-Helena verherrlichte; selbst die Orléanisten mochten den Gesang zur Feier der Todten des Juli ihm gutschreiben. Seit Jahrzehnten aber war der Dichter ein begeisterter Republikaner; der Verfasser der „Misérables" hatte ein Anrecht, auch von den Rothen gepriesen zu werden: so konnten sich alle Parteien an seinem Sarge die Hände reichen. Dann aber war ja Victor Hugo ein großer Patriot, welcher dem pariser Größenwahnsinn in Gedichten und Reden wahrhaft cyklopische Mauerwerke aus unbehauenen Riesenquadern errichtet, und an diesen hyperbolischen Bauten für die Sieger der Année terrible wenig schmeichelhafte Reliefs angebracht hat. Das erst machte ihn zu einem Volksmann, den selbst die patriotische Liga der

Deroulède mitfeiern konnte. Aus allen diesen Gründen war die Leichenfeier Victor Hugo's die großartigste der Republik; denn selbst einem Gambetta standen feindliche und haßerfüllte Parteien gegenüber.

Vom Arc de l'Etoile zum Panthéon — das war das Programm der Leichenfeier. Unter dem Triumphbogen stand der Katafalk des Dichters. Hier sprachen der Präsident des Senats und des Abgeordnetenhauses, Emile Augier im Namen der Académie française, und dann der Unterrichtsminister. Darauf setzte sich der Zug in Bewegung: Hunderttausende andächtiger Zuschauer füllten die Champs-Elysées, die Place de la Concorde und die Straßen, die zum Panthéon führen. Die hohen Beamten des Staates und der politischen Körperschaften, die Akademie, die Generalität, die gelehrten Corporationen und die Vertreter des Richterstandes, zahlreiche Deputationen bildeten die 20 Abtheilungen des Zuges, von denen jede ein Musikcorps hatte. Die Betheiligung der Armee war eine großartige: die Linieninfanterie bildete Spalier vom Arc de l'Etoile bis zum Panthéon, die republikanische Garde zu Fuß und zu Pferd, ein Regiment der Linieninfanterie marschirte im Zuge mit; die Kanonen des Mont-Valérien und des Invalidendomes feuerten von Minute zu Minute Trauersalven ab. So gelangte der Zug ins Panthéon, welches Grévy durch ein Decret der Heiligen Genoveva entrissen und wieder zur Begräbnißstatt der großen Männer Frankreichs geweiht hat. „Aux grands hommes la patrie reconnaissante" — die alte Inschrift kam wieder zu Ehren; die Schutzheilige Trochu's, die heilige Genoveva, wurde abermals depossedirt, wie zu den Zeiten der ersten Revolution.

Für diese erhebende und großartige Trauerfeierlichkeit hatte ein nicht unbeträchtlicher Theil der deutschen Presse nur Hohn und Spott — und doch sollte das ehemalige Volk von Denkern und Dichtern Respect fühlen vor der nationalen Einmüthigkeit, mit welcher eine Nachbarnation einen großen Dichter ehrt. Mag derselbe immerhin in einer Zeit des Kampfes ein Hoherpriester des Chauvinismus und der Deutschfeindlichkeit gewesen sein: davon vermögen auch seine Gegner noch am ersten abzusehen im Hinblick auf seine sonstige geistige Bedeutung: aber die Unterschätzung höherer schwunghafter Poesie in einer Zeit, in welcher die untergeordnete Genremalerei, die Stillen und die Kleinen im Lande von ästhetischer Engherzigkeit verherrlicht wurden, die Uebertreibung einer berechtigten Kritik, welche die Ueberschwenglichkeiten des Stils und die Abenteuerlichkeiten einzelner Paradoxien ausreichend findet, um einen Dichter wie Victor Hugo gegen die Poeten der correcten Richtigkeit zurückzusetzen: das ist es nicht allein, was die deutsche Kritik gegenüber einem hervorragenden und genialen Dichter eine so nörgelnde und misgünstige Rolle spielen läßt: es ist auch der Aerger darüber, daß die Franzosen sich bei dieser Gelegenheit als eine echte Culturnation bewähren, in welcher alle Stände und Klassen der Gesellschaft dem Cultus des Genius huldigten Hätten wir einen Victor Hugo in Deutschland, jeder Politiker, jeder höhere Staatsbeamte, jeder General würde sich für eine bedeutendere Größe halten, als dieser, der doch nur ein Dichter ist, und vor allem würde die Armee, da er zum „Civil" gehört, sich von einer Leichenfeier fern halten; keine Regimenter würden marschiren, keine Kanonen donnern — das alles wäre im Deutschen Reich eine Unmöglichkeit. Nach unserer Ansicht hat die französische Republik durch das großartige Leichenbegängniß Victor Hugo's gezeigt, daß sie die höhern idealen Interessen einer Nation in hervorragender Weise zu schätzen und zu wahren weiß.

Im übrigen gewinnt auch die Republik jetzt an innerer Festigkeit. Als am 4. Juni der Antrag der Deputirten Delafosse und Laissaut, das Cabinet Ferry unter Anklage zu stellen, von der Deputirtenkammer abgelehnt wurde, gab eine compacte Mehrheit den Ausschlag. Die Ablehnung fand statt mit 308 Stimmen gegen 141. Wenn eine solche Mehrheit sich aus den entgegengesetzten Lagern zusammenfindet, so mag ihre Bedeutung nicht hoch angeschlagen werden: diesmal

aber bestand die Minderheit aus den heterogenen Gruppen der Rechten, der äußersten Linken und einem Theile der Radicalen, während die Mehrheit annähernd gleichartig war und nur aus Republikanern bestand. Es ist dies eine Mehrheit, auf welches das Cabinet Freycinet sich zu stützen vermag. Die Vertheidigung Ferry's, mit welcher Brisson die Anklage abwehrte, wandte sich gerade an die Einigkeit der Republikaner, welche vergangene Streitigkeiten vergessen sollten. Es handelte sich übrigens nicht um ein Vertrauensvotum für das Cabinet Ferry, das ja manche Fehler begangen hatte — die Kammer, die es am 30. März gestürzt, konnte ihm ein solches am wenigsten ausstellen. Doch eine Anklage wegen politischer Verbrechen wollte dieselbe um so weniger zugeben, als sich die Politik des neuen Cabinets im ganzen in denselben Gleisen bewegte.

Am 8. Juni wurde das Listenwahlgesetz vom Abgeordnetenhause mit allen durch den Senat vorgenommenen Veränderungen, deren Grenzen nicht zu tief einschneidender Art waren, genehmigt. Der Senat machte der Kammer sogar ein Zugeständniß, das diese nicht für sich selbst in Anspruch genommen hatte, indem er jedem Departement eine Vertretung von mindestens drei Deputirten zugesteht, von dem Gedanken ausgehend, jedes Departement müsse in der Kammer zahlreicher vertreten sein als im Senat. Die Kammer acceptirte diese Verbesserung mit Dank. Wie die neue Wahlordnung mit dem Listenscrutinium functioniren wird, das werden die nächsten Wahlen zeigen.

Die Reichsrathswahlen in Oesterreich führten zu heftigen Parteikämpfen in den Ländern mit gemischter nationaler Bevölkerung. Das Resultat derselben ist zwar insofern den Deutschnationalen ungünstig, als sie etwa 20 Sitze verloren haben: aber die gegenwärtigen Regierungsparteien haben trotzdem noch immer keine Zweidrittel-Majorität gewonnen, wodurch sie allein in den Stand gesetzt würden, die Verfassung zu stürzen und die Stellung des Deutschthums im Staate Oesterreich vollständig zu untergraben. Die deutschen Liberalen und die deutschen Klerikalen, die sich in den Alpenländern befehdeten, haben im ganzen ihren frühern Besitzstand behauptet, die Deutschen sogar einige Stimmen gewonnen; dagegen haben in Böhmen und Mähren die Czechen, in Krain und Kroatien die Slowenen den Deutschen einige Mandate entrissen. In Böhmen mag der Verlust sich auf etwa 11 Sitze erstrecken; in dem slawischen Prag ist aber ein deutscher Abgeordneter, Dr. Schmeykal, mit 1803 Stimmen gewählt worden, während die Czechen ihre zwei Abgeordneten nur mit je 1593 und 1523 Stimmen durchbrachten. Ungünstig stellten sich die Wahlergebnisse in Oesterreichisch-Schlesien; in den Landgemeinden Teschen und Troppau wurden slawische Klerikale gewählt. Daß in Galizien neben 62 Polen nur ein einziger Ruthene zum Abgeordneten gewählt worden ist, mag den Anhängern der panslawistischen Völkerverbrüderung zu denken geben. Durch das neue Wahlgesetz ist die Betheiligung einer weit größern Zahl von Wahlberechtigten ermöglicht worden. Die Ausdehnung der activen Wahlberechtigung auf alle Staatsbürger, die 5 Gulden Steuern zahlen, ist ein Verdienst des Grafen Taaffe; mögen auch immerhin die Deutschen dagegen protestiren, weil sie zunächst mehr der slawischen Bevölkerung zugute kommt.

Das Deutsche Reich hat zwei schmerzliche Verluste zu beklagen: zwei ruhmgekrönte Feldmarschälle, Prinz Friedrich Karl und Freiherr von Manteuffel, sind plötzlich gestorben: der erstere auf seinem Schloß Glienicke am 15., der letztere in Karlsbad am 17. Juni. Die Reihen der Paladine des Kaisers lichten sich: gewiß zum tiefen Schmerz des greisen, jetzt selbst oft kränkelnden Monarchen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig.
Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Ein Letzter Wille.

Novelle

von

Benvenuto Sartorius.

(Fortsetzung.)

IV.

Wochen waren seit jenem ersten Besuch in der Ricard'schen Villa verstrichen, und noch immer finden wir unsern Freund in seinem kleinen Hôtel garni an der Plage von Granville. Die Küste mußte wirklich ganz ungewöhnliche Schätze bergen, denn aus dem anfänglich auf zehn Tage bestimmten Aufenthalt war ein Monat geworden, und der junge Gelehrte dachte noch nicht daran, seinen Standort zu wechseln. Die in Saint-Malo seiner harrenden Briefe aus der Heimat hatte er sich nach Granville senden lassen, und so finden wir ihn an einem außergewöhnlich warmen, fast an die Sommerhitze gemahnenden Octobertage in die Lektüre eines umfangreichen Briefes vertieft auf dem kleinen Balkon vor seinem Zimmer. Es war die Antwort auf seinen ersten und einzigen, dem Freunde gesandten Reisebericht. Der alte Universitätsfreund pries ihn glücklich wegen seines freien, ungebundenen Wanderlebens. „Während ich mich für die Menschheit aufopfere", hieß es darin, „und mich bemühe, den blöden Backfischchen unserer haute finance die ersten Begriffe ihrer gesellschaftlichen Pflichten beizubringen, hast Du dort die schönste Gelegenheit, Friedensunterhandlungen mit unsern reizenden Feindinnen anzuknüpfen, deren Feindschaft nach unserer bekannten Siegertheorie doch immer mit bedingungsloser Capitulation endet! ... Ad vocem Capitulation: hat Dein schönes Fischermädchen schon capitulirt? Die Geschichte hat mich sehr gepackt, und hoffe ich, bei meiner Dir bekannten Wißbegierde, stark darauf, daß Du Deine geheimnißvolle Mondscheinskizze demnächst durch eingehende Details commentiren wirst.

„Der Inhalt Deines Briefes, dessen Vorlesen in der Kneipe stürmischen Jubel erregte, hat unsern genialen Zeichner Staps zu einer neuen Composition begeistert, die nunmehro als Hauptzierde unsers «Salons» über dem Kneipcomment prangt. Dieselbe ist eine Interpretation des Heine'schen Liedes: «Du schönes Fischermädchen, komm, treibe den Kahn ans Land!» Die Fortsetzung wirst Du wol besser kennen als ich! Weiß der Teufel, mir ist ganz heiß geworden, während ich dies niederschreibe! Sobald ich die Augen zudrücke, sehe ich Dich mit dem reizenden Naturkinde «kosen Hand in Hand» — Du Beneidenswerther!"

Mit diesem Stoßseufzer schloß der Brief. Karow faltete ihn nachdenklich zusammen und schob ihn ins Couvert zurück.

„Das schöne Fischermädchen“ ... hatte er ihrer überhaupt noch gedacht? Hatte nicht das Bild der jungen Aristokratin, mit der er kurz darauf zusammengetroffen, die er seitdem täglich gesehen, längst jene traumhaft flüchtige Erscheinung aus seinem Gedächtniß verwischt?

Er schloß die Augen und versuchte es, sich die Ereignisse jener Mondscheinnacht wieder zu vergegenwärtigen ... vergebliches Beginnen! Immer waren es die feinen vergeistigten Züge der jungen Marquise, die ihn aus der rauhen Schiffergewandung anblickten, waren es ihre Augen, die ihm entgegenleuchteten, übermächtig ihn zu sich hinziehend und doch wieder so unnahbar stolz den Fremden, dessen Volk sie zur Witwe, ihren Knaben zur vaterlosen Waise gemacht, von sich fern haltend.

„Desirée!“ murmelte er schmerzlich und hob unwillkürlich die Hand, als wolle er den Schatten hinwegscheuchen, der so unverrückbar drohend zwischen ihm und der Geliebten stand.

„Bah! was kümmert Dich diese Feindschaft, die doch immer mit bedingungsloser Capitulation endet!“ tönten die leichtfertigen Worte des Freundes in seinem Ohr. Ein heiliger Zorn überkam ihn bei dem Gedanken an den eben durchlesenen Brief, der ihm wie eine Profanation seines besten Wollens und Empfindens erschien. Wie oft hatte er in früherer Zeit ähnliche Aeußerungen des Freundes vernommen, ohne daß sein Inneres sich dagegen aufgelehnt! — Doch welch ein Unterschied zwischen dem von harmlosem Lachen begleiteten gesprochenen Wort und den todten, kalten Schriftzügen, die so frivol, so cynisch den Leser anglotzten und all die innern Kämpfe der letzten Wochen, die verborgenen Wunden seines Herzens, aus Tageslicht zerrten.

Heftig zerriß er den Brief in kleine Fetzen, die vom Balkon langsam auf die staubige Straße hinabfielen. In Gedanken verloren, starrte er den kleinen weißen Zetteln nach, wie sie, müden Schmetterlingen gleich, langsam am Boden hinflatterten, gegen den Staub ankämpften, um doch alle in der grauen, wirbelnden Masse unterzugehen.

„Das Schicksal des menschlichen Geistes“, murmelte er bitter, da auch der letzte weiße Punkt seinen Blicken entschwunden war; „unser ganzes Denken und Arbeiten, was ist es anderes, als ein steter Kampf mit dem Staube der Alltäglichkeit, der Gemeinheit! — aber der Staub ist mächtiger als wir, und wir alle gehen darin unter — «von Staub bist du genommen, zu Staub sollst du werden»! Wie oft hörte ich es aus des Vaters Munde auf dem kleinen Kirchhof unsers Städtchens, und der Schauer, der damals den Knaben überlief, war das unbewußte «sich Auflehnen» der erwachenden Seele gegen die vernichtende Gewalt dieses unerbittlichen, des Menschengeistes unwürdigen Naturgesetzes.“

„Doch wohin bin ich gerathen!“ sagte er jetzt fast laut, sich das Haar aus der hohen Stirn streichend, und erhob sich von seinem Sitz. „Die Sonne steht hoch am Himmel, und in der Villa wird man den Leiter der großen «überseeischen» Expedition vermissen!“

Ja, Dr. Karow war in der kurzen Zeit der Hausfreund der Familie Duchamps geworden. Wie es alles so gekommen — wol keiner wußte es zu sagen, am wenigsten der junge Gelehrte selbst, dessen schlichter Geradheit sowol das Befremden in den Augen der alten Marquise, das seinen so bald und so häufig wiederholten Besuchen galt, wie auch die allmähliche Aenderung ihres Benehmens ihm gegenüber entgangen war.

Anfangs hatte die stolze Aristokratin ein argwöhnisches Mistrauen gegen den bürgerlichen Eindringling an den Tag gelegt und denselben bei seinen sich immer mehr in die Länge ziehenden Besuchen mit so ausgesuchter Förmlichkeit behandelt, daß jeder andere an seiner Stelle auf eine Wiederholung derselben verzichtet haben würde, noch dazu, da die junge Marquise ihn gänzlich zu ignoriren schien und bei den oft sehr lebhaften Debatten meist eine stumme Zuhörerin abgab. Selbst ihrer Schwiegermutter schien die verletzende Theilnahmlosigkeit aufzufallen; denn sie ward in demselben Grade entgegenkommender gegen den Fremden, dessen wohlthätiger Einfluß auf René ihrem klaren Blick nicht entgehen konnte. Der schnell fassende Knabe eignete sich in dem täglichen Umgang mit dem gelehrten Freunde spielend eine Fülle von Wissen an, die dem heranwachsenden Manne dereinst von unschätzbarem Werth sein mußte. Abgesehen davon, war ihr selbst bald der tägliche Gedankenaustausch mit dem philosophisch gebildeten Deutschen ein Bedürfniß geworden. Verwöhnt durch den jahrelangen Aufenthalt in Paris, diesem Centralpunkt intellectuellen Lebens, durch den dort gepflogenen Umgang mit den ersten Geistern auf allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst, sah sie sich hier auf die Unterhaltung eines Dr. Ricard beschränkt, eines Mannes, der in der getreuen Wiedergabe kleinstädtischen Klatsches seine Erholung suchte und fand, und der jeden Versuch ihrerseits, das Gespräch auf ein Thema von tieferm Gehalt zu lenken, durch ein seichtes Witzwort aus dem Felde schlug. Die kluge klar denkende Frau fühlte etwas wie einen geistigen Heißhunger, und nachdem sie — so meinte Karow — ihre aristokratischen Vorurtheile überwunden, lebte sie förmlich auf in dem geistigen Verkehr mit einem redlich nach dem Grunde alles Seins forschenden, ernsthaft denkenden Manne, der seinerseits die umfassenden Kenntnisse und die bei einer Frau seltene Schärfe des Verstandes, sowie das treffende Urtheil der alten Aristokratin bewunderte.

Sie also war es gewesen, die ihn so recht eigentlich in das Amt eines Erziehers und Hausfreundes hineingedrängt, und die ihm auch in der letzten Zeit mehr als einmal unverhohlen ihren Dank ausgesprochen für die Bereitwilligkeit, mit der er dem wißbegierigen Kinde seine kostbare Zeit opferte, und es so gut verstand, die krankhafte Hast des Kleinen zu mäßigen und den in ihm schlummernden Forschungstrieb in die gehörigen Schranken zurückzuweisen. Wenn darauf Karow in seiner bescheidenen herzlichen Weise erwiderte, daß er sich der kleinen Mühe gern unterziehe, da er den aufgeweckten Knaben liebgewonnen und aufrichtiges Interesse an seiner geistigen und körperlichen Entwickelung nehme — dann schlug auch wol die junge Mutter, die, in sich versunken, scheinbar theilnahmlos der Unterhaltung beigewohnt, die Augen zu dem Redenden auf, und Karow glaubte darin einen Schimmer von Dankbarkeit und Hingebung zu gewahren, der ihn

beglückte und reichlich für alle Aufopferung belohnte; allein sobald die langen Wimpern wieder diese lichten braunen Sterne beschatteten, war auch dieses ihre Seelen verknüpfende Band wieder gelöst, und er fühlte sich ebenso fern von dem Ziel seiner Wünsche als vorher.

Man hatte für diesen Nachmittag einen Ausflug nach dem den Außenhafen abschließenden, auf einsamer Klippe mitten im Meere gelegenen Leuchtthurm geplant, und selbst die alte Marquise, die sich sonst von derartigen Expeditionen fern hielt, wollte heute an der Partie theilnehmen. Auch Dr. Ricard, dem in der letzten Zeit seine Entbehrlichkeit oft recht schmerzlich fühlbar geworden, hatte sich eingefunden, das Unternehmen durch seine Gegenwart zu sanctioniren. Die ganze Gesellschaft, welche in lebhafter Unterhaltung begriffen den Weg nach Saint-Pair zurücklegte, wo man sich einzuschiffen beabsichtigte, hatte wenig auf die unruhige Bewegung des Meeres geachtet, auf die großen Seemöven, die mit weit ausgebreiteten glänzenden Flügeln, von Zeit zu Zeit schrill aufkreischend, den Wasserspiegel streiften: war doch die Luft so klar, und nur leichte flatternde Wölkchen hasteten in neckischem Spiel über den tiefblauen Octoberhimmel, sich hier und da zu dichtern Ballen vereinigend, um gleich darauf vom Winde, dessen erfrischender Hauch von der See herüberwehte, wieder auseinandergerissen zu werden.

Karow war der Weg noch nie so lang erschienen wie heute. Kam es daher, daß er, durch ein Gespräch an den Fahrstuhl der alten Marquise gefesselt, nicht einmal mit den Augen der Geliebten zu folgen vermochte, die, vom Doctor in irgendeine lebhafte Auseinandersetzung verwickelt, ihnen nur langsam nachkam, oder war es die innere Unruhe, die heute in ihm wühlte und ihm die Minuten zu Ewigkeiten ausdehnte?

René hatte schmeichelnd gebeten, allein vorausgehen zu dürfen, um Père Didier das Kommen der Gesellschaft anzumelden, und trotz der übertriebenen Aengstlichkeit, mit der sonst alle Schritte des Kleinen überwacht wurden, hatte man ihm gern gewillfahrt, da der Weg dahin keinerlei Gefahr bot. Zu beiden Seiten desselben zogen sich dichte Hecken der westeuropäischen Brombeere hin, deren saftige Früchte weintraubenähnliche Dolden bildeten und schwer von ihrem süßen Saft sich zu Boden senkten. Von üppig wucherndem Epheu durchschlungen, war es ein undurchdringliches Netz von grünen und dornigen Ranken und machte ein Abirren vom Wege unmöglich.

Der Kleine hatte sich übrigens, durch die süßen Früchte verlockt, öfter unterwegs aufgehalten und langte daher nur wenig Minuten vor den Nachfolgenden bei dem alten Schiffer an, der eben damit beschäftigt war, ein größeres Segelboot flott zu machen. Nach René's Meldung erhob er sich schwerfällig und ging den Kommenden entgegen.

Die Stimme, welche die ehrerbietig grüßenden Worte sprach, klang Karow bekannt; doch vergebens forschte er grüßend in den wetterharten Zügen des Sprechenden nach irgendeinem Beweis, daß er schon früher mit ihm zusammengetroffen. Auch das scharfe Seemannsauge des Alten haftete musternd einige Secunden auf dem blonden Fremden; dann wandte er sich weg, stülpte den riesigen Südwester auf das graugesprenkelte Haar und fragte gelassen, als handle es sich um die

Fortsetzung eines frühern Gesprächs: „Ist Monsieur damals glücklich noch ins Haus gekommen?"

Karow sah den Alten verständnißlos an, der, ohne sich dadurch irremachen zu lassen, ebenso fortfuhr:

„Sie mußten sich wol stark verirrt haben in jener Nacht und waren froh, daß sie den Richtweg nicht noch einmal zu machen brauchten; sonst hätten Sie mir wol schwerlich so viel für die Ueberfahrt nach dem Casino von Granville gezahlt."

Der Angeredete sah umher, als erwache er aus einem Traume. Jetzt erkannte er die Gegend wieder, die er seit jener Mondnacht nicht mehr betreten, da ihn der Zufall hierher geführt: seit jener Mondnacht, an welche zu denken der heute erhaltene Brief ihn wieder gemahnt. Auch das Gesicht des Alten, der ihn damals in sein Boot aufgenommen, erkannte er Zug für Zug — sollte er ihn fragen nach jener Unbekannten, deren Angstschrei ihn damals verfolgte bis in seine einsame Klause? Schon öffnete er den Mund zu einer Frage, da blieb sein Auge an Desirée hängen: die junge Frau stand vor ihm, den großen Hut aus Jokohamageflecht tief in die Stirn gedrückt; ihre Hand ruhte auf dem Haupte René's, der ihr mit leuchtenden Blicken und bittenden Worten etwas abzuschmeicheln versuchte, und dabei schauten unter der breiten Krämpe des Hutes die Augen mit demselben Ausdruck angstvoller Spannung auf die bewegte Wasserfläche, wie — in jener Nacht! Doch halt! wohin verirrte sich seine Phantasie! Wie sollte die vornehme Dame, das Glied einer der exclusivsten legitimistischen Adelsfamilien, dazu kommen, sich unter die rohe, ungebildete Bevölkerung zu mischen?! Und doch! die Täuschung war zu mächtig!

Wie ein Schwindel überkam es ihn und raubte ihm jede Besonnenheit. Hastig trat er auf die Sinnende zu. „Lächeln Sie nicht über meine seltsame Frage", begann er mit gedämpfter Stimme, „doch die Ahnung, daß wir uns vor jenem Septembermorgen in den Klippen von Granville schon einmal gesehen, die mich, solange ich in Ihrer Nähe weile, nie verließ, ohne daß ich auf dem Grunde meines Gedächtnisses Zeit und Stunde für jenes erste Erblicken auffinden konnte, hat durch die Worte dieses Mannes eine bestimmtere Gestalt angenommen. Ich glaube jetzt zu wissen, wo ich Ihre Stimme zuerst gehört, und doch ist die Vermuthung so kühn, daß ich es kaum wage, derselben Worte zu leihen."

Die junge Frau hob fragend die Lider empor. „Welche Vermuthung?" wiederholte sie leise seine letzten Worte.

„Daß Sie entweder eine Doppelgängerin unter den Schönen des normannischen Fischervolkes besitzen, oder" ... er stockte, da er sah, wie eine dunkle Röthe ihr Antlitz höher färbte.

„Oder, daß eine Marquise Duchamps, dem kindisch-sentimentalen Hang ihrer Vorfahren nachahmend, sich für kurze Zeit in die Rolle des armen Fischermädchens hineindachte", vollendete die Marquise in gezwungen leichtem Ton, während ein kaum merkliches Zusammenziehen der Augenbrauen die Misbilligung der ungestümen Art des Fragenden sowie des Erröthens der Schwiegertochter verrieth.

„Sie verstehen noch immer nicht?" fuhr sie zu Karow gewendet fort, der fragend bald sie, bald Desirée anschaute; „lassen Sie sich die Geschichte von unserm

sehr würdigen Freunde hier, Dr. Ricard, erzählen, der übrigens, wie ich hiermit betone, hauptsächlich den Impuls zu dem — wie soll ich sagen — etwas bizarren Maskenscherz gab."

Der Genannte zog bei den letzten, nicht eben schmeichelhaften Worten ein säuerlich-süßes Gesicht, ergriff aber dann die Gelegenheit, nach langer Zeit einmal wieder zu glänzen, und begann in salbungsvollem Ton:

„Ich weiß nicht, Madame, ob es bizarr ist, die patriarchalischen Sitten unserer Vorfahren heilig zu halten, noch dazu, wie gesagt, wenn dieselben durch die welterschütternden Ereignisse der neuesten Zeit den Enkeln wieder ins Gedächtniß gerufen werden." Und sich zu Karow wendend, fuhr er ebenso fort: „Sie wissen gewiß aus der Geschichte, daß zur Zeit unserer großen Könige, deren Regierung die Gloire Frankreichs begründete" (dies war für die Ohren der zur Fahne der legitimen Könige schwörenden Marquise berechnet), „ich meine, wie gesagt, zur Zeit der vier Ludwige, die höchste Aristokratie unter Vorgang des allerhöchsten Hofes ihr Vergnügen in der Ausführung idyllischer Schäferspiele fand; so liebte man es, wie gesagt, auch, in der Kleidung einfacher Schiffersleute hinauszufahren auf die See et de jouer aux pêcheurs.

„Unser barbarisches Jahrhundert ließ diese harmlosen Spiele in Vergessenheit gerathen. Da kam der Krieg von 1870—71 und mit ihm die Commune-Herrschaft in Paris. Die Aristokratie, nicht sicher vor den blutgierigen Spähern der «Rothen», flüchtete sich aus den Schlössern und Edelsitzen bis an unsere, dem politischen Getriebe fern liegenden Küstengestade, nahm dankbar das ihr gastfrei gewährte Obdach in den Hütten unserer armen Fischer an, deren einfache Kleidung, wie gesagt, auch den Luxus der modernen Gewänder verdrängte. Dabei geschah es wol hier und da, daß diese Pseudo-Fischer mit an den großen Fischzügen, die, wie gesagt, an unserer Küste stattfinden, theilnahmen; ja die vornehme Welt fand so viel Geschmack an diesen einfachen Vergnügungen, daß sie, seitdem alljährlich für kurze Zeit hierher zurückkehrend, in der Erinnerung an jene Flüchtlingstage stets einen oder mehrere derartige Fischzüge arrangirt. Wie damals in die einfache Tracht unserer Küstenbewohner gehüllt, ziehen sie gemeinschaftlich hinaus auf die See, da das Tageslicht ihrer phantastischen Laune nicht genügt, zur Nachtzeit; und wenn der Zug gelungen ist, kehrt man gemeinschaftlich in eine der Villen ein, und hier wird dann nach alter Sitte die schnell zubereitete Beute mit Bordeaux und Champagner hinabgeschwemmt.

„Eine derartige nächtliche Ausfahrt bat ich, wie gesagt, die Frau Marquise von meinem Boot aus sich mit anzusehen, da ich eine Zerstreuung für wohlthätig und nervenstärkend erachtete . . ."

„Und doch", schaltete hier die alte Marquise etwas maliciös ein, „kam meine Tochter von derselben aufgeregter nach Haus, als ich sie je zuvor gesehen! Ihre Divinationsgabe, lieber Doctor, hatte Sie diesmal leider getäuscht!"

„Trug ich die Schuld an den traurigen Folgen dieser nächtlichen Fahrt?" fragte Karow, der bei der weitschweifigen Erzählung kaum seine Ungeduld gezügelt hatte, die junge Frau. „Ihr Aufschrei bei meinem Anblick, sowie der Ausdruck Ihrer Züge deuteten auf einen kaum bewältigten Schrecken."

Die alte Marquise sah fragend auf ihre Schwiegertochter. „Was höre ich, Desirée?! Und Sie suchten mir einzureden, daß lediglich die ungewohnt lange Wasserfahrt, die Kälte des Nachtwindes jene hysterischen Zufälle veranlaßten? Glauben Sie, daß ich mich deshalb weniger geängstigt, als wenn Sie mir die volle Wahrheit gesagt, mir anvertraut hätten, welches Schreckbild Sie zu erblicken gewähnt?" Der Ton, in welchem diese scheinbar theilnahmvollen Worte gesprochen wurden, klang scharf zurechtweisend.

„Ich dachte an Maurice", flüsterte leise, fast unhörbar die junge Frau und hob die in Thränen schwimmenden Augen zu der Tadelnden empor.

„Maurice" ... wiederholte ebenso die Matrone, und es war als senke sich ein dunkler Schleier über ihre scharf markirten Gesichtszüge: so fahl erschienen dieselben plötzlich. Sie schlug ernst das Zeichen des Kreuzes und sagte dumpf: „Lassen wir die Todten ruhen, Desirée, sie kehren uns nicht wieder." ... Darauf ergriff sie den an ihrer Seite niederhängenden Rosenkranz, und indem sie die Perlen langsam durch ihre Finger gleiten ließ, verharrte sie einige Minuten in Stillschweigen; aber um den festgeschlossenen Mund zuckte es nervös, und in den klugen Augen flackerte es unstet. Nachdem sie abermals das Zeichen des Kreuzes gemacht, wandte sie sich mit tiefernstem Gesicht an den jungen Gelehrten:

„Meine Tochter hat in der kurzen Zeit ihres Lebens so viel schmerzliche, unheilvolle Tage durchlebt, daß ihre armen gemarterten Nerven sich manchmal grausam revanchiren und sie in den alltäglichsten Begebenheiten Schreckbilder übernatürlicher Art zu erblicken wähnt, — n'en parlons plus." Und mit der ihr eigenen Elasticität des Geistes schnell zu einem andern Thema übergehend, sprach sie ihr Befremden darüber aus, daß man noch immer mit der Abfahrt zögere.

Dr. Ricard, der während des letzten Gesprächs zu dem Schiffer getreten war und eifrig mit ihm unterhandelt hatte, deutete jetzt auf die unruhig wogende See, und offenbar selbst um sein kostbares Leben besorgt, erklärte er bestimmt, daß der sicher bald losbrechende Sturm die Fahrt für die alte Frau gefährlich machen würde, da sie nicht hinreichend mit warmen Hüllen versehen sei. Er halte es für seine Pflicht als Arzt, auf die Verschiebung der Partie zu dringen.

„Es gelte immerhin den Versuch zu wagen", wendete Karow ruhig ein. „Soviel ich von Wetterprophezeiung verstehe, droht uns kein ernstliches Ungemach, und ein bischen Schütteln läßt man sich ja gern gefallen."

„Das sagen Sie wol", klagte die Matrone resignirt, „mit Ihren frischen Jugendkräften; aber ich alte Frau muß mit den meinigen haushälterischer umgehen, und werde somit wol auf das schöne Schauspiel verzichten müssen. Gleichwol möchte ich nicht, daß um meinetwillen der ganze Plan zu Wasser würde, und bitte Sie, nicht weiter auf mich Rücksicht zu nehmen. Unser lieber Dr. Ricard, dem, wie mir scheint, auch nicht viel daran gelegen ist, eine Probe seines Muthes abzulegen, wird die Freundlichkeit haben, mich nach Hause zu geleiten; au revoir, mes amis."

Mit liebenswürdigem Handwinken verabschiedete sie sich von den Zurückbleibenden und ließ sich durch den Diener in die Villa zurückfahren.

V.

Karow hatte ungeduldig das Fortgehen der beiden abgewartet. Die Erregung, in welche ihn die Enthüllungen der letzten Viertelstunde versetzt und die er vergebens zu bemeistern strebte, klang durch den Ton seiner Rede, als er, die Hand über die weite Wasserfläche ausstreckend, sich zu Desirée wandte: „Erinnern Sie sich noch jener schimmernden Mondnacht? Hier an dieser Stelle war es, wo ich Sie zum ersten mal sah, und heute ...“

„Ist es vielleicht das letzte mal“, vollendete sie eigenthümlich beklommen und deutete auf das auf- und niederwogende Boot, in welches zu steigen er ihr die Hand gereicht. „Welcher Unterschied zwischen damals und heute! Die See lag still da wie ein friedlicher Weiher, der Mond spiegelte sich klar und ruhig darin, und jetzt“ ... sie brach plötzlich ab.

Karow sah ihr voll ins Auge. „Jetzt regt sich die damals noch in der feuchten Tiefe schlummernde Seele des Meeres, und die Pulsschläge ihrer Leidenschaft durchschauern die bis dahin lebens- und regungslose Fläche. Was dünkt Ihnen darin fremd — es ist das allüberall schaffende Weben des Naturgeistes im Weltall.“

Sie erwiderte nichts, aber ihre Hand bebte leise in der seinen. Sie hatte auf der einen Ruderbank Platz genommen und René neben sich gezogen, sodaß Karow gezwungen war, sich auf der gegenüberliegenden zweiten Bank niederzulassen. Die Unruhe auf dem sonst so regungslosen Gesicht Desirée's wahrnehmend, sagte er, sich zu ihr beugend: „Père Didier versichert, daß durchaus keine Gefahr vorhanden sei und wir ohne Besorgniß nach dem Leuchtthurm hinausrudern können. Sind Sie furchtsam?“

„Nein“, erwiderte sie in dem ihr eigenen müden Ton, und ihre Augen, seinem forschenden Blick ausweichend, tauchten hinein in die feuchte unergründliche Tiefe des Meeres.

„Und doch habe ich Sie damals erschreckt?“ versetzte er bedeutsam. „Ihr angstvoller Ruf verfolgte mich tagelang und scheuchte nachts den Schlaf von meinen Augen. In meinen Träumen selbst erschien mir das Schifferweib mit dem traurig anklagenden Blick der goldenen Augen.“

Sie antwortete nicht, nur eine matte Röthe belebte die feinen Züge. Das heftigere Schwanken des Bootes machte überhaupt jede Unterhaltung unmöglich. Père Didier, der heute die ganze Kraft seines muskelstarken Armes brauchte, das Boot über den Wellen zu halten, schüttelte unzufrieden den grauen Kopf. Sich zu Desirée wendend, deutete er stumm nach dem in dem aufspritzenden Wogengischt fast verschwindenden Leuchtthurm hinüber.

Die junge Marquise machte ihren Begleiter darauf aufmerksam. „Père Didier“, sagte sie, „meint, es sei nicht rathsam, bis zum Leuchtthurm hinauszurudern. Der Wind scheint sich gedreht zu haben, die See steigt und die Rückfahrt dürfte uns dann unmöglich werden. Am besten wäre es vielleicht, wir kehrten jetzt noch um?“ Der alte Schiffer schüttelte heftig protestirend den Kopf.

„Der Rückweg ist uns wol jetzt schon abgeschnitten, da uns die Wogen nach dem Hafen tragen", ergänzte Karow ruhig, der sich inzwischen bereits orientirt hatte. „Dort werden wir nichts mehr von der bewegten See zu fürchten haben."

Nach wenigen Minuten bereits waren sie in den Innenhafen von Granville eingelaufen, und die Durchfahrt zwischen den vor Anker liegenden großen Handelsschiffen vermeidend, landete der umsichtige Schiffer unweit einer kleinen Matrosenkneipe am Ausgangspunkt des Molo.

„Was ist aus unsern schönen Plänen geworden!" klagte die junge Frau seufzend und schaute mismuthig die zwischen Hotels hinführende Straße entlang, „ein Rückweg durch das lärmendste Viertel von Granville!"

„Wenn wir uns ohne weiteres in die misgünstige Laune des Schicksals fügen, allerdings", entgegnete Karow. „Ich für meinen Theil habe dazu nicht die geringste Lust. Ich möchte Ihnen den Vorschlag machen, als Ersatz für die unterbliebene Bootpartie sich heute die alte Kathedrale von Granville anzusehen. Sie erwähnten neulich, daß Sie dieselbe, trotz Ihres Aufenthaltes in der nächsten Nähe, noch nie besucht, und der Anblick lohnt wirklich den kurzen und wunderbar schönen Weg. Eine bessere Beleuchtung, als uns der Himmel heute gewährt, können wir uns für das alte castellartige Gebäude gar nicht wünschen, und überdies", fügte er, da seine Begleiterin immer noch unentschieden zögerte, hinzu, „sparen wir uns die Rückkehr durch die Hotelstraße des Ortes und damit ein fünf Minuten langes Spießruthenlaufen unter den Augen der Badegesellschaft."

Die junge Frau antwortete noch immer nicht. Der starke Wind trieb die Wolken dunkel zusammen. Die Bäume am steilen Abhange, den entlang der Weg nach der Kathedrale Notre-Dame führte, bogen sich hin und her und suchten an der kahlen Felsenwand Schutz gegen das herannahende Wetter.

„Ich fürchte", begann sie endlich, „daß wir den Wind, vor dem wir hier unten geschützt sind, an der demselben völlig ausgesetzten Küste sehr unangenehm empfinden. Es ist nicht um meinet-, sondern um René's willen."

Der alte Schiffer, der als stummer Zeuge der Auseinandersetzung beigewohnt, legte sich hier ins Mittel.

„Wenn Madame gestatten, so werde ich den jungen Herrn nach der Villa bringen und die gnädige Frau Marquise benachrichtigen, wo die Herrschaften sind."

Der kleine René hatte mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört. Jetzt hing er sich schmeichelnd an die Hand der Mama. „Warum wollt Ihr mich nicht mitnehmen? Bonne-maman wird mich schelten, wenn ich allein nach Hause komme. Ich will auch ganz gewiß morgen nicht wieder krank sein, Mama! Onkel Ernest sagt auch, daß er sich als Kind abhärten mußte, bis er es gelernt, allem Wind und Wetter zu trotzen. Bitte, bitte, Mama, nimm mich mit!"

Die junge Frau blickte lächelnd in das von Entschlossenheit flammende Gesicht des Kleinen, und bei der vertraulichen Benennung ihres Begleiters aus dem Munde ihres Kindes spiegelte sich diese Glut auch auf ihren Wangen. Karow aber beugte sich nieder und küßte den kleinen energisch redenden Mund.

„Geh, René", flüsterte er mit unterdrückter Bewegung dem schönen Kinde zu, „geh! Ein tapferer Bursch' darf sich nicht vor dem Zorn der Großmama fürchten.

Du kannst ja auch so besser für deine Mama sorgen, ihr durch Jean das Plaid schicken für den Rückweg."

Der Kleine nickte gedankenvoll. „Ich will!" sagte er darauf und reichte dem alten Schiffer die Hand. Adieu, Mama, und bleib' nicht gar so lange."

Die Mutter küßte ihn zärtlich auf die Stirn. Sie schwankte, ob sie nicht doch lieber mit ihm den Rückweg antreten solle — aber da hatte er sich schon losgemacht und schritt, ohne einen Blick zurückzuwerfen, an der Seite des alten Schiffers der Stadt zu.

Und jetzt schlug die erregte Stimme Karow's an ihr Ohr: „Ich danke Ihnen, daß Sie meiner Bitte willfahrten. Ich liebe René wie — meinen eigenen Sohn" ... eine dunkle Glut überflog bei diesen Worten das Antlitz der neben ihm stehenden Frau ... „und dennoch wünschte ich seit Wochen nichts sehnlicher, als ihn einmal nicht an Ihrer Seite zu sehen. Ich ertrage das Scheinleben der letzten Wochen nicht länger und will aus Ihrem Munde hören, ob es Tollkühnheit war, hier beim Rauschen dieser Wogen von einer beglückenden Zukunft zu träumen, der Regung zu glauben, die mir aus dem Grunde Ihrer Augen entgegenzuleuchten schien, mich bittend: «Bleib' bei mir, sei meine Stütze in dieser kalten Welt, die meiner Seele ewig fremd erscheint — verlaß mich nicht!» Oder ob ich mich getäuscht und ohne Hoffnung meinen Wanderstab weiter setzen muß als ein vereinsamter, stiller Gelehrter, der auf Erdenglück und Erdenfreude keinen Anspruch erheben darf."

Sie war, ohne den angebotenen Arm anzunehmen, langsam neben ihm hergegangen. Jetzt, als seien nur die letzten Worte klar zu ihrem Bewußtsein gedrungen, hob sie fragend die Augen zu ihm empor. „Sie sprechen von Fortgehen?"

Ein herber Zug lagerte sich um seinen Mund. „Ich muß ja fort, meine Zeit hier ist schon längst abgelaufen, und das Pflichtgefühl in mir erheischt streng, die mir von der Regierung zugemessene Zeit nicht zu vergeuden. Fast die Hälfte derselben habe ich hier — verträumt, und mein Auftrag lautet: die ganze nordfranzösische Küste zu besuchen. Ich darf also nicht länger zögern, wenn ich nicht vor mir und vor andern als Betrüger, als Schwindler dastehen soll." Ein tiefer Seufzer hob ihre Brust. „Glauben Sie denn, ich ginge, wenn ich nicht müßte?"

Ein heftiger Windstoß kam ihnen entgegen, sodaß sie fast zurückgeschleudert wurden und die junge Frau, unwillkürlich nach einem Halt suchend, den Arm in den ihres Begleiters legte. Sie waren an der Stelle angelangt, wo die felsige Küste, eine scharfe Ecke bildend, sich vom Hafen ab direct nach Norden wendet. Mit der freien Hand ihre Hüte haltend, umschritten sie, ohne zu sprechen, diesen den Stürmen völlig ausgesetzten Felsvorsprung.

An der Biegung des Weges saßen ein paar Schifferfrauen, mit Fernröhren in der Hand, und spähten ängstlich hinaus in die Weite. Das Haar flog ihnen, vom Sturmwind gepeitscht, wirr um die hagern Gesichter, die von vielen Leiden, von angstvoll durchlebten, todesbangen Stunden erzählten — sie achteten es nicht. Von den vornehmen Wanderern nahmen sie keine Notiz; ihre Gedanken waren

mit andern Dingen erfüllt. Der Gatte, der Vater ihrer Kinder war vielleicht draußen auf dem Meere in Todesgefahr, und sie harrten hier, machtlos, etwas für den Theuern zu thun, angstvoll von Minute zu Minute seiner Rückkehr.

Die Blicke der Vorübergehenden hafteten voll inniger Theilnahme auf diesen vom Sturm umtosten armseligen Weibern, und jetzt — beide von demselben Impuls getrieben, sahen sie sich einander an. Keins hatte ein Wort gesprochen, aber sie fühlten beide die Macht dieses Augenblicks. Fester drückte der Mann den in dem seinen ruhenden Arm der Frau an sich, und in den verschleierten Augen Disirée's leuchtete es auf, wundersam hell, als sei die Seele in ihr vom Schlummer erwacht.

So schritten sie eine Zeit lang, immer gegen den Sturm ankämpfend, an der senkrecht zum Meer abfallenden Felswand hin. Der Weg stieg immer mehr, und auf dem, nur von dünnem Seegras bewachsenen Hochplateau vor ihnen zeigte sich der abgestumpfte Thurm der Kathedrale — das Ziel ihrer Wanderung.

Plötzlich blieb die junge Frau stehen: „Hörten Sie nichts? Mir war, als riefe jemand!"

Karow schüttelte den Kopf. „Das Heulen des Sturmes in den Felsenklippen, was sollte es sonst sein?" erwiderte er ruhig, nachdem auch er hinausgehorcht hatte in das Toben des Unwetters; und beide setzten ihren Weg fort.

Ein großartiger Anblick bot sich ihnen von der Höhe aus. Vor ihnen lag die Plage von Granville, mit der sich meilenweit hinausziehenden malerischen Felsenküste; gerade unter ihren Füßen das kleine Casino.

Die Badecabinen waren verschwunden. Die sich heranwälzenden Wogen schlugen schäumend bis in den vom Casino zur Stadt führenden Hohlweg, indem sie das erstere dadurch völlig von jedem Verkehr abschlossen; denn über die steile Felsenwand, die sich senkrecht aufsteigend hinter dem Casino erhob, konnte kein menschlicher Fuß es wagen, emporzuklimmen. So weit das Auge reichte, thürmten sich weiße Schaumberge empor, sich mit dumpfem Grollen übereinanderstürzend, wie eine losgelassene Meute wilder Bestien. Aus dem schaumigen Gischt tauchten Breter und andere unkenntliche Gegenstände empor, um gleich darauf wieder in die Tiefe hinabgezogen zu werden. Dazu heulte der Sturm pfeifend durch die zerklüfteten Felsen, noch das wilde Brausen der See übertönend, und wie Todesächzen klang von Zeit zu Zeit das Aneinanderknirschen der im Hafen liegenden Riesenschiffe dazwischen.

Der über das Hochplateau frei hinstreifende Sturm machte indessen ein Sichvertiefen in den Anblick des schauerlich schönen Schauspiels unmöglich, und die beiden Menschen beeilten sich, unter das schützende Dach der Kirche zu kommen.

Ein mattes Halbdunkel herrschte in dem großen, von buntgemalten romanischen Säulen getragenen Hauptschiff der Kirche. Es fand kein Gottesdienst statt, aber eine Menge Leute: Frauen, Kinder und silberhaarige Greise knieten betend in den vom Alter gebräunten Holzständen. Durch die buntgemalten Fenster fiel das Tageslicht auf die an der Wand entlang laufende Liste der im Schiffbruch Verunglückten, mit der sich ins Unendliche wiederholenden Bitte: „Priez pour lui!"

Desirée war, der Gewohnheit ihrer Kinderjahre folgend, unwillkürlich in die

Knie gesunken, und auch Karow fand in dieser düstern Umgebung der vom Hauch der Todesfurcht durchwehten Kirche nicht den Muth, an sich und seine Liebe zu denken. Das monotone Murmeln der Betenden, das im Luftzug flackernde blutroth glühende Licht der ewigen Lampe, das wie das Auge Gottes düster drohend auf die im Staube flehende Menschheit herniederschaute — es durchschauerte ihn seltsam, wie ein übermenschliches Mahnen an das Vergängliche alles irdischen Glückes.

„Gehen wir von hier weg, wir stören die Leute", flüsterte Desirée ihm zu und erhob sich.

Langsam durchschritten sie die von ihren Tritten widerhallende Kirche und blieben vor einer guten Holzsculptur in einer der Nebenkapellen stehen.

„Es ist doch seltsam", unterbrach hier Karow zuerst das Schweigen, „wie der katholische Cultus die Sinne erregt! Nirgends, finde ich, wird uns die Allgegenwart Gottes so überwältigend bewußt als in diesen prunkvollen, von Weihrauchwolken und düster brennenden Kerzen erfüllten katholischen Kirchen. Als Sohn eines orthodoxen protestantischen Geistlichen mußte ich schon als Kind allsonntäglich der Predigt beiwohnen; doch in unsern nüchternen schmucklosen Gotteshäusern findet die nach übersinnlichen Offenbarungen lechzende Phantasie keine Nahrung, und nie habe ich dieses eigenthümliche, alle Nerven durchschauernde Gefühl gehabt wie in diesem Augenblick. Gut, daß mein Vater diese Worte nicht hört. Er wäre unglücklich, wenn er ahnte, daß auch nur eine Regung meiner Seele den bilderdienerischen Glaubensfeinden zuneigt. Die Unduldsamkeit seiner Kirche reicht eher einem Heiden die Hand, als einem andersgläubigen Christen die Spitze des Fingers." Er hatte die Worte halblaut vor sich hingesprochen; sie waren ja auch nicht für andere bestimmt, diese laut gewordenen Gedanken seiner Seele.

Durch die schweigende Kirche hallten eilig nahende Schritte, und gleich darauf stand Jean, der alte Diener des Hauses Duchamps, vor ihnen.

„Gott sei Dank, daß ich Sie noch hier treffe", begann er athemlos. „Ich fürchtete schon, Sie zu verfehlen, obgleich ich mich furchtbar beeilte, nachdem ich durch Père Didier, der mir begegnete, erfahren, wohin Sie sich gewendet."

Karow nahm dem alten Manne, der durch den schnellen Gang in dem schlechten Wetter ganz erschöpft war, die Sachen ab und legte ein Tuch um die Schultern der jungen Frau. Ein zweites zurückbehaltend, sagte er lächelnd: „Die Frau Marquise scheint uns in Sibirien zu vermuthen, den Enveloppen nach zu urtheilen, die Ihnen zugesandt werden."

„O, dieses war sicher für René bestimmt", erwiderte ebenso die junge Frau; und sich zum Diener wendend, fuhr sie fort: „Weshalb haben Sie es dem jungen Herrn nicht gegeben, da Sie ihm doch begegnet sind?"

Der Angeredete blickte sie mit einem halbverdutzten Ausdruck an, als wisse er nicht, ob man sich mit ihm einen Scherz machen wolle. „Monsieur René?" antwortete er zögernd, „ich dachte ihn hier zu finden."

Die junge Frau erbleichte; doch bevor sie noch eine Frage aussprechen konnte, war Karow zu dem alten Diener herangetreten und sprach ernst: „Besinnen Sie sich, mein Freund, und überlegen Sie Ihre Worte, ehe Sie dieselben aussprechen.

Père Didier, der nach dem Wunsch der Frau Marquise René nach Hause geleitete, sagen Sie, sei Ihnen begegnet?"

Ein Ausruf des Schreckens entfuhr den Lippen des Alten: „O mein Gott! Ja, er ist mir begegnet — aber allein! Er sagte mir, daß Sie nach Notre-Dame gegangen seien, sowie der junge Herr, der ihn nur wenig Schritte begleitet habe, dann aber umgekehrt sei, um Ihnen hierher zu folgen!" Und die Hände ringend fuhr er jammernd fort: „O, daß ich das erleben muß! Sehen wie dies stolze Geschlecht zu Grunde geht! Den armen Marquis, den ich noch auf meinen Händen getragen, mußte ich in die Gruft legen, und nun" ... er hielt erschrocken inne, denn Karow hatte ihm gebieterisch ein Zeichen gemacht zu schweigen.

Gleich bei den ersten Worten des Alten hatte eine Erinnerung die Seele des jungen Deutschen durchzuckt: die Erinnerung an jenen Moment, da die an seinem Arm hängende Geliebte ausgerufen: „Hörten Sie nichts? Jemand rief nach uns!" Es war kein Zweifel mehr — René's Stimme war es gewesen, die, übertäubt von dem Brausen der Wogen und dem Heulen des Sturmes, an das Ohr der jungen Mutter geschlagen.

Die Gestalt der einer Ohnmacht nahen Frau mit seinen Armen umschlingend, trug er sie mehr, als er sie führte, nach einer der Bänke im Seitenschiff; und sie dort niederlassend, sagte er mit dem Aufgebot aller seiner Selbstbeherrschung: „Seien sie ruhig, Desirée, ich beschwöre Sie; noch ist kein Grund, sich mit finstern Vorstellungen zu quälen, und in kurzer Zeit, hoffe ich, wird auch die Ungewißheit, die auf Ihrer Seele ruht, aufgeklärt sein. Es kann ja gar nichts anderes sein als ein Irrthum!"

Dem alten Diener die Fürsorge für seine Herrin anempfehlend, verließ er, selbst von den bängsten Besorgnissen erfüllt, die Kirche.

Erst nach seinem Davongehen kam die junge Frau wieder vollständig zu sich. Auf ihre erneute Frage wiederholte der Diener nochmals wörtlich sein Gespräch mit dem Schiffer. „Beruhigen Sie sich, Madame", schloß er, der Mahnung Karow's eingedenk, seinen verhängnißvollen Bericht, „der junge Herr kann ja nicht verloren gegangen sein. Es sind ja so viel Leute auf dem Wege hierher" ... allein sein aschbleiches Gesicht strafte die tröstenden Worte Lügen.

Seine Herrin hatte ihn starr angeblickt bis zuletzt. „So viele Leute", wiederholte sie mechanisch, und im Geist überflog sie mit unsteter Hast den zurückgelegten Weg. O die Unglücklichen, die sie dort gesehen, waren alle mit sich selbst beschäftigt, mit ihrem eigenen Kummer und Sorgen! Wie sollten sie noch Augen haben für ein umherirrendes fremdes Kind!

Und dann sah sie, wie in einem Spiegel, sich am Arme des Mannes, der, seit sie ihn kannte, eine so bezwingende Macht über ihre Seele ausgeübt, und angstvoll fragte sie sich: ob die Qualen, die ihr Mutterherz in diesem Augenblick erduldete, die Vergeltung für ihre egoistische Liebe seien, eine Liebe, die nicht nach Stand und Nation fragt; die, unbekümmert darum, daß die Pflicht als Mutter ihres Kindes ihr gebot, den zu hassen, gegen dessen Volk ihr Gatte sein Leben verloren, sich dem Feinde zu eigen gibt mit all ihrem Denken und Empfinden.

Sie schlug die Hände vor die Augen, das gräßliche Bild zu verscheuchen, das ihrer Seele vorschwebte: Vater und Sohn ein Opfer jener unerbittlichen Wiedervergeltung! Aber nein, tönte es dann wieder hoffnungsfreudig durch ihre Seele, es ist ein Irrthum! Ihr Freund hat es gesagt, und dieser Freund kann nicht lügen! Sie wollte nicht verzagen, nicht muthlos sein! Nur kurze Zeit Geduld, und er wird ihr das gerettete Kind in die Arme legen.

Sie ließ die Hände herabgleiten und schaute wieder ruhig umher. Ihr Blick streifte den neben ihr halb sitzenden, halb knienden Diener ihres Hauses. Der alte Mann hatte die Hände gefaltet und betete.

Mechanisch legte auch sie die Hände ineinander, und ihre Augen suchten das Bild der Mutter Gottes. Zu ihr wollte sie beten um Rettung für ihr Kind! Sie kannte alle Qualen der Todesangst um den geliebten Sohn. Die Himmlische sollte ihrem Herzen in göttlicher Erleuchtung offenbaren, was sie, das arme ohnmächtige Weib, thun könne für den verlorenen Liebling. Ach! Kein Madonnabild blickte tröstend auf sie nieder. Vor ihren schwindenden Sinnen flimmerte undeutlich in dem durch die bemalten Scheiben der alterthümlichen Fenster brechenden Licht ein kleines schwarzes Kreuz und darunter die Worte: „Priez pour lui!“

(Fortsetzung folgt.)

Victor Hugo.

Ein Lebensbild

von

Paul d'Abrest.

I.

C'est moi qui me tairais! Moi qu'enivrait naguère
Mon nom Saxon melé a nos cris de guerre,
Moi qui suivais le vol d'un drapeau triomphant
Qui joignant au clairon ma voix entrecoupée
Moi qui fus un soldat quand j'étais un enfant.

In diesen glutvollen, vor aufrichtiger Erregung bebenden Versen, welche ihm ein Vorfall auf der österreichischen Botschaft in Paris eingeflößt hatte, ertheilt der fünfundzwanzigjährige Victor Hugo — das „himmlische Kind", um den richtigen Ausdruck des großen Châteaubriand zu gebrauchen — zum ersten mal seinen Lesern über seine Vergangenheit einige Auskunft. Als Hugo seine „Ode an die Vendômesäule" dichtete, welche die oben angeführten Verse enthält, im Jahre 1827, hat er bereits öfters die Bewunderung seiner intelligenten Mitbürger erregt und seine herrlichen Verse hatten den Künstlerruhm des „sächsischen Namens" über Frankreichs Grenzen getragen.

Victor Hugo glaubte also damals an seine germanische Abstammung; in der That hatte sich seine Familie väterlicherseits im Lande Lothringen niedergelassen. Es waren kleine, bescheidene Leute, meistens Handwerker. Leopold Hugo, des großen Dichters Vater, hätte vermuthlich ebenfalls auf irgendeine obscure Art, wie die übrigen Mitglieder seiner Familie, sein Brot erworben, wenn nicht der Ausbruch der Revolution die Anwerbung der Freiwilligen zur Vertheidigung des „Vaterlandes in Gefahr" den „Bürger" Hugo in seinem zwanzigsten Lebensjahre mit ins Lagerleben fortgerissen hätte.

Rasches Avancement gab es damals. Wir finden nach den ersten Stürmen der 1793er Periode Leopold Hugo als wohlbestallten Stabsauditor bei dem durch das Directorium eben errichteten ständigen Kriegstribunal (Conseil de guerre), im ehemaligen Palais des Grafen von Toulouse, jenem massiven und düstern Gebäude der Rue du Cherche Midi, wo noch heutigentags die Militärjustiz ihres Amtes waltet, und sowol der nicht gemeldete Reservist zu einigen Wochen Arrest wie der

renitente Soldat, der sich an seinem Vorgesetzten vergriffen hat, zum Erschießen verurtheilt werden.

Hier lernte der Auditor Hugo eine junge Bretagnerin, Fräulein Trebuchet, kennen, eine begeisterte Anhängerin des Thrones und des Altars, deren ganze Familie unter dem Lilienbanner der Stofflet, der Charette und Cathelineau gegen die Republikaner gekämpft hatte. Leute, welche die Trebuchets näher kannten, behaupteten sogar, die jugendliche Sophie hätte in der herkömmlichen Tracht eines „gars" ihrer alten Bretagne, mit dem Rothen Kreuz auf dem Kittel genäht, den Stutzen auf der Schulter und die wohlgefüllte Patrontasche um die Hüfte, so manchen Zug ins Gebüsch mitgemacht. Trotzdem fühlte sich der Soldat der Republik zur Amazone des Königthums derart hingezogen, daß er ihr die Hand reichte. Dieser Ehe entsproß einige Jahre später „in Besançon, der alten spanischen Stadt, aus einem Gemisch von lothringer und vendéer Blut, wie ein Spreu in den Wind gestoben, ein Kind ohne Farbe, ohne Blick, ohne Stimme". Dieser schwächliche Säugling, dessen „Wiege und Sarg zugleich verfertigt wurden", war Victor Hugo, der alle seine Brüder überlebte und als dreiundachtzigjähriger Greis vor kurzem verstorben ist und dessen Leiche nach dem Pantheon gebracht wurde.

Die „goldene Degenquaste", das erste Spielzeug des kleinen Hugo, war jene seines Vaters. Der Stabsauditor trug bereits 1802 die Contreepauletten eines Majors.

Als die Aera der großen kaiserlichen Kriege nach der kurzen Pause, welche der Friede von Amiens den Streitern gegönnt hatte, anbrach, rückte Hugo wieder ins Feld und machte eine glänzende Carrière, die vielleicht noch brillanter ausgefallen wäre, wenn er die Beweise seiner Tapferkeit unmittelbar unter den Augen des Imperators abgelegt hätte, statt dessen Bruder Joseph, dem Eintagskönig von Neapel und Spanien, Heeresfolge zu leisten. Im Jahre 1808 macht der Oberst Hugo auf den politischen Räuberhauptmann Fra Diavolo — den nämlichen, welcher Scribe und Auber, der Dichter und der Componist, Unsterblichkeit, wie sie nur eine populäre Oper geben kann, verdanken — Jagd und bringt nach langen erbitterten Guerrillakämpfen diesen italienischen Schinderhannes nach Neapel, wo er gehängt wurde.

Ein oder zwei Jahre später finden wir den Generalmajor Leopold Hugo mit König Joseph in Spanien, wo er seine in Neapel erworbene Praxis des Buschklepperkrieges gegen die von den fanatischen Mönchen geführten Unabhängigkeitsvertheidiger verwerthet. König Joseph war mit den Leistungen des Generals so zufrieden, daß er ihn zum Grande von Spanien und Grafen mit hochtönendem Prädicat ernannte, aber vollständig vergaß, in die Grafenkrone die Edelsteine einer Dotation einzusetzen. Drei Jahre lang zog General Hugo durch die Sierras und die Ebenen und überall wechselte er Flintenschüsse mit den Rotten Riego's und Palafox'! Seine Mannschaft war zur Hälfte aus Franzosen und Spaniern zusammengesetzt, und in seinem Generalstab fehlte es nicht an ziemlich seltenen Angehörigen castilianischer Adelsgeschlechter, welche sich dem Herrscher von Napoleon's Gnaden angeschlossen hatten. Eine besondere Vorliebe hegte der General für einen

dieser Edelleute, seinen vertrautesten, seinen Lieblingsadjutanten, den jungen Corsen Grafen Montijo.

Während der Josephinischen Periode war Graf Montijo ein lebens- und kampflustiger Offizier; etwas später reichte er einem Fräulein Kilpatrick die Hand, und aus dieser Ehe entsproß die künftige Kaiserin der Franzosen. So durfte Napoleon III., als er im Frühjahr 1853 den „großen Körperschaften" seines Reiches die Verbindung mit Frau Eugenie anzeigte, mit vollem Rechte behaupten, daß der längst verstorbene Vater seiner Braut, der Adjutant des Generals Hugo, „für Frankreich sein Blut vergossen habe". Victor Hugo aber, der mit ätzender Gewalt in seinen Versen den Imperator, seinen Anhang, seine Granden und Helfershelfer brandmarkte, hat nie eine Zeile gegen die Tochter des Waffengenossen seines Vaters geschrieben oder gedichtet.

Während der General allen Mühsalen, Strapazen und Gefahren eines Gebirgskrieges in einer unwirthlichen Gegend und mit einem wild-grausamen Feinde trotzte, wuchs der kleine Victor in Paris in einem ehemaligen Feuillantinerkloster auf, welches sein Vater gemiethet oder erstanden hatte. In den ausgedehnten Räumen des Hauptgebäudes wohnte die Generalin mit ihren drei Kindern und deren Hofmeister, dem Abbé Rivière, einem toleranten, schweigsamen Geistlichen und gelehrten Bücherwurm, der nach der alten Methode seine Zöglinge mit Latein und Griechisch vollmästete. Die andern Punkte des Erziehungsprogramms überließ der würdige Abbé dem lieben Gott oder der Gunst des Zufalls.

Da bekam an einem Sommerabend des Jahres 1809 der künftige Verfasser der „Châtiments" seinen ersten politischen Unterricht. Hinter dem verstaatlichten Feuillantinerkloster und zu diesem gehörend befand sich ein großer, schattiger blumenreicher Garten. Da eine Schar von Gärtnern für die Pflege derselben nothwendig gewesen wäre, war der Garten infolge der Vernachlässigung halb verwildert und struppig, d. h. um so romantischer und schöner. Besonderes Dickicht herrschte an einer Stelle, wo sich die kleine ehemalige Kapelle der Mönche erhob. Hier war das Gestrüpp so wirr, daß die Zugänge zu der Kapelle förmlich verrammelt waren, und daß das Gotteshaus sich hinter diesen Bäumen versteckte wie ein geweihtes Räthsel. Die Mutter hatte wiederholt den Kindern verboten, dieser Kapelle nahezukommen, und die Kleinen folgten, denn sie glaubten fest, daß dort im unentwirrbaren Gebüsch die Geister ihren Spuk treiben.

Eines Abends jedoch — es war am Napoleonstage 1810, von dem nahen Invalidenglacis dröhnten die Salutschüsse und die ersten Raketen des officiellen Feuerwerkes prasselten empor — spazierte die Generalin Hugo mit drei Gästen, Kameraden ihres Gatten, nach eingenommener Mahlzeit in dem Garten. Victor und sein Erzieher, der Abbé, folgten in gewisser Entfernung. Unwillkürlich, in einem lebhaften Gespräch begriffen, kamen die Lustwandelnden bis an die verpönte Stelle, bis zur Kapelle.

Von wem anders konnte die Rede sein, als vom Gefeierten des Tages, von dem Schlachtenriesen, der für seine militärischen Genossen ein bewunderter und verehrter Halbgott war. „Der Mensch ist groß", bemerkte einer der drei Besucher, General Lucotte. Da öffnete sich das Gebüsch, und aus demselben trat ein Mann

von hoher Gestalt, von martialischem Aussehen, entblößten Hauptes, der sich so ungezwungen bewegte, als wenn er hier zu Hause wäre. Er ging auf die drei Offiziere zu und reichte ihnen die Hand. Sie erkannten einen ihrer Waffengefährten, General Lahorie, der, in die angebliche Verschwörung Moreau's und Pichegru's verwickelt, zu langjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt, den Nachforschungen der kaiserlichen Polizei entronnen war.

Lahorie, ein intimer Freund des Generals Hugo, der Pathe des jungen Victor, hatte seit fünf Jahren in dem Hause der Rue des Feuillantines ein unverletzliches Asyl gefunden. Er bewohnte jene im Dickicht verborgene Kapelle; er war der „Geist", der hier, wie die Kinder wußten, „spukte". Der Verbannte unterhielt sich mit seinen Waffengenossen, die im Grunde froh waren, einen lieben Kameraden heil und gesund wiederzufinden. Auf einmal schritt Lahorie auf den kleinen Victor zu, legte ihm die Hände auf die Schulter und sagte: „Merke es dir wohl, mein Kind, es geht nichts über die Freiheit — nichts — nichts."

Von diesem Moment an spukte der Geist des Kapellengebüsches nicht mehr im Finstern und im geheimen. Lahorie verkehrte Tag aus Tag ein mit den Kleinen und namentlich mit seinem Pathenkinde; er war bestrebt, den Geist des künftigen Dichters für seine eigenen freisinnigen Anschauungen zu schulen.

Ein Jahr später verschwand Lahorie; kurz darauf reiste Victor mit seiner Mutter und seinen Geschwistern nach Madrid*), zum Besuche des Vaters. Lahorie aber büßte mit seinen Kameraden, den Generalen Mallet und Guidal, am Sandhausen den gemeinschaftlichen Versuch, im October 1812 unter dem Eindruck der ersten Hiobsposten aus Rußland den Despoten zu stürzen.

Die Rückkehr der Bourbonen schadete Hugo nicht. Ludwig XVIII. bestätigte seinen vom „Usurpator" Joseph verliehenen Grafentitel, und die „goldene Degenquaste" wurde schwerer, da der Generalmajor zum Generallieutenant avancirte. Aber von einer Dotation war auch diesmal keine Rede, sodaß der Sold kaum zur Bestreitung des Hausstandes reichte und die erwachsenen Kinder auf sich selbst angewiesen waren.

In den „Misérables" ist ein ganzes langes Kapitel einer meisterhaften Schilderung, „wie Paris im Jahre 1818 aussah", gewidmet. Das Bild ist farbig und genau, kein einziger Strich ist vergessen worden. Jeder Umstand, auch der geringfügigste, hat sich dem Verfasser eingeprägt, und er gibt ihn mit der ganzen Pracht seines beschreibenden Talents wieder.

In diesem Jahre, 1818, veröffentlichte Hugo seine ersten Verse; in diesem Jahre verliebte er sich in Adèle Foucher, die Tochter eines alten Hausfreundes seines Vaters — zwei Ereignisse, wichtig genug, um dieses Datum 1818 seinem Geiste aufs tiefste einzuprägen und dieses ebenso merkwürdige genaue wie reichhaltige Kapitel hervorzuzaubern.

Die ersten Gedichte trugen dem jungen, kaum den Kinderschuhen entwachsenen

*) Diese Reise wird ausführlich und sehr anziehend in dem Buche „Victor Hugo. Raconté par un témoin de sa vie" (Madame Hugo) geschildert.

Sänger eine damals viel beneidete Auszeichnung ein, welche auch die heutigen Poeten nicht ganz verschmähen: jene von Clémence Isaure, der mittelalterlichen Dichterfürstin, gestifteten goldenen Lorbern. Ein anderer von der Französischen Akademie auf das beste Gedicht ausgesetzte Preis von mehrern tausend Francs entging dem Laureaten von Toulouse, „weil er sich den für die Akademie beleidigenden Scherz erlaubt hatte", seinem Gedicht, dem besten unter allen, die Bemerkung beizufügen: der Autor wäre blos 16 Jahre alt. Die weißhaarigen oder kahlen Herren von der Akademie, welche sich ihre ersten Lorbern so gegen 40 Jahre erstritten hatten und mit 50 Jahren berühmt wurden, glaubten an eine Mystificirung. Diesmal jedoch waren sie in ihrer Schlauheit über das Ziel hinausgerathen und hatten schließlich die Lacher nicht auf ihrer Seite.

Um so lebhafter lenkte sich die Aufmerksamkeit aller auf den gottbegnadeten Dichter, auf das „himmlische Kind". Damals gärte es stark in der französischen Literatur; stets mehrten sich die Anzeichen des herannahenden, erlösenden, romantischen Gewitters, welches die schwüle akademische Luft reinigen, die pedantischen Fesseln brechen und die aufkeimenden Talente befruchten würde. Das Beispiel des Auslandes war für die Classiker, für die sehr herabgekommene Schule Corneille's, Racine's, Boileau's und Voltaire's (als Tragödiendichter) verderblich. Während die französische Dichtung und die tragische Muse in der Rue Richelieu noch in die zopfigsten Banden geschlagen war, wußte man, daß draußen, in Deutschland und England, Trauerspiele aufgeführt wurden, worin allerdings die heiligen Regeln des Aristoteles, dieses Evangelium der französischen Classiker, zehn- oder fünfzehnmal an einem Abend verletzt wurden, wo man sich alles erlaubte und erlauben durfte unter der Bedingung, daß die handelnden Personen keine hölzerne Puppen, sondern wahre Menschen mit wirklichen Leidenschaften wären, und daß der Zuschauer angeregt, gerührt, amusirt, aber ja nicht gelangweilt wurde.

Man las mit Verwunderung und bewundernd, man verschlang die Romane Walter Scott's und beneidete die Briten wegen eines solchen Schriftstellers, welcher die Eigenschaften eines Malers, der sich der Feder statt des Pinsels bedient, und das Wissen eines Geschichtsforschers mit der aufgeweckten Phantasie und einem einfachen wirkungsvollen Stil vereinigte. Und fürwahr, man durfte die Deutschen und Briten wegen ihres Schiller, ihres Goethe, ihres Shakspeare und ihres Walter Scott beneiden, wenn man an die tödlich langweiligen Tragödien zurückdenkt, welche damals dem Elitepublikum des Théâtre français geboten wurden, und sich die pappigen, schwülstigen Kindermärchen oder die prätentiösen Zoten vergegenwärtigt, welche am Anfang dieses Jahrhunderts als „französische Romane" verschleißt wurden.

Der Genius des „Cid", die poetische Anmuth von „Phédra" oder „Athalie", die erhabene Philosophie der „Zaïre" oder der „Irène" waren in den Werken der Duval, der Ducis, der Raynouard und wie alle die illustren Vergessenen, die Theatermatadore der kaiserlichen Epoche heißen mochten, auch nicht atomweise vorhanden. Der ganze „Classicismus" bestand im Jahre 1818 aus Bornirtheit, pedantischer Beobachtung der berühmten Regeln, absoluter Verflachung jedes Gefühls und aus einer . . . Langweiligkeit ohne Grenzen. Der wirkliche Name,

den die Schule dieser „Classiker" des Niederganges verdiente, war der einer „Schule der Schlafmützen", oder in der verblümten Sprache dieser Herren: „Die Schule des Morpheus."

Auf die Reaction gegen diese hölzernen, dürren Erzeugnisse, gegen diese todte Literatur wartete die französische Jugend, und sie war bereit, den Anführern, den Aposteln der literarischen Revolution (denn eine solche war nöthig, um die französische Bühne und Dichtkunst neu zu beleben) alle erdenkliche Lorbern zu winden. In den literarischen Salons, bei den Zusammenkünften, wo sich die aus der Fremde zurückgekehrte Geburtsaristokratie und die „neuen Gesellschaftsschichten" begegneten, blickte man förmlich aus nach einem solchen Apostel oder Propheten.

Er erschien in der Gestalt eines Jünglings von idealer Schönheit, mit ungewöhnlich hoher Stirn, der Stirn eines Denkers und schöpferischen Genies, mit dem Glorienschein der göttlichen Inspiration.

Die classischen Perücken geriethen noch nicht in Angst — allerdings, die Verse des neuen Dichters hatten in ihren Augen unleugbar grobe Fehler; sie athmeten Leben, es lagen Gedanken darin, sie bewegten sich nach einem freien und doch melodischen Rhythmus, vor allen Dingen gähnte man nicht bei der Lektüre oder beim Zuhören.

Allein der neugebackene Poet griff die Classiker noch nicht auf ihrem Terrain an: auf der Bühne. Seine herrlichen Oden und seine stimmungsvollen Balladen hinderten die Herren Akademiker in ihren Verrichtungen, deren Schauplatz das Théâtre français war, nicht. Die Römer, Griechen, die Perser, Dacier und Chaldäer durften allabendlich innerhalb der nämlichen Decoration und mit demselben Peplum und demselben Helm auf dem Kopfe die vorschriftsmäßige Rate Alexandriner herunterschnarren. Dieses Kind konnte ja nicht daran denken, das Allerheiligste zu erstürmen . . . und sollte es versuchen, sich dort, in der Rue Richelieu, Einlaß zu verschaffen, nun so würde er sich ebenfalls mit einer hübsch „nach den Regeln" gezimmerten Alterthumstragödie in einschläfernden Alexandrinern züchtig und bescheiden, wie es dem Anfänger geziemt, vorstellen. Die Unglücklichen ahnten nicht, daß die Stürme der „Hernani"-Schlacht im Schose der Zeiten ruhten.

Der dichterische Jüngling Hugo war noch nicht zum Manne gereift, da zeigten schon seine Dichtungen die staatsmännische politische Richtung seines Geistes.

Seine Muse besingt die Zeitereignisse; er stimmt seine Lyra, um den tragischen Tod des Herzogs von Berri zu betrauern, er begrüßt den Herzog von Bordeaux, das „Kind des Wunders", er richtet herrliche Apostrophen an den Triumphbogen, und seine „Orientales" („Gesänge aus dem Osten") fördern die Sache des Hellenenthums.

Damals ist Hugo Legitimist. Der mütterliche Einfluß, der Einfluß der vendéeischen Amazone, die herrschende Strömung — denn im Jahre 1820 war Frankreich durch und durch bourbonistisch — die Dankbarkeit für den Monarchen, der den Vater ausgezeichnet und ihm selber ein Stipendium von 1000 Frcs. jährlich (das später auf 2000 erhöht wurde) bewilligte, erklären bei einem Politiker

von 18 Jahren diesen Standpunkt. Seine Gelegenheitsgedichte enthalten natürlich für die Gefeierten alles Höfliche und Angenehme. Die Verse eignen sich dazu, von den „Angesungenen" hinter den Spiegel gesteckt, oder wie es König Ludwig XVIII. that, mit der Randglosse „Superbe" versehen zu werden; aber wie weit, wie himmelweit sind sie von den glatten Schmeicheleien der kaiserlichen Cantatefabrikanten entfernt. Die Muse des jungen Dichters beugt sich wol vor den Mächtigen, sie umschwebt sie mit einem Palmenzweig in der Hand, aber sie kriecht nicht und liegt nicht auf dem Bauch. Sie bewahrt ihre Würde und entschuldigt sich für den Act des Höflings durch poetischen Schwung, durch die Kühnheit der verwendeten Bildnisse und die edeln Wahrheiten, welche die verherrlichten und gefeierten Fürsten zu hören bekommen.

Allmählich gewannen die dichterisch-politischen Oden und Gesänge an Bedeutung und Gehalt. Ohne seine loyale Gesinnung zu verleugnen, ohne seinen Weihrauchsgedichten zu widersprechen, fühlte sich Victor Hugo durch den Ruhm und das Prestige Napoleon's hingerissen. Der Tod des Allgewaltigen auf der felsigen Insel, der Märtyrerschein, der die letzten Lebensjahre des grausamen Despoten, der selbst so viele Märtyrer geschaffen, umwob, das Wildromantische der geschlagenen Schlachten und die Zauberkraft dieses feenhaften Abenteurerlebens mußte nach und nach auf das Gemüth eines leidenschaftlichen Dichters einen gewaltigen Eindruck machen. Im „Conservateur littéraire", dem Blatt, wofür der achtzehn- oder neunzehnjährige Hugo seine ersten Aufsätze schrieb und wo er seine Dichtungen zuerst veröffentlichte, nannte Hugo den verbannten Herrscher bis 1821 nie anders als „Buonoparte", mit der Orthographirung der Ultras. Drei oder vier Jahre später dichtet er die oben citirte Ode an die Colonne, um die Begeisterung der Jugend für den großen Heros, der zur selben Zeit Heine in Deutschland so mächtig inspirirte, in glühenden, stolzen, hochpatriotischen Versen auszudrücken!

Der österreichische Gesandte in Paris hatte erklärt, daß er die Adelsprädicate der Napoleon'schen Marschälle, insofern sie den Besitz oder die Souveränetät über eine dem Kaiser Franz gehörende Provinz oder Stadt andeuteten, im officiellen Verkehr nicht anerkennen wolle. Deshalb gerieth Hugo in Harnisch und bedrohte „den zweiköpfigen Aar, der stets den Schatten suche".

Er hatte bei alledem das Gefühl, daß man mit Gedichten mehr oder weniger nur Liebhaberpolitik treiben könne, und daß er, um ernst genommen, um nicht nur nachgesungen, sondern gewogen zu werden, eine polemische Schrift verfassen müsse.

Er hatte sich (wir zählen 1827) von der Legitimität noch nicht ganz losgemacht und einer andern Regierungsform noch nicht unbedingt angeschlossen. Eine Parteischrift für oder gegen eine Staatsform wäre daher nicht seines Talents würdig aus seiner Feder geflossen, und da seine Ueberzeugung nicht feststand, hätte er schwerlich andere überzeugt.

Dagegen ereiferte sich Hugo mit der ganzen Wärme seines Gemüthes, mit seiner Poetenglut für eine allerdings eher humanitäre als politische Frage. Er, der die fürchterlichen Hekatomben, die Schlachten Napoleon's feierte, und den,

wie viele andere, der heldenmüthige Massenmord bezauberte, empfand Abscheu und Entrüstung für kaltblütige Tödtung eines einzelnen Menschen nach einem bestimmten Verfahren zur festgesetzten Stunde. Hugo bekannte sich als leidenschaftlicher Gegner der Todesstrafe und schrieb „Den letzten Tag eines Verurtheilten".

Dieses Plaidoyer ist um so gewandter und erzielte desto größere Wirkung, weil es eben kein Plaidoyer ist — im wörtlichen und juridischen Sinne des Wortes. Es ist keine Predigt, keine gelehrte Abhandlung im Stil Beccaria's, ja nicht einmal eine Schilderung.

Der Verfasser ertheilt einem angeblichen Delinquenten selbst das Wort, der seine Eindrücke und Empfindungen von der Stunde an, wo der Vorsitzende des Gerichtshofes das Urtheil verkündet, bis zum Moment, wo er die Sprossen des Schaffots hinaufsteigt, niedergeschrieben haben soll.

Ueber das Verbrechen des Verurtheilten, über sein Vorleben, über die Kette von Umständen, die ihn auf die Richtstatt brachte, schweigt der Verfasser. Er sucht nicht dem Leser für den traurigen Helden des Büchleins Abscheu oder besonderes Mitleiden einzuflößen; seit zum Tode Verurtheilter — und als solcher als Opfer eines schlecht ausgearbeiteten Gesetzes, womit man den Leuten den „Hals absägt", soll er Theilnahme finden, und nicht weil seine Verurtheilung mehr oder minder streng oder gerecht ist. Man erräth blos, daß der Verurtheilte kein gemeiner Strolch ist und dem bürgerlichen Stande angehört, und man darf mit einiger Zuversicht ein Liebesdrama mit blutigem Ausgang oder einen tragischen Racheact vermuthen.

Die Procedur bei Hinrichtungen in Paris war im Jahre 1827 noch nicht so vereinfacht wie heute, wo der Verurtheilte vom Gerichtspalais nach dem Gefängniß La Roquette gebracht wird, um dasselbe nicht mehr lebend zu verlassen. Vor einem halben Jahrhundert wurde der Delinquent nach dem Gefängniß von Bicètre, ein paar Kilometer von Paris, gebracht. Dort verblieb er mit den Galerensklaven, die ihrer Abfahrt nach Toulon gewärtig waren, bis der oberste Gerichtshof über die Regelmäßigkeit des Verfahrens statuirt hat.

Die Procedur dauerte ungefähr 40 Tage. Nach Ablauf dieser Frist wurde eines Morgens von einem eigens dazu bestellten Gerichtsboten dem Unglücklichen die Verwerfung seines Recurses notificirt. Der nämliche Gitterwagen, der ihn nach Bicètre brachte, stand draußen bereit, und im scharfen Trabe zweier Postgäule ging es nach dem Justizpalast. Hier verbrachte der Delinquent die Zeit bis zur festgesetzten Stunde der Hinrichtung: um 4 Uhr. Der Scharfrichter mit seinen Gehülfen nahmen die „Toilette" vor. Er schnitt dem Verurtheilten den Hemdkragen weg, stutzte sein Haar und band mit kleinen, spagatähnlichen Strängen die Hände und Füße zusammen.

Unten vor dem großen gothischen Portal des Palais harrte der Arme-Sünderkarren; der Delinquent nahm hier an der Seite des Seelsorgers auf einem Holzbret Platz, den Rücken dem Pferde zugewendet, damit er des Schaffots während der Fahrt über die Michaelsbrücke und den Kai entlang bis zum Grèveplatz nicht ansichtig werde. Die Hinrichtung selbst wurde auf dem berühmten Platze um 4 Uhr nachmittags auf einem erhöhten Blutgerüst vollzogen, während sie heute

bei Tagesanbruch und mittels einer Maschine erfolgt, die auf den eigens bezeichneten Pflastersteinen emporgerichtet wird.

Alle diese Phasen werden mit peinlichster Genauigkeit von Victor Hugo beschrieben; mit der ganzen Concentrationskraft seines Geistes hat er sich in diese schreckliche Lage hineingedacht; er ist in die Haut der Verurtheilten hineingekrochen, und der Leser muß ihm nolens volens folgen, er muß alles durchmachen, was der Dichter durchmacht. Er verhehlt übrigens seine „Methode" nicht und schildert dieselbe ausführlich in der Vorrede zu einer spätern Auflage des „Letzten Tages"*):

„Der Verfasser hat die Anregung zum letzten Tage eines Verurtheilten in keinem Buche gefunden, er sucht seine Gedanken nicht so weit, sondern dort, wo sich sie jedermann holen kann; wo du selber, Leser, sie dir vielleicht geholt hättest; denn wer hat nicht ein einziges mal über «den letzten Tag eines Verurtheilten» nachgedacht, auf dem öffentlichen Markt, auf dem Grèveplatz. Ja wohl, da hat er diese Anregung aus einer Blutlache herausgeholt, sie lag dort am Fuße der roth angestrichenen Pfähle der Guillotine. So oft seitdem in einer der düstern Donnerstagssitzungen des Cassationshofes über einen Elenden der Stab gebrochen wurde und Paris die Ausrufung eines Todesurtheils zu hören bekam, wenn der Verfasser vor seinem Fenster jene heisern Schreier vernahm, welche die Zuschauer dem Grèveplatz zutrieben, da bemächtigte sich der traurige Gedanke seiner, es schwirrte sein Kopf von Gensdarmen, Henkern, schau- und blutdürstenden Gaffern.

„Stunde für Stunde wurden ihm die Leiden des Unglücklichen, der röchelte, klar. Jetzt beichtet er, jetzt schneidet man ihm die Haare, jetzt werden ihm die Hände gebunden!

„Und er, der arme Dichter, wurde durch die innere Stimme gedrängt, dies alles der Menschheit genau zu schildern; der Menschheit, welche ihren Geschäften nachgeht, während diese Ungeheuerlichkeit vollzogen wird! Sie ließ ihm keine Ruhe noch Rast, diese innere Stimme, sie raubte seinem Geiste jede Fassung, sie hinderte ihm, seine Verse zu schmieden, wenn er solche im Sinne hatte, zog einen dicken Strich durch seine Arbeiten, leistete überall Widerstand, belagerte ihn und hielt ihn gefangen! Es war eine Folter, die den ganzen Tag dauerte, gerade so lange, als die Folter des gepeinigten armen Sünders, bis 4 Uhr. Erst dann, nachdem das Ponere caput expiravit von der Glocke herübertönte, athmete der Verfasser wieder auf und gelangte in den Besitz seines freien Willens."

Eines Tags — es war, soweit er sich dessen erinnert, nach der Hinrichtung Ulbach's, begann er dieses Buch zu schreiben. Seitdem fühlt er sich erleichtert. Jetzt, wenn dieses „gesetzliche Verbrechen, das man Hinrichtung nennt, begangen wird, sagt ihm sein Gewissen, daß er dafür nicht mitverantwortlich ist, er fühlt nicht mehr auf seinem Haupte diesen Blutstropfen, welcher von dem Grèveplatz auf die Köpfe der ganzen menschlichen Gemeinschaft niederrieselt".

In dieser Vorrede gesteht Hugo, daß er mit seinem „Roman" nichts anderes bezweckte, als für die Beseitigung des Schaffots ein Wort einzulegen, und mit

*) Die Schrift war zuerst anonym; nach der Julirevolution 1830 erschien die vierte oder fünfte Auflage mit dem vollen Namen des Autors.

einer dialektischen Schärfe, welche den praktischen wissenschaftlichen Denker neben dem idealen Dichter zeigt, polemisirt er gegen den Henker. In dieser 25 Seiten langen Vorrede sind alle Argumente krystallisirt, welche seitdem so häufig in Parlamenten, in der Presse und in den speciellen Abhandlungen seit 50 Jahren Anwendung fanden, so oft die Abschaffung der Todesstrafe zur Sprache kam. Der Verfasser des „Letzten Tages" hatte sich zum Protagonisten dieses Gedankens aufgeworfen, und in allen Staaten der Welt betrachteten ihn die Abolitionisten als ihren rechtmäßigen Führer.

Da der Vater Victor Hugo's als einfacher Auditor bei dem ständigen Kriegsgericht angestellt war, hatte er einen Collegen, Pierre Foucher, der das Amt eines Actuars bekleidete. Sie wurden beide gute Freunde, und als der Actuar heirathete, brachte der Auditor folgenden Trinkspruch aus: „Ich wünsche mir einen Sohn, und Ihnen eine Tochter, beide sollen ein Paar werden."

Dieser in der Weinlaune geäußerte Wunsch ging an einem schönen Herbsttage des Jahres 1822 in Erfüllung. Der Sohn des Generals Hugo und die Tochter des inzwischen zum Bureauvorstand im Kriegsministerium vorgerückten Foucher reichten sich die Hand nach einer idyllischen vierjährigen Brautschaft. Papa Foucher war vorerst nicht besonders entzückt, sein Eidam in spe war kaum 20 Jahre alt, und sein Brot als Dichter schien für die Zukunft karg bemessen. Die jungen Leute wurden streng überwacht, und als die Neigung der jungen Adèle kein Geheimniß mehr für die Aeltern sein konnte, versuchte man es, dem Geliebten das Haus zu verbieten.

Allein verbotene Früchte schmecken nie so gut als in der Liebe. Dem natürlichen Machtgebot zum Trotz traf sich das Paar, auch als die Familie Foucher aufs Land zog, in der Meinung, auf diese Art dem Scheidungsukas leichter Geltung zu verschaffen. Denn kaum waren „Fouchers" in Gentilly (oder wie die Ortschaft hieß) eingenistet, da schlich bereits der Dichter in allen Gebüschen um das Landhaus, wo die anmuthige Adèle lebte und an ihren Victor dachte. Schließlich, als der General Hugo intervenirte und den alten Freund an seinen Trinkspruch bei der Hochzeit erinnerte, da siegte die militärische Intervention über alle Bedenken, und am Altar der Kirche Saint-Sulpice wechselte der Dichter der „Herbstblätter", der „Strahlen und Schatten", der begeisterte Sänger der Oden den Ring mit der Auserkorenen seines Herzens.

Einige Jahre später gestand Papa Foucher ein, daß seine Besorgnisse wegen der Zukunft seiner Tochter gegenstandlos waren. „Victor", schreibt er mit Stolz einem Verwandten, „ist in ganz Europa berühmt, und seine Vermögensverhältnisse gewähren jede Beruhigung."

In kurzer Reihenfolge gebar Adèle vier Kinder, zwei Mädchen und zwei Knaben. Ein tragisches Geschick war allen vieren bestimmt! Die älteste Tochter Leopoldine ertrank mit ihrem Manne auf einer Lustfahrt während der Flitterwochen, Karl Hugo wird als blühender junger Mann von einem Herzschlag dahingerafft und hinterläßt eine zwanzigjährige Witwe mit einem drei-, und einem einjährigen Kinde; am Weihnachtstag 1873, kaum aus der Verbannung zurück-

gekehrt, gibt der große Dichter an der Spitze einer unabsehbaren Volksmenge seinem andern Sohn François Victor das letzte Geleit. Adèle, das einzig überlebende Kind, wurde in der Jugend den Aeltern entfremdet, wie die Fama erzählt verführt, und kehrte aus den entlegensten Gegenden des Weltalls nach vielen Jahren zurück mit umnachtetem Geist. Sie fristet ihr Dasein in einem Asyl für Irrsinnige, sie weiß nichts von dem Namen, den sie noch immer trägt, sie hat keine Ahnung von dem Ruhm, von der Vergötterung, die ihrem Vater zutheil wird, selbst nach dem Tode.... Die Tragik des Lebens ist mitunter grausamer und ergreifender als die kühnsten Erfindungen der verwegensten und gewandtesten Dramaturgen.

Damals waren die Verhältnisse des Dichters in jeder Beziehung noch bescheiden, der Kreis seiner Bewunderer war eng gezogen, und seine Einnahmen knapp. Châteaubriand, der Verfechter der Legitimität, welcher sich seines großen Talents bediente, „um die Bourbonen zu stützen, und im Nothfall um sie zu bekämpfen", hatte zuerst dem jungen Poeten die Laufbahn der staatlichen Auszeichnungen erschließen wollen. Der Verfasser von „Atala" und der „Märtyrer" war vom Könige Ludwig XVIII. zum Gesandten in Berlin ernannt worden. Er wollte den Sänger der Oden und Balladen als Attaché mitnehmen, aber Hugo, den das hochmüthige, herrische Wesen Châteaubriand's nie anheimeln konnte, wenn dieser auch noch so liebenswürdig zu sein strebte, lehnte diese Huld dankbar ab.

Dagegen folgte er bereitwillig einer Einladung Karl's X. zur Krönung nach Rheims, er legte die Fahrt in einem à 100 Frs. täglich gemietheten Fiaker in Gesellschaft seines besançoner Landsmannes Charles Nodier, eines damals mit Recht beliebten Schriftstellers, und zweier Künstler zurück. Bald darauf erhielt er den Orden der Ehrenlegion, und die Erhöhung seiner Pension auf 2000 Frs. gestattete ihm, die Amtswohnung seines Schwiegervaters, wo das junge Paar bis dahin gelebt hatte, zu verlassen, um einen eigenen Hausstand in der Rue Notre-Dame des Champs zu gründen.

Hier entstanden die ersten dramatischen Erzeugnisse, welche den Ruf des Dichters über die Grenzen der engen Kreise, die an Poesie und Lyrik Gefallen finden, hinaustrugen, und welche ihn durch die Leidenschaft der gegen ihn gerichteten Angriffe, und durch die Leidenschaft seiner Anhänger zu einem literarischen Feldherrn schufen. Die Zeit der Ruhe und der ungetrübten, im stillen genossenen, von wenigen, aber aufrichtigen Bewunderern getheilten Erfolge war vorüber, es kam die Zeit des Schlachtgetümmels, die Stunde heißer Kämpfe. Und da der mit den stählernen Tugenden des wahren Streiters ausgerüstete Fechter im Kampfe erst recht wächst und gedeiht, wurde Hugo durch seine Dramen erst recht groß, erst recht gewaltig.

Das erste seiner Stücke ist nie aufgeführt worden, weil die Dimensionen, welche der „Cromwell" allmählich annahm, die Grenzen selbst eines französischen Theaterabends um vieles überschritten. Es ist schade, daß Hugo sich nicht dazu bequemen wollte, die nothwendigen Streichungen vorzunehmen, um diese dramatische Dichtung

bühnenmäßig zu gestalten, schade, weil bei Beseitigung einiger beinahe wie absichtlich hineingeschobenen Scenen, „welche Länge machen", um im pariser Theaterjargon zu reden, „Cromwell" eins der wirkungsvollsten, markigsten geschichtlichen Dramen wäre, die jemals dem französischen Publikum vorgeführt wurden. Das Drama beginnt, wie der zum Entsetzen aller classischen Perücken in Ziffern auszudrückende erste Vers anzeigt, am „Vingtcinq juin mil six cent cinquante sept" in der Weinstube zu den Drei Krähen in der londoner City. Ein alter Kämpfer für das Recht der Stuarts, Lord Ormond, hat dort einem ehemaligen Waffengefährten Lord Broghill, jetzt einem Höfling des Protectors Cromwell, ein geheimes Rendezvous gegeben, und will den Freund für eine gegen Oliver geplante Verschwörung gewinnen. Broghill lehnt ab und sucht den Freund von seinem Vorhaben abzubringen. Während Ormond den schlauen Plan der Verschwörung preist und die Zahl, die Macht der Verschworenen schildert, antwortet Broghill mit dem Hinweis auf das Tollkühne des Unternehmens, auf das Unmögliche des Gelingens. Der Lord-Protector ist schlau, vorsichtig, mistrauisch, seine Person wird durch einen dreifachen eisernen Ring umgeben, gehütet. „Wie wollt ihr die Reihen seiner Hartschiere, seiner Leibwache, seiner rothen Kürassiere brechen?"

Ormond fühlt sich nicht geängstigt. Einzelne Offiziere der Leibwache sind gewonnen, die republikanischen Puritaner, welche Cromwell, seitdem dieser das Parlament aufgelöst hat und nach der Königskrone strebt, von Herzen hassen, machen mit den Stuartisten gemeinsame Sache; eine Besprechung ist für denselben Tag in den Drei Krähen anberaumt, alle Vorkehrungen sind getroffen, Cromwell kann seinem Schicksal nicht entrinnen.

Lord Broghill bleibt standhaft; er verspricht jedoch, was ihm Ormond anvertraut, nicht zu verrathen, und geht.

Nachdem in dem langen Zwiegespräch der beiden Lords die Lage Englands und die Handlung des Stückes erschöpfend auseinandergesetzt wird, entrollt sich nun die Conspiration, und wir werden mit den einzelnen Verschwörern bekannt. So viele Staatsverbrecher, so viele scharfgezeichnete Gestalten, so viele „Typen".

Da gibt es den Salonverschwörer Lord Rochester, der die ganze Geschichte als einen amusanten Spaß betrachtet, der sich auf seine Verkleidung als Kaplan Cromwell's wie auf eine Maskerade freut, der mitten in den ernstesten Berathungen Knittelverse declamirt und gegen einen Mitverschworenen den Degen zieht, weil dieser seine Anschauung über eine neue Zauberoper nicht theilt.

Im Gegensatz zu dem frivolen Höfling Rochester predigt der Erzpuritaner Carr Keuschheit, häufiges Fasten und beständiges Gebet ... er kennt keinen andern Leitfaden als die Bibel, und sucht mit unverhohlener Angst aus den Texten der Heiligen Schrift herauszufinden, ob die Ermordung Cromwell's ein gotteslästerisches oder gottgefälliges Werk ist. Der Tapezierer Barebone und die drei Heiligen mit den ellenlangen biblischen Namen, der Dichter Davenant, der früher Cromwell besang und eben zu den Stuarts übertrat, der Rechtsgelehrte Murray, der sich um die juridischen Texte aus der Zeit des Königs Arthur ebenso peinlich kümmerte wie Carr um die Bibel ... und eine Menge frivoler Cavaliere und

ascetischer Frömmler, Republikaner, als Statisten, welche aber durch einen einzigen Satz oder einen einzigen Charakterzug bemerkbar werden, bilden die Gruppe der Verschwörer.

Dieser bunten Gesellschaft schließt sich der leibliche lebenslustige Sohn des Protectors, Richard, an, der anstandslos auf das Wohl des Königs Karl Stuart anstößt, während draußen ein öffentlicher Ausrufer im Namen des Protectors ein Fastengebot verkündet.

Der zweite Act zeigt dem Schauspieler, oder richtiger dem Leser, Cromwell als Diplomaten, als Regenten und Familienvater. In dem großen Prunksaal von Whitehall empfängt der Protector die Abgesandten verschiedener Staaten. Er ist ganz Honig und Wonne mit dem Neffen Mazarin's: Moncini.

L'Angleterre sera toujours soeur de la France,

und schleudert dem Spanier Cardenas das goldene Vlies, welches ihm dieser überbracht hat, zu Füßen.

„Guerre donc, guerre eternelle!" ruft wuthschnaubend der beleidigte Cardenas den Saal mit seinem Gefolge verlassend. Der Franzose, des Spaniers unversöhnlicher Gegner, frohlockt über diese Demüthigung, Cromwell aber beordert seinen Vertrauten Thurloe hinter Cardenas, damit er ihn abhole, beschwichtige und zurückbringe, wenn der Franzose nicht mehr da ist.

Ein anderer heftiger Auftritt wird durch den Sendling der Königin Christine von Schweden, der Mörderin Monaldeschi's, herbeigeführt. Der Gesandte, ein „Seigneur Suedois natif de Terracine", überbringt Cromwell einen Brief und eine Chatoulle. In dem Schreiben äußert Christine den Wunsch, nach London zu kommen. Cromwell räth davon ab: „L'air de Londres aux rois est funeste" („Die londoner Luft ist Königen schädlich"), bemerkt er trocken. Als die geheimnißvolle Chatoulle geöffnet wird, glitzert eine goldene Krone auf dem hölzernen Grunde. Mit derselben Entrüstung wie die Kette des Goldenen Vlies weist Cromwell das gleisnerische Präsent ab; die Krone wird zu Gunsten des londoner Spitals eingeschmolzen und der schwedische Italiener mit Schimpf und Spott davongejagt. Dagegen zeigt sich der gefürchtete Protector fromm wie ein Lamm und voller gutmüthiger Verheißungen für die Abgesandten der Waldenser, und ein harmlos Präsent des Königs von Dänemark, ein Paar vorzüglicher Rassepferde, nimmt er dankend an.

Nachdem die fremden Diplomaten abgefertigt sind, empfängt Cromwell Deputationen des Parlaments und des Heeres, er streitet sich ein wenig mit seiner royalistisch gesinnten Gattin Elisabeth; handelt mit dem Wucherer Manasse, liebkost seine jüngste Tochter Francis, belustigt sich bei einer Pfeife und einem Becher Ale über die Schnurren seiner vier Hofnarren und disputirt über Theologie mit seinem neuen Kaplan, dem verkappten Rochester, der sich in Whitehall eingeschlichen hat, um dem Protector einen Schlaftrunk beizubringen und den verschworenen Stuartisten das Gemach des Usurpators zu öffnen. Aber Rochester fällt aus der Rolle, der gestrenge Kaplan verliebt sich in die schwärmerische Francis, schreibt ihr Liebesgedichte, irrt sich aber im Papierbogen und sendet dem naiven Kinde statt der süßholzraspelnden Verse das Verzeichniß sämmtlicher Verschwo-

renen und seine Instructionen. Francis gibt das sonderbare, mit rothem Seidenfaden zusammengebundene Schriftstück dem Vater, der dadurch dem Complot auf die Spur kommt.

Rochester muß den Schlaftrunk, welchem er dem Usurpator zugedacht, hinunterschlürfen und wird in das für den Protector bestimmte Bett gelegt, während Cromwell als Soldat verkleidet an der Pforte Wache steht, durch welche die Verschworenen in das Innere von Whitehall gelangen sollen. Sie gehen in die Falle, werden gefangen, von Soldaten umringt und nach einer ironischen Ansprache Cromwell's sollen sie zum Galgen geführt werden.

Somit ist die Verschwörung der Stuartisten vernichtet, allein eine neue Gefahr droht dem Protector seitens der Puritaner. Seine Krönung ist beschlossene Sache. In dem großen „Hall" von Westminster sind alle Vorbereitungen getroffen; es wimmelt von allerhand Volk, hoch und niedrig, Militär und Civil, Reich und Arm, und in dieser Menge schleichen mit dem Dolch unter dem Gewand die starren Republikaner, welche den neuen Cäsar dem heidnischen Moloch opfern wollen. Aber auch hier hat das scharfe Späherauge des Protectors die Königsmörder durchschaut — im letzten Augenblick, da ihm die Krone aufgesetzt wird, verweigert er die neue Würde und betheuert in einer fast endlosen Rede, unter Schluchzen und Thränen, seine reine republikanische Gesinnung.

Die Waffen entgleiten den Händen der Puritaner, und die noch nicht gehängten Cavaliere werden begnadigt; das gesammte Volk bricht in lauten Jubel aus; der Fanatiker Carr, der es gewagt hat, trotz allem den Dolch zu zücken, wird ergriffen und summarisch in die Themse geworfen.

Der Protector aber, nachdenkend und misgestimmt, brummt während der Vorhang fällt klagend vor sich hin: „Quand donc serai-je roi?"

Eine wunderbare historische Gelehrsamkeit, eine dichterische Grazie ohnegleichen, ein Gemisch von dramatischer Schärfe und prickelndem Humor, eine hervorragende Zeichnung wie jene des Helden des Stückes: das sind die Eigenschaften, welche den „Cromwell" zu einer der großartigsten Leistungen der Bühnenliteratur stempeln.

Talma, der große tragische Darsteller, beschwerte sich wenige Wochen vor seinem Tode, als er mit dem jungen Hugo zusammen speiste, daß er keine Rolle habe; er klagte über die hundert kleinen Banden und Fesseln, welche ihm der Classicismus wie einer ägyptischen Mumie anlegte, und äußerte, daß er gern eine Rolle mit wahrhaften Empfindungen, mit ungeheuchelter Leidenschaft spielen möchte, statt sich immer innerhalb der conventionellen Grenzmarken der aristotelischen Akademiker zu bewegen. Durch die Klagen, die so sehr aus seinem poetischen Sinn und aus seiner Auffassung der Rechte und Pflichten eines Dramaturgen sprachen, erzählte Victor Hugo dem „französischen Roscius" von seinem im Entstehen begriffenen „Cromwell". Er erbot sich sogar, einige Verse zu recitiren, wählte aber ziemlich schlecht, zuerst einen langen doctrinären Auftritt zwischen dem Protector und dem blinden Dichter Milton, der für die Republik plaidirt. Gerade in diesem Auftritt war Hugo unwillkürlich Classiker, und Talma sah keinen so großen Abstand zwischen diesen Versen und jenen irgendeines beliebigen Sonnet Wailly, oder andern Akademikers. Er war enttäuscht, um so mehr, da in dieser Scene, der

einzigen, wo er auftritt, das Wort beinahe die ganze Zeit dem Dichter gehört und Cromwell, den selbstverständlich Talma gespielt hätte, nur als stummer Zuhörer figurirte. Nun recitirte Hugo das prickelnde Gespräch voller Ironie auf der einen, voller Beklemmung und Scham auf der andern Seite zwischen Cromwell und dem Dichter Davenant, dessen Verrath und heimlicher Besuch bei Karl Stuart in Köln dem Protector eben enthüllt wurden. Cromwell spielt mit Davenant, ehe er diesen nach dem Tower abführen läßt, wie die Katze mit der Maus; ein wahrhaft dämonischer Zug spricht aus jedem Vers Cromwell's, und der Schauspieler hat da die schönste Gelegenheit, jedes Wort, jede Silbe zu „nuanciren" und zur Geltung zu bringen.

Der greise Talma fiel dem jungen Poeten schier um den Hals! „Eine solche Rolle", rief er, „war der Traum meines Lebens!"

Der wackere Talma sollte aber die Verwirklichung seines Ideals nicht erleben; er starb, ehe „Cromwell" zur Hälfte fertig war, und Hugo durch keine Rücksichten gebunden, dichtete jenes seiner Länge wegen nur als Lesedrama zu genießende Schauspiel. Aber diesem fügte er eine Vorrede hinzu, wo er die classischen Götter von ihren Postamenten warf und einen Großmeister der dramatischen Kunst proclamirte: Shakspeare mit Sophokles als Ahnherrn. Sofort wurde diese „Vorrede des Cromwell" als das Confiteor der neuen, der romantischen Schule betrachtet, von den einen verherrlicht, von den andern verpönt. Die Vorrede und das Stück wurden, da man letzteres nicht spielte, von dem lesenden Publikum verschlungen. Die neue Aera war gekommen, und sie verfügte über einen gewandten Dialektiker und redekundigen Anwalt; es fehlte nur eins; das was im Buche stand auf die Bühne zu bringen und sich zu überzeugen, wie ein Publikum die Versuche der neuen Schule aufnehmen würde! In kurzer Zeit verfaßte Hugo die fünf diesmal weit kürzern Acte von „Marion Delorme". Aber auch diesmal sollte die große Schlacht nicht geliefert werden.

Im Sommer 1829 hatte Hugo sein Drama „Marion Delorme" zu Ende geschrieben. Er las dasselbe einer Gesellschaft von Freunden vor. Der Director des Théâtre français, Taylor, bat den Dichter, den Tag zu bestimmen, wo „Marion" dem Lesecomité der ersten französischen Bühne mitgetheilt werden sollte. Eine bloße Formalität.

Im ganzen literarischen Paris war von dem herrlichen Drama die Rede. Zwei Impresarios, Jouslinde la Salle von der Porte Saint-Martin und Harel vom Odéon, klingelten am Tage nach der Vorlesung an der Thür des Verfassers und baten ihn um sein Stück. Der originelle Director des Odéontheaters Harel nahm sogar das Manuscript, das auf einem Tische lag, unter den Arm und wollte es sans façon forttragen.

Im Théâtre français nahm das Comité mit Begeisterung „Marion Delorme" an. Die Rollen wurden vertheilt, die Decorationen bestellt, als die königliche Censur in dem vierten Act, wo das Verhältniß zwischen Richelieu und dem König Ludwig XIII. in ergreifender Weise veranschaulicht wird, eine Majestätsbeleidigung erblickte und das Stück verbot. Victor Hugo suchte den Minister Martignac für seine „Marion" zu gewinnen. Aber Martignac, in der Politik liberal, war

starrer Classiker und ein geborener Verfechter der akademischen Regeln. Er wies den Dichter brevi manu ab. Hugo erwirkte nun eine Audienz bei Karl X., der ihn liebenswürdig und mit der diesem Monarchen aus der versailler Periode geläufig gebliebenen vornehmen Leutseligkeit aufnahm, und als Hugo ihn bat, den vierten Act, den er auf schönem Velinpapier mitgebracht hatte, zu lesen, erwiderte der König sehr verbindlich: „Blos den vierten Act?"

Allein an der Sache wurde nichts geändert. Während Hugo sich im Audienzsalon der Tuilerien aufhielt, stürzte eine Parteicoalition in der Kammer das Ministerium Martignac, und als der Dichter sich wieder ins Palais des Innern begab, um die endgültige Entscheidung zu vernehmen, da empfing ihn der hyperklerikale College des neuen Staatstreichspremier von Polignac. Herr von Labourdonnaye hatte keinen Grund, sich freisinniger zu zeigen als sein liberaler Vorgänger, und blieb bei dem Verbot der „Marion".

Dagegen überbrachte an demselben Tage ein Bote nach der Rue Notre-Dame des Champs ein großes rothpetschirtes Convert. Der Dichter entnahm der Hülle ein Decret, welches seine Pension von 2000 auf 6000 Frs. erhöhte.*) Sofort schrieb Victor Hugo einen stolzen Brief an den Minister und erklärte, die Pension nicht annehmen zu wollen. Bereits am nächsten Tage erzählte das „Journal des Débats" den Vorfall und bemerkte dazu: „Die heutigen Minister sollen erfahren, daß es nicht so leicht ist, wie sie glauben, die Jugend mit Geld zu kaufen."

Durch die Unaufführbarkeit des „Cromwell", durch das Verbot der „Marion Delorme" war die große Feldschlacht des Romanticismus gegen den Classicismus hinausgeschoben. Victor Hugo wollte aber nicht, daß es hier „aufgehoben" heiße. Er bestimmte seinen Gegnern von der Akadamie und ihrem Anhang einen kurzen Termin, denn er verpflichtete sich, für den Anfang der Wintersaison 1830 dem Théâtre français an der Stelle von „Marion Delorme" ein anderes fünfactiges Drama in Versen einzureichen.

Der Plan war bereit. Nach zwei Monaten war das Manuscript von „Hernani oder die castilianische Ehre" druckfertig, und das Comité der Rue Richelieu acceptirte mit dankbarer Begeisterung dieses Werk, welches diesmal seitens der Censur auf keine Hindernisse stieß.

Als der Beginn der Proben von „Hernani" keinen Zweifel mehr über die Entweihung des Sanctuariums der Classiker durch ein „scheußliches" Stück der „abscheulichen" neuen Schule gestattete, riß im Lager der Alexandrinerfabrikanten eine wahre Panique ein, der eine allgemeine Schilderhebung folgte. Das Stück wurde von vornherein kritisirt, heruntergewürdigt, scalpirt; es gehörte zum guten Ton in den akademischen Salons, den Dichter und sein Stück ins Lächerliche zu ziehen; man declamirte mit komischem Pathos einige Verse, die man hier und da während einer Probe hinter den Coulissen erhorcht hatte oder die von einem Statisten oder dem Souffleur verrathen wurden.

---

*) Hätte Hugo diese Entschädigung für das Verbot seines Stückes angenommen, so hätte ihm seine nicht gespielte „Marion" von 1829 bis 1885 225000 Frs. eingebracht.

Der Einfluß dieser Salon- und Journalcabalen machte sich bald im Theater selbst geltend. Die Darsteller waren entweder misgestimmt, oder, wie die berühmte Mars, geradezu feindselig. Es kam auf diesen Proben zu schlimmen Auseinandersetzungen, und eines Tages war Mademoiselle Mars so ungnädig gewesen, daß Hugo ihr die Rolle der Doña Sol entziehen wollte, ihr, der die Autoren zu Füßen lagen, um die Uebernahme einer Rolle zu erflehen. Von diesem Augenblick fügte sich Mademoiselle Mars; denn sie gönnte die Doña Sol keiner ihrer Nebenbuhlerinnen, und wenn sie, die eingefleischte „Classikerin", von „Hernani" nicht viel hielt, so war sie doch überzeugt, das Stück würde großes Aufsehen machen und stark besprochen werden. Bei einer solchen Gelegenheit durfte die Mars nicht fehlen.

Endlich brach der Tag heran.

Es war im Februar 1830, und in Paris herrschte eine ungewohnte grimmige Kälte. Die Seine war beinahe gefroren, und um nicht auf dem Glatteis zu fallen, kam Hugo in Wollschuhen zu den Proben. Um die herkömmlich besoldete Claque zu ersetzen, hatte Hugo 300 rothe Pappendeckelkarten, welche das spanische Wort „Hierro" (Eisen) als Erkennungsparole trugen, an begeisterte Anhänger des Romanticismus vertheilt. Diese Karten gaben ins Parterre oder auf die zweite Galerie Zutritt. Vermuthlich in der Befürchtung eines Handgemenges zwischen den jungen Romantikern und den philiströsen Zuschauern hatte die Direction des Théâtre français die Träger rother Karten angewiesen, um 3 Uhr nachmittags ihre Plätze einzunehmen. Von diesem Moment bis 7 Uhr, Beginn der Vorstellung, waren die jungen Leute buchstäblich gefangen, da die Thüren des Theaters geschlossen wurden und niemand hinaus durfte. Diese Sequestrirung hatte verhängnißvolle Folgen. Trotz der romantischen Begeisterung verlangte der Magen ungestüm seine Rechte; die freiwilligen Claqueurs hatten allerhand transportabeln Mundvorrath: Käse, Knoblauchswurst, Schinken u. s. w., mitgebracht, und nachdem die frugale Tafel aufgehoben worden, verriethen lange noch verschiedene Ausdünstungen die Beschaffenheit des Menus. Das soll jedoch das Aergste nicht gewesen sein. Als das Publikum, die Elite der pariser Gesellschaft, die längst bestellten Sperrsitze und Logen aufsuchte, wurden die Augen und die Nasen der vornehmen Herren und der eleganten Damen in grausamer Weise beleidigt.*)

Der Anblick des Saales bot die grellsten Contraste. Einerseits alle Aristokratie, der Hof, die militärischen und literarischen Spitzen, Bankiers, Diplomaten, Pairs von Frankreich, vornehme Fremde, die schönsten Damen; andererseits zwei mächtige Gruppen wild aussehender Gesellen mit struppigen Bärten, flatternden Mähnen, seltsam gekleidet; der eine hat seiner Weste den Schnitt eines mittelalterlichen Wams gegeben, der andere hüllt sich in eine spanische „Capa", ein dritter, es war der Poet Théophile Gautier, zog alle Blicke durch ein kirschrothes Gilet an. Unter diesem Massenaufgebot des Romanticismus, unter diesen angehenden Malern, Bildhauern oder diesen Dichtern und Studenten befand sich

*) Vgl. das Quellenwerk „Victor Hugo. Raconté par un témoin de sa vie" (dessen Gattin).

auch der Sprosse (linker Hand) eines deutschen Fürstengeschlechts: der junge Ernst von Sachsen-Koburg, einer der leidenschaftlichsten und begeistertsten Anhänger Victor Hugo's. Der Unglückliche wurde zwei Jahre nach der „Hernani"-Schlacht durch eine unerbittliche Krankheit weggerafft. Er endete in den Armen seines geliebten Poeten, und Hugo war es, der für ein anständiges Leichenbegängniß des deutschen Fürstensprößlings sorgte. Der Vater richtete an den Dichter, bei Vergütung der Begräbnißkosten, einen rührenden Dankbrief.

Im ganzen Theater herrschte eine Atmosphäre des Kampfes, und in der That brach der Conflict gleich bei den ersten Auftritten aus.

Hernani ist der „nom de guerre" des geächteten Grafen Juan von Aragon, der an der Spitze einer politischen Räuberbande die heranbrechende Macht Karl's V. bekämpft. Dieser Guerrillachef hat die junge und schöne Doña Sol gesehen und brennende Liebesglut erfüllt sein Herz. Doña Sol empfängt ihn in dem Hause ihres abwesenden Oheims und Vormundes Don Ruy Gomez. Aber König Karl, den die Augen Doña Sol's auch nicht gleichgültig lassen, hat die Dueña bestochen und verbirgt sich in einem Schrank, wo ihm jedoch die Zeit zu lang wird. Er poltert heraus. Hernani, in seinem Zwiegespräch mit Doña Sol gestört, will den Unbekannten zur Rede stellen — da kommt unvermuthet Don Ruy Gomez mit Gefolge von der Reise zurück. Er schlägt gewaltigen Lärm beim Anblick der jungen Herren, denn auch er ist in Doña Sol verliebt und beabsichtigt, mit ihr den Ring zu wechseln, bis sich König Karl zu erkennen gibt. Don Ruy verneigt sich tief vor dem erlauchten Besucher, fragt aber dennoch, mit Mistrauen auf Hernani deutend, wer dieser Edelmann ist? „Er gehört zu meinem Gefolge", antwortet mit Nonchalance der König, und abermals verneigt sich der Hidalgo.

Nach einem zweiten Act, der die Handlung nicht besonders fördert, finden wir Doña Sol und Ruy Gomez im Stammschloß der Silva in Aragonien. Alle Vorbereitungen zur Hochzeit sind getroffen: in einer Stunde wird der Schloßkaplan den Greis mit dem Kinde verbinden fürs Leben. Doña Sol hat ihr Brautkleid angezogen und Pagen bringen die kostbaren Geschenke ihres Bräutigams. Ein Pilger bittet um Aufnahme. Die Gomez haben nie einem müden Wanderer das Thor versperrt; er mag eintreten. Der fromme Wanderer ist niemand anderes als Hernani, dessen Bande von den königlichen Truppen zersprengt wurde und der unter der Maske eines Pilgers eine Zufluchtsstätte sucht. In seiner Verzweiflung, als er erfährt, daß Doña Sol ihre Hand einem andern reicht, nennt er sich und fordert die Knechte auf, den Preis, der auf seinen Kopf gesetzt wurde, zu verdienen. Don Ruy aber erklärt, daß sein Gast als Geächteter zweimal heilig ist, und da die Ankunft des Königs signalisirt wird, muß sich Hernani in einem Versteck, dem das lebensgroße Porträt eines Silva'schen Ahnherrn als Thür dient, verbergen.

Der König macht auf Hernani Jagd, er will mit den Rebellen aufräumen, die Bande ist vernichtet, aber der Führer lebt noch. Der König will und muß ihn haben. Die Spuren, denen er gefolgt, haben ihn bis zum Schloß Silva geführt; der Bandenchef soll hier Zuflucht gesucht haben. Der König fordert ungestüm die Herausgabe; sonst droht er, die Burg bis auf den letzten Stein zu zer-

stören und den Platz mit Salz bestreuen zu lassen. Don Ruy führt den König vor die Porträts der Ahnen und fragt der Reihe nach jeden tapfern Ritter, ob er an seiner Stelle dem Verlangen des Königs entsprochen hätte. Schließlich bietet er seinen eigenen Kopf statt des Hauptes des Geächteten, aber der König will Hernani. Plötzlich tritt Doña Sol auf und schleudert ihm die Anklage ins Gesicht:

Roi Don Carlos, vous êtes un mauvais roi!

Er aber antwortet mit gedämpfter, für die Geliebte, die ihn verschmähte, allein verständlicher Stimme:

C'est vous qui m'avez mis au cœur cette colère,
Un homme devient ange ou démon en vous touchant
Ah quand on est haï que vite l'on est méchant.
Si vous eussiez voulu peut-être, o jeune fille,
J'étais grand! j'eusse été le lion de Castille.
Vous m'en avez fait le tigre avec votre courroux
Le voilà qui rugit, madame ... taisez-vous.

Mit geheuchelter Grazie gestattet dann der König dem alten Gomez, nach seinem Gewissen zu handeln: „Sei deinem Gaste treu und deinem König ein Verräther." ... Don Carlos fordert jetzt nur eins, die Nichte als Geisel mitzunehmen. Der königliche Zug hat sich aus dem Schlosse entfernt; Hernani, aus seinem Verlies befreit, erfährt den Preis seiner Rettung. Da verwünscht er Ruy Gomez: „Einfältiger Alter, er liebt sie!"

Der vierte Act spielt im Dom zu Aachen. König Don Carlos wartet mit fieberhafter Spannung auf das Ergebniß der Kaiserwahl, und er richtet an Karl den Großen, an dessen Grabe er steht, eine lange Ansprache, die längste, die je vielleicht auf einer Bühne gesprochen wurde, um dessen Rath und Eingebung zu erflehen.

Hernani und Gomez sind dem Könige insgeheim gefolgt; sie haben sich mit unzufriedenen spanischen Granden verbunden und sinnen auf Königsmord. Im Dom selbst, am Grabe von Carolus Magnus, soll Don Carlos geopfert werden. Das Los bezeichnet Hernani als denjenigen, der den Stoß führen muß. Allein die Verschwörung ist entdeckt worden und im entscheidenden Moment umringen Soldaten die Königsmörder und entwaffnen sie.

Aber statt zu strafen, übt der neue Kaiser Milde; die Gefangenen werden freigelassen, Hernani sein Titel und seine Güter zurückerstattet, auch Doña Sol fliegt dem Heißgeliebten in die Arme.

Don Juan von Aragon ist seit wenigen Stunden der Gatte Doña Sol's. Der Hochzeitsball neigt sich zu Ende. Die Gäste ziehen sich zurück, die Festmusik verstummt; die Neuvermählten sind allein — da, während sie ihre Liebesschwüre tauschen, ertönt aus der Ferne ein Hornsignal. Don Juan von Aragon schreckt zusammen; die Küsse, welche er seiner jungen Gattin wiedergeben möchte, erstarren auf seinen Lippen; er wird todtenbleich und stößt sie zurück.... Dieses Horngeschmetter erinnert ihn, daß er sein Leben an Don Ruy Gomez mit Ehrenwort verschrieben, da der verliebte Greis das Geheimniß der Leidenschaft Hernani's zu Doña Sol im Schloß von Silva entdeckte. Ruy Gomez fordert jetzt

die Einlösung des Versprechens — eines fürchterlichen Versprechens in der Nähe des höchsten Glückes. Aber die Ehre gebietet den Tod, und Don Juan Hernani greift zur Giftflasche. Rasch folgt Doña Sol seiner Bewegung und leert die Hälfte. Verzweifelnd ruft Don Ruy Gomez:

Morte! Je suis damnée —

und durchbohrt sich die Brust mit seinem Dolche.

Der erste Act von „Hernani" passirte ohne Widerrede; die Kämpfenden schienen ihre Kräfte zu messen, ehe sie handgemein wurden. Einzelne Ausdrücke allerdings hatten für die Ohren der Akademiker einen gar zu kräftigen Klang. Es war noch nie dagewesen, daß man in der hochedeln tragischen Sprache, im melvischen Maße einen Schrank einen Schrank nannte, und nicht „ein Erzeugniß menschlicher Geschicklichkeit", „zur Aufbewahrung hinter sicherm Verschluß und sorgfältiger Pflege des häuslichen Vorraths". Das Wörtchen „Cigarre", das überhaupt in der Sprache damals kaum eingebürgert war, wirkte wie ein elektrischer Funken; und beim ersten Vers des Schlußmonologs:

Oui de ta suite, o roi, de ta suite j'en suis —

erregte die falsche Scandirung durch den Darsteller einige Heiterkeit.

Im zweiten Act, der auf einem öffentlichen Platz in Burgos spielt und „romantische" Verse ungewohnter Art enthält, begannen die Classiker zu kichern, zu lachen und zu pfeifen. Die jungen Hugolaner blieben die Antwort nicht schuldig; sie begnügten sich nicht, auf die schrillen Pfiffe mit lebhaftestem Applaus zu antworten, sie interpellirten ungemein heftig und gerade nicht in den gewähltesten Ausdrücken die Gegner ihres Chefs; die Hitzigsten gingen zu Thätlichkeiten über und inmitten eines unbeschreiblichen Tumults fiel der Vorhang. Während des dritten Actes wüthete der Kampf weiter, aber die schöne Porträtscene riß das unparteiische Publikum mit sich und der Act endete diesmal mit einem entscheidenden Siege. Ebenso der vierte; der ungeheuere Monolog, den die Classiker von vornherein als „ungenießbar" geschildert hatten, gefiel im Gegentheil ausnehmend, und wurde trotz seiner Länge mit athemloser Spannung angehört. Am Schluß des Stückes waren die Classiker total niedergestimmt oder niedergeschrien; der Autor war mit Glückwünschen überhäuft und eine stattliche Schar Freunde gab ihm das Geleit bis zu seiner Behausung, der Rue Notre-Dame des Champs. Die Rocktasche des Dichters enthielt aber auch eine materielle Trophäe: sechs Stück Tausend-Francs-Noten, welche ihm ein Buchhändler während eines Zwischenactes für das Verlagsrecht von „Hernani" angeboten und sofort ausgezahlt hatte.

Das schöne Drama wurde 45 Abende hintereinander gespielt, und jeden Abend erneuerten sich die Kämpfe und Streitigkeiten zwischen Romantikern und Classikern: jeden Abend wurden Schelt- und Schimpfworte ausgetauscht, ja manchmal Hiebe.... Die Zukunft hat dem Dichter für diese Anfeindungen glänzend Revanche gegeben. Funfzig Jahre nach der berühmt gebliebenen Theaterschlacht ist „Hernani" ständiges Repertoirestück des Théâtre français, und die Doña Sol gilt bei den Künstlerinnen ersten Ranges als eine dankbare Paraderolle.

Die Börse und die Börsensteuer.

Von

Wolfgang Eras.

Es ist unverkennbar, daß das anhaltende Bestreben eines ansehnlichen Theiles unserer Regierungsmänner, Parlamentarier und Publicisten, die Börse einer ergiebigen Besteuerung zu unterwerfen, hauptsächlich in den sogenannten Gründerjahren entstanden und durch die damaligen Vorgänge an den deutschen Börsen genährt worden ist.

Aber schon früher, bald nach den Kriegserfolgen von 1864 und 1866, als das Anlage suchende Kapital durch die veränderte politische Situation zu größern Unternehmungen sich stimulirt fühlte und infolge der Gründung des Norddeutschen Bundes mit Bundesrath und Parlament der Apparat für eine Socialgesetzgebung im größern Stil zur Verfügung stand, machten sich die ersten Anfänge einer gegen die „Geldbarone und Börsenjobber" gerichteten Bewegung bei einem großen Theile der Presse, in Vereinen und Versammlungen und sogar im Parlament bemerkbar.

Sofort nach der Vereinigung Nassaus mit der Krone Preußen hatte die Reichsgesetzgebung auf Antrag der Präsidialmacht mit dem öffentlichen Glücksspiel in Wiesbaden, Ems und Homburg kurzen Proceß gemacht. Man war nun geneigt, zu billigen, daß auch die sogenannten Prämien- oder Lotterieanleihen untersagt würden, und mancher wollte, daß man noch weiter gehe und auch das „Spiel an der Börse" verbiete.

Ich bin der Ansicht, daß die Lotterien weit verwerflicher sind als die durch das Gesetz vom 8. Juni 1871 unterdrückten Lotterie- oder Prämienanleihen. Denn, wie der verstorbene Julius Faucher ganz richtig sagte, in der gewöhnlichen Lotterie wird mit dem Kapital gespielt, in der Prämienlotterie aber blos mit den Zinsen. Um sich ein Prämienlos kaufen und mit den Zinsen spielen zu können, muß man zuvor gespart haben; der Lotterieeinsatz aber besteht in vielen, vielleicht in den meisten Fällen, in kleinen Ersparnissen und Mitteln, die ein kluger Haushälter auf ganz andere Dinge verwendet als zu solchen gewagten Unternehmungen.

In England hat man die Lotterie im Jahre 1826, in Frankreich 1836, in Baiern 1861 unterdrückt. In Hamburg, Braunschweig, Sachsen und Preußen besteht sie noch heute, und auch die letzten Verhandlungen des preußischen Landtages über den Gegenstand (im Anfange 1885, aus Anlaß der unerquicklichen

Zustände, die bei dem Spiel in fremden Lotterien hier zu Tage treten) haben zu einem befriedigenden Abschluß nicht geführt.

Doch dies nur beiläufig! Die ersten Spuren einer gegen die Börse gerichteten Strömung zeigten sich Ende der sechziger Jahre. Auf dem Volkswirthschaftlichen Congreß zu Mainz 1869 sagte der damals einflußreiche liberale Abgeordnete Dr. Löwe-Kalbe: „Haben wir etwas zu beklagen, so ist es dies, daß die Summe von Kapital, die in das reine Börsengeschäft gesteckt wird, viel größer ist, als dies unser Nationalvermögen zu ertragen vermag; wir haben gar kein Interesse daran, dem Kapital die Wege dahin offen zu halten."

Schon damals sprach man in weiten Kreisen von dem „Odium, das sich an die Börsengeschäfte hefte", und in den nächsten Jahren war es namentlich der liberale Abgeordnete Lasker, welcher im Reichstage gegen die Börse zu Felde zog. Er warf direct die Frage auf: „Wie geht es zu, daß eine bestimmte Stelle, die Börse, die Kraft und den Vorzug der Ausbeutung Anderer besitzen kann?" und antwortete darauf: „Die wahre Ursache ist, daß die Creditverhältnisse und der Creditverkehr bei uns so schlecht geregelt sind, daß das Geheimniß, wie man zu dem Mittel kommt, die Creditanforderungen in die Presse zu nehmen, das Geheimniß gewisser Leute ist, die aus demselben den ungeheuersten Nutzen ziehen."

Die ganze Sache kam also dem scharfsinnigen und auf andern Gebieten notorisch gut informirten Abgeordneten zum mindesten „schleierhaft" vor. Statt aber zu ergründen und öffentlich zu sagen, worin die geheimnißvolle Formel denn nun eigentlich bestehe, begnügte er sich mit der Andeutung, es könne nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn einzelne Kapitalisten aus ihren Operationen an der Börse so ungeheuern Nutzen zögen; und diese Argumentation, verbunden mit der Aufdeckung einiger allerdings mehr oder minder groben Gesetzesverletzungen und Schwindeleien bei der Gründung von Eisenbahnunternehmungen, genügte, um bei Lasker und einer großen Zahl politisch ihm recht fern stehender Parlamentarier den Gedanken wachzurufen, es sei Aufgabe des Staates, der Frage überhaupt gesetzlich näher zu treten und dem „Misbrauch" des freien Creditverkehrs entgegenzutreten. Vergebens warnte Ludwig Bamberger, vielleicht der einzige parlamentarische Kenner des Börsengetriebes um jene Zeit, vor einer Be- und Verurtheilung der Börse auf Grund einzelner Ausschreitungen. Er machte wenig Eindruck, als er sagte: „Daß ein großer Ocean wie die gegenwärtige Industriewelt, wenn er ins Kochen kommt, was täglich zwischen Zwölf und Eins auf den Börsenplätzen geschieht, auch manche Ungeheuer aus der Tiefe aufwirft, die, wenn sie im Kampf der Wogen zu Grunde gehen und an den Strand treiben, bei ihrer Verwesung nicht den besten Geruch verbreiten, bestreite ich am wenigsten; aber das ist doch kein Grund zur Verurtheilung eines allgemeinen Weltmeeres, gegen das wir vergeblich ankämpfen werden."

Als damals das Verbot der Prämienanleihen durchgesetzt worden war, wurden einige Miturheber dieses Gesetzes von der Angst ergriffen, ob nicht die Börsenwelt nunmehr versuchen werde, ihre Leute in größerer Anzahl mit Reichstagsmandaten auszurüsten und sie ins Parlament zu schicken. Auch im Reichstage wurde diese Befürchtung geäußert. Man malte die Schrecken eines Eintritts der Börse in den

Reichstag mit grellen Farben. Ich habe diese Idee nicht theilen können. Unsere Kaufleute sind bei Wahrnehmung standlicher und beruflicher Interessen, beziehungsweise solcher Aufgaben, die ihnen als einer Gesammtheit am Herzen liegen sollten, meist von einer geradezu himmelschreienden Gleichgültigkeit.

Ich fürchtete daher nach den geschilderten Vorgängen im Gegentheil und habe dieser Befürchtung auch schon im Jahre 1872 öffentlich Ausdruck verliehen: der Reichstag könnte eines Tages in die Börse eintreten und in der Absicht, das „Spiel" aus den Tempelhallen des Handels auszutreiben, dem Handel selbst schweren Schaden zufügen.

Ganz so schlimm ist es nun allerdings nicht gekommen. Man hat kein „Gesetz zur Unterdrückung des tief unsittlichen Börsenspiels" erlassen; man hat, um mit Lasker zu reden, es noch nicht verboten, „das Creditbedürfniß in die Presse zu nehmen". Warum nicht? Nun, weil es gar zu schwer war, für die in das Geheimniß Uneingeweihten eine passende Formel für den lange und gern gehegten gesetzgeberischen Gedanken zu finden!

Aber darin habe ich mich leider nicht getäuscht, daß die damals erwachte Tendenz, dem Börsenverkehr zu Leibe zu gehen, fortdauern und noch allerhand böse Früchte zeitigen würde. Excellenz Maybach verglich, als er im preußischen Landtage für seine ersten Verstaatlichungsprojecte kämpfte, die Börse mit einem Giftbaum. Das Samenkorn zu diesem gefährlichen Gleichniß dürfte niemand anderes als Lasker, der Liberale von antikem Charakter, in des Ministers Busen versenkt haben. Das Wort klang ganz „laskersch", und ich brauche es kaum zu sagen, daß gerade in solchen Kreisen, welche dem Geschäftsleben recht fern stehen, man immer geneigt war, wenn Lasker über die Börse gesprochen hatte, mit Rücksicht auf seine Abstammung und seine Verbindungen zu denken: „Lasker muß das wissen, er wird Verwandte und Freunde haben, durch die er in die Sache eingeweiht worden ist."

Wenn es nun unangänglich war, die Börse zu reglementiren („sie ist nun einmal ein Vogel", sagte der Abgeordnete Bamberger schon vor Jahren, „also geben Sie sich nicht erst unnöthige Mühe, ihr die Flügel zu beschneiden"), dann sollte sie wenigstens bluten und blechen.

Unterm 1. Juli 1881 ist ein Reichsgesetz über die Erhebung von Stempelabgaben zu Stande gekommen, bei dessen Emanation es hauptsächlich auf eine Besteuerung des Börsenverkehrs abgesehen war, und seit dieser Zeit verging keine Session des Reichstages, wo nicht Verbesserungsvorschläge für das allerdings steuertechnisch im hohen Maße mislungene Gesetz, behufs wirksamerer Heranziehung des „mobilen Kapitals", welches an der Börse so „ungeheuere Gewinste" erzielt, gemacht worden wären.

Ich stehe der Sache als persönlich ganz unbetheiligter Zuschauer gegenüber und ich bin im Laufe der Jahre zu der Ueberzeugung gelangt, daß, wenn nicht die leidige Natur des Börsengeschäfts es so mit sich brächte, daß man ihm kaum etwas am Zeuge flicken kann, ohne gleichzeitig den ernsten Handel, den Geschäftsverkehr außerhalb der Börse, die Industrie und die Landwirthschaft zu schädigen, schon längst eine Steuer von ganz exorbitanter Höhe der Börse auferlegt wor-

den wäre! Wohlwollen und zarte Rücksichten sind es wahrlich nicht gewesen, was sie vor solchem Schicksal zeither bewahrt hat, sondern lediglich technische Schwierigkeiten. Um diese Schwierigkeiten einigermaßen würdigen zu können, ist es nothwendig, die Rolle, welche die Börse im heutigen Wirthschaftsleben spielt, richtig aufzufassen.

Man sagt: an der Börse wird speculirt und die Speculation hat mit dem „ernsten Handel", oder, wie man in gewissen Regionen mit Vorliebe sich ausdrückt, mit dem „soliden Geschäft" nichts zu thun. Der Speculationshandel ist ein wüstes Spiel, nicht besser als Roulette, Trente-et-Quarante oder Tempeln. Diese thörichte Auffassung hat der heutige Vorsitzende des Reichs-Invalidenfonds und vormalige Mitarbeiter Delbrück's im Reichs-Kanzleramt, Dr. Otto Michaelis, als volkswirthschaftlicher Schriftsteller schon vor 20 Jahren bekämpft, als er seine vortrefflichen Aufsätze über die wirthschaftliche Rolle des Speculationshandels und über die dauernde Frucht der Conjunctur schrieb.

Der Speculationshandel und der ernste Handel sind, wie Michaelis zeigt, aufs engste miteinander verbunden. Die Grenze, wo der eine aufhört und der andere anfängt, ist nicht genau festzustellen. Der Kaufmann bringt die Vorräthe, die er kauft, in seinen Besitz; sie bilden die Form, in welche sein Wirthschaftskapital übergeht. Er nimmt mit denselben eine räumliche Vertheilung vor, indem er sie weiter verkauft, und da zu dieser Operation Zeit erforderlich ist, die Preise aber zu verschiedenen Zeiten verschiedene sind, so finden Preisunterschiede statt, welche er zu seinem Vortheil verwerthen muß. Indem er das thut, speculirt er. Auch der ernste Handel ist also speculativ. Wird an der Börse ein Kassengeschäft gemacht, so scheint es auf den ersten Anblick, als sei bei dieser Art Börsengeschäft lediglich der ernste Handel engagirt. Da aber die Lieferung erst in den Nachmittagsstunden stattfindet, so bleibt Zeit übrig zur Speculation. . . . Es ist richtig, daß der Speculant die Vorräthe, die er verkauft oder kauft, in der Regel nicht besitzt und nicht in seinen Besitz zu bringen beabsichtigt. Hat er gekauft, so that er es in der Absicht, die Waare vor Eintritt des Lieferungstermins an einen dritten wieder zu verkaufen und seinen Verkäufer an seinen Käufer anzuweisen. Hat er verkauft, so wünscht er einen Verkäufer zu finden, von dem er kaufen und an den er nächstdem seine Käufer verweisen kann.

Der Speculant als solcher bedarf die Waare nicht. Aber es wäre sehr falsch, wenn man daraus schließen wollte, daß gar keine Waare an die Börse gebracht und von dort bezogen würde, daß alle die dort verkehrenden Speculanten unter sich eine lange Reihe imaginärer Käufe und Verkäufe abschlössen, und daß daher der ernste Handel kein weiteres Interesse an der Börse habe, als die Klage über „Kapitalsentziehung". Würde an die Börse keine reale Nachfrage und kein reales Angebot von Stücken gebracht, so könnte weder eine Speculation à la hausse noch eine Speculation à la baisse stattfinden. Das ganze Geschäft wäre unmöglich. Ungedeckt kaufen (haussiren) heißt darauf rechnen, daß weniger Waare an den Markt gebracht werden wird, als erforderlich sein dürfte, um die Nachfrage zu befriedigen. Ungedeckt verkaufen (baissiren) heißt darauf rechnen, daß mehr Waare

als Bedarf am Markte sein wird. Das wahrscheinlich disponible Waarenquantum ist also die unentbehrliche Basis der Speculation. Aus der abstracten Meinung entstehen keine Preisdifferenzen; die Meinung, welche an der Börse festgestellt wird, ist ein Wahrscheinlichkeitscalcul auf die Zukunft, bei dessen Ermittelung die statistisch festgestellten, in der Vergangenheit gesammelten Erfahrungen berücksichtigt werden. Indem die Börse diese Vorausberechnung der Zukunft dem ernsten Handel abnimmt, leistet sie diesem nicht blos einen moralischen Dienst, sondern sie ladet zugleich einen großen Theil der Gefahren und Kosten, welche mit dem Halten von Vorräthen verbunden sind, von den Schultern des Kaufmanns ab und nimmt sie auf die ihrigen. Am deutlichsten zeigt sich dies bei den Prolongationsgeschäften, beim Report und Deport. Die Speculanten, welche sich ihre Speculationsstellung über den Termin des Engagements hinaus erhalten wollen, sind genöthigt, sich an die Kaufleute als an die Inhaber und Verwalter der Vorräthe zu wenden, und das „Kostgeld", beziehungsweise die „Leihgebühr", welche der Speculant dem Kaufmann zahlt, bildet eine Prämie für das Halten von Vorräthen. „Der Speculationshandel", sagt Michaelis, „ist durch das Report- und Deportgeschäft thätig, die Vorräthe des Marktes zu conserviren!" Die Quelle des Irrthums, daß alle Zeitgeschäfte im Grunde genommen Differenzgeschäfte seien, findet derselbe Schriftsteller in der Klagformulirung bei Nichterfüllung von Zeitgeschäften. Jeder Speculant sucht, wie schon gezeigt, sobald er ein Engagementsgeschäft gemacht hat, ein Realisationsgeschäft abzuschließen, und wenn der Erfüllungstermin kommt, so hat er neben sich einen Lieferanten und einen Abnehmer, die er auf einander anweist. Weigert nun Lieferant oder Abnehmer die Erfüllung und ist der Speculant genöthigt zu klagen, so kann der Klagantrag entweder auf Erfüllung oder auf Schadloshaltung, d. i. auf Zahlung der Differenz zwischen dem bedungenen Preise und dem Tagespreise gerichtet werden. Es liegt auf der Hand, daß man in der Regel das letztere wählen wird, denn die Erfüllung nach Beendigung des Processes kann möglicherweise für den Kläger, infolge in der Zwischenzeit eingetretener großer Preisveränderungen, werthlos, wenn nicht gar schadenbringend sein. Fast bei allen Zeitgeschäften werden daher mangels Erfüllung die Differenzen eingeklagt, und dadurch ist der Irrthum entstanden, alle Zeitgeschäfte seien Differenzgeschäfte.

An der Börse wird aber nicht nur in Effecten, Fonds, Valuten und Waaren speculirt, sondern die Börse bildet überhaupt die Centrale für den Gesammthandel des Landes. An den Hafenplätzen ist die Börse die Centralstelle, wo nicht nur alle Schiffsnachrichten zusammenfließen, sondern auch die meisten und wichtigsten Frachtgeschäfte abgeschlossen werden. Die großen Provinzialbörsen werden regelmäßig zu gewissen Jahreszeiten von den Großgrundbesitzern aus der Provinz (beziehungsweise von deren Beauftragten) besucht, welche behufs vortheilhafter Verwerthung ihrer Producte mit dem Großhandel Fühlung suchen.

In einem hochinteressanten Vortrage hat der frühere Syndicus der breslauer Handelskammer und Börse, Dr. Alexander Meyer, die Börse und ihre Bedeutung für die Verwaltung der Vorräthe und Arbeitshülfsmittel im modernen Volkshaushalt geschildert. Er zeigt in demselben zunächst, daß unter dem „Kapital" die Gesammtheit aller Vorräthe und Werkzeuge zu verstehen ist, die uns heute zur

Verfügung stehen, und daß den „Kapitalismus bekämpfen" nichts anderes heißen würde, als auf die Segnungen der Cultur verzichten. „Denn", fährt er fort, „wenn man die Börse als Hebel des Kapitalismus bezeichnet, so hat man darin auch in meinem Sinne recht. Die Börse vermittelt es, daß das Kapital zu jeder Zeit in die Hände desjenigen kommt, der im Stande ist, von diesem Kapital in dem Augenblick den nutzbringenden Gebrauch zu machen, alle die Werkzeuge in die Hände desjenigen zu bringen, der im Stande ist, sie zu benutzen, um den Sieg des Menschen über die Natur, in dem alle Cultur eingeschlossen liegt, weiter zu vervollständigen, sodaß die Vorräthe, die im Augenblick verfügbar sind, um die Arbeitskräfte zu ernähren und zu erhalten, verwendet werden zu einem Zwecke, der, wenn er erfüllt ist, dazu dient, weitere Vorräthe zu erzeugen und die Fülle derselben zu vermehren. Das ist die Aufgabe, die der Börse gestellt ist. Man stellt die Sache auf gegnerischer Seite so dar, als sei die Börse etwas Fremdartiges in unserm Erwerbsleben, vergißt aber, daß an der Börse schlechthin nichts geschieht, was nicht anderwärts auch geschieht und wahrscheinlich auch geschehen würde, wenn keine Börse existirte — nur in unvollkommener und minder rationeller Weise. Es wird auf der Börse kein Geschäft abgeschlossen, das nicht gelegentlich auch außerhalb der Börse abgeschlossen wird, und wo eine Börse existirt, gibt es kein Geschäft, das, wie es anderwärts abgeschlossen wird, nicht auch gelegentlich auf der Börse passirt. Dasjenige, was die Börse unterscheidet von den übrigen Zweigen des Erwerbslebens, ist nur ein Unterschied des Maßes. Wir sprechen von Verkehr, von Austausch dort, wo gelegentlich eine Leistung des Menschen ausgetauscht wird gegen eine andere. Das ist der Positiv. Wir haben den Comparativ, den Handel, das ist der Zustand, in welchem der Verkehr eine besondere Lebhaftigkeit, eine gewisse Regelmäßigkeit annimmt, in welchem die Operationen des Austausches sich mit einer besondern Schnelligkeit und Sicherheit folgen, und wir haben endlich den Superlativ, die Börse, wo der Handel sich in einem Maße steigert, daß er gezwungen ist, um die Leistungen zu erfüllen, die ihm nach Maßgabe der menschlichen Bedürfnisse gestellt sind, sich zu concentriren zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Ort, wo die Menge der täglichen Umsatzgeschäfte so gewaltig wird, daß sie nicht bestritten werden könnten, wenn nicht die Erleichterung dazu käme, daß alle diejenigen Personen, die dabei interessirt sind, zu gleicher Zeit in demselben Local zusammenkommen. Es existirt also zwischen dem Börsenverkehr und allem übrigen Verkehr schlechthin kein Gegensatz; jener ist immer nur die höchste Steigerung des gewöhnlichen Verkehrs, und wer den Börsenverkehr tadelt als etwas, was unsere Sittlichkeit, unsere Moralität, unsern Wohlstand untergräbt, der könnte nicht umhin, dieselben Vorwürfe zu richten gegen jede Art des Verkehrs. Die Börse ist nicht gut und nicht schlecht, nicht geizig und nicht wohlthätig; sie gibt nur das Leben wieder, wie es ist. Es muß zugegeben werden, daß an der Börse manches geschieht, was vor den strengen Grundsätzen der Sittlichkeit nicht Stich hält; aber das ist keine die Börse auszeichnende Eigenschaft, sondern ein Mangel, der unserer irdischen Existenz überhaupt anhaftet. Unser ganzes Erwerbsleben ist durchsetzt von solchen Ereignissen und Handlungen, welche sittliche Vorwürfe herausfordern; das ist gar nicht zu

leugnen, und alles, was in unlauterer Weise außerhalb der Börse geschieht, geschieht auch an der Börse, und alles, was Tadelnswerthes an der Börse sich zeigt, ist auch außerhalb der Börse zu finden."

Diese Darstellung scheint mir besonders deshalb beachtenswerth und geradezu verdienstlich, weil sie in klarer und allgemein verständlicher Weise zeigt, daß es unmöglich ist, die Börse als eine Vereinigung anzusehen, die eine Sonderexistenz im wirthschaftlichen Organismus führe und daher aus diesem ebenso herausgeschält werden könne, wie der Chirurg mit seinem Messer eine Geschwulst exstirpirt.

Sehr bemerkenswerth erscheint mir auch, was Alexander Meyer über die Nothwendigkeit und Nützlichkeit des Speculationshandels sagt, sowie über die Gründe, welche uns dazu veranlassen müssen, das Spiel neben dem sogenannten „reellen" Börsengeschäft zu dulden. „Die Börse", führte der Redner aus, „soll dazu dienen, Angebot und Nachfrage auszugleichen. Jedem Angebot stellt sich mit der Zeit die erforderliche Nachfrage gegenüber; aber es ist natürlich, daß nicht jeder, der etwas abgeben will, sofort mit dem zusammentrifft, der etwas annehmen will. Nicht jeder ist eben in der Lage, mit seinem Angebot zu warten, bis die Nachfrage eintritt; es muß also eine Zwischenperson eintreten, die Lust hat, eine Waare, ein Papier abzunehmen, nicht um es für sich zu verwerthen, sondern lediglich in der Erwartung, daß dem heute überschüssigen Angebot morgen oder in acht Tagen die Nachfrage gegenübertreten wird, und der diese kleine Zeitspanne zwischen Angebot und Nachfrage benutzt, um daraus für sich einen mäßigen Gewinn zu erzielen. In diesem Dazwischentreten zwischen dem gegenwärtigen Angebot und der zukünftigen Nachfrage liegt das eigentliche Wesen der Speculation, die man so vielfach angefeindet hat. Darum ist es auch einer der seltsamsten Irrthümer, die überhaupt jemals entstanden sind, daß die Börse die großen Preisschwankungen verursache; sie dient vielmehr dazu, die Preisschwankungen zu hemmen, zu mäßigen, und nicht dazu, sie zu erhöhen. Nun ist es vollständig richtig, neben den vollkommen legitimen und erlaubten Operationen an der Börse gibt es auch an der Börse Leute, die lediglich hingehen, um zu spielen; und wenn jemand sagt, diesen Leuten müsse das Handwerk gelegt werden, so verstehe ich das vollkommen. Gegen die Durchführung dieses Gedankens ist nur das eine einzuwenden, daß man es von außen niemand ansehen kann, ob er ein Geschäft als Spieler oder in völlig legitimer Absicht macht. Man ist hier vor die Wahl gestellt, entweder das Spielgeschäft mit zu dulden, um das wirklich legitime Geschäft zu schützen, resp. nicht zu schädigen, oder aber, um das Spiel auszurotten, das vollkommen legitime, nützliche und für den Bestand der Gesellschaft unerläßliche Geschäft zu lähmen; und in dieser Wahl, glaube ich, kann niemand in Zweifel sein, daß es besser ist, den Spieler nebenher laufen zu lassen, um den redlichen Kaufmann in seinem Erwerbe nicht zu stören. Es ist mir immer von jeher geradezu unbegreiflich gewesen, wie man gerade von seiten der Landwirthe meint, gegen diesen Uebelstand vorgehen zu müssen. Der Landwirth vor allem müßte mit der Wahrheit vertraut sein, daß es keine nützliche Einrichtung auf der Welt gibt, die nicht auch ihre Kehrseite hätte. Es gibt kein Culturgewächs, das nicht auch sein eigenes Ungeziefer mit sich führte. Die Erfahrung hat aber gelehrt,

daß es besser ist, auch dieses Ungeziefer mit in den Kauf zu nehmen, als auf das Culturgewächs zu verzichten, und so wird man auch mit der Zeit anerkennen, daß die nützliche und segenbringende Thätigkeit der Börse nicht wesentlich darunter leidet, wenn sich auch an diese Thätigkeit einige zweifelhafte und zweideutige Existenzen heften und sich damit ihr ja doch meist kümmerliches Brot verdienen."

Ich darf mich auf diese Andeutungen in Betreff des heutigen Treibens an der Börse, seiner Licht- und seiner Schattenseiten beschränken, um nunmehr von den Steuerprojecten zu sprechen, durch welche der vielverkannten und vielgehaßten ein wohlverdienter Aderlaß — ihr selbst zur Strafe und der Reichskasse zur Erquickung — applicirt werden sollte.

Der Entwurf zu dem Gesetz, betreffend die Erhebung von Reichs-Stempelabgaben, vom 1. Juli 1881 ist am 4. März 1880 dem Bundesrathe zugegangen. Ueber ein Jahr Zeit haben die gesetzgebenden Factoren gebraucht, um dieses Werk zu Stande zu bringen, welches, schon bei seinem Entstehen von den Betheiligten mit Sorge und Mistrauen betrachtet, sofort nach seinem Inkrafttreten (1. Oct. 1881) Beschwerden und laute Klagen hervorrief.

Das Reichs-Stempelgesetz besteht aus Textbestimmungen und einem anhängenden Tarif, betreffend 1) die Stempelung der Actien, Renten und Schuldverschreibungen; 2) die Stempelung der Schlußnoten und Rechnungen; 3) die Stempelung der Lotterielose.

Obgleich zur Hauptsache Abtheilung 1 nicht minder als Abtheilung 2 Interessen der Börse vorzugsweise berührt, so hat sich doch die ganze Opposition gegen das Gesetz im wesentlichen nur gegen die Abtheilung 2, also gegen die Vorschriften wegen Abstempelung der Schlußnoten und Rechnungen gekehrt.

Beinahe vier Jahre lang sind die betreffenden Bestimmungen in Kraft gewesen und niemand wird heute in Abrede zu stellen vermögen, daß diese Bestimmungen sich allerdings als verfehlte erwiesen haben. Umfassende Studien sind über die Auslegung dieses Theiles des Gesetzes veröffentlicht, eingehende Berathungen von Sachverständigen gepflogen und Entscheidungen der Oberbehörden eingeholt worden; aber noch heute gelten verschiedene Vorschriften als durchaus deutungsfähig und unklar.

Das war der erste und wichtigste Vorwurf, den man gegen den Schlußnoten- und Rechnungsstempel, wie er am 1. Oct. 1881 in Kraft getreten ist, erhoben hat: die bezüglichen Bestimmungen ermangelten der nöthigen Klarheit, es würde eine große „Rechtsunsicherheit" dadurch erzeugt.

Um dies wenigstens an einigen Beispielen nachzuweisen, ist es nothwendig, den Inhalt der Tarifnummer 4 kurz zu skizziren.

Der sogenannte Schlußnotenstempel ist eine Abgabe, welche von allen Schriftstücken erhoben werden soll, die sich auf den Abschluß, oder die Prolongation, oder die Bedingungen des Abschlusses, oder der Prolongation eines Kaufs-, Rückkaufs-, Tausch- oder Lieferungsgeschäftes beziehen, welches in Wechseln, ausländischen Banknoten oder ausländischem Papiergeld, ferner Actien, Staats- oder andern für den Handel bestimmten Werthpapieren, oder Sachen oder Waaren, die nach

Gewicht, Maß oder Zahl gehandelt zu werden pflegen, abgeschlossen wurde. (Tarif 4a.) Stempelpflichtig sind die von den betheiligten Contrahenten, Maklern oder Unterhändlern im Bundesgebiet ausgestellten Schlußnoten, Schlußzettel, Abschriften oder Auszüge aus ihren Geschäftsbüchern, Schlußscheine, Schlußbriefe und alle sonstigen Schriftstücke, wenn sie sich auf Geschäfte der oben gekennzeichneten Art beziehen. Es macht keinen Unterschied, ob die Schriftstücke in Briefform gebracht sind und ob sie unterzeichnet sind oder nicht. Der Schlußnotenstempel beträgt 20 Pf. für Kassengeschäfte und 1 Mark für Zeitgeschäfte. Die Abgabe ist so oft zu entrichten, wie von den Parteien oder betheiligten Geschäftsvermittlern über den Abschluß oder die Bedingungen des Abschlusses, beziehungsweise der Prolongation irgendetwas schriftlich erklärt wird. Werden auf einer Schlußnote mehrere Geschäfte zusammengefaßt, so ist die Steuer für jedes einzelne Geschäft gesondert zu entrichten. In Betreff des Rechnungsstempels (Tarif 4b) ist verfügt, daß nur Rechnungen über gemachte Geschäfte in Wechseln, Actien und andern Werthpapieren diesem Stempel, der stets 20 Pf. beträgt, unterliegen sollen. Rechnungen über Waarengeschäfte bleiben stempelfrei.

Die eigentliche kaufmännische Correspondenz sollte stempelfrei gelassen werden, darum lautete die Befreiung 3 unter Tarifnummer 4 wörtlich wie folgt: „Die Abgabe wird nicht erhoben von Telegrammen und Briefen über die unter a bezeichneten Geschäfte, wenn die Briefe auf Entfernungen von 15 Kilometer befördert werden. Auf die einem solchen Briefe beigelegten oder angehängten Schriften der unter a und b und in der Anmerkung 1 zu a und b bezeichneten Art erstreckt sich die Befreiung nicht."

Bei 4a ist nur von Schlußnoten, nicht von Rechnungen die Rede; bei b dagegen von Rechnungen; in Anmerkung 1 von Abschriften und Nebenexemplaren.

Es entstanden nun unter andern folgende Controversen:

1) Welche Geschäfte sind als Zeitgeschäfte zu betrachten? Der Gesetzgeber hatte eine Definition unterlassen und von der Praxis erwartet, sie werde die richtige Unterscheidung zwischen Kassengeschäft und Zeitgeschäft schon zu treffen wissen. Der Effect hat einestheils darin bestanden, daß man in vielen Fällen die fünffache Abgabe entrichtete, wo das mit der Steuer zu treffende Geschäft der charakteristischen Merkmale des Zeitgeschäftes ermangelte, aber doch bei oberflächlicher Kritik für ein solches gehalten werden konnte; andererseits sind Anklagen wegen Stempelhinterziehung nicht ausgeblieben, wenn die Steuerbehörde glaubte, daß statt des 20-Pfennig-Stempels der Markstempel hätte consumirt werden müssen.

2) Werden Waarenrechnungen zu stempelpflichtigen Schriftstücken, wenn in denselben ein Vermerk über die erfolgte Gutschrift des Betrages von Wechseln, Dividendenscheinen oder Coupons, die der Schuldner eingesandt hat, enthalten ist? Die Auffassung der Kaufleute stand in dieser Beziehung der Ansicht der Behörden, die darin meist ein nach 4a steuerpflichtiges „Anschaffungsgeschäft" sahen, schnurstracks entgegen.

3) Erstreckt sich die der kaufmännischen Correspondenz bei größerer Entfernung als 15 Kilometer zugedachte Befreiung auch auf solche Briefe, welche eine Rech-

nung oder Berechnung enthalten? Der Bundesrath hat diese Frage verneint, das Reichsgericht hat sie bejaht.

Ich glaube, da ich nicht für ein ausschließlich sachmännisches Publikum schreibe, mit der Anführung dieser drei Hauptstreitfragen mich begnügen zu sollen.

Von der Unsumme von Scherereien und Plackereien, die das Gesetz für die Betheiligten, insbesondere für die den Revisionen durch die Stempelfiscale unterworfenen Actiengesellschaften und öffentlichen Banken, im Gefolge gehabt hat, macht man sich kaum einen richtigen Begriff. Auf dem im December 1882 zu Berlin abgehaltenen XI. Deutschen Handelstage theilte ein Deputirter (der Spinnereidirector Bertelsmann aus Bielefeld) mit, daß seit dem Inkrafttreten des Gesetzes, also seit fünf Vierteljahren, bei den dortigen Actiengesellschaften zwei Revisionen vollzogen wurden. Das erste mal, im März 1882, wurden im ganzen 1859 Monita gezogen; davon entfielen auf das Etablissement des Redners (Spinnerei Vorwärts) 11. Das zweite mal, Ende August 1882, wurde die Correspondenz u. s. w. seit April desselben Jahres an sechs aufeinanderfolgenden Revisionstagen von dem Fiscal und seinem Secretär geprüft. Dabei eruirte man allein bei der Actiengesellschaft Vorwärts 1022 Fälle von angeblicher Steuerhinterziehung.

Aus diesen Beispielen erhellt auch, daß die Abtheilung 2 des Gesetzes keineswegs als eine vorzugsweise die Börse betreffende Gesetzgebung wirkte.

Daß eine umfangreiche und zeitraubende Correspondenz zwischen den miteinander arbeitenden, an verschiedenen Plätzen domicilirenden Geschäftshäusern in Stempelsachen erforderlich wurde, versteht sich von selbst.

Am 15. Mai 1882 richtete der Reichskanzler an den Bundesrath eine Zuschrift, in welcher er eine Entscheidung dieser Behörde in Betreff verschiedener Differenzpunkte beantragte. Der Bundesrath beschloß zehn bezügliche Declarationen, von denen nicht weniger als neun sich mit Controversen beschäftigen, die an die Tarifnummer 4 (a und b) anknüpfen. Da aber die Gerichte sich an die Meinung des Bundesrathes in verschiedenen Fällen nicht kehrten, so wurde die Verwirrung durch jene Beschlüsse nicht kleiner.

Am 1. Juli 1883 richtete das Präsidium des Handelstages im Auftrage des Plenums die Bitte an den Reichskanzler, eine Revision des Reichs-Stempelsteuergesetzes herbeiführen zu wollen. Der bald darauf ergangene Bescheid fiel ablehnend aus.

Fürst Bismarck verwies auf die Entscheidungen der Gerichte, durch welche betreffs der zweifelhaften Gesetzesauslegungen Remedur geschaffen werden könnte, und fügte hinzu, „daß der Bundesrath die geeigneten Veranstaltungen getroffen habe, um die ergehenden Entscheidungen der Gerichte und insbesondere diejenigen des Reichsgerichts für die Handhabung des Gesetzes fruchtbar zu machen, daß indessen bisher den Gerichten nur in sehr geringem Umfange Gelegenheit gegeben worden sei, sich über die bestehenden Differenzpunkte auszusprechen“.

Infolge eines Auftrages, den das Präsidium in der Plenarsitzung des Handelstages am 3. April 1884 erhalten, wendete sich dasselbe unterm 5. Juni desselben Jahres nochmals an den Fürsten Bismarck und bat, 1) dafür Sorge zu tragen,

daß die von dem Bundesrath getroffenen Veranstaltungen, um die gerichtlichen Entscheidungen für die Handhabung des Reichs-Stempelgesetzes fruchtbar zu machen, gleichmäßig in allen einzelnen Bundesstaaten in Wirksamkeit treten; 2) auf den Erlaß eines Gesetzes hinzuwirken, welches die Zulassung des Rechtsweges für Klagen aus dem Reichs-Stempelgesetz vom 1. Juli 1881 für das ganze deutsche Reichsgebiet gleichmäßig gewährt.

Die Motivirung des Antrages unter 1) ist zwar in durchaus ruhigem und objectivem Ton gehalten, aber nichtsdestoweniger eine äußerst herbe Klage gegen die Art und Weise der Ausführung, beziehungsweise Handhabung des Gesetzes vom 1. Juni 1881. Obgleich seit dem Erlaß des Reichskanzlers vom Juli 1883 den Gerichten mehrfach Gelegenheit gegeben worden war, sich über bestehende Differenzpunkte in Betreff der Auslegung des Reichs-Stempelsteuergesetzes auszusprechen, blieb die Praxis der Steuerbehörden dauernd in Widerspruch mit diesen gerichtlichen Entscheidungen. Von solchen Entscheidungen sind insbesondere zu nennen ein ausführlich motivirtes Urtheil des ersten Civilsenats des Reichsgerichts, ergangen in Sachen der Bremer Gewerbebank wider das General-Steueramt in Bremen, und ein Erkenntniß, welches die Breslauer Wechslerbank in ihrer Sache wider den preußischen Staatsfiscus erstritten hat.

Während die herzoglich braunschweigische Zoll- und Steuerdirection nun beispielsweise erklärte, daß fortan Briefe, welche an sich stempelpflichtige Berechnungen enthalten, insofern dieselben im Text der Briefe stehen und auf eine Entfernung von mindestens 15 Kilometer befördert würden, stempelfrei seien, hat der preußische Finanzminister noch unterm 15. April 1884 rescribirt, daß trotz der reichsgerichtlichen Entscheidung vom 2. Febr. 1884 auch in Zukunft Briefe der erwähnten Art zu stempeln wären.

Es bedarf wol keines besondern Nachweises, daß dies Zustände waren, welche zur Kräftigung des nationalen Sinnes und zur Verwischung der particularistischen Gegensätze in deutschen Landen nicht beitragen können; von den geschäftlichen Störungen, die bei den engen gegenseitigen Beziehungen der Handeltreibenden in Districten mit verschiedener steuerlicher Praxis entstehen mußten, ganz zu schweigen.

Aber auch die Forderung unter 2) des obigen Antrages erschien vollkommen berechtigt. Das Reichsgericht hatte nämlich zu wiederholten malen erklärt, daß die Beschreitung des Rechtsweges zur Wiedererlangung zu viel oder zu unrecht gezahlter Reichs-Stempelgebühren nur insoweit zulässig sei, als derselbe in dem betreffenden Bundesgebiet bei gleichartigen Ansprüchen gegen den Landesfiscus statthaft sei. Ein Reichs-Stempelgesetz soll im Deutschen Reich gleichmäßig Verpflichtete schaffen. Durch die verschieden gearteten landesrechtlichen Bestimmungen über die Beschreitung des Rechtsweges in Stempelsteuersachen entstand Rechtsunsicherheit und Rechtsungleichheit.

Aus dem Vorgetragenen ging die Reformbedürftigkeit des in Rede stehenden Theiles des Reichs-Stempelgesetzes zur Genüge hervor.

Nimmt man hinzu, daß auch der finanzielle Ertrag der betreffenden Steuern weit hinter den gehegten Erwartungen zurückblieb, indem z. B. pro 1884/85 nur

2,784000 Mark für Schlußnoten- und Rechnungsstempel in dem Etat festgestellt werden konnten, so erscheint es sehr erklärlich, daß man sich in Reichstagskreisen schon nach dem ersten Probejahr mit Reformprojecten zu beschäftigen begann. Das schlechte finanzielle Resultat war namentlich betrübend für diejenigen unter unsern Parlamentariern, welche, wie Herr von Wedell-Malchow, von der felsenfesten Ueberzeugung beseelt sind, daß der Grundbesitz mit Steuern aller Art schwer belastet und das „mobile Kapital" bisher viel zu wenig zur Besteuerung herangezogen wurde. Allerdings ist der genannte Abgeordnete nicht der einzige, der mit „Verbesserungsvorschlägen" hervorgetreten ist, aber keiner hat in dieser Beziehung einen größern Eifer und mehr Beharrlichkeit an den Tag gelegt wie er.

Am 6. Dec. 1882 brachte er, unterstützt von 46 Gesinnungsgenossen, einen vollständigen Gesetzentwurf zur Abänderung des Reichs-Stempelgesetzes ein, in welchem zuerst die Forderung der Einrichtung von Geschäftsregistern zum Zweck der Steuercontrole ausgesprochen, für Zeitgeschäfte eine Procentualabgabe in Höhe von $^2/_{10}$ Promille gefordert, im übrigen aber der Fixstempel und die Besteuerung der bezüglichen Urkunden (Schlußnoten, Geschäftsbücherauszüge, Rechnungen u. s. w.) beibehalten wurde. Dieser von Wedell-Malchow'sche Entwurf ist im Reichstage am 20. Jan. 1883 nach Schluß der ersten Lesung einer Commission von 21 Mitgliedern überwiesen worden und hat auf diese Weise damals ein sogenanntes „Begräbniß erster Klasse" erhalten.*) Indessen sollte ihm eine längere Ruhe nicht vergönnt sein, denn von der preußischen Staatsregierung wurde er alsbald wieder ausgegraben und in der bekannten Vorlage an den Bundesrath, Anfang 1884, zu neuem Leben gebracht.

Dem durch das Gesetz vom 1. Juli 1881 eingeführten Schlußnoten- und Rechnungsstempel konnte man ausweichen, wenn man darauf verzichtete, über den Abschluß, die Prolongation oder die Abrechnung eines Geschäftes etwas Schrift-

*) Im Plenum kam der Antrag nicht mehr zur Verhandlung. Der Commission, welche sich nach zehn Sitzungen am 30. Mai 1883 dahin schlüssig machte, dem Plenum zu empfehlen, den Antrag von Wedell-Malchow abzulehnen und dem Herrn Reichskanzler die eingegangenen Petitionen, eventuell als Material für eine unter Zuziehung von Sachverständigen vorzunehmende zukünftige Revision des Gesetzes zu überweisen, lag auch ein bemerkenswerther Gesetzentwurf ihres Berichterstatters, des Fürsten von Hatzfeldt-Trachenberg, vor. Derselbe ging dahin, von dem börsenmäßigen Umsatz in Werthpapieren eine contingentirte Steuer zu erheben. Die Hauptbestimmungen waren folgende: Der Gesammtbetrag der jährlich zu erhebenden Börsensteuer wird durch den Reichs-Haushaltsetat festgesetzt. Die Erhebung erfolgt durch Vertheilung des Gesammtbetrages auf die einzelnen, im Deutschen Reich bestehenden Börsen, an denen der Handel mit Werthpapieren betrieben wird, und innerhalb derselben durch Vertheilung auf die einzelnen Steuerpflichtigen. Die Vertheilung des gesammten Aufkommen-Solls der Steuer auf die einzelnen Börsen erfolgt durch den Bundesrath nach Anhörung der betreffenden Landesregierungen; die Vertheilung des Selbstaufkommens der einzelnen Börsen auf die betheiligten Börsenmitglieder durch örtliche Börsencommissionen.

Dieser Vorschlag wurde im Laufe der Commissionsverhandlungen zurückgezogen. Der Haupteinwand, dem er begegnete, bestand wol darin, daß er dem Entstehen von „Winkelbörsen" Vorschub leiste, weil es kein Mittel gebe, die Geschäftsleute zu zwingen, ihre Umsätze in Werthpapieren an der ordentlichen Börse auszuführen.

liches aufzusetzen. Bei Handelsgeschäften ist die Gültigkeit der Verträge durch schriftliche Abfassung und andere Förmlichkeiten nicht bedingt (Art. 317 des Handelsgesetzbuches), kein Zweifel also, daß man von dieser Möglichkeit, der Steuer zu entgehen, nach Kräften Gebrauch gemacht hat und daß dieser Umstand die geringen Steuererträge mit verschuldet. Die preußische Vorlage stellte nun den neuen Grundsatz auf, daß nicht die Urkunde, sondern das Geschäft selbst Gegenstand der Besteuerung sein sollte, und zu diesem Behufe war in der Vorlage angeordnet, daß, wer Geschäfte abschließt, auch gehalten sein sollte, dieselben in ein Steuerbuch einzutragen, dessen in regelmäßigen Zwischenräumen abschriftlich der Steuerbehörde einzureichende Extracte die Grundlagen für die Besteuerung zu bilden hätten.

Es dürfte noch in ziemlich frischer Erinnerung sein, welchen Sturm der Entrüstung dieser „Antrag Preußens wegen Abänderung des Reichsgesetzes vom 1. Juli 1881", in dem die Betheiligten mit Recht keinen Börsen-, sondern einen umfassenden Geschäftssteuerentwurf erblickten, in den weitesten Kreisen, bei Groß- wie bei Kleingewerbtreibenden, unter den Kaufleuten nicht nur, sondern auch bei den Landwirthen hervorgerufen hat. Ueberall hörte man die bittersten Betrachtungen darüber anstellen, daß der Geschäftsverkehr in Deutschland nach dem preußischen Entwurf unter steuerpolizeiliche Controle gestellt werden solle, und daß hinfort es für Kaufleute, Industrielle und größere Landwirthe selbst beim redlichsten Willen und größter Aufmerksamkeit kaum noch möglich sein werde, ohne Conflicte mit dem Steuerfiscus durchs Leben zu gehen. Der Verein mit dem langen Namen, der durch eine bunt zusammengewürfelte, in allen Nuancen des Freihandels und des Schutzzolls schillernde, illustre Gesellschaft von deutschen Großcommerziellen gegründet wurde, verdankt hauptsächlich dem gedachten Vorgehen der preußischen Regierung den Anstoß zu seiner Entstehung. Der Bundesrath wurde mit Eingaben wegen Ablehnung der Vorlage förmlich überschwemmt; in Breslau fand eine vom Vorstand des Kaufmännischen Vereins vorbereitete Petition selbständiger Kaufleute in wenigen Tagen mehr als 400 Unterschriften.

Ganz neu und „absolut unerhört" war der Vorschlag, die Kaufleute und sonstigen betheiligten Gewerbtreibenden sollten Steuerbücher führen, übrigens nicht. In der von den berliner Kaufmannsältesten nach Berlin berufenen Conferenz deutscher Handelsvorstände bemerkte ein Deputirter (Syndicus Marcus): in Bremen habe eine ähnliche Abgabe, wie die in der Bundesrathsvorlage geforderte, 23 Jahre lang bestanden; sie sei für die Betheiligten freilich sehr lästig, aber doch keineswegs „demüthigend" gewesen, und schließlich durch eine ziemlich hohe Firmensteuer ersetzt worden. Von anderer Seite (Molinari-Breslau) wurde jedoch sofort erwidert, daß, als die bremer Bürger sich eine Umsatzsteuer auferlegt hätten, der Fall anders gelegen habe wie jetzt im Reiche. In dem kleinen bremenser Freistaat seien die Betheiligten gewissermaßen „unter sich" gewesen und hätten eine streng bureaukratische Steuerverwaltung wol kaum jemals kennen gelernt.

Die vielseitigen lauten und wohlbegründeten Erklärungen gegen den preußischen Gesetzesvorschlag haben zur Folge gehabt, daß der Entwurf im Bundesrathe in einigen wesentlichen Punkten nicht unerheblich modificirt wurde, konnten aber nicht

verhindern, daß er schließlich am 21. Juni 1884 in der vom Bundesrathe beschlossenen Form dem Reichstage zuging. Dieser ist fünf Tage später, am 26. Juni, geschlossen worden, und der Entwurf daher damals unerledigt geblieben.

Nach dem Zusammentritt des im Herbst 1884 neugewählten Reichstages hat von Wedell-Malchow sich beeilt, die Bundesrathsvorlage wieder aufzunehmen und solche nunmehr als seinen eigenen Antrag einzubringen.

Er trägt das Datum des 25. Nov. 1884 und ist von 32 Mitgliedern beider conservativen Fractionen unterstützt.

Der Gesetzentwurf, welcher, wie gesagt, mit der unerledigt gebliebenen Bundesrathsvorlage vom vorigen Sommer wörtlich übereinstimmte, unterschied sich von dem preußischen Antrage hauptsächlich durch gewisse Befreiungen, die ihn für unsere Landwirthe und Großindustriellen annehmbarer machen sollten, zugleich aber auch ein laut redendes Zeugniß von der tiefgehenden Abneigung und dem Mistrauen geben, welches heute gegen jeden Zwischenhandel und insbesondere gegen dessen eine Form, den Speculationshandel an der Börse, herrscht.

Befreit sollten bleiben, wie bisher, Contantgeschäfte über Wechsel, Gold und Silber, sowie Effecten- u. s. w. Geschäfte bis zu 300 Mark; dagegen Waarengeschäfte erst bei einem Betrage von mehr als 10000 Mark (gegen früher 1000 Mark) steuerpflichtig werden. Neu hinzugefügt erschienen folgende Befreiungen:

„Die stets 1/5 Promille betragende Abgabe wird nicht erhoben für Geschäfte über solche zur Weiterveräußerung bestimmte Sachen oder Waaren, welche von einem der Contrahenten selbst erzeugt, oder handwerks-, oder fabrikmäßig hergestellt sind; ferner für Geschäfte über solche Sachen oder Waaren, welche zur Weiterveräußerung nach vorgängiger handwerks- oder fabrikmäßiger Be- oder Verarbeitung durch einen der Contrahenten bestimmt sind. (Tarifnummer 4 A. 3 und 4.)

„Für Geschäfte über solche zur Weiterveräußerung bestimmte inländische Sachen oder Waaren jeder Art, die nach Gewicht, Maß oder Zahl gehandelt zu werden pflegen, erfolgt die Erstattung der Abgabe, wenn der Nachweis geführt wird, daß dieselben unmittelbar unter den Contrahenten durch wirkliche Auslieferung an den Erwerber erfüllt worden sind. (Tarifnummer 4 B.)"

Unverändert, wie im preußischen Entwurf, waren die complicirten Declarationsvorschriften (betreffend die Führung der Steuerbücher, Einreichung der Verzeichnisse und Auszüge, Anmeldung gewisser Geschäfte bei der nächsten Steuerbehörde u. s. w.), sowie die hohen Strafbestimmungen und die eine Vervielfältigung der Steuerabgabe bei einem und demselben Geschäft ausdrücklich bedingenden Anordnungen.

Der Kaufmannsstand und die Börse fanden hauptsächlich auszusetzen: 1) den Declarationszwang und die lästigen Formen der Controle, 2) die procentuale Natur der geforderten Abgabe.

Was die Frage: ob Fixstempel, ob Procentualabgabe, anbetrifft, so beriefen sich die Gegner auf die Regierungsmotive zu dem unterm 12. April 1880 dem Reichstage zugegangenen Gesetzentwurf, in welchem eine procentuale Steuer auf Handels- und Börsengeschäfte ausdrücklich verworfen worden ist. „Selbst die geringst

bemessenen Procentbeträge vom Werthe des Gegenstandes", so heißt es dort, „würden bisweilen überbürden, und was den Waarenverkehr betrifft, die Waaren während ihres Laufes durch viele Hände von Producenten bis zum Kleinhändler in namhafter Weise vertheuern." Die Gegner der Procentualsteuer versuchten sodann zu zeigen, wie im Handelsverkehr in der That der Grundsatz gelte: „Die Menge muß es bringen." Der an der berliner Börse schwunghaft betriebene Arbitrageverkehr bringt heute etwa $^1/_2$ Promille; würde eine Abgabe in Höhe von $^2/_{10}$ Promille erhoben werden, so müßte das berliner Arbitragegeschäft aufhören; die finanzielle und politische Bedeutung der berliner Börse würde infolge dessen wesentlich herabgedrückt werden, während einige Auslandsplätze den Vortheil davon hätten, denn der Weltverkehr kann des Transit- und Arbitragegeschäfts nicht entbehren. An vielen Beispielen wurde sodann illustrirt, wie sich die scheinbar geringfügige Abgabe von $^1/_5$ Promille zu einer sehr ansehnlichen vervielfältigen müßte durch die Zahl der nöthig werdenden Einzeltransactionen. Die Handelsgeschäfte wurden endlich für die Auferlegung procentual bemessener Abgaben als überhaupt ungeeignet bezeichnet, weil ihr eigentliches Object nicht im Werthe der Sachen selbst, sondern in dem calculirten Gewinn zu suchen ist. Und dieser Gewinn ist, wie gesagt, oft sehr klein — jedenfalls ganz außer constantem Verhältniß zur Größe der Objecte. Dies hat in absolut zutreffender und unanfechtbarer Weise unter anderm Generalconsul Russel auf dem Deutschen Handelstage am 28. Jan. 1885 nachgewiesen.

Im Reichstage wurde nun von nationalliberaler Seite ein Gegenentwurf zu der Lex Wedell-Malchow eingebracht, welcher nach dem Namen seines Haupturhebers der Oechelhäuser'sche Antrag, oder, nach dem Namen des an erster Stelle figurirenden Antragstellers als der „Antrag Arnsperger" bekannt geworden ist. Er trug 44 Unterschriften und das Datum 20. Jan. 1885.

Der nationalliberale Gesetzesvorschlag beruhte auf der Einführung eines Schlußzettelzwanges, der hinfort für alle inländischen Kaufleute bestehen sollte, die zur Führung von Handelsbüchern verpflichtet sind. In dieser Beziehung wäre eigentlich nicht Art. 28 des Handelsgesetzbuches, der im Entwurf angeführt wird, sondern Art. 10 maßgeblich gewesen. Es würden nach diesem Gesetzesvorschlag alle diejenigen, welche gewerbsmäßig Handelsgeschäfte betreiben, mit Ausnahme der Höker, Trödler, Hausirer und dergleichen Handelsleute von geringem Gewerbebetrieb, ferner der Schankwirthe, gewöhnlichen Fuhrleute, gewöhnlichen Schiffer und derjenigen Personen, deren Gewerbe über den Umfang des Handwerksbetriebes nicht hinausgeht, gehalten sein, wenn sie Geschäfte abschließen, die nach Tarifnummer 4 a des Gesetzes vom 1. Juli 1881 (b fällt weg) abgabepflichtig sind, einen Schlußzettel auszustellen. Zu den Schlußzetteln sind gedruckte Formulare zu benutzen, welche aus zwei gleichlautenden Hälften bestehen und in der Mitte die Stempelmarke tragen. Die Cassation des Stempels soll erfolgen, indem die ausgefüllten Schemata voneinander getrennt werden und jeder von den beiden Contrahenten die eine Hälfte an sich nimmt, um dieselbe mehrere Jahre lang, bei Vermeidung einer hohen Strafabgabe, aufzubewahren.

Aus dem Umstande, daß die Schlußnoten die Unterschriften von Käufer und Verkäufer nicht zu tragen brauchen (§. 7, Alinea 2), sondern nur deren Namen, sowie Datum und Gegenstand des Geschäfts enthalten sollten, ging hervor, daß die principielle Gültigkeit des mündlichen Vertragsabschlusses bei Handelsgeschäften gewahrt bleiben sollte.

Der vorgeschlagene Tarif war folgender: Bei einem Werth vom Gegenstand des Geschäfts

bis 1000 Mark				0,20 Mark
von 1001	„	bis 5000 Mark		0,40 „
„ 5001	„	„ 20000	„	0,60 „
„ 20001	„	„ 50000	„	1,00 „
„ 50001	„	„ 100000	„	2,00 „

und für jede weitere 100000 Mark je 2 Mark mehr. Also ein steigender Fixstempel.

Bei Zeitgeschäften, das sind nach §. 8 des Entwurfs solche, „bei denen die Erfüllungszeit etwas dergestalt Wesentliches ist, daß nach Ansicht der Contrahenten eine spätere Leistung nicht mehr als Vertragserfüllung angesehen werden soll", verdoppelt sich die Stempelabgabe. Die Befreiungsmomente sind ähnliche wie in der letzten Regierungs-, beziehungsweise der Wedell'schen Vorlage: Werth des Gegenstandes nicht über 300 Mark, bei Waaren nicht über 5000 Mark; Contantgeschäfte; Geschäfte über Waaren, welche von einem der Contrahenten producirt oder fabricirt wurden, desgleichen über Waaren, welche dazu bestimmt sind, von einem Contrahenten be- oder verarbeitet zu werden. Die Controlmaßregeln des nationalliberalen Entwurfs waren, wie von Wedell-Walchow rügte, dem Gesetzesvorschlag aber besonders zum Lobe gereicht, sehr einfache; den bestehenden Handelskammern und Aufsichtsbehörden der Börsen war eine thätige Mitwirkung dabei zugedacht.

Beide Anträge sind in der Reichstagssitzung vom 21. Jan. 1885 einer einundzwanziggliederigen Commission überwiesen worden. Diese discutirte in zwei Sitzungen zunächst die beiden Vorfragen: 1) Soll die beabsichtigte Steuer nach procentualem Maßstab oder nach in Abstufungen fixirten Sätzen erhoben werden? 2) Sollen Steuerregister eingeführt oder die Verpflichtung, Schlußnoten auszustellen, dem Gesetz zu Grunde gelegt werden?

Mehrere Anträge, zu den Berathungen Sachverständige aus dem Kreise des Kaufmannsstandes, beziehungsweise die Chefs der bedeutenden staatlichen Bank- und Geldinstitute, namentlich der Reichsbank zuzuziehen, wurden abgelehnt, und hierauf die beiden Vorfragen dahin entschieden, daß die von der Commission dem Reichstage zu machende Vorlage auf einer Combination der Anträge von Wedell-Malchow und Dr. Arnsperger beruhen sollte, indem aus dem erstern die Procentualsteuer, aus dem letztern der Schlußnotenzwang acceptirt werde.

Ich hatte schon bei dem Bekanntwerden des Entwurfs der Nationalliberalen gegen parlamentarische Freunde und in der Presse die Befürchtung ausgesprochen, daß die Oechselhäuser'sche Schluß-, oder richtiger Steuernote von den Enthusiasten der Börsensteuer benutzt werden würde, um die procentuale Steuer darauf zu pfropfen. Das ist leider eingetroffen. Sic vos, non vobis!

Die Commission hat nach Erledigung der Vorfragen das gesammte Material an eine Subcommission verwiesen, und nachdem diese die ihr übertragene redactionelle Vorarbeit erledigt, den Entwurf fertig gestellt, welcher mittels Berichts vom 23. März dem Reichstage überreicht werden konnte und mit einigen wenigen Abänderungen durch die Verhandlungen vom 4., 5. und 6. Mai 1885 zu einer gesetzgeberischen Maßregel von einschneidender Bedeutung herangereift ist.

Die Commission hatte etwas Neues gefunden, um den „reellen Handel", und namentlich die nicht ganz unbetheiligte Landwirthschaft vor Benachtheiligungen sicherzustellen. Ihr Tarif unterschied zunächst zwischen Effectengeschäft und Waarengeschäft. Letzteres (Tarif B) soll in der Regel $^2/_{10}$; ersteres (Tarif A) $^1/_{10}$ Promille zahlen. Geschäfte, deren Gegenstand unter 600 Mark, und eigentliche Contantgeschäfte bleiben stets steuerfrei. Nun aber die Hauptsache: nur Kauf- und Anschaffungsgeschäfte über Mengen von Waaren, welche unter Zugrundelegung der Usancen einer Börse geschlossen werden (Loco-, Zeit-, Fix-, Termin-, Prämiengeschäfte u. s. w.), sollen steuerpflichtig sein, und auch nur dann, wenn „börsenmäßig" gehandelt wurde. Als „börsenmäßig gehandelt" gelten diejenigen Waaren, für welche an der Börse, deren Usancen für das Geschäft maßgebend sind, Terminpreise notirt werden.

Die börsenfeindlichen Parteiorgane waren überglücklich ob des „ausgezeichneten Griffes", den die Commission mit diesen Vorschlägen gethan haben sollte. Nichtsdestoweniger glaube ich, daß gerade diese Beschlüsse eine bedauerliche Unkenntniß in Betreff deutscher Börsenverhältnisse documentiren. Es gibt viele Börsenplätze, wo das Waarengeschäft an der Börse und außerhalb derselben in völlig untrennbarem Zusammenhang steht. Und gerade die Börsen dieser Plätze sind es, welche in dem Rufe größter Solidität stehen. In Hamburg z. B. gibt es nur wenige große, nach Maß oder Gewicht gehandelte Waaren, welche nicht nach Börsenusance gehandelt werden, an der Börse sowol wie außerhalb derselben. Ich vermuthe, daß in der Provinz Sachsen, wo das Zuckergeschäft bekanntlich eine sehr große Rolle spielt, die Usancen der magdeburger Börse auch bei den Geschäften des Zuckerproducenten mit seinem nächsten Abnehmer maßgebend sein werden.

Was ist denn überhaupt eine „Börse"? Die Reichs- und Landesgesetzgebung definirt diesen Begriff nicht. Die örtlichen Verordnungen sind maßgebend. Die breslauer Börsenordnung sagt z. B.: „Die Börse ist eine unter Genehmigung des Staates stattfindende Versammlung von Kaufleuten, Handelsmäklern und andern Personen, welche zur Erleichterung des Betriebes von Handelsgeschäften dienen soll." Die Börse steht hier unter der Aufsicht der Handelskammer, an einigen Plätzen, wo keine kaufmännischen Behörden vorhanden sind, direct unter der Regierung, und fast überall ist eine von der Aufsichtsbehörde eingesetzte Börsencommission vorhanden, welche für den Börsenverkehr gewisse autonome Bestimmungen trifft, oder, mit andern Worten, die „Börsenusancen" festsetzt.

Es herrscht in Bezug auf diese „Usancen" so gut wie gar keine Gleichförmigkeit. Und unter diesen Umständen will man das „börsenmäßige Handeln" beim Abschluß eines Waarengeschäfts zum Prüfstein für die Steuerpflichtigkeit machen?

Indem die Producenten von Massenproducten, wie Spiritus, Zucker, Eisen u. s. w., sich an die Geschäftsformen der Kaufleute, welche jene Zusammenkünfte besuchen, die „zur Erleichterung des Betriebes von Handelsgeschäften dienen“, möglichst anschließen, handeln sie ganz entschieden in ihrem Interesse und erzielen bessere Preise für ihre Producte, als wenn sie nicht börsenmäßig abgeben würden. Der Beschluß der Börsensteuercommission hatte die Tendenz, darauf hinzuwirken, daß man außerhalb der Börse möglichst wenig nach Börsenusancen handle.

Mit Genugthuung waren daher die Ausstellungen und Bedenken zu begrüßen, die der Fürst-Reichskanzler selbst in der Reichstagssitzung vom 4. Mai diesen Beschlüssen gegenüber erhob. Er fühlte ganz richtig heraus, daß die Schutzwehr, welche durch den Ausdruck „börsenmäßig“, beziehungsweise „nach Börsenusance“ gebildet werden sollte, keinen wirklichen Schutz verleihe. Um insbesondere die große Landwirthschaftsindustrie vor einer Heranziehung zur Steuer zu sichern, erklärte er daher für nothwendig, ausdrücklich zu befreien: „Kauf- und sonstige Anschaffungsgeschäfte über im Inlande von einem der Contrahenten erzeugte oder hergestellte Mengen von Sachen oder Waaren“: eine „Befreiung“, die durch Annahme des Amendements von Buol in der Sitzung am 8. Mai auch thatsächlich perfect geworden ist.

Das zweite Hauptbedenken des Fürsten betraf die Frage, ob ein Werthstempel von $^1/_{10}$ Promille dem Arbitragegeschäft, dessen dermalige Unentbehrlichkeit und große Bedeutung für die Gesammtwirthschaft er anzuerkennen bereit war, nicht empfindlich schaden könnte? Den durchaus begründeten Besorgnissen des Reichskanzlers ist Rechnung getragen worden, indem man nach dem Antrage von Buol beschloß: „in a. 1 des Tarifs die Worte «in ausländischer Währung zahlbare Wechsel und Auszahlungen an ausländischen Plätzen und fremden Valuten» zu streichen“, wobei nur zu bemerken bleibt, daß Fürst Bismarck (und mit ihm die Antragsteller) wol den Antheil überschätzen, welchen der Wechselverkehr am gesammten Arbitragegeschäft hat, sodaß die Entlastung de facto eine nur theilweise bleibt.

Im §. 27 des Commissionsentwurfs befand sich die Vorschrift, daß die Steuerdirectivbehörde bei einzelnen Personen, welche abgabepflichtige Geschäfte gewerbsmäßig betreiben oder vermitteln, eine Untersuchung der Abgabenentrichtung durch höhere Beamte anordnen dürfe. Auf Antrag des Abgeordneten von Buol, für welchen namentlich der Abgeordnete Wörmann plaidirte, wurde auch diese Bestimmung gestrichen.

Der Arbeit der Commission waren aber, wenn man objectiv sein wollte, nicht blos Vorwürfe zu machen; sie hatte auch Anerkennung verdient. Vor allen Dingen dafür, daß sie den Gedanken aufgegeben, das Zeitgeschäft höher zu besteuern als das Kassegeschäft. Wie schwierig es ist, diese Unterscheidung in der Praxis streng durchzuführen, und zu diesem Behufe eine allgemein gültige Definition für den Zeitkauf zu finden, das hat sich unter der Herrschaft des Tarifs vom 1. Juli 1881 zur Genüge gezeigt. Aber es ist auch principiell kaum zu rechtfertigen, daß man die Zeitkäufe höher besteuert als die Kassekäufe. Zugegeben, daß sich unsolide Speculation, verwerfliche Jobberei u. s. w. mit Vorliebe des Zeitgeschäfts zur Erreichung ihrer Zwecke bedienen, so kann doch auch die Großindustrie und

der Waarenhandel des Zeitkaufs gar nicht entbehren. Angenommen N. sei der kaufmännische Leiter einer großen Oelfabrik, und eine Staatsbahn verlange von ihm die contractliche allmonatliche Abgabe von Schmierölen zu vorausbestimmten Preisen für ein ganzes Jahr. Dies ist, beiläufig gesagt, ein Fall, welcher täglich vorkommt. (Noch unlängst wurde mir ein solcher Schluß gezeigt, welcher über mehr als 200000 Mark Waare lautete!) Würde N. nicht jede dem Kaufmann zukommende Sorgfalt außer Acht lassen, wenn er in einem solchen Falle nicht hinginge und sich des benöthigten Rapses zu festen Terminpreisen versicherte? Gerade indem er börsenmäßig das Material einkauft, verzichtet er auf eine Speculation. Kauft er dagegen Monat für Monat den Bedarf am freien Markte, so speculirt er thatsächlich — er mag wollen oder nicht — in Raps, während er doch nominell blos Rübölfabrikation betreibt.

Vor Jahren vereinbarte ich im Auftrag eines hamburger Hauses einen Contract mit Grundbesitzern in Livland, betreffend den Verkauf livländischer Landesproducte am hamburger Markt, frei an Bord Reval oder Baltisch-Port, um ein Gewisses unter laufender hamburger Notiz, zahlbar in Rubeln nach dem damaligen Curs. Das erste, was das hamburger Haus that, nachdem die Sache zur Reife gediehen und der entstehende monatliche Rubelbedarf sich ungefähr übersehen ließ, war der terminweise Einkauf von russischer Valuta zum Tagescurse, weil es nicht in der Absicht meines Mandanten lag, hinsichtlich des veränderlichen Standes der russischen Valuta Gewinn- und Verlustchancen zu übernehmen.

Hat es einen Sinn, solche Geschäfte höher zu besteuern als Kassegeschäfte?

Ebenso erfreulich ist es, daß die Commission keinen Anstand genommen, die Zulassung des Rechtsweges in Reichs-Stempelsteuersachen aus dem Antrag Oechelhäuser-Arnsperg aufzunehmen, und die bezüglichen Bestimmungen sogar noch wesentlich zu vereinfachen und zu verbessern. Daher heißt es nun in der Reichs-Stempelsteuernovelle: „In Beziehung auf die Verpflichtung zur Entrichtung der in diesem Gesetz festgestellten Angaben ist der Rechtsweg zulässig. Die Klage ist bei Verlust des Klagerechts binnen einem Monat nach erfolgter Beitreibung, oder mit Vorbehalt geleisteter Zahlung zu erheben. Für die Berechnung sind die Bestimmungen der Civilproceßordnung maßgebend. Zuständig sind ohne Rücksicht auf den Werth des Streitgegenstandes die Landgerichte; soweit bei denselben Kammern für Handelssachen bestehen, gehört der Rechtsstreit vor diese, die Revision, sowie die Beschwerde gegen Entscheidung der Oberlandesgerichte geht an das Reichsgericht."

Zu bedauern bleibt, daß der Reichstag nicht bei dieser Gelegenheit eine Resolution angenommen hat, dahin gehend, den Reichskanzler aufzufordern, auf schleunige Beseitigung der zur Zeit möglichen Incongruenz zwischen Entscheidungen der Straf- und Civilsenate des höchsten Gerichtshofes Bedacht zu nehmen. Im §. 137 des Gerichtsverfassungsgesetz ist zwar vorgeschrieben, daß, wenn ein Civilsenat von einer frühern Entscheidung eines andern Civilsenats abweichen will, die Verhandlung und Entscheidung an die vereinigten Civilsenate verwiesen werden soll; das Gleiche ist auch hinsichtlich der Entscheidungen der Strafsenate angeordnet, aber wenn, wie es nicht selten sich ereignet, dieselbe Sache ebensowol civil-, wie strafrechtlich zur Entscheidung gelangt, so ist bislang keine Vorkehrung behufs

congruenter Entscheidungen des höchsten Gerichtshofs getroffen. Dieser Mangel hat sich namentlich auch bei Reichs-Stempelsteuersachen bisher fühlbar gemacht.

Ein eingehendes, zuverlässiges und abschließendes Urtheil darüber, welche Wirkung nun das am 21. Mai 1885 im Bundesrath fast einstimmig angenommene, vom Kaiser sanctionirte Gesetz auf das deutsche Erwerbsleben im allgemeinen und unsere Börsen insbesondere ausüben wird, läßt sich vorläufig noch nicht fällen. Einer Zeitperiode, in welcher die Lehre von der Unmoralität des Zwischenhandels auf akademischen Lehrstühlen und Ministerbänken sich Heimatsrecht erworben hat, wird man aber, ohne unbillig zu sein, den Beruf zum Erlaß von Geschäftssteuergesetzen im allgemeinen absprechen dürfen. Der Gesetzgeber soll sine ira et studio arbeiten. Unsere Zeit ist erfüllt von Haß und Vorurtheil gegen einen Hauptzweig unserer wirthschaftlichen Gesammtthätigkeit; nur wenige können sich den Einflüssen dieser Stimmung ganz entziehen; jedes jetzt oder in den nächsten Jahren zwischen Reichstag und Bundesrath vereinbarte sogenannte „Börsensteuergesetz“ muß daher nothwendig bis zu einem gewissen Grade von „Giftbaumideen“ angekränkelt sein, und daß dies auch bei dem vorliegenden Gesetz der Fall ist, wird sich bald zeigen.

Zur Geschichte des Porzellans.

Von

Jakob von Falke.

II.

Das europäische Porzellan.

Von der Zeit an, daß die Nachrichten über das chinesische Porzellan in Europa häufiger werden, beginnen auch die Versuche, dasselbe nachzuahmen. Es war am Ende des 15. Jahrhunderts, als in den Inventaren fürstlicher Schatzkammern der orientalischen Porcellana, unter welcher Bezeichnung wol nichts anderes verstanden werden kann, nicht selten Erwähnung geschieht. Gleichzeitig begann in Italien die Erhebung der Majoliken, die, so sehr sie auch heute geschätzt sein mögen, an Farbe, Feinheit des Materials und soliden, praktischen Eigenschaften mit dem chinesischen Porzellan sich nicht vergleichen lassen. Um wie viel weniger vermochte das rohe, bis dahin in Gebrauch stehende irdene Geschirr den Vergleich auszuhalten. Kein Wunder also, daß man früh, und zwar schon zu Beginn der modernen Fayenceindustrie im Zeitalter der Renaissance, in Nachahmung des chinesischen Porzellans an die Erfindung eines europäischen Porzellans dachte.

Denn die Aufgabe war ja zuerst vor allem eine technische. Es handelte sich um die Erfindung der gleichen feinen und weißen harten Masse, welche das stärkste Feuer aushält, durchscheinend und undurchdringlich ist, vom Stahl sich nicht ritzen läßt, im heißen Wasser nicht springt, ihre Glasur nicht abstößt, weil sie mit der Masse eins ist, und endlich auf der Glasur und unter der Glasur eine Fülle und eine Kraft von Farben bietet, welche den Majoliken und ihrer armen Palette unerreichbar scheint. Es sind Eigenschaften, die auf der Verbindung mit einer bestimmten weißen Erde beruhen, welche die Chinesen — und wir heute nach ihnen — Kaolin nennen. Wo kein Kaolin, da ist kein Porzellan.

Die ersten Versuche, wie gesagt, sind gleichzeitig dem Beginn der Majoliken oder der modernen Fayenceindustrie. Aber während diese in rascher Folge noch im Zeitalter der Renaissance zu einem blühenden Kunstzweige sich entfaltete, blieben die Versuche um das Porzellan zwei Jahrhunderte lang erfolglos, sodaß sie in absolute Vergessenheit geriethen und erst von den Bemühungen heutiger Kunstforscher wieder an das Licht gezogen wurden.

Venedig mag sich der ersten Versuche rühmen, von denen wir Nachricht besitzen.

Im Jahre 1470 war es dort ein Alchimist Meister Antonio, der sich mit der Nachahmung des Porzellans abgab, und ein halbes Jahrhundert später (1518) rühmte sich ein anderer Venetianer, Leonardo Peringer, Spechiarius in Merzeria, daß er „alle Arten Porzellan, wie die transparenten der Levante", machen könne. Bei dem einen wie bei dem andern ist es bei dem Versuch geblieben. Ob, was sie gefunden haben, auch wirkliches echtes Porzellan gewesen, vermögen wir nicht zu sagen, da kein Stück ihrer Arbeiten sich erhalten hat, Peringer sogar aus Mangel an Unterstützung die Sache aufgab. In keinem Falle hat sich irgendeine dauernde Fabrikation an diese Versuche angeknüpft. Das Geheimniß, wenn es gefunden war, ist mit den Erfindern wieder vergessen worden.

Aehnlich war es 50 Jahre später in Ferrara, wo Herzog Alfons II. Versuche um die Erfindung des Porzellans anstellen ließ. Auch seine Alchimisten, ein paar Majolikakünstler, Camillo und Battista Gatti von Urbino, haben das Geheimniß mit in das Grab genommen, wenn überhaupt sie die richtige Kunst besessen haben. Erhalten ist nichts von ihren Leistungen, noch haben andere ihre Bemühungen fortgesetzt.

Gleichzeitig versuchte es auch der Großherzog Franz von Toscana mit Hülfe eines andern Camillo von Urbino und mit etwas besserm Erfolge. Ihre Absicht ging in der That auf die Erfindung des echten Porzellans und ihr Recept enthält auch in der weißen Erde von Vicenza, deren sie sich bedienten, den wichtigsten Bestandtheil, Kaolin, freilich in dieser Erde nicht in ausreichendem Maße. Das Product, das sie schufen, war daher kein vollkommenes Porzellan, und ist etwa nur als Halbporzellan zu bezeichnen. Wir können das genau beurtheilen, da sich in der That von dem Fabrikat des Großherzogs Franz, dem Mediceer-Porzellan, eine geringe Anzahl Stücke erhalten haben, deren jedes mit Fehlern verschiedener Art behaftet, keins als völlig gelungen zu betrachten ist. Auch diese mußten erst durch Zufall und den nachfolgenden Eifer der Kunstfreunde der vollständigen Vergessenheit und Unbekanntschaft entrissen werden. Trotz aller großherzoglichen Protection und Unterstützung hatten die florentiner Versuche kein nachhaltiges Resultat gehabt. Man weiß noch, daß die Fabrikation durch Niccolo Sisti nach Pisa verlegt wurde, wo sie derselbe im Jahre 1620 ausübte. Seitdem ist sie gänzlich vergessen; man wußte nichts mehr von ihr bis auf den heutigen Tag.

Das sind die Versuche, um derentwillen man heute Italien den Ruhm der Erfindung des europäischen Porzellans zuschreiben will, Versuche ohne Resultat, die, wenn sie auftauchen, auch wieder verschwinden.

Ganz anders steht die Sache mit der wirklichen Erfindung, wie sie fast ein Jahrhundert später nach der letzten Nachricht vom Mediceer-Porzellan in Dresden gemacht wurde. Was hier gefunden wurde, das hatte materiell nicht blos alle Eigenschaften des chinesischen und japanischen Porzellans: es knüpft sich auch an diese Entdeckung und an die neugegründete Fabrik von Meißen die ganze nachfolgende Entwickelung des europäischen Porzellans; wie in einem Stammbaum lassen sich alle seitdem in Europa gegründeten Fabriken von ihr ableiten.

Auch diesmal ging die Sache wie im Anfang von der Alchimie aus. Die Adepten hatten die Aufgabe, im Dienst der Fürsten Gold zu machen; hier fand es einer, aber indirect; er fand das Mittel, es zu erwerben.

Versuche um die Erfindung des Porzellans mögen nicht aufgehört haben im Laufe des 17. Jahrhunderts. Daß sie nicht zum Ziele führten, zeigen am besten die delfter Fayencen, ein blühender Industriezweig, dessen Ausgang und Art ganz auf der Nachahmung des ostasiatischen blauweißen, sogenannten Nankingporzellans beruht, ohne in der Materie auch nur annähernd dem Original gleichzukommen. So versuchte es auch um das Jahr 1700 zu Dresden ein Chemiker, Walter von Tschirnhaus, der in den Diensten des Kurfürsten August des Starken stand. Er versuchte es vergebens. Da nahm er einen jungen Menschen zu sich, eine Art von Abenteurer, der bisher als Apothekergehülfe sich mit Chemie abgegeben hatte. Und, sei es Zufall, sei es Genie, diesem gelang, was dem Meister versagt war.

Johann Friedrich Böttcher, der wirkliche Erfinder des europäischen Porzellans, war im Jahre 1682 in Schleiz geboren. Früh kam er nach Berlin, das Apothekergewerbe zu erlernen, und schon hier in jungen Jahren scheint er durch kühne Versuche alchimistischer Art die Aufmerksamkeit auf sich gezogen zu haben. Jedenfalls erwarb er sich bedeutende chemische Kenntnisse, die den damaligen Kurfürsten von Brandenburg, nachherigen König Friedrich I., veranlaßten, ihn in Berlin festzuhalten. Er aber entzog sich dem und flüchtete nach Wittenberg, in die sächsischen Staaten, und dann (1698) nach Dresden, wo ihn Kurfürst August der Starke in seinen Schutz nahm. Er glaubte auch wol noch an die Kunst des Goldmachens, eine Kunst, die er wol hätte gebrauchen können. Das gelang nun freilich nicht; aber Tschirnhaus verwendete ihn bei seinen keramischen Versuchen, und diese Versuche krönte der Erfolg.

Freilich nicht sofort. Böttcher arbeitete erst ein paar Jahre in Dresden und auf der Albrechtsburg in Meißen. Dann kam 1706 während des polnisch-schwedischen Krieges der Einfall der Schweden unter Karl XII. Böttcher wurde mit seinem ganzen Laboratorium auf den Königstein geflüchtet und hier ein ganzes Jahr wie ein halber Gefangener gehalten. Der Kurfürst August fürchtete wol nicht ohne Grund, der unruhige Mann möchte ihm ebenso mitspielen wie zehn Jahre früher dem Kurfürsten von Brandenburg, und mit seinen Kenntnissen und Erfahrungen auf und davon gehen.

Und damals war er schon wenigstens auf dem Wege zu seiner Erfindung. Bei seinen Versuchen, feuerfeste Schmelztiegel zu schaffen, hatte er die guten Eigenschaften einer rothen Erde kennen lernen, welche bei Meißen gefunden wurde. Vom Königstein nach Dresden zurückgekehrt oder vielmehr zurückgebracht, denn er blieb unter Ueberwachung, machte er Gefäße aus dieser rothen Erde nach chinesischem Muster, wie es deren ebenfalls roth und braun gab. Diese Gefäße hatten manche der soliden Eigenschaften des Porzellans, und daher wurde die Fabrikation fortgesetzt, sodaß schon im Jahre 1708 eine ziemliche Menge auf die leipziger Messe wanderte, deren Verkauf fast 2000 Thlr. brachte.

Immerhin war dieses rothe sogenannte Böttcher'sche Versuchsporzellan nicht das rechte; es fehlte vor allem die weiße Farbe, die ja vom Kaolin, das nicht

vorhanden war, abhing. Auch diese Entdeckung gelang im folgenden Jahre (1709). Tschirnhaus war bereits 1708 gestorben, daher ihm auch kein Theil an der Erfindung zugeschrieben werden kann, wie wol geschehen ist. Ein Zufall führte Böttcher ein Packet weißer Erde in die Hände, welche, fein pulverisirt, in jener Perückenzeit als Puder verwendet wurde. Sie stammte aus der Gegend von Aue im Erzgebirge und war unter dem Namen „Schnorrische Erde" bekannt. Böttcher untersuchte sie und fand, daß sie Kaolin, also Porzellanerde, sei. Mit dieser Erde war nun die Erfindung des weißen Porzellans gemacht, wenn auch noch gar viele Versuche und Bemühungen nöthig waren, bis das Porzellan und seine Decoration einigermaßen in ähnlicher Vollkommenheit wie die der chinesischen und japanischen Vorbilder hergestellt werden konnten.

Kurfürst August, ohnehin wie bekannt der größte Liebhaber und Sammler des asiatischen Porzellans, zögerte nicht, die Erfindung zu verwerthen, zudem sie ja großen Gewinn zu bringen versprach. Das rothe Porzellan wurde aufgegeben, und da die Räume in Dresden zu klein waren, eine eigene Fabrik in Meißen auf der Albrechtsburg, dem leer stehenden alten markgräflichen Schloß, gegründet, und administrativ unter einen Hofbeamten, technisch unter die Leitung Böttcher's gestellt, der bis dahin auch der einzige Besitzer seines geheimgehaltenen Verfahrens war.

Aber obwol die Erfindung gemacht, die Fabrik eingerichtet war, ging der Aufschwung doch nicht so schnell von statten, wie man wol erwartet hatte. Nicht blos daß die Vollendung des Verfahrens noch Versuche erforderte: Böttcher selbst war bald ein Hinderniß. Man hielt ihn in Dresden, und wenn seine Anwesenheit nöthig war, ging er nach Meißen unter ehrenvoller — militärischer Begleitung, denn man fürchtete, und wol nicht mit Unrecht, daß er über die Grenze gehen und sein Geheimniß mitnehmen könne. Dieses Geheimniß wurde ängstlich bewacht; die Arcanisten, wie man die wenigstens theilweise eingeweihten Arbeiter nannte, bereiteten die Masse des Porzellans bei verschlossenen Thüren; keiner der Beamten oder der sonstigen Arbeiter wußte darum. Da, nach wenigen Jahren schon, sah man die Gesundheit Böttcher's verfallen — eine Folge unruhigen Lebens und starken Trinkens. Dem Tode entgegengehend, wurde er noch veranlaßt, sein Geheimniß einem höhern Beamten mitzutheilen. Bald danach starb er im Jahre 1719, in bestem Mannesalter; kaum daß er die Mitte der Dreißiger überschritten hatte.

Die Fabrik war in großer Unordnung, als er starb. Aus übergroßer Sorgfalt und Aengstlichkeit, welche doch die Mittheilung des Geheimnisses nicht verhütete, war auch wol die Anlage nicht die richtige und zu umständlich. Das Geschirr wurde z. B. in Meißen fabricirt und in Dresden von den Malern decorirt. Die Fabrik zählte damals, nach zehnjähriger Existenz, nur ein Personal von 28 Mann.

Auch nach dem Tode Böttcher's blieb ein Schwanken in der Verwaltung, die bald unter Hofbeamten, bald unter Collegien und Commissarien gestellt wurde, bis 1739 der allmächtige Minister Graf Brühl sie in die Hand nahm. Dennoch ging die Sache vorwärts auch in diesen 20 Jahren, da sie eben in sich gesund

war und die Fabrik das Glück hatte, für ihre ganze künstlerische Thätigkeit die rechten Männer zu finden. Diese waren der Maler Herold, der die Leitung der künstlerischen Seite übernahm, und der Bildhauer Kendler, der mit seinen Statuen und Statuetten dem Porzellan ein ganz neues und originelles Feld erschuf.

Da begann 1740 die Blütenepoche der Fabrik. Sie zählte ihre Arbeiter und Künstler nach Hunderten (378 im Jahre 1752) und steigerte ihre Einnahmen auf mehr als 200000 Thlr. Ihr Ruhm verbreitete sich über die Welt und Aufträge kamen von allen Seiten, obwol die Fabrikation längst kein Geheimniß mehr war und Concurrenzfabriken überall neben den fürstlichen Residenzen emporschossen.

Aber diese ruhige Blüte war von kurzer Dauer. Schon 1756 mit dem Siebenjährigen Kriege kamen Stürme über die Fabrik, welche ihre Thätigkeit störten. Die Preußen kamen, besetzten Meißen und nahmen und verkauften alle Vorräthe. Da war es ein Privatmann, Commerzienrath Helbig, der während des Krieges die Fabrik mit eigenen Mitteln im Gange erhielt, nach dem Frieden sie dem Staat zurückgab und nun die staatliche Leitung übernahm. Aber es gab schwere Arbeit: die Ordnung war gelockert, der Absatz der Waare gestört, die Verbindungen abgerissen, die Künstler und Arbeiter zum großen Theil verschwunden, die Arbeit verschlechtert und die Concurrenz gewachsen. Allen diesen Uebeln mußte abgeholfen werden und wurde abgeholfen, so gut es damals ging. Neue Maler und Modelleure wurden herbeigezogen, für den Nachwuchs eine eigene Kunstschule gegründet und die Künstler zu Studien auf Reisen geschickt, insbesondere auch den Arcanisten und Chemikern Neuerungen und Verbesserungen empfohlen, um mit der Zeit und dem wechselnden Geschmack fortzuschreiten.

So behauptete sich die Fabrik, wenigstens in äußerlicher Größe, unter der langjährigen Fürsorge des Grafen Marcolini, der im Jahre 1774 die Oberleitung übernommen hatte. Als aber die unruhigen Zeiten der französischen Republik und die Napoleonischen Kriegsjahre kamen, da sank sie mit dem sinkenden Kunstgeschmack der Epoche nicht blos in ihren künstlerischen Leistungen; es sank auch der Absatz derart, daß sie, statt der frühern großen Erträgnisse, nunmehr alljährlich einen sehr bedeutenden Zuschuß brauchte. Dieser Zustand dauerte bis zum Jahre 1832. Von da an erst besserte sich die finanzielle Lage der Fabrik; es vergingen aber noch mehrere Jahrzehnte, bis auch in künstlerischer Beziehung ein neuer Aufschwung bemerkbar wurde, ohne freilich bis heute die alte Höhe und Originalität erreicht zu haben.

In der That besaß die meißener Porzellanfabrik nicht blos eine gewisse künstlerische Höhe, sondern auch eine vollkommene Originalität, in der sie der ganzen europäischen Porzellanfabrikation die Wege zeigte. Es ist freilich zu viel gesagt, wie z. B. von Semper behauptet worden ist, die meißener Fabrik habe das Rococo geschaffen. Das Rococo mit seiner Eigenthümlichkeit lag tiefer und breiter im Geist der Zeit, als daß es in Dresden oder gar in Meißen hätte entstehen können, und am allerwenigsten war ein einzelner, damals noch sehr unbedeutender Zweig der Kunst oder der Kunstindustrie im Stande es zu schaffen. Aber angewendet hat Meißen zuerst den Geist und die Formen des Rococo auf das Porzellan in ebenso eigenthümlicher wie dem Material angemessener Weise, ja in gewissem

Sinne auch in schöpferischer Weise. Und so kann man wohl sagen, für das Porzellan hat Meißen oder Dresden, wie man will — denn die künstlerischen Ideen gingen doch von der Residenz aus — allerdings das Rococo geschaffen und damit den Porzellanstil des 18. Jahrhunderts erfunden.

Der Ausgang der Fabrik in künstlerischer Beziehung konnte kein anderer sein, als die Nachahmung der chinesischen und der japanischen Vorbilder. Selbst das Böttcher'sche Versuchsporzellan, das, bald roth, bald braun, bald rauh, bald glasirt, mit Relief oder Vergoldung verziert erscheint, verleugnet solche Nachahmung nicht. Um so weniger ist das bei dem weißen Porzellan der Fall, das ja zur Concurrenz mit dem damals in Massen durch die Holländer eingeführten ostasiatischen Porzellan erfunden wurde. Die erste meißener Decoration war Blau unter der Glasur, nach dem Muster des sogenannten Nankingporzellans. Dann folgte dasjenige Genre, welches man als première qualité du vieux Japon bezeichnet, Gefäße aus der Provinz Hizen, von crêmeweißer Glasur in eleganten, meist facettirten Gestalten, verziert in bunten Farben. Die Nachahmung war bald wohlgelungen, sodaß sich August der Starke sein Tafelservice von dieser Art machen ließ. Die Gegenstände desselben tragen unten die Chiffre A R, d. i. Augustus Rex. Sonst wurden die gekreuzten Kurschwerter in Blau unter der Glasur die Marke der Fabrik, und sind es geblieben bis auf den heutigen Tag.

Aber die Abhängigkeit von den asiatischen Vorbildern hörte bald auf, seitdem Herold die künstlerische Leitung übernommen und Kendler seine bildnerische Thätigkeit begann. Am längsten hielten sich noch die Gefäßformen, und die für das Theegeschirr sind ja noch heute dieselben runden, niedrigen und gedrungenen Gestalten, wie sie China und Japan gebrauchen. Alle nachfolgenden Geschmacksveränderungen von Rococo und Empire haben wol an ihnen herummodeln, aber sie nicht abschaffen können. Es ist, als ob sie für Thee normal, gesetzlich und unabänderlich wären. Ebenso sind für Kaffee die schlanken türkisch-arabischen Gefäßformen geblieben, und nur misbräuchlicherweise verwechselt man heute die Thee- und Kaffeekannen.

Anders ist es mit den Formen des Speisegeschirrs. Diese waren in Europa vorhanden, während jene gleichzeitig mit dem Gebrauch von Thee und Kaffee zu uns neu herübergekommen sind. Das Speisegeschirr hatte bereits in Majolika, Fayence und sonstiger glasirter Töpferwaare oder in Metall längst seine Ausbildung erhalten. Für sie gab der Orient keine Muster, und so gingen jene traditionell auf das neue Material des Porzellans über. An diesem nun unterlagen sie dem Wandel des Geschmacks im 18. Jahrhundert. Die Teller zackten ihren Rand, die Schüsseln, die Vasen, die Bowlen, die Suppenterrinen, die Saucièren wurden oval, geschweift, unregelmäßig und willkürlich im Contour, bis gegen Ende des Jahrhunderts der antikisirende Geschmack kam und sie, wenn auch nicht in antike Formen — das gelang nicht — doch in steife und regelmäßige Bildungen wieder zurückzwang.

Bei weitem auffallender und bedeutender aber sind die neuen und wechselnden Erscheinungen in der gemalten und erhaben dargestellten Verzierung der Porzellanarbeiten, seitdem die asiatischen Vorbilder aufgegeben worden. Die Regel war,

daß der weiße, glatte Grund behalten wurde; er diente als Grundfläche für bildliche Verzierung mit europäischen Gegenständen und für Ornamente nach dem herrschenden Geschmack Europas. Zuweilen war auch die Grundfläche grün, gelb oder blau gefärbt und der Raum für die Bilder medaillonartig ausgespart. Die Bilder waren Landschaften, Architekturen, genrehaften Charakters, Kriegs- und Seebilder, zierlich ausgeführt, mit kleinen Figürchen, aber wenig harmonisch oder reizvoll in der Farbe, zumal ein grelles Blutroth unangenehm hervorsticht. In dieser Beziehung steht das meißener (und so gleichzeitig auch das wiener) Porzellan der ersten Epoche weit hinter den chinesischen Vorbildern mit figürlichen Scenen zurück. Die umrahmenden oder den übrigen Raum ausfüllenden Ornamente, zum Theil in Gold ausgeführt, haben auch noch wenig Schwung und Anmuth. Immerhin ist der ganze Gegenstand decorirt.

Dann kommt die zweite Stufe, in welcher die ornamentale, gemalte Umrahmung hinwegfällt und das Bild wie freischwebend ohne Hintergrund und Rahmen auf die gekrümmte glatte Fläche des Gefäßes gemalt wird. Das Bild wird die Hauptsache und die moderne europäische Decorationsweise gewinnt damit den Sieg über die orientalische Art, welche nie außer Augen setzt, daß das Ziel die ganze decorative Erscheinung des Gefäßes ist. In diesen Bildern und Bildchen ergehen sich nun die eigenthümlichen Gegenstände des Rococo in Hülle und Fülle. Alle Liebesgötter lassen sich auf die glatten Flächen des Porzellans nieder, umschweben und umgaukeln die Tassen und Teller und Vasen, streuen Blumen, halten Kränze und Festons und mischen sich nackt und geflügelt unter die Menschenkinder. Und diese sind auch von eigener Art. Hirten und Hirtinnen, buntbebänderte Schäfer und Schäferinnen, sammt ihren Lämmern und Ziegen, sind die Lieblinge der Porzellankunst geworden, in Malerei wie Plastik. Die Art der Malerei ist mit diesen Gegenständen feiner, zarter, duftiger geworden, entsprechend ihrer Art und sicherlich auch entsprechender dem feinen und eleganten Material, das sie zu zieren hat. An die Stelle des Blutroth ist ein rosiges Fleischroth getreten und ein schönes Purpurroth erfunden, das zu ganzen Bildchen en camaïeu verwendet wird, aber auch häufig zu umrandendem oder ausfüllendem Ornament in schuppenartiger Zeichnung dient.

Als es so weit in dieser echten Rococorichtung gekommen war, trat nun Kendler mit seinen plastischen Figuren und Figürchen ein und schuf damit dem Porzellan eine neue Kunstweise, die nicht wenig dazu beigetragen hat, Meißen und seine Schöpfungen populär in der ganzen Welt zu machen. Es war vergebens, daß Kendler das Porzellan als Material zur Plastik im großen zu verwenden suchte, zu lebensgroßen Figuren. Seine Thiere dieser Art sind steif und starr, und die Menschenfiguren, die aus Stücken zusammengesetzt werden müssen, da sie nicht im ganzen zu brennen sind, wollten sich nicht zusammenfügen lassen. Die Stücke, die im Brand um ein Fünftel oder Sechstel ihrer Größe sich verkleinern, wollten nicht mehr aneinanderpassen. So mußte Kendler mit seiner lebensgroßen Reiterstatue des Kurfürsten August, an die viel Zeit, Mühe und Geld verwendet worden, vollständig scheitern.

Um so mehr hatte er Erfolg mit seinen Statuetten, und hier erwies sich das

Porzellan als das rechte Material. Schmiegsam im nassen, fest und hart im gebrannten Zustande, zeigte es sich jeder künstlerischen Laune, und das Rococo hatte viele, völlig gerecht. Es duldete die feinste und schärfste Ausführung und bewahrte sie im Feuer. Die Frische und Lebendigkeit, die ein Modelleur wie Kendler seinen Figürchen zu geben wußte, wurde noch durch den spiegelnden, reflectirenden Glanz der Glasur und die der natürlichen Erscheinung entsprechenden Farben erhöht. Das blasse, zarte Roth des Incarnats, die rothgeschminkten Modewangen, die zarten Farben der gemusterten Gewänder, den schillernden Glanz von Seide und Atlas, das alles gab das Porzellan mit Glasur und Farbe prächtig wieder. Es war neu und ganz im Geiste des Rococo, welches das Kleine, Feine und Zarte liebte und es in seiner eigenen, gezierten und doch reizenden Natürlichkeit sehen wollte. So wurden sie Modepassion als echte Kinder ihrer Zeit, diese Porzellanfigürchen, die Dame im Reifrock wie die Hirtin in kurzem Rock, der bezopfte Chinese, der vornehme Herr in gepuderter Perücke und seidenen Strümpfen und der schmachtende Jüngling vom Lande, die Gottheiten des Olymps mit dem ganzen Gefolge der Allegorien. Die Liebe brachte sie zusammen, und so wurden aus den Einzelfiguren Paare und Gruppen, Schäfer und Schäferin, Gott und Göttin, die einen im Grünen unter Bäumen ruhend, die andern auf Wolken gelagert, während die vornehmen Herren und Damen sich zu ganzen Gesellschaften zusammenfanden. So kamen sie zu aller Welt, drangen in das Boudoir, in den Salon, dann ins Bürgerhaus, und besetzten Tische, Kommoden und Schränke.

So erhielten sie sich ein halbes Jahrhundert in voller Gunst, und sie verdienten es auch: lebendig, pikant, anmuthig, reizend gefärbt, wie sie waren. Dann aber in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts kam mit dem neuen classischen oder antiken Geschmack ein Wandel. Mit dem Rococo wurde ein Kehraus gemacht und so auch mit ihnen. Zuerst verloren sie die Farbe und dann auch die Glasur. Die Plastik wurde nur noch in weißem Marmor gedacht, und das Porzellan mußte ihm ähnlich werden. Und so entstanden die Figuren von Biscuit, d. h. von unglasirtem Porzellan mit rauher Oberfläche. Und wie der Marmor, so waren auch gegenständlich die antiken Statuen die Vorbilder. Sie und ihresgleichen, nackte Figuren oder Gestalten mit antiker Gewandung in erhabenem Faltenwurf traten an die Stelle der feinen Herren und Damen wie der Kinder der Natur. Sie wollten wenig passen zu dem Material und seinen besondern Eigenschaften und fanden auch nicht den Beifall, dessen sich ihre Vorgänger erfreut hatten.

Vorher aber hatte die eminente Schmiegsamkeit des Porzellans noch ein anderes plastisches Genre geschaffen, das den Statuen und Gruppen lange zur Seite ging. Das war die Darstellung von Blumen und Früchten. Dadurch, daß Blatt für Blatt, dünn und zart, zur Blume aneinandergelegt werden kann, im Brande erstarrt und dann noch jede Färbung annimmt, konnte die größtmögliche Feinheit und Natürlichkeit erreicht werden. So imitirte man Blumen jeder Art, verband sie zu Bouquets, die man gleich frischen Blumen in Körbe und Vasen gab, besetzte mit diesen Blumen Geräthe dicht über alle Flächen und verwendete dabei

zugleich das Porzellan zu Geräthen, wofür es in ähnlichem Material keine Vorbilder gab, so zu Spiegelrahmen, Kronleuchtern, Candelabern, welche letztern man möglichst natürlich zu Blütenbäumen gestaltete, an deren Fuß sich Menschen oder Thiere lagerten. Ueberhaupt fanden auch sonst die kleinen Figürchen sich zu diesen plastischen Blumen ein, unter ihnen lebend und schwebend oder Festons und Kränze haltend. Es war ein ganz neues, in der Art, wie es betrieben wurde, überreiches, aber auch überkünstliches Genre, dessen Entstehung auf die Fabrik von Meißen zurückzuführen ist, wenn auch um die Mitte des Jahrhunderts die französische Fabrik von Vincennes mit ihrer weichen Masse sich rühmte, die schönsten und natürlichsten Blumen zu machen.

Auf Speisegeräth, das täglich oder zum öftern gehandhabt wurde, konnten diese Blumen nur beschränkte Anwendung finden. An ihre Stelle traten dann die derbern Früchte oder Gemüsearten, wie Aepfel, Birnen, Pflaumen, Kohlköpfe, Artischocken, welche auf den Deckeln der Gefäße sich als Handgriffe lagerten oder auch die Henkel bildeten. Um so breiter machte sich hier seit der Mitte des 18. Jahrhunderts die Blumenmalerei. Anfangs zierlich und bescheiden in den Farben, steigerte sie sich zur kräftigsten Wirkung der natürlichen Vorbilder. Tulpen, Rosen, Nelken, je farbiger, um so mehr waren sie beliebt. Einzeln oder in Bouquets breiteten sie sich über alle Teller, Schüsseln und Terrinen aus, nicht in Anschmiegung an die Form des Gefäßes, sondern in beliebiger Zerstreuung, wie durch den Zufall hingeworfen. Oft war es nur ein Fehler in der Glasur, der hier die Blume hervorrief, um den Fehler zu verdecken. Auch diese Decoration, die in den achtziger Jahren wieder zarter und geordneter wurde, ging danach unter im antikisirenden Stil des Empire, wenigstens für einige Jahrzehnte, um im 19. Jahrhundert in noch derberer Gestalt wieder aufzuleben.

Zu dieser Zeit, da der Geschmack des Empire seine Herrschaft begann, hatte Meißen nicht mehr die Führung in künstlerischer Beziehung. Seine Herrschaft stand und fiel mit dem eigentlichen Rococo. Im Geschmack Ludwig's XVI. war es von Sèvres, im Empirestil wurde es von Wien überholt.

Die Porzellanfabrik von Wien war die erste gewesen, welche mit Meißen in die Concurrenz eintrat, aber lange ohne Erfolg. Schon acht Jahre nach Meißen war sie gegründet worden (1708), nicht als kaiserliche Anstalt, sondern als Privatunternehmen. Ein Holländer, der in Wien lebte, Claudius du Paquier, kam auf den Gedanken, der nicht leicht auszuführen war, denn das Geheimniß der Fabrikation wurde in Meißen aufs sorgfältigste gehütet, und von anderswo war es nicht zu holen. Du Paquier aber verzagte nicht; er begab sich nach Dresden, und es gelang ihm mit List, mit Geld und guten Versprechungen einen der Arcanisten, des Namens Stenzel, zu bewegen, Meißen zu verlassen und mit ihm nach Wien zu gehen.

So wurde 1718 die wiener Fabrik gegründet, die erste Tochteranstalt von Meißen: eine Tochter freilich sehr unfreiwilligerweise. Aber trotz des Arcanisten wollte die Sache minder rasch von statten gehen, als man erwarten durfte. Stenzel ging selbst mismuthig nach Meißen zurück. Du Paquier aber setzte die

Sache fort, arbeitete und schaffte, wenn auch mit wenigen Leuten, bis er sich im Anfang der vierziger Jahre so in Schulden gestürzt hatte, daß er das Unternehmen aufgeben mußte. Da bot er es der Kaiserin Maria Theresia an; diese ging darauf ein, kaufte die Fabrik, und so wurde sie, im Jahre 1744, eine kaiserliche. Nunmehr mit staatlicher Unterstützung konnte sie wachsen und gedeihen, wenn auch Momente kamen, wo sie mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatte.

Du Paquier behielt anfangs auch unter den neuen Verhältnissen die Leitung, um sie aber noch in demselben Jahre 1744 an Meierhofer von Grünbühel abzutreten. Diesem folgte als Director 1758 Joseph Wolf von Rosenfeld und diesem 1770 Hofrath von Keßler. Mit 20 Personen war die Fabrik übernommen; 1750 war die Zahl verdoppelt und 1761 bereits auf 140 gestiegen; 1770 zählte sie 200 Personen, und wieder ein Jahrzehnt weiter 320.

Mit diesem Wachsen hielt die innere Blüte nicht gleichen Schritt. Die Fabrik konnte sich nicht zu der künstlerischen Höhe und Originalität emporschwingen wie die meißener. Sie folgte lange im Geschmack der Führung, die von Meißen ausging. Als sie in den zwanziger Jahren in Thätigkeit kam, war die chinesische Nachahmung bereits ein überwundener Standpunkt. Die nicht seltenen Gegenstände dieser ersten Epoche vor der kaiserlichen Zeit, die man nur an ihrer Art erkennt, da die blaue Schildmarke erst 1744 eingeführt wurde, zeigen nur Reminiscenzen an die chinesischen Vorbilder; die Verzierungen bestehen in Ornamenten und Bildern nach meißener Art, in denen ein schweres Blutroth vorherrscht. Auch fernerhin war die wiener Fabrik nicht im Stande, so lange der Geschmack des Rococo währte, die meißener Wege zu verlassen. Die Gegenstände der Bilder, die Formen der Gefäße, die Blumenmalerei und die Blumenplastik, die bemalte Plastik der Statuetten und Gruppen: das alles folgte der Mode, wie sie von Meißen ausging. Es gab kein höheres Ziel, als die sächsischen Muster zu erreichen.

Dieses Ziel wurde von Keßler auch im Material angestrebt. Die wiener Masse, ein durchaus echtes, hartes Kaolinporzellan, so echt wie das chinesische und das meißener, stand doch hinter diesem letztern an Weiße zurück, was an sich gerade kein Fehler war. Keßler wollte auch darin das Vorbild erreichen. Es gelang ihm auch, eine Masse von weißer Farbe herzustellen, aber diese verlor an Solidität und Härte, war glasig und zersprang massenhaft im Feuer. Der vermeintliche künstlerische Gewinn verwandelte sich in einen materiellen Verlust. Geschäftsstockung und sonst allerlei Ursachen kamen hinzu, sodaß die Fabrik um das Jahr 1780, trotz ihrer äußern Größe, nicht den entsprechenden Erfolg aufzuweisen hatte, weder künstlerisch noch materiell.

Da trat 1784 Baron Sorgenthal an die Spitze der Leitung, und mit ihm begann, aber mit ihm oder alsbald nach ihm endete auch die blühendste Epoche der wiener Fabrik. Durch ihn wurde sie zu einer wirklichen Kunstanstalt erhoben, die für andere ein Muster sein sollte. Kein Stück durfte die Fabrik verlassen, ohne decorirt zu sein; die höchste Vollendung, der reichste Schmuck wurde angestrebt; neue Maler und Bildhauer herangezogen; die Technik durch neue Farben und neue Manieren erweitert; so insbesondere durch die Erfindung des leicht

erhaben aufliegenden Goldes, das für diese Epoche zur wiener Specialität wurde. An der Anstalt bildete sich förmlich eine Kunstschule, in der eine ganze Schar von Bildhauern und Modelleuren und Malern heranwuchsen. Die ausgezeichnete wiener Blumenmalerei fand in ihr Entstehung und Beschäftigung. So kam es, daß, während Sèvres alsbald unter den Wogen der Französischen Revolution zu sinken begann und Meißen seine Blütezeit schon hinter sich hatte, die wiener Fabrik sich etwa vom Jahre 1790 bis zum Jahre 1810 zur ersten Stelle in der ganzen europäischen Porzellanfabrikation emporschwang. Auch äußerlich kam das zum Ausdruck. Während die Anzahl der Arbeiter in den letzten Jahren unter Keßler wieder gesunken war, hob sie sich unter Sorgenthal rasch bis auf 500, und da auch diese nicht genügte, gründete man eine Filiale in Engelhartszell bei Passau, von wo man damals das Kaolin erhielt; diese beschäftigte noch weiter 60 Personen. Dann kamen freilich mit dem ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts schlimme Zeiten für Oesterreich, welche auch die Porzellanfabrik nicht unberührt ließen. Sie waren aber nicht ihr schlimmster Feind.

Den Schwierigkeiten, welche die wiener Fabrik in ihrer Entwickelung begleitet hatten, waren auch die andern Porzellanfabriken nicht entgangen, und manche war ihnen wieder erlegen. Als Meißen zu Ruhm und Gewinn gekommen war, und seine Arbeiten durch ganz Europa gingen und jeder Hof und jede vornehme Herrschaft meißener Geschirr auf der Tafel sehen wollte, da ging die Gründung von Porzellanfabriken wie eine Modekrankheit oder Modeleidenschaft durch die Welt. Die Gründung war aber nicht so einfach; sie hing allemal von der Beschaffung eines Arcanisten ab, der im Besitz des Verfahrens war, das noch immer geheimgehalten wurde.

Ein solcher Arcanist, der sich finden und gewinnen ließ, war ein Angehöriger der wiener Fabrik, Namens Ringler. Die erste Porzellanfabrik, die er mit Hülfe eines Laboranten Bengraf gründete oder vielmehr einrichtete — denn sie bestand schon als Fayencefabrik — war die zu Höchst bei Frankfurt, im kurmainzer Gebiet. Es geschah im Jahre 1740. Sie war also die dritte auf deutschem Boden, die dritte in Europa. Durch den Kurfürsten Emmerich Joseph wurde sie Staatsanstalt, und blühte, bis sie den Stürmen der Französischen Revolution im Jahre 1794 erlag.

Wie die Fabrik von Höchst auf Wien zurückzuführen, die wiener Fabrik aber auf Meißen, so gingen andere von Höchst aus. Der schon genannte Bengraf wurde 1750 vom Herzog von Braunschweig berufen, für den er die Porzellanfabrik zu Fürstenberg einrichtete. In demselben Jahre waren es Arbeiter Ringler's aus der höchster Fabrik, mit deren Hülfe ein berliner Kaufmann Wegely die Porzellanfabrik in Berlin gründete, die aber, mit Schwierigkeiten und Geldmangel kämpfend, nicht gedieh, bis sie Friedrich der Große 1763 nach dem Ende des Siebenjährigen Krieges übernahm und Maler und Modelleure und Arbeiter von Meißen für sie zu gewinnen wußte. Gleichfalls höchster Arbeiter waren es, durch welche 1753 die markgräfliche Fabrik in Baden eingerichtet wurde, die aber 1778 wieder einging.

Ringler selbst war nicht minder gesucht. Unzufrieden mit Höchst, ging er nach

Frankenthal, wo ein Privatmann Hanung eine Fayencefabrik besaß, und gründete diesem eine Porzellanmanufactur, die 1761 vom Kurfürsten der Pfalz, Karl Theodor, gekauft wurde und unter ihm zu bedeutenden Leistungen kam. Auch sie ging unter durch die Franzosen im Jahre 1800. Von Frankenthal wurde Ringler nach München berufen. Schon 1747 hatte sich Kurfürst Maximilian von Bayern um die Gründung einer Porzellanfabrik bemüht, ohne zum Erfolg zu kommen. Da war es wieder Ringler, der helfen mußte. So erblühte seit 1758 die kurfürstliche, später königliche Fabrik zu Nymphenburg. In demselben Jahre 1758 richtete Ringler auch die herzogliche Fabrik zu Ludwigsburg in Würtemberg ein und blieb deren Director.

Eine andere Reihe von Fabriken entstand zu ebenjener Zeit in Thüringen auf Veranlassung der Fürsten, eine koburgische zu Waltersdorf, eine meiningensche in Limburg, eine in Gotha, in Ilmenau, in Gera, eine schwarzburgische in Rudolstadt, welche letztere von allen wol den meisten Erfolg hatte. Diejenige, welche sich der Fürstbischof Amandus zu Fulda gründete, ging bereits 1780 wieder ein.

Alle diese Fabriken arbeiteten in echtem, hartem Porzellan, und so auch diejenigen, welche nach der Mitte des Jahrhunderts außerhalb Deutschlands, in Petersburg (1756), in Kopenhagen (1772) und an drei verschiedenen Orten in Holland, gegründet wurden. Keiner von ihnen aber gelang es, in der Kunst zu einer besondern Originalität zu kommen oder dem Porzellan neue Wege zu zeigen, obwol diese oder jene sich in einem besondern Zweige auszeichnete und ihre Stärke hatte. So rühmt man an Fürstenberg die Vergoldung und an der mainzischen Fabrik zu Höchst die plastische Seite, die bemalten Statuetten und Gruppen, die an Feinheit und liebenswürdigem Reiz selbst mit den Kendler'schen der meißener Fabrik wetteifern konnten. Berlin und Nymphenburg dagegen zeichneten sich später wenigstens, gegen das Ende des Jahrhunderts, durch ihre Malerei aus, Nymphenburg insbesondere durch Copien von alten Gemälden, selbst religiösen Bildern auf Tellern, mit denen freilich ein Schritt über das Wesen und die künstlerischen Eigenschaften des Porzellans hinausgegangen wurde. Bis dahin hatten auch sie sich auf den richtigen Wegen gehalten, aber auf diesen Wegen war Meißen vorangegangen. Die Schilderung, die ich vom meißener Porzellan gemacht habe, gilt somit bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts auch von allem übrigen europäischen Porzellan der harten Masse.

Nur die Fabriken der sogenannten weichen Masse, an ihrer Spitze die französische Fabrik von Sèvres bei Paris, dann die italienische Fabrik von Capo di Monte, die spanische von Buen-Retiro oder Madrid, ebenso die englischen Fabriken alle, sie bilden zwar keinen Gegensatz, aber sie gehen doch ihre eigenen Wege, wenn sie auch vom allgemeinen Zeitgeschmack beherrscht sind. Capo di Monte z. B. hatte eine berühmte Specialität in den bemalten Reliefverzierungen seiner Gefäße, welche der Nachfolger dieser Fabrik, Ginori in Doccia, zu unserer Zeit hat wieder aufleben lassen.

Diese weiche, nicht kaolinhaltige Masse (pâte tendre), die erfunden wurde aus Mangel an Kaolin, war insofern kein echtes, wirkliches Porzellan. Glasig im Material, ritzbar, leichter zerspringend im heißen Wasser, weniger widerstandsfähig

gegen schroffen Wechsel der Temperatur, entbehrte sie manche der guten und soliden Eigenschaften des harten Porzellans, und ihr Geschirr erwies sich daher wenig geeignet zum täglichen Gebrauch. Dafür aber hatte sie künstlerische Vorzüge. Bei weitem weniger des starken und dauernden Feuers erfordernd, konnte sie Farben verwenden, welche dem harten Porzellan im großen Feuer verbrannten, und bei ihrer glasigen, leichter schmelzbaren Masse senkten sich die Farben tiefer in die Glasur ein, sodaß sie glänzender und schmelzender sich darstellten. Dieser Eigenschaft wußte sich die Fabrik von Sèvres wohl zu bedienen, und sie entnahm ihnen ihre schönsten Vorzüge.

In Frankreich hatte man längst und unablässig versucht, schon im 17. Jahrhundert, echtes Porzellan zu machen. Es lag eine Art Bedürfniß vor, denn die vornehmen Familien hatten während der Kriege Ludwig's XIV. ihr Silbergeschirr in die Münze geschickt und trachteten nach einem Ersatz, den ihnen das grobe, glasirte Geschirr, wie es vorhanden war, nicht gewähren konnte. Der Import chinesischen und japanischen Porzellans reichte nicht aus. Aber alle Versuche, diesem gleichzukommen, mislangen. Man brachte es nur zur Fayence nach delfter Art, bis 1698 Chicanneau in Saint-Cloud die weiche Masse erfand. Aber er starb bald und nahm sein Geheimniß mit ins Grab. Was er producirt hatte, obwol Porzellan von Saint-Cloud genannt, glich doch nur äußerlich dem echten Porzellan und überschritt künstlerisch kaum die Art des blauweißen Nankinggeschirrs.

Erst 1740 wurde die Fabrikation zu Vincennes wieder aufgenommen. Obwol das meißener Porzellan bereits 30 Jahre existirte und sich als Tafelgeräth in Frankreich verbreitete, gelang es auch Vincennes nicht, zur harten Masse zu kommen. Man fand eben kein Kaolin im Lande. Nichtsdestoweniger gewann die Fabrik Gönner, vor allem die damals regierende Dame, die Marquise von Pompadour. Sie ihrerseits wußte den König Ludwig XV. dafür zu interessiren, daß er erst (1753) mit einem Drittel des Kapitals dem Unternehmen beitrat, dann aber es ganz übernahm (1755) und nach Sèvres verlegte. So entstand die Manufacture royale de porcelaine de France oder die Manufacture royale de Sèvres, die sich nun in der Gunst des Hofes sonnen und entfalten konnte. Es kam nicht so sehr darauf an, daß sie Geschäfte machte und glänzende Einnahmen lieferte, als daß ausgezeichnete Kunstwerke aus ihr hervorgingen.

Und so geschah es auch. Obwol später (1768) auch Kaolin in Frankreich bei Limoges gefunden und nun auch hartes Porzellan gemacht wurde, blieb doch Sèvres seiner weichen Masse getreu, und diese Masse, unsolide für den Gebrauch, vortheilhaft aber für die Kunst, führte von selber zu einer bevorzugten künstlerischen Richtung, und zwar zu einer Richtung von besonderer Art. Sofort nach ihrer Ansiedelung in Sèvres trat die Fabrik unter der Leitung von Boileau in ihre schönste Blütenepoche. Damals (1755) hatten die plastischen und gefärbten Blumen und Blumenbouquets, in denen sich Vincennes vor Meißen ausgezeichnet hatte, bereits die Gunst verloren; der schlimmste Theil des eigentlichen Rococo, das Muschelwerk mit seinen wilden, häßlichen, regellosen Formen, hatte sich aus-

gelebt und gehörte fast schon einer vergangenen Zeit an. Der Geschmack neigte sich bereits den maßvollern, feinern, aber auch geziertern Formen der spätern Zeit Ludwig's XV. zu. Damen waren es ja auch, die über Kunst und Geschmack wie über den König und seine Minister herrschten: erst Madame de Pompadour, dann die Gräfin Dubarry, beide hohe Gönnerinnen von Sèvres und seinen Werken.

Die Kunst von Sèvres hat daher ganz einen weiblichen Charakter, selbst im Gegensatz zu Meißen, dessen Art, mit Sèvres verglichen, noch eine männliche genannt werden kann. Zart und fein ist die Masse, zart und fein die überaus glatte, crêmefarbige Oberfläche, zart und fein die Farben und die Malerei, zierlich auch die Formen und das Detail ihrer Gliederung. Es ist wol Willkür noch in der Zusammenstellung der Glieder und in dem Gegenständlichen des Details; geschweifte Linien herrschen vor; aber über dem Ganzen liegt schon ein ordnender, maßvoll gestaltender Geist, den die Arbeiten der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts nur zu sehr und zu oft vermissen lassen. Zierlich muß alles sein, die Füße, die Deckel, die Henkel, die Figürchen, das durchbrochene Ornament, das Reliefornament, die gemalten Medaillons, und alles schließt sich aneinander, daß auch der wählerischste Geschmack seine Freude daran haben muß. Eins der berühmtesten Werke von Sèvres ist eine Vase, die das Motiv ihrer Form einem Schiffe entlehnt hat: gewiß ein Motiv, das zur unregelmäßigen Gestaltung auffordert und dem Material so wenig wie möglich zu entsprechen scheint; aber dieses Motiv ist so geschickt und weise umgestaltet, daß man es sich vollkommen als Vasenform gefallen läßt.

Schon unter der Regierung der Marquise von Pompadour wurden die Farben erfunden, welche in unerreichter Schönheit die Arbeiten von Sèvres auszeichnen; zuerst 1752 noch in Vincennes das Türkisenblau, auch Bleu céleste oder Bleu du Roi genannt; dann in Sèvres 1757 das zarte und milde Rosenroth, Rose Pompadour, auch wol, doch mit Unrecht, Rose Dubarry genannt. Dann folgte das Apfelgrün und verschiedene andere Töne, welche der Palette von Sèvres ihren besondern Reiz verleihen. Mit diesen zarten, der weichen Masse völlig angemessenen Farben wurde meistens die Grundfläche oder ein Theil derselben überzogen, und dazwischen wurden Medaillons für die duftigste, vollendetste Miniaturmalerei ausgespart. Kam nun dazu die gleich vollendete Durchbildung des plastischen Schmuckes in Figürchen wie Ornamenten, so war es kein Wunder, daß die Arbeiten von Sèvres alsbald Weltruf gewannen und auch in der That während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Leistungen von Meißen künstlerisch überflügelten. Der König selber nahm den lebhaftesten Antheil an seiner Fabrik und hielt alle Jahre eine Ausstellung des Neuen in Versailles, wo er selber seinen Großen die Preise bestimmte. Die Damen Pompadour und Dubarry (und andere folgten ihrem Beispiel) kauften, bestellten und füllten ihre Gemächer mit einer ganzen Collection von Sèvresporzellan im Werth von Hunderttausenden. Der König versendete Geschenke, und alle fremden Höfe machten Bestellungen und wollten sich nun eines Sèvresservices auf der Tafel bedienen, wie bisher des meißener.

Trotzdem waren die Preise nicht hoch, wenigstens in Vergleich mit dem, was heute gezahlt wird. Vor wenigen Jahren wurden in England ein paar Vasen

mit 7000 Pfd. St., das will sagen 70000 Fl. in Gold gezahlt. Damals kostete ein Paar der schönsten Vasen 7—800 Frs. Die Kaiserin Katharina von Rußland ließ sich ein Tafelservice von 744 Stück in Bleu céleste machen, welches 328188 Frs. kostete. Davon wird heute ein einziger Teller mit 3000 Frs. gezahlt. Man kann annehmen, daß die heutigen Preise die zehnfachen, ja zwanzigfachen von damals sind.

Die Blüte von Sèvres dauerte, solange Frankreich Ruhe hatte und die königliche Gunst die Fabrik schützte und hielt. Mit dem Ausbruch der Revolution wurde ihr das Privilegium der Alleinberechtigung (1789) genommen, und es entstanden nun in Frankreich eine Reihe Privatfabriken, die in weichem wie in hartem Porzellan arbeiteten. Aber die Concurrenz schadete ihr weniger als die Revolution und der Wechsel des Geschmacks, der nun eintrat. Gerade die Weise des spätern Rococo, die zierlich ausgearbeiteten Formen, die zarten Farben und die duftige Malerei waren der zarten, eleganten Masse die rechte Kunstart gewesen; nun kamen die griechischen Gefäßformen, griechische Terracottenmalerei, pompejanische Ornamente, alles in der gesteiften Manier und den trüben Farben des Empire, und das wollte durchaus nicht stimmen. Als nun auch in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts die harte Masse statt der weichen eingeführt wurde, und nun auch Riesenvasen gemacht werden konnten, da ging Sèvres mit völlig verändertem Charakter in die neue Zeit hinüber.

In dieser Epoche auf der Scheide des 18. und 19. Jahrhunderts war es, wie ich schon angedeutet habe, die wiener Fabrik, welche künstlerisch den höchsten Stand einnahm. Sie wußte wenigstens aus dem, was der Geschmack darbot und erlaubte, das Beste zu machen und verwendete Art und Motive in freiester Weise. Sie hatte im Bildhauer Grassi einen ausgezeichneten Modelleur, aber die Zeit erlaubte nur antikisirende Art und nur die Ausführung in Biscuit. Die reizende Pikanterie und Lebendigkeit von Glasur und Farbe ging damit verloren. Der Hauptnachdruck lag aber auch auf der Malerei.

Nicht lange vorher waren die pompejanischen Malereien und Ornamente ans Licht gebracht worden. Aus ihren Motiven bildete die wiener Fabrik sich einen eigenen Ornamentalstil aus, dem selbst eine gewisse Originalität nicht abzusprechen ist. Erfindung, Reichthum, Zierlichkeit, Anmuth zeichnen ihn aus, und insofern war die Art dem Porzellan wohl angemessen. Zwischen die Ornamente waren kleinere oder größere Bilder mit mythologischen, allegorischen, historischen oder eleganten Genremalereien eingelegt, sodaß bei den reicher verzierten Gegenständen alle Flächen mit Farben und Gold bedeckt waren, und das Porzellan als Material verschwand. Schon das war zu viel.

Aber mehr noch. Während früher die Malerei als die hinzutretende Verzierung sich der Form hatte anbequemen müssen, mußte nun umgekehrt die Form sich für die Malerei geschickt und bequem machen. So entstanden geradlinige, eckige Gefäßformen, die sich zu den antikisirenden, fast nicht minder steifen hinzugesellten. Immerhin ist es die vortreffliche Miniaturmalerei, die reizende Ornamentik und die vollkommene Ausführung, welche diesen Gegenständen der wiener Fabrik Werth verleihen. Noch heute sind sie geschätzt.

Auf dem gleichen Wege strebten in jenen Jahren alle übrigen Fabriken Europas. Es war der Stil des Empire, wie er mit und auf dem Porzellan in seiner besondern Weise zur Erscheinung gekommen war. Aber mit der Französischen Revolution und dem Kaiserreiche waren es kaum zwei Jahrzehnte, daß er in Blüte stand, kaum ein Vierteljahrhundert, bis die Geschmacklosigkeit des 19. Jahrhunderts auch über das Porzellan hereinbrach.

Das Versinken des Geschmacks im 19. Jahrhundert hat verschiedene Ursachen. Vor allem ist es das Aufhören eines eigenen, der Zeit angehörenden Kunststils, das jegliches Urtheil unsicher machen mußte und den Künstler zu einem Suchen nach der Schönheit auf allen möglichen Wegen und Abwegen führte. Die Gelehrten und die Kunstfreunde, die einen für die Gothik und Romantik, die andern für Antike und Classicität schwärmend, während das gewöhnliche Gewerbe an die abgelebten Formen des Rococo geistlos wieder anknüpfte, verleiteten die Künstler, im Stil weit auseinanderzugehen. Dazu kamen noch zwei Dinge, welche die Auffindung des rechten Weges erschwerten. Das eine war die Ausbildung der Technik und die Ueberhebung der Maschine auf dem Gebiete der Kunstindustrie, welche der Hand viele Arbeit abnahm, aber auch nur noch das Werk der Maschine schätzen lehrte und das Verständniß des freien, künstlerischen Elements ertödtete. Das zweite war die Vorliebe für die Gegenstände der Natur, die Decoration mit natürlichen Gegenständen in natürlicher Darstellung, in erster Linie mit der Blume.

Bis dahin hatten Pflanzen und Blumen, kurze Epochen oder einzelne Erscheinungen ausgenommen, der decorativen Kunst in der Weise gedient, daß der Künstler sie nach seinem Gefallen frei gestaltet und umgestaltet, und nach der Form des Gegenstandes angewendet hatte, im Einklang mit dem herrschenden Stil der Zeit. Einen solchen herrschenden Stil gab es nun nicht mehr seit dem raschen Ableben des Empirestils; der Künstler war frei, aber statt sich dieser Freiheit zu bedienen, wurde er vielmehr ein Sklave der Natur. Er trachtete nur dahin, die Vorbilder der Natur, die Ranken, die Zweige, die Blumen möglichst getreu darzustellen, unbekümmert um den Gegenstand, den er zu schmücken hatte, und dessen besondere Bedingungen und Anforderungen. Aber er ging noch weiter. Er schmückte seinen Gegenstand nicht blos in dieser naturalistischen Weise, er hob auch seine traditionelle, zu Recht bestehende Form auf und setzte einen Baum, eine Pflanze, einen Blumenkelch an die Stelle des Geräths oder Gefäßes. Das war, allerdings nur einseitig und nur theilweise, gewissermaßen der decorative Stil der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts: Blumen überall.

Nirgends konnte dieser Geschmack sich reicher entfalten als auf dem Porzellan, in der Porzellanmalerei. Hier war es wol weniger die Maschine als die Wissenschaft, welche half, das Kunstverständniß erlöschen zu lassen. Die Leitung der Porzellanmanufacturen ging aus den Händen von Künstlern und Kunstverständigen in die von Chemikern über. Diese sannen auf eine möglichst kalte Weiße der Masse — ein zweifelhafter Gewinn —, auf einen blanken Spiegel, höchstens auf die Erfindung neuer Farben, ließen aber die alten, die sie besaßen und welche bisher

den Ruhm der Fabrik gemacht hatten, verkommen. So verging das Königsblau, das Pompadourroth, das Wienerroth und die wiener erhabene Golddecoration. Da die Leitung keinen Geschmack besaß, kein Kunstgefühl und Kunsturtheil, konnte sich der verdorbene Geschmack der Zeit in crassester Weise auf dem Porzellan ergehen.

Anfangs, im zweiten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts, bis in die zwanziger Jahre hinein, erscheinen zwischen goldenen Rococoschnörkeln auf gefärbtem Grund noch viele landschaftliche Bildchen, Städteansichten, auch wol Genrescenen, oder gar romantische Gegenstände, welche die mythologischen, allegorischen oder Liebesscenen in antikem Gewande ablösen. Es sind Bilder in Rahmen, nicht frei nach Weise des Rococo angebracht. Dann aber bricht die Flut der Blumistik herein und schwemmt alles andere fast hinweg.

Die Blume an sich ist nichts weniger als ein unpassender Schmuck des Porzellans; selbst eine gewisse naturalistische Ausführung läßt man sich gefallen, wenn sie bescheiden bleibt und sich der Form des Gefäßes anbequemt. Aber beide Grenzen wurden willkürlich überschritten. Die Blume wurde Schmuck und Form zugleich, und Blatt und Pflanze kamen ihr zu Hülfe. Die Rose wurde Kaffeetasse, der Kohlkopf, auch wol ein Bund Spargel eine Butterdose, das Kohlblatt ein Butterteller. Die Fruchtschale wurde mit Früchten geschmückt, die Blumenvase mit gemalten und modellirten Blumen. Und diese gemalten Blumen, deren Natürlichkeit die reiche Porzellanpalette begünstigte, prangten in den lebhaftesten, derbsten Farben. In dieser Beziehung behaupteten nur die Franzosen einen Vorzug, indem sie die Lebhaftigkeit und Grellheit der Farben mit zarten, grauen Tönen dämpften und so die Wirkung der Bouquets von der Selbständigkeit zu bloßer Decoration herabdrückten.

Es war nicht anders zu erwarten, als daß sich der Geschmack der vornehmen Welt von dieser crassen Decorationsweise abwenden mußte, und so geschah es, daß gegen die vierziger Jahre sich die farbige Decoration vom feinern Tafelgeschirr aus Porzellan gänzlich verlor. Man begnügte sich mit einem einfachen goldenen Rande, mit einem goldenen Namenszuge und einer Krone darüber. Die bunten Blumen und die ihnen verwandte Verzierung überließ man dem ordinären Luxusgeräth.

Indessen konnte sich wol die Hoftafel, aber doch nicht die Hoffabrik damit begnügen. Sèvres, Wien, Berlin wurden von ihren Höfen vielfach dazu benutzt, um mit ihren Arbeiten fürstliche Geschenke zu machen, und diese Geschenke mußten reich decorirt und nach dem Zeitgeschmack auch von möglichster Größe sein. Auf diesem Porzellan hielt sich nun, oder entstand vielmehr erst eine eigentliche Kunst der Porzellanmalerei, die nicht mehr Decoration liefern, sondern eine selbständige Kunst sein wollte. Das Porzellangefäß stellte eben nicht viel anderes vor als die Leinwand oder die Holztafel. Um das Bild hervortreten zu lassen, wurde der übrigbleibende Raum des Gefäßes gewöhnlich mit einer Farbe, z. B. dunkelviolett oder braun, oder gelb, oder blau grundirt und allenfalls mit goldenen Ornamenten umrandet. Die Form dieser fürstlichen Geschenke war gewöhnlich die einer antiken Amphore, oder auch eines antiken Kraters: Formen, die sich tradi-

tionell aus dem Empirestil herleiten, aber insbesondere von Berlin und seinem antikisirenden Geschmack aufrecht erhalten wurden.

Sonst waren die Gegenstände der Malerei auf diesen Vasen keineswegs antik. Es waren die Porträts der Herrscher und der königlichen Familie, militärische Scenen, Wachtparaden und Ansichten der königlichen Paläste und öffentlicher Gebäude. In Wien liebte man mehr die Copien der Gemälde aus den Galerien, insbesondere nach Rubens und Tizian; und nicht blos auf Gefäßen, sondern auch auf Platten als wirkliche Gemälde, die mit Goldrahmen zum Wandschmuck bestimmt waren.

Sèvres, obwol maßvoller, wie schon angedeutet, in der Decoration, ging doch in dieser Richtung, welche die Porzellanmalerei als eine eigene und selbständige Kunst betrachtete, am weitesten. Sèvres hatte mit dem Anfang des 19. Jahrhunderts den Uebergang von der weichen (Pâte tendre) zur harten Masse (Pâte dure) gemacht. Dieser Uebergang hatte die Fabrik zu weit größern Dimensionen der Gefäße befähigt, aber auch den reizvollen Schmelz der Farben, den die weiche Masse gestattete, verdorben. Auf der harten Masse liegen die Farben trockener auf, sie fühlen sich fast, ja mitunter wirklich rauh an, sodaß ein Kenner in der That das alte und neue Sèvresporzellan durch das Gefühl mit den Fingerspitzen unterscheiden kann. Für diesen Mangel nun, für den Verlust an Schmelz und Feinheit, sollte die Größe und die Kunst der Malerei entschädigen. Die ersten Künstler wurden herbeigezogen, die Gemälde auszuführen, wofür denn natürlich auch Preise verlangt wurden, welche den Leistungen namhafter Künstler entsprachen. Indessen war es ja königliche oder kaiserliche Fabrik, die ihren Zuschuß erhielt und auf Gewinn nicht zu rechnen hatte. Für die Größe der Gefäße, die in das Kolossale steigen sollte, reichte auch die größere Leistungsfähigkeit der harten Masse nicht aus. Man setzte sie aus Stücken zusammen, die man mit Bronzereifen vereinigte. Da man aber diese Reifen nicht allein lassen konnte, so kam man zu Bronzehenkeln, Bronzefüßen und Deckeln, kurz, zu einer vollen Montirung mit Bronze, zu deren Herstellung bei der Fabrik von Sèvres Guß- und Ciselierateliers eingerichtet wurden.

Diese Metallmontirung, an sich eine unnatürliche Verbindung mit Porzellan oder Terracotta, bot sich aber auch als bequemes Mittel, Schäden der Technik zu verdecken. Es war überhaupt ein Fehler, Porzellangefäße aus mehrern selbständigen Stücken zusammensetzen zu wollen. Der Schwindungsproceß, der, mancherlei Zufälligkeiten ausgesetzt, stets kleine Ungleichheiten hervorruft, läßt die Stücke nach dem Brande nicht mehr aufeinander passen, oder hat vielleicht veranlaßt, daß das eine oder das andere Stück sich geworfen hat. Diesem Schaden soll die Montirung abhelfen. Sie stellt sich somit als ein Nothbehelf auf falscher Grundlage dar.

Bei der großen Weltschau menschlicher Arbeit zu Paris im Jahre 1867 war die kaiserliche Fabrik von Sèvres mit einer enormen Anzahl der anspruchsvollsten Gegenstände aufgetreten. Es gab an ihnen viel zu rühmen, wenn man auf die Malerei sah, aber ebenso viel zu tadeln in Anbetracht der Technik oder der allgemeinen künstlerischen Richtung. Es war dem Porzellan viel zu viel an Leistung zugemuthet, und diesen Anforderungen entsprachen die Arbeiten nicht. Schief-

heiten der Form, schlecht passende Deckel waren leicht aufzufinden; zahlreiche Schäden hatte die Montirung verdecken müssen.

Damals erfreute sich die Fabrik noch der Bewunderung der Welt, und ihre Leistungen wurden von den Laien angestaunt. Aber nur wenige Jahre verflossen, und alle Kenner waren einstimmig in der Verurtheilung, selbst in Paris. Die republikanische Regierung zögerte nicht eine Enquête von Künstlern, Technikern und Kunstkennern einzuberufen. Diese sprach in einem von Charles Blanc ausgearbeiteten Referat, welches Punkt für Punkt unsere schon im Jahre 1867 ausgesprochene Kritik bestätigte, ein vernichtendes Urtheil über die Fabrik von Sèvres aus. Infolge dessen ist sie auch gründlich umgestaltet worden.

Als das geschah, hatte aber auch anderswo das Porzellan bereits andere künstlerische Wege eingeschlagen. Die allgemeine Reform des Geschmacks auf dem Gebiet der Kunstindustrie hatte ihren Anfang genommen. Sie konnte am Porzellan als an einem ihrer reizendsten Zweige nicht vorübergehen.

Ehe es aber so weit kam, ehe die Reform wirksam eingreifen konnte, war es nahe daran, daß sämmtliche andern Staatsfabriken aufgehoben oder in private Hände gegeben wurden. Bei den künstlerisch ganz ungenügenden Leistungen, wie sie um das Jahr 1860 von diesen Fabriken ausgingen, bei ihrer wenig verständnißvollen, ja verkehrten Führung, bei dem Widerwillen der vornehmern Welt gegen das decorirte, d. h. allgemein schlecht decorirte Porzellangeschirr der Staats- wie der Privatfabriken, war im Publikum kein Herz mehr weder für die einen noch für die andern vorhanden. Es bedurfte nur eines kleinen Anstoßes, um die Staatsfabriken in Gefahr zu bringen. München-Nymphenburg ging wirklich ein; die königliche Fabrik in Kopenhagen wurde Privaten übergeben. Die wiener Fabrik fiel durch Reichsrathsbeschluß der Eifersucht der Concurrenten zum Opfer und verschwand im Jahre 1864 aus dem Kreise der Lebenden. Ihr Fall brachte sofort auch die Fabriken von Berlin und Meißen bei Gelegenheit, als es sich um Umbau oder Neubau handelte, in höchste Gefahr; nur die schneidigste Kritik eines schon halb gefaßten Beschlusses konnte beide vor dem Untergange retten. Beide haben heute die Bemühungen zu Gunsten ihrer Existenz gerechtfertigt. Es ist neues Leben in sie gekommen. Meißen begnügt sich zwar, auf den Bahnen seiner großen Zeit im 18. Jahrhundert sich zu bewegen, aber diese Bahnen sind gut und haben aufs neue wieder Interesse und Theilnahme der Welt erweckt. Origineller ist in jüngster Zeit die berliner Fabrik geworden, mit maßvoller und verständiger Anlehnung an die Decoration des ostasiatischen Porzellans; sie zeigt sehr glückliche Leistungen in ornamentaler Richtung. Dasselbe wäre vermuthlich mit der wiener Fabrik der Fall gewesen; sie war bereits unter der letzten Direction von Alexander Löwe wieder auf dem Wege zu einer mehr künstlerischen Richtung, als ihr der Lebensfaden abgeschnitten wurde. Richtig geleitet, hätte sie die nothwendige Führung für die österreichischen Fabriken abgeben können, welche heute bei ihrer Willkür einer solchen Führung dringend bedürfen. Künstlerisch irren sie meist in Versuchen umher, treffen es mitunter gut, mitunter sehr gut, übertreiben aber auch alsbald ein neues Genre, sowie es Beifall findet, und machen es durch die Uebertreibung in kurzer Zeit zum Ueberdruß.

Das neue Leben, das in die geretteten Staatsfabriken gekommen, und nach ihnen, wie natürlich, auch in die Privatfabriken, ist von England ausgegangen, wo die Reform des Geschmacks in erster Linie sich auch aller Arbeiten aus gebrannten Erden bemächtigen mußte. Das englische Porzellan hatte bis dahin kaum eine selbständige Rolle gespielt und war ohne allen Einfluß auf den Continent und seine Fabriken geblieben. Nur aus weicher Masse, ohne Kaolin, bestehend, ein glasartig durchscheinendes Frittenporzellan von geringer Solidität und wenig Widerstandskraft gegen Temperaturwechsel, zumal gegen heißes Wasser, dagegen von einer angenehmen, crêmeartigen Weiße, war es der Masse von Alt-Sèvres nahe verwandt, und auch wie dieses mehr für Luxusgeräth denn für den täglichen Gebrauch geeignet. Der Engländer kann sich auch heute noch nicht, obwol nunmehr auch hartes Porzellan im Lande fabricirt wird, von seinem Gebrauchsgeschirr, dem Delft, einer feinern oder gröbern Fayence, entwöhnen, und „China", das ist Porzellan, wird nur zu besondern Gelegenheiten hervorgeholt.

Wie in der Masse, so schloß sich auch in der Kunst das altenglische Porzellan an das von Sèvres an; und obwol es heute, z. B. das von Chelsea, von den Liebhabern gesucht und theuer bezahlt wird, ist es doch ohne Originalität und kommt an künstlerischem Werth den Sèvresvorbildern nicht gleich. Eine gewisse Originalität hatten damals, in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts, allerdings die Wedgwoodarbeiten mit ihrer Imitation griechischer Vasenformen und griechischer Cameen, aber sie gehören auf ein anderes Gebiet: sie waren Steingut, nicht Porzellan.

Das ist nun heute mit dem englischen Porzellan anders geworden. Die englischen Fabriken, Minton in Stoke upon Trent an ihrer Spitze, dann Copeland, die Royal Worcester Works, zum Theil auch Etruria, die alte Fabrik von Wedgwood und andere haben sich die Lehren, die vom South-Kensington-Museum ausgegangen sind, zu Nutze gemacht. Sie haben das Porzellan wieder als ein feines Material aufgefaßt und es demnach, mit Verzichtleistung auf die Kolossalgefäße von Sèvres und der andern Staatsfabriken, feiner gestaltet und feiner decorirt. Sie haben gelernt mit der Decoration die Form beachten, ihrer Gliederung folgen und die Ornamente den Gliedern anschmiegen. So hat der Teller sein verlorenes Randornament zurückbekommen. Ueberhaupt ist das Bildartige des Schmuckes vor dem Ornamentalen zurückgetreten. Dabei haben die Engländer allerdings von den Mustern gelernt, sowol von denen des 18. Jahrhunderts, wie von denen von China und Japan. Sie haben ihnen die schönen Farben, so das Pompadourroth, das Apfelgrün und Königsblau und das dunkle Kobaltblau abgesehen, und sie sind bemüht gewesen, und nicht ohne Glück, diese Farben in gleicher Reinheit und Schönheit herzustellen, und so auch es den Chinesen und Japanern in Harmonie und Mannichfaltigkeit gleichzuthun; dabei sind sie aber in der Zeichnung, die sich statt des bisherigen Blumennaturalismus vorwiegend stilvoll hält, originell geblieben. Sie lernen von ihren Vorgängern, aber imitiren sie nicht, wie z. B. Meißen es mit sich selber macht. Und manche sehr schöne und anmuthige Erscheinungen sind dabei in den beiden letzten Jahrzehnten zu Tage getreten, so die reichen und schönen Farben von Minton und die reizvollen Gefäße mit warmem

Elfenbeinton der Royal Worcester Works. Die ganze Richtung, welche das Porzellan in solcher Weise eingeschlagen hat, ist nur zu billigen. Sie ist auch nicht ohne bedeutende Wirkung auf den Continent geblieben.

Diese Wirkung auf den Continent bestand vor allem darin, daß ein fein decorirtes Speisegeschirr in der vornehmen Welt, aus der es verschwunden war, überhaupt wieder zur Geltung kam. Es waren nicht sowol die englischen Muster, welche imitirt wurden, nicht sowol die Zeichnung, als die Art des Vorgehens, welche von Schaustücken absah und sich die Gegenstände, welche dem wirklichen Gebrauche dienten, zur künstlerischen Gestaltung und Verzierung erkor. Dies war auch gerade der rechte Weg für die Privatfabriken, die in dem Absatz des Gebrauchsgeschirrs den sichersten Boden haben. Nur kämpften diese noch mit Schwierigkeiten, die theils darin lagen, daß sie in ihrer commerziellen Speculation auf den vulgären Geschmack der Menge rechnen mußten, theils darin, daß sie einen Stock ererbter, in den schlechten Traditionen aufgewachsener Maler besaßen, die sich in die neue Weise nicht hineinfinden konnten und fortfuhren, mit ihren schweren Blumen, ihren Landschaften, ihren Porträts und weiblichen Idealköpfen bildartig zu decoriren. Das war z. B. bei den böhmischen Fabriken der Fall, die, nach ihrer Arbeit zu schließen, noch heute dieser Schwierigkeit nicht ganz entwachsen sind. Nicht ganz, sagen wir, denn es ist bemerkenswerth, wie sie wirklich Gutes, Edles und Geschmackvolles neben Rohem und Verkehrtem auf den Markt und zu den Ausstellungen bringen.

Im allgemeinen aber wirkte das englische Beispiel anregend nach allen Seiten hin, selbst in Frankreich, wo der entgegengesetzte Geschmack von Sèvres, der sich übrigens in jüngster Zeit auch hat beugen müssen, fast ein Hinderniß war. Die Fabriken von Vien und Limoges z. B. zeigten auf der pariser Ausstellung von 1878 überaus feine Arbeiten für die Tafel und den Theetisch, feines, zartes milchweißes Material, zierliche Formen, zierliche Ornamente, aber originell französisch gehalten und zarter und duftiger im Colorit als die kräftigere Weise des englischen Porzellans. Aehnlich die ehemals königliche Fabrik in Kopenhagen, die schon auf der wiener Ausstellung im Jahre 1873 unsers Erachtens das schönste und feinste (in Blau unter der Glasur decorirte) Speise- und Theegeräth ausgestellt hatte. Freilich war es ein altes Muster, das sie sich erwählt hatte, eins der zierlichsten und elegantesten des 18. Jahrhunderts, das dem berühmten Zwiebelmuster, mit dem Meißen heute so kolossale Erfolge wieder erzielt hat, bei weitem vorzuziehen ist.

Es konnte nicht ausbleiben, daß man bei dieser neu eingeschlagenen Richtung, wie hier und wie es in Meißen consequent geschieht, zu den alten Mustern zurückkehrt und die alten Verzierungsweisen wiederzuerwecken sucht. Neben Meißen ist dies wol am auffallendsten in Wien geschehen, wo sich nach Aufhebung der kaiserlichen Fabrik eine Porzellanmalerei herausgebildet hat, die nach Aufzehrung der hinterlassenen unverzierten Vorräthe der kaiserlichen Fabrik jetzt meist böhmisches Porzellan decorirt. Dies geschieht aber, und zwar in einer überaus reichen und glänzenden Weise, ganz in jener oben geschilderten wiener Art der Sorgenthal'schen oder Empireperiode. Anfangs auf eine Art Fälschung berechnet, ist daraus ein

Zweig der Kunstindustrie herangewachsen, der seine Arbeiten nach allen Welttheilen versendet. Daß er sich dabei der alten wiener Marke bedient, wenn auch mit Zustimmung der competenten Behörde, ist doch unsers Erachtens ein Misbrauch. Die Gegenstände sind großentheils Schaugeräthe, mit Malereien in Bildern und Ornamenten und zierlichen Arabesken von erhabenem Gold ganz überdeckt, doch nicht allein; denn diese Weise, indem sie sich auf Rand- und Centralornament beschränkt, ist auch schon zur Decoration des feinsten und vornehmsten Tafelgeschirrs geworden, und manches derartige Service schmückt bereits kaiserliche und königliche Tafeln.

Nicht so glücklich und erfolgreich ist es Italien mit einer ähnlichen Imitation ergangen. Die Fabrik von Ginori in Doccia bei Florenz, berühmt durch ihre neuen Majoliken, hat eine Porzellanspecialität der alten neapolitaner Fabrik in Capo di Monte wieder aufgenommen, deren wir schon oben gedacht haben, nämlich die Verzierung mit farbig bemalten Reliefs in Figuren und Ornamenten, wozu noch die alten Modelle benutzt werden. Allein dieses Genre, das wol Aufmerksamkeit erregt hat, ist über den Standpunkt der Curiosität kaum hinausgekommen. Und auch darin ist es ziemlich allein geblieben. Das italienische Porzellan von heute hat sich kaum zum Luxusgeräth emporgeschwungen, und was das Gebrauchsgeschirr für Tisch und Tafel, für Speisen und Kaffee oder Thee betrifft, so steht es künstlerisch auf einer sehr niedrigen, oder vielmehr auf gar keiner Stufe.

Das ist um so auffallender, als ja die moderne Majolikafabrikation nach dem Muster der alten Arbeiten des 16. Jahrhunderts heute in Italien einen so großen Aufschwung gewonnen hat und wenigstens in der Nachahmung höchst Vollkommenes leistet. Aber so ist es, Majoliken und Fayencen einerseits, und das Porzellan andererseits scheinen sich heute fast auszuschließen, und wo das nicht der Fall ist, liegen sie in einer Art von Kampf, indem sie sich den Boden streitig machen. Und das ist so gekommen.

Im 18. Jahrhundert hatte das neue Porzellan den Fayencen, die bisher ebensowol Luxusgeräth wie Gebrauchsgeschirr abgegeben hatten, völlig den Rang abgelaufen. Gegen das Jahr 1800, als noch die Porzellanmalerei in höchster Blüte stand, waren die Fayencen künstlerisch so gut wie erloschen und existirten als Kunstzweig nicht mehr während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In dieser letzten Periode büßte aber auch, wie wir gesehen haben, das Porzellan seine Kunst ein. Und als nun in unsern Tagen, seit 20 oder 30 Jahren, Geschmack und Kunstindustrie wieder erstanden, da wendete sich die Kunst gleichzeitig beiden wieder zu, den Fayencen und dem Porzellan. Bewahrte dieses, das Porzellan, seine solidern Eigenschaften für den täglichen Gebrauch der Tafel, in Verbindung mit einer feinern Ausbildung und einer reichern Palette, so hatten Fayencen und Majoliken unleugbar den Vorzug einer kräftigern, decorativen Wirkung. Sie eigneten sich daher ganz besonders zum eigentlichen Luxusgeräth, zu decorativen Schaustücken. Und gerade solcher Gegenstände bedurfte wieder die moderne Wohnung bei den Veränderungen, welche sie in Formen und Farben durch die neue Geschmacksreform angenommen hat.

Hier ist der Punkt, wo Porzellan und Fayencen miteinander kämpfen, wo sie aber auch einen Frieden schließen können, um ruhig, jedes auf seinem Gebiet, nebeneinander bestehen zu können. Dem harten Porzellan gehört wegen seiner soliden Eigenschaften der Tagesgebrauch, und wegen der Feinheit seines Materials, wenn es zu Schaustücken dienen soll, ist es nur zu kleinern, aber feiner durchgebildeten Gegenständen geeignet, wie das auch im 18. Jahrhundert die Regel war. Hier ist sein Gebiet. Verlangt man kräftigere Decorationsstücke, Zierden für die Wand und die Credenz, Schmuck der Hallen und der Gärten, Vasen für Blumen und Pflanzen, nun, so bietet sich die Fayence als der vorzüglichere Kunstzweig dar.

Mehr und mehr scheint es auch, als ob sich heute beide Fabrikationszweige nach diesen Gebieten schieden. Die Scheidung geschieht unbewußt, daher denn auch forcirte Leistungen, Gewaltstücke, die von der einen Seite auf das Gebiet der andern hinübergreifen, nicht selten sind und leicht den Blick des Beobachters verwirren. Nichtsdestoweniger tritt im großen und ganzen die Trennung klar hervor und wird für die nächste Zukunft die künstlerische Richtung des Porzellans bedingen und bestimmen.

England im letzten Jahrzehnt.

Von

H. Bartling.

II.

Das erste Jahr der Gladstone'schen Verwaltung.

Der Sieg der liberalen Partei bei den allgemeinen Wahlen am 5. April 1880 und die Berufung Gladstone's an die Spitze der Verwaltung waren für England der Anfang einer neuen, aber nicht glücklichen Aera, welche einzig dastehen wird in der glorreichen Geschichte des Landes, als eine Aera von Enttäuschungen, Wirren und Demüthigungen. Mit einem Redeschwall ohnegleichen errang Gladstone, während seines Wahlfeldzuges in der schottischen Grafschaft Midlothian, den Sieg über die Gegenpartei und ertränkte sozusagen das conservative Cabinet in einer Flut von unbegründeten Anschuldigungen und bombastischen Phrasen. Seit den Tagen von Midlothian hat in England die Phrase die Herrschaft geführt und die politischen Geschicke des Landes waren hülflos dem Willen des Siegers preisgegeben. Gladstone's persönlicher Wille allein lenkte vom ersten Tage an die Verwaltung des großen Reiches in allen ihren Zweigen, und seine Decrete wurden von einer willfährigen, unterthänigen Majorität im Hause der Gemeinen ohne das geringste Murren gutgeheißen. Wenn er Lord Beaconsfield im Jahre 1880 für die Lage des Landes verantwortlich hielt, dann muß er selbst noch verantwortlicher gehalten werden für den Stand der Dinge im Innern und Aeußern, welchen er an ihre Stelle setzte. Im politischen Leben Englands erscheint Gladstone als der ausgeprägteste Typus dessen, was die Amerikaner mit dem Ausdruck „one-man-power" bezeichnen — die Alleinherrschaft der Volksgunst, welche einer gesunden und vernünftigen Regierung viel gefährlicher ist als die Alleinherrschaft der Geburt oder der Kaste. Der damalige Premierminister Englands ist in seinem Gebaren als Kämpe constitutionellen Rechtes und constitutioneller Ordnung einfach ein Anachronismus; denn keine Constitution, möge sie noch so robust sein, kann ihr Gleichgewicht bewahren, wenn die Kräfte solcher rhetorischen Kunststücke wie die seinen in Bewegung gesetzt werden, um sie zu stören. Das unglaubliche Uebermaß seines trügerischen Wortgepränges ist an sich schon eine Kraft, welche, in die eine oder die andere Wagschale geworfen, einen Theil des Volkes

unfähig macht, ruhig und vernünftig zu überlegen. Für Tausende seiner Landsleute ist Gladstone seit Jahren mehr gewesen als ein bloßer politischer Führer. Selbst Heroencultus gibt uns nicht die richtige Bezeichnung für die sklavische Haltung der Geister ihm gegenüber. Er ist ihnen eine Gottheit, welche für sie denkt, spricht und handelt, welche, mit Einem Wort, eine Generalvollmacht besitzt für sämmtliche wichtigen Functionen des öffentlichen Lebens. Er ist ihr Prophet, ihr Heiliger. Jedoch die größten sogenannten Volksheiligen haben ihre Zeit gehabt.

Wenden wir uns nun einer nüchternen Betrachtung des Ganges der Ereignisse zu, welche vielsagender, lehrreicher, überzeugender ist als alle Polemik.

Werfen wir zuvörderst noch einen kurzen Blick auf die allgemeinen Wahlen von 1880. Sie waren das gerade Gegenstück derjenigen von 1874. Diesmal war es der Führer der conservativen Partei, welcher die Wählerschaften mit einem Vertrauen an die Wahlurnen rief, dem eine arge Enttäuschung vorbehalten war. Die Regierungspartei wurde decimirt; sie kehrte in die neue Kammer mit nur 240 Stimmen zurück, während ihre Gegner über 351 Stimmen, ohne Einschluß der irischen Homerulers, verfügen konnten.

Dieses Resultat verursachte in England eine um so größere Ueberraschung, als es ein ganz und gar unerwartetes war. Kein Warnungszeichen hatte sich blicken lassen; nichts hatte ein solches Resultat vorherverkündet. Den allgemeinen Wahlen von 1874 war eine Reihe von partiellen Wahlen voraufgegangen, in welchen die Candidaten der Regierungspartei fast allemal eine Niederlage erlitten hatten. Diesmal aber hatte sich etwas Aehnliches nicht ereignet und der Empfang, welcher den conservativen Abgeordneten in den außerparlamentarischen Versammlungen ihrer Wähler zutheil geworden, ließ bei ihnen keine Befürchtung über die Erneuerung ihres Mandats aufsteigen. Die Dankbarkeit der Nation für die Staatsmänner, welche das Ansehen Englands im Auslande wiederhergestellt hatten, schien sich trotz der heftigen Angriffe der Opposition in keiner Weise gemindert zu haben. Weit entfernt, die Wirkung, welche ein solches Gefühl auf die zukünftigen Wahlen ausüben mußte, zu bekämpfen, schien man vielmehr zu der Befürchtung geneigt, daß man über dasselbe jede andere Erwägung aus den Augen verlieren würde. Noch kurze Zeit vor der Auflösung des Parlaments hatte die „Times", gleichsam als ob sie befürchte, die Opposition könne zu sehr gelichtet aus dem Wahlkampfe hervorgehen, zu verschiedenen malen auf den Uebelstand hingewiesen, eine zu einer wirksamen Controle der Regierung numerisch zu schwache Opposition im Hause der Gemeinen zu haben. Die Ueberraschung, welche sich bei fast allen Cabineten des Festlandes zeigte, als die Niederlage des conservativen Ministeriums bekannt wurde, lieferte den deutlichen Beweis, daß auch die sonst so gut unterrichteten fremden Gesandten einen ganz andern Ausgang der allgemeinen Wahlen vorausgesehen und ihren Regierungen verkündet hatten.

In unserm vorigen Artikel haben wir die Taktik der Opposition nach dem Berliner Congreß und die Anschuldigungen geschildert, welche dieselbe gegen die Regierung ins Feld führte. Auch auf einige wichtige Umstände haben wir hin-

gewiesen, welche wesentlich mit zum Sturz des Beaconsfield'schen Cabinets beitrugen. Zu erörtern bleiben indeß noch die Ursachen, welche auf die Masse der Wähler einwirkten und ein so überraschendes Resultat hervorriefen. Es ist schwierig, sie zu durchschauen, noch schwieriger, sie gründlich und allgemein verständlich darzulegen. Das Wahlrecht war in den großen Centralpunkten der Bevölkerung, wo die eingeschriebenen Wähler oft die Zahl von 50000 überstiegen, ein fast allgemeines: die zum zweiten mal in Anwendung kommende geheime Abstimmung deckte mit einem dichten Schleier die Geheimnisse der Wahlurne. Nach dem Zetergeschrei der Besiegten zu urtheilen, welche sich über zahlreiche Treubrüche und Desertionen beklagten, deren Opfer sie gewesen seien, hat es den Anschein, als ob damals viele Wähler in einem andern Sinne wählten, als sie versprochen hatten. Wer vermag zu sagen, welchen Einflüssen sie gehorchten?

Versuchen wir indessen, hier einige der Ursachen zu berühren, welche sich über die Gesammtheit der Wahlen von 1880 erstreckten und deren Bestehen uns über allen Zweifel erhaben scheint.

Die Conservativen beklagten sich 1880, wie es die Liberalen 1874 gethan hatten, darüber, daß der Zeitpunkt der Wahlen schlecht gewählt gewesen sei. Man darf mit Recht annehmen, daß ein Appell an die Wählerschaften zur Zeit, da Graf Beaconsfield und Lord Salisbury nach ihrer Rückkehr vom Berliner Congreß der Gegenstand enthusiastischer Ovationen gewesen waren, ein günstiges Resultat für das Ministerium geliefert haben würde. Doch welchen Grund hätte der Premierminister für eine Abkürzung der Lebensdauer des Parlaments anführen können? Eine Auflösung kann nur zwei Ursachen haben: entweder das demnächstige Erlöschen des Mandats der Kammer oder ein den Appell an das Volk nöthig machender Conflict zwischen den Gewalten. Im vorliegenden Fall hatte das Parlament noch eine Lebensdauer von zwei Jahren vor sich; zwischen dem Ministerium und dem Parlament herrschte die vollste Uebereinstimmung, und die von dem letztern gegebene Zustimmung zu der öffentlichen Politik der Regierung wurde durch eine eclatante Billigung der öffentlichen Meinung gutgeheißen. Es war deshalb kein Grund zu einer Auflösung vorhanden und keiner würde sie gerechtfertigt haben. Lord Beaconsfield war weit entfernt zu befürchten, daß eine so wohl berechtigte und auf so große Erfolge beruhende Popularität von so kurzer Dauer sein würde; auch glaubte er, noch eine Aufgabe zu erfüllen zu haben. Je compacter und getreuer die Majorität war, über welche er verfügte, desto mehr zeigte sie sich durch die Erfolge aufgemuntert und desto mehr glaubte auch er sich verpflichtet, diese so gefügige Kraft zum Nutzen seiner Partei auszubeuten. Er hatte sich vorgenommen, noch jene irische Frage zu lösen, welche für alle Regierungen eine stets wiederkehrende Schwierigkeit gebildet hatte; er schmeichelte sich, dies dadurch ausführen zu können, daß er das Elementar- und höhere Schulwesen auf der breitesten und liberalsten Basis aufbaute und so die einzige Beschwerde beseitigte, welche vernünftige Irländer noch vorbringen können. In England waren noch wichtige und nützliche Reformen durchzuführen: die Reorganisation der untern Gerichtshöfe, die Codification der Proceßordnung und der

Strafgesetze, die administrative Reorganisation der Grafschaften und manche Gesetzentwürfe waren vorbereitet worden. Diese weisen und praktischen Maßregeln konnten, mit Ausnahme derer für Irland, nicht zur Ausführung gelangen: die leidenschaftlichen, von der Opposition stets wieder angeregten Discussionen über Afghanistan, den Krieg mit den Zulukaffern und den Berliner Vertrag nahmen die Zeit des Unterhauses so vollständig in Anspruch, daß nur wenige der von der Regierung vorbereiteten Maßregeln mit Erfolg im Parlament durchgebracht werden konnten.

Wenn es sich nun auch leicht erklären läßt, warum das Ministerium nach dem Berliner Congreß an keine Auflösung dachte, so kann man es doch weniger begreifen, weshalb es die Wahlen, wie alle Welt erwartete, nicht im Herbst 1879 vornahm. Vielleicht fürchtete Lord Beaconsfield die Leiden der Ackerbauer noch zu erhöhen durch eine Unterbrechung der Feldarbeiten, welche durch den ungünstigen Sommer bereits über die Gebühr verzögert waren; vielleicht auch schreckte er vor dem Einfluß zurück, welchen die Aussicht auf eine Hungersnoth auf die irischen Wahlen haben konnte. Möglicherweise schmeichelte er sich auch, daß die Zeit, indem sie eine glückliche Lösung der Conflicte im südlichen Afrika und eine Pacification Afghanistans herbeiführte, den Gegnern seiner Politik die letzten Argumente rauben würde; jedoch wenn diese Annahme eine richtige ist, so darf man mit Recht fragen: warum er nicht bis auf die letzte Zeit bei diesem Gedanken der Vertagung beharrte?

Die Anhänger der Regierung befanden sich über seine Absichten im vollsten Irrthum. Als der Herbst verstrich, ohne daß ein Mitglied des Ministeriums sich ernstlich um die Campagne bekümmerte, welche die Opposition begonnen hatte und mit feurigem Eifer durchführte, gaben sie sich der Ansicht hin, Graf Beaconsfield wolle das gesetzliche Ende für das Bestehen des Parlaments abwarten; sie glaubten, die Session von 1880 werde eine kurze sein und die allgemeinen Wahlen würden zu Ende des Sommers oder in den ersten Tagen des Herbstes stattfinden, je nachdem die Ernte eine frühe oder späte war. Man darf annehmen, daß dies thatsächlich die Absichten des Premierministers waren und daß sie nur durch einige Wahlerfolge, über welche er sich Illusionen machte, geändert wurden. Der Tod des Radicalen vom alten Schlage, Roebuck, der sich der Politik des Ministeriums angeschlossen hatte, nachdem er 30 Jahre der heftigste persönliche Gegner Disraeli's gewesen war, machte plötzlich eine Neuwahl für Sheffield nöthig. Diese Stadt, der Mittelpunkt der Eisenindustrie, hatte beständig für eine Feste des Radicalismus gegolten: nichtsdestoweniger glaubte die Opposition nicht Vorkehrungen genug treffen zu können, um sich den Sieg zu sichern: ein hervorragender londoner Advocat, Waddy, trieb die Anhänglichkeit an seine Partei so weit, daß er seinen Sitz für Barnstaple, dessen Abgeordneter er war, aufgab, nur um in Sheffield candidiren zu können. Ungeachtet seines Rednertalents, ungeachtet der großen Anstrengungen seiner politischen Freunde und der Unterstützung der irischen Arbeiter, deren Stimmen er gewonnen hatte durch Versprechungen, welche sein conservativer Gegner abgelehnt hatte, siegte er über diesen nur mit einer Majorität von

500 Stimmen bei mehr als 28000 Wählern. Dieses Resultat wurde von den Conservativen als ein Erfolg angesehen, und sie hatten ein Recht dazu; denn noch ehe zwei Monate verflossen waren, siegte der conservative Candidat Wortley bei den allgemeinen Wahlen mit einer Majorität von 2500 Stimmen über seinen Gegner. Wenige Wochen später wurde der Candidat der Opposition, Lord Ramsay, trotz der glänzenden, ihm zu Knowsley-Hall gewährten Gastfreundschaft und der offenkundigen Unterstützung Lord Derby's, der sich bereits ohne Rückhalt der liberalen Partei angeschlossen hatte, und trotz des Beistandes des irischen Wahlcomité, von dem conservativen Candidaten geschlagen. In der folgenden Woche ward durch den Tod des Veteranen der liberalen Partei, Loke King, der Sitz für Southwark, eines londoner Wahldistricts, frei, und auch hier unterlag die liberale Opposition.

Das Wahlresultat in Southwark machte einen tiefen Eindruck auf die parlamentarische Welt, und es ist höchst wahrscheinlich, daß diese Reihe kleiner Erfolge in Graf Beaconsfield den Glauben wach riefen, er thue unrecht, den Zeitpunkt der Wahlen noch weiter hinauszuschieben. Ohne Zweifel vermeinte er, der Eindruck der von den Rednern der Opposition im Herbst unternommenen Campagne sei bereits verwischt und das Interesse der Conservativen erheische es, die Wahlprobe soviel wie möglich zu beschleunigen und so seinen Gegnern keine Zeit mehr zur Erneuerung ihrer Angriffe zu lassen. Gewiß ist es, daß der Entschluß der Regierung ebenso plötzlich wie unvorhergesehen war. Der größere Theil der conservativen Deputirten hatte noch nicht einmal daran gedacht, ihre Wahlcomités zu organisiren; diejenigen, welche beabsichtigten, sich von der Politik zurückzuziehen, hatten es für voreilig gehalten, ihre Absicht zu veröffentlichen und Nachfolger zu suchen; die Candidaten, welche gewillt waren, einen den Liberalen angehörenden Sitz zu bestreiten, hatten noch nicht die geringsten Maßregeln dazu getroffen. Mehr als einer, dem die Zeit zu kurz schien, unterließ es, in den Wahlkampf einzutreten, und die meisten unternahmen ihn unter Bedingungen, welche einen Erfolg beinahe unmöglich machten.

Während die Regierung ihren Freunden eine überaus schwierige Lage schuf, bereitete sie sich selbst die größten Nachtheile. Die am meisten kritische Periode des Winters war vorüber, aber man mußte noch volle zwei Monate warten, ehe Irland am Ende seiner Leiden war. Der Ackerbau konnte nicht eher Muth fassen, als bis die Frühjahrssaat sich unter guten Bedingungen vollzogen hatte und das Wintergetreide Aussichten auf eine gute Ernte zeigte. Und schließlich war das Ministerium gezwungen, sein Budget vorzulegen, ohne aus dem sich um diese Zeit manifestirenden Aufschwung in den Geschäften Vortheil zu ziehen. Der Finanzminister fand sich einem bedeutenden Deficit gegenüber, eine unvermeidliche Folge der Krisis, welche den Handel, die Industrie und den Ackerbau zu gleicher Zeit betroffen hatte. Weit entfernt, irgendeine Steuer verringern zu können, sah er sich genöthigt, manche Auflagen zu erhöhen, und infolge einer unglücklichen Wahl besteuerte er am meisten den Tabadk, der für eine große Anzahl von Arbeitern ein unumgänglich nothwendiger Artikel ist. Er entfremdete sich auf diese Weise eine zahlreiche Klasse von Wählern, und gab Gladstone zu gleicher Zeit Gelegenheit zu

einer wirksamen Kritik; denn dieser hatte jetzt leichtes Spiel, den blühenden Zustand seiner Finanzen unter seiner Verwaltung mit den Deficits zu vergleichen, gegen welche Sir Stafford Northcote seit drei Jahren kämpfte.

Nachdem das Wahlresultat bekannt geworden war und Graf Beaconsfield seine Entlassung eingereicht hatte, beschied die Königin Lord Granville, den Führer der Opposition im Oberhause, und den Marquis von Hartington, den Führer der Opposition im Unterhause, zu sich. Beide Staatsmänner erklärten ihrer Souveränin, daß die Rückkehr Gladstone's an die Spitze der Geschäfte die unvermeidliche Folge der soeben stattgehabten Wahlen sei. Gladstone habe die Wahlschlacht gelenkt: auf seine Stimme und auf seinen Rath hin hätten die Radicalen in jedes Meinungscompromiß und in jede Allianz gewilligt, welche den Sieg in einem Wahlkreise sichern konnte; um ihn an die Spitze der Regierung zurückzubringen, hätten sie sich mit einer Energie ohnegleichen in den Kampf geworfen, und sie würden sicherlich keine andere Führerschaft dulden als die seine. Zudem hätten sich ihre Reihen um das Dreifache vermehrt und sie bildeten die zahlreichste Fraction in der neuen Majorität. Die Anwesenheit Gladstone's in dem zukünftigen Cabinet sei also unumgänglich nothwendig, und in dem Augenblick, wo er in ein Ministerium trete, könne er auch nur dessen Haupt sein. Seine große Vergangenheit, seine überlegenen Talente, die Macht seiner Rednergabe, das Wiederaufblühen seiner Popularität erlaubten nicht, ihm eine andere Stellung anzubieten, noch ihm sie anzunehmen, ohne die liberale Meinung im Lande zu beleidigen und zu enttäuschen.

Die Königin gab diesen Gründen nach, und Gladstone erhielt von ihr den Auftrag, ein neues Cabinet zu bilden. Die vor dem neuen Premierminister liegende Aufgabe war keine leichte. Hätte es in seiner Macht gelegen, ein dreimal größeres Ministerium zu bilden als dasjenige, welches der Gebrauch und das Präcedenz ihm erlaubte; er würde es schwer gefunden haben, alle die Politiker in ihm unterzubringen, welche eine Anwartschaft auf ein Amt zu haben glaubten. Da war zuerst eine gewisse Anzahl von Männern, welche unbedingt in jede ministerielle Combination eingeschlossen werden mußten, Männer wie Lord Hartington, Lord Granville, Sir William Harcourt, Bright u. a. Dann wieder gab es Männer, die bereits einen Ministerposten bekleidet hatten und die vermeinten, eine Art verbrieftes Recht zu haben auf eine Stellung in dem neuen Ministerium. Dann kamen die neuen Männer, welche während der langen Jahre der Opposition in den ersten Reihen gekämpft hatten: die radicalen Freilanzen, welche sich selbst zu Ministercandidaten ausersehen hatten, sobald die Liberalen wieder am Ruder sein sollten. Sir Charles Dilke, Chamberlain, Leonard Courtney, Fawcett*), Lord Edmond Fitzmaurice: dies waren die Hervorragendsten unter den Männern der äußersten Linken. Aus allen diesen verschiedenen Elementen mußte ein Ministerium gebildet und ein Cabinet zusammengesetzt werden. Die Aufgabe war, wie gesagt, weder eine leichte noch eine angenehme. Unglaublich und vielgestaltig

*) Seitdem verstorben.

waren die Anstrengungen, die Intriguen, der Haß, die Eifersucht, die Verzweiflung, die Hoffnungen und die Befürchtungen, welche die Brust der Stellenjäger um jeden Platz belebten, den Gladstone zu vergeben hatte. Verschiedene Politiker, von denen man wol wußte, daß sie dem neuen Premier abhold waren, und die mehrfach erklärt hatten, unter ihm niemals wieder ein Amt annehmen zu wollen, vergaßen ihre Abneigung und scharten sich aufs neue um die Fahne Gladstone's.

Zuerst verlief der Proceß der Cabinetsbildung ziemlich ungestört. Den hervorragendsten Männern die wichtigsten Posten zuzutheilen, darin lag keine Schwierigkeit. Lord Granville, Lord Hartington, Lord Northbrook, Lord Selborne, Childers und Forster waren leicht untergebracht. Dann kam die kritische Frage betreffs der Radicalen. Die Whigs sträubten sich natürlicherweise gegen den Gedanken, ein radicales Element in dem Cabinet zuzulassen. Für diese waren Bright, Forster und selbst Gladstone schon revolutionär genug, und sie wollten deshalb mit den Feuergeistern des linken Flügels nichts zu thun haben. Selbst von Gladstone hieß es, er sei nicht geneigt, unerprobten Männern sofort den Eintritt in das Cabinet zu gewähren, obgleich er bereit war, die Radicalen dadurch anzuerkennen, daß er ihnen Plätze im Ministerium überließ. Die Radicalen aber waren entschlossen, einen Repräsentanten im Cabinet zu haben. Irgendeiner ihrer hervorragenden Männer, gleichgültig wer, müsse im Cabinet sitzen, oder sie würden Zwangsmaßregeln ergreifen. Sie hatten ein vollständiges Recht zu dieser Forderung und zu ihrer Beharrlichkeit. In den Jahren, wo Gladstone nicht im Amte gewesen war, hatte der Radicalismus stetig an Macht und Ausdehnung im Lande zugenommen. In Schottland, namentlich aber im Norden Englands, war der Radicalismus, und nicht etwa der Liberalismus der Gegner der conservativen Partei. Die Radicalen in Birmingham, Manchester, Newcastle-on-Tyne und den andern großen Städten des Nordens hatten gelernt, sich zu organisiren, und waren durch ihre Organisation zu dem mächtigsten Factor in der öffentlichen Meinung geworden. Chamberlain war das erwählte Haupt dieser Leute. Sir Charles Dilke war der Specialanführer der radicalen Arbeiter in London. Einem von diesen beiden mußte ein Sitz im Cabinet werden: dies war das von den Radicalen erlassene Machtgebot, und Gladstone vermochte nicht demselben Trotz zu bieten, selbst wenn er es gewollt hätte.

Sir Charles Dilke weigerte sich, irgendein Amt anzunehmen, wenn nicht ein Repräsentant des radicalen Flügels im Parlament einen Platz im Cabinet fände. Er selbst schlug Chamberlain vor als den Mann, den alle Radicalen gern gewählt sehen würden. Jetzt trat eine entschiedene Pause in der Cabinetsbildung ein. Conferenz auf Conferenz wurde gehalten; in den Clubs war die Aufregung groß und die verschiedensten Gerüchte fanden Umlauf im Publikum. Die Aufregung war eine wohlberechtigte. Die Lage verdiente in Wahrheit den Namen einer constitutionellen Krisis. War die radicale Partei bereits stark genug, um mit ihren Wählern einem Ministerium Befehle zu ertheilen und einen Platz im Cabinet zu verlangen? Es zeigte sich bald, daß sie es waren. Nach mehrern Tagen ängstlicher Erwartung und vielfachen Verhandlungen erfuhr man, daß die

Radicalen ihren Willen durchgesetzt und Gladstone sich der Lage angepaßt und Chamberlain einen Sitz im Cabinet angeboten hatte. Man hatte es für angemessener gehalten, die Whigs zu beleidigen, als die Radicalen vor den Kopf zu stoßen.

Endlich, gegen Ende April, war das Cabinet gebildet und das Ministerium vollständig besetzt: mancher Ehrgeiz war befriedigt, mancher entmuthigt; an Enttäuschungen fehlte es nicht. Gladstone übernahm die beiden Aemter eines ersten Lords des Schatzes und des Schatzkanzlers. Das große Siegel und das Amt eines Lord-Kanzlers ward dem Grafen Selborne anvertraut. Lord Granville wurde Staatssecretär des Aeußern, Sir William Harcourt Staatssecretär des Innern, Childers erhielt das Portefeuille des Krieges, Lord Hartington das des Secretariats für Indien und Lord Kimberley übernahm die Verwaltung der Colonien. Bright acceptirte das Amt eines Kanzlers des Herzogthums Lancaster, Forster wurde zum ersten Secretär für Irland gemacht, und Chamberlain, der Repräsentant der Radicalen, trat in das Cabinet als Präsident der Handelsamts. Der Herzog von Argyll als Kleinsiegelbewahrer, Dodson als Präsident des Amtes für Gemeindeverwaltung und Lord Spencer als Präsident des Geheimen Rathes vervollständigten die Gruppe der Cabinetsminister. Die wichtigsten Mitglieder des Ministeriums außerhalb des Cabinets waren Sir Charles Dilke als Unterstaatssecretär für auswärtige Angelegenheiten, Fawcett als Generalpostmeister und Sir Henry James als Generalanwalt. Grant Duff, ein im Anfang viel versprechender Politiker, der aber später sehr wenig geleistet hat, wurde Unterstaatssecretär für die Colonien, Shaw Lefevre, ein kenntnißreicher und gewandter Mann, trat als Secretär in die Admiralität, Mundella, einer der Wortführer der gemäßigten Liberalen, übernahm die Verwaltung der Schulen als Vicepräsident des Geheimen Raths, und Sir Farrer Herschell bekam den Posten eines Generalstaatsanwalts. Zwei alte wohlbekannte Anhänger Gladstone's, die bereits im vorhergehenden liberalen Ministerium wichtige Posten bekleidet hatten, wurden, weil man ihren unabhängigen Charakter in einem aus so heterogenen Elementen zusammengesetzten Cabinet fürchtete, in den Peerstand erhoben und so im Oberhause unter- und beiseitegebracht. Es waren dies Lowe, jetzt Lord Sherbrooke, und Knatchbull-Hugessen, jetzt Lord Brabourne; Stansfeld, der ebenfalls in frühern liberalen Verwaltungen geglänzt hatte, wies jedes Amt zurück, weil ihm das radicale Element im neuen Ministerium nicht zusagte.

Das Bemerkenswertheste an dem neuen Ministerium war, wie schon mehrfach hervorgehoben, die Gegenwart eines starken radicalen Elements. Die äußerste Linke war im Cabinet durch Chamberlain und im Ministerium durch Sir Charles Dilke und Leonard Courtney vertreten. Der erstere ist ein bemerkenswerther Typus eines vorgeschrittenen Radicalismus. Er vertrat Birmingham in Gemeinschaft mit Bright, der in den Augen der Whigs schon ein zügelloser Reformer war, aber dessen Radicalismus sich an der Seite des von Chamberlain wie Conservatismus ausnahm. Und in der That erschien der alte Kämpe der ersten Reformperiode von 1832 und Held der Kämpfe gegen die Kornzölle wie ein Tory in den Reihen der feurigen und meist noch jungen Männer, welche die radicale Meinung im Lande leiteten, sich jüngst einen Weg in das Ministerium, ja selbst

in das Heiligthum des Cabinets gebahnt hatten und nun mit ihren radicalen Ideen und ihrer transatlantischen Demokratie den alten whigistischen hohen Adel in Angst und Schrecken setzten. Das Hauptgewicht der radicalen Partei in England liegt jetzt in den großen Fabrikstädten des Nordens, welche erst der Reformbill von 1832 ihr politisches Dasein danken, und Chamberlain ist der anerkannte Wortführer der nördlichen Grafschaften. Dieser an sich bemerkenswerthe und thatkräftige Mann wurde 1836 geboren und erschien erst 1874 auf der politischen Schaubühne seines Vaterlandes. In diesem Jahre wurde er, nachdem er sich als ein reicher Mann vom Geschäft zurückgezogen hatte, zum Mayor von Birmingham gewählt. Er war 40 Jahre alt, als er 1876 für seine Vaterstadt in das Unterhaus trat, und von dem ersten Augenblick an errang er durch sein jugendliches, kräftiges, umsichtiges, vielfach aber auch an Leidenschaftlichkeit grenzendes Auftreten eine imponirende Stellung im Parlament. Ehrgeizig, herrisch, aber durch und durch Politiker, ist Chamberlain heute einer der hervorragendsten Staatsmänner in England.

Als Lord Beaconsfield nach seinem Rücktritt von der Leitung der Geschäfte seine Mußestunden mit der Dichtung seines Romans „Endymion" ausfüllte, ließ er einen seiner Charaktere, Waldershare, Unterstaatssecretär für auswärtige Angelegenheiten werden, mit einem Chef im Hause der Lords. Waldershare erklärt, daß er unter diesen Bedingungen „Herr der Situation" sei und beabsichtige, eine Porträtgalerie all der berühmten Männer anzulegen, welche Unterstaatssecretäre gewesen wären, mit Chefs unter den Peers. Es konnte kein Zweifel darüber walten, auf wen Lord Beaconsfield anspielte, als er dies niederschrieb. Sir Charles Dilke war soeben Unterstaatssecretär für Auswärtiges geworden, er hatte einen Chef im Oberhause und er war sicherlich „Herr der Situation". Es war ersichtlich, daß er sich in seiner Rolle als Staatssecretär gefiel und sie mit offenbarem Vergnügen spielte, ähnlich wie Sulpice Vaudrey in Jules Claretie's reizendem Roman „Monsieur le ministre" sich ergötzt, als er Minister des Innern geworden war. Zehn Jahre zuvor war Sir Charles Dilke der bestgehaßte Mann in England. Er war ein offener und nicht zurückhaltender Republikaner. Und Republikanismus steht einem jungen Politiker mit einem großen Vermögen gar nicht schlecht und verleiht ihm sogar eine gewisse Anziehungskraft. Ein wohlsituirter Republikaner kann sich all das Malerische eines Camille Desmoulins, die feurige Unerschrockenheit eines Saint-Just beilegen, ohne den geringsten Verdacht auf sich zu laden, er sei Demokrat, um sein Brot zu verdienen, und in der That, der Republikanismus hört auf anstößig zu werden, wenn sein Träger über ein großes Jahreseinkommen verfügt. Doch Sir Charles Dilke machte seinen Republikanismus und seine Persönlichkeit bei einer großen Zahl seiner Landsleute im höchsten Grade anstößig. Nicht etwa daß sein Republikanismus sehr roth gewesen wäre: er war es nur im Vergleich mit den im Lande vorherrschenden Meinungen. Als Sir Charles Dilke zum ersten mal die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zog, hatte das Aufblühen und der Fall der pariser Commune eine große Reaction in England gegen jede demokratische Agitation hervorgerufen. Vor der Commune konnte man im Lande ein deutliches Umsichgreifen republika-

nischer Ansichten bemerken, aber nach ihrem Fall trat das gerade Gegentheil ein. Sir Charles Dilke machte sich dadurch bemerkbar, daß er im Lande herumzog, aufregende republikanische Reden hielt und die Art und Weise angriff, mit welcher das Einkommen der Krone verausgabt wurde. In den von ihm berufenen Volksversammlungen gab es gewöhnlich große Schlägereien, und manchmal auch blutige Köpfe und zerbrochene Gliedmaßen; er selbst wurde „Bürger Dilke" genannt und auf den Bühnen und in den Zeitungen lächerlich gemacht. Die höhere Gesellschaft that ihn in Bann und Acht, aber die Arbeiter im Lande beteten ihn an. Seine Gegner forderten ihn geradezu heraus, im Unterhause das zu wiederholen, was er in den Volksversammlungen gesagt habe; ohne Zögern nahm er diese Herausforderung an. Im März 1872 stellte er im Hause der Gemeinen den Antrag auf eine Untersuchung, wie das Einkommen der Krone verausgabt werde. Sir Charles Dilke sagte das, was er zu sagen hatte, auf eine ruhige und würdige Weise, und das Haus hörte ihn mit Verwunderung und Aerger zu. Gladstone übernahm die Erwiderung und überschüttete den jungen Abgeordneten mit einer Flut von bittern Invectiven und all der Wucht seiner Rednergabe. Es schien, als ob er ihn dem Hause und dem Lande als einen Gegenstand der Verachtung und der Unwürdigkeit zeigen wollte. Als der Premierminister seine Rede vollendet hatte, blieb der Angegriffene augenscheinlich ohne einen Freund und Vertheidiger. Da erhob sich Auberon Herbert, ein junger Politiker von vornehmer Familie und vorgeschrittenen Ideen, dem das Haus bei gewöhnlichen Gelegenheiten ein williges Ohr lieh. Aber diesmal war dem nicht so: ein furchtbarer Tumult brach aus, der jedes Wort des muthigen Redners erstickte und es dem Sprecher des Unterhauses unmöglich machte, seine Autorität zur Geltung zu bringen. Diese Sitzung bezeichnete den Höhepunkt der Unpopularität von Sir Charles Dilke; von jenem Tage an wurde er langsam, aber sicher aufs neue volksthümlich. Er unterließ es, sich abermals als ein so ausgesprochener Republikaner zu zeigen, und nach und nach wurde er der Liebling jener Politiker, die sich gewöhnlich um junge, aufstrebende Talente scharen. In der Opposition zeichnete er sich durch seine Kenntnisse in der auswärtigen Politik aus und ließ, was die innern Angelegenheiten anbetrifft, den Dingen meistens ihren freien Lauf. Niemand war überrascht, als Sir Charles Dilke ein Mitglied des Gladstone'schen Ministeriums wurde, und manche wunderten sich, daß er eingewilligt hatte, außerhalb des Cabinets zu bleiben.

Fawcett war einer der bemerkenswerthesten Männer in der neuen Verwaltung. Im Beginn seines Mannesalters niedergeschmettert durch ein Unglück — er verlor sein Augenlicht — das alle seine Hoffnungen vernichtete und seinen Ehrgeiz auf die engsten Grenzen beschränken mußte, trug er sein Geschick mit einer Geduld und Entschlossenheit, welche man wahrlich heroisch nennen darf. Er ließ sich trotz seiner Blindheit nicht abhalten, die Laufbahn zu verfolgen, welche er sich vorgesteckt hatte. Es war ein Glück, daß er die nöthigen Mittel besaß, ohne Entbehrungen und ohne Furcht vor Armuth den Weg zu gehen, den er in den Tagen des Lichts eingeschlagen hatte. Vor seinem Eintritt in das Unterhaus hatte er sich einen nicht unbedeutenden Namen als Volkswirthschafter erworben, und in demselben stieg er schnell zu hoher Bedeutung. Die unbeugsame Unab-

hängigkeit seines Geistes hinderte ihn, zu der ärmlichsten aller politischen Gestalten, zu einem bloßen Parteimann herabzusinken. Seine Führer erfuhren bald, daß sie bei ihm auf einen passiven Gehorsam oder eine schweigende Unterwerfung nicht zählen konnten; was seines Herzens voll war, davon floß sein Mund über; er war beständig auf der Seite dessen, was er für recht, ehrbar und praktisch hielt, ohne jemals daran zu denken, welch einen Eindruck seine Haltung wol auf einen mächtigen Minister oder auf die Majorität seiner Partei machen würde. In indischen Angelegenheiten, in den schwer verständlichen Verzweigungen der indischen Finanzen zeigte er sich bald als einen vollendeten Meister. Die Zeiten waren lange vorüber, wo die Debatten über indische Angelegenheiten vor einem leeren Hause von einzelnen Beamten und einigen Liebhabern geführt wurden. Debatten über Indien erregen heute die allgemeine und ungetheilteste Aufmerksamkeit; Männer aller Parteien und aller Neigungen machen es sich zur Aufgabe, Indien zu studiren und darüber zu sprechen. Unter den Eingeweihtesten dieser Gattung, ja selbst unter den Specialisten, nahm Fawcett bald den ersten Platz ein; doch er selbst wurde niemals ein bloßer Specialist, niemals ließ er sich von einer Art politischer Probleme so fesseln, um alle andern darüber zu vergessen. Als es daher 1880 verlautete, daß Fawcett bestimmt sei, den Posten eines Generalpostmeisters auszufüllen, war man allgemein der Meinung, der Premierminister habe eine vorzügliche Wahl getroffen. Und man muß zugestehen, daß Fawcett bis an sein frühes Lebensende sich in der Postverwaltung ebenso zu Hause zeigte wie auf dem Lehrstuhl der Volkswirthschaft an der Universität Cambridge.

Nach dieser kurzen Schilderung der „neuen Männer" in der jüngsten Gladstone'schen Verwaltung nehmen wir den Faden unserer Erzählung wieder auf.

Das Parlament wurde am 29. April 1880 eröffnet, und das Unterhaus erwählte aufs neue Mr. Brand zu seinem Sprecher. Die nächsten Tage wurden zur Eidesleistung der Abgeordneten verwendet. Die Ceremonie sollte diesmal nicht so monoton verlaufen wie sonst, sondern zu einem Ereigniß werden und eine Frage hervorrufen, welche der Regierung während ihrer ganzen Laufbahn eine Last war und ihr verschiedene Niederlagen bereitete. Unter den neuen Mitgliedern, welche die allgemeinen Wahlen in das Unterhaus geschickt hatten, befand sich Charles Bradlaugh, einer der Vertreter von Northampton und College des bekannten Radicalen Henry Labouchère. Bradlaugh hatte eine befremdende, eigenthümliche und schwierige Laufbahn hinter sich liegen. Er war von armen Aeltern geboren; er hatte sich selbst ausgebildet und mit kühner Hand zahllose Schwierigkeiten überwunden. Als gemeiner Soldat hatte er sich in der englischen Armee anwerben lassen, dann war er Schreiber bei einem Advocaten gewesen, um sich schließlich zum Herausgeber einer atheistischen Zeitung aufzuschwingen. Er hatte sich aus seinem Atheismus eine Art Religion gemacht, welche er überall öffentlich verkündete, häufig mit großer persönlicher Gefahr, doch beständig mit heftiger Feindschaft gegen jede Religion im allgemeinen und gegen den christlichen Glauben im besondern. Als Demagoge von Profession hatte er intime Beziehungen gehabt zu den Führern der italienischen Unabhängigkeitsbewegung; die Häupter

des Fenianismus waren seine Freunde gewesen; in der Agitation, welche zu den bekannten stürmischen Volksversammlungen im Hyde-Park und zur Annahme der Reformbill im Jahre 1866 führte, hatte er eine hervorragende Rolle gespielt. Voll Vertrauen auf die Hülfsquellen seines Geistes und auf seine Redegewandtheit hegte Bradlaugh den sehnlichsten Wunsch, in das Unterhaus zu treten: er war überzeugt, daß er dort eine Rolle spielen würde. Die Niederlage, welche er bei den allgemeinen Wahlen im Jahre 1874 erlitten, war für ihn eine tiefe Demüthigung gewesen: bei den soeben stattgefundenen Wahlen aber gelang es ihm, mit Hülfe der Liberalen das Ziel seines Ehrgeizes zu erreichen. Als die politischen Freunde Labouchère's diese compromittirende Verbindung schlossen, dachten sie vielleicht, daß es mit dem Abgeordneten von Northampton so gehen würde wie mit Feargus O'Connor und einigen andern Demagogen, welche im Hause der Gemeinen der Ohnmacht und der Vergessenheit anheimgefallen waren. Bradlaugh dagegen war entschlossen, von sich sprechen zu machen und sich vom ersten Tage an hervorzuthun: kaum zum Abgeordneten erwählt, erklärte er laut, er wolle, ähnlich wie O'Connor und Baron von Rothschild, welche die politische Emancipation ihrer Glaubensgenossen errungen hatten, die Atheisten von der Verpflichtung der parlamentarischen Eidesleistung befreien. Am 3. Mai, an dem Tage, an welchem der Secretär der zweiten Kammer mit der Abnahme des Eides der Abgeordneten begonnen hatte, trat Bradlaugh an den Tisch des Hauses, schob die Bibel beiseite und verlangte anstatt des Eides eine einfache Loyalitätserklärung abgeben zu dürfen. Er stützte sich hierbei auf das Gesetz betreffs des parlamentarischen Eides (Parliamentary oath act), welches das Haus der Gemeinen autorisirte, gewisse seiner Mitglieder von dem Eide zu entbinden. Außerdem führte er an, er sei zu verschiedenen malen vor die Gerichte des Landes geladen worden, und die Richter hätten stets seine Betheuerung angenommen. Der Secretär wandte sich sofort an den Sprecher des Hauses: dieser erklärte, ernstliche Zweifel zu haben über die Auslegung, welche Bradlaugh dem Gesetz gebe, auf das er sich stütze. Er verweigerte deshalb, die Frage aus eigener Machtvollkommenheit zu entscheiden, und ersuchte das Haus, darüber abzustimmen, ob der Abgeordnete von Northampton mit einer einfachen Erklärung zugelassen werden solle.

Nach dem im englischen Parlament herrschenden Gebrauch lag es der Regierung ob, die Initiative zu ergreifen und ihre Meinung zu erkennen zu geben. Der Zwischenfall trug durchaus nichts Unvorhergesehenes an sich; das Cabinet hatte Zeit genug gehabt, sich vorzubereiten und Stellung zu nehmen. Die Liberalen hatten bei den Wahlen die Unterstützung Bradlaugh's und der Socialisten angenommen: sie konnten jetzt die Folgen dieses Bündnisses nicht zurückweisen. Wenn die Regierung die Forderung Bradlaugh's sofort und entschieden unterstützt hätte, würde sie das Haus trotz des Widerwillens und der Scrupel einer großen Anzahl ihrer Anhänger mit sich fortgerissen haben: die Stimmenthaltungen, ja selbst die Desertionen konnten die große Majorität, über welche das Cabinet verfügte, nicht so reduciren, um das Resultat der Abstimmung zu einem zweifelhaften zu machen. Die Vorurtheile und die heftigen Antipathien, deren Gegenstand Bradlaugh war, schreckten Gladstone von jeder Initiative ab; er fürchtete, daß, wenn

die Regierung intervenire, man ihn als einen Beschützer des Atheismus anklagen würde, und er suchte deshalb die Verantwortlichkeit, welche er fürchtete, auf andere zu wälzen. In Abwesenheit der Minister, die in diesem Augenblick sich der Wiederwahl unterziehen mußten, beantragte Lord Cavendish im Namen der Regierung, die Forderung Bradlaugh's der Prüfung einer Commission zu überweisen: dieselbe wurde sofort gewählt.

Die Discussionen im Schose dieser Commission waren sehr lebhafte und sehr lange. Zum ersten mal seit der Zulassung des Barons von Rothschild mußte sich das Parlament mit einer solchen Frage beschäftigen. Ein Specialgesetz hatte 1868 die Schwierigkeiten beseitigt, welche sich in den Gerichtshöfen erhoben und den Gang der Rechtspflege beeinträchtigten. Die Quäker, Herrnhuter und einige andere wenig verbreitete Sekten nehmen bekanntlich das zweite Gebot wörtlich und legen dasselbe als ein absolutes Verbot aus, Gott als Zeugen anzurufen. Wenn die Mitglieder dieser Sekten als Zeugen vorgeladen wurden, weigerten sie sich, ihre Aussagen durch einen Eid zu bestätigen, und ließen sich lieber zu Geldstrafen, ja zu Gefängniß verurtheilen. Nun aber kann das Fehlen einer Zeugenaussage den Verlust eines Civilprocesses oder die Verurtheilung eines Unschuldigen nach sich ziehen. Auf diesen Standpunkt stellte sich das Parlament, als es die Gerichtshöfe autorisirte, als gleichbedeutend mit einem Eide die Erklärungen von Personen anzunehmen, welche sich aus Gewissensscrupeln sträubten, den Namen Gottes anzurufen. Im Geiste des Gesetzgebers handelte es sich einfach darum, einem religiösen Scrupel bei solchen Personen nachzugeben, welche sich durch ihre Erklärung oder Betheuerung moralisch ebenso sehr gebunden erachteten, als wenn sie bei dem Namen Gottes geschworen hätten. Diese Bemerkung ist wesentlich, denn nach dem englischen Gesetz darf ein Zeuge, der vor Gericht erklärt, weder an Gott, noch an ein zukünftiges Leben zu glauben, zu einer Zeugenaussage nicht zugelassen werden. Wenn also Bradlaugh vor den Gerichten Zeugniß abgelegt oder gar als Schwurrichter fungirt hatte, so war dies geschehen, weil er in der gewöhnlichen Form die Befugniß reclamirt hatte, anstatt eines Eides eine Erklärung abzugeben, gerade so, als ob er einem religiösen Scrupel gehorche. Er hatte sich deshalb, wie es ihm seine Gegner nicht mit Unrecht vorwarfen, einer gewissen Scheinheiligkeit schuldig gemacht. Nichtsdestoweniger berief er sich auf diese Thatsachen, als er vor dem Unterhause die Eidesleistung verweigerte: er behauptete, daß jeder, der von den Gerichtshöfen die Erlaubniß erhalten habe, den Eid durch eine Erklärung zu ersetzen, auch das Recht habe, vor dem Parlament von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen. Diese Behauptung wurde von den Juristen der Commission energisch bestritten: man stimmte ohne Schwierigkeit darin überein, daß das Gesetz, welches die Eidesleistung in den Gerichtshöfen geregelt, das Parlament nicht im Auge gehabt habe, und es könne deshalb auf Abgeordnete keine Anwendung finden. Es kam einzig darauf an, zu untersuchen, ob Bradlaugh zu der Kategorie von Personen gehört, welche durch Gesetz autorisirt worden waren, den Eid durch eine Loyalitätserklärung zu ersetzen. Den rigorosen Juristen ward es leicht, den Nachweis zu führen, daß die Hausordnung die religiösen Confessionen namentlich bezeichnete, deren Mitgliedern es gestattet war, sich

einer Loyalitätserklärung statt eines Eides aus Glaubensrücksichten zu bedienen. Bradlaugh behauptete keineswegs, einer der so bezeichneten Confessionen anzugehören, er konnte deshalb auch keinen Anspruch auf die Wohlthat dieser Toleranz machen. Ohne die Richtigkeit dieser Argumentation zu bestreiten, waren einzelne Commissionsmitglieder der Meinung, das Haus, welches in parlamentarischen Ordnungsfragen souverän sei, könne auf jeden, der einen Einwand gegen die Eidesformel erhob, auf dem Wege der Interpretation die Befugniß zur Loyalitätserklärung ausdehnen. Die strengere Ansicht siegte im Schoße der Commission, welche alsdann eine Verwerfung der Bradlaugh'schen Forderung beantragte.

Am 20. Mai, an dem Tage der Verlesung der Thronrede, erstattete die Commission ihren Bericht. Sämmtliche Minister waren auf ihren Plätzen anwesend; keiner von ihnen widersetzte sich der einstimmigen Annahme des Commissionsberichts. Nun meinte alle Welt, Bradlaugh sei abgethan, denn man war überzeugt, daß, wenn er dem Beispiel von O'Connell oder von Baron von Rothschild folgen wolle, er in Northampton nicht wiedergewählt werden würde, da die Conservativen beschlossen hatten, jeden andern von den Liberalen aufgestellten Candidaten zu unterstützen. Bradlaugh war aber zu schlau, sich einer solchen Gefahr auszusetzen. Er schlug einen ganz andern Weg ein als den, welchen man erwartet hatte. Nachdem er in einer großen, ihm zu Ehren gehaltenen Volksversammlung die parlamentarische Eidesleistung als eine solenne Posse bezeichnet hatte, richtete er an alle Zeitungen einen Brief, in welchem er erklärte, daß er die ihm zur Vertretung anvertrauten Interessen nicht Noth leiden lassen und der großen Sache des Volkes seinen Rath, seine Anstrengungen und sein Votum nicht entziehen werde. Infolge dessen beabsichtige er, obgleich die Eidesleistung in seinen Augen nur eine eitle Ceremonie, und der Eid selbst „eine sinnlose Formel" sei, sich den Anforderungen der Hausordnung zu unterwerfen, um alsdann sofort an den parlamentarischen Arbeiten theilnehmen zu können.

Dieser Brief, der nichts als eine geschmacklose, vorsätzliche Herausforderung war, erweckte im Hause der Gemeinen, selbst unter den Liberalen, eine böse Stimmung. Als sich Bradlaugh abermals zur Eidesleistung einfand, erhob sich ein unabhängiger, der conservativen Partei zuneigender Abgeordneter, Henry Drummond Wolff, und fragte, ob ein Mann, der öffentlich solche Meinungen zur Schau trage, wie Bradlaugh, zur Eidesleistung zugelassen werden dürfe, und ob sich das Haus, ohne seiner Würde Eintrag zu thun, betheiligen könne an einer Posse und an einem gotteslästerlichen Act. Er beantragte daher eine Resolution dahin lautend, Bradlaugh könne zur Eidesleistung nicht zugelassen werden, weil er damit begonnen habe, das Recht zur Ablegung einer einfachen Loyalitätserklärung mit dem Geständniß zu fordern, daß der Eid in keiner Weise die Wirkung haben könne, sein Gewissen zu binden. Die directe Bekämpfung dieser Motive fiel diesmal Gladstone zu: er war heute, sowie auch später zu der Behauptung gezwungen, das Unterhaus habe kein Recht, das Gewissen seiner Mitglieder zu prüfen, und wenn ein Abgeordneter bereit sei, den Schwur zu leisten, so könne man ihm die Wohlthat desselben nicht verweigern. Angesichts der großen, im Hause herrschenden Aufregung versuchte der Premierminister noch einmal, die

Schwierigkeiten zu umgehen. In einem Amendement zur Motion Drummond Wolff beantragte er die Einsetzung einer neuen Specialcommission zur Untersuchung der Frage, ob das Haus das Recht habe, der Eidesleistung eines seiner Mitglieder ein Hinderniß zu bereiten, eventuell unter welchen Bedingungen es dieses Recht ausüben könne. Fünf lange Sitzungen debattirte man über die Zusammensetzung der Commission und über die derselben zu unterbreitenden Fragen. Erst am 31. Mai wurde der Antrag Gladstone's mit Hülfe von Sir Stafford Northcote und der conservativen Partei angenommen.

Die neue Commission, wie die erste, getheilter Meinung, erstattete ihren Bericht am 16. Juni, nachdem sie zuvor Bradlaugh vernommen hatte. Ihr Bescheid war: daß, da der Eid zum wesentlichen Gegenstand habe, das Gewissen desjenigen, der ihn leiste, durch ein religiöses Band zu binden, ihn auch niemand leisten könne, der erklärt, er könne dem Eid keine obligatorische Wirkung zuerkennen. Die Commission fügte, ihr Specialmandat überschreitend, hinzu, Bradlaugh könne auf eine einfache Loyalitätserklärung hin zu den Sitzungen zugelassen werden. Denjenigen, welche seine Zulassung gesetzwidrig erscheine, bliebe der Weg einer gerichtlichen Verfolgung offen, und die Frage würde alsdann durch die Gerichtshöfe entschieden werden.

Hatte die Commission ihr Mandat nicht überschritten, als sie diese Lösung vorschlug? Und ferner, war es mit der Würde des Hauses, und selbst mit den constitutionellen Gebräuchen vereinbar, daß die Gerichtshöfe zur Entscheidung über eine Frage der Prärogative angerufen wurden, d. h. über eine Sache, welche das Parlament stets mit der größten Sorgfalt seiner eigenen Beurtheilung vorbehalten hatte? Dies waren die Zweifel, welche sofort bei vielen aufstiegen. Nichtsdestoweniger beantragte Labouchère am 21. Juni, daß sein College zur Loyalitätserklärung zugelassen werde. Der berühmte londoner Advocat Sir Hardinge Giffard stellte sofort einen Gegenantrag. Da das Haus den Entschlüssen seiner ersten Commission zugestimmt habe, welche dahin lauteten, daß die jetzige Gesetzgebung eine einfache Loyalitätserklärung Bradlaugh's nicht zulasse, sei seiner Meinung nach diese Frage definitiv erledigt und könne nicht noch einmal zur Discussion gelangen. Die zweite Commission habe ihrerseits soeben erklärt, Bradlaugh könne zur Eidesleistung nicht zugelassen werden: der Gegenantrag ginge also dahin, das Haus möge sich den Conclusionen seiner beiden Commissionen anschließen. Getrieben von den stürmischen Forderungen und den bittern Vorwürfen der Radicalen, brach Gladstone endlich sein langes Stillschweigen und ergriff zu Gunsten des Antrags Labouchère das Wort. Ungeachtet seiner Intervention wurde der Gegenantrag mit 275 gegen 230 Stimmen angenommen. Also zwei Monate nach der Uebernahme der Regierungsgewalt, gestützt auf eine überlegene Majorität und scheinbar unwiderstehlich, erlitt Gladstone eine ernstliche parlamentarische Niederlage.

Am Tage nach dem Votum erschien Bradlaugh aufs neue im Unterhause und verlangte zur Eidesleistung zugelassen zu werden. Der Sprecher theilte ihm die Entscheidung der Gemeinen mit, welche eine Erfüllung seiner Forderung unmöglich mache. Bradlaugh bat darauf ums Wort, und auf einen Antrag seines Freundes Labouchère wurde ihm diese Gunst gewährt. In einer geschickten und

vergleichsweise gemäßigten Rede wies er auf die Ungerechtigkeit hin, welche man gegen die Wähler begehe, indem man sie eines ihrer Vertreter beraube. Diese Rede wurde mit tiefem Stillschweigen angehört, in welchem die Neugierde vielleicht eine ebenso große Rolle spielte wie die Höflichkeit. Als Bradlaugh geendigt hatte, forderte ihn der Sprecher auf, sich zurückzuziehen; doch weit entfernt, dieser Aufforderung zu folgen, that er einige Schritte vorwärts, als ob er auf den Bänken des Hauses Platz nehmen wollte. Der Sprecher appellirte nun an das Haus, indem er feststellte, daß seine Autorität misachtet worden sei. Es wäre nun die Sache der Regierung gewesen, die Initiative zu einem Antrag zu ergreifen, und von allen Seiten ertönten Rufe: „Gladstone! Gladstone!" Aufgebracht über die am vergangenen Tage erlittene Niederlage, und mit deutlichen Anzeichen seines Verdrusses verharrte der Premierminister, ungeachtet der Bitten seiner Collegen und seiner Anhänger, in trotzigem Schweigen und that, als ob das, was sich soeben im Hause ereignet hatte, ihn gar nichts anginge. Die preisgegebene Rolle des Führers der Majorität aufnehmend, erhob sich der Führer der Opposition, Sir Stafford Northcote, unter den Beifallsrufen der Conservativen und beantragte: in Anbetracht, daß Bradlaugh, durch die Misachtung des Sprechers, sich gegen die dem Hause gebührende Achtung vergangen hat, ist er dem Stabträger zu übergeben und bis auf weiteres in Haft zu halten. Dieser Antrag wurde mit 274 gegen 7 Stimmen angenommen. Der Stabträger trat vor, und sobald er die Schulter Bradlaugh's berührt hatte, folgte ihm dieser ohne Schwierigkeit, indem er erklärte, daß er der Gewalt weichen wolle.

Nach kurzer Haft wurde Bradlaugh, abermals auf einen Antrag Sir Stafford Northcote's, daß ersterer sein Vergehen gegen das Haus genugsam gebüßt habe, wieder in Freiheit gesetzt. Diese Freilassung war durchaus keine Lösung: Bradlaugh verkündigte in der That seinen festen Entschluß, sein Unternehmen zu erneuern, und seine persönliche Eitelkeit allein schon war Garantie genug, daß er Wort halten werde. Diese Reihe von Zwischenfällen im Parlament hatten ihm einen Namen gemacht; die Abgeordneten und das Publikum beschäftigten sich nur mit ihm, und der Regierung war er zu einer wahren Last geworden. Die Annahme der Motion von Sir Hardinge Giffard war ein reines Gefühlsvotum gewesen, an welchem die religiösen und politischen Leidenschaften einen größeren Antheil gehabt hatten als die ruhige Ueberlegung. Man hatte Bradlaugh die Befugniß verweigert, eine Loyalitätserklärung abzugeben, und als er im Unterhause erschien, um den Treueid zu leisten, da weigerte man sich wieder seinen Eid anzunehmen, weil dieser in seinem Munde werthlos sei. Man gerieth auf diese Weise dahin, ihn wegen seiner religiösen und politischen Meinungen vom Parlament auszuschließen: woher nahm man ein solches Recht, das thatsächlich den Flecken Northampton eines seiner Vertreter beraubte? Die Logik und das gute Recht waren so auf die Seite Bradlaugh's getrieben worden. Seine unsympathische und vulgäre Persönlichkeit verschwand mit einem Schlage und das Haus der Gemeinen fand sich der Wahlsouveränetät gegenüber. Der Fall war um so schwieriger, als kein Mittel vorhanden war, den Gewählten zu seinen Wählern zurückzuschicken, wie man es mit O'Connell gemacht hatte. Dieser hatte sich geweigert, eine obligatorische Form zu erfüllen; indem sich

das Unterhaus von 1828 auf diese Weigerung stützte, hatte es den Sitz für erledigt erklärt und eine neue Wahl angeordnet. Diesmal aber war es nicht der Gewählte, welcher die Eidesleistung verweigerte; es war vielmehr das Haus, welches sich weigerte, ihn zu derselben zuzulassen, und ihn in die Unmöglichkeit versetzte, seine Rechte und Pflichten als Abgeordneter auszuüben. Auch das Recht des Wahlfleckens Northampton fand sich thatsächlich annullirt, ohne daß diese Nichtigkeitserklärung irgendeine rechtliche Begründung hatte.

Die ruhigern und kühlern Leute aller Parteien waren einig, daß sich das Unterhaus nicht in einen Kampf mit der Wählerschaft einlassen dürfe und daß eine sofortige Lösung gefunden werden müsse. Bradlaugh war thatsächlich eine bedeutende Persönlichkeit geworden; fast täglich wurden in den volkreichsten Quartieren Londons große Volksversammlungen gehalten, um gegen die ihm zutheil gewordene Behandlung zu protestiren. Gladstone wurde von seinen Collegen vorgeworfen, er habe durch das freiwillige Aufgeben seiner constitutionellen Rolle das Cabinet lächerlich gemacht und in Miscredit gebracht; die Radicalen aber waren aufgebracht über den scheinbaren Verrath des Premierministers. Gladstone mußte sich endlich entschließen zu handeln, und ganz seinem impulsiven, unklaren und schwankenden Charakter gemäß, ergriff er abermals eine halbe Maßregel. Am 1. Juli brachte er eine Resolution ein, auf Grund deren es einem jeden Abgeordneten, welcher dies Vorrecht fordere, gestattet sein sollte, anstatt des vorgeschriebenen Eides eine einfache Erklärung abzugeben, daß aber eine jede sich so erklärende Persönlichkeit allen gesetzmäßigen Strafen verfalle, wenn hinterher entschieden werde, sie habe durch ihre Handlungsweise das Gesetz verletzt. Diese hinkende, elende Resolution wurde mit 303 gegen 249 Stimmen angenommen; sie gab Bradlaugh das Recht, dessen er sich auch am nächsten Tage bediente, eine einfache Loyalitätserklärung abzugeben und seinen Sitz als Abgeordneter einzunehmen. Thatsächlich hatte Gladstone, indem er sich des klugen Rathschlags der zweiten Commission erinnerte, vorgeschlagen, man solle Bradlaugh erlauben, eine Loyalitätserklärung, sozusagen, auf eigene Gefahr hin, abzugeben. Dies hieß mit andern Worten: „Eine Eidesleistung ist dir nicht gestattet; eine einfache Erklärung ist vielleicht ungesetzlich, es soll dir aber erlaubt sein, sie abzugeben, und man wird abwarten, ob dich jemand deswegen gerichtlich belangen wird." In diesem Sinne gestattete Gladstone Bradlaugh eine einfache Erklärung abzugeben, und auf diese Weise vermochte er wirklich Northampton auf kurze Zeit zu vertreten. Er wurde aber sofort strafrechtlich verfolgt, weil er im Unterhause gesessen und gestimmt habe, ohne vorher den vorgeschriebenen Eid abzulegen. Die gesetzliche Strafe für eine jede solche Uebertretung ist 500 Pfd. St., und da Bradlaugh während der kurzen Anwesenheit auf seinem Platz beständig mitgestimmt hatte, so nahm die von ihm geforderte Summe schnell riesenhafte Proportionen an.

Während Gladstone und sein Ministerium in der Bradlaugh-Angelegenheit ihre erste parlamentarische Niederlage erlitten, hatten sich im Lande Dinge ereignet, welche die moralische Autorität der neuen Machthaber wesentlich abschwächten. Das Resultat der allgemeinen Wahlen hatte die Mittelklassen mit Schrecken erfüllt: sie

hatten die Niederlage der Conservativen nicht erwartet und noch viel weniger den Erfolg einer so großen Anzahl von Radicalen. Mehrere Wahlkreise kamen deshalb auch sofort von ihrer frühern Wahl zurück und ersetzten liberale Abgeordnete, welche in den Peerstand erhoben waren oder ihre Entlassung verlangt hatten, durch Conservative. Der schwerste Schlag aber traf die Regierung durch die Niederlage, welche der Staatssecretär des Innern, Sir William Harcourt, in Oxford erlitt. Als er sich infolge seines Eintritts in das Cabinet einer Wiederwahl unterziehen mußte, wurde er nach einem heftigen Kampf mit seinem conservativen Gegner, Hall, mit vergleichsweise großer Majorität geschlagen. Zur Wahrung seines Portefeuilles mußte sich der Minister nun nach einem Wahlkreise umschauen, wo der Erfolg eines liberalen Candidaten nicht zweifelhaft und dessen Vertreter bereit war, seine Dimission zu geben. Ein solcher Mann fand sich in Plimsol, einem der Abgeordneten für die Stadt Derby. Er erklärte seinen überraschten Wählern, daß er jetzt, wo er seine Mission zur Vertheidigung der Interessen der Matrosen der Handelsmarine für vollendet halte, seiner Sache einen bessern Dienst zu leisten glaube, wenn er sich der liberalen Regierung nützlich mache. Zu diesen Wahlniederlagen gesellte sich noch ein anderer Zwischenfall, welcher ein bedeutsames Streiflicht auf die Wahlmanöver der Liberalen und Radicalen warf. Bei verschiedenen vom Unterhause angeordneten Wahluntersuchungen wegen Bestechungen und Betrügereien kam ein Rundschreiben an den Tag, welches von dem vereinigten Centralcomité der Liberalen und Radicalen in London an die Provinzialcomités versandt worden war. Dieses Schriftstück enthielt vertrauliche Mittheilungen darüber, wie man den Wählern gegenüber verfahren und welche Mittel man ergreifen könne, ohne sich einer Annullirung der Wahl auszusetzen: es trug die Unterschriften von William Harcourt und Chamberlain. Der Vorsitzende des Wahlgerichts, der Richter Lush, verurtheilte dieses Rundschreiben aufs heftigste, und indem er die Wahl für aufgehoben erklärte, behauptete er, es sei unmöglich offenkundigern Rath zu ertheilen, wie man das Gesetz umgehen und alle Sicherheitsmaßregeln zu Schanden machen könne. Dieses Urtheil machte großes Aufsehen und mehrere Redner der Opposition machten sich ein Vergnügen daraus, den Minister des Innern, unter dem Gelächter des Hauses, zu fragen, ob er nicht den eben eingesetzten öffentlichen Ankläger beauftragen wolle, im Namen der Regierung die Urheber eines Schriftstücks zu verfolgen, welches von der Richterbank herab als eine Aufreizung zur Ungesetzlichkeit bezeichnet worden sei. Wenige Tage später cassirte ein anderer Richterspruch die Wahl von Chester und traf direct einen andern Minister, Dodson. Da die Opposition drohte eine Discussion über die Vorfälle in Chester zu eröffnen, an dem Tage, wo man dort zur Wiederwahl des Ministers schreiten werde, so griff Dodson zu demselben Hülfsmittel wie der Minister des Innern: der Abgeordnete für Scarborough dimissionirte und erlaubte dem Präsidenten des Gemeindeverwaltungs-Amts ohne weitern Kampf in das Unterhaus zurückzukehren.

Zu den Complicationen, welche das neue Ministerium bei seinem Amtsantritt im Lande selbst fand, gesellte sich eine andere sehr ernste im Auslande, welche Gladstone persönlich betraf und welche er durch seine eigene Unvorsichtigkeit und

seinen Mangel an politischem Takt auf sich herabgezogen hatte. In seiner am 17. März 1880 in Edinburgh gehaltenen Rede hatte er Oesterreich und seinen Herrscher auf die gröblichste Weise angegriffen. Auf einen Artikel in einer londoner Zeitung anspielend, hatte er ausgerufen: „Haben Sie in den londoner Zeitungen der letzten Wochen einen Bericht über die energische Unterstützung gelesen, welche sie (die Conservativen) von dem Kaiser von Oesterreich erhalten? Haben Sie wahrgenommen, wie der Kaiser von Oesterreich sich den englischen Gesandten Henry Elliot hat rufen lassen und ihm gesagt hat, daß eine pestilenzialische Persönlichkeit, ein gewisses Individuum, Gladstone genannt, ein Mensch sei, der die auswärtige Politik Oesterreichs nicht billige; und wie besorgt er sei — so sprach gnädigst Se. Maj. der Kaiser — um die Leitung der britischen Nation und der Wähler in Midlothian und darum, daß Sie alle Ihre Stimmen so abgeben sollten, um das Ministerium Beaconsfield am Ruder zu halten? Wohl, meine Herren, wenn Sie die auswärtige Politik Oesterreichs gutheißen, jene auswärtige Politik, welche Oesterreich beständig verfolgt hat, dann rathe ich Ihnen das ja zu thun; wenn Sie wünschen, daß die auswärtige Politik Oesterreichs im Rathe dieses Landes herrsche, dann geben Sie ihre Voten ab, wie es der Kaiser von Oesterreich anempfiehlt. Wie war diese Politik Oesterreichs? Ich sage nicht Oesterreich sei unheilbar. Ich hoffe, daß es noch geheilt werden wird, weil es sich bessere Institutionen geschaffen hat, und ich will ihm von Herzen wohl, wenn es ehrliche Versuche macht, seinen Schwierigkeiten die Stirn zu bieten. Doch ich muß mir jene Politik etwas näher ansehen. Oesterreich ist immer der unbeugsame Feind der Freiheit in jedem europäischen Lande gewesen. Rußland, ich bedauere es sagen zu müssen, ist auch ein Feind der Freiheit gewesen; aber in Rußland gibt es eine Ausnahme. Rußland ist der Freund der slawischen Freiheit gewesen; doch Oesterreich war selbst nicht einmal der Freund der slawischen Freiheit. Oesterreich trat Italien unter die Füße; Oesterreich stemmte sich gegen die Einigkeit Deutschlands; Oesterreich that alles, was in seiner Macht lag, die Schöpfung Belgiens zu verhindern; Oesterreich rührte nicht einen Finger für die Wiedergeburt und die Constitution Griechenlands. Es gibt nicht ein Beispiel, nicht einen Ort auf der ganzen Erde, worauf Sie den Finger legen könnten und sagen: «Hier that Oesterreich Gutes.» Ich spreche von seiner allgemeinen Politik; ich spreche von seiner allgemeinen Tendenz. Ich gebe die Hoffnung auf eine allgemeine Besserung nicht auf; doch wir müssen in die Zukunft und auf die Gegenwart blicken für die Leitung unserer momentanen Urtheile."

Diese für einen hervorragenden Staatsmann und Politiker ebenso unwürdigen, wie unvorsichtigen Auslassungen wurden, wie es gar nicht anders sein konnte, von Oesterreich, gleich nach dem Amtsantritt Gladstone's, zum Gegenstand einer diplomatischen Action gemacht. Die durch den österreichischen Gesandten Grafen Károlyi an den englischen Minister des Auswärtigen mündlich und schriftlich gemachten Vorstellungen über das feindselige Auftreten des verantwortlichen Führers der Opposition und gegenwärtigen Premierministers von England gegen eine befreundete Macht und ältesten Verbündeten des Landes zogen von seiten Gladstone's einen in den unterwürfigsten Ausdrücken abgefaßten Entschuldigungsbrief

an den Grafen Károlyi nach sich. Der Hauptentschuldigungsgrund, den Gladstone vorbrachte, bestand darin, daß er seine Auslassungen als „polemische“ und durch die Aufregungen des Wahlkampfes, in welchem er als einfacher Wahlcandidat gesprochen habe, hervorgerufene darzustellen suchte.

Der Brief des englischen Premierministers an den österreichischen Gesandten, oder vielmehr die Ursache seines Entstehens war für das Land sowol wie für seinen Urheber im höchsten Grade demüthigend. Vom rein menschlichen Standpunkte aus betrachtet, war es sicherlich besser sein Bedauern auszusprechen als in einer unhaltbaren auswärtigen Politik zu verharren; aber es war jedenfalls sehr bedauerlich, daß eine der ersten Staatsschriften des neuen Cabinets die Anerkennung eines groben Fehlers, einer unverantwortlichen Unhöflichkeit und schwerwiegenden Ungerechtigkeit enthielt. Ganz in Uebereinstimmung mit seinem zur Casuistik und zu Winkelzügen geneigten Charakter war es, daß Gladstone sich herbeiließ, eine Parallele zu ziehen zwischen seiner Verantwortlichkeit als Minister und seiner vergleichsweisen Freiheit als Wahlredner. Solch ein Unterschied wäre bei einem gewöhnlichen Mitgliede der Partei verständlich gewesen; doch Gladstone hatte, lange vor den Wahlen, die Stellung eines Führers der Opposition wieder übernommen und beständig die Heftigkeit seiner Redeweise mit seiner tiefen Ueberzeugung entschuldigt. Ohne Unterlaß hatte er das am Ruder stehende Ministerium, hauptsächlich wegen seiner auswärtigen Politik, als das verruchteste und schlimmste der Neuzeit hingestellt. Zu der Zeit würde er die Entschuldigung, als ob er für seine Meinungen und seine Reden nicht officiell verantwortlich sei, mit Entrüstung zurückgewiesen haben. Noch zur Zeit seines Amtsantritts hatte er seinen Wählern die Versicherung gegeben, daß er alle seine, während der Wahlzeit gemachten Versprechungen aufs genaueste erfüllen werde, wobei er die von ihm empfohlene auswärtige Politik in keiner Weise ausnahm. Seine gegen Oesterreich gerichteten und so demüthig zurückgezogenen Angriffe waren, trotz beständiger Abmahnung und Warnung, überlegte und vorbedachte. Aehnliche, zwei oder drei Jahre früher, im Unterhause vorgebrachten Anschuldigungen hatten von seiten der verständigern Mitglieder seiner Partei ernstlichen Tadel erfahren. Es war deshalb offenkundig, daß Gladstone's feindliche Aeußerungen gegen Oesterreich nicht einer temporären Erregung oder einem unbedachten Eigensinn zuzuschreiben waren. Seine frühzeitige Feindseligkeit gegen die Macht, welche ehemals die Unabhängigkeit und Einigkeit Italiens verhinderte, verband sich in jüngster Zeit mit einer unzweideutigen Eifersucht gegen den möglichen Widersacher einer Suprematie der griechischen Kirche und der slawischen Rasse. Gladstone, der sich, ausgenommen bei gelegentlichen Anlässen, niemals um auswärtige Politik bekümmert hatte, wußte augenscheinlich nicht, daß die österreichisch-ungarische Monarchie in ihren Institutionen und ihren Tendenzen nicht mehr dieselbe ist wie das Oesterreich unter Metternich.

Wir werden zeigen, daß so verwirrt und widerspruchsvoll wie der Anfang des Gladstone'schen Ministeriums, auch seine Laufbahn war.

Die deutsche Marine.

Ihre Entwickelung und ihre jetzige Bedeutung.

Von

Reinhold Werner,

Contreadmiral a. D.

II.

Unter der Voraussetzung, daß die Mannschaften, deren Zahl wir am Schlusse unsers vorigen Artikels angaben, verfügbar sind, fragt es sich nun: „Was können wir bei einem ausbrechenden Kriege gegen eine Seemacht mit unserer Flotte leisten?"

Die Antwort lautet: „Wir sind den Flotten Skandinaviens oder Rußlands gewachsen und können gegen sie die Offensive ergreifen, müssen uns aber gegen England oder Frankreich lediglich auf Vertheidigung unserer Küsten in Ost- und Nordsee beschränken."

Eine Blockade seitens Englands oder Frankreichs können wir nicht hindern, dazu sind wir zu schwach. Jene Mächte sind uns nicht allein an Zahl, sondern auch an Beschaffenheit ihrer Panzer so überlegen, daß wir an entscheidende Schlachten auf dem Meere nicht denken dürfen. Wir können sie durch Bedrohung mit unsern Torpedobooten zwingen, ihre Blockadelinie weit von unserer Küste zu verlegen, und ebenso versuchen, die feindlichen Schiffe bei sich bietender Gelegenheit und nachts mit Torpedos anzugreifen; aber man darf nicht vergessen, daß letzteres seine großen Schwierigkeiten hat.

Eine Action der kleinen Torpedoboote erfordert besonders gutes Wetter; stärkern Wind und entsprechende See können sie nicht vertragen. Wenn der Feind sich nachts 4—5 Meilen vom Lande hält, so ist es ein merkwürdiger Zufall, wenn er aufgefunden wird, und schließlich darf man nicht annehmen, daß derselbe sich ohne weiteres überraschen läßt. Er hat seine Vorpostenketten, deren Avisos unsern Torpedobooten an Schnelligkeit wenig oder gar nichts nachgeben, und ihm stehen elektrisches Licht und sonstige Schutzmaßregeln zu Gebote.

Wir können ihm deshalb wenig Abbruch thun, wenn wir nicht geeignete schnelle Schiffe als staatliche Kaper aussenden wollen, um in allen Meeren den feindlichen Handel zu vernichten, und dies ist allerdings die empfehlenswertheste und namentlich England gegenüber die praktischste Maßregel, die wir ergreifen können und unter allen Umständen ergreifen müssen. À la guerre comme à la guerre! Nur keine

verkehrte Sentimentalität, wenn es sich darum handelt, die Leiden eines Krieges abzukürzen. Der Pariser Vertrag von 1856 verfolgte insofern einen humanen Zweck, als er die Privatkaperei abschaffte und damit eine legalisirte Seeräuberei aufhob; aber auf die Forderungen der Vereinigten Staaten von Nordamerika, auch die Staatskaperei abzuschaffen, ging er nicht ein. Sie besteht also nach internationalem Recht und ist sowol 1864 wie 1870 von Dänen, Deutschen und Franzosen gegenseitig ausgeübt worden. Weshalb sollte auch auf See abgeschafft werden, was auf dem Lande allgemein als Kriegsrecht angesehen wird, oder sind die den eroberten Ländern oder Städten auferlegten Contributionen etwas anderes? Die Privaten müssen sie bezahlen, nicht der Staat als solcher.

Gegen England dürfen wir uns aber eine solche Waffe unbedingt nicht aus der Hand geben, und wenn es wahr ist, was man sich erzählt, daß wir vor kurzem mit ihm vor dem Ausbruch eines Conflicts standen, so hat gewiß zum pater peccavi Gladstone's dessen Ueberzeugung beigetragen, daß Deutschland nicht Anstand nehmen werde, jene Waffen in energischer und ausgiebiger Weise zu benutzen.

Deutschland besitzt Schnelldampfer, die im Stande sind, monatelang, ohne Kohlen aufzufüllen, auf allen Gewässern der Erde zu kreuzen, und sich fast allen Kriegsschiffen durch ihre Geschwindigkeit zu entziehen. Es ist also nur nöthig, 6—8 derselben die Kriegsflagge zu geben, Offiziere an Bord zu setzen und sie hiermit zu staatlichen Kapern zu erklären. Dann können sie in wenigen Monaten Hunderte von englischen Handelsschiffen fortnehmen, sie auf See verbrennen und die Mannschaften irgendwo an Land setzen: eine Maßregel, welche das englische Volk sehr bald friedensbedürftig machen würde.

Immerhin dürfte Deutschland mit den obenerwähnten Leistungen seiner Marine zufrieden sein; aber die gemachte Voraussetzung, daß wir 12000 Mann seemännisches Personal zur Verfügung haben, trifft leider nicht zu.

Der jetzige Chef der Admiralität hat am Schlusse seiner im vorigen Jahre dem Reichstage vorgelegten Denkschrift ausgesprochen, daß für die Mobilmachung der Flotte am 1. Jan. 1884 500 Offiziere und 7170 Mann fehlten, und das ist der wunde Punkt.*)

Der Vorgänger des Herrn von Caprivi hat Hunderte von Millionen für Material verausgabt, aber er hat nicht gleichen Schritt mit dem Personal gehalten und damit einen Fehler begangen, dessen schädliche Folgen sich erst in geraumer Zeit wieder ausgleichen lassen.

Das Offiziercorps der Marine zählt im ganzen rund 450 Köpfe. Davon gehen im Kriegsfalle mindestens 150 für auswärtige Stationen, die unabkömmlichen Posten am Lande und für Kranke ab. Es bleiben also für Besatzung der Schiffe nur 300, und es fehlt mehr als die Hälfte. Ein solches Misverhältniß ist doch nur möglich, wenn man nicht im geringsten daran gedacht hat, daß für

*) Diese Angaben sind vom Chef unter der Voraussetzung gemacht worden, daß noch 140 Torpedoboote zur Flotte treten würden. Da diese Zahl aber bis auf weiteres auf 70 herabgesetzt ist, so darf man das Minimum des Bedarfs auf 350 Offiziere und 6000 Mann veranschlagen.

jedes Schiff, welches man baut, auch so und soviel Offiziere nöthig sind, ohne welche dasselbe nichts leisten kann.

Bald nachdem Herr von Stosch sein Amt angetreten, wurde eine Bestimmung erlassen, daß alle Seeleute, welche mit ihrem dienstpflichtigen Alter die Steuermannsprüfung bestanden haben, und solche junge Leute, welche sich die Berechtigung zum einjährigen Dienst in der Armee erworben und 12 Monate Seefahrtzeit nachweisen können, in der Marine als Einjährig-Freiwillige eintreten können.

Der Zweck dieser Maßregel war, aus diesen Kategorien Reserveoffiziere hervorgehen zu lassen, um nur eines verhältnißmäßig kleinen activen Offiziercorps zu bedürfen, wogegen sich im allgemeinen gewiß nichts einwenden läßt. Es werden jährlich 2—300 Einjährig-Freiwillige eingestellt, und wenn man allein den Maßstab der Armee anlegt, wie Herr von Stosch dies that, so war an Reserveoffizieren voraussichtlich kein Mangel. Indessen durfte man dies unbedingt nicht thun, weil die Verhältnisse der Marine eben gänzlich verschieden von denen des Landheers sind.

Die Einjährig-Freiwilligen der Armee stammen durchschnittlich aus guten Familien und sind gebildete Leute, sodaß nichts im Wege steht, einen verhältnißmäßig hohen Procentsatz derselben zu Reserveoffizieren zu machen; bei 90 Procent der Einjährig-Freiwilligen der Marine trifft diese Voraussetzung jedoch nicht zu.

Der Durchschnitt besteht aus braven, tüchtigen Leuten, aber sie gehören in der großen Mehrzahl den niedern Volksklassen an und es fehlt ihnen diejenige Bildung, welche ein Offizier nothwendig haben muß. Das Bestehen der Steuermannsprüfung bedingt solche Bildung durchaus nicht. Die zum Besuch der Steuermannsschule mitgebrachten Vorkenntnisse werden zum weitaus größten Theile nur auf einer gewöhnlichen Volks- oder Bürgerschule erlangt, und diejenigen, welche sich die Berechtigung zum einjährigen Dienst in der Armee erworben, bilden nur einen verschwindenden Bruchtheil. Die Folge davon ist, daß aus den Einjährigen, selbst wenn man die Grenzen noch so weit zieht, kaum fünf Procent Reserveoffiziere hervorgehen. Es kann keinem Offiziercorps zugemuthet werden, Elemente in seine Mitte aufzunehmen, die zwar tüchtige Seeleute sein mögen, aber weder richtig deutsch schreiben noch sprechen können und deren sonstiger Bildungsgang damit auf gleicher Stufe steht.

Es war deshalb ein bedenklicher Irrthum, die Verhältnisse der Armee in dieser Beziehung einfach auf die Marine zu übertragen; aber geradezu unbegreiflich ist es, daß dieser Irrthum nicht sehr bald erkannt wurde und man nicht Maßregeln traf, den gemachten Fehler zu verbessern, indem man das active Offiziercorps entsprechend vergrößerte, um so mehr, als noch ein zweiter Punkt dabei in Betracht kommt, dessen Uebersehen kein geringerer Fehler gewesen ist.

Wenn die Armee mobil gemacht wird, sind 90 Procent der Reserveoffiziere im Lande und nach drei Tagen bei ihren Truppentheilen. Wo aber sind die der Marine? Sie schwimmen in fernen Welttheilen, bisweilen tausend Meilen weit von der Heimat. Keine Behörde weiß, wo sie sind, und beim besten Willen können sie sich nicht, oder erst nach Monaten stellen. Wie viele sich gerade in heimischen Häfen befinden, hängt lediglich vom Zufall ab, aber es ist sehr zu bezweifeln, daß bei Ausbruch eines Krieges mehr als 20 Procent erreichbar sind.

Wenn seit den letzten 12 Jahren nun wirklich 150 Reserve- und Seewehroffiziere aus den Einjährigen hervorgegangen sein sollten, was zu bezweifeln ist, so werden im günstigen Falle 30 verfügbar sein.

Diese Verhältnisse mußten unbedingt schon vor zehn Jahren erkannt werden, und da sie sich nicht ändern lassen, mußte man das active Offiziercorps vergrößern. Der Gründungsplan lag vor; man wußte ganz genau, wie vieler Offiziere man nach seiner Durchführung benöthigt war, und mußte entweder so und soviel mehr Cadetten einstellen, oder, wenn dies nicht angängig war, soviel weniger Schiffe bauen.

Was heißt der Ausspruch des Chefs der Admiralität: „Es fehlen zur Mobilmachung 500 Offiziere", anders, als: „wir haben noch einmal soviel Schiffe, wie wir mit Offizieren besetzen können".

Um Offiziere heranzubilden bedarf man fünf bis sechs Jahre, und da die Einstellung von Cadetten ihre Grenze hat, so muß natürlich ein langer Zeitraum vergehen, ehe die fehlende Zahl ergänzt werden kann.

Wenn wir die Zahl unserer activen Offiziere im Verhältniß zu dem der Schiffe anderer Nationen vergleichen, welche wie England und Frankreich ebenfalls die Einrichtung der Reserveoffiziere haben, so finden wir bedeutende Unterschiede. Nehmen wir z. B. England. Dasselbe besitzt einschließlich der Torpedoboote rund 580 Kriegsschiffe, welche gegen den Feind gehen können, Deutschland 134, mithin verhält sich die Zahl der Schiffe wie 4,33:1. Sehen wir danach das Verhältniß nur der activen Flagg- und Stabsoffiziere an. England 80 Flaggoffiziere, Deutschland 8 = 10:1; England 216 Kapitäne zur See, Deutschland 24 = 9:1; England 330 Corvettenkapitäne, Deutschland 50 = 6,5:1. Das Verhältniß von Lieutenants (England hat für unsere Kapitänlieutenants und Lieutenants nur jene eine Charge) entspricht ungefähr der Schiffszahl 1100 und 257 = rund 4,3, aber dafür steht bei 200000 Seeleuten eine ausreichende Reserve für jüngere Offiziere zur Verfügung. Von den englischen Offizieren sind für gewöhnlich wenig mehr als die Hälfte im Dienst und die übrigen mit Halbsold auf 3—4 Jahre beurlaubt, um alsdann für ebenso lange Zeit mit ihren Kameraden zu wechseln. Bei uns in Deutschland kennt man dies Verhältniß bisjetzt noch nicht und jeder active Offizier ist beständig im Dienst, sei es in einer Land- oder Bordstellung; aber es wird doch nichts anderes übrigbleiben, als zu demselben System überzugehen, wenn man im Kriege nicht die Schlagfertigkeit in Frage stellen und einen großen Theil des vorhandenen Materials werthlos machen will. Man muß eben mit den besondern Verhältnissen des Seewesens rechnen; sie sind in vielen Beziehungen von denen des Landes sehr verschieden.

Mit den Unteroffizieren der deutschen Marine ist es nicht besser bestellt als mit den Offizieren, ja noch viel schlechter, und der Mangel in dieser wichtigen Charge ist so groß, daß selbst bei den Friedensindienststellungen der Flotte die Schiffe nicht mit der nöthigen Zahl brauchbarer Unteroffiziere besetzt werden können. Im Kriege wird sich dies natürlich noch viel fühlbarer machen, denn die Reserveunteroffiziere sind noch viel weniger zu haben als die Reserveoffiziere. Letztere bleiben wenigstens bis auf einen verschwindenden Theil als Steuerleute oder Kapitäne auf deutschen Schiffen, aber von den 40—45000 Matrosen, welche

Deutschland besitzt, fährt nahezu ein Viertel auf ausländischen Schiffen, weil in erster Reihe die Gagen dort höher sind. Die unter ihnen befindlichen Reserveunteroffiziere sind also bei einer Mobilmachung von vornherein in Abgang zu bringen.

Die Heranbildung von Unteroffizieren geschieht in der Marine auf zweierlei Weise: durch das Schiffsjungen-Institut und durch Capitulanten. Das Schiffsjungen-Institut besteht schon seit 20 Jahren, aber bisjetzt hat es seinem Zwecke wenig entsprochen. In gewisser Beziehung ist nichts versäumt worden, um es so leistungsfähig wie möglich zu machen. Man hat sorgsam gute Offiziere und Unteroffiziere für die Erziehung ausgesucht und an den Kosten nichts gespart. Zieht man aber ein Facit, so war dasselbe stets ein mangelhaftes. Aus der anfänglich eingestellten Zahl kamen höchstens 10 Procent guter Unteroffiziere heraus und blieben überhaupt kaum ein Viertel*) übrig. Der Rest ging entweder auf die eine oder andere Weise verloren, verkam, steckte in den Gefängnissen und desertirte, oder verließ nach Ableistung seiner zwölfjährigen Dienstpflicht die Marine, weil er sich in ihr nicht wohl fühlte. Nimmt man sich die Mühe einer ungefähren Berechnung, wie hoch ein aus dem Institut hervorgehender und in der Marine verbleibender guter Unteroffizier bis vor wenigen Jahren zu stehen kam, so ergibt sich eine außerordentlich hohe Summe. Forscht man nun nach der Ursache dieser unerwarteten Erscheinung, so kommt man zu dem Ergebniß, daß trotz allem die Art der Erziehung daran die Schuld trug. Den Jungen wurde ein Nagel in den Kopf gesetzt und man brachte ihnen Kenntnisse bei, die ihnen ihren Stand verleideten. Ein Unteroffizier der Marine im allgemeinen muß lesen, schreiben und rechnen können, weiter nichts. Was darüber ist, ist von Uebel. Er soll ein praktischer, durchaus tüchtiger Seemann sein, der in der großen Menge seemännischer Fertigkeiten und Arbeiten so bewandert sein muß, um seinen Untergebenen überall mit gutem Beispiel voranzugehen und dabei selbst Hand anzulegen. Bei schwierigen Momenten, im Sturm u. dgl., soll er der Erste sein, der anfaßt und dem die körperlich schwierigste Aufgabe zufällt. Dazu gebraucht er einen praktischen Kopf, lange seemännische Erfahrung und vor allem die Fäuste, aber weder Kenntnisse der Geographie, noch Geschichte, noch Mathematik, noch Literatur, die ihm unter dem frühern Régime beigebracht wurden. Abgesehen von der damit vergeudeten Zeit, setzt dergleichen den Jungen verkehrte Dinge in den Kopf. Die Halbbildung läßt sie sich als etwas Besseres und Besonderes betrachten. Sie glauben sich zu etwas Höherm berufen als zum bloßen Unteroffizier, dessen Hauptaufgabe ist, mit der Hand zu arbeiten und dabei eine angestrengte Thätigkeit zu entfalten. Deshalb fingen die meisten Jungen schon nach drei Jahren, wenn sie Matrose geworden, an, Unlust zu ihrem Berufe zu empfinden, waren nicht mehr mit Herz und Seele dabei, es wurde nichts Tüchtiges aus ihnen, und sie geriethen viel auf Abwege. Sie betrachteten die zwölf Dienstjahre als ein nothwendiges Uebel und lediglich als Mittel, um mit der Civilversorgungs-Berechtigung eine Landstelle zu erhalten, die

*) In zwölf Jahren capitulirten von den eingestellten Schiffsjungen nach Ablauf ihrer zwölfjährigen Dienstzeit im ganzen nur 24 Proc., alle übrigen gingen der Marine verloren.

ihrem vermeintlichen Bildungsgrade angemessener und für sie bequemer war, als der allerdings sehr beschwerliche Dienst eines Unteroffiziers, der einen ganzen Mann erfordert. Begünstigt wurde unter dem frühern Régime die Unzufriedenheit mit dem Berufe noch dadurch, daß jene große Sorgfalt, mit der man die Jungen während ihrer drei Lehrjahre erzog, plötzlich aufhörte, wenn sie Matrosen wurden. Man kümmerte sich nicht weiter um sie, und bald wurde es Gewohnheit, mit dem Ausdruck „Zwölfjähriger" einen Nebenbegriff zu verbinden, der für die Betreffenden nicht besonders schmeichelhaft war.

Will man deshalb die Erfolge des Schiffsjungen-Instituts heben, die Zahl der von ihnen gelieferten guten Unteroffiziere vermehren, vor allen Dingen aber diese als Stamm für die Marine längere Zeit erhalten, so muß man mit einem System brechen, das sich entschieden nicht bewährt hat und dabei außerordentlich kostbar gewesen ist. Ehe ein Seemann in der Marine Unteroffizier werden kann, soll er nach den bestehenden Bestimmungen sechs volle Jahre zur See gefahren haben, und das ist bei dem verantwortungsvollen Dienste das mindeste, was verlangt werden muß. Wenn davon bei dem schreienden Mangel an Unteroffizieren abgewichen wurde und man Leute zu diesen Chargen beförderte, oder sie deren Dienst thun ließ, die kaum vier Jahre Seefahrtzeit besaßen, so hat man damit großes Unheil angerichtet und der Disciplin schweren Schaden zugefügt. Im Charakter des tüchtigen Seemanns liegt es, nur vor demjenigen Vorgesetzten Respect zu haben, der ihm in fachlichen Dingen überlegen ist. Wenn deshalb die aus der Handelsmarine eingezogenen Matrosen solche unerfahrene Menschen zu Vorgesetzten erhielten, die von ihnen überall in seemännischer Beziehung übersehen wurden, so waren Conflicte unausbleiblich, die natürlich für erstere betrübende Folgen nach sich zogen.

Die Tüchtigkeit und Brauchbarkeit eines Seemanns setzt sich aus den Erfahrungen zusammen, die er in Ausübung seines Faches gemacht. Je länger er im Vollbesitze der Manneskraft zur See fährt, desto tüchtiger wird er sein. Ein Unteroffizier unter 25 Jahren wird selten von Seeleuten für voll angesehen, obwol es auch Ausnahmen gibt; einer über die Dreißig hinaus wird dagegen seinen Posten gut ausfüllen können. Der schwere Dienst, die Strapazen des Seelebens und die Einflüsse der Klimate gehen an dem Seemann nicht spurlos vorüber. Sein Körper wird scharf mitgenommen, und im allgemeinen kann man annehmen, daß er mit 40 Jahren verbraucht ist. Das ganze Streben der Marine muß deshalb darauf gerichtet sein, die Unteroffiziere vom 25. bis 40. Lebensjahre zu halten und sich damit deren höchste Leistungsfähigkeit zu sichern. Eine andere Organisation des Schiffsjungen-Instituts, ein Zurückschrauben der bisher gemachten theoretischen Ansprüche, Wiedereinlenken in rein praktische Bahnen, damit der Unteroffizier in seinem Stande das höchste Ziel erblickt, das er in seinem Leben erreichen kann, sowie die Aussicht auf eine gesicherte, lohnende Zukunft, auf die weiter unten noch näher eingegangen werden wird: das sind die nothwendigen Bedingungen, um bessere Erfolge zu erzielen als bisher, und nach einer Richtung hin dem Unteroffiziermangel abzuhelfen.

Der zweite Weg, um Unteroffiziere zu gewinnen, ist der der Capitulation von Mannschaften aus der Handelsmarine, die ihrer militärischen Dienstpflicht genügt haben. Dieser Weg hat bisher aber fast gar keinen Erfolg erzielt; die Leute capituliren nicht, sie wollen nicht in der Marine bleiben. Das ist eine betrübende Erscheinung, und es dürfte deshalb von Interesse sein, ihren Ursachen nachzuforschen.

Zur Erläuterung einer im letzten Marineetat vom Chef der Admiralität geforderten Summe für Aufbesserung von Dienstalter- und Seefahrtszulagen, um die Leute zur Capitulation zu bewegen, wird die Bemerkung gemacht: „Die Gage steht hinter der Kauffahrteimarine zu sehr zurück. Ebenso ist eine Abneigung gegen den militärischen Zwang vorhanden. Je mehr Schiffe aber auswärts stationirt werden (infolge unserer colonialen Eroberungen), desto größer muß der Stamm sein. Jetzt müssen Schiffe fast nur mit Rekruten bemannt ausgesandt werden.“ General von Caprivi schlägt deshalb vor, den Höchstbetrag der Dienstalterszulage von 30 Mark monatlich auf 36 Mark zu bemessen, die Seefahrtszulage bei dem Höchstbetrage von 36 Mark monatlich zu belassen, aber sie fortan auch für Reisen in der Ost- und Nordsee zu zahlen, während sie bisjetzt nur für die in außerheimischen Gewässern erworbene Seefahrtszeit zulässig war, und außerdem dem Capitulanten ein zu zahlendes Handgeld von 120 Mark zu gewähren. Der Chef der Admiralität hofft von diesen Maßnahmen Gutes!

Einen gewissen Erfolg werden sie sicher haben, aber nicht den erwünschten ausreichenden; dazu muß noch weiteres geschehen. Die Löhnungsverhältnisse unserer Marine sind die folgenden. Die Matrosen erhalten einschließlich der Kleidergelder, wofür sie sich abweichend von der Armee, aber zum großen Nutzen für sich selbst und für den Staat, die von letzterm gelieferte Uniform selbst halten müssen, 234 Mark; die Obermatrosen, d. h. solche, welche eine Seefahrtszeit von 48 Monaten nachweisen können, 288, der Maat (Unteroffizier) 540 und der Obermaat (Sergeantenrang) 720 Mark. Dazu treten noch nach zwölfjähriger Dienstzeit 432 Mark, und nach zwölfjähriger Seefahrtszeit ebenso viel (3 Mark monatlich für jedes Dienst- und für jedes Seefahrtsjahr). Dabei ist jedoch zu bemerken, daß, um letztere zu erwerben, mindestens 15 Jahre Dienstzeit vorhanden sein müssen, da ein Mann unmöglich fortwährend auf See sein kann und er nach längern tropischen Reisen unbedingter Ruhe und körperlicher Erholung in unserm Klima bedarf. Hierzu tritt dann für Matrosen noch das Handgeld von 120 Mark. Das Einkommen eines Obermatrosen (Gefreitenrang) kann sich also bei funfzehnjähriger Dienstzeit steigern auf 288 + 832 + 120 Mark*) = 1240 Mark. Bei dem Maat fällt das Handgeld fort; seine Löhnung kann deshalb nur bis 1372, und die des Obermaats bis 1552 Mark wachsen.

In der deutschen Handelsmarine beträgt die Heuer jährlich durchschnittlich 600 Mark; in England und Amerika, wo unsere deutschen Matrosen wegen ihrer fachlichen Tüchtigkeit, Nüchternheit und Zuverlässigkeit sehr gesucht sind, 70—80 Mark

*) Es ist hier der günstige Fall für den Matrosen vorgesehen, daß die Capitulation nur für ein Jahr gilt und er mithin jährlich die 120 Mark Handgeld bezieht.

monatlich, oder 840—960 Mark jährlich. Ebenso hofft ein großer Theil der Matrosen, es in der deutschen Handelsmarine zum Steuermann oder Kapitän zu bringen, und damit ihr Einkommen auf 1000—3000 und mehr zu vermehren. Hält man aber auch zunächst nur die 50 Mark Monatsheuer der Matrosen auf deutschen Schiffen fest, so muß der Capitulant schon mindestens 13 Jahre dienen, ehe er auf diesen Satz gelangt, und wenigstens 8 Jahre, bevor er die Heuer auf englischen und amerikanischen Schiffen erreicht, die sich zu verschaffen ihm weiter keine Schwierigkeiten macht, als dort hinzugehen und sich anwerben zu lassen. Wenn er dagegen im Inlande bleibt, dann hat er als Steuermann ebenso viel wie ein Maat nach achtjähriger Dienstzeit in der Marine, und wenn er in diesem Zeitraum es nicht schon bis zum Steuermann gebracht, dann wird er es überhaupt nicht dazu bringen.

Es ist mithin natürlich, daß Leute vom Schlage der Matrosen den ihnen zugänglichen, so viel bedeutendern Verdienst der Gegenwart dem einer fernern Zukunft vorziehen, wenn diese ihnen nicht ganz besondere Vortheile sichert, die ihren Ideen und ihrer Charakterrichtung entsprechen. Da das letztere aber bisjetzt noch nicht der Fall ist, so werden auch die vom Chef der Admiralität vorgeschlagenen und vom Reichstage bewilligten Soldzulagen nicht den erhofften Zweck ganz erfüllen. Die von Herrn von Caprivi hervorgehobene Scheu vor dem militärischen Zwang kommt noch dazu. Zum allergrößten Theil ist sie zwar ganz ungerechtfertigt, denn die Leute werden in der Marine gut und human behandelt; ihre Verpflegung ist eine ausgezeichnete und viel bessere, als sie dieselbe auf irgendeinem Handelsschiff im In- und Auslande bekommen, und ebenso werden sie auf letztern körperlich viel mehr angestrengt, weil dort die Mannschaften auf das knappste und oft gänzlich unzulänglich bemessen sind — aber die Scheu ist einmal da, und um sie zu überwinden, wie um überhaupt die Leute zum längern Bleiben zu bewegen, muß man ihnen verlockende Aussichten bieten und ihnen eine Zukunft eröffnen, wie sie sich wünschen. Der Capitulant unserer Armee hat mit wenigen Ausnahmen von vornherein kein anderes Ziel als die Erwerbung der Civil-Versorgungsberechtigung. Das ist durch langjährige Tradition ihm in Fleisch und Blut übergegangen. Er will eine Staats- oder Communalstellung haben, einen wenn auch bescheidenen, so doch auskömmlichen Posten bekleiden, welcher ihm in höherm Alter eine Pension sichert und auch in einem bestimmten Grade für seine Hinterbliebenen sorgt.

In gewisser Beziehung denkt nun zwar der Seemann ebenso, d. h. er will sich auch eine Zukunft schaffen, die ihn gegen äußere Sorgen schützt, aber nicht in der Weise wie der Capitulant der Armee. Wenn er die besten Jahre seines Lebens zur See zugebracht, sich abgequält hat und seine Körperkräfte den Strapazen des harten Berufs, der ihn ruhelos in der ganzen Welt umhergeworfen, nicht mehr gewachsen sind, dann sehnt er sich nach Ruhe, aber auch nach Unabhängigkeit. Er will, wenn er das Seeleben aufgibt, auf seine alten Tage weder Briefträger, noch Schaffner, noch Weichensteller oder dergleichen werden, noch überhaupt in einer abhängigen Stellung sein, wenn er es irgend ändern kann. Wohl will er noch arbeiten, aber nach *seinem* Sinne, und das Ideal seiner Wünsche ist ein kleines Eigenthum, sei dies ein Grundbesitz oder ein Fahrzeug oder dergleichen,

das ihm Beschäftigung und zugleich so viel Zubuße zu seinen Ersparnissen gibt, um in anspruchslosem Behagen zu leben.

Diesen Charakterzug des Seemannes von Beruf darf man nicht außer Acht lassen, wenn man in der Marine auf seine Dienste reflectirt, und muß eine Einrichtung treffen, die ihm die Erreichung seines Ziels sicher gewährleistet. Dann wird auch seine Scheu vor dem militärischen Zwange überwunden und eine große Menge tüchtiger Leute dem Vaterlande erhalten werden, die jetzt in das Ausland und ihm verloren gehen.

Die einfachste Weise, zu diesem Zweck zu gelangen, ist aber die Verheißung eines Pauschquantums nach einer bestimmten Reihe von Dienstjahren. Wie bereits bemerkt, ist der gewöhnliche Seemann mit 40 Jahren körperlich aufgebraucht, während mit 25 Jahren seine tüchtige Periode beginnt. Eignet er sich in diesem letztern Alter nicht zum Unteroffizier, so taugt er für letztern Posten überhaupt nicht. Man setze also für eine funfzehnjährige vorwurfsfreie Dienstzeit als Unteroffizier ein Pauschquantum von 6000 Mark aus, und man wird die Erfahrung machen, daß die Marine fernerhin keinen Mangel an dieser wichtigen Klasse von Menschen leidet, sondern sich vielmehr noch die besten aussuchen kann. Mit dieser Summe und seinen sonstigen Ersparnissen kann der gewöhnliche Seemann sein Ideal eines kleinen Besitzthums verwirklichen. Im ersten Augenblick mag dieser Vorschlag kostspielig erscheinen und mancher Reichstagsabgeordnete darüber die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen; aber er hat den Vorzug, mit den thatsächlichen Verhältnissen zu rechnen, die den Landbewohnern unbekannt sind, praktisch zu sein und zum Ziele zu führen, welches auf andere Weise nicht erreicht wird. Ueberdem ist er nicht kostspielig, sondern sogar billiger als die jetzige, durchaus verfehlte Methode, die Unteroffiziere aus dem Schiffsjungen-Institut heranzubilden. Auf letzterm Wege kostet bei dem verbleibenden Procentsatz die Ausbildung jedes *guten* Unteroffiziers der Marine, äußerst gering veranschlagt, mindestens das Doppelte. Ein einfaches Rechenexempel wird diese Behauptung bestätigen, wenn man auf der einen Seite den ganzen Apparat der Lehrkräfte, Lehrmittel (wozu auch die Schulschiffe mit ihrer Unterhaltung, Anlagekapital und Reparaturen gehören), Verpflegung, Löhnung, Kleidung u. s. w. in Betracht zieht, und auf der andern diejenigen guten Unteroffiziere als Elemente einführt, welche von den jährlich eingestellten 200 Schiffsjungen nach 12 Jahren der Marine verbleiben, dabei aber den Bedarf nicht im entferntesten decken.

Selbst aber wenn die erforderliche Summe extra zu bewilligen sein würde, muß man sich zu einem solchen oder einem ähnlichen Schritt bequemen. Wir stehen hier einfach vor der Frage: „Sollen wir eine schlagfertige Marine haben oder nicht; soll im Kriegsfall ein Theil unserer Schiffe aus Mangel an Personal zur Unthätigkeit verurtheilt und dadurch das Land auf das schlimmste geschädigt werden; oder will man diese Gefahr abwenden, wenn dies dadurch zu erlangen ist, daß man das Marinebudget von 35 Mill. um $^1/_2$—$^3/_4$ Mill. höher dotirt?“

Die wohlthätigen Folgen solcher Maßnahmen würden sich auch noch nach andern Richtungen geltend machen. Wenn die Marine ihre Capitulanten aus den Matrosen der Handelsmarine nimmt, so bekommt sie in ihnen kostenlos fertige

Seeleute. Die fachliche Ausbildung übernimmt jene, und wenn, wie nicht zu bezweifeln, unter den oben vorgeschlagenen Verhältnissen eine große Zahl von Capitulanten der Kriegsmarine zuströmen wird, so müssen diese ihren Weg durch die Handelsmarine nehmen und deren wachsende Klagen über die Abnahme der deutschen Seeleute würden verstummen oder wenigstens bedeutend geringer werden. Ebenso wird ein ganz beträchtlicher Theil unserer auswandernden Seeleute in der Heimat zurückgehalten, weil sie dann im Vaterlande finden können, was sie draußen suchen, die Mittel, um sich eine behagliche Zukunft in ihrem Sinn zu sichern. Außer einem bestimmten Stamm von Unteroffizieren ist aber auch ein solcher von langgedienten Matrosen nöthig, wenn eine Flotte im höchsten Grade leistungsfähig und schlagfertig sein soll, wie es unsere Armee ist. Je größer dieser geschulte Stamm ist, desto weniger Ansprüche braucht man in seemännischer Beziehung an den Rest der Schiffsbesatzungen zu machen. Auf den modernen Kriegsschiffen ist es durchaus nicht erforderlich, daß, wie in einem Regiment oder einem Bataillon, alle Leute gleichmäßig ausgebildet sind. Gewisse Verrichtungen und Dienstleistungen verlangen dort viel mehr Uebung, körperliche Kraft und Gewandtheit, fachliche Tüchtigkeit und Schneidigkeit, als andere, und in ihnen stufen sich auch diese Erfordernisse noch verschieden ab. Diese besondern Leistungen beanspruchen etwa ein Drittheil der Besatzung, und sie beziehen sich auf die Bedienung der Geschütze, der Torpedos, auf das Steuern, Signalisiren u. s. w. Diese Leute machen die Sache im Gefecht, d. h. sie thun alles das, worauf es hauptsächlich ankommt; der Rest der Matrosen vertritt nur einfache Kraftleistung. Zwar muß dieser Rest seefest sein, d. h. bei schwankendem Schiff auf seinen Beinen stehen und seine Glieder gebrauchen können, ohne seekrank zu werden, aber das ist auch alles, was von ihm verlangt wird; denn die Schulung der Kräfte für diese Klasse bedarf keine vier Wochen, um allen Anforderungen für das Gefecht zu entsprechen.

Wenn deshalb nur ein zahlreicher Stamm solcher gedienter Matrosen in der Höhe von 4000 Mann vorhanden ist, so erhält die Mobilmachungsfrage ein ganz anderes Aussehen, und die Aufbietung der übrigen nöthigen 7—8000 Mann für den Krieg wird bedeutend weniger Schwierigkeiten begegnen als jetzt. In allen übrigen Marinen hat man solche Stämme von alten Matrosen, die gar keinen Ehrgeiz haben, mehr zu werden, und deren Löhnung natürlich von Jahr zu Jahr erhöht wird. Uns dagegen fehlen sie gänzlich, und wir werden sie auch nicht eher bekommen, als bis wir ihnen eine ähnliche lockende Zukunft zeigen, wie oben für die Unteroffiziere vorgeschlagen. Mit 20 Jahren kann der Seemann von Beruf ein brauchbarer Matrose sein. Man stelle ihm nach zwanzigjähriger Dienstzeit ein Pauschquantum von 3—4000 Mark in Aussicht, und man wird sehr bald die gewünschte Zahl tüchtiger Stammmannschaften erhalten. Natürlich müssen auch sie die Seemannschaft zur Marine bereits mitbringen, damit diese nichts mit der fachlichen Ausbildung zu thun hat, die jetzt für Schiffsjungen und Vierjährig-Freiwillige in so hohem Grade ihre Kräfte in Anspruch nimmt.

Der Mangel an Mannschaften hat schon unter der Verwaltung des Generals von Stosch zu der Maßregel geführt, junge Leute von 17 und 20 Jahren als Vierjährig-Freiwillige einzustellen, in der Hoffnung, daraus nach Ablauf ihrer Dienstzeit

Capitulanten und Material zu Unteroffizieren zu gewinnen. Diese Hoffnung hat sich bis vor kurzem nur in geringem Grade erfüllt, und es ist sehr wenig Gutes dabei herausgekommen.*) Man bezeichnete diese Vierjährigen mit einem abfälligen Namen „Stosch-Soldaten" und verurtheilte die ganze Einrichtung, aber mit Unrecht. Gewiß ist dabei nicht zu übersehen, daß ein Theil dieser „Freiwilligen" aus Elementen bestand und besteht, die bereits ein- oder mehreremal in ihrem Leben Schiffbruch gelitten und nun die Marine als letzten Rettungsanker betrachten. Ebenso wenig darf außer Acht gelassen werden, daß es, um ein tüchtiger, praktischer Seemann zu werden, wünschenswerth ist, sich dem Beruf in frühern Jahren, mit 15 oder 16, zu widmen, doch 17—19 ist keinenfalls zu spät dazu, und die Marine ist wohl geeignet, schwankende Existenzen wieder auf festen Boden zu stellen; aber es fehlte damals die richtige Schulung, und diesem Umstande muß hauptsächlich der große Mißerfolg zur Last gelegt werden. Man ließ diesen Leuten nicht eine so sorgsame Erziehung angedeihen, wie sie deren bedurften, kümmerte sich zu wenig um sie, schickte sie in Trupps von 10 bis 20, bisweilen auch in etwas größerer Zahl auf die großen Schiffe für zweijährige Reisen ins Ausland und überließ sie sich selbst. Der sonst so gutmüthige befahrene Matrose hat aber kein Mitleid mit Leuten, die den Namen Matrosen tragen und ihre Sache nicht verstehen, und so wurde den armen Leuten das Leben an Bord so sauer gemacht, daß man ihnen ihren neuen Beruf verleidete und sie nach Ablauf ihrer Dienstzeit der grausamen Marine schleunigst den Rücken kehrten, um ihr Glück anderwärts zu versuchen.

Der jetzige Chef, der den Rath älterer Seeoffiziere nicht zu verschmähen scheint, hat die Sache besser angefaßt und wird auch wol günstigere Erfolge erzielen. Er hat besondere Schulschiffe für die Vierjährigen eingerichtet mit besonders ausgewähltem Lehrpersonal, wie auf den Schiffsjungenschiffen, und das wird unzweifelhaft nach einer Richtung seine guten Früchte tragen, d. h. nach ihren vier Jahren werden die Betreffenden sowol seemännisch wie militärisch gut geschult sein. Ob sie aber damit für ein längeres Bleiben in der Marine gewonnen werden, bleibt trotzdem sehr zweifelhaft. Sind sie wirklich Seeleute geworden, so treten für sie dieselben Verhältnisse ein wie für die übrigen Matrosen. Sie wissen und haben es auf ihren Seereisen genug gehört, daß ein Matrose im Auslande 70—80 Mark monatlich erhalten kann, während sie bei uns einschließlich der Capitulationszulage mit 33 Mark anfangen, und jene Summe erst in 4—5 Jahren erreichen können, und wahrscheinlich werden sie der Lockung nicht widerstehen. Dann aber hat die Marine nur wieder große unnütze Mühe und Kosten gehabt, um sie für das Ausland zu bilden. Oder aber, es ist seemännisch nichts Gutes aus ihnen geworden, und dann ist, wenn sie bleiben, auch nichts gewonnen. Das Vortheilhafteste und Zweckmäßigste wird deshalb immer eine Einrichtung sein, bei der die Kriegsmarine nur die militärische Schulung übernimmt, die seemännische aber der Handelsmarine überläßt, wobei sich beide am besten stehen.

*) Von den Vierjährigen der letzten zwölf Jahre capitulirten überhaupt nach Ablauf ihrer vierjährigen Lehrzeit nur 14 Proc.

Es ist weiter oben bemerkt, daß fast ein Viertel unserer deutschen Seeleute in das Ausland geht. Dieser bedauernswerthen Thatsache liegen drei Ursachen zu Grunde. Zwei davon sind bereits erwähnt: die bedeutend höhere Löhnung auf fremdländischen Schiffen und die, wenn auch eingebildete Scheu vor dem militärischen Zwang in der Marine. Beide würden zum großen Theil aufgehoben werden, wenn man in der vorgeschlagenen oder in anderer, den Zweck erreichenden Weise Gegenmaßregeln trifft. Ein nicht geringer Theil unserer Matrosen wird aber noch durch einen andern Grund veranlaßt, ihr Vaterland zu verlassen, weil man ihnen ganz unnöthigerweise ihr Fortkommen erschwert, und zwar durch die Navigationsschulen. Die Matrosen, welche ihr Steuermannsexamen machen wollen, müssen jene ein Jahr lang besuchen, und dies verursacht ihnen eine Ausgabe von 1000—1200 Mark. Sociale Stellung und Bezahlung in der Handelsmarine sind derart, daß sie nur von wenig Söhnen aus höhern und wohlhabendern Ständen aufgesucht wird. Unsere meisten Seeleute stammen deshalb aus niedern und unbemittelten Klassen, die jene Summe sehr schwer oder gar nicht aufbringen können, und deshalb gibt mancher das Vaterland auf, wo er es nicht weiter bringen kann.

Es fragt sich nun, ist der Besuch der Schulen ein ganzes Jahr nöthig? Die Antwort darauf lautet unbedingt „Nein“. Der damit angestrebte Zweck, d. h. ein Schiff so sicher, wie dies überhaupt geschehen kann, über See zu führen, läßt sich genau ebenso gut in der halben Zeit erreichen, wie er noch vor 20 Jahren z. B. in Hamburg mit einem vierteljährlichen Schulbesuch erzielt wurde, ohne daß die nautische Schiffsführung deshalb um ein Haar unsicherer gewesen wäre. Für dergleichen sind die Schiffs-Versicherungsanstalten die empfindlichsten Gradmesser, und die Prämien sind um keinen Pfennig billiger geworden.

Wie bereits früher erwähnt, bringen mindestens vier Fünftel unserer Steuermannsschüler keine höhere Vorbildung zur See mit als die einer Bürgerschule. In den vier bis fünf Jahren, bevor ein Mann auf die Schule kommen kann, hat er an Bord weder Zeit noch Gelegenheit, seine theoretischen allgemeinen Kenntnisse zu vermehren, und er büßt im Gegentheil davon ein. Nun wird diesen Schülern, deren Geist vier bis fünf Jahre brach gelegen, welche nothdürftig lesen, die vier Species rechnen, aber in vielen Fällen nicht einmal orthographisch schreiben können, zugemuthet, in einem Jahre außer vielen andern mehr oder weniger nöthigen Dingen die gesammte Mathematik zu lernen. Sie sollen Algebra, Geometrie, Stereometrie, ebene und sphärische Trigonometrie bewältigen und verstehen lernen, sowie die Formeln entwickeln können, nach denen die nautischen Berechnungen aufgestellt sind, und die sich auf die höhere Mathematik gründen.

Kann ein unbefangener Mensch zugeben, daß dergleichen bei jenen mangelhaften Vorkenntnissen und völlig ungeschultem Geiste möglich ist? Nein, und hundertmal nein! Diese Methode ist nur eine ganz unnöthige Zeitverschwendung, eine zwecklose Menschenquälerei, bei der den Schülern ein Wust von unverdaulichem Gedächtnißkram eingepaukt wird, der sie nur verwirrt macht, sie eine Masse Geld kostet, ihnen kostbare Zeit stiehlt und der Schiffahrt nicht im geringsten zugute kommt, auch wenn einzelne oder alle wirklich alles verstehen lernten.

Für einen Seeoffizier stellt sich die Sache anders. Er, der befähigt sein soll, die höchsten wissenschaftlichen Aufgaben des Seewesens zu lösen, muß unbedingt das Wie? und Warum? kennen. Aber der Steuermann oder Kapitän eines Handelsschiffes? Er soll nur sein Schiff sicher von einem Hafen zum andern führen. Er muß gut observiren und nach vorgeschriebenem Schema die Beobachtungen flink und richtig berechnen können. Das ist alles, was von ihm verlangt werden kann, und dazu bedarf es nicht jener Quälerei mit unverstandenen mathematischen Formeln, sondern nur des gesunden Menschenverstandes und praktischer Uebung. Die Navigationsschulen wollen den Schein einer Wissenschaftlichkeit bewahren, obwol diese nur eine taube Nuß ist und eine Menge tüchtiger Seeleute in das Ausland treibt.

Mit der Zunahme der Dampfschiffe und des Eisenbaues, der wegen seines Einflusses auf die Magnetnadel die Schiffahrt schwieriger macht als zu Zeiten der hölzernen Segelschiffe, müssen jetzt in theoretischer Beziehung etwas höhere Anforderungen an die Steuermannsschulen gestellt werden, als vor 20—30 Jahren; aber da damals ein Vierteljahr ausreichte, so genügt jetzt jedenfalls ein halbes Jahr vollauf, und damit würde unsern Seeleuten eine außerordentliche Wohlthat erwiesen. Ueberall im Lande klagt man, daß die wissenschaftlichen Anforderungen auf den Schulen zu hoch gesteigert werden, aber nirgends haben die Klagen eine größere Berechtigung als in unserer Handelsmarine. Sie und das ganze Vaterland leiden empfindlich darunter, ohne daß irgendjemand den leisesten Nutzen davon hätte.

Im Vorstehenden ist versucht worden, dem Leser einen Einblick in die Entwickelung und die jetzige Bedeutung unserer Marine zu geben. Mit Beseitigung der bestehenden Mängel, welche hier dargelegt sind, wird sie ihre Aufgabe in solcher Weise lösen können, wie Deutschland zu erwarten berechtigt ist, sonst nicht, trotz der Vorzüglichkeit des vorhandenen Personals an Offizieren und Mannschaften.

Zum Schluß möge noch auf zwei Punkte hingewiesen werden, die für eine erhöhte Leistungsfähigkeit der Marine von größter Bedeutung sind. Mit dem Zustandekommen des Nord-Ostseekanals, für dessen Bau man sich bereits im Princip entschieden zu haben scheint und der deshalb wol nur eine Frage der Zeit ist, wird die militärische Kraft der Marine sich ohne weitere äußerliche Zuthaten ganz wesentlich steigern, da dann ihre beiden Hälften ohne Wissen des Feindes, und ohne daß dieser es zu hindern vermag, sich vereinigen und mit gesammter Macht in der Ost- oder Nordsee erscheinen können. Es ist deshalb zu wünschen, daß der Kanal möglichst bald gebaut werde.

Der zweite Punkt betrifft Helgoland. Ende März 1885 hat der Engländer Gorst im Parlament den Antrag gestellt, die Insel Helgoland an Deutschland zu übergeben. Zwar hat der Staatssecretär Fitz-Maurice eine geschraubte ablehnende Antwort mit der sonderbaren Motivirung ertheilt, daß Deutschland kein Verlangen nach dieser Erwerbung trage, die Bewohner der Insel nach der geographischen Lage noch viel eher dänische als deutsche Sympathien haben müßten (sic!), und

daß endlich die Initiative zu einem Beschluß in der Sache nur vom Parlament, aber nicht von der Regierung ausgehen könne; allein wir Deutsche können sehr zufrieden sein, daß die Angelegenheit von einem Engländer im Parlament angeregt und von diesem selbst nicht kurz von der Hand gewiesen ist. Das ist schon unendlich viel werth, und hoffentlich schwindet die Sache nicht wieder von der Tagesordnung. Fitz-Maurice aber diene zur Antwort, daß er sich über die Stimmung in Deutschland bezüglich Helgolands gründlich täuscht, und daß seine geographischen Kenntnisse nur mangelhafter Natur zu sein scheinen. Die Insel ist ein deutsches Stück Erde, von Deutschland einst abgetrennt. Sie liegt an der deutschen und nicht an der dänischen Küste, ihre Bewohner sind Friesen, d. h. echte Deutsche, und ihre Sympathien auf deutscher Seite.

Außerdem aber haben wir Helgoland aus strategischen Gründen nöthig. Es muß auf irgendeine Weise in unsern Besitz kommen, um in einem Kriege nicht wieder wie 1870 ein wichtiger Stützpunkt für eine feindliche Flotte zu werden. Auch, wenn die Insel in englischen Händen nicht ein beständiger Pfahl im Fleische für unser nationales Bewußtsein wäre, müssen wir sie haben, weil wir sie zu unserer Vertheidigung gebrauchen. Deswegen ist es erfreulich, daß man im englischen Parlament selbst schon diese zwingenden Gründe zu würdigen beginnt.

Wann der richtige Zeitpunkt eingetreten ist, die Insel für uns zu fordern, das dürfen wir getrost dem Urtheil des großen Mannes überlassen, dem Deutschland in dergleichen Dingen unbedingtes Vertrauen schenken kann.

Ein neuer Vertheidiger der Abschreckungstheorie.

Von

Albert Westerburg,

Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses.

Wer vor zwei Jahrzehnten von dem Einfluß der Schopenhauer'schen Philosophie auf die Einzelwissenschaften gesprochen hätte, wäre einfach ausgelacht worden. Der frankfurter Denker galt damals selbst in den Kreisen der eigentlichen Schulmetaphysik noch nicht als zunftgerecht; die Philosophieprofessoren, auf die er daher auch so gut zu sprechen war, ließen ihn nur als philosophischen Dilettanten und geistreichen Sonderling passiren.

Es werden jetzt bald zwanzig Jahre, daß ich in dem schönen Heidelberg, wo damals der unvergeßliche Vangerow Pandekten las, bei Eduard Zeller Geschichte der Philosophie hörte. Zeller dictirte, und zwar so schnell und so viel, daß man kaum mit der Feder folgen konnte und ganz ermüdet das Colleg verließ. Was er dictirte, war ein bis ins Kleinste sorgfältig ausgearbeitetes, druckfertiges Manuscript, das mir noch heute lieber ist als jede gedruckte Geschichte der Philosophie. In diesem sonst so vollständigen und tief eingehenden Zeller'schen Hefte wurde Arthur Schopenhauer mit wenigen Zeilen abgethan. Dieselben beginnen mit den Worten: „Das System dieses Mannes, so wenig er es auch Wort haben will, ist nichts anderes als eine widerspruchsvolle Verbindung eines extremen Idealismus mit einem ebenso extremen Pantheismus", und schließen sehr bezeichnend: „Schopenhauer selbst freilich kann diese Welt mit ihrem bunten Schein am wenigsten entbehren; denn eben nur von ihr nährt sich die geistreiche und hypochondrische Satire, die, abgesehen von den Auswüchsen seines maßlosen Selbstgefühls, vielleicht das Anziehendste in seinen trefflich geschriebenen Werken ist."

Wie sehr hat sich dies inzwischen geändert! Die Literatur über die eigentliche Schopenhauer'sche Metaphysik bildet heute schon eine Bibliothek. Aber auch in den Einzelwissenschaften macht sich allmählich der Einfluß Schopenhauer's geltend; wie ihrerzeit die Systeme Wolf's, Kant's, Hegel's scheint nunmehr das System von „Welt als Wille und Vorstellung" die einzelnen Wissenschaften mit seinem Geiste immer mehr zu durchdringen — bis auch an seiner Stelle eines Tages ein anderes eintreten und es ablösen wird!

Am allerwenigsten hätte man das Eindringen der Schopenhauer'schen Ideen in die Rechtswissenschaft erwarten sollen. Gerade die Rechtsphilosophie Schopen-

hauer's ist außerordentlich wenig ins Detail entwickelt, nur die alleroberſten Grundsätze sind dargestellt. Andererseits ist die heutige Jurisprudenz anscheinend von philosophischen Speculationen möglichst weit entfernt, die Periode des Naturrechts längst überwunden. Und gleichwol tritt gerade in der Rechtsgelehrsamkeit, dieser positivsten und trockensten aller positiven und trockenen Einzelwissenschaften, der Schopenhauer'sche Einfluß neuerdings immer deutlicher hervor.

Im Civilrecht ist namentlich Kohler ein Hauptvertreter des Schopenhauerianismus. In seinem Patentrecht, wie in vielen andern Schriften, besonders denjenigen über geistiges Eigenthum, Urheberrechte u. s. w., tritt Kohler offen als Schüler dieses Meisters auf und stützt auf die Schopenhauer'sche Grundlage des Eigenthumsbegriffes — bekanntlich lediglich die Arbeit — sein vortreffliches, bis ins Kleinste ausgearbeitetes System der Autorenrechte.

Im Strafrecht ist neulich ein anderer Schüler Schopenhauer's mit einer Schrift aufgetreten, die nicht blos jenen ausdrücklich als den Meister bekennt, sondern auch in jeder Zeile unbewußt von ihm zeugt. Es ist die Schrift Keßler's über die Einwilligung des Verletzten*), anscheinend eine Erstlingsschrift, die aber noch mehr Bedeutendes erwarten läßt.

Der Verfasser will nur für Juristen schreiben, und glaubt nur für diese geschrieben zu haben. Es wäre aber schade, wenn diese Erwartung in Erfüllung ginge. Vielmehr ist diese kleine Schrift werth, daß sie der Zunft der Juristen oder gar nur Criminalisten — die gelehrten Civiljuristen sehen bekanntlich meistens mit souveräner Verachtung auf strafrechtliche und insbesondere allgemein-strafrechtliche Untersuchungen herab — entrissen und dem Interesse aller Gebildeten empfohlen wird.

Das Thema, welches der Verfasser erörtert und, wie ich gleich bemerken will, mit geschickter Methode und in brillanter Darstellung behandelt, ist freilich an sich ein specifisch juristisches. Es begreift die Frage, ob und inwiefern die Einwilligung des Verletzten die Strafbarkeit ausschließt: eine alte juristische Doctorfrage, die aber, wie wir sogleich sehen werden, viele praktische Seiten hat.

„Volenti non fit injuria" ist eine derjenigen wenigen juristischen Parömien, welche vollständig in die Laiensprache aufgenommen sind. Ob aber dieser Satz auch criminalrechtlich gültig sei, ist gerade in unserer Zeit aufs lebhafteste bestritten.

Zwar, bei Vergehen gegen das Eigenthum ist jeder Zweifel ausgeschlossen. Man kann unmöglich an Diebstahl oder Unterschlagung denken, wenn jemand seine Sache mit seiner Einwilligung weggenommen wird. Es liegt dann irgendein civilrechtliches Geschäft, Schenkung, Zahlung, Darlehn oder was immer, aber gewiß kein Verbrechen vor. Keßler hat sogar schlagend ausgeführt, daß die Heranziehung des „volenti non fit injuria" hier ganz ungehörig ist, indem schon die Thatsache des Rechtsgeschäfts den Begriff des Vergehens ausschließt. Das An-

*) „Die Einwilligung des Verletzten in ihrer strafrechtlichen Bedeutung. Von R. Keßler, Landrichter in Lüneburg" (Berlin und Leipzig, J. Guttentag [D. Collin], 1884).

wendungsgebiet der streitigen Regel ist vielmehr die Verletzung der Persönlichkeit, welche die Römer unter den weiten Begriff der injuria zusammenfaßten.

Ich greife alsbald einige Beispiele heraus, um hieran dem Leser anschaulich zu machen, worum es sich praktisch handelt.

Die vorsätzliche Tödtung eines Menschen wird bekanntlich als Todtschlag, und wenn sie mit Ueberlegung ausgeführt ist, als Mord bestraft. Ist nun auch die Tödtung eines Einwilligenden als Mord strafbar? Ist sie überhaupt strafbar? Man denke an den Fall, daß jemand durch eine Dynamitexplosion in der schauderhaftesten, hoffnungslosesten Weise verstümmelt ist und seinen Freund um Befreiung aus seinen Qualen anjammert. Ist derjenige, der dieser Bitte nachkommt, als Mörder mit dem Tode zu bestrafen? Oder man denke an ein Liebespaar, das gemeinschaftlich zu sterben beschließt. Der Mann erschießt zuerst die Geliebte und drückt dann den Revolver auf sich selbst ab, wird aber nur schwer verwundet. Wie ist er zu bestrafen?

Nahe verwandt sind die Fälle der Beihülfe zum Selbstmord. Der Selbstmord oder, um praktisch zu reden, der Versuch des Selbstmords ist — und warum? — straflos; ist es auch die Beihülfe eines dritten? Im bejahenden Fall, weshalb? Im verneinenden Fall, weshalb nicht?

Wer vorsätzlich einen andern körperlich verletzt oder an der Gesundheit beschädigt, wird mit Gefängniß oder Geldstrafe belegt. Bei erschwerenden Umständen, z. B. bei Körperverletzung mittels eines Messers, oder bei einer von mehrern gemeinschaftlich begangenen Körperverletzung tritt regelmäßig, und zwar von Amts wegen, Gefängnißstrafe nicht unter zwei Monaten ein. Ist die Körperverletzung eine schwere, d. h. hat sie zur Folge, daß der Verletzte ein wichtiges Glied verliert, in Siechthum verfällt oder dergleichen, oder hat gar die Verletzung den Tod zur Folge, so steht darauf Zuchthaus- oder hohe Gefängnißstrafe. Ist Gift angewandt, so ist die Strafe überall noch bei weitem höher.

Ist nun die Körperverletzung auch strafbar, wenn der Verletzte hierin eingewilligt hat? Angenommen, die Frage ist zu bejahen: dann begeht, „wenn sich jemand die kleinste Verletzung mit einem Messer beibringen läßt, etwa um seine Standhaftigkeit gegen den Schmerz zu beweisen, oder weil man zu irgendeinem gleichgültigen Zweck ein paar Tropfen Blut gebraucht, der andere eine von Amts wegen, und zwar der Regel nach mit Gefängniß nicht unter zwei Monaten, zu bestrafende That. Jede im Circus aufgeführte Prügelei der Clowns ist ein Criminalvergehen".

„Es kommt bekanntlich vor, daß Mediciner zum Zweck wissenschaftlicher Experimente sich selbst Giftstoffe beibringen. Mag man darin nun eine gelinde Verrücktheit bei starker Eitelkeit oder wissenschaftlichen Heroismus sehen. Fest steht, daß es niemand strafgesetzlich verwehrt ist, seiner Eitelkeit oder der Wissenschaft dieses Opfer zu bringen. Bedient sich aber der Betreffende zu einem solchen Experiment der Hülfe eines Fachgenossen in der Weise, daß dieser das Gift ihm einimpft, so verwirkt dieser dienstwillige College nach der Theorie, welche die Einwilligung für unerheblich erklärt, wenn alles gut geht, eine Zuchthausstrafe von 1 bis zu 10 Jahren, wenn der Geimpfte in Siechthum verfällt, von 5 bis zu

15 Jahren, und wenn er gar an dem Experiment stirbt, Zuchthaus nicht unter 10 Jahren oder lebenslängliches Zuchthaus."

Wir sehen, die theoretische Streitfrage kann sehr praktisch werden.

Tagtäglich werden viele Tausende meist schwerer Körperverletzungen von Aerzten ausgeführt, nämlich Amputationen. Daß dieselben nicht an dem Arzt mit Gefängniß oder Zuchthaus geahndet werden dürfen, darüber ist in der Sache selbst alle Welt einig. Aber warum nicht? Was ist der juristische Grund der Straflosigkeit? Ist es die Einwilligung des Patienten, warum soll dieser Grund nicht auch bei Nichtärzten durchschlagen? Ist es nicht die Einwilligung, darf denn auch der Arzt den Protestirenden amputiren? Wie ist es ferner, wenn der Arzt dabei sich einer Fahrlässigkeit schuldig macht?

Seit Jahr und Tag leben unsere Studenten, namentlich die Verbindungsstudenten, in fortwährender Furcht vor Staatsanwalt und Criminalgericht. Der Zweikampf mit tödlichen Waffen ist bekanntlich durch das Strafgesetzbuch mit Festungshaft nicht unter drei Monaten bedroht. Die Frage, ob der Schläger bei den gewöhnlichen Studentenpaukereien als „tödliche Waffe" anzusehen, und also die Studentenmensuren als Zweikampf zu bestrafen seien, ist strittig. Das Reichsgericht hat sich bekanntlich in der letzten Zeit für die Bejahung der Frage ausgesprochen. Angenommen aber, das Reichsgericht gebe diese Ansicht wieder auf: sind dann die Schlägermensuren, abgesehen von ihrer disciplinarischen Ahndung, straflos oder fallen sie doch noch unter die Bestimmungen über vorsätzliche Körperverletzungen? Da ein Schläger, wenn er auch nicht als „tödliche Waffe" angesehen wird, jedenfalls ein „gefährliches Werkzeug" im Sinne des §. 223 a des Strafgesetzbuchs bleibt, so würde also bejahendenfalls jede geringfügige Verletzung des einen Paukanten durch den andern, wenn keine mildernden Umstände angenommen werden, mit Gefängniß nicht unter zwei Monaten, jede schwere oder gar tödliche Verletzung aber in erster Linie mit Zuchthaus, zum mindesten mit schwerem Gefängniß zu bestrafen sein. Und dergleichen praktische Anwendungsfälle der Streitfrage ließen sich noch zu Dutzenden anführen.

Der Laie wird nun geneigt sein, die Debatte mit folgender Erwägung zu schließen. Wie die Frage de lege ferenda am besten zu entscheiden ist, darüber werden Juristen und Philosophen wol niemals einig werden; wie über sie aber im Einzelfall praktisch zu befinden ist, das muß das bestehende Strafgesetzbuch ergeben. Man schlage einfach darin nach und urtheile nach seiner Vorschrift!

Diese Rechnung ist allerdings recht schön, aber sie ist leider ohne den Wirth gemacht. Unser Strafgesetzbuch enthält nämlich über die Bedeutung der Einwilligung des Verletzten gar keine Bestimmung. Es sagt weder, ob sie die Strafe ausschließe, noch ob sie gleichgültig sei, noch ob etwa ein Mittelweg einzuschlagen ist. Es schweigt sich vollständig aus und hat nur in seinem speciellen Theil, in dem über die Verbrechen und Vergehen wider das Leben handelnden sechzehnten Abschnitte, die einzige Vorschrift des §. 216, welcher wörtlich so lautet:

„Ist jemand durch das ausdrückliche und ernstliche Verlangen des Getödteten

zur Tödtung bestimmt worden, so ist auf Gefängnißstrafe nicht unter drei Jahren zu erkennen."

Der geneigte Leser beachte wohl, daß der §. 216 nur von der Tödtung handelt, und daß er auch hierbei nicht von der Einwilligung des Getödteten schlechtweg spricht, sondern voraussetzt, daß der Thäter durch das ausdrückliche und ernstliche Verlangen des Getödteten zur Tödtung bestimmt worden ist.

Für alle übrigen Fälle, namentlich z. B. alle Fälle der Körperverletzung, fehlt also durchaus die bequeme Eselsbrücke eines gedruckten Paragraphen.

Wie ist nun zu entscheiden?

Sehen wir uns zunächst die geschichtliche Entwickelung und den jetzigen Stand der Frage etwas näher an.

Das römische Volk, das hat der Altmeister Wächter klar erwiesen, nahm das „volenti non fit injuria" auch im Strafrecht durchaus ernst. Es wahrte auch hier den Rechtsstandpunkt. „Nulla injuria est, quae in volentem fiat", sagt Ulpian. Die Einwilligung schloß insbesondere auch bei Tödtungen und Körperverletzungen die Strafbarkeit schlechthin aus.

Gegen Ende des Mittelalters wurde das römische Recht in der Gestaltung des Justinianeischen Sammelwerks, das als Corpus juris bekannt ist, in Deutschland als sogenanntes gemeines kaiserliches Recht recipirt. Allerdings griff auch die deutsche Reichsgesetzgebung ein, namentlich wurde unter Karl V. die als Carolina allgemein bekannte Peinliche Halsgerichtsordnung erlassen. Dieselbe war in erster Linie freilich eine Strafproceßordnung, aber unter ihren 219 Artikeln enthält sie als Einschiebsel die Artikel 106—180, welche das materielle Strafrecht regeln. Die Carolina ist aber nur ein unvollständiges Gesetzbuch. Sie erkennt das römische Recht als kaiserliches geschriebenes Recht neben sich an und verweist ausdrücklich auf dasselbe.

Das römische Recht war aber nicht in veränderter Form eingeführt worden, sondern mit den Zusätzen des kanonischen Rechts. Nun war zwar das kanonische Recht auf dem hier fraglichen Gebiete mit dem römischen Recht nicht ganz einverstanden und konnte nicht ganz einverstanden mit ihm sein, vermöge seines kirchlichen und moralischen Standpunktes. Aber trotzdem scheint man in der Doctrin wie in der Praxis des gemeinrechtlichen Strafrechts bis zum Anfang dieses Jahrhunderts an dem römisch-rechtlichen Grundsatze, daß volenti non fit injuria, in allen seinen Consequenzen festgehalten und nur die eine Ausnahme gemacht zu haben, daß man die Tödtung eines Einwilligenden, jedoch nicht als Mord, sondern extra ordinem mit arbiträrer Gefängnißstrafe ahndete.

Mit Ende des vorigen Jahrhunderts begann das gemeine deutsche Strafrecht einen Absterbeproceß. Ein Land nach dem andern wurde seiner Herrschaft entrissen, indem es sich eine andere Strafgesetzgebung gab. Nachdem schon Baiern mit seinem Codex juris Bavarici (1751) vorausgegangen war, folgten Oesterreich mit der Josephinischen Gesetzgebung (an deren Stelle später das Strafgesetzbuch von 1803 trat) und Preußen mit seinem Allgemeinen Landrecht. In den linksrheinischen Ländern und dem Großherzogthum Berg wurde zur französischen Zeit

der Code Napoléon eingeführt und blieb dort mit der französischen Civil- und Proceßgesetzgebung auch nach der Verjagung der Franzosen in Kraft. In Baiern wurde von dem Begründer der neuern deutschen Strafrechtswissenschaft, dem großen P. Anselm Feuerbach, ein neues Strafgesetzbuch ausgearbeitet, das dort am 1. Oct. 1813 in Kraft trat. Daran schloß sich im Laufe dieses Jahrhunderts eine reiche criminalistische Gesetzgebung in fast allen Bundesstaaten, in nicht wenigen wurden sogar die Gesetzbücher wiederholt durch neuere ersetzt, in Preußen im Jahre 1851 ein gemeinschaftliches Strafgesetzbuch für den ganzen Umfang der Monarchie erlassen. Zur Zeit der Ereignisse von 1866 bestanden nur noch in ganz wenigen Territorien, wie Holstein, Kurhessen, Mecklenburg, die Carolina und das gemeine Recht in Gesetzeskraft. Seit 1871 steht bekanntlich das Gebiet des ganzen deutschen Reichs unter der Herrschaft des deutschen Strafgesetzbuchs.

In derselben Zeit, seit Anfang dieses Jahrhunderts hat sich nun die Doctrin des volenti non fit injuria gerade in ihr Gegentheil entwickelt. Anknüpfend an eine Unterscheidung älterer italienischer Praktiker unterschied man zwischen veräußerlichen und unveräußerlichen Rechten und erklärte bei den letztern, wozu man die Rechte auf Leben- und Körperintegrität rechnete, die Einwilligung des Verletzten für absolut wirkungslos, sodaß nicht einmal eine gelindere als die Normalstrafe — bei Tödtung also die Todesstrafe — einzutreten habe. Diese Theorie, welcher sich Feuerbach in den spätern Ausgaben seines „Lehrbuch" angeschlossen hatte, fand auch Aufnahme in einzelne Gesetzbücher, wie das bairische und österreichische, während andere, wie das preußische, ganz schwiegen, wieder andere die Frage mit Distinctionen beantworteten. Trotz des Widerspruchs von Wächter und einigen Neuern ist diese Theorie bis heute die herrschende geblieben.

Das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich ließ der Doctrin freie Hand, da es, mit Ausnahme des oben wiedergegebenen §. 216, über die Frage schweigt. Man konnte gespannt darauf sein, wie sich das Reichsgericht zu der Sache stellen werde. Dasselbe hat sich der herrschenden Theorie des „etiam volenti injuria fit" angeschlossen. Es war die Tödtung eines Einwilligenden versucht worden, aber nur bis zur Körperverletzung ausgeführt. Das Reichsgericht hat erklärt, daß diese Körperverletzung mit der normalen Strafe der vorsätzlichen Körperverletzung zu ahnden sei. Es hat ferner erkannt, daß ein Duell mit nicht tödlichen Waffen, das also als Zweikampf nicht strafbar ist, unter dem Gesichtspunkt der gemeinen Körperverletzung, je nach dem Erfolg der letztern, zu strafen ist.

Keßler bekämpft diese Ansicht und tritt für das „volenti non fit injuria" ein. Seine Kritik des Reichsgerichts ist eine sehr scharfe. Zur Probe nur Folgendes:

„Die Gründe des Reichsgerichts lassen sich auf drei Gesichtspunkte zurückführen: es vermißt im allgemeinen Theile des Strafgesetzbuchs eine die Einwilligung als Strafausschließungsgrund anerkennende Bestimmung; es legt dem §. 216 des Strafgesetzbuchs eine analoge Bedeutung für die Körperverletzung bei, und es beruft sich auf die herrschende Theorie.

„Die beiden ersten Gründe sind leicht zu widerlegen und längst widerlegt worden.

„Auch nach einer ausdrücklichen Bestimmung, die den Scharfrichter, welcher die Hinrichtung vollzieht, den Arzt, welcher eine Amputation vornimmt, den Vater, der sein Kind züchtigt, entgegen dem auf sie zutreffenden Wortlaut der §§. 211, 223, 224, 225 des Strafgesetzbuchs für straflos erklärte, würde das Reichsgericht vergeblich suchen. Zudem ist allbekannt, daß der allgemeine Theil des Strafgesetzbuchs nichts weniger sein will als eine Codification der sämmtlichen Grundsätze des Strafrechts. Hätte das Reichsgericht die Bestimmungen des Gesetzes über die Wirkung der Einwilligung statt unter den generellen Strafausschließungsgründen, wohin sie sehr schlecht passen würden, im speciellen Theil bei den einzelnen Delicten gesucht, und dabei nicht vergessen, daß der Gesetzgeber seinen Willen nicht immer mit ausdrücklichen Worten erklärt, so würde es das Gesuchte vielleicht gefunden haben.

„Bevor man den §. 216 des Strafgesetzbuchs zu einem Schlusse per analogiam auf die Strafbarkeit auch der körperlichen Verletzung des Einwilligenden benutzen dürfte, müßte erst feststehen, daß er der Ausfluß eines allgemeinen, die Körperverletzung mitumfassenden gesetzgeberischen Princips sei. Die vorsätzliche Tödtung ist doch ein ganz eigenartiges, absonderlich schweres Verbrechen. Wenn daher der Gesetzgeber der Verletzung eines Einwilligenden überall keine weitere Erwähnung thut, als daß er sie bei der Tödtung unter eine besondere Strafbestimmung stellt, so ist hieraus an und für sich viel eher ein argumentum a contrario gegen, als ein argumentum per analogiam für die Strafbarkeit von Verletzungen Einwilligender in andern Fällen zu entnehmen.

„Diese beiden ersten Gründe sind also hinfällig. Es bleibt die Bezugnahme auf die herrschende Theorie."

Die nun folgende Deduction würde uns hier zu weit führen. Sie richtet sich wesentlich gegen Berner als Repräsentanten der herrschenden Meinung. Allerdings ist gerade Berner ein vielleicht zu schwaches Angriffsobject für die scharfe Klinge eines Dialektikers vom Schlage des Verfassers. Aber auch Hälschner wird glänzend widerlegt. Man muß Keßler schon recht geben, wenn er am Schlusse des flotten Waffengangs mit Stolz — er ist auch in der Werthschätzung des Goethe'schen „Nur der Lumpe ist bescheiden" ein echter Schopenhaurianer — ausruft:

„Mir kam es vorläufig nur darauf an, den festen Glauben an die Richtigkeit der herrschenden Meinung zu erschüttern, um einen empfänglichen Boden für eine andere Auffassung zu gewinnen. Dazu dürften die obigen Bemerkungen genügt haben. Ich hoffe schon jetzt keinen Widerspruch mehr zu finden, wenn ich behaupte: Die bloße Bezugnahme auf die fundamentirte Lehre vermag das reichsgerichtliche Urtheil nicht besser zu stützen als seine beiden andern Gründe."

Die positive Begründung, welche Keßler seiner These gibt, kann ich leider hier nicht wiedergeben. Wer sich dafür interessirt, muß sie im Original nachlesen und wird die Stunden, die er darauf verwendet, nicht verloren haben. Die Schrift ist überall mit Geist und eindringender Schärfe geschrieben, jede Phrase und Unklarheit zerstiebt vor der Dialektik des Verfassers. Seine empirische Begriffsbestimmung der „Einwilligung" im strafrechtlichen Sinn ist sogar ein wahres Meisterstück juristischer Distinctionsgabe und bestätigt das Motto, welches Keßler

seiner Schrift vorgesetzt hat: „Qui bene distinguit, bene judicat." Doch das ist Fachjurisprudenz, die hier nicht zu erörtern ist.

Von allgemeinem Interesse ist dagegen die Stellung, welche der Verfasser zu dem eigentlichen Wesen des Strafrechts oder, wie er sich ausdrückt, zu dem Strafzweck einnimmt. Nur hieraus ist ja, das findet auch der nicht juristisch gebildete Leser sofort heraus, die Frage nach der Bedeutung der Einwilligung des Verletzten zu beantworten. Sie ist eine Specialfrage, die nur aus dem letzten Grunde und Zwecke des Strafrechts überhaupt gelöst werden kann und auch von Keßler so zu lösen versucht ist.

Bekanntlich sind über das Fundament oder, um philosophischer zu reden, über die letzten Gründe des Strafrechts die Gelehrten ganz und gar nicht einig. Warum straft der Staat? warum darf er es thun? Auf diese Fragen gibt es eine Reihe der verschiedensten Antworten. Berner in seinem jetzt in zwölfter Auflage erschienenen „Lehrbuch des Strafrechts" stellt nicht weniger als funfzehn verschiedene Strafrechtstheorien auf, um schließlich seine eigene sechzehnte zu begründen, welche nach seiner Meinung „eine Vereinigung des Wesenhaften aller jener Theorien enthält und der man dennoch den Vorwurf des Eklekticismus nicht wird machen können" (!). Auf derartige Compromißversuche hatte der alte Meister Feuerbach schon vor vielen Jahren das Kraftwort angewandt: „daß aus zwei zerrissenen Kleidern kein Staatskleid zusammengestückelt werden kann".

Man theilt die Strafrechtstheorien gewöhnlich in drei Gruppen ein: relative, absolute und gemischte. Die gemischten scheiden nach der Kritik Feuerbach's hier billig aus.

Die hervorragendsten relativen Theorien sind folgende: die alte oder rohe Abschreckungstheorie (Abschreckung durch Strafvollzug, daher qualificirte Todesstrafen mit allen möglichen Martern, Pranger, öffentlichem Strafvollzug u. s. w.), die neuere oder verfeinerte Abschreckungstheorie, auch Theorie des psychologischen Zwangs genannt (unter den Criminalisten namentlich von Feuerbach vertreten), die Bauer'sche Warnungstheorie, die Präventionstheorie (Sicherung der Gesellschaft gegen weitere Verbrechen durch Unschädlichmachung, beziehentlich Einsperrung), die Besserungstheorie, welche letztere namentlich von der humanen Krause'schen Schule, besonders von den Rechtsphilosophen Ahrends und Röder warm vertreten wurde.

Alle diese Theorien, so verschieden sie auch voneinander sind, kommen darin überein, daß sie einen vernünftigen Zweck, sei es durch den Strafvollzug, sei es durch die Strafandrohung, entweder für die menschliche Gesellschaft oder für den Verbrecher selbst, oder für beide erreichen wollen. Ich möchte sie daher lieber rationelle Theorien nennen.

Dagegen ist das Kriterium der absoluten Theorien, daß sie jeden Zweck der Strafe aufs entschiedenste perhorresciren. Die Strafe kann nach ihnen niemals ausgesprochen werden, um einen Zweck zu erreichen, sie ist lediglich Selbstzweck. Um von Stahl, dem Philosophen der Kreuzzeitungspartei, zu schweigen, welcher die Strafe in Verfolg seines theokratischen Systems selbstverständlich als göttliches Gebot auffaßt, tritt jenes Charakteristikum der absoluten Theorien am crassesten

bei der Lehre von der nothwendigen Vergeltung hervor, nicht nur bei der groben Talionstheorie (Auge um Auge, Zahn um Zahn), sondern auch in der Form, welche ihr Kant und seine Schule eben unter dem Namen der Theorie der nothwendigen Vergeltung gegeben haben. Das ist doch in der That nur die Lehre von der Rache, mag man auch von einer „veredelten Rache" oder mit Dühring von einer „transscendenten Befriedigung der Rache" reden. Alle andern absoluten Theorien sind dieser Kantischen Lehre nahe verwandt, mögen sie sich nun Restitutionstheorie (Welcker), Theorie der nothwendigen Sühne, der Aufhebung des Unrechts u. dgl. nennen. Hegel faßte in Gemäßheit seines ganzen Systems die Strafe selbstverständlich als begriffliche (dialektische) Nothwendigkeit auf; nur das Recht ist positiv, das Unrecht, das nur eine schattenhafte Scheinexistenz hat, ist negativ und durch die Negation dieser Negation, nämlich durch die Strafe, wird das Recht wiederhergestellt. Das ist offenbar sachlich nichts anderes als die Kantische Theorie: während bei Kant die Rache sich hinter dem kategorischen Imperativ versteckt, wird sie bei Hegel in der logischen Form der begrifflich nothwendigen Negation des Unrechts dargestellt.

Es ist kein Geheimniß, daß in unserer Zeit allmählich die absoluten Theorien die vollständige Herrschaft erhalten haben. Es gilt fast als Dogma, daß die Strafe Selbstzweck sei und nicht als niedriges Mittel zur Erreichung eines menschlichen Zwecks gedacht werden dürfe. Auf die rationellen Theorien wird jetzt in der Jurisprudenz und Rechtsphilosophie durchgängig so hochmüthig herabgesehen, wie in der Theologie auf den „überwundenen flachen Rationalismus". Es gehört schon ein gewisser Muth dazu, eine ketzerische Ansicht zu vertreten, nicht blos wissenschaftlich, sondern auch politisch, denn seltsamerweise beansprucht in der öffentlichen Meinung die absolute Theorie vielfach unbestritten ihre führende Rolle im „liberalen Rechtsstaat", während die rationellen Theorien, namentlich die Theorie Feuerbach's als schlechtweg reactionär gelten.

Hiermit hängt, wie Keßler richtig hervorhebt, auch der Umschwung der Lehre vom volenti non fit injuria in ihr Gegentheil zusammen.

„Im letzten Grunde beruht dieser radicale Umschwung der Doctrin auf der gleichzeitigen völligen Aenderung der Anschauungen vom Wesen des Rechts und Staats überhaupt. Hatte man früher gar zu rationalistisch in beiden nur Veranstaltungen menschlicher Willkür zu gewissen Nützlichkeitszwecken erblickt, so verfiel man seit dem Beginn dieses Jahrhunderts in das entgegengesetzte Extrem. Nicht um der Menschen willen sind Recht und Staat vorhanden, Gott bewahre: sie sind «Selbstzwecke» und die unbedeutenden menschlichen Individuen eigentlich nur dazu da, damit an ihnen und durch sie die Herrlichkeit jener erhabenen Wesen offenbar werde. Da kann es denn freilich nicht darauf ankommen, was der Einzelne mit seinen Gütern anfangen will; er ist ja nur ein Werkzeug des «Sittengesetzes», wie Fichte gesagt hat; Staat und Recht sind es allein, die über alles zu verfügen haben. Nur soweit die Thatsache, daß das positive Recht anderer Meinung sei, sich schlechterdings nicht verkennen ließ, mußte man nothgedrungen die sogenannten veräußerlichen Rechte dem Belieben des Berechtigten preisgeben. Man suchte diese Concession mit dem Princip dadurch in Einklang zu setzen, daß man nur die unveräußer-

lichen, nicht die veräußerlichen Rechte, für «Wesensbestimmtheiten der sittlichen Persönlichkeit» erklärte. Als ob die sittliche Persönlichkeit mehr dadurch einbüßte, wenn sie auf den Besitz eines Zahns, als wenn sie auf den ihres Vermögens verzichtet."

Wollte Keßler daher die Folge der falschen Grundanschauung zerstören, so mußte er sich gegen dieses Grundprincip selbst wenden; wollte er den richtigen Folgesatz positiv begründen, so mußte er das entsprechende rationelle System der Strafen überhaupt positiv begründen. Er hat dies gethan, indem er der Feuerbach'schen Theorie vom psychologischen Zwang wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen sucht. Allerdings in einer etwas neuen Wendung, die aber sachlich keinen Unterschied enthält.

Und hiermit komme ich wieder zu dem Ausgangspunkt meiner Erörterungen zurück. Die Abschreckungstheorie ist nämlich auch diejenige, welche Schopenhauer vertritt, und es läßt sich nicht verkennen, daß Keßler unmittelbar auf dessen Schultern steht.

Ich sage: unmittelbar, denn die Theorie ist nicht von Schopenhauer erfunden.

„Diese hier aufgestellte, der gesunden Vernunft unmittelbar einleuchtende Theorie der Strafe ist freilich in der Hauptsache kein neuer Gedanke, sondern nur ein durch neue Irrthümer beinahe verdrängter, dessen deutlichste Darstellung insofern nöthig war. Dieselbe ist, dem Wesentlichen nach, schon in dem erhalten, was Pufendorf, «De officio hominis et civis», Buch II, Kap. 13, darüber sagt. Mit ihm stimmt Hobbes überein: «Leviathan», Kap. 15 und 28. In unsern Tagen hat sie bekanntlich Feuerbach verfochten. Ja, sie findet sich schon in den Aussprüchen der Philosophen des Alterthums: Plato legt sie deutlich dar im «Protagoras» (S. 114, edit Bip.), auch im «Gorgias» (S. 168), endlich im elften Buch «Von den Gesetzen» (S. 165). Seneca spricht Plato's Meinung und die Theorie aller Strafe vollkommen aus in den kurzen Worten: «Nemo prudens punit, quia peccatum est; sed ne peccetur» («De Ira», I, 16)." (Schopenhauer, „Die Welt als Wille und Vorstellung", vierte Auflage, I, 413.)

Hören wir, wie Schopenhauer diese Theorie begründet.

Nach ihm ist der Staat das Mittel, wodurch der mit Vernunft ausgerüstete Egoismus seinen eigenen, sich gegen ihn selbst wendenden schlimmen Folgen auszuweichen sucht und nun jeder das Wohl aller befördert, weil er sein eigenes mit darin begriffen sieht. Der Zweck des Staates ist Rechtsschutz, nämlich Schutz nach außen (durch Kriegsmacht), Schutz nach innen (der Mitglieder des Staates gegeneinander durch Sicherung des Privatrechts) und endlich Schutz der Staatsangehörigen gegen den Beschützer, d. h. gegen den oder die, welchen die Gesellschaft die Handhabung des Schutzes übertragen hat (Garantien des öffentlichen Rechtes). Man sieht, die Staatstheorie Schopenhauer's ist der Rousseau'schen Lehre vom contrat social nahe verwandt; ohne Gesetz kein Staat; nicht nur die Anarchie, sondern auch die Despotie ist ein staatsloser Zustand. Es ist nach Schopenhauer unrichtig, mit Spinoza anzunehmen, daß es ohne Staat auch kein Recht gebe. Das Privatrecht, insbesondere das auf Arbeit (bez. Bearbeitung, Urbarmachung u. s. w.) gegründete Eigenthum ist begrifflich wie historisch vor

dem Staate vorhanden. Aber das Strafrecht ist allerdings erst durch den Staat gegeben. Es setzt ein Gesetz voraus, die Strafandrohung, durch welche der Rechtsschutz verwirklicht werden soll. Soll aber die Strafandrohung Wirksamkeit haben, so muß sie auch vollzogen werden. Nicht der Mensch wird also gestraft, sondern, in Erfüllung des Gesetzes, die That, damit sie nicht wiederkehre; der Mensch ist blos der Stoff, an den die That gesteckt wird, damit dem Gesetze die Kraft bleibe, abzuschrecken.

„Kant stellt die grundfalsche Behauptung auf, daß es außer dem Staat kein vollkommenes Eigenthum gebe. Unserer obigen Ableitung zufolge gibt es auch im Naturzustand Eigenthum mit vollkommen natürlichem, d. h. moralischem Recht, welches ohne Unrecht nicht verletzt, aber ohne Unrecht aufs äußerste vertheidigt werden kann. Hingegen ist gewiß, daß es außer dem Staate kein Strafrecht gibt. Alles Recht zu strafen ist allein durch das positive Gesetz begründet, welches vor dem Vergehen diesem eine Strafe bestimmt hat, deren Androhung, als Gegenmotiv, alle etwaigen Motive zu jenem Vorgehen überwiegen soll. Dieses positive Gesetz ist anzusehen als von allen Bürgern des Staates sanctionirt und anerkannt. Es gründet sich also auf einen gemeinsamen Vertrag, zu dessen Erfüllung unter allen Umständen, also zur Vollziehung der Strafe auf der einen und zur Duldung derselben auf der andern, die Glieder des Staates verpflichtet sind: daher die Duldung mit Recht erzwingbar. Folglich ist der unmittelbare Zweck der Strafe im einzelnen Falle Erfüllung des Gesetzes als eines Vertrages. Der einzige Zweck des Gesetzes aber ist Abschreckung von Beeinträchtigung fremder Rechte; denn damit jeder vor Unrechtleiden geschützt sei, hat man sich zum Staat vereinigt, dem Unrechtthun entsagt und die Lasten der Erhaltung des Staates auf sich genommen. Das Gesetz also und die Vollziehung desselben, die Strafe, sind wesentlich auf die Zukunft gerichtet, nicht auf die Vergangenheit. Dies unterscheidet Strafe und Rache, welche letztere lediglich durch das Geschehene, also das Vergangene als solches motivirt ist. Alle Vergeltung des Unrechts durch Zufügung eines Schmerzes, ohne Zweck für die Zukunft, ist Rache, und kann keinen andern Zweck haben, als durch den Anblick fremden Leidens, welches man selbst verursacht hat, sich über das erlittene zu trösten. Solches ist Bosheit und Grausamkeit und ethisch nicht zu rechtfertigen. Unrecht, das mir jemand zufügt, befugt mich keineswegs, ihm Unrecht zuzufügen. Vergeltung des Bösen mit Bösem, ohne weitere Absicht, ist weder moralisch noch sonst durch einen vernünftigen Grund zu rechtfertigen, und das jus talionis, als selbständiges, letztes Princip des Strafrechts aufgestellt, ist sinnlos. Daher ist Kant's Theorie der Strafe als bloßer Vergeltung, um der Vergeltung willen, eine völlig grundlose und verkehrte Ansicht. Und doch spukt sie noch immer in den Schriften vieler Rechtslehrer, unter allerlei vornehmen Phrasen, die auf leeren Wortkram hinauslaufen, wie: durch die Strafe wird das Verbrechen gesühnt oder neutralisirt und aufgehoben u. dgl. m. Kein Mensch aber hat die Befugniß, sich zum rein moralischen Richter und Vergelter aufzuwerfen und die Missethaten des andern durch Schmerzen, welche er ihm zufügt, heimzusuchen, ihm also Buße dafür aufzulegen. Vielmehr wäre dies eine höchst vermessene Anmaßung; daher eben das Biblische: «Mein ist die Rache, spricht der

Herr, und ich will vergelten.» Wohl aber hat der Mensch das Recht, für die Sicherheit der Gesellschaft zu sorgen; dies aber kann allein geschehen durch Verpönung aller der Handlungen, die das Wort «criminell» bezeichnet, um ihnen durch Gegenmotive, welches die angedrohten Strafen sind, vorzubeugen; welche Drohung nur durch Vollziehung in dennoch vorkommendem Fall wirksam sein kann." (Schopenhauer, „Welt als Wille und Vorstellung", I, 410.)

Keßler folgt ganz seinem Meister, nur daß seine Ausführungen mehr juristisch gehalten sind:

„Die historisch erste und seinem Begriff allein wesentliche Aufgabe des Staates ist der Rechtsschutz, nach außen durch die Kriegsmacht, im Innern durch die Justiz. Alle die andern, in der Neuzeit so riesenhaft angewachsenen Aufgaben, denen er sich mit Fug und Recht unterzieht, kann man hinwegdenken, ohne daß darum der Staat aufhörte, Staat zu sein. Aber ein Staat, der die Aufgabe des Rechtsschutzes von sich wiese, würde damit sich selbst aufheben."

Der Rechtsschutz tritt ein durch Zwang zur Erfüllung der rechtlichen Pflichten, z. B. zur Zahlung der Schuld, zur Herausgabe der fremden Sache u. s. w. Da, wo die Erfüllung nicht möglich ist oder nicht ausreicht, wird der Rechtsschutz durch das Dazwischentreten der zweiten subsidiären Norm, der Pflicht zum Schadenersatz vermittelt. Aber Erfüllung und eventueller Schadenersatz reichen nicht aus; sie folgen der Rechtsverletzung erst nach; der Bürger muß aber schon im voraus gegen flagrante Rechtsverletzungen präventiv geschützt werden. „Nun kann zwar der Staat zu dem Zweck nicht die Menschen wie unverträgliches Vieh voneinander absperren oder unter beständiger Aufsicht halten; oder genauer, er kann und thut dies durch die Polizei nur in höchst beschränktem Umfang. Wohl aber kann er, da er es mit vernunftbegabten und demgemäß nicht nur für die sinnlichen Eindrücke der Gegenwart, sondern auch Vorstellungen von der Zukunft empfänglichen Wesen zu thun hat, sie dadurch von Normübertretungen zurückhalten, daß er den gegenwärtigen sinnlichen Anreiz zur Uebertretung durch Androhung eines ihr folgenden künftigen Uebels paralysirt. Mit andern Worten, er kann, wo die sonstigen Mittel des Rechtsschutzes versagen, diesen präventiv dadurch ausüben, daß er die Normübertretung mit Strafe bedroht."

Die Weisheit des Gesetzgebens wird aber diese Methode, das Uebel durch das Uebel zu verhüten, nur aus zwingenden Gründen zur Anwendung bringen; auch wird sich die Anwendung nach der Stärke des zu schützenden Interesses, der Gefährlichkeit der zu verbietenden Handlung verschieden gestalten.

„Jeder Bestrafung steht das Motiv des Mitleids entgegen, welches auch dem Verbrecher gegenüber nie verstummt und um so stärker sich geltend macht, je geringere moralische Entrüstung die That hervorruft. Aus dem Widerstreit dieses natürlichen Gefühls des Mitleids gegen die zur Strenge antreibende criminalpolitischen Erwägungen, einem Widerstreit, in welchem bald diese, bald jene Seite das Uebergewicht gewinnt, dürfte sich ganz ungezwungen die Verschiedenheit der gesetzlichen Strafmaße erklären, in der man bisher allgemein ein durchschlagendes Argument gegen die hier vertretene Theorie hat erblicken wollen."

Die Ausübung der Strafgewalt erscheint somit als eine Pflicht des Staates. Insofern man nicht mit den Anarchisten die Existenzberechtigung des Staates überhaupt bestreitet, erscheint sie aber eben daher auch als Recht des Staates, zu dessen Wesen ja die Ausübung des Rechtsschutzes gehört. Denn was meine Pflicht ist, das ist mein Recht.

Zweck des Strafgesetzes ist also Schutz menschlicher Interessen mittels Verhütung ihrer Beeinträchtigung durch menschliche Handlungen. Durch ein Verbrechen verletzt ist mithin derjenige, dessen Interesse durch die bezügliche Strafbestimmung nach der Intention des Gesetzgebers geschützt werden sollte. Geschützt werden Interessen einzelner Personen, physischer oder auch juristischer (Corporationen, Gesellschaften u. dgl.). Zu den letztern gehört auch der Staat, insofern er eine juristische Persönlichkeit hat. Man spricht hier wol auch von einem öffentlichen Interesse, womit man aber das Interesse des Staates als juristische Person meint. Geschützt werden jedoch auch öffentliche Interessen in dem ganz andern Sinn, daß eine unbestimmte Anzahl von Personen, nämlich das Publikum, geschützt werden soll. Hierher gehören alle diejenigen Interessen, bei welchen der Sprachgebrauch mit einer nicht ganz logischen Umstellung des Beiworts vom Interesse der öffentlichen Sittlichkeit, Sicherheit, Ordnung u. dgl. zu reden liebt. Man denke z. B. an die Verbote der Inbrandsetzung einer eigenen Sache, der Verursachung einer gefährdenden Ueberschwemmung, der Erregung öffentlichen Aergernisses durch Religionsbeschimpfung oder unzüchtige Handlungen, der Kuppelei, der Bigamie, des Feilhaltens gesundheitsschädlicher Nahrungsmittel, oder andererseits des Verbots des zu schnellen Fahrens, der Ruhestörung u. dgl. Ist ein derartiges öffentliches Interesse geschützt, so kann selbstverständlich die Einwilligung irgendeiner Person, auch des zunächst Betroffenen, die Strafbarkeit nicht aufheben, denn verletzt ist ja nicht er allein, sondern das ganze große und unbestimmte Publikum, das geschützt werden soll. Will dagegen das Strafgesetz nur bestimmte einzelne Personen schützen, so schließt deren Einwilligung die Strafbarkeit nothwendig aus, da ein Interesse, welches sich selbst aufgibt, aufhört ein solches zu sein. Man muß also im Einzelfalle untersuchen, welches Interesse das Strafgesetz nach seinem Wortlaut, Sinn und Zusammenhang schützen will.

Doch auf diese juristische Specialfrage wollten wir ja nicht weiter eingehen. Interessant und auch in ihrer Schreibweise vielfach an Schopenhauer erinnernd sind aber noch die argumenta ad hominem, mit welchen Keßler die Abschreckungstheorie einerseits dem gesunden Menschenverstand plausibel zu machen sucht, andererseits gegen die bekannten Einwürfe der gegnerischen Meinungen vertheidigt.

„Wenn man die eigentliche principielle Tendenz des Gesetzgebers beim Erlaß seiner Strafbestimmungen erkennen will, so wird man darauf zu achten haben, welcher Gesichtspunkt den Ausschlag gibt, wenn es sich darum handelt, irgendeine bisher straflose Handlung durch ein neues Gesetz unter Strafe zu stellen oder die vordem angedrohte zu verschärfen. Man denke beispielsweise an das Gesetz betreffend den Verkehr mit Nahrungsmitteln. Ist es damals irgendjemand eingefallen, die Nothwendigkeit der neuen Strafbestimmungen damit zu begründen, daß jetzt auch die Handlung des Nahrungsfälschers eine als «in sich nichtige» erkannt

worden sei, deren Richtigkeit kraft logischer Consequenz durch die Strafe «offenbar gemacht» werden müsse? Oder, daß jene Handlung die «Rechtsordnung aufhebe», welche daher der «Wiederherstellung» durch nachfolgende Strafe bedürfe? — Danach wäre sie also bis zum Inkrafttreten des Gesetzes, da die neu verpönten Handlungen schon unendlich oft vorgekommen waren, aufgehoben gewesen. — Oder damit, daß man nun auch die Verfälscher der Nahrungsmittel als unmoralische Menschen erkannt habe, deren zeitweise Unterbringung in eine strafende Erziehungs- oder erziehende Strafanstalt geboten erscheine? Würde sich nicht jeder, der solche und ähnliche Gründe hätte vorbringen wollen, geradezu lächerlich gemacht haben; und ist nicht vielmehr der einzig maßgebende Grund für den Erlaß jener Bestimmungen der gewesen, daß man sagte: der Vertrieb gesundheitsschädlicher verfälschter Waaren nimmt überhand; die bisherigen Gesetze reichen nicht aus, um das Publikum gegen die hieraus entstehenden Gefahren zu schützen; es sind energische Maßregeln gegen diese Neigung gewisser Geschäftskreise, auf Kosten von Leben und Gesundheit ihrer Mitmenschen sich zu bereichern, von nöthen; wir wollen deshalb dergleichen Handlungen mit empfindlicher Strafe bedrohen, damit sie wieder zu Seltenheiten werden?"

Ein Haupteinwurf gegen die Abschreckungstheorie ist der, daß die Abschreckung doch keine Wirkung habe. Keßler bestreitet diesen Einwurf als durchaus unrichtig; mit demselben Rechte könne man auch sagen, das tägliche Sterben der Patienten beweise, daß der Zweck der ärztlichen Kunst nicht darin bestehe, die Kranken, sondern die Aerzte und ihre Familien am Leben zu erhalten.

„Statt jenes Argument immer wieder und wieder kritiklos zu wiederholen, sollten die Herren sich doch noch einmal die Frage vorlegen, was wol die Folgen sein würden, wenn heute in Deutschland ein Gesetz dieses Inhalts erginge: «Vom 1. nächsten Monats an sind alle Strafbestimmungen für ein halbes Jahr aufgehoben.» — Zunächst eine allgemeine Panique. Wer etwas zu verlieren hätte und flüchten könnte, würde flüchten. Dann allgemeiner Mord und Todtschlag. Niemand würde des Besitzes irgendeines Gutes sicher sein, soweit er ihn nicht mit gewaffneter Hand vertheidigen könnte und wollte. Bewaffnete Räuberbanden auf der einen, bewaffnete Genossenschaften zur Vertheidigung auf der andern Seite, in beständigem Kampfe: das würden die Folgen sein. Ein Gutes würde aber ein solches Gesetz mit sich bringen: es würde den Leuten einmal ad oculos demonstrirt werden, daß Zweck und Rechtsgrund der Strafe nicht in metaphysischen Träumereien zu suchen sind, sondern in höchst concreten Verhältnissen. Dann der himmelweite Unterschied zwischen einem solchen Zustand und dem, in welchem wir jetzt leben, worauf beruht er? Das bloße Wegfallen der Strafandrohungen als alleinige Ursache des Umschlags beweist es klar: er beruht auf der abschreckenden Kraft des Strafgesetzes und auf nichts anderm."

Man höre endlich auch die Verurtheilung der absoluten Theorie durch Keßler:

„In der That vermag auch nur das Erreichen eines solchen realen, für das Bestehen der menschlichen Gesellschaft schlechthin unentbehrlichen Endzwecks den furchtbaren Apparat der Strafjustiz zu rechtfertigen, dessen unmittelbare Wirkung nur darin besteht, die reichliche Zahl der natürlichen menschlichen Leiden noch

durch eine ansehnliche Summe künstlich geschaffener zu vermehren. Diesen Apparat in Bewegung zu setzen, um dem Bedürfnisse der Einzelnen nach Vergeltung, zu deutsch ihrer Rachsucht, von Staats wegen zu genügen, würde unsittlich und mit dem Amte einer christlichen Obrigkeit ganz unvereinbar sein. Nun aber gar mit den kleinen menschlichen Kräften dem Walten einer höhern vergeltenden Gerechtigkeit nachzuhelfen und es da ersetzen zu wollen, wo es auf Erden auszubleiben scheint, ist kindische Vermessenheit."

Ich bilde mir nicht ein, durch meine Bemerkungen jemand zur Feuerbach-Schopenhauer'schen Abschreckungstheorie oder zu dem Satze „volenti non fit injuria" bekehrt zu haben. Weder mein Eifer noch mein Selbstbewußtsein ist so groß. Im Gegentheil habe ich bedenklich das Haupt schütteln müssen, als ich die Schlußworte Keßler's las, wonach es dieser Schriftsteller zum mindesten für ausgemacht hält, daß er ein altes Problem gelöst und dem „volenti non fit injuria" sein altes gutes Recht auf unbeschränkte Geltung wiedererobert habe. Es gibt auch noch Leute hinter dem Berge, und man wird diese doch wol auch noch hören müssen. Möge dann jeder selbst prüfen und selbst urtheilen. Darin hat aber Keßler recht, daß eine gesunde strafrechtliche Praxis nicht möglich ist ohne eine bis ins tiefste Fundament hinein gesunde Theorie. Und da jeder unbescholtene deutsche Reichsbürger jetzt das Vergnügen und die Ehre haben kann, als Geschworener oder Schöffe selbst die Strafpraxis auszuüben, so ist schon aus diesem hausbacken praktischen Grunde jene ganze Materie keine graue Theorie für ihn.

Ein belgischer Dramatiker.

Von

Hugo Klein.

Parallel mit den Bestrebungen der vlämischen Literaten, von welchen einzelne, wie beispielsweise Conscience, zu europäischem Ruf gelangt sind, geht in Belgien die Wirksamkeit einer zweiten Dichterschule, die sich zwar der französischen Sprache bedient, indessen auch in erster Linie nationale Zwecke verfolgt. Der Einfluß der französischen Sprache und Literatur in Belgien wird immer mächtiger, und die Verdienste jener Männer, welche trotz des fremden Idioms eine nationale Eigenart zu wahren suchen, sind nicht gering anzuschlagen. Die belgische Regierung unterstützte gern diese Bestrebungen und stiftete vor mehr als zwei Jahrzehnten Preise für werthvolle Dramen in französischer Sprache, welche nationale Stoffe behandeln oder nationale Sitten schildern. Die Geschichte kündet es auf manchem glänzenden Blatt, wie eifersüchtig das kleine Völkchen der Niederlande sein nationales Wesen zu wahren suchte, wie heldenmüthig es für seine staatliche Unabhängigkeit in die Schranken trat. Es war der richtige Weg, auf die Bilder einer großen Vergangenheit zu verweisen, um die belgischen Schriftsteller zu einer neuen, eifrigen Theilnahme in Sachen einer nationalen Literatur anzuregen. Bald entwickelte sich auch auf dem Gebiet derselben ein reges Leben.

Als Haupt der neuen Dichterschule, die sich bei dem Gebrauch der französischen Sprache bestrebte, sich von den Einflüssen des modernen Schriftthums in Frankreich, besonders aber von der in mancher Beziehung verwerflichen pariser Mode, die leider auch auf literarischem Felde dem Auslande octroyirt wird, zu emancipiren, muß Charles Potvin bezeichnet werden, ein Mann, der mit umfassendem Wissen poetische Empfindung und dramatische Gestaltungskraft verband. Die Werke Potvin's sind, wenngleich einzelne seiner Theaterstücke in Paris mit großem Erfolge aufgeführt wurden, außerhalb der Grenzen seines Heimatlandes wenig bekannt. Wenn wir es heute unternehmen, ihn dem deutschen Publikum näher zu bringen, so geschieht es nicht blos im Hinblick auf die hochangesehene, führende Stellung, die er unter den Schriftstellern Belgiens einnimmt, sondern vornehmlich aus dem Grunde, weil wir es hier mit einer wirklich interessanten dichterischen Individualität zu thun haben, deren werthvolle Schöpfungen eingehende Würdigung verdienen.

Charles Potvin wurde am 2. Dec. 1818 in Mons geboren, machte seine Studien in Löwen und wurde frühzeitig zum Professor der Nationalliteraturgeschichte in Brüssel ernannt, in welcher Stellung er viele Jahre lang wirkte und vollauf Gelegenheit hatte, zu einer neuen Entwickelung des literarischen Lebens beizutragen. Er übte in dieser Richtung auch in der Presse einen mächtigen Einfluß aus, vor allem durch das Journal „La Nation", das er in den Jahren 1850—53 leitete, noch mehr durch die „Revue de Belgique", welche er 1869 gründete und die das Organ des liberalen Schriftstellerthums in Belgien wurde. Als Literarhistoriker entwickelte er eine umfassende Thätigkeit. Er veröffentlichte 1863 einen in mehrfacher Beziehung interessanten Roman aus dem 12. Jahrhundert: „Perceval de Gallois", gab die Werke Chrétien de Troyes' (6 Bde.) in Uebersetzung heraus, verfaßte eine umfangreiche Biographie desselben, veranstaltete eine Neuausgabe der Werke Ghillebert de Launoy's, die in der Sammlung der königlichen Akademie in Belgien erschienen, und ließ ein höchst bemerkenswerthes Werk über die Anfänge der Literatur in Belgien erscheinen: „Nos premiers siècles littéraires", das zum Theil aus seinen akademischen Vorlesungen besteht. Als politischer Schriftsteller hielt er treu zur Fahne des Liberalismus und betheiligte sich an den belgischen Parteikämpfen durch eine ganze Reihe trefflicher und schlagfertiger Broschüren. Von seinen größern politischen Studien wollen wir erwähnen: „L'église et la morale" (2 Bde., 1858), „Le livre de la nationalité belge" (1859), „Les tablettes d'un libre penseur" (1879), „Le faux miracle du saint sacrément de Bruxelles": Werke, die er unter Pseudonymen veröffentlichte. Seine lyrischen Dichtungen sind in Belgien hoch geschätzt und außerordentlich verbreitet, besonders die beiden Sammlungen von Gedichten „En famille", die mit ihrem intimen Charakter und ihrer anheimelnden Einfachheit von ganz besonderm Reiz sind. Weitere Poesien Potvin's von Werth und Bedeutung sind die folgenden: „Poëmes historiques et romantiques", „Satires et poësies diverses", „Patrie", „Marbres antiques et crayons modernes".

Dem Theater trat Potvin zum ersten mal im Jahre 1862 näher, indem er eine geistvolle Studie über das belgische Schauspiel veröffentlichte. In dieser Studie finden wir bereits bemerkenswerthe Kundgebungen jenes polemischen Geistes, der ihn gegen die aus Frankreich importirte dramatische Literatur Front machen ließ. Er fand die Ziele der französischen Schriftsteller unlauter, die Motive ihrer Theaterstücke frivol, ihre dramatischen Schöpfungen sittenverderbend. Er brachte alle diese Argumente, welche auch in Deutschland so oft, wenngleich vergeblich gegen die dramatische Marktwaare aus Paris geltend gemacht wurden, mit Geist und Schärfe in seiner Schrift „Ueber die literarische Corruption in Frankreich" vor, welche 1873 erschien und großes Aufsehen erregte. Im Jahre 1862 begann er selbst für die Bühne zu arbeiten. Wenn seine Stücke auch nicht sämmtlich zur Aufführung gekommen sind, aus Gründen, die wir weiter unten berühren wollen, so errang Potvin mit der Mehrzahl derselben doch ehrende und bedeutende Erfolge. Im Jahre 1869 wurde ihm der große, alle fünf Jahre vom Staat vertheilte Preis für französische und in den Jahren 1862—76 dreimal der dreijährige Preis für dramatische Literatur ertheilt. Es war nur billig, daß

ihm die Auszeichnung eines Preises zutheil wurde, der zur Hebung der nationalen Literatur gegründet wurde, um welche sich Potvin die allergrößten Verdienste erworben hatte. So vielfach die literarische Thätigkeit Potvin's auch gewesen sein mag, so hat er doch als Dramatiker die größte Bedeutung erlangt. Seine Theaterstücke, mit welchen wir uns hier eingehender beschäftigen wollen, erschienen im Jahre 1880 in zwei umfangreichen Bänden auch im Druck unter dem Titel „Essais de littérature dramatique en Belgique".

Der erste Band enthält die historischen Dramen Potvin's, der zweite Sittenkomödien, die jedoch, wie sogleich hervorgehoben werden muß, keine Unsittenbilder sind, was man bei der gleichen Etikette der pariser Dramatiker stets voraussetzen darf. Man könnte die historischen Dramen Potvin's wol auch patriotische Dramen nennen, denn sie behandeln nicht blos nationale Stoffe, sondern sind von einer glühenden Vaterlandsliebe beseelt und preisen den Heldenmuth der Vorfahren, glorificiren ihre Kämpfe, Leiden und Siege. Die Stoffe haben da den Dichter begeistert, dessen historische Dramen einen großen, edeln Stil zeigen und entschieden bedeutender sind als die Sittenkomödien, so gelungen auch die meisten der letztern sein mögen. Als das beste unter den historischen Dramen möchte ich die „Geusen" („Les gueux") bezeichnen, ein ausgezeichnetes Stück, das auch von bedeutender theatralischer Wirkung sein muß. Es ist das reifste Werk des Autors, der hier mächtige Herzensconflicte mit großen historischen Ereignissen geschickt zu verbinden verstand. Das Stück würde wol die Uebertragung ins Deutsche verdienen, und es ist nur zu verwundern, daß eine solche Uebersetzung nicht schon längst erfolgte. Es spielt in der Zeit der Befreiung der Niederlande vom spanischen Joch. Im ersten Act geht noch Graf Egmont über die Scene, welcher mit dem Prinzen von Oranien eben ein Compromiß der Edelleute zu Stande gebracht hat, das, wie man einen Augenblick glaubt, eine friedliche Entwickelung der niederländischen Zustände unter spanischer Herrschaft möglich machen wird. Bei einem Banket, mit dem der neue Frieden besiegelt werden soll, stellt sich jedoch schon heraus, daß die Erfüllung jener Voraussetzungen zu den Unmöglichkeiten gehört. Das Banket wird von dem Marquis de la Sémois veranstaltet, einem alten, liberalen Edelmann, der aufrichtig an den neuen Frieden glaubt und seine Tochter Marguerite mit einem Sohn des Baron Noircames verlobt, der, einer der Generale Alba's, später als der „Henker von Mons" berüchtigt ward. Die jungen Leute lieben sich zärtlich und die Freude über den Friedensbund ist um so größer, als mit demselben ein Fest der politischen Eintracht verbunden sein soll. Das Fest gestaltet sich jedoch ganz anders. Der Fanatismus der spanischen Edelleute und der niederländischen Anhänger Alba's läßt sich keine Zügel auferlegen, und die Liberalen schwärmen nicht genug für die Versöhnung, um die feindseligen Provocationen ruhig hinzunehmen. Nur zu sehr verrathen die Reden der Spanier, daß sie lediglich pactiren, um Zeit zu gewinnen; die freisinnigen niederländischen Edelleute erwidern die Drohungen der andern, indem sie bei dem Wein die Geusen hoch leben lassen. Während die politischen Gegensätze

auf diese Weise plötzlich brüsk enthüllt werden, suchen der Prinz von Oranien und der Graf von Lamarck, ein Enkel des „Ebers der Ardennen", der später als der Führer der Wassergeusen noch eine wichtige Rolle spielte, vergebens den Grafen von Egmont zur Vorsicht zu mahnen und zur Flucht zu überreden. Oranien und Egmont führen schließlich allein das Wort. „Du kannst das Haupt der Geusen sein", sagt Oranien, „und glaubst an die Gerechtigkeit eines Königs, der dich stark sieht und sich erschüttert fühlt!" — „Aber sein Zweck?" fragt Egmont. „Die Unterdrückung!" — „Mein Verbrechen?" — „Er hat gezittert." — „Das Exil ist das Unglück!" — „Aber nicht die Niederlage." — „Lebe wohl, Prinz ohne Land!" — „Lebe wohl, Graf ohne Kopf!" Und die beiden großen Führer der Niederlande trennen sich, um sich nie mehr wiederzusehen.

Die Ereignisse entwickeln sich rasch und der zweite Act des Stückes spielt bereits nach der Hinrichtung Egmont's und Hoorn's. Der Marquis de la Sémois ist über die meuchlerische That derart empört, daß er die Verlobung seiner Tochter mit dem jungen Noircames rückgängig machen will, bei welcher Gelegenheit er jedoch erfährt, daß die jungen Leute, die mit Recht fürchteten, die Politik könnte ihnen einen Streich spielen und ihre Verbindung hindern, sich bereits vor einiger Zeit von einem Priester im geheimen trauen ließen. Moritz von Noircames besitzt übrigens nicht das harte Herz seines Vaters und begleitet mit Sympathie die gerechte Sache seiner Landsleute. Er rettet dem Grafen Lamarck, dem Führer der Geusen, der in Gefahr geräth, den spanischen Soldaten in die Hände zu fallen, das Leben und eilt zu seinem Vater, um ihn zu beschwören, daß er nicht länger der Handlanger Alba's bleibe. Die Trennung der jungen Ehegatten ist eine rührende, und der Vorhang fällt, während sie beim Abschied glühende Worte der Liebe tauschen und die Wassergeusen in der Ferne ihr wildes Kampflied singen:

Qu'on nous brûle ou qu'on nous éventre,
Bravons bûcher, fosse et licol!
Gueux, plongeons au sang espagnol
Notre bras jusqu'au cou, nos chevaux jusqu'au ventre!
Qu'on nous brûle ou qu'on nous éventre,
Chassons l'intrus de notre sol,
Traquons le tyran dans son antre!

Natürlich vermögen die Bitten des Sohnes Noircames nicht andern Sinnes zu machen. Das fanatische Werkzeug Alba's macht den Sohn zum Gefangenen und betraut den Erzieher Moritz', einen alten Soldaten, Namens Hermann, damit, die Frau und das Kind des jungen Mannes aus dem Schlosse des „Ketzers" de la Sémois zu rauben. Es gelingt dem Manne nur, sich des Kindes zu bemächtigen. Der greise Marquis nimmt nach dieser brutalen That offen Partei für die „Rebellen", greift trotz seines hohen Alters noch einmal zum Schwert und begibt sich nach Mons, das von Alba und Noircames belagert wird. Marguerite, seine Tochter, hält die Pflicht ebenso hoch wie er und schleicht sich in das spanische Lager, um an der Seite des Gatten zu leben und zu sterben. Moritz beschwört sie, zu fliehen, da sein Vater geschworen hat, sie in ein Kloster zu

stecken, wenn er ihrer habhaft werden sollte, und trifft gleichzeitig die Vorbereitungen zur eigenen Flucht. Er bekleidet mit seinem Gewande einen gefallenen Krieger, dessen Züge zufolge eines mächtigen Säbelhiebes, den er empfangen, unkenntlich geworden, und sucht in einer Mönchskutte das Weite. Während Noircames an der vermeintlichen Leiche des Sohnes klagt, erschallt lauter Jubel im Lager — die Kunde von der Bartholomäusnacht verbreitet sich dort; die spanischen Soldaten jauchzen über den Tod der vielen Ketzer und die Enttäuschung der Niederländer, welche auf die Hülfe des Königs von Frankreich gebaut. Der Tod des Sohnes versteinert vollständig das Herz Noircames'; er läßt den greisen Marquis de la Sémois, der als Unterhändler der Bevölkerung von Mons das spanische Lager betritt, grausam hinrichten, und wüthet mit Feuer und Schwert in der unglückseligen Stadt, die sich ihm ergeben mußte und in der er mit neronischer Lust sein Henkergeschäft besorgt.

Der letzte Act führt uns ans Ufer der Maas, welche die feindlichen Heere trennt. Wir sehen die gefahrvolle Flucht der Ehegatten mit ihrem Kinde über den Fluß mit an, gefahrvoll aus dem Grunde, weil der Betrug des jungen Noircames indessen entdeckt wurde und der Fanatiker Hermann die Verfolgung desselben übernahm. Hermann läßt ohne Zögern vom Ufer aus auf die Fliehenden schießen, da er lieber ihren Tod als ihre Vereinigung mit den „Ketzern" sehen möchte. Eine Verwandlung versetzt uns in das Lager Oraniens. Moritz vertauscht seinen Namen mit dem des Marquis de la Sémois, er nimmt den reformirten Glauben an und will ein Kämpfer für die Befreiung der Niederlande werden. Hermann hat sich indessen in dem Gewand eines Geusen in das Lager geschlichen, um den Prinzen von Oranien zu ermorden; im Augenblick der That stürzt sich Moritz zwischen den Prinzen und den Meuchelmörder und empfängt den Dolchstoß, der jenem zugedacht ist. Moritz stirbt in den Armen seiner Frau, und so schließt das effectvolle Stück als Tragödie. Es hat noch einen Epilog. Wir sehen die Standbilder Egmont's und Hoorn's in Brüssel; ein Chor feiert den Ruhm der unglücklichen Opfer spanischer Verfolgungswuth, und zwei Koryphäen, die Repräsentanten der Schwesternationen, legen die belgische und die holländische Fahne am Fuße des Monuments nieder.

Das Drama enthält prächtige und erhebende Bilder aus dem großen Freiheitskampfe der Niederländer und weiß uns durch die rein menschlichen Conflicte, die es vorführt, tief zu rühren. Wir beobachten bei Marguerite wie bei Moritz von Noircames den Widerstreit der Gatten- und Kindesliebe, der zu ernsten und ergreifenden Verwickelungen führt. Die Ereignisse bringen das junge Paar auf den rechten Weg: beide verlassen die Aeltern, um der Pflicht zu gehorchen, um dann vereint auf jener Seite zu erscheinen, wo das Recht vertheidigt wird. Der unnatürliche Kampf des Sohnes gegen den Vater findet die tragische Sühne, die gleichzeitig die Strafe des Vaters für einen Fanatismus bildet, der sich von allen menschlichen Gefühlen losgesagt hat. Auf dem großen Hintergrunde weltgeschichtlicher Ereignisse spielt sich da ein intimes Familiendrama ab, wie es in jenen bewegten Tagen nicht zu den Seltenheiten gehört haben mag, und das uns

durch die edeln Triebfedern, die es bewegen, wie durch den tragischen Ausgang mächtig erschüttern muß. Das Stück ist in Versen geschrieben, in einer schönen, kräftigen Sprache, die immer Schwung gewinnt, wo Liebe und Entsagung, wo patriotische Begeisterung die Worte leiht. Einige der patriotischen Declamationen gegen die Tyrannei Philipp's II. und seine Henker, welche, wie bekannt, Kinder verbrennen und Frauen lebendig begraben ließen, sind wahre Prachtstücke, und wir begreifen sehr wohl, daß man sie in Belgien mit Feuer recitiren mag. Der Verfasser besitzt überdies das Talent, bewegte Kriegsbilder in anschaulicher Weise vor uns aufzurollen, ein Talent, das er gern übt und welches nie die Wirkung verfehlt, wo es, wie in den „Geusen", mit Maß geübt wird. Andern Stücken Potvin's, wo solchen Kriegsbildern, wie wir bald sehen werden, ein zu breiter Raum gewährt wird, gereicht dieser Zug allerdings zum Schaden. Trefflich ist die Charakteristik der handelnden Personen, besonders die spanischen Fanatiker sind mit markanten Zügen gezeichnet. Die Gespräche der Soldaten vor den Zelten Alba's erinnern in ihrer kernigen und kennzeichnenden Weise an „Wallenstein's Lager", wie sich denn auch in mehr als einem Zuge verräth, daß Schiller das Vorbild des Dichters ist.

Das Talent Potvin's, packende Kriegsbilder aufzurollen, kommt noch weit eclatanter in zwei andern historischen Dramen: „Jacques d'Arteveld" und „Le doyen des brasseurs", von welchen das erstere auch mit einem Preise gekrönt wurde, zur Geltung; freilich sprengt dasselbe den Rahmen eines Theaterstückes, welches die lebendige Verkörperung auf der Bühne anstrebt. Thatsächlich ist keins der beiden Stücke zur Aufführung gekommen, obzwar sie, besonders „Jacques d'Arteveld", viele vorzüglich componirte, interessante Scenen enthalten, welche die Wirkung im Schauspielhause nicht verfehlen könnten. Aber dem Autor fehlte die Tugend der Beschränkung, und er ging zu weit in dem Bestreben, die belgischen Straßenrevolutionen theatralisch zu verwerthen. Vor allem rächt sich stets an dem Autor das widersinnige Beginnen, Theaterstücke mit Verachtung der bühnenmöglichen Form zu schreiben, und so sind auch „Le doyen des brasseurs" und „Jacques d'Arteveld" „Buchdramen" geblieben, deren Aufführung trotz ihrer großen Vorzüge und ihres entschiedenen literarischen Werthes immer ein Wagniß bliebe, dem sich die Bühnenleiter, wie die Erfahrung lehrt, nur ungern unterziehen.

Potvin hat bei diesen Dramen selbst von einer theatralischen Aufführung wol abgesehen, wie dies schon der Umstand beweist, daß er die beiden Stücke nicht in Acte, sondern in „Epochen" und „Tableaux" eintheilte. Jacques d'Arteveld war ein Führer des Volkes im 14. Jahrhundert, als die Valois bestrebt waren, die Niederlande in einen festern Verband mit Frankreich zu bringen, während die Machthaber, die sie in den Provinzen regieren ließen, die Privilegien des Volkes misachteten und die französische Herrschaft einzig durch das Uebergewicht der Waffen begründen wollten. Die Uneinigkeit zwischen den niederländischen Städten und Ständen verlieh ihrem Beginnen allerdings manche Chance. Da war es Arteveld, welcher die zerfallenen nationalen Elemente zur Eintracht führte, die gewalthaberischen Franzosen in zehn Schlachten mit seinem Volksheer schlug,

Philipp von Valois zur Anerkennung der Freiheiten und der Neutralität der Niederlande zwang, eine Allianz mit England abschloß und auf dem besten Wege war, den Frieden der Provinzen zu begründen, wäre er nicht bei einem Volksaufstand, den der Vertragsbruch des in Brüssel residirenden französischen „Herzogs" hervorrief, durch den Axthieb eines französischen Soldaten getödtet worden. Der Stoff, den Potvin da behandelte, ist überaus spröde, und es gelang dem Dichter nicht, ihn zu bewältigen und zu einer lebensfähigen Schöpfung zu gestalten. Die einzelnen Tableaux schließen beinahe durchweg mit Straßenkämpfen, und so sympathisch uns auch die knorrigen Volksgestalten Flanderns berühren mögen, welche stets wieder zu den Waffen greifen, um ihr gutes Recht zu vertheidigen, so können uns diese Vorgänge doch kein lebhafteres Interesse abgewinnen. Auch die Gestalt des Helden tritt nicht lebensvoll hervor. Was Arteveld schafft und strebt und zu Stande bringt, wird stets nur erzählt; aus seinem Munde hören wir nur patriotische Declamationen, Standreden im Interesse des Friedens und der Mäßigung, doch fällt es ihm nicht ein, den dünnen Faden der Handlung stärker zu drehen und weiter zu spinnen. Und so bestehen die drei „Epochen" mit ihren acht Tableaux nur aus dramatisirten Staatsactionen und Straßenkämpfen, pompösen Aufzügen und leerem Wortgeplänkel. Ab und zu stoßen wir allerdings auch auf eine schöne, rührende, bezaubernde Scene. Knop, der Führer eines bäuerlichen Guerrillacorps, ist in die Tochter Arteveld's verliebt und will sie entführen. Wider Willen muß er jedoch ein Gespräch der jungen Schönen mit ihrem Bräutigam belauschen, ein Gespräch, in dem die Unschuld und keusche Liebe des Mädchens in entzückenden, rührenden Tönen zu Tage tritt. Ueberwältigt von dem Eindruck ihrer Rede stürzt Knop, der „Bär", ihr zu Füßen, um unter Thränen ihre Hand zu küssen, im Herzen schwörend, ihr Glück nicht zu stören und ihr treu zu bleiben wie ein Hund.... Anmuthige Lichter dieser Art beleben wohlthätig die lärmenden Tableaux dieses Dramas, ohne jedoch das Uebergewicht gewinnen zu können.

Ein Arteveld vielfach ähnlicher Held ist der „Dechant der Brauer", Arnold Kindt, der Held der Straßenkämpfe einer spätern Periode in Brüssel, der Führer eines Volksaufstandes im Anfang des 18. Jahrhunderts, als der Kurfürst Flandern und Brabant an Ludwig XIV. preisgeben wollte. In erhöhtem Maße kehren hier die Fehler wieder, die wir an Potvin's „Arteveld" rügen mußten. Es ist erfreulich, daß der Dichter nur in zweien seiner Stücke die Anforderungen der Bühne misachtete und in den übrigen denselben nach bestem Können zu genügen suchte. Daß dieses Können vollständig ausreicht, beweisen die „Geusen", beweist auch ein zweites Stück, das er zu den historischen Dramen zählt: „La mère de Rubens."

Das Stück behandelt allerdings eine historische Thatsache, wenngleich dieselbe mehr persönlicher Natur ist: das Verhältniß Anna's von Sachsen, der schönen und pflichtvergessenen Gemahlin Wilhelm's, des Schweigers, zu Johann Rubens, dem Vater Peter Paul's. Potvin, der gegen die Immoralität der pariser Dramenliteratur so entschieden Front machte, hat hier trotzdem ein ehebrecherisches Thema behandelt und damit neuerdings bewiesen, daß die Kritik eine sehr schöne Sache,

der Dichter aber nicht immer Herr seiner Stoffe ist, die ihm oft mit unbezwingbarer Gewalt die Feder in die Hand drücken, ob auch sein ästhetisches Gewissen dabei ernstlich beunruhigt sein mag. Freilich war der Stoff, um den es sich in diesem Falle handelt, gar zu verführerisch; und so bedenklich auch das Grundmotiv des Stückes ist, Potvin nützt es zu einer Apologie der Gattenliebe aus. Es ist sicherlich ein bemerkenswerther Zug, daß gerade dieses Stück den stärksten Erfolg auf der belgischen Bühne errungen, wo es noch heute gern gesehen wird, und sogar den Weg nach Paris gemacht hat, wo es im Theater der Porte Saint-Martin zur Aufführung kam und großen Beifall fand. Die „Geusen" sind als literarisches Werk ohne Zweifel von weit größerm Werth als „Die Mutter Rubens'", aber dies letztere Stück ist mit so packenden Theatereffecten ausgestattet und mit so überlegener dramatischer Kunst zu Ende geführt, daß die stärkere Wirkung auf den weltbedeutenden Bretern wol begreiflich erscheint.

Im Mittelpunkt des Stückes steht eine geradezu ideale Gestalt, die Mutter Peter Paul Rubens', deren Tugend und Herzensgröße den Gatten aus den Netzen der gefährlichen Circe erretten, in die er gefallen war. Wir wollen hier eine Skizze der Handlung dieses effectvollen Stückes geben, obschon wir damit kaum alle Schönheiten andeuten können, die es enthält. Die Liebe der Anna von Sachsen zu Johann Rubens, den Wilhelm von Oranien als Berather in politischen Angelegenheiten zu ihr sandte, war eine heftige und leidenschaftliche, sodaß die schöne Frau alle Rücksichten, die sie beobachten sollte, misachtete und den Thron in die Schanze schlug, um sich ihrer Neigung hingeben zu können. Das sträfliche Verhältniß blieb kein Geheimniß, und der Prinz von Oranien war eifersüchtig, seine Ehre zu rächen. Anna von Sachsen wurde für eine Gefangene am Hofe des Herzogs Johann von Nassau, eines Bruders des Schweigsamen, erklärt, bis die eheliche Trennung vollzogen sein würde, Rubens aber verhaftet, um einem schimpflichen Tode zugeführt zu werden, denn der Ehebruch wurde in den Niederlanden zu jener Zeit mit dem Galgen gestraft. Die Gattin Rubens' befand sich bis nach der erfolgten Verhaftung des Mannes in vollständiger Unkenntniß der Sachlage, die sie erst aus einem Briefe Johann's erfährt, einem Briefe voll Reue, der die Selbstanklagen des schuldigen Liebhabers enthält, ohne daß derselbe wagen würde, sich rechtfertigen zu wollen. Er entschuldigt sich wol, wie denkt aber die Frau darüber? Sie sagt am Schlusse eines großen, ergreifenden Monologs mit Hinblick auf ihre Kinder:

> Mon coeur est en lambeaux, ma vie est ravagée,
> Mais le laisser périr, je serais trop vengée!
> Il mérite! Mais c'est eux, que je frapperais!
> Non! qu'il vive pour eux, et nous verrons après!

Die arme Marie, so heißt die Gattin Rubens', will nur dem einzigen Gedanken an die Rettung des Schuldigen Raum gewähren und reist nach Siegen, an den Hof des Herzogs von Nassau, den sie kniefällig bitten will, Gnade für Recht gelten zu lassen und dem Gefangenen das Leben zu schenken. Ihre rührenden Bitten werden kräftig von Anna von Sachsen unterstützt, die bei dieser denkwürdigen Audienz gegenwärtig ist und mit großer Keckheit in Abrede stellt, sträf-

liche Beziehungen zu Rubens unterhalten zu haben. So einträchtig die beiden Frauen auch sind, wenn es gilt, das Leben des Mannes zu retten, den sie lieben, so bricht doch auch ihre Eifersucht in diesem wichtigen Moment mit elementarer Gewalt hervor und droht der Sache, für die sie eintreten, mehr zu schaden als alles andere. Zum Glück bringt Marie in dieser spannenden Scene schließlich ein Argument vor, das dem Herzog einleuchtet. Sie stellt ihm vor, daß man die Schande verbergen müsse, selbst wenn sie erwiesen sei, statt daß man ihr eine Bestätigung durch die Justiz gebe, trotzdem sie nicht erwiesen werden könne. Das kluge Wort veranlaßt den Herzog, die Urtheilsvollstreckung aufzuschieben. Der Prinz von Oranien, der sich schließlich nicht anders die Beweisstücke verschaffen kann, um die Trennung seiner Ehe mit Anna von Sachsen zu ermöglichen, will Johann Rubens das Leben schenken, wenn er ein volles Geständniß ablegen und schriftlich abfassen möchte. Ja, man geht noch weiter, und verfaßt für ihn das wichtige Document, das er nur zu unterzeichnen braucht. Selbstverständlich weist Rubens einen solchen Handel, der Anna von Sachsen an den Pranger stellen müßte, zurück und verlangt als Gnade nur den Tod durch das Beil, statt mit dem Strick. Anna scheut nicht die Schmach, die ihr die Freiheit und den Geliebten wiederschenken könnte, und eilt in die Festung Dillenburg, in deren Kerkern Rubens schmachtet, um ihn zu beschwören, daß er die wichtige Schrift unterzeichne. Was er ihr verweigert, gewährt er seiner Frau, die sich wie die andere hier einfindet, um die entscheidende Unterschrift zu erbitten. Wieder treffen die Frauen zusammen, und nach einer Reihe höchst spannender Scenen verläßt Rubens als „Gefangener auf Ehrenwort" das Gefängniß zwischen Anna von Sachsen und Marie, seiner legitimen Frau.

Er darf in sein Haus zurückkehren, wird jedoch streng überwacht. Anna's Freiheit wird auch beschränkt, und die beiden sehen sich zwei Jahre lang nicht. Rubens lebt wieder an der Seite von Marie, ohne daß ihm dieselbe seinen Fehltritt verzeihen könnte. Die zärtliche Achtung, die er ihr bezeugt, verletzt sie; sie glaubt noch immer, er liebe Anna von Sachsen und würde sich mit ihr vereinigen, wenn ihm das möglich wäre; sie tritt schließlich hochherzig vor ihn, will allen ihren Rechten entsagen und fordert ihn auf, frei zwischen ihr und Anna zu wählen. Johann Rubens hat die Wahl längst schon getroffen, denn er liebt die Gattin mit zärtlichem Herzen und weiß zwischen dieser Liebe und der flüchtigen Leidenschaft des Augenblicks, die ihn zu den Füßen Anna's geführt, wohl zu unterscheiden. Das glückliche Paar feiert ein Fest der Versöhnung, und vergebens beschwört ihn Anna von Sachsen ein Jahr später — sie trifft im Hause Rubens gerade zur Taufe eines gottbegnadeten Kindes ein, das den Namen Peter Paul erhält — ihr zu folgen und anzugehören, nachdem die Ehescheidung von dem „Schweigsamen" vollzogen worden sei — Johann bleibt seiner Gattin treu. In dem Schmerz darüber, das Herz des Geliebten verloren zu haben, gibt sich Anna von Sachsen den Tod, indem sie sich einen Dolch in die Brust stößt. Ihr Tod, der uns den letzten Zweifel an der Wahrheit ihrer Leidenschaft benimmt, versöhnt uns ein wenig mit der seltsamen Rolle, die sie in diesem Stücke spielt. Der Dichter hat diese Gestalt nicht unsympathisch gezeichnet, er zeigt sie uns als ein starkgeistiges

Weib, das sich kühn über die landläufigen „Vorurtheile" hinwegsetzt; so scharf aber auch ihr Verstand ist, er zieht stets den kürzern, wenn das heiße Blut zu sprechen beginnt. Diese Figur bildet den interessantesten Gegensatz zur Gattin Johann Rubens', welche die zärtlichste und reinste Liebe bewegt, eine Liebe, die nur den Sieg erringt, weil sie die Leidenschaften stets durch den Verstand meistern läßt; Marie vermag ihren verletzten Stolz, ihre Eifersucht, ihr Rachegefühl zum Schweigen zu bringen, nur um das Leben des Mannes zu retten, und bewahrt ihre edle Weiblichkeit bis ans Ende.

Die „Mutter Rubens'" wurde wie die „Geusen" und „Jacques d'Arteveld" mit einem Preise ausgezeichnet und hat dies als ein eminent bühnenwirksames Stück, das viele Scenen von hinreißendem Schwung besitzt, wohl verdient.

Die „Sittenkomödien" Potvin's sind nicht von gleichem Werth, wenn auch jede derselben die ernste Arbeit eines talentvollen Bühnendichters ist. Auch diese Stücke, die in modernen, bürgerlichen Kreisen spielen, sind sämmtlich in Versen geschrieben, was ihnen jedoch nur zum Vortheil gereicht; die Verse lassen die Sprache der handelnden Personen nicht gekünstelt erscheinen und kommen niemals, wie dies bei andern Komödien dieser Art so oft der Fall, mit trivialen Vorgängen des täglichen Lebens in Widerspruch; der Ausdruck besitzt bei aller Einfachheit stets einen gewissen Adel, die Scene erscheint auf ein höheres Niveau gehoben. Als das beste und interessanteste dieser socialen Schauspiele Potvin's möchte ich den dreiactigen „Luxus" bezeichnen, der in der Conception sowol wie in der trefflichen Sittenschilderung vielfach an Augier's „Fourchambaults" erinnert, was um so bemerkenswerther, als das Stück Potvin's im Jahre 1862 entstand und doch so modern erscheint, als wäre es heute geschrieben worden. Die Handlung ist die folgende: „Der reiche Notar Greuzot de Glabais hat eine ernste Jugendsünde auf dem Gewissen. Es lockte ihn, die Tochter und das Vermögen seines einstigen Patrons zu gewinnen, die ihren Preis hatten, welchen er bezahlte und der darin bestand, daß er gegen einen gewissen Champtaine einen ungerechten Proceß durchführte und gewann. Dieser Herr Champtaine, eine vordem angesehene Persönlichkeit, wurde dadurch ins Elend gestürzt und in den Bankrott getrieben. Als Greuzot später seine Missethat gut machen wollte, war Champtaine bereits gestorben, seine einzige Tochter Anna aber verschwunden. Daß sie aber noch existirte, das empfand Greuzot in höchst unangenehmer Weise alljährlich an einem bestimmten Tage, an dem ihm eine Theilzahlung auf seine Restforderung an Champtaine zukam. Diese Zahlungen empfand Greuzot stets wie einen Schlag ins Gesicht, um so mehr, als sein früherer Patron und nachmaliger Schwiegerpapa das begangene Unrecht vor dem Tode eingestand, ja notariell beglaubigen ließ. Die Zahlungen rühren von Anna her, die einen andern Namen angenommen hat und eine vielgefeierte Sängerin geworden ist. Sie übt ihre Kunst nur aus, um die Schuld des Vaters ausgleichen zu können, und mit der letzten Rate, die sie bezahlt, hat sie auch das Glück gewonnen, denn sie kann nun der Bühne entsagen und dem Manne die Hand reichen, den sie liebt.

Dieser Mann ist der Journalist Jacques Bresson. Jacques' Bruder Fernand

liebt die Tochter Greuzot's, Marguerite, die ihm ihr Herz geschenkt hat, wird jedoch von der hochmüthigen Mama zurückgewiesen, welche keine „Sängerin" in der Familie haben will. Die Mama führt das Regiment im Hause, hält dem Manne stets vor, daß ihm nur ihr Vermögen Wohlhabenheit verschaffte, und treibt ihn in ihrer Sucht nach Glanz und Reichthum zu gewagten und unlautern Speculationen. Greuzot will schließlich mit Hülfe gefälschter Depeschen einen großen Börsencoup durchführen, der ihn zum Millionär machen soll, was wol verlohnt, das ganze Vermögen auf das Spiel zu setzen. Er findet jedoch den Journalisten Bresson auf seinem Wege, der seine Schliche durchschaut, sie hintertreibt und den Mann ruinirt. Voll Hochherzigkeit erstattet jedoch die Braut Bresson's, Anna Champtaine, Marguerite das Vermögen, das soeben im Börsenspiel verloren und gewonnen wurde — Marguerite, die nun doch ihre Schwägerin wird.

Dies ist in einer dürftigen Skizze die bewegte Handlung des Stückes, das uns in grellen Farben die Gefahren des übertriebenen Luxus, die Abwege, auf welche die gewissenlose Speculation in der Jagd nach dem Gelde geräth, den Dünkel des protzigen Reichthums schildert. Das gut componirte, wirkungsvolle Stück verdiente auch in Deutschland bekannt zu werden.

Die vieractige, lustspielmäßige „Comédie électorale" leidet an dem Grundfehler, daß eines kleinlichen Zweckes willen allzu schwere Hebel in Bewegung gesetzt werden. Eine leidenschaftliche Wahlagitation reißt nämlich auch den gutmüthigen Jean Barnaret fort und bringt ihn dazu, sich von dem Pantoffelregiment seiner schönen Frau zu emancipiren. „Tant de bruit pour une omelette!" könnte man angesichts der lärmenden Wahlscenen sagen, die in schwerer Menge an uns vorüberziehen. Das Stück besitzt indessen auch einige ausgezeichnete satirische Züge. Satirisch ist auch die kleine Bluette: „Les truffes", zu deutsch wäre der Titel wol: „Mit Speck fängt man Mäuse." Das Stück eines belgischen Dichters erringt nämlich in Brüssel einen großen Erfolg, dank der Zeitungsente, daß sein Mitarbeiter ein — pariser Modedramatiker sei. Das Thema ist mit viel Lustigkeit behandelt und wirft dabei einige scharfe Schlaglichter auf die literarischen Verhältnisse in Belgien. Originell ist der Stoff einer andern Bluette Potvin's: „Patchouli". Ein junges Ehepaar macht eine Hochzeitsreise nach Paris, die junge Frau will dort alles sehen, die Galerien des Louvre, wie die — Salle Mabille. Die kleine Frau fürchtet nicht den starken Duft des Patchouli, der junge Ehemann fühlt sich auch ihretwegen ganz beruhigt; leider kommt er aber darauf, daß er das Patchouli fürchten muß — seiner eigenen Person willen. Er wird vor den Gefahren der pariser Lebewelt aber wieder durch das Patchouli gerettet, diesmal durch ein sehr materielles Patchouli, welches die junge Frau durch eine Ohnmacht belehrt, daß ihr Mutterfreuden bevorstehen. Und so rüstet man zur Heimreise.

Höchst interessant ist das feine psychologische Motiv der vieractigen Komödie „L'homme de génie". Die Frau eines gefeierten Dichters hat die Manie, ihrem Mann Personen aus der Gesellschaft zuzuführen, die ihm als Modell zu den Gestalten seiner Romane und Schauspiele dienen könnten. Und so bringt sie eines

Tags auch ein junges Mädchen zu ihm, „das Modell zu einem Engel", einen Fund, über den sie ganz glücklich ist. Von allen andern Verwickelungen abgesehen, muß die junge Frau aber die bittere Erfahrung machen, daß dieses Modell ihrem Manne eine Begeisterung einflößt, wie sie dieselbe hervorzurufen niemals im Stande war, eine Begeisterung, die an Liebe grenzt. Dieses hochinteressante Motiv, das nur ein echter Dichter ersinnen kann, wird sehr ansprechend, mit feiner Empfindung durchgeführt und zu Ende gebracht.

Somit hätten wir die dramatischen Werke Potvin's Revue passiren lassen. Der Leser wird wol den Eindruck empfangen haben, daß man es da mit einem schöpferischen Talent von großer Vielseitigkeit zu thun hat, das durch den Reichthum an Ideen, durch die warme Begeisterung für die dramatische Kunst und das nationale Leben, durch die bilderreiche, schwungvolle Sprache seiner wohlklingenden Verse allen Dichtungen Glanz gegeben, die seinen Namen tragen. Speciell große Bedeutung für Belgien verleihen Potvin seine Bestrebungen zur Begründung einer nationalen dramatischen Literatur. Er selbst charakterisirt diese Bestrebungen trefflich wie folgt: „Alle aufgeklärten Geister bewundern die Meisterwerke der verschiedenen Länder, und besonders Frankreich erfreute sich, dank drei großen literarischen Jahrhunderten, einer universellen Gunst in der Adoption seines Ruhms; doch gibt es kein Volk, das einige Selbstachtung besitzt, welches seit hundert Jahren nicht ernstliche Anstrengungen gemacht hätte, um das Monopol der wechselnden pariser Repertoires zu brechen, die den übrigen Nationen weit fremder sind zufolge der Sitten, die sie schildern, als durch den Ort, von dem sie herstammen. Je mehr man von der Universalität des Genies überzeugt ist, desto weniger versteht man sich dazu, vorübergehenden Moden zu huldigen. Nur derjenige, dem die Meisterwerke unbekannt sind, findet in den ephemeren Erscheinungen Befriedigung." Daß die Bestrebungen Potvin's in dieser nationalen Richtung nur zum Theil vom Erfolg gekrönt erscheinen, beweist der resignirte Ton, den er in der Vorrede zu seinen Dramen anschlägt, wenn er auf das literarische Leben in seinem Vaterlande zu sprechen kommt. Ein Mann kann in solchen Dingen viel, doch nicht alles richten, und es muß den Schülern und Nachstrebern Potvin's überlassen bleiben, seine Ideale zu verwirklichen. Sie werden sicherlich zum Ziele gelangen, wenn sie sich zu den edeln künstlerischen Grundsätzen bekennen, welche der Meister hochgehalten hat. „Ich werde niemals", schreibt Potvin, „zu der mehr photographischen als künstlerischen Schule gehören, die sich damit begnügt, ein gutes Modell zu suchen und es genau zu copiren. Die Stoffe der Kunst ergeben sich durch Beobachtung, die Form aber ist ganz Erfindung; die Personen, die sie erschafft, sollen einer ganzen Kategorie Menschen ähnlich sein, und nicht das Porträt eines einzelnen bilden; dem wirklichen Leben entnommen, sollen sie trotzdem eine eigene Existenz, eine artistische Individualität besitzen, und als die wahren Typen der menschlichen Sitten müssen sie die lebendigen Kinder ihres Vaters, des Poeten sein." Und weiter: „Wenn ich gedacht hätte, daß irgendeine Idee, irgendein Wort nur einem Individuum gehöre, so hätte ich, so groß oder so dumm es auch sei, ihm nie die Ehre der Reproduction erwiesen, denn diese

Idee und dieses Wort wären unwürdig der Kunst, welche allgemeine Züge der Größe oder Dummheit verlangt und nicht die Silhouette einer Ausnahme ohne Bedeutung, oder eines Dummkopfes ohne Rivalen."

Mit diesem scharfen und treffenden Worte, das sich gegen die naturalistische Schule in Frankreich kehrt, schließen wir unsere Studie über Charles Potvin, den manche einen Phantasten, manche einen Idealisten nennen werden, je nachdem sie die Richtung seiner literarischen Bestrebungen oder den Inhalt seiner Kunst ins Auge fassen, der aber jedenfalls ein Dichter ist, den die edelsten Intentionen beseelen. Man gebe Belgien einige Potvin — und es wird seine nationale Literatur errungen haben!

Chronik der Gegenwart.

Politische Revue.

18. Juli 1885.

Die braunschweigische Frage nimmt gegenwärtig, während die deutsche Politik sonst Ferien hat, die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch. Beim Bundesrathe hatte Preußen den Antrag gestellt: „die verbündeten Regierungen möchten die Ueberzeugung aussprechen, daß die Regierung des Herzogs von Cumberland in Braunschweig mit dem innern Frieden und der Sicherheit des Reiches nicht verträglich sei, und beschließen, daß die braunschweigische Landesregierung davon verständigt werde." Bei der Motivirung des Antrags berief man sich auf den Art. 76 der Verfassung, welcher die Bestimmung enthält, daß Streitigkeiten nicht privatrechtlicher Natur zwischen verschiedenen Bundesregierungen auf Anrufen des einen Theiles vom Bundesrath erledigt werden sollen; der Regierungsantritt des Herzogs von Cumberland müsse zu solchen Streitigkeiten zwischen Preußen und Braunschweig führen, der Bundesrath also auch dem Entstehen solcher Streitigkeiten vorbeugen. Offenbar hatte diese Interpretation etwas Künstliches: der Art. 76 gab dem Bundesrath doch kein Recht zu Präventivmaßregeln und hätte erst nach der Thronbesteigung des Herzogs von Cumberland in Kraft treten können. Der Justizausschuß des Bundesraths hegte auch solche Bedenken und gab dem Antrag, ehe er vor das Plenum gebracht wurde, eine andere Fassung, ohne seinen eigentlichen Inhalt irgendwie dadurch zu gefährden, sodaß Preußen dieser Fassung zustimmen konnte. Es hieß also, daß die Regierung des Herzogs von Cumberland in Braunschweig im Hinblick auf die von ihm geltend gemachten Ansprüche auf Gebietstheile Preußens mit den Grundprincipien der Bundesverträge und der Reichsverfassung nicht vereinbar sei, da der Herzog sich in einem dem reichsverfassungsmäßig gewährleisteten Frieden unter Bundesgliedern widerstreitendem Verhältniß zu dem Bundesstaate Preußen befinde. Der Antrag erhielt die Mehrheit der Stimmen im Bundesrathe; nur Mecklenburg-Strelitz und Reuß ältere Linie stimmten dagegen; Braunschweig und Oldenburg enthielten sich der Abstimmung; Mecklenburg-Schwerin und die beiden Lippe erklärten ihre zustimmenden Voten in etwas anderer Weise.

Der welfische Adel wurde durch die Verhandlungen beim Bundesrathe in große Aufregung versetzt. Graf von Bernstorff-Grabow hatte eine Eingabe an diesen gerichtet, in welcher er die in der Motivirung des preußischen Antrags den Welfen gemachten Vorwürfe zurückwies: 142 welfische Adelige veröffentlichten nachträglich eine Erklärung, in welcher sie der Eingabe des Grafen Bernstorff zustimmten.

Doch in Braunschweig selbst sollte dem Welfenthum der härteste Schlag zugefügt, und jene ebenso „wahrheitsgemäße wie zutreffende" Erklärung in ein Licht gerückt

werden, das dem Eifer der Getreuen gefährlich werden mußte. In der geheimen Sitzung des braunschweigischen Landtags am 30. Juni theilte der Staatsminister Graf Görtz mit, daß die Erklärungen des Herzogs von Cumberland, die er in dem Briefe an den Herzog von Braunschweig vom 14. Jan. 1879, und diejenigen, die er in dem gleichzeitigen, in dasselbe Couvert eingelegten Briefe an die Königin von England abgegeben, sich in auffallender Weise widersprächen: schon wegen dieses Widerspruchs hatte der Herzog von Braunschweig es nicht für loyal gefunden, jene erste Erklärung, wie es der Briefsteller wünschte, dem braunschweigischen Landtage mitzutheilen. In jenem ersten Briefe war die Anerkennung des Herzogthums als eines Theils des Deutschen Reiches unumwunden anerkannt, während in dem Briefe an die Königin der Herzog erklärte, daß er seine Ansprüche auf das Königreich Hannover aufrecht erhalte, obschon dasselbe durch die Reichsverfassung dem Königreich Preußen garantirt worden war. Ein Verzicht darauf, erklärte der Prinz, könne ihm nicht zugemuthet werden; er sei überzeugt, daß die Erfüllung der ihm als Herzog von Braunschweig obliegenden Pflichten nicht beeinträchtigt werden würde durch den Vorbehalt der Rechte, welche ihm von seinen Vorfahren in Beziehung auf Hannover überkommen seien. Diese Diplomatie im welfisch-ultramontanen Stil verfehlte denn nicht, eine, wenngleich von jener Seite nicht erwartete Wirkung auszuüben: einstimmig erklärte der Landtag auf den Rath des Ministeriums und auf Vorschlag der staatsrechtlichen Commission seine rückhaltlose Zustimmung zu dem die factische Successionsunfähigkeit des Herzogs von Cumberland aussprechenden Antrag beim Bundesrathe.

Nicht weniger unglücklich als der Herzog von Cumberland war der Herzog von Cambridge, der sich anfangs um die Regentschaft in Braunschweig bewarb, solange der legitime Fürst verhindert sei, und als man ihm nachwies, daß eine solche Verhinderung nicht stattfinde, aus seiner Bereitwilligkeit kein Hehl machte, als Regent, oder eventuell als Herzog über Braunschweig zu regieren, während er seinen Wohnsitz in London und seine Eigenschaft als britischer General und britischer Unterthan beibehält. Daß diese Anträge erfolglos blieben, ist selbstverständlich; eine Wirkung hatten sie dennoch: es wurde an maßgebender Stelle ein Antrag beim Bundesrathe ins Auge gefaßt, demzufolge nichtdeutsche Prinzen von jeder Succession im Reichsgebiet ausgeschlossen werden sollten. Dadurch wird auch der Nachfolger des Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha, der Herzog von Edinburgh, der als britischer Admiral deutscher Thronerbe ist, in seinem Thronrecht bedroht.

Außer der braunschweigischen Erbfolgefrage sind es nur vereinzelte Regungen des Parteilebens in Deutschland, welche größeres Interesse in Anspruch nehmen können. Die Nationalliberalen halten Parteitage in Schlesien und Westfalen: die Socialdemokraten greifen zum Theil ihre Führer in heftiger Weise an; der Bruch zwischen den Parlamentariern und den Anarchisten war zwar schon lange vorhanden; jetzt gewinnt es indeß den Anschein, als ob auch bei den Socialdemokraten, die nicht auf anarchischem Boden stehen, sich eine Unzufriedenheit mit der parlamentarischen Führung Bahn breche. Inzwischen ist ein Anarchist, Lieske, als Mörder des Polizeiraths Rumpf in Frankfurt a. M. auf Grund von Indicien, welche die Geschworenen für überzeugend hielten, zum Tode verurtheilt worden. Die christlich-sociale Partei und die Antisemiten befleißigen sich, ihrem Führer, dem Hofprediger Stöcker, lärmende Huldigungen darzubringen, nachdem sich derselbe durch seine Zeugenaussagen in dem Proceß gegen die „Freie Zeitung“ Blößen gegeben hat, die gewissermaßen amtlich constatirt sind, da der Gerichtshof selbst die Flüchtigkeit und Leichtfertigkeit seiner Aussagen gerügt hat. Der Lärm seiner Anhänger erinnert an den Lärm, den die wilden Völker bei einer Mondfinsterniß machen, um den bösen Geist zu verscheuchen.

Die französische Regierung ist durch Nachrichten aus Annam überrascht worden, welche in die Kammerdebatten über den Friedensvertrag mit China einen Mislaut brachten. Aus den Depeschen des Generals Courcy ging hervor, daß am 5. Juli, nachdem sich der General in die Hauptstadt begeben, um seine Vollmachten zu überreichen, die Gesandtschaft und die Citadelle von den Annamiten angegriffen wurde. Die französischen Truppen schlugen den Angriff zurück; die Annamiten erlitten empfindliche Verluste. Tröstlich fügt Courcy hinzu, daß die 30000 Mann Franzosen in Tongking vollauf genügen werden, um allen Ereignissen ruhig entgegensehen zu können; offenbar waren dem General die in Thuau-an zurückgelassenen Zuaven zu Hülfe gekommen; auch hatte er rasch für weitern Truppennachschub gesorgt; doch mit dem Zurückschlagen dieses nächtlichen Ueberfalls wird der Widerstand der Annamiten gegen die französische Schutzherrschaft nicht gebrochen sein. Der Regent ist in der Gewalt der Franzosen und hat eine Proclamation Courcy's an die Annamiten mit unterzeichnen müssen. In der Kammersitzung vom 6. Juli wurde, trotz dieses Zwischenfalls, der die ostasiatischen Erfolge Frankreichs in einem zweifelhaften Lichte erscheinen ließ, der Friede mit China unterzeichnet, obschon der Bischof Freppel die Vertagung der Berathung verlangte. Freycinet gab sich Mühe, nachzuweisen, daß die Beziehungen Frankreichs zu Annam mit dem chinesischen Vertrage nichts zu thun hätten, die Beziehungen zwischen Annam und China seien nur noch traditionell; sie gehörten der Geschichte an. Lockroy erklärte, er wolle dem Vertrag zustimmen, weil er das traurige Abenteuer endlich beendigt sehen wollte. Clémenceau kritisirt aufs schärfste die Politik des Cabinets Ferry; es habe 30 Mill. verausgabt, Tausende von Soldaten geopfert, ohne vorher das Land mit seinen Colonialplänen bekannt gemacht zu haben. Die Niederlage von Langson, deren Ursache noch ergründet werden müsse, zwinge Frankreich, einen Friedensvertrag zu unterzeichnen, der weniger günstig sei als der von Tientsin. Der Vertrag beweise nicht, daß die Beziehungen zwischen China und Annam abgebrochen seien: die Regierung müsse die künftige Kammer entscheiden lassen, ob das Land mit der dauernden Besetzung Tongkings einverstanden sei. Die Annahme des Vertrags war wol ein Vertrauensvotum für das neue Cabinet; am schwersten wurde es der Kammer, auf den Schadenersatz zu verzichten.

Die Verträge mit den asiatischen Regierungen können, wie auch Salisbury neuerdings im Parlament erwähnte, nur ein geringes Maß von Sicherheit gewähren. So scheint es fast als ein ironisches Spiel des Zufalls, daß, während der Ueberfall von Hué zur Genüge beweist, was von den bisherigen so gepriesenen Verträgen mit Annam zu halten ist, die französische Kammer den Friedensvertrag mit China fast gleichzeitig annahm. China wird immer hinter Annam stehen, wenn es von diesem Lande auch keinen Tribut mehr erhält: die Feindseligkeit gegen die französischen Eindringlinge ist beiden gemeinsam.

Bei der Debatte am 6. Juli trat Clémenceau wieder in den Vordergrund: es gilt für die bevorstehenden Wahlen, die nach dem Listenscrutinium stattfinden werden, sich eine wachsende Popularität zu verschaffen. Clémenceau ist ein Radicaler, aber er gehört nicht zur socialistischen Linken, die alle bisherigen Staatseinrichtungen aus dem Wege räumen, Minister und Senat und das stehende Heer abschaffen will: er gehört einer regierungsfähigen Partei an. Das Programm derselben verlangt die Ausdehnung des allgemeinen Stimmrechts auch auf die Wahlen zum Senat, die Reformirung des Steuerwesens durch Einführung einer progressiven Einkommensteuer, allgemeine gleiche dreijährige Militärdienstzeit, Trennung der Kirche vom Staat und freiere Organisation der Arbeit. Unter dieser Fahne hoffen die Radicalen zu siegen und Clémenceau einmal ein Cabinet zu gründen, das seinen Namen trägt.

Das neue englische Ministerium, unter dem Vorsitz des Lord Salisbury, ist insofern in einer schwierigen Lage, als es die Erbschaft des Cabinets Gladstone ohne das beneficium inventarii antreten muß, während seine Mitglieder selbst diese Politik bisher aufs äußerste bekämpft haben und die Nation von ihm erwartet, daß es eine entgegengesetzte Marschroute einschlagen wird. Aus der großen Rede Salisbury's vom 6. Juli im Oberhause, welche das Programm der neuen Regierung enthält, sprach das volle Bewußtsein dieser etwas zweideutigen Lage, welche dazu nöthigt, eingegangene Verpflichtungen zu respectiren und Verhandlungen zum Abschluß zu bringen, während sie überall, wo ihr nur einigermaßen freie Hand geboten ist, die gänzlich abweichende Richtung zu erkennen gibt, die sie später einzuschlagen gedenkt. Rußland gegenüber will Salisbury ehrlich die von seinem Vorgänger eingegangenen Verpflichtungen erfüllen; doch hebt er hervor, daß man den Verträgen mit centralasiatischen Machthabern nicht zu sehr vertrauen dürfe, und daß daher England selbst auf seine Sicherheit bedacht sein müsse. Das ist klar, daß bei jedem Zwischenfall, und wenn Rußland selbst von den Punktationen mit England abwiche, Salisbury mit ganz anderer Energie als Gladstone die Interessen Angloindiens wahren und vor einem Kriege nicht zurückscheuen würde. Es ist dies die Ueberzeugung des Cabinets, wie sie ein Mitglied desselben einem Interviewer, dem londoner Correspondenten der „Kreuzzeitung“, gegenüber aussprach. Der Glaube, daß Rußland sein Wort nicht halte, scheint, wenn auch Salisbury der russischen Regierung ein etwas anders lautendes Compliment machte, doch der herrschende in Downing-Street zu sein.

Mit Bezug auf die ägyptische Politik konnte sich Salisbury nur in einer sehr verclausulirten Weise äußern, da die europäische Diplomatie sehr feinhörig ist, wenn es die Interessen des Nillandes gilt.

Der Minister kann sich nicht von der Tradition lossagen, daß England, welches so große Opfer für das Nilland gebracht hat, auch nach wie vor seine Hand über dasselbe halten müsse; mit einer Neutralisirung Aegyptens ist er nicht einverstanden: die Lösung der ägyptischen Frage soll England unabhängig von den andern Mächten durchführen. Dazu sind zunächst Ersparnisse in der Finanzverwaltung nöthig; Sir Drummond Wolff geht dorthin, um andere Verwaltungsgrundsätze einzuführen, vor allem eine strengere Controle. Eine Absetzung des Chedive ist ausgeschlossen: England hat allen Grund, mit ihm zufrieden zu sein, und den verschwenderischen Ismail-Pascha an seine Stelle zu setzen wäre ein offenbarer Misgriff.

Eine entschieden von Gladstone's Politik abweichende Stellung nimmt Salisbury gegenüber dem Sudan ein; seine Partei hat das Preisgeben dieser für Aegypten so wichtigen Länder stets gemisbilligt und Gladstone deshalb aufs heftigste angegriffen. Doch jetzt, nachdem nicht nur beschlossen worden, den Sudan zu räumen, nachdem diese Räumung größtentheils ausgeführt ist, steht Salisbury einer Thatsache gegenüber, welche schwer rückgängig zu machen ist. Nach den neuesten Nachrichten ist nun auch Dongola vollständig geräumt worden; doch will Salisbury zunächst den Sudan soviel wie möglich retten. Offenbar hat die inconsequente Politik Gladstone's Italien in das afrikanische Abenteuer gestürzt, und die Truppen Italiens stehen ziemlich zwecklos am Rothen Meere. Das Ministerium Mancini ist über diese Colonialpolitik, deren große Perspectiven sich nur zu rasch wieder im Dämmer verloren, zu Fall gekommen; doch scheint Salisbury mit seinem Nachfolger Depretis das gute Einvernehmen aufrecht erhalten zu wollen. Für eine mehr active Wendung der englischen Politik bleiben die Italiener, die doch einmal an Ort und Stelle sind, schätzbare Bundesgenossen. Die $4\frac{1}{2}$ Mill. Pfd. St., welche das Haus der Gemeinen Gladstone für die Sudanexpedition bewilligt hat, konnten nicht aufgebracht werden mittels jener Steuererhöhungen, die Gladstone vorgeschlagen hatte. Salisbury wird vielleicht dieselben Maßregeln wieder in Vorschlag bringen: in

der Verweigerung jener Steuerzuschläge sprach sich doch nur das Mistrauen aus, welches das Parlament gegen den Premierminister hegte, der Gordon geopfert und in allen Welttheilen das Signal zum Rückzuge für die englische Politik gegeben hatte.

Inwieweit die Nachricht vom Tode des Mahdi, die sich jüngst verbreitet hat, den Engländern zu einem erneuten aggressiven Vorgehen im Sudan Muth machen wird, muß schon die nächste Zeit lehren. Noch harrt jene Kunde der Bestätigung, und wer könnte voraussagen, ob die ganze Bewegung, die gegen die europäische Fremdherrschaft gerichtet ist, dadurch zum Stillstand kommen, ob mit dem Nimbus des Mahdi der Fanatismus seiner Anhänger verlöschen wird? Vielleicht wird Osman-Digma oder ein anderer sich an die Spitze stellen und die Fahne des Propheten hochhalten; die Nachrichten über die Vorgänge in Kordofan und über die Bewegungen im Sudan laufen so spärlich ein, daß niemand in Europa sich ein klares Bild von ihnen machen kann.

Wenn von vielen Seiten der Mahdi als Vorkämpfer des Panislamismus angesehen wurde, so hätte er doch kaum die Achterklärung von sich abwenden können, welche die Ulemas von Mekka gegen ihn in Aussicht stellten. Er ist nämlich durchaus kein correcter Prophet und setzt sich über den Buchstaben des Gesetzes hinweg, indem er im Geiste Mohammed's nur das Schwert, das die Welt dem Glauben erobern soll, zu kennen scheint. So hat er ein Fatmeh erlassen, demzufolge die Gelder und Kostbarkeiten der Moscheen zu Kriegszwecken verwendet werden sollen. Das hat die Glaubenswächter in Mekka und Medinah erbittert; sie hätten ihn gleich in die Acht erklären, als einen Glaubensabtrünnigen, einen „Murad" brandmarken mögen; doch sie wissen zu gut, daß er auf der andern Seite auch ein Werkzeug für ihre heiligen Zwecke ist und die Welt von den Ungläubigen zu säubern sucht. So ließen sie ihn zunächst gewähren: mag er die Engländer aus dem Sudan herausschlagen, das ist ja ein Gott wohlgefälliges Werk. Sollte er aber die Grenzen Aegyptens überschreiten, so würde ihn das Anathem von Mekka treffen; denn die mohammedanische Welt hat nur einen Khalifen, und das ist der Sultan, in dessen Reich er dann eindringen würde. Doch der Sudan gehörte ebenso zu Aegypten und somit zur Machtsphäre des Sultans, des Khalifen: man sieht, die Hierarchie ist nie um Auswege in Verlegenheit. Durch den Tod des Mahdi ist nun dieser Drohung von Mekka die Spitze abgebrochen: es fehlt jedenfalls an einem hervorragenden Führer, auf den sich der Zorn der Gewaltigen lenken könnte: sie müßten jetzt die Insurgenten en masse verdammen.

Inzwischen wird London selbst durch die unglaublichen Enthüllungen der „Pall-Mall-Gazette" in Aufregung gehalten. Was die Phantasie der kühnsten Sensationsschriftsteller ersonnen, kann sich ja nicht messen mit jenen Thatsachen, von denen die unerschrockene Zeitung, trotz des Sturmes, den sie gegen sich heraufbeschwört, Mittheilung macht. Demnach besteht dort in den weitesten, in hohen und sogar höchsten Kreisen eine Organisation, von welcher zahlreiche, im Deutschen Reiche mit dem Zuchthause bestrafte Verbrechen, wie Schändung junger Mädchen, Nothzucht jeder Art, systematisch betrieben wurden. Auf die Folgen jener Enthüllungen, welche Paris gegen London tief in den Schatten treten lassen, darf man gespannt sein.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Rudolf von Gottschall** in Leipzig.

Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Ein Letzter Wille.

Novelle

von

Benvenuto Sartorius.

(Fortsetzung.)

VI.

René war endlich eingeschlummert. Die kleine Brust hob und senkte sich in gleichmäßig ruhigen Athemzügen, und eine leichte Röthe lag wie ein frischer Hauch des neuerwachten Lebens auf dem Gesicht des Schlafenden. Desirée saß in dem großen Fauteuil am Kopfende des Bettes, wo sie allabendlich wachte, bis der Schlummer die großen Augen ihres Lieblings schloß. So hatte sie seit Jahren gesessen, Abend für Abend, in der Sorge für ihn, ihr einziges Kleinod, die Welt und sich selbst vergessend, bis seit jener Nacht, da sie den blonden Fremden zum ersten mal gesehen, ein ihrer Natur fremder Egoismus in ihr erwacht, der Gedanke an ein eigenes volles Lebensglück, die Ahnung, daß neben der heiligen Flamme der Mutterliebe in ihrer Seele ein nicht minder mächtiges Gefühl schlummere, das sich nicht unterdrücken, nicht wegleugnen ließ, bis heute bei seinen leidenschaftlichen Worten das volle Bewußsein ihrer Zusammengehörigkeit mit dem geliebten Mann in ihrer Seele aufgeflammt. Die bange, finstere Stunde, die darauf gefolgt, war vergessen, vergessen wie die Schrecken der Nacht bei den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne über dem unaussprechlichen Glücksgefühl des Augenblicks, da sie, die von tiefer Ohnmacht befangenen Sinne wiedergewinnend, ihn neben sich gefunden mit René im Arm — vergessen über der Seligkeit des leise geflüsterten, nur ihr verständlichen Wortes: „Auf morgen!"

Ja, ihr Vertrauen in die Worte des geliebten Mannes war nicht vergeblich gewesen, er hatte die Wahrheit gesprochen. Die am Wege sitzenden Schifferfrauen hatten, entsetzt über das Vorhaben des zarten Kindes, den vom Sturmwind gefegten Felsensteg zu erklimmen, René in ihrer Mitte zurückgehalten, mit der Absicht, denselben später zu den Seinen in die Villa zu führen; und hier fand ihn Karow, der in wenig Minuten angstbeflügelt den gefährlichen Weg wieder zurückgelegt, und brachte den so schmerzlich Vermißten der jungen Mutter zurück.

Die kleine Uhr im Nebenzimmer schlug mit hellem Klang zehnmal. Desirée, aus ihrem Nachsinnen über das Durchlebte auffahrend, warf einen forschenden

Blick auf René. Machte es das matte Licht der von der Decke herabhängenden farbigen Ampel, daß es ihr vorkam, als sei das Gesicht des Schlummernden wieder erhitzter als vordem? Er bewegte sich unruhig hin und her und murmelte unverständlich vor sich hin. Die junge Mutter hielt den Athem an und beugte sich tiefer über das Bett des Kleinen.

Auf dem Corridor tönten sich nähernde Schritte und im Zimmer nebenan ward leise die Thür geöffnet.

Desirée erhob sich und ging auf den Zehenspitzen hinaus, um nachzusehen, wer gekommen. Sollte der Doctor —? Doch nein! Er hatte seinen Besuch erst für den folgenden Morgen in Aussicht gestellt.

In dem Zimmer, in welches sie eintrat, brannte kein Licht; nur vom Schlafzimmer aus fiel ein heller Schein hinein; sie mußte sich daher erst allmählich an die Dämmerung gewöhnen, bis sie die eingetretene Person erkannte: es war ihre Schwiegermutter.

„Ich komme nur", sagte sie leise, die Hand Desirée's drückend, „um zu sehen, wie es René geht. Die Sorge um ihn ließ mich nicht schlafen; ich mußte mich selbst noch einmal von der Wahrheit des ärztlichen Ausspruches überzeugen."

Sie ließ sich erschöpft auf dem kleinen Divan nieder, welcher an der der Schlafzimmerthür gegenüberliegenden Wand stand, und zog Desirée neben sich. Die junge Frau saß hier so, daß das Licht der Ampel voll auf ihr erregtes Gesicht fiel; zu gleicher Zeit aber konnte man auch von hier aus jede Bewegung des schlafenden Kindes beobachten.

Desirée zog ihre Hand leise aus den sie umklammernden Fingern und mit einem tiefen Athemzuge erwiderte sie:

„Gott sei Dank! Es geht alles gut, und der Doctor gab mir die Versicherung, daß nichts davon zurückbleiben werde."

Die Marquise seufzte leise, und wie in Gedanken versunken wiederholte sie: „Das gebe Gott! Möge der heutige Tag aus dem Gedächtniß aller gelöscht werden, daß nicht die leiseste Erinnerung daran zurückbleibe."

Die junge Frau erhob wie abwehrend die Hand: „Oh, nicht jede Erinnerung!" Sie glaubte es nur gedacht zu haben, aber ihre Lippen hatten das Wort ausgesprochen und das Ohr der neben ihr sitzenden Frau hatte das flüsternd gehauchte Wort verstanden.

„Nicht jede? Wie meinen Sie das, Desirée?" fragte sie, ihre klugen Augen forschend auf die seltsam bewegten Züge ihrer Schwiegertochter heftend.

Diese strich sich leicht mit der Hand das Haar zurück, sodaß ihr Gesicht momentan beschattet ward; sie schien die Frage überhört zu haben, wenigstens kam kein antwortender Laut über ihre Lippen.

„Desirée!" begann die Marquise aufs neue und ergriff sanft die langsam herabgleitende Hand der Schweigenden, „ich habe Ihnen vorhin nur die halbe Wahrheit gesagt: nicht René's Erkrankung flößte mir Besorgniß ein, sondern Ihr eigener Seelenzustand, mein liebes Kind. In den wenigen Wochen unsers Hierseins haben Sie sich unendlich verändert. Wenn Sie es auch vor allen, selbst vor sich selbst zu verleugnen suchten: ein Mutterauge sieht schärfer und läßt sich

nicht täuschen. Diese Augen, sonst der Widerschein seelischen Gleichgewichts, spiegelten den innern Kampf wider, und diese stummen Lippen verriethen mir, was Sie selbst mir zu verbergen bestrebt waren: daß Sie unglücklich sind, tief unglücklich!"

Die junge Frau hatte mit niedergeschlagenen Augen unter abwechselndem Erröthen und Erblassen die ernsten Worte ihrer Schwiegermutter angehört. Jetzt hoben sich die Lider von den leuchtenden, goldbraunen Sternen und mit halb unterdrückter Stimme, in welcher doch die namenlose Seligkeit zitterte, die in ihrem Herzen wogte, entgegnete sie: „Unglücklich, sagen Sie, belle-mère? Nennen Sie die Erde unglücklich, wenn der erste Frühlingssturm brausend über ihre Fluren dahinzieht, die klare Eisdecke brechend, mit welcher der kalte Winterschlaf sie überdeckt? — Sie sagen: ich war ruhig! — Der eisige Hauch der Resignation, der wie ein giftiger Reif alle meine Lebenshoffnungen vernichtete: das war meine Ruhe, das war der Winterschlaf meiner Seele! Ein Sonnenstrahl aus dem Urquell der ewigen Liebe hat die Eisrinde geschmolzen, und heute, mitten im Sturm und Grausen, ja selbst in den Stunden der qualvollsten Angst, fühlte ich, daß es Frühling geworden war in mir und um mich: seliger, glückverheißender Frühling!"

In den grauen Augen der Marquise glühte es auf bei den erregten Worten der jungen Frau: ein Gemisch von Erstaunen und — Neid. Es war nur ein momentanes Aufflackern, und da ihr Gesicht vollständig im Schatten war, konnte es von der Sprechenden, selbst wenn diese in den Momenten des höchsten Affects fähig gewesen wäre, darauf zu achten, nicht wahrgenommen werden. Dieser flüchtige Ausdruck verschwand so schnell, wie er aufgetaucht, um einer ruhigen Ueberlegenheit Platz zu machen, mit der sie die plötzlich Verstummende betrachtete. „Sie schwärmen, meine Tochter", sagte sie jetzt mit völlig leidenschaftsloser Stimme und legte ihre kühle Hand wie beschwichtigend auf die Stirn der jungen Frau; „oder vielmehr: Sie sind eine Dichterin, welcher die Alltagswelt in rosigem Lichte erscheint."

Desirée öffnete die Lippen zu einer Entgegnung, allein ihre Schwiegermutter kam ihr zuvor. In seltsam abgehackter Weise die Silben voneinandertrennend, als widerstrebe es ihr, das Folgende auszusprechen, fuhr sie fragend fort: „Oder sollte ich recht gehört haben und das Unglaubliche wäre wahr? Der Preis für die Rettung Ihres Sohnes waren Sie selbst?"

Da sie vergebens auf eine Antwort gewartet, fuhr sie ebenso fort: „Fürwahr, ein hoher Preis! René's Liebe und die Ehre eines Todten!"

„Sie sehen mich fragend, verständnißlos an", unterbrach sie sich selbst bitter, „ja ich bin vielleicht eine alte thörichte Frau, daß ich um den im verrätherischen Kampfe hingemordeten Stiefsohn klage, dessen Gegner sein Erbe in der Liebe seiner hinterlassenen Gattin wird! Aber auch René wird, so jung er ist, die Mutter fragen: ob das die Rache ist an den Feinden des Vaterlandes? Und vor den reinen Blicken Ihres Kindes werden Sie diese glückstrahlenden Augen niederschlagen!"

Nach diesen in hochtragischem Ton gesprochenen Worten schwieg die Marquise — sie kannte hinlänglich den unselbständigen Charakter ihrer Schwiegertochter,

deren weiche Seele, biegsam wie Wachs, für jeden Eindruck des Augenblicks empfänglich war. Zu ihrem Erstaunen indeß ergriff die Beschuldigte, statt sich ihrer höhern Einsicht zu fügen, muthig das Wort, sich und den Geliebten zu vertheidigen.

„Sie glauben selbst nicht an das, was Sie sagen, Madame", erwiderte sie ruhig, „und Sie sind es, welche das Andenken des Todten in den Staub zieht, wenn Sie ihn solcher Engherzigkeit beschuldigen. Henri ist gefallen im Kampf gegen Deutschland, Sie brauchen mir das nicht ins Gedächtniß zurückzurufen — allein sterbend noch hat er seine letzten Grüße, seine heiligsten Vermächtnisse einem Kämpfer aus dem gegnerischen Lager, einem Deutschen, Madame, anvertraut, durch welchen wir, wie Sie mir oft gesagt, die erste Kunde von seinem Tode und die einzige Mittheilung über die denselben begleitenden nähern Umstände erfuhren. Die Freunde hatten den Sterbenden in dem über Frankreich hereinbrechenden Unglück vergessen" . . . ihre Stimme bebte, wie von verhaltenen Thränen, da sie nach einigen stummen Secunden fortfuhr: „Henri's hochherziger Geist, wenn er in dieser Stunde auf mich herabsieht, wird mir, dem schwachen Weibe, vergeben und mich segnen. Seine Hand erkenne ich in dem Walten des Geschickes, das mir durch René den fremden Mann zum zweiten mal zuführte, dessen erster Anblick meine Seele aus ihrem tiefen Schlaf aufgerüttelt. Er ist es, der in dem Herzen unsers Kindes die Liebe zu diesem fremden Mann geweckt, sodaß Ihre Anklage wegen der vorwurfsvollen Blicke René's vor der seligen Gewißheit seiner Liebe zu Ernst in nichts zerfließt."

„Es sollte keine Anklage sein, mein Kind", erwiderte die Marquise ernst. „Was aus mir sprach, war nur die Angst um Ihre, um René's Zukunft. Aber Sie haben recht, wenn Sie mich thöricht schelten! Wahrlich, es ist thöricht, einen alles Bestehende vernichtenden Feuerbrand mit — Thränen löschen zu wollen! Ich habe diese einfache Wahrheit nur zu spät eingesehen. Die Trauer um meine Todten, die kein anderes Gefühl in meinem Herzen mehr aufkommen läßt, hat mich kurzsichtig gemacht, sodaß ich wähnte: auch Sie hätten über den Todten die Lebenden vergessen. Daß dem nicht so ist — wir tragen beide nicht die Schuld — brisons là-dessus . . ."

„Da Sie Ihren Entschluß gefaßt haben", ergriff sie nach einer Pause abermals das Wort, „so bleibt mir nichts übrig, als Ihnen ohne jedes Hinzuthun oder Wegnehmen klar den Schritt zu zeigen, den Sie im Begriff stehen zu thun; damit Sie mir später nicht den Vorwurf machen, daß ich Sie blind der ungewissen Zukunft entgegengehen ließ. Ich will nichts von dem alten Namen erwähnen und den durch denselben bedingten Vorrechten der gesellschaftlichen Stellung, auf welche Sie mit dem Eingehen dieses neuen Bundes Verzicht leisten; denn ich weiß nur zu wohl, daß das bürgerliche Blut Ihrer Mutter den Stolz unsers Geschlechts in Ihren Adern erstickt hat; nur eins gebe ich Ihnen zu bedenken: Sie sind in Ueberfluß, in Luxus aufgewachsen. Sie wissen nicht, was es heißt, arm und abhängig zu sein im Leben; aber ich weiß es, denn das ungerechte Schicksal ließ mich früh mit Noth und Entbehrungen kämpfen. Ich habe es gefühlt, wie bitter es ist, dem verletzenden Mitleid reicher Freunde preisgegeben zu

sein, und sich heimlich sagen zu müssen: sie haben von ihrem Standpunkt aus recht. Was nützt da alle Hoheit der Empfindung? Sie vermag nicht den Stachel der Demüthigung aus der Seele zu reißen, nicht die Bitterkeit zu mildern, die in dem Bewußtsein liegt: du bist arm und wehrlos gegen diese kleinen Nadelstiche."

Die junge Frau richtete die in schwärmerischem Glanze leuchtenden Augen auf die Sprechende: „Eins doch gibt es, was diese bittern Gedanken ertragen und — vergessen macht: die Liebe des geliebten Gatten und unsers Kindes."

Ein hämischer Zug lagerte sich um die schmalen Lippen der in lauernder Erwartung dasitzenden Marquise.

„Sie pochen da auf eine höhere Macht", begann sie mit fast klangloser Stimme aufs neue, „eine Macht, mit der ich nicht zu rechnen verstehe, da sie in meinem liebearmen Leben nie mitgesprochen: die Liebe des geliebten Gatten! Wohl Ihnen, daß Sie eine der Auserwählten sind, die noch daran zu glauben vermögen! Doch wird diese «Liebe» in der Brust Ihres Freundes sich auch unter den veränderten Verhältnissen bewähren?"

Desirée blickte sie verständnißlos an. „Wie meinen Sie das?" stammelte sie.

Die Marquise fuhr langsam, jede Silbe betonend fort: „Sie wissen, daß Sie bei einer Wiedervereheliching des Familienvermögens verlustig gehen, welches als Majorat René zufällt. Wird dieser plötzliche Umschwung in den scheinbar so glänzenden Verhältnissen der «geliebten Frau» dieses geträumte Liebesglück nicht beeinflussen?"

Die junge Frau hob stolz ihr Haupt empor: „Das Unglück hat Sie ungerecht gemacht, Madame; sonst würden Sie nicht im Stande sein, einen Mann, der uns täglich, stündlich Proben seiner Hochherzigkeit abgelegt, der vor wenigen Stunden bereit war, sein Leben für die Rettung Ihres Enkels in die Schanze zu schlagen, so niedriger Gesinnung zu zeihen. Allein um Sie zu beruhigen, gestatte ich Ihnen, morgen selbst mit Ernst über diesen Punkt zu reden, er wird Ihnen dieselbe Antwort geben wie ich."

„So habe ich nichts weiter zu sagen", entgegnete die Marquise, sich von ihrem Sitz erhebend. Das im Laufe des Gespräches gelockerte Spitzentuch fester unter dem Kinn zusammenknüpfend, warf sie wie zufällig in gleichgültigem Tone hin: „René thut mir leid. Sie haben ihn durch Ihre grenzenlose Zärtlichkeit so verwöhnt, daß er diese fürsorgende Mutterliebe schwer entbehren wird — im Anfang wenigstens; die Zeit, denke ich, wird auch ihm Vergessen bringen."

Die junge Mutter sah mit weitgeöffneten Augen wie erstarrt in das Gesicht der Redenden: es drückte nichts aus als Mitleid und stille Resignation.

„Ich verstehe Sie nicht, belle-mère", kam es endlich kaum hörbar über die entfärbten Lippen. „Was ist es mit René? Glauben Sie, daß die Liebe zu Ernst den Gefühlen meines Mutterherzens auch nur den geringsten Abbruch zu thun vermöchte?"

Die Marquise legte die Hand leicht auf die Schulter der Fragenden und sprach mild: „Diese Worte, Desirée, so unbegreiflich sie in Ihrem Munde klingen, überraschen mich durchaus nicht. Sie bestätigen nur, was ich gefürchtet, daß die Gemüthsbewegungen der letzten Zeit jede Erinnerung an die Vergangenheit, selbst

wo dieselbe mit der Zukunft Ihres Kindes eng verknüpft ist, aus Ihrem Herzen gelöscht haben. Wollte Gott, ich könnte Sie in dieser glücklichen Traumvergessenheit lassen! Doch die traurige Nothwendigkeit zwingt mich, Ihnen das Vergessene wieder in das Gedächtniß zurückzurufen. Sie wissen, daß Henri, in der Blüte der Jugend vom Tode überrascht, nicht daran gedacht hat, irgendwelche Bestimmungen betreffs René's zu hinterlassen; man hat, wie Sie sich erinnern werden, bei seinem Notar vergebens nach einem Testament geforscht. Jener, durch einen deutschen Offizier uns übermittelte Zettel, in welchem er mich bittet, Mutterstelle an Ihnen und René zu vertreten, ist die einzige schriftliche Aufzeichnung, die wir von Ihrem Gatten haben. Sie müssen ferner wissen, daß in einem solchen traurigen Fall das alte Familiengesetz unsers Hauses in Kraft tritt ..."

Sie machte eine Pause; allein Desirée erwiderte nichts. Ein Schauder schien bei den letzten Worten der Marquise durch ihren Körper zu rieseln, und mechanisch, als drohten ihr die Sinne zu schwinden, preßte sie die Hände gegen die Schläfe, um sie dann wieder machtlos schlaff herabsinken zu lassen.

„Der betreffende Paragraph in unsern Gesetzen", fuhr die unerbittliche Stimme fort, „dessen Sie sich gewiß erinnern werden, lautet aber: «Stirbt ein Glied des Hauses Duchamps, ohne ein notariell beglaubigtes Testament zu hinterlassen, und sind unmündige Kinder vorhanden, so werden nach vollendetem zwölften Lebensjahre die Knaben bei den Jesuiten zu Sainte-Geneviève, die Mädchen zu Saint-Cyr erzogen, damit die streng religiöse Anschauung, welche in jenen Anstalten herrscht, sie vor jeglicher Verirrung des Geistes bewahre. Bis zum zwölften Jahre bleiben die Kinder unter mütterlichem Schutz, falls nicht die Mutter durch das Eingehen einer Ehe mit einem Nichtkatholiken sich des in sie gesetzten Vertrauens als Erzieherin ihrer Kinder unwürdig erweist, in welchem Falle die genannten Anstalten sofort in ihre Rechte eintreten.» Nun, meine Tochter, Sie kennen den frommen Eifer unserer heiligen Väter, welche, da der vorgesehene Fall eingetreten, nicht säumen werden, sich René's zu bemächtigen, um das durch Ihre Ehe mit Doctor Karow gefährdete Seelenheil ihres kleinen Schutzbefohlenen zu retten."

Desirée war auf den Divan, von dem sie sich bei dem scheinbaren Aufbrechen der Schwiegermutter erhoben, zurückgesunken; ihre Knie versagten ihr den Dienst. Sie kannte sehr wohl die despotischen Bestimmungen der Familiengesetze, es war so oft in ihrer Gegenwart davon die Rede gewesen, ohne daß sie sich in ihrer frühern Apathie um die Tragweite dieser Verfügungen gekümmert. Sie hätte erwidern können, Ernst wird um meiner Liebe willen seinen Glauben abschwören! Doch die Worte, die der Geliebte droben in der Kirche über seine alten Aeltern zu ihr gesprochen, fielen ihr ein und ließen das Wort auf ihren Lippen ersterben. Lautlos barg sie das Gesicht in den Händen; keine Thräne drang zwischen den Fingern hervor, aber ihr ganzer Körper bebte wie in gewaltigem innern Schmerz.

Die Marquise beugte sich über sie: „Nennen Sie mich grausam, daß ich in Ihr seliges Liebesglück so bittern Wermut mische — allein es ist besser, Sie kämpfen den Kampf auf einmal durch. Morgen schon wird der Gedanke der Trennung alles Furchtbare für Sie verloren haben. Sie werden sich sagen, daß es für René's Zukunft vielleicht besser ist, wenn er bei zeiten unter eine strengere

Hand kommt. Seine allerdings etwas schwächliche Natur wird sich mit der Zeit den neuen Verhältnissen anpassen, und er wird aushalten, was mancher Schwächere als er ertragen. Sollte aber seine Gesundheit dem jähen Wechsel nicht Stand halten, so müssen Sie denken: unser Thun steht im Dienste eines Höhern, sein Wille geschehe! Und die Liebe Ihres Gatten wird Ihnen lehren, den Schicksalsschlag ertragen."

Die junge Frau fuhr entsetzt aus ihrem dumpfen Schmerz empor. „Seien Sie barmherzig, Madame! Ist es nicht genug, mir dieses fürchterliche «Entweder — Oder» entgegenzuhalten? Wozu noch diese letzte raffinirte Grausamkeit?" Ein convulsivisches Schluchzen erstickte ihre Stimme.

„Still, Desirée!" Die Marquise hob warnend die Hand und deutete auf René, der sich in unruhigem Schlummer auf seinem Lager hin- und herwarf. „Sie geben meinen harmlosen Worten eine von mir durchaus nicht beabsichtigte tragische Deutung. Suchen Sie sich zu beruhigen, und vor allem legen Sie sich nieder! Nach einer ruhig durchschlafenen Nacht werden die Schreckbilder, die Sie jetzt erblicken, verschwunden sein. Sie werden den Abschied von dem Kinde, wenn Sie einsehen, es muß sein —, ertragen, und René — wird vergessen."

„Vergessen!" halte es wie ein dumpfer Schrei aus dem Munde der armen Mutter wider. Ihre schmerzerfüllten Züge schienen unter der Wucht dieses Wortes zu Eis erstarrt: Vergessen! — René, ihr einziges geliebtes Kind, an dessen Krankenbett sie Nächte durchwacht, für den allein sie gelebt, gesorgt, gehofft — er sollte seine Mutter vergessen! Und hatte er nicht ein Recht dazu, wenn diese Mutter ihn vergaß, ihn verließ, um ihr eigenes Glück zu suchen, und diesem Glück das ungetrübte Jugendleben ihres Kindes aufopferte? War es nicht die natürliche Wiedervergeltung ihres eigenen Egoismus?

Sie umklammerte angstvoll, als müsse sie nach einer Stütze suchen, den Arm der Marquise. Der Mund öffnete sich, als wolle sie sprechen; aber kein Laut drang über ihre Lippen. Die Gedanken kreuzten sich in ihrem armen Hirn — sie konnte das Wort nicht finden, welches auszusprechen ihre ganze Seele rang; endlich klang es dumpf und tonlos an das Ohr der vorgebeugt Lauschenden:

„Nie . . . nie werde ich mich von meinem Kinde trennen . . niemals!"

Ihr Kopf sank wieder kraftlos auf die Lehne des Divans und die Hand krallte sich tief in die weichen Polster.

Die Marquise stand unbeweglich vor ihr. Ein Strahl des Triumphes war bei den letzten Worten der jungen Frau in ihren Augen aufgeblitzt, und ein Widerschein innerer Genugthuung spielte um den energischen Mund; doch in ihrer Stimme zitterte tiefes, weiches Gefühl, als sie, sanft über das Haar der Verzweifelnden streichend, leise anhub:

„Desirée, mein armes, hochherziges Kind! Sie sagten vorhin im Vollgefühl Ihres Glückes: es gibt Eins, was selbst die herbste Bitterkeit dieses Daseins versüßt: das Bewußtsein, geliebt zu werden! Nun wohl, dieses Bewußtsein kann Ihnen selbst in der Verzweiflung dieser Stunde niemand rauben, und in der selbstgewählten einsamen Zukunft wird es Ihr Trost, Ihr Licht sein! Den schweren Kampf, den Sie jetzt kämpfen, auch andere haben ihn durchgerungen.

Vom Schicksal verfolgt, mußten sie den bittern Kelch der Entsagung leeren, leeren bis auf die Neige."

Sie schöpfte tief Athem und fuhr dann, sich scheu im Zimmer umblickend, als gönne sie, die stolze Frau, selbst der sie umgebenden Luft nicht den Triumph, diese Worte zu hören, hastig, in kurzen, abgerissenen Sätzen fort:

„Auch ich war einst jung und schön! Und obgleich die Armuth und die Abhängigkeit von einer launenhaften, erbärmlichen Frau meinen Stolz niederzudrücken suchten, hatte ich die Genugthuung, die ersten Cavaliere Frankreichs zu meinen Füßen zu sehen. Sie beugten sich huldigend vor der Schönheit meiner äußern Gestalt; geliebt — hat mich nicht einer! — nicht einer!" wiederholte sie finster und biß die Zähne zusammen. „Mein Stolz, der Stolz meiner Ahnen ließ mich die Leere in meinem Herzen überwinden und zeichnete mir den Lebensweg vor, der mir Ersatz für den Mangel an Liebe gewähren sollte. In der Erfüllung meiner Pflichten gegen meine Nebenmenschen fand ich meinen Lebenszweck. Ich ward die Mutter zweier verwaister Knaben. Ich kam ihnen mit der Liebe einer wahren Mutter entgegen, allein ihre Herzen blieben mir fremd ... auch hier fand ich keine Liebe. Eigene Kinder hat mir der Himmel versagt und das unerbittliche Geschick raubte mir binnen wenig Monaten den Gatten und die beiden mir so theuern Pflegesöhne — wahrlich, genug des Unglücks, um ein Menschenherz zu brechen. Meines ist dadurch gestählt worden — und vielleicht auch etwas hart gegen eigene wie gegen fremde Leiden. Ja selbst in diesem Augenblick, angesichts Ihres gerechten, tiefen Schmerzes, überkommt mich fast etwas wie Neid, wenn ich Ihr Schicksal mit dem meinen vergleiche. Sie waren glücklich, wenn auch nur kurze Zeit, wenn auch nur diesen einen unseligen Abend! Ich habe in meinem ganzen langen Leben nicht eine einzige Stunde des reinen ungetrübten Glückes genossen — nicht eine." Sie verstummte und blickte düster vor sich hin.

Die junge Frau hatte sich am Schlusse dieser Rede aufgerichtet, und mit der Hand über die brennenden Augen streichend, sagte sie leise:

„O daß ich sein könnte wie Sie, belle-mère, so edel und so groß! Ich bewundere diese Seelenstärke. Ob ich es jemals dahin bringen werde, wie Sie zu sagen: ich habe überwunden?"

Die Marquise küßte sie auf die heiße Stirn. „Sie werden es lernen, Desirée, mit Gottes Hülfe werden Sie es lernen. Und die Zeit wird kommen — möge sie nicht mehr fern sein — wo Sie an das «Heute» zurückdenken wie an einen kurzen, schönen, aber längst vergessenen Traum."

Die Thür des Zimmers öffnete sich und schloß sich wieder; die Tritte der Davongehenden verhallten in den weichen Teppichen des Corridors, aber ihre letzten Worte klangen noch in den Ohren der jungen Frau.

„Ein Traum —", war nicht ihr ganzes bisheriges Leben ein Traum gewesen, ein Scheinleben, von dem sie gewähnt hatte, erwacht zu sein zu reichem, goldenem Liebesglück? Und nun war auch dies Erwachen ein Traum, der schönste, der beseligendste jener langen Kette von Träumen, aus denen ihr Dasein sich aneinanderreihte, und sie war endlich erwacht zur öden, trostlosen Wirklichkeit!

Einst hatte sie geträumt von Palmen und Pinienwäldern, von stolzen Moscheen

und goldenen Minarets, die kühn emporstiegen in den wolkenlosen azurnen Himmel ihrer Heimat; von dem blauen Spiegel des Mittelmeeres, an dessen Küste sie spielte mit Muscheln und buntfarbigen Perlen, zu ihren Häupten das Felsgebirge des Atlas mit der zackigen Krone aus ewigem Schnee und Eis. Dann war das sonnige Traumbild verschwunden, fremde Städte und Menschen zogen in farblosem Durcheinander an ihrem Auge vorbei; sie blickte rathlos, verlassen umher in dieser unbekannten Welt, bis ein Freund ihre Hand ergriff und ihr Führer ward für kurze Zeit. Da war es wieder lichter um sie geworden, hell und sonnig wie einst. In ihren Armen lag ein kleines Wesen und schaute aus großen, dunkeln Augen sehnsüchtig zu ihr empor. Und sie drückte das neugeschenkte junge Leben an ihre Brust und ihre Lippen flüsterten „René".

Die junge Mutter fuhr empor und preßte die Hand auf das in wildem Schmerz zuckende Herz. War dies auch nur ein Traum? Ein Wahngebilde, das da schwinden mußte mit dem kommenden Morgen — vergehen in Nacht und Wind? ...

„Maman!" rief eine schwache Kinderstimme und riß sie aus ihrem dumpfen Sinnen heraus.

Sie eilte ins Schlafzimmer.

Der kleine René saß hochaufgerichtet im Bett und schaute mit fieberhaft glänzenden Augen ängstlich nach der Eintretenden.

„Was ist dir, mein Liebling?" fragte sie besorgt, ihn sanft wieder auf das Kissen zurücklegend, „ängstigt dich etwas?"

„Maman", flüsterte der Kleine und schlang seine magern Aermchen um ihren Hals, „nicht wahr, du verläßt mich nicht? Du gehst nicht von mir?"

„Ich dich verlassen!" ... Die Mutter preßte das Kind heftig an sich ... „wer sagte dir das?"

„Oh", erwiderte das Kind, und ein irres Lächeln glänzte in den großen müden Augen, „bonne-maman sagte, du würdest fortgehen, weit fort, und ich bliebe allein mit bonne-maman und Jean und den andern allen — aber nicht wahr, meine liebe, liebe maman", forschte er ängstlich, „bonne-maman lügt? Ich habe es ihr gleich gesagt, du hast niemand lieber, als deinen kleinen René, und wenn Onkel Ernst dich von uns wegnehmen will, so hätte er mich lieber sollen erfrieren lassen. Oh, maman ..." Die Müdigkeit überwältigte ihn, und die seidenen Wimpern schließend, wiederholte er noch einmal, wie halb im Traum: „Geh' nicht fort von mir, maman! ..."

Die junge Frau vergrub ihr Gesicht in den Kissen des Bettes, um das Schluchzen zu ersticken, das krampfhaft ihren ganzen Körper erschütterte. Die Worte ihres Kindes hatten den starren Schmerz gelöst und ein unaufhaltsamer Strom bitterer Zähren brach aus ihren überwachten Augen. Neben dem Lager ihres Kindes knieend, dem sie alles geopfert, was das Leben ihr noch an Glück und Seligkeit bieten konnte, weinte sie stundenlang — nicht Thränen, nein, ihr Herzblut war es, welches sie dahinrinnen fühlte, Tropfen für Tropfen über die Leiche ihres geträumten Lebensglückes.

VII.

Die von der alten Marquise Duchamps bewohnten Gemächer lagen auf der Frontseite der Villa. Von ihrem Fauteuil aus konnte sie bequem die von Granville nach Avranches führende Straße überblicken.

Heute schien die alte Dame etwas Besonderes zu erwarten; denn sie sah häufiger als sonst von den Blättern, in deren Lektüre sie scheinbar vertieft war, auf, um einen scharf spähenden Blick durchs Fenster zu werfen. Auch hatte sie ganz vergessen, dem Diener zu befehlen, daß er die Jalousien schließe, obgleich die Morgensonne blendendes Licht über die Journale in ihrer Hand warf. Endlich zeigte sich in der Entfernung ein dunkler Punkt, der näher und näher kam.

Die Lesende richtete sich auf, und einen Blick in den ihr gegenüberstehenden Spiegel werfend, ordnete sie die ihren Scheitel bedeckende Spitzenbarbe und strich die Falten ihres Morgenkleides glatt, alles ruhig und besonnen, ohne Hast. Darauf rückte sie die goldene Brille wieder zurecht, ergriff die eben vom Diener gebrachte neueste Nummer des gut royalistischen „Avranchien" und schien sich mit ganzer Seele in den Leitartikel „Ueber die einzig mögliche Rettung Frankreichs aus den Händen republikanischer Irrlehrer" zu vertiefen.

Nach einigen Augenblicken hob sie abermals die Augen mit einem Seitenblick nach dem Fenster. Sie sah, wie Karow, denn das war der Nahende, eben im Begriff stand, die Gartenpforte zu öffnen. Ein Druck ihrer Hand auf den Knopf des Zimmertelegraphen ließ sofort den alten Jean in ehrerbietiger Haltung zwischen den geräuschlos geöffneten Thürflügeln erscheinen.

„Sollte Dr. Karow heute hierher kommen", wandte sie sich, ohne ihre Stellung zu verändern, an den Diener, „so theilen Sie ihm mit, daß die Marquise, meine Tochter, an das Krankenbett ihres Sohnes gefesselt, keine Besuche annimmt, und führen Sie ihn zu mir."

Eine Handbewegung ließ den Diener wieder verschwinden, und wenige Augenblicke später öffnete sich die Thür abermals und Karow trat über die Schwelle.

Die Marquise legte bei seinem Eintritt Brille und Journal auf den vor ihr stehenden kleinen Tisch und streckte ihm, ohne sich von ihrem Sitz zu erheben, die Hand entgegen.

„Verzeihen Sie mir alten Frau die Unterlassung der vorgeschriebenen Höflichkeitsform", begann sie in ihrem liebenswürdigsten Ton, „allein ich bin wirklich zu erschöpft von all den Ereignissen des Vorabends, um Ihnen entgegenzugehen." Dann mit einer Handbewegung den jungen Mann zum Sitzen auffordernd, fuhr sie, ohne ihm Zeit zu lassen, das Wort zu ergreifen, fort: „Vor allen Dingen drängt es mich, mein Freund, Ihnen für die Auffindung René's zu danken, der seine kecke Unternehmungslust leider mit einem heftigen Fieber hat büßen müssen. Ich hoffe, daß Ihnen Ihr gestriges Abenteuer keine schlimmen Folgen hinterlassen hat."

Der junge Gelehrte hatte mehrmals eine ungeduldige Bewegung gemacht. Jetzt sagte er, nach seinem Hut greifend: „Verzeihung, Madame! Allein ich kam in

einer sehr wichtigen Angelegenheit, welche eine persönliche Zusammenkunft mit Ihrer Frau Tochter bedingt. Und nun sagte man mir soeben . . ."

„Daß meine Schwiegertochter an René's Bett weilt und keinen Besuch empfängt", ergänzte die alte Dame freundlich. „Sehr richtig, darum befahl ich Jean, von Ihrem Herkommen unterrichtet, daß er Sie, lieber Doctor, zu mir führe. Seien Sie deshalb nicht ungeduldig", schloß sie, ihm den Hut aus der Hand nehmend, „und begnügen Sie sich heute einmal mit der Unterhaltung Ihrer alten Freundin."

In dem Gesicht des jungen Mannes war bei den Worten der Marquise ein Ausdruck des Befremdens aufgetaucht — woher wußte sie? Doch es war keine Zeit, darüber nachzudenken, und ohne die letzten freundlichen Worte der Sprechenden einer Erwiderung zu würdigen, fiel er ihr mit Hintansetzung aller Regeln der Galanterie hastig ins Wort: „Ich glaube kaum, Madame, daß meine Person in dieses allgemeine Gebot mit einbegriffen war; da Ihre Frau Tochter mir gestern, selbst für den Fall von René's Erkranken, eine Unterredung für heute gewährte."

Ein fast unmerkliches Zeichen der Misbilligung über die brüske Art und Weise des „deutschen Bären" zuckte um den Mund der Dame; jedoch sie beherrschte sich und fuhr in demselben liebenswürdigen Ton fort: „Mein lieber junger Freund! — denn so darf ich Sie nach dem, was Sie gestern für uns gethan, wol nennen — wollen Sie mir versprechen, mich einige Minuten ruhig anzuhören?"

Der Gelehrte bejahte es, betroffen von dem Ausdruck ernster Theilnahme in den sonst so strengen Zügen der Marquise.

„Vor allen Dingen", fuhr sie, sich in den Fauteuil zurücklehnend, fort, „muß ich Sie bitten, mir volles Vertrauen zu schenken, da dies von anderer Seite, wie Sie wol vorhin meinen Worten entnommen, bereits in rückhaltloser Weise geschehen ist: Sie lieben Desirée, glauben, daß diese Neigung von ihrer Seite erwidert wird, und haben ihr daher gestern Ihre Hand angeboten."

Eine dunkle Röthe des Unwillens färbte die gebräunten Wangen Karow's. Er kam sich vor, wie ein zur Rede gestellter Schulbube, und verspürte keine Lust, sich einem weitern Examen zu unterwerfen. Nicht gewöhnt, seine Empfindungen zu verbergen, erwiderte er ziemlich schroff: „Wenn Sie so genau von allem unterrichtet sind, Madame, wozu diese unnützen, zeitraubenden Fragen?!"

Die Marquise lächelte fein: „Eh! nicht ungeduldig, mein lieber Freund! Gedenken Sie Ihres Versprechens. Gestatten Sie mir, fortzufahren. Aus Desirée's Munde vernahm ich ferner, daß Sie beabsichtigten, dies stürmische Verlöbniß heute früh in aller Form vor der Welt zu festigen und womöglich noch in diesem Winter die Ihnen angetraute Frau in Ihre Heimat zu entführen."

Ernst verbeugte sich. „Mir bleibt nichts übrig, als Ihre Worte zu bestätigen, Madame", entgegnete er mit bitterer Ironie. Daß sich eine dritte Person so in das junge, unentweihte Geheimniß ihrer Liebe mischte, berührte ihn peinlich.

„Ich hoffte", fuhr die Marquise fort, nachdem sie vergeblich auf eine Fortsetzung von Karow's Worten gewartet, „Sie selbst würden bei reiflicher Ueberlegung die Haltlosigkeit dieses in Sturm und Wetter geschlossenen Bündnisses einsehen, das Ihrem wie Desirée's Hang zum Romantischen alle Ehre macht, sich

aber im Leben schwerlich befürworten ließe. «Zwischen heute und morgen liegt eine lange Frist», ist es nicht so, das Wort Ihres großen Dichters? Ich frage Sie also aufs Gewissen, mein Freund: haben Sie wirklich die ganze Tragweite des Schrittes erwogen, den Sie im Begriff stehen zu thun? Wissen Sie, daß Desirée, laut einer uralten Clausel unsers Familienvermächtnisses, ihres Vermögens verlustig geht, sobald sie Ihnen die Hand reicht? Sie sind nicht reich, besitzen nichts als Ihren kleinen Professorengehalt, wie Sie selbst uns erzählten. Woher nehmen Sie den Muth, eine im Schos des Reichthums aufgewachsene Frau den Entbehrungen, die jeder Schritt auf dem neuen Lebenswege ihr auferlegen muß, preiszugeben? Fühlen Sie nicht, daß Desirée den aufreibenden Sorgen des alltäglichen Lebens, die bisher auch nicht mit einem Schatten ihr Dasein gestreift, erliegen muß?"

Karow hatte ihr mit immer wachsender Erregung zugehört. Jetzt hielt er sich nicht länger: „Vollenden Sie, Madame, vollenden Sie!" rief er leidenschaftlich. „Sprechen Sie mein Todesurtheil aus, jede mitleidige Verzögerung ist Höllenqual! Sagen Sie offen, daß Desirée Sie beauftragt hat, die Uebermittlerin ihrer Sinnesänderung zu sein, da ihr selbst der Muth für diese ehrenhafte Botschaft fehlt! Daß die Vorurtheile ihres Standes, wie ich gefürchtet, doch noch den Sieg über die schwach aufkeimende Neigung davongetragen, daß sie sich nicht stark genug fühlt, um meiner Liebe willen dem Reichthum, der sie umgibt, zu entsagen ..."

Die Marquise hatte den heftigen Gefühlsausbruch des jungen Mannes ruhig über sich ergehen lassen. Jetzt ergriff sie mit fast mütterlicher Regung seine beiden Hände und sprach in ruhig besänftigendem Ton: „Urtheilen Sie nicht zu streng, mein Freund! Desirée ist in den exclusiven Kreisen unserer Aristokratie aufgewachsen; die Vorurtheile, die Sie so bitter hervorheben, sind ihr eingeimpft bei ihrem ersten Blick in die Welt; mit dem ersten Athemzug hat sie die Ansichten eingesogen, die Ihnen so verächtlich dünken. Bedenken Sie: «L'homme doit savoir braver l'opinion — la femme s'y soumettre!» Sie wissen, daß Desirée keine starke, selbständig denkende Natur ist, die gleichgültig über die alten Satzungen hinweggeht! Die Gemüthsbewegung des gestrigen Abends hat sie in Ihre Arme geführt, doch die Reaction konnte nicht ausbleiben, und ich halte Sie für zu edelmüthig, als daß Sie die Früchte eines übereilten Versprechens genießen wollten."

„Halten Sie ein, Madame!" unterbrach Karow hier mit unnatürlicher Ruhe die lange Vertheidigungsrede der Marquise. „Sparen Sie Ihre Großmuth, mit der Sie die Wankelmüthigkeit einer schwachen Seele zu beschönigen suchen. Ich habe mir das alles ja selbst gesagt, nicht ein-, nein, unzähligemal — aber ich thörichter deutscher Träumer wähnte, daß die Macht meiner Liebe alle diese Hindernisse besiegen müsse, wie sie bei mir jedes Bedenken, jeden Einwand der Vernunft zum Schweigen gebracht! Ja, ich bin arm, Madame!" fuhr er, stolz das Haupt hebend, fort, „selbst diese Reise ist eine Gnadengabe unserer Regierung; aber ich fühlte die Kraft in mir, durch meines Geistes Arbeit so viel zu erringen, meinem geliebten Weibe das Leben an meiner Seite erträglich zu machen, ihrem Sohne in unserm Hause eine neue Heimat zu gründen und ihm die Liebe des

Vaters, die er so lange entbehrt, zu ersetzen. Ich sehe, ich war ein Narr, in unserm Jahrhundert noch an Ideale zu glauben! Und diese, wenn auch etwas spät und schmerzlich erlangte Einsicht hat mich geheilt!"

Er war gleich bei Beginn seiner Rede von dem Tabouret, auf dem er gesessen, aufgesprungen; jetzt machte er eine hastige Verbeugung und wandte sich der Thür zu.

„Gehen Sie nicht so von uns, mein armer, armer Freund", bat die Marquise. Auch sie hatte sich erhoben, und ihm die Hand entgegenstreckend, wiederholte sie: „Scheiden Sie nicht im Groll von hier! Glauben Sie mir, auch Desirée hat einen schweren Kampf gekämpft; aber besser ist es, daß sie zur rechten Zeit umkehrte, als ein durch stete Reue verbittertes Leben. Sagen Sie mir ein freundliches Wort für sie zum Abschied, denn ein nochmaliges Wiedersehen" ... Karow schüttelte heftig den Kopf ... „halte auch ich nicht für gerathen. Es hieße die Qual des armen Kindes verlängern. Seien Sie ein Mann und ertragen Sie, was das Schicksal Ihnen auferlegt! Und nun leben Sie wohl, mein Freund", schloß sie gerührt, nachdem sie einige Secunden vergebens auf einen Auftrag aus seinem Munde gewartet. „Ich sage nicht: Auf Wiedersehen! — sondern: Auf baldiges Vergessen!"

Karow vermochte nicht, den herzlichen Gruß zu erwidern. Stumm zog er die Hand der alten Frau an seine brennenden Lippen und verließ unmittelbar darauf das Zimmer.

Die Gestalt der Marquise richtete sich hoch auf, sobald die Thür hinter ihm ins Schloß gefallen. Ein Strahl des Triumphes flammte in den kalten Augen auf, und der Zug finsterer Energie, der sonst diesem Antlitz eigen war und den das Gespräch mit Karow verwischt zu haben schien, trat schärfer denn je um den zusammengekniffenen Mund hervor.

„Grâce à Dieu", murmelte sie, „c'est fini!" ... und ein tiefer Athemzug der Erleichterung hob ihre Brust. Dann nahm sie ihren Sitz am Fenster wieder ein, um sich nunmehr mit ungetheiltem Interesse der oft unterbrochenen Lektüre hinzugeben.

Am andern Morgen verließ der stolze Dampfer Britannia, den der mächtige Sturm tagelang im Hafen zurückgehalten, die Rhede von Granville. Eine leichte Brise blähte die aufgehißten Segel und trug das prächtige Fahrzeug der aufgehenden Sonne entgegen. Auf dem Hinterdeck, neben der Steuermannskajüte, stand einer der Passagiere und schaute zurück auf das immer mehr entschwindende Ufer der Normandie. Die frische Morgenluft strich kühl über das Deck, und fröstelnd zog er das Plaid fester um die Schultern und drückte den Hut tiefer in die Stirn, die überwachten Augen vor dem grellen Licht der Sonne zu schützen.

Die weißen Häuser, die nur noch als lichte Punkte auf dem dunkeln Hintergrunde hervorgetreten, verschwammen allmählich in einem grünlich-blauen Streifen am Horizont, bis auch dieser verschwand. Dann ging die Sonne auf, strahlend und schimmernd, und spiegelte sich tausendfach gebrochen wider in der wogenden See.

Der einsame Mann fuhr sich mit der Hand über die umflorten Augen. Ein Schubert'sches Lied zog ihm durch die Seele, das er so manchmal im Kreise der Freunde gesungen ... und leise sang er es vor sich hin:

Ach meine Sonnen seid ihr nicht,
Schaut andern doch ins Angesicht!
Ja, neulich hatt' ich auch wol drei,
Nun sind hinab die besten zwei.
Ging' nur die dritt' erst hinterdrein,
Im Dunkeln wird mir wohler sein.

(Schluß folgt.)

Die Lage der Landwirthschaft im Deutschen Reiche.

Von

Karl Birnbaum.

I.

1) Die Zolldebatten im Reichstage.

Während der Berathung über die Zollnovelle für Erhöhung der Tarifsätze von Getreide u. s. w., über welche Anfang Februar d. J. im Reichstage verhandelt worden ist, haben die Vertreter der Regierung und die Redner der beherrschenden Majorität ein überaus düsteres Bild von dem gegenwärtigen Zustande der Landwirthschaft bei uns entworfen; sie waren der Meinung, daß der vollständige Ruin der Landwirthe unausbleiblich sei, wenn der Staat nicht in die Lage gesetzt würde, helfend durch schützende Zölle einzugreifen, und daß diesem der Ruin des Staates folgen müsse.

Am weitesten in der Annahme eines ganz besondern Nothstandes unter den Landwirthen und in der Ausmalung der Folgen für die Gesammtheit, wenn die verlangte Staatshülfe nicht verwilligt würde, ging der Reichskanzler, welcher in der ihm obliegenden Verpflichtung, für die Wohlfahrt des Reiches zu sorgen, das Motiv für die ungewöhnliche Wärme und Energie, mit welcher er für Land- und Forstwirthschaft eintrat, fand. Unter dem Hinweis auf Rom und Griechenland im Alterthum wurde mit (später zurückgewiesener) Berufung auf einen der größten Kenner der alten Geschichte (Mommsen) die seit etwa zwei Jahrzehnten im Reiche beobachtete Mehreinfuhr von Getreide und das starke Sinken der Preise infolge der stetig anwachsenden Massenzufuhr aus überseeischen Ländern als die Ursache der besondern Nothlage des Landwirths angesehen, und so wie damals der Untergang der einst so mächtigen Staaten dem Ruin der Landwirthschaft gefolgt sei, auch für uns ein ähnliches Geschick in der nächsten Zeit in Aussicht gestellt, wenn nicht dem Anwachsen der überseeischen Zufuhren durch schützende Zölle Einhalt gethan würde.

Unter dem mächtigen Eindruck der Reden des Reichskanzlers wurde es den Gegnern der Vorlage schwer, für den freien Verkehr zu wirken; die Annahme des Gesetzentwurfs in erster und zweiter Lesung erfolgte aber hauptsächlich deswegen, weil sie mit minderm Geschick wie die Gegner gekämpft haben, und mehr principiell gegen Getreidezölle überhaupt unter besonderer Betonung der günstigen Wirkungen für die Großgrundbesitzer ihre Angriffe richteten. Der Vorlage gegen-

über kam es allein darauf an, festzustellen, ob zur Zeit ein wirklich dringender Anlaß zur Erhöhung der im Jahre 1879 verwilligten Zölle vorliege oder nicht, mit andern Worten, ob es wirklich einen besondern Nothstand für die Landwirthe gibt oder nicht, und ob, wenn das der Fall ist, die vorgeschlagenen Zölle das geeignete Mittel sind, der dann unzweifelhaft drohenden Verarmung vorzubeugen, oder ob sich nicht bessere Mittel dafür finden lassen.

Bis dahin hatte die Majorität des Reichstages stets das Interesse der Gesammtheit dem der einzelnen Erwerbsklassen vorangestellt; der Reichskanzler hat es in den Februartagen verstanden, das Interesse der Gesammtheit mit dem der Landwirthe vollständig zu verschmelzen, und für diese im Namen jener die Erhöhungen verlangt.

Durch das persönliche Eingreifen des Reichskanzlers, welches auch außerhalb des Reichstages im In- und Auslande mächtig gewirkt hat, haben unsere Landwirthe unzweifelhaft sehr viel an Wohlwollen und Theilnahme gewonnen, während bis dahin die Majorität ziemlich kühl oder schroff ablehnend ihren Klagen und Wünschen gegenüber sich verhalten hatte. Der Reichskanzler hat das Verständniß dafür, daß jede Schädigung der Leistungsfähigkeit unserer Landwirthschaft eine Schädigung unserer wirthschaftlichen Kraft und unserer Concurrenzfähigkeit bedeutet, erweckt; er ist aber auch, wie alle Redner für die Vorlage, im Uebereifer zu weit gegangen, hat zum Theil von irrthümlichen Voraussetzungen sich leiten lassen, zum Theil bei Schilderung der Verhältnisse die Farben zu düster gewählt, und erwartet von den Zollerhöhungen weit mehr, als diese zu erfüllen vermögen. Das Lob der Landwirthschaft wurde zu viel mit Variationen über den Satz: „Hat der Bauer Geld, hat jeder Geld", gesungen, während die Wirkungen der Zollerhöhungen auf die nichtlandwirthschaftliche Bevölkerung zu wenig gewürdigt wurden. Die Gegner haben ungefähr das entgegengesetzte Verfahren eingeschlagen, sie haben die Landwirthschaft in ihrer Bedeutung für die Gesammtheit offenbar zu wenig gewürdigt und zu viel Gewicht unter den jetzigen Verhältnissen auf die Vertheuerung des Brotes durch die Zölle gelegt. Sie haben zu wenig beachtet, daß trotz der von Freunden und Gegnern der Vorlage sehr lebhaft betriebenen Agitation sämmtliche dieserhalb bis zum 4. März beim Reichstage eingegangenen Petitionen nur 190202 Unterschriften dafür und 204379 dagegen zählten, sodaß also, da es bei den letzten Wahlen 9,090000 Wähler gab, nur 4,34 Proc. davon für die Sache Theilnahme gezeigt hatten: ein Verhältniß, welches sofort wesentlich anders wird, wenn eine Steigerung der Preise eintritt.

Daß viele eine solche nicht mehr für möglich halten, ist eine arge und insofern beklagenswerthe Täuschung, als wahrscheinlich diese es veranlaßt hat, daß dem Gesetz nicht eine für alle Betheiligten, Brotkäufer, Landwirthe, Getreidehändler, Bäcker und Müller, passende Fassung gegeben worden ist. Als eine solche muß die Bestimmung bezeichnet werden, den Zoll nur so lange, als die Preise unter dem Durchschnitt der letzten Jahrzehnte notiren, aufrecht zu erhalten, d. i. z. B. beim Roggen unter 16 Mark für den Doppelcentner, welcher im Folgenden immer zu Grunde gelegt wird. Die dem Bundesrathe eingeräumte Befugniß, den Zoll nach Befinden fallen zu lassen, kann eine derartige Bestimmung nicht ersetzen, weil

der Handel Klarheit und Gewißheit haben muß, wenn er auf lange Zeit hinaus seine Ziele verfolgen soll. Eine gleitende Scala ist mit Recht verworfen worden; sie hat mit der Bestimmung, den Zoll nur so lange erheben zu lassen, als der Preis, inclusive Zoll, unter einer bestimmten Höhe bleibt, nichts zu thun. Auf der Zollconferenz von 1854 war auf Antrag des kurhessischen Bevollmächtigten, nachdem er die Aufhebung der Zölle nicht durchsetzen konnte, ein ähnlicher Antrag gestellt worden; die Vereinsstaaten sollten berechtigt sein, den Zoll fallen zu lassen, wenn der Scheffel Roggen $2\frac{1}{2}$ Thlr. kostete, d. i. für unser Geld und Maß ein Preis von 18 Mark 75 Pfg. pro Centner.

Wie die Erfahrung lehrt, hat für die Mehrzahl der Brotkäufer ein mäßiger Zoll bei niedrigen Preisen kein Bedenken; für die Landwirthe kann er eine große Bedeutung haben, und jedenfalls hat eine solche die Bestimmung, den Zoll nur für den wirklichen Nothfall, und nicht darüber hinaus aufrecht zu erhalten, weil diese die Ueberproduction im Inlande verhindern würde, d. h. die Ausdehnung des Getreidebaues bis zu dem Grade, daß der ganze Bedarf im Inlande gedeckt wird und die Mehrzahl der Betriebe zur extensiven Betriebsform zurückkehrt. Die Gefahr, durch Zollschutz sich verleiten zu lassen, dem Getreide mehr Gewicht, als ihm noch zukommen darf, beizulegen, liegt nahe genug.

Der Landwirth soll im Interesse der Gesammtheit, wenn wirklich nothwendig, geschützt werden, aber nicht darüber hinaus. Ein Preis von 16 Mark für den Centner Roggen sichert unter allen Umständen noch den Gewinn, beim Preis von 14 Mark kann der Gewinn für manche schon zu niedrig sein, beim Preis von nur 12 Mark ist das für die Mehrzahl der Fall. Wirklicher Verlust beim Anbau ergibt sich aber, abgesehen von besonders ungünstigen Verhältnissen, erst bei Herabgehen des Preises unter 10 Mark. Sichere Berechnungen darüber sind für die Gesammtheit der Landwirthe nur sehr schwer anzustellen; es muß deshalb die Grenze, von welcher ab der Zoll fallen soll, etwas höher, als sonst nothwendig wäre, gegriffen werden.

Rechtfertigen läßt sich eine derartige Bestimmung allen Anfechtungen gegenüber; ein Preis bis zu der angegebenen Höhe ist für alle Brotkäufer erschwinglich, wie sich schon daraus zu erkennen gibt, daß sich unser Volk im ganzen der Vorlage gegenüber bei den jetzigen Preisen theilnahmlos verhalten hat; ein niedrigerer Preis aber kann für die Landwirthe den Erfolg beim Getreidebau in Frage stellen; ob das auch für die Verzinsung des zum Betriebe verwendeten Kapitals überhaupt gilt, läßt sich nicht allgemein behaupten, weil das Getreide nicht die alleinige Quelle des Einkommens ist. Es wird im Reiche selbst nur noch wenige Landwirthe geben, bei welchen das Getreide fast die alleinige Verkaufswaare ist, wohl aber noch sehr viele, welche daraus den Haupterlös ziehen.

Für alle diese ist die Nützlichkeit eines Zollschutzes bei sehr niedrigen Getreidepreisen nicht in Abrede zu stellen; es gibt zweifelsohne für die Rentabilität des Betriebs eine Grenze in der Preishöhe; diese darf im Interesse aller nicht überschritten werden, weil die Gesammtheit wesentlich davon berührt wird, wenn die Landwirthe nicht mehr leistungsfähig und kaufkräftig sind. Die bisherige Mehreinfuhr von Getreide schwankte zwischen 200 und 400 Mill. Mark, oder zwischen

10 und 14 Proc. des durchschnittlichen Ernteertrags; die Jahreswitterung kann allein gegen die Durchschnittsziffern 1—2 Milliarden mehr oder weniger gewinnen lassen.

Nach der letzten Gewerbezählung gab es bei einer Bevölkerung von 45,3 Mill. Einwohner 16,202350 Erwerbende im engern Sinne; davon gehörten zur Gruppe Land- und Forstwirthschaft, Jagd 8,235592, also etwas über 50 Proc., mit Dienenden und Angehörigen zählten diese Erwerbenden zusammen 38,832406 Köpfe; auf die Gruppe Landwirthschaft u. s. w. kommen davon 18,635592 Köpfe, also 48 Proc.; unter der Rubrik Landwirthschaft als Nebengewerbe waren noch 2,068890 Personen verzeichnet; man kann also die rein landwirthschaftliche Bevölkerung, nicht zu verwechseln mit der Landbevölkerung, welche nach unserer Statistik die Gesammtheit der Bewohner in Ortschaften unter 2000 Einwohnern umfaßt, auf 37 Proc. der Gesammtbevölkerung veranschlagen: eine Ziffer, welche genügt, um die Berücksichtigung durch die Gesetzgebung, wenn diese mit den Interessen der Gesammtheit irgend vereinbar ist, zu rechtfertigen; sie widerlegt aber auch die Uebertreibungen, zu welchen oft die Verwechselung mit der Landbevölkerung Veranlassung gibt.

Der Jahreswerth aller von den Landwirthen allein hervorgebrachten Erzeugnisse und Leistungen läßt sich nach der Statistik der Ernten, nach den Zolllisten und nach den Verbrauchsziffern für thierische Erzeugnisse u. s. w. auf 27—28 Milliarden veranschlagen; der größte Theil dieser Werthe wird freilich im Betrieb selbst wieder verbraucht: Futter, Stroh, Dünger, Zugkraft, Nachwuchs bei Vieh, Lebensmittel u. s. w., immerhin bleibt aber für den Marktverkehr noch so viel davon übrig, daß der Werth aller andern Erzeugnisse dagegen zurücktreten muß.

Ueber das in der Landwirthschaft verwendete Gesammtkapital: Grund und Boden, Vieh, Geräthe, Vorräthe, baares Geld, Gebäude, läßt sich eine genaue Berechnung nicht anstellen; die Schätzung bei der letzten Viehzählung ergab für den Hausthierbestand allein an 6 Milliarden. Güter werden sehr oft mit vollem Inventar verkauft und die Verkaufssummen pro Hektar berechnet; diese stellen aber doch nie das ganze zum Betrieb nothwendige Kapital dar. Erhöht man deswegen diese Verkaufspreise um etwas, so läßt sich annähernd schätzen, daß der Kapitalbedarf pro Hektar jetzt durchschnittlich 1500—2000 Mark ist, im ganzen also bei, abzüglich der Gärten, etwa 37 Mill. Hektar Areal zwischen 55,5 und 74 Milliarden. Diese Ziffern zeigen, was es für unsere wirthschaftliche Kraft bedeuten würde, wenn dieses Kapital auch nur vorübergehend keine oder nur eine ungenügende Rente abwerfen würde, sowie, daß ein solcher Zustand von der Nation nicht länger ertragen werden könnte, weil jedes an dem landesüblichen Zins fehlende Procent den Reinertrag des Nationaleinkommens um 555 bis 740 Mill. Mark verringerte.

Unsere Praktiker behaupten, schon seit Jahrzehnten ihr Kapital nur noch mit 2—3 Proc. verzinsen zu können; bei den Verhandlungen im Reichstage ist selbst vom ganz geschwundenen Zins gesprochen worden. Nach obigen Annahmen — das Gesammtkapital noch über 74 Milliarden anzunehmen, ist nicht thunlich, vielen wird diese Summe schon zu groß erscheinen — käme auf alle Landwirthe bei nur 2—3 Proc. ein Zinseinkommen von 1480 bis 2220 Mill. Mark, wenn selbst

die höchste Kapitalziffer zu Grunde gelegt wird; da die Statistik über $5^1/_4$ Mill. Betriebe angibt, so trügen diese durchschnittlich nur 281—423 Mark Reinertrag.

Es ist einleuchtend, daß nicht ein einziger Landwirth mit seiner Familie von nur 280 bis 423 Mark leben kann, und damit schon bewiesen, daß die Verzinsung mit nur 2—3 Proc. einfach nicht möglich ist.

Im Königreich Sachsen hat man im Jahre 1868 den Verkaufswerth von etwas über 1 Mill. Hektar landwirthschaftlichem Areal zu 2242 Mill. Mark angegeben, d. i. bei 129869 Besitzern für diese im Durchschnitt zu 17000 Mark. Für 1878 berechnete man das Jahreseinkommen aus Grund und Boden zu 214,304278 Mark; das gibt bei annähernd gleicher Zahl der Betriebe für jeden im Durchschnitt über 1600 Mark.

Sachsen ist das wohlhabendste Land in Deutschland; es ist der Verkaufswerth seit 1868 und das Einkommen seit 1878 nach den Ergebnissen der Einkommensteuer wesentlich gestiegen; die Ziffer von 1600 Mark kann jetzt wol zu 2000 Mark angenommen werden; genaue Angaben liegen nicht mehr vor. Rechnet man für ganz Deutschland selbst nur mit der Hälfte, so kommen doch schon 1000 Mark Reinertrag auf jeden Betrieb, also zwei- bis dreimal mehr, als die Annahme von nur 2 bis 3 Proc. Zins des berechneten Kapitals ergibt. Zuverlässige Berechnungen lassen sich leider nicht geben; sicher aber ist, daß eine so niedrige Kapitalverzinsung nicht möglich sein kann. Inwieweit sich der Grad der Rentabilität im landwirthschaftlichen Betrieb für die Gegenwart annähernd feststellen läßt, wird im Folgenden angegeben werden.

Begründet wurde — wenn man aus der Debatte über die Zollerhöhung nur das zusammenfaßt, was sie bezüglich des besondern Nothstandes gebracht hat — die Forderung für höhere Zölle mit folgenden Darlegungen:

Die Landwirthschaft leide zur Zeit mehr wie alle andern Erwerbsarten, und diese ungünstige Conjunctur sei keine vorübergehende; Rußland producire den Centner Roggen um 5—10 Mark billiger als wir und habe im Innern selbst zeitweise Preise bis zu 1 Mark herab; Indien erzeuge den Weizen am billigsten und habe noch Millionen Hektar unbebauten Landes von trefflichster Beschaffenheit; die Zunahme im Anbau und in der Erntemenge für Nordamerika erscheine geradezu unbegrenzt, und auch Australien müsse bald Exportland von großer Bedeutung für Getreide werden; die Frachtsätze spielten keine wesentliche Rolle mehr. Die Preise aller landwirthschaftlichen Erzeugnisse seien in der letzten Zeit erniedrigt worden, die aller Betriebserfordernisse, besonders die für den Arbeitslohn, wesentlich gestiegen, die öffentlichen Lasten und Abgaben hätten sich ebenso erhöht; das Getreide habe zeitweise den niedrigsten Stand im Jahrhundert erreicht, sodaß die Anbaukosten nicht mehr gedeckt würden; sehr viele Landwirthe und besonders Pächter ständen vor dem Ruin; auch die zahlreichen in den landwirthschaftlichen Betrieben thätigen Arbeiter und Gehülfen litten unter diesen Verhältnissen und mehr, wie die Arbeiter anderwärts; die Währung habe mit dazu beigetragen, die ungünstige Lage zu schaffen, da der Landwirth darunter am meisten leide; in Frankreich, in England und anderwärts klagten die Landwirthe ebenso; in England habe der Getreidebau schon derart abgenommen, daß die Einfuhr eine gewaltige geworden und der Ruin unausbleiblich sei; auch bei uns

werde er kommen, wenn der Zoll nicht Einhalt thun lasse. Das Reich sei recht gut in der Lage, den vollen Bedarf an Getreide im Inlande zu decken, unsere Gesammtwirthschaft verlange, daß das geschähe, also daß die Zölle erhöht würden, da sich die Sätze von 1879 als ungenügend erwiesen hätten; das ausländische Getreide sei zudem schlechter als das inländische; ein wirksameres Mittel, um den drohenden Ruin zu verhindern, gebe es nicht; die Zollerhöhung sei besonders von den kleinern Landwirthen in Mittel- und Süddeutschland, und nicht von den großen im Norden erbeten worden; zwischen großen und kleinen Landwirthen gebe es überhaupt keine Unterschiede bezüglich der Nothlage; gerade die kleinen Bauern wollten sich nicht mehr länger hinhalten und übervortheilen lassen; auch bei den kleinsten Betrieben bringe der Zoll noch Vortheile.

Gegen die Zollerhöhungen wurde, abgesehen von den bezüglich der Vertheuerung des Brotes gebrachten Einwänden, geltend gemacht: Eine besondere Nothlage der Landwirthe gebe es nicht; soweit eine solche bei einzelnen vorhanden, trügen diese Landwirthe selbst die Schuld, theils durch ihre Lebensweise, theils durch die Ueberschätzung beim Ankauf von Grund und Boden, oder beim Pachten, oder bei der Aufnahme von Schulden, theils durch den Mangel an Bildung und Geschick. Bei den Landwirthen sei die Verschuldung im allgemeinen relativ günstig, und besonders bei den kleinen Bauern; die höhern Zölle verzögerten die Heilung der Krisis, welche auch für andere vorhanden sei, indem sie die Neigung zu hohen Geboten bei Ankauf und Pachtung und die zur Aufnahme von Schulden begünstigten, sodaß in kurzer Zeit das Verlangen nach abermaliger Staatshülfe sich wiederholen würde; die ungünstige Conjunctur sei nur eine vorübergehende; geringere Ernten und geringere Zufuhren aus den überseeischen Ländern könnten nicht ausbleiben; der Vergleich mit dem Alterthum sei ebenso unstatthaft wie der mit England; hier beklage man die starke Einfuhr nicht, da man höhere Werthe ausführen könne und von Jahr zu Jahr den Wohlstand, die Consumtionsfähigkeit, den Verbrauch und das Einkommen sich steigern sehe; die Klagen der Landwirthe in andern Ländern bewiesen am besten, daß die Beschwerden über die Währung unbegründet seien; das ausländische Getreide könne nicht entbehrt werden, da russischer Roggen, böhmische Gerste und südlich gezogener Weizen die geringere Qualität unsers Erzeugnisses verbessern oder ganz an dessen Stelle treten müßten; die Vortheile durch die Zölle kämen nur nach Maßgabe der Größe der Güter den Landwirthen zugute, also den Großgrundbesitzern, während die kleinen Landwirthe dadurch so viel Nachtheile wie die Brotkäufer erlitten; die von solchen Besitzern im Süden und in Mitteldeutschland eingeleitete Agitation sei durch die Agrarier aus dem Norden angeregt worden; die Forderungen der Landwirthe stiegen nach jeder Verwilligung; schon werde die Aufhebung der Grundsteuer verlangt, gegen die Währung agitirt, um den Silberpreis künstlich zu steigern, und vielfach auch die jetzige Zollerhöhung für ungenügend erachtet; die Erzeugungskosten des Getreides seien nicht so hoch, wie angegeben; die nationale Getreideproduction bis zur vollen Bedarfsdeckung könne nicht mehr ermöglicht werden, und sei auch nicht wünschenswerth.

2) Kritik der Verhandlungen.

Diejenigen, welche mit den Verhältnissen des landwirthschaftlichen Betriebes nicht vertraut sind, können aus dem Studium der Verhandlungen auch nach Ausscheidung alles dessen, was mehr dem Charakter der Parteikämpfe entspricht, ein sicheres Urtheil unmöglich gewinnen, weil von beiden Seiten meist nur Behauptungen gegen Behauptungen gestellt und vollgültige Beweise für die verfochtenen Meinungen nicht erbracht wurden.

Uebereinstimmung findet sich in der Annahme des Vorhandenseins einer Krisis; von der einen Seite wird diese aber als eine ganz besondere und andauernde bezeichnet, sodaß der Staat eingreifen müsse, von der andern durch die allgemeine wirthschaftliche Lage erklärt und deren Heilung von der Wiederkehr gesunder Verhältnisse, beziehungsweise von Ereignissen, wie sie für alle nothwendig sind, erwartet; dort sieht man die steigende Einfuhr als ein nationales Unglück an; hier ist man der Meinung, daß sie nicht schaden könne, wenn es, wie in England, gelingt, höhere Werthe dagegen mit dem Ausland zu tauschen. Dort will man allen Landwirthen durch die Zölle helfen können, und hier glaubt man, daß nur die Großgrundbesitzer den Vortheil davon haben.

Es muß zunächst auffallen, daß in einem Reichstage, in welchem es auf beiden Seiten nicht an ausübenden Landwirthen fehlt, von niemand eine unanfechtbare Berechnung über die wirklichen Kosten beim Getreidebau vorgelegt wurde, ferner, daß kein Redner darauf aufmerksam machte, der Getreidebau sei heutzutage nicht mehr geeignet, die Rentabilität des Betriebes darlegen zu können, daß er also in seiner Bedeutung überschätzt wird, und drittens, daß in der Unterscheidung der Vortheile, welche die Getreidezölle bringen können, das Gewicht auf die Größe des Besitzes gelegt wurde und nicht auf den Unterschied in der Intensivität des Betriebes.

Nicht die großen und die kleinen Landwirthe sind einander gegenüberzustellen, sondern die extensiv und die intensiv wirthschaftenden, wenn man Unterschiede in der Erlangung von Vortheilen durch Getreidezölle feststellen will. Der extensiven Landwirthschaft entspricht das Uebergewicht des Getreidebaues, neben welchem noch die Zucht von jungen Thieren in Betracht kommt, oder die von Wollschafen und etwa noch die Spiritusbrennerei oder der Handelspflanzenbau, alle diese aber in mehr untergeordnetem Grade, sodaß die weitaus größte Procentziffer des Erlöses und der Reineinnahme auf das Getreide kommt. Eine derartige Betriebsweise kann sowol im Norden wie im Süden vorkommen; hier findet sie sich mehr vereinzelt, dort allgemein, aber wieder nicht ausnahmslos, im allgemeinen überall da, wo es an Bevölkerung, an Verkehr und an Verkehrsmitteln, an Arbeitskräften und an Kapital fehlt.

Für alle Landwirthe, die, sei es aus welchen Gründen immer, extensiv oder doch in der extensiven Richtung wirthschaften müssen, ist ein niedriger Getreidepreis in der That eine Calamität, gegen welche es wenig wirksame Mittel gibt, unter Umständen selbst nur den schützenden Zoll, wenn die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß die niedrigen Preise anhalten werden. Gleiches gilt von all den Landwirthen, welche nur leichten, zu Roggen-, Hafer-, Kartoffel- und Lupinenbau

geeigneten Boden haben; hier kann der Getreidebau die denkbar höchste Ausdehnung gewinnen. Es ist begreiflich, daß die Landwirthe in Gegenden mit solchem Boden und da, wo man extensiv wirthschaften muß, lebhaft für die Zölle eintreten und mit der Verwilligung genügend hoher Zölle wie befreit von großer Last aufathmen; Nord und Süd bilden hier keine Gegensätze; ganz kleine Landwirthe gibt es dafür überhaupt nicht, da der extensive Betrieb eine gewisse Größe des Areals voraussetzt, wenn die Familie davon leben soll.

Wesentlich anders da, wo die entgegengesetzten Verhältnisse sich finden: dichte Bevölkerung, Absatz in der Nähe, leichter Verkehr, reichliche Verkehrsmittel, viel flüssiges Kapital u. s. w.; Verhältnisse, welche wiederum nicht nur im Süden und Westen allein vorkommen, sondern hier nur überwiegend, im Norden und Osten mehr vereinzelt. Unter solchen Umständen tritt der Getreidebau, der Fläche und der Bedeutung nach, zurück, Viehzucht und Viehhaltung mit starkem Futterbau, der Bau von Handelspflanzen, Milchwirthschaft und Fabrikbetrieb (Zucker u. s. w.) erlangen das Uebergewicht, oft bis zu dem Grade, daß Getreide nur noch zu eigenem Bedarf gebaut wird; vereinzelt kommt es selbst vor, daß man die Brotfrucht durch Ankauf erwirbt. Den Gegensatz bezüglich der Wirkung der Zölle bilden also die viel und die wenig Getreide bauenden Landwirthe, die, für welche das Getreide, und die, für welche anderes die Hauptsache ist, oder doch mindestens gleichberechtigt wird, z. B. in den Herzogthümern im Gegensatz zu Mecklenburg die Viehzucht, um Magdeburg u. s. w. der Zuckerrübenbau mit Viehmast, im Süden und Westen die Handelspflanze, der Wein, das Obst, in der Nähe jeder volkreichen Stadt die Milchwirthschaft u. s. w. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Reichskanzler und die Vertheidiger der Vorlage nur die Getreidebauern berücksichtigten, und daraus erklärt sich manche Einseitigkeit der Auffassung.

Mit Recht aber haben sie darauf aufmerksam gemacht, daß die Größe des Besitzes gar nicht in Betracht kommen kann, und mit großem Geschick haben sie es verstanden, den Fehler der Gegner, welche immer darauf zurückkamen, zu benutzen. In der Schrift von J. Kühn: „Die Getreidezölle in ihrer Bedeutung für den kleinen und mittlern Grundbesitz" (Halle 1885) ist, freilich nicht mit der erforderlichen Unparteilichkeit bezüglich der Wahl der Beispiele und der Berechnung der Vortheile, klar nachgewiesen worden, daß selbst kleine Landwirthe unter Umständen procentisch mehr Getreide als große verkaufen können; die Schrift selbst ist aber für die Hauptfrage, auf welche es im Kampf für und gegen die Zollerhöhung ankommt, bedeutungslos, da sie nur die Größenverhältnisse berücksichtigt und auch von dem Irrthum, am Getreide allein die Rentabilität des Betriebes zu bemessen, ausgeht.

Schon im Jahre 1874 hatte die „Deutsche Landeszeitung" in Nr. 92 ähnliche Berechnungen gebracht und ebenfalls zu gleichem Zweck. Von zwei großen Gütern im extensiven Rayon wurde nachgewiesen, daß in den Jahren 1870/71, 1871/72, 1872/73 von dem Betrag der Körnerernten nur 24—35,8 und 25,5 Proc. bei dem einen und in den beiden ersten Jahren nur 37,5 und 41,8 Proc. bei dem andern Gute verkauft werden konnten, und daß ein Fünftel des Ertrages zur Saat, und zwei Fünftel zur Deckung der Wirthschaftskosten erforderlich waren, sodaß nur

zwei Fünftel für Bodenrente, Abgaben und Gewinn übrigblieben. Die Angaben zeigen aber auch ferner, daß, um nur das Gut für die drei Jahre zu erwähnen, in diesen drei Jahren von zusammen 81789 geernteten Scheffeln 23717 verkauft wurden und davon 6814 Scheffel auf Raps, Rübsen, Senf und Dotter, also werthvolle Handelspflanzen, kamen, also nur 71,3 Proc. auf Getreide und Hülsenfrüchte, welche dem Werthe nach noch nicht 65 Proc. des Erlöses darstellen. Das Beispiel zeigt ferner, daß die Procentziffer für den Verkauf in den einzelnen Jahren sehr verschieden ist: alles Dinge, welche in der Kühn'schen Schrift gar nicht erwähnt werden.

Würde man ähnliche Berechnungen aus intensiv bewirthschafteten Gütern bringen, so würde sich leicht zeigen lassen, daß das Getreide am Gesammterlös mit sehr geringer Procentziffer betheiligt ist; trotzdem wird immer wieder die Rentabilitätsfrage und anderes nur nach dem Getreide beurtheilt.

In Bezug auf die Kosten des Getreidebaues läßt sich leider keine zuverlässige Berechnung im allgemeinen geben; die Art und Weise, wie die Rechnungen in der Regel angestellt werden, ist nicht geeignet, ein klares Urtheil darüber gewinnen zu lassen. Das Rechnungswesen ist der schwächste Punkt bei den Landwirthen; selbst die Literatur aus der neuern Zeit enthält noch keine brauchbare Rechnungsaufstellung. Alle im Reichstage gemachten Angaben über die Kosten des Anbaues sind nur Muthmaßungen oder willkürlich gewählte Zahlen, welchen sich ebenso gut andere gegenüberstellen lassen. Unter denen, welche sich mit Berechnungen derart befassen, gibt es noch nicht einmal Uebereinstimmung über die Art und Weise, wie gerechnet werden soll, d. h. welche Posten man in Ansatz zu bringen hat; in Bezug auf diese wird wieder sehr verschieden verfahren, und endlich wird meistens der ganze Betrag der Kosten auf die Körner allein ausgeworfen oder doch für Stroh und Spreu zu wenig abgezogen.

Die Kosten setzen sich zusammen aus: Landzins oder Pachtgeldantheil, Dünger (Antheil von der Vorfrucht oder ab Antheil der Nachfrüchte), Aussaat, Hand- und Spannarbeit, Benutzung von Geräthschaften, Versicherung und Feldschutz, Strohbänder, Verwaltung (allgemeine Wirthschaftskosten), Lagerungsgebühr in Scheunen oder im Freien, Ausdrusch und Herstellung marktfähiger Waare. Von dem gesammten Betrag dieser Kosten sind z. B. beim Roggen 60 Proc. für die Körner zu nehmen, und zu dem so gefundenen Betrag kommen dann noch die Marktfuhrkosten dazu, wenn es sich um den Verkauf auf dem Markte handelt. Die Abgaben mit zu diesen Kosten zu rechnen, ist unstatthaft; jedermann soll die Steuern, soweit es nicht indirecte sind, aus seinem Einkommen oder Ertrag entrichten; die Abgaben hat der Landwirth, nicht das Gut zu bezahlen.

Rechnet man in dieser Weise genau, so stellt sich der Erzeugungspreis eines Doppelcentners höchstens auf 10—12 Mark, also immer noch unter dem Marktpreis der letzten Jahre. Die Fälle, in welchen dieser annähernd erreicht wird, sind sicher sehr selten, kommen vielmehr überhaupt gar nicht vor; die, in welchen die Kosten unter 10 Mark betragen, sind jedenfalls sehr zahlreich, und besonders im Norden und Nordosten.

Bei den im Reichstage gemachten Angaben ist nicht immer zu erkennen, ob die Redner vom Zoll- oder vom Doppelcentner gesprochen haben.

Die wesentlichsten Irrthümer sind in Bezug auf die Veränderungen in den Preisen vorgekommen; es muß entschieden in Abrede gestellt werden, daß die Preise aller Erzeugnisse der Landwirthschaft sich erniedrigt, und die aller Betriebserfordernisse sich erhöht haben; auch dieser Irrthum fand keine genügende Berichtigung.

Ein richtiges Bild von den Preisen in verschiedenen Zeiten zu gewinnen, ist nicht leicht, weil auch das Geld selbst in seiner Kaufkraft wechselt und die Umrechnung früherer Maße, Gewichte und Münzen schwierig ist; vergleicht man, wie gewöhnlich geschieht, nur die Geldsummen, welche auf dem Markte gezahlt wurden und werden, so erscheint die Jetztzeit allenthalben mit höhern Ziffern für die Erzeugnisse, hinsichtlich der Betriebserfordernisse ist aber selbst das nicht der Fall; einzelnes wird jetzt mit größerm, anderes mit geringerm Geldbetrag getauscht. In Bezug auf den Getreidebau haben wir es z. B. jetzt mit bedeutender Ersparniß an Saatgut und an Handarbeit zu thun; die Ausgabe für Spannarbeit ist etwa gleich, obschon an sich größer und auch für Maschinen in Anwendung kommend; die für Geräthe und Maschinen überhaupt ist größer, die des Ausdrusches aber deshalb geringer; die für Dünger ist größer durch die Verwendung von Handelsdünger und die Mehrkosten der Erzeugung des Stalldüngers, kleiner aber in Bezug auf diesen, wenn, wie jetzt geboten, das Getreide in zweiter und dritter Stellung nach einer Mistdüngung, also mit nur 25, beziehungsweise 15 Proc. der Kosten einer solchen, anstatt in erster Stelle, wie früher, mit bis 60 Proc. der Kosten steht. Diese Kosten können pro Hektar 200—250 Mark betragen; 60 Proc. davon sind 120—150 Mark, 25 Proc. nur 50—62,5 Mark, also 70—87,5 Mark weniger; die Verwendung von Handelsdünger kostet höchstens pro Hektar im Jahre 2—4 Mark im Durchschnitt.

Die sonstigen Mehrkosten werden reichlich durch die höhern Erträge aufgewogen.

Eine genaue Kostenberechnung findet sich aus früherer Zeit nur bei Veit: „Handbuch der Landgüterverwaltung" (Augsburg 1837), einer Zeit, welche unsere Landwirthe als die goldene zu betrachten pflegen und in welcher es Vieh- und Getreidezölle gab. Nach Veit stellen sich im Durchschnitt, für unser Maß, Gewicht und Geld berechnet, die Kosten von 1 Hektar Roggen bis zum Verkauf zu 85,75 Mark für die Körner, und diese vertheilen sich auf 14,11 Ctr.; wir ernten heute unter gleichen Verhältnissen mindestens 20 Ctr. mit etwa höchstens den doppelten Kosten, sodaß sich der Preis für 1 Ctr. Körner damals auf 6,07 und jetzt auf 8,6 Mark stellt. Veit rechnete pro Hektar mit 49 Mannstagen und 18 Spanntagen, wir rechnen höchstens 20 Manns- und 16 Spanntage. Der niedrigste Marktpreis ist jetzt 13 Mark für den Roggen; Veit rechnete mit 7,36 Mark im Durchschnitt für damals in Südbaiern. Ein Centner Roggen wird jetzt mit 1,41fachen Kosten gegen damals erzeugt.

A. Block, der gründlichste Kenner und Rechner im landwirthschaftlichen Betrieb, wählte in seinem Hauptwerke: „Mittheilungen landwirthschaftlicher Erfahrungen, Ansichten und Grundsätze" (Breslau 1835—40), den Roggenwerth als nach seiner Ansicht brauchbaren zu Vergleichungen zwischen verschiedenen Zeiten und Orten, und zwar mit 1 Scheffel = 80 alte Pfd. = 37,4 Kilogramm zum Preise von

3,5 Mark nach liegnitzer Notirungen der letzten Jahre; 100 Kilogramm Roggen kosteten demnach damals 9,36 Mark und kosten jetzt im niedrigsten Preise 13 Mark = fast 1,39mal mehr, nach Durchschnitt der letzten Jahre 16 Mark = 1,7mal mehr Geld.

Selbst mit dem niedrigsten Roggenpreise für die Gegenwart stellen sich nach Veit und Block die Kosten des Anbaues höchstens um so viel höher, als der Roggen gegen damals mehr gilt; nimmt man aber den Veit'schen Preis für Südbaiern zur Grundlage, welchem für die Gegenwart auch 13 Mark gegenüberstehen müssen, so ist der Roggenpreis jetzt 1,78mal, der Betrag der Erzeugungskosten aber nur 1,41mal höher.

Bei der Wichtigkeit, welche die Preisveränderungen zur Beurtheilung der jetzigen Lage der Landwirthschaft haben, sind noch weitere Vergleichungen anzustellen. Sie werden mit Zugrundelegung der Roggenwerthe nach Block und für 100 Kilogramm gegeben. Es waren und sind Roggenwerth und Preis im Bezirk Liegnitz:

1834.

	Roggenwerth		Mark
Fleischarten . . .	350 bis 400 Roggenwerth	=	32,75 bis 37,40 Mark.
Milch, frisch . . .	62,5 „	=	5,85 „
„ abgerahmt	12,5 „	=	1,17 „
Butter	1000,0 „	=	93,60 „
Heu	33,33 „	=	3,12 „
Stroh	11,11 „	=	1,56 „
Eier, 1 Schock . .	8 „	=	0,76 „

1884.

	Mark		Roggenwerth
Fleischarten . . .	50,0 bis 60,0 Mark	=	381 bis 461 Roggenwerth.
Milch, frisch . . .	10,0 „ 14,0 „	=	77 „ 107 „
„ abgerahmt	4,0 „ 6,0 „	=	30,7 „ 46 „
Butter	180,0 „ 220,0 „	=	138 „ 169,2 „
Heu	4,0 „ 5,0 „	=	30,76 „ 38,46 „
Stroh	2,0 „ 2,4 „	=	15,38 „ 18,46 „
Eier, 1 Schock . .	1,5 „ 1,6 „	=	11,53 „ 12,30 „

Für den Tagelöhner rechnete Block bei 176 Sommertagen zu 17,14 alte Pfund Roggen, und bei 124 Wintertagen zu 11,42 alte Pfund Roggen als Gesammteinkommen in runder Summe 2083 Kilogramm Roggen oder 194,96 Mark, und ebenso viel für die Kosten des Unterhalts eines männlichen Arbeiters.

Die „Denkschrift über die Lage der ländlichen Arbeiter in Deutschland" gibt für die Zeit von 1865 bis 1875 für den Bezirk Liegnitz den Sommertag zu 96 und den Wintertag zu 73 Pf. an, welcher Betrag auch heute noch zu rechnen ist; das gibt zusammen bei gleicher Zahl der Tage 259,68 Mark und diese sind 1997,6 Kilogramm Roggen, also weniger als damals.

In der „Schlesischen Landwirthschaftlichen Zeitung" (1867, Nr. 33) war für Schlesien der Jahresverdienst des Mannes bei 170 Sommer- und 100 Wintertagen zu 146,25 Mark angegeben worden, für gleiche Tageszahl macht das 159,60 Mark, also noch weniger, als die Denkschrift angibt.

In dieser ist als Durchschnittslohn für Deutschland 1,50 Mark berechnet worden; das sind jetzt 11,54 Kilogramm Roggen; ein Durchschnittssatz für damals ist

nicht bekannt. Schlesien hat die niedrigsten Sätze im ganzen Reiche; der Tagelöhner erhält dort jetzt in Geld das 1,33fache, in Roggen kann er sich dafür aber nur das 0,96fache tauschen, und in Fleisch, Milch, Eiern u. s. w. noch weniger. Der Arbeitslohn ist nur da wesentlich gestiegen, wo die städtische und industrielle Bevölkerung überwiegt (Lohnsätze bis an 3 Mark); in solchen Gegenden sind aber auch die Lebensbedürfnisse wesentlich höher zu veranschlagen, z. B. die Milchpreise mit 20—30 Pf. pro Liter.

Wichtig sind noch folgende Angaben für erwachsene Thiere. Ein Pferd rechnete Block zu 3180 Kilogramm Roggen; wir bezahlen jetzt dafür mindestens 5—600 Mark, d. h. jetzt 3844—4600 Kilogramm Roggen; ein Zugochse und eine Kuh galten damals 1414,1 Kilogramm Roggen, jetzt gilt der Ochse 260—300 Mark = 2000—2300 Kilogramm Roggen, die gute Milchkuh 3—500 Mark = 2300—3846 Kilogramm Roggen. Ein Wollschaf galt damals 127,62 Kilogramm Roggen und gilt jetzt 40 Mark = 307 Kilogramm Roggen; eine Zuchtsau kostete 411,65 Kilogramm Roggen und kostet jetzt 80—100 Mark = 616—761 Kilogramm Roggen.

Wesentlich anders gestaltet sich die Vergleichung bezüglich der Kosten der Gebäude, soweit man annehmen kann, daß die Bauart noch ziemlich die gleiche ist, wie z. B. bei Stallungen und Scheunen. Zur Vergleichung dienen die Angaben von Block und die von Engel: „Handbuch des landwirthschaftlichen Bauwesens“ (Leipzig), umgerechnet für gleiche Zeit in Fr. Thiel's „Conversations-Lexikon der Landwirthschaft“ (Bd. 4, 1880). Es geben an die Kosten für 1 Quadratmeter Grundfläche bei Stallungen für Pferde und Rinder:

Block zu 8,12—12,18 Mark = 86,75—130,12 Kilogramm Roggen, Durchschnitt 108,44 Kilogramm Roggen.

Engel zu 21,00—25,50 Mark = 161,53—196,15 Kilogramm Roggen, Durchschnitt 178,84 Kilogramm Roggen = 1,65fach.

Bei Scheunen:

Block zu 5,07—7,16 Mark = 54,16—76,5 Kilogramm Roggen, Durchschnitt 65,33 Kilogramm Roggen.

Engel zu 10,20—26,00 Mark = 78,46—200,0 Kilogramm Roggen, Durchschnitt 139,23 Kilogramm Roggen = 2,13fach.

Die Unterschiede sind nicht ganz so groß, weil Engel für allgemeine, Block für schlesische Verhältnisse rechnet und in der Neuzeit die Bauten luxuriöser als früher sind und besser ausgeführt werden.

Die Kosten eines Spanntages endlich berechnen sich bei Block zu 3,32 Mark = 34,4 Kilogramm Roggen, dafür ist jetzt etwa 7,5 Mark = 57,1 Kilogramm Roggen, also 1,66fach zu rechnen.

Wesentlich anders gestalten sich die gefundenen Verhältnißziffern, wenn, wie geschehen sollte, der Durchschnittspreis von 16 Mark für 1 Ctr. für die Jetztzeit gerechnet würde.

Aus dem Ganzen ergibt sich, daß nur zum Theil wesentliche Preiserhöhungen für den Landwirth stattgefunden haben, welchen mindestens ebenso große Mehrerlöse gegenüberstehen. Ob, wenn man alle Betriebsausgaben genau vergleichen

könnte, die Mehrausgabe im ganzen wesentlich von dem Mehrerlös verschieden sein wird oder umgekehrt, läßt sich nicht im allgemeinen feststellen; jeder Landwirth hat es aber bis zu einem gewissen Grade in der Hand, die Betriebserfordernisse, welche wesentlich mehr kosten als früher, sparsam zu verwenden und die Erzeugnisse, welche wesentlich mehr einbringen, vorzugsweise zu berücksichtigen. Die Hauptunterschiede zeigen sich im Kauf- und Pachtgelde für Grund und Boden; es kann nicht genug empfohlen werden, im Angebot vorsichtig zu sein.

Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß die bisher gebräuchlich gewesene Methode der Veranschlagung von Grund und Boden, nach welcher der Reinertrag ermittelt und dieser als der Zins des zu zahlenden Kapitals betrachtet wird, die Hauptursache der Täuschungen ist, welchen der Landwirth in der Praxis unterliegt, zumal wenn dazu, wie neuerdings fast allgemein geschieht, nach Tages-, und nicht, wie z. B. Block seinerzeit verlangte, nach dreißigjährigen Durchschnittspreisen die Erträge in Ansatz kommen.

Aus Preußen gibt man nach der Verpachtung der Vorwerke an, daß im Jahre 1840/44 pro Hektar 13,96 Mark, 1884/85 aber 37,85—52,43, durchschnittlich also 45,14 Mark erlöst wurden, d. i. fast 3,24mal mehr; der Roggenpreis ist in dieser Zeit kaum 1,3mal gestiegen.

Block: „Beiträge zur Landgüter-Schätzungskunde" (1840), veranschlagte ein großes Gut von 572,38 Hektar mit vollem Zubehör zu 232698 Mark, d. i. pro Hektar zu 406,54 Mark. In der von A. Meitzen bearbeiteten „Denkschrift über die Ermittelungen der Grundbuchschulden der bäuerlichen Besitzungen in Preußen" (1883) sind für 1871—81 die Verkaufspreise der in dieser Zeit zu Verkauf gekommenen 5862 Besitzungen in Schlesien durchschnittlich zu 1131 Mark pro Hektar angegeben, und diese stellen nicht das volle Zubehör mit dar. Das von Block veranschlagte Gut hatte Verhältnisse bezüglich des Bodens u. s. w., welche weit über den Durchschnitt gehen (Gerstenboden erster Klasse); 1 Hektar dieses Gutes galt damals gleich 43,32 Ctr. Roggen, der Verkaufspreis der sämmtlichen Güter in Schlesien in der Jetztzeit ist pro Hektar = 88,54 Ctr. Roggen; man zahlt also jetzt ohne vollständiges Inventar für 1 Hektar im Durchschnitt aller Bodenarten über doppelt soviel, als damals für vorzüglichen Boden mit allem Inventar.

3) Der Getreidebau und der Getreidehandel.

Die Vertheidiger der Zollerhöhung haben darauf hingewiesen, daß Deutschland recht gut in die Lage kommen könne, den nationalen Bedarf an Getreide selbst zu erzeugen; sie legen sehr viel Werth darauf, daß das inskünftige geschehe, um die 3—400 Mill. Mark, welche in der letzten Zeit jährlich an das Ausland gezahlt wurden, selbst gewinnen zu können.

F. R. Mucke in seinem durch die Sorgsamkeit der Berechnungen ausgezeichneten Werke „Deutschlands Getreideertrag" (Greifswald 1883) schwärmt ebenfalls für die volle Selbstgewinnung, führt aber als Hauptgrund für deren Nothwendigkeit die Gefahr an, in welche Deutschland bei einem Kriege kommen müßte, wenn die Einfuhr in bisheriger Weise wachse.

Ob die Millionen für Getreide eine schlechte Ausgabe für unser Volk darstellen oder nicht, wird später untersucht werden; auf die Gefahr durch Abschneiden der Zufuhr und erschwerten Transport ist wol nicht viel Gewicht zu legen. Die höchste Mehreinfuhr bisjetzt ist kaum 14 Proc. des Bedarfs gewesen, und um so viel kann zur Noth am Verbrauch erspart werden. Kriege kommen nicht über Nacht und dauern heutzutage nicht mehr lange; ein Krieg für uns mit allen Nachbarn ist nicht denkbar, und im Kriegsfall selbst würde die Sache für uns leicht bedenklicher sein, wenn wir dahin gekommen wären, kein Getreide mehr von auswärts zu beziehen, und niemand mehr darauf eingerichtet wäre, uns solches zu liefern, falls nämlich gleichzeitig eine Misernte uns beträfe oder durch den Krieg viel Getreide zerstört würde oder es an Händen mangelte, um die Felder zu bestellen, zu ernten und das Geerntete zu dreschen: Möglichkeiten, welche zusammenwirken können, wenn der Krieg für uns unglücklich, d. h. im Lande geführt wird.

Mucke nimmt im erwähnten Werke, in welchem die Angaben der officiellen Statistik geprüft und corrigirt werden, als Bedarf für die Ernährung der Menschen und der Thiere, für gewerbliche Zwecke (Brauerei, Brennerei u. s. w) und für Saatgut pro Kopf der Bevölkerung 413,11 Kilogramm jährlich an, ohne den Saatbedarf 362,43 Kilogramm. Da Deutschland zur Zeit auf 1 Quadratkilometer 84 Einwohner hat und in nächster Zeit 90 haben wird, so ist für diese nächste Zeit mit 50 Mill. Einwohnern zu rechnen und der Bedarf demnach 206,5 Mill. Ctr. Im Durchschnitt der Jahre 1878 bis incl. 1883 haben wir 172,27 Mill. Ctr. geerntet (158,18 Mill. Ctr. im Jahre 1881 bis 185,98 Mill. Ctr. im Jahre 1883). Die Ernten bei bisheriger Ausdehnung des Getreidebaues differirten um 27,80 Mill. Ctr., der Fehlbetrag wäre bei den geringsten Ernten 48,32, bei Mittelernten 34,23 und bei den besten Ernten 20,52 Mill. Ctr. Die Erträge können noch größere Unterschiede zeigen, bis 25 Proc. über Mittel; das gäbe also 77,3 Mill. Ctr. als Fehlbetrag bei großer Misernte und 8,84 Mill. Ctr. als Ueberschuß bei bester Ernte.

Zur Untersuchung der Frage, ob wir den Bedarf selbst decken können, genügt es, sich an die Mittelzahl zu halten; das Jahr 1884 kann noch nicht mit in Betracht gezogen werden, weil die Ernteziffer noch nicht vollkommen richtig feststeht; über 1878 hinauszugehen, um den Durchschnitt zu finden, ist nicht nothwendig.

Mucke hat berechnet, daß vom Jahre 1815 bis 1880 das dem Getreidebau gewidmete Land in Deutschland von 48,58 auf 31,18 Ar pro Kopf der Bevölkerung verringert worden ist; im Jahre 1883 war die Anbaufläche 13,651880 Hektar, die Bevölkerung rund 45,87 Mill., es kamen also auf den Kopf nur noch 29,41 Ar Getreideland.

Dieses Herabgehen im Anbau ist das, was die Vertheidiger der Zollerhöhung mit Besorgniß erfüllt; je mehr die Bevölkerung wächst, um so mehr muß sich aber die Zahl der Ar pro Kopf verringern, wenn der Anbau nicht vermehrt wird; bei 50 Mill. Einwohner kommen nach bisheriger Fläche nur noch 27,3 Ar auf den Kopf.

Mit dem Wachsthum der Bevölkerung muß die Einfuhr sich vermehren, wenn die Fläche oder der Ertrag nicht vermehrt werden kann.

Die Mehreinfuhr wechselt nach Maßgabe der Ernten und nach dem Anwachsen der Bevölkerung; in den Jahren 1876, 1877, 1879 hatte sie bisjetzt die höchsten Ziffern mit 373, 339 und 338 Mill. Mark an Werth gezeigt; im Jahre 1880 ging sie auf 126,5 Mill. Mark herunter, in den folgenden Jahren blieb sie unter 300 Mill. Mark, und im Jahre 1884 ging sie wieder weit darüber; das Jahr 1883 zeigte eine Mehreinfuhr von 282,6 Mill. Mark, im Jahre 1882 war sie 290,7 Mill. Mark.

Die Meinung, daß ein beständiges Steigen der Einfuhr stattfinde, ist irrthümlich; eine stete Zunahme des Bedarfs ist unzweifelhaft.

Der Wunsch der Vertheidiger der Zölle bezüglich des inländischen Getreidebaues bedeutet eine Mehrerzeugung von durchschnittlich 34,23 Mill. Ctr. Nach dem Ergebniß der Ernten von 1878 bis 1883 wurden durchschnittlich auf 1 Hektar geerntet 1268 Kilogramm. Mucke fand für 1878/81 nur 1192,01 Kilogramm und corrigirte auch diese Ziffer noch.

Mit der Annahme von 1268 Kilogramm sind für 34,23 Mill. Ctr. Getreide 2,4 Mill. Hektar weiteres Getreideland nothwendig, wenn der Ertrag nicht wesentlich vermehrt werden kann, d. i. gegenüber dem Anbau im Jahre 1883 mit 13,65 Mill. Hektar eine Vermehrung um über ein Sechstel der Fläche.

In Bezug auf den Ertrag läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Steigerung möglich ist; das Wesentlichste der Steigerung haben wir aber doch schon erreicht, und zwar seit dem Wirken Justus von Liebig's infolge besserer Bearbeitung, Düngung, Fruchtfolge u. s. w.

Ein Vergleich mit der Zeit, zu welcher Block und Veit schrieben, unmittelbar vor Justus von Liebig, ergibt z. B. für den Winterroggen, daß, umgerechnet in unser Maß und Gewicht, von Block als Ertragsgrenzen auf Roggenboden erster Klasse pro Hektar 339,5—2196,2 Kilogramm gerechnet wurden. Veit rechnete als Ertragsgrenzen überhaupt 940,8—1881,6 Kilogramm. Wir rechnen jetzt im Durchschnitt aller Bodenarten, abgesehen von schlechtestem Land mit kaum 200 Kilogramm, als Ertragsgrenzen 600—3000 Kilogramm. Der Ertrag pro Hektar ist also von 1834 an bis 1884 im Durchschnitt von 340 auf 600 auf geringstem Boden und von 2197 auf 3000 Kilogramm im besten Anbau gesteigert worden; die durchschnittliche Ertragssteigerung ist 532 Kilogramm in 50 Jahren.

Jede Ertragssteigerung setzt aber voraus, daß das Ackerland in vorzügliche Beschaffenheit versetzt und darin erhalten wird, besonders in reicher Dungkraft, welche nur möglich ist durch Vermehrung des Viehbestandes und reichlichere Anwendung von Handelsdünger; die erstere setzt wieder vermehrten Hackfrucht- und Futterbau voraus, damit das Getreide nach bestens bedüngter und bearbeiteter Vorfrucht bestellt werden kann.

Die Ertragssteigerung ist nur möglich im intensiven Betrieb, bei Verringerung der dem Getreide gewidmeten Fläche zu Gunsten von Handels- und Futterpflanzen und bei starkem Verhältniß von Wiesen und Weiden. Was an Ertrag von der Fläche gewonnen wird mit lohnendem Erfolge bezüglich des Reinertrages, geht, für die Gesammtheit betrachtet, wieder zum Theil verloren durch die Verringerung der Fläche.

Man kann auf kleinern Flächen dieselbe Menge von Körnern und selbst mehr gewinnen, nicht mehr aber auf gleicher Fläche im extensiven Betrieb.

Durch Meliorationen, wovon im Reichstage viel die Rede war, können nicht mehr Millionen von Hektaren gewonnen werden, da das Culturland nach den Ergebnissen der Statistik für 1883 schon 94,64 Proc. beträgt. Soweit noch größere Urbarmachungen möglich sind, liegen die Gelände in Gegenden, für welche bisjetzt weder Arbeiter, noch Colonisten, noch Kapitalien trotz vielfacher Versuche zu gewinnen waren: im Nordwesten und in Südbaiern die Moordistricte und außerdem im Norden und Nordosten; überall sonst gibt es nur kleinere Flächen, an welchen sich Kapital und Arbeitskraft versuchen können. Die Moorculturen im System Rimpau kosteten pro Hektar über 650 Mark. Alles was durch Cultivirung gewinnbar ist, kann zudem nur sehr allmählich gewonnen werden und eignet sich in den ersten Jahren nicht zum Anbau von Getreide für menschliche Nahrung.

Urbarmachungen durch Rodung von Wald dürfen im Interesse der klimatischen Verhältnisse und in dem der Holzzucht nicht gemacht werden. Da der Wald gleichzeitig durch Holzzölle geschützt wird, so wird eher eine Vermehrung als eine Verminderung der Waldfläche, jetzt 13,900613 Hektar, stattfinden, und dieser muß das Wort geredet werden, soweit es die Anpflanzung von Berggeländen und magern Bodenflächen betrifft.

Will man für Ertragssteigerung und Melioration recht hoch rechnen, so kann, abzüglich des Mehrbedarfs für die zunehmende Bevölkerung, an die Ersparniß von vielleicht ½ Mill. Hektar in den nächsten Jahren gedacht werden, und bleiben somit immer noch 2 Mill. Hektar Getreidebau zu beschaffen.

Leider können wir für Deutschland die jetzige Bodenvertheilung nicht mit der in frühern Zeiten vergleichen; genauere Zahlen liegen erst seit 1878 vor; in diesem Jahre gab es von 93,62 Proc. Culturland fast gleich viel Waldung wie jetzt, und nur unbedeutend weniger Acker- und Gartenland; der Getreidebau war für die Hauptgetreidearten um fast 200000 Hektar größer, im ganzen aber mit dem Anbau von Hülsenfrüchten um etwa 80000 Hektar kleiner. Handelspflanzen wurden auf etwas über 60000 Hektar größerer Fläche gebaut, Futterpflanzen auf 140000 Hektar mehr, Hackfrüchte auf 160000 Hektar weniger und das gartenmäßig bearbeitete Land war um 130000 Hektar kleiner. Die Brache ist um über 800000 Hektar verringert, die Ackerweide um 125434 Hektar vermehrt worden. Wiesen gibt es jetzt über 30000 Hektar weniger, Weiden u. s. w. über 320000 Hektar weniger. Die rein landwirthschaftliche Fläche, also abzüglich Garten- und Weinland, war im Jahre 1878 zusammen 25,708270 Hektar gegen 25,761396 Hektar im Jahre 1883; der Gewinn in diesen fünf Jahren ist demnach nur 63126 Hektar oder pro Jahr 12625 Hektar, während der Zuwachs der Bevölkerung 1¼ Mill. Köpfe beträgt, für welche mindestens 600000 Hektar Getreideland mehr nothwendig sind.

Soll unser Getreidebedarf im Inland gedeckt werden, dann muß eine andere Vertheilung des Ackerlandes stattfinden; für das Jahr 1860 sind, wenn man die Ziffern für die Reichslande und für Schleswig mit dazufügt, von G. von Viebahn: „Statistik des zollvereinten und nördlichen Deutschland“ (Berlin 1862), an

Ackerland 24,713509 Hektar angegeben worden; im Jahre 1878 hatten wir 25,708272 Hektar und im Jahre 1883 gab es 25,761396 Hektar; die Deckung des Bedarfs im Inland erforderte mindestens 27,8 Mill. Hektar. Nach G. von Viebahn nahm 1860 das Getreide 59 Proc. der Fläche ein; der Procentsatz für 1878 (13,829255 Hektar) ist 53,5 Proc., der für 1883 (13,651880 Hektar) ist nicht ganz 53 Proc.

Umwandlungen der Fläche können in verschiedener Weise geschehen; man kann a) von der Brache und von der Ackerweide aufgeben; G. von Viebahn rechnete für 1860 diese zu 11 Proc. des Ackerlandes, 1878 war der Procentsatz 15 Proc., 1883 war er 12 Proc.; ganz kann weder die Brache noch die Ackerweide aufgegeben werden; da beide noch 3 Mill. Hektar umfassen und im Jahre 1878 zusammen fast 5 Mill. Hektar eingenommen haben, so scheint das Möglichste der Beschränkung erreicht worden zu sein; im höchsten Fall lassen sich 1/2—1 Mill. Hektar dadurch gewinnen; b) das Futterland oder den Hackfruchtbau beschränken oder beide; Getreide rentirt schlecht, die Viehzucht und Viehhaltung im ganzen gut, Kartoffeln sind ein werthvolles Ausfuhrgut geworden. Zuckerrüben hatten wir zu viel gebaut, die gebotene Beschränkung bis auf etwa 50—60 Mill. Ctr., das Normalmaß für unsere Verhältnisse, bedeutet aber immer noch eine Vermehrung der Anbaufläche gegen früher; c) den Handelspflanzenbau einschränken; die Fläche dafür ist im ganzen zu unbedeutend und seit 1878 leider schon um 60000 Hektar zurückgegangen; d) Wiesen und Weiden verkürzen; wir hatten 1878 davon 10,65 Mill. Hektar und 1883 zusammen 10,9 Mill. Hektar; bezüglich der Beschränkung dieser gilt das, was vom Futterbau überhaupt gesagt wurde.

Es ergibt sich aus alledem, daß der inländische Getreidebau bis zur Deckung des Bedarfs nur möglich werden kann, wenn das Land für diejenigen Pflanzen, welche der Viehzucht dienen müssen, entsprechend beschränkt wird, also auch die Ackerweide und die Brache.

Das Aufgeben der Brache betrachten wir als wesentlichen Fortschritt, aber nur dann, wenn sie „besömmert“, d. h. mit Futterpflanzen und Hackfrüchten, nicht aber wenn sie mit Getreide bestellt wird.

Beschränkung von Futterland und Hackfruchtbau bedeutet einen Rückschritt, die Rückkehr zum extensiven Betrieb, und dieser bedingt es von selbst, daß der Roh- und der Reinertrag pro Hektar kleiner werden. Es wurde bereits erwähnt, daß Ertragssteigerung nur möglich ist, wenn neben besserer Bearbeitung und Düngung bessere Fruchtfolgen eingeführt werden. Bearbeitung und Düngung kann man, soweit das lohnend ist, auch bei Beschränkung im Anbau jener Pflanzen verbessern, die Fruchtfolgen aber nicht und demgemäß auch nicht die Erträge.

Die Deckung des Bedarfs durch inländischen Getreidebau ist unmöglich, wenn lohnende Erträge gewonnen werden sollen; die Ertragssteigerung ist möglich, wenn die Fläche zu Gunsten von Futter und Hackfrüchten beschränkt wird, aber nicht genügend in diesem Fall, um den Bedarf zu decken. Der Getreidebau wird lohnender durch Beschränkung der Flächen und unrentabler durch deren Vermehrung. Zwei Millionen Hektar Getreideland können wir nicht mehr ohne Beschränkung des Anbaues der Pflanzen, welche das Feld verbessern lassen, gewinnen.

Die über England gemachten Bemerkungen widerlegen sich damit von selbst; es ist vollkommen richtig, daß dort das Getreideland um Tausende von Hektaren in immer steigendem Verhältniß sich vermindert hat; diejenigen, welche das beklagen, befinden sich aber im Irrthum; sie beachten nicht, daß im gleichen Grade das Futterland sich vermehrte, sodaß England durchschnittlich die höchsten Erträge pro Hektar beim Getreidebau gewinnt und in seiner Viehzucht das Großartigste zu leisten in der Lage ist. Von 1870 bis 1880 hat sich das Getreideland um 600000 Acres verringert; vermehrt aber haben sich das landwirthschaftliche Areal überhaupt um 126000 Acres, der Wald um 10 Proc., beim Ackerland die Wiesen und Weiden um 260000 Acres, die Kartoffeln um 10000 Acres, Obstplantagen und Gemüse um 8000 Acres u. s. w. Um diese Fortschritte sollten unsere Landwirthe die Engländer beneiden.

Die englische Landwirthschaft leidet nicht dadurch, daß immer mehr Getreide eingeführt und weniger selbst gebaut wird; die Noth der Farmer liegt hauptsächlich in den Arbeiterverhältnissen, im Pachtwesen und in der zu luxuriösen Art, wie dort die Wirthschaft betrieben wird. Trotzdem zeigt aber die Statistik über die Bankrotte, daß deren Zahl von 1880 bis jetzt stetig abgenommen hat und daß unter diesen die Farmer fast gar nicht mehr vertreten sind, während in den Vereinigten Staaten von Nordamerika die Zahl der Bankrotte sich stetig vermehrt, von 1880 bis 1884 sich fast verdreifacht hat und die Farmer zahlreich dabei betheiligt und überhaupt, in den Seegegenden wenigstens, in nicht beneidenswerther Lage sind.

Die inländische Getreideerzeugung ist für uns auch noch aus andern Gründen unmöglich. Man kann nicht, wie im Reichstage geschehen war, sagen, das deutsche Getreide ist schlechter oder besser wie das ausländische, wohl aber, daß wir z. B. unsern Bedarf an Braugerste gegenüber der stetig wachsenden Biererzeugung nicht zu decken vermögen, weil wir nicht genug geeigneten Boden dafür haben, und daß ein sehr großer Theil von dem Weizen, welchen wir erzeugen, zu kleberarm ist und deshalb mit rumänischem und anderm Gut gemischt werden muß. Unsere Landwirthe bauen neuerdings mit Vorliebe englische Weizensorten, von welchen das vorzugsweise gilt, weil diese bis 12 Proc. mehr Ertrag geben, sodaß der Anbau trotz des um etwa 6 Proc. geringern Preises doch lohnender bleibt. Auch südrussischer Roggen kann, z. B. für Preßhefefabrikation, nicht entbehrt werden, und den Mais, welchen wir und am meisten die Landwirthe selbst in immer größern Mengen brauchen, können wir überhaupt nicht bauen.

Aus alledem ergibt sich: die volle Deckung des Bedarfs an Getreide durch inländischen Anbau ist weder möglich noch räthlich; je mehr die Bevölkerung wächst, um so größer muß die Mehreinfuhr werden; diese soll nicht erdrückend wirken, sie ist aber nicht ganz zu entbehren; der Zoll als Schutz gegen Nothpreise ist berechtigt, darüber hinaus aber vom Uebel, für die Landwirthe selbst nicht minder als für andere.

Victor Hugo.

Ein Lebensbild

von

Paul d'Abrest.

II.

Die dramatische Laufbahn Victor Hugo's umfaßt etwa zwölf Jahre seines Lebens, von 1830 bis 1842, von „Hernani" bis zu den „Burggrafen".

Nach der Julirevolution wurde das Interdict gegen „Marion Delorme" selbstverständlich aufgehoben, und wenn diese Liebes- und Duelltragödie ein Jahr nach dem Sturze Karl's X. und nicht sofort nach den drei „glorreichen" Julitagen aufgeführt wurde, so ist dies einzig einer zarten Rücksicht des Dichters zuzuschreiben.

Diesmal war der Ort der Aufführung nicht das Théâtre français, obwol es sich neuerdings um „Marion" beworben hatte, sondern das eigentliche Heiligthum des geschichtlichen Dramas, die Porte Saint-Martin. „Marion" und „Ruy-Blas", die dramatisch vollkommensten Werke Victor Hugo's, zeichnen sich, abgesehen von den größern poetischen Eigenschaften sämmtlicher übrigen Stücke, durch eine gewaltige Wirkung aus; ein Verständniß der Steigerung des Interesses, welches zu den seltensten gehört, während sich über das vom Dramaturgen aufgebaute Gerüst, über seine wirklichen oder erdichteten Persönlichkeiten, über deren Leidenschaften und Kämpfe die prachtvolle Decke der Weltgeschichte wölbt.

Marion Delorme, die berühmte Courtisane, die von den Dichtern und Musketieren des Hofes Ludwig's XIII. vergötterte Schönheit, ist plötzlich aus Paris verschwunden. Einer der pariser Roués, Marquis Saverny, entdeckt ihre Spur in der altehrwürdigen Stadt Blois. Sie bewohnt ein entlegenes Häuschen und liebt einen jungen Mann, einen gewissen Didier —

Didier de quoi? — Didier de rien.

Dieser Auserkorene, dessen „Liebe ihr eine von allen Sünden gereinigte Laufbahn", ahnt nicht, wer die junge seltsame Witwe ist, die mit einer alten Gesellschafterin so bescheiden und zurückgezogen lebt. Zum ersten mal hat sie dem Didier ihr Heim erschlossen; da ertönen unten auf der Straße Hülferufe mit Degengeklirr und Verwünschungen. Der Marquis Saverny, welcher die von ihm entdeckte Marion vor der Ankunft Didier's besuchte, ist von Straßendieben angefallen worden

Didier unterbricht sein zärtliches Gespräch und eilt dem Bedrängten zu Hülfe, findet diesen aber mit seiner Dankbarkeit zu aufdringlich, da er Didier bis in das Zimmer Marion's folgt, um sich für den geleisteten Ritterdienst erkenntlich zu zeigen.

Der zweite Act spielt auf dem großen Marktplatz zu Blois. Die Musketiere plaudern über die Tagesbegebnisse bei einem Becher Wein. Da erzählt Saverny das Unglaubliche und Merkwürdige: Marion in Blois verborgen, Marion als Tugendheldin! Marion in einen Junker ohne Namen, ohne Rang, ohne Geld verliebt! Die Offiziere bezweifeln diese Erzählung; da schreiten die Liebenden Arm in Arm über den Platz. Beim Anblick des Marquis stutzt Didier; seine Eifersucht, die seit jenem Abend in seinem Innern glomm, lodert hoch empor; er führt Marion nach Hause und fordert den Marquis.

Welchen Platz wählen die jungen Leute zur Austragung ihres Ehrenhandels? Die Laterne, bei deren Schein soeben das königliche Edict angeheftet wurde, welches das Duell mit dem Galgen bestraft! Die Schergen des Cardinals sind im Anzug. „Stell' dich todt oder du bist's", ruft der Secundant Brichanteau seinem Freund Saverny zu. Dieser gehorcht, bleibt liegen, während Didier gefangen abgeführt wird.

Aber Didier ist durch Marion's Hülfe entkommen. Beide haben sich, um vor den Nachstellungen der Polizei sicher zu sein, einem Trupp wandernder Komödianten angeschlossen. Die „Schmiere" findet in dem Schloß des alten Marquis Saverny Aufnahme, wo alles zur Bestattung des Neffen des Marquis, unsers Saverny, bereit ist. Man hat nach dem Schloß einen leeren Sarg gebracht, während Saverny vermummt mit falschem Bart und Perücke sich anschickt, seinem Pseudobegräbniß beizuwohnen. Wie, ist das Marion in dem schmucken Komödiantencostüm? Ventre Saint-Gris! Sie ist's, und Saverny kann das Geheimniß nicht für sich behalten. Er erzählt diese Entdeckung dem Blutrichter des Cardinals, Laffemas, der auf Schloß Saverny eingetroffen ist, um über den entwichenen Didier nähere Erkundigungen einzuziehen. Laffemas läßt die Mitglieder der Schauspielertruppe einen nach dem andern vorüberdefiliren; jeder muß ein Verslein hersagen, da Laffemas mit der Prüfung der Kräfte beauftragt ist, welche für das neue Theater Sr. Eminenz taugen. Der wahre Grund aber ist, Didier ausfindig zu machen.

Dem räthselhaften und leidenschaftlichen Liebhaber Marion's sind indessen, eben durch die Indiscretion Saverny's, die Schuppen von den Augen gefallen; er weiß, wer die Frau ist, für die sein keusches Gemüth schwärmte und an welche er sein reines Herz verloren hat. Eine Marion Delorme, der Ausbund jeder Schande.

„Ich bin Didier", sagt er kaltblütig, als die Reihe an ihn kommt, sich vor Laffemas zu „produciren", und wird verhaftet.

„Pardon", intervenirt jetzt Saverny, der ein gutmüthiger Patron ist, „sie verhaften Didier, weil er des Todtschlags schuldig ist; ich aber reiße meine Perücke vom Kopf, meinen Gemsbart von dem Kinn weg und gebe mich zu erkennen. Ich bin der angeblich todte und wirklich sehr lebendige Marquis Saverny, und

da ich nicht getödtet wurde, kann Didier mein Mörder nicht sein, folglich bitte ich, ihn freizulassen."

Laffemas aber erklärt beiden, Didier und den wiedererstandenen Marquis, als Duellisten für verhaftet. Ein Diener kommt, er meldet, daß alles für die Beisetzung des Marquis Gaspard fertig ist.

„Revenez dans un mois", antwortet höhnend der Handlanger Richelieu's.

Beide Kämpfenden sind zum Tode verurtheilt; aber der Graf von Bellegarde, der alte Marquis von Nangis und Marion Delorme drangen in den König, Begnadigung zu gewähren. Ludwig XIII. scheint zuerst ganz und gar dazu aufgelegt. Er will sich als Selbstherrscher, als gnädiger Sohn Heinrich's IV. zeigen. Er sagt zu, er unterzeichnet die Gewährung der Gnade.

Aber im fünften und letzten Act hat sich die Constellation verändert. Die Gnade des Königs ist „ausgelegt" worden. Den Verurtheilten wurde nicht das Leben geschenkt; die vom König gewährte und von Richelieu revidirte Gnade lautet, daß statt des Hängens, Köpfen eintreten sollte! Marion will um jeden Preis Didier retten; Laffemas, den sie stets verstoßen, bietet ihr einen Handel an. Nach vielem Zögern willigt sie ein und gibt sich ihm zum Heil des Geliebten hin. Aber Didier verweigert eine solche Rettung, deren Preis er jetzt mit richtigem Vorgefühl berechnet. Außerdem will er nur mit seinem frühern Genossen Saverny fliehen. Ein Kanonenschuß gibt, während der Vorhang fällt, das Zeichen der Hinrichtung.

In „Marion Delorme" ist jeder einzelne Vers wie eine treffliche Medaille geprägt; man wird nicht müde, die einzelnen Sätze zu hören, zu wiederholen und zu declamiren. Es ist ein echtes romantisches Drama, mehr noch als „Hernani", besonders durch die starke Beimischung des komischen Elements.

Nie hatte man es erlebt, daß im Théâtre français bei einem ernsten Stück gelacht wurde. Und in „Marion" mußte man lachen, oder wenigstens an vielen Stellen lächeln über die gewaltige ironisirende Macht, welche der Dichter seinen Personen zu inoculiren weiß. Diese etlichen hundert Verse; wer etwas dramatisches Gefühl in seinen Adern fühlt und der einiger Begeisterung fähig ist, könnte sie einmal lesen, welcher Zuschauer sie hören, ohne sich diese Reime tief einzuprägen und in einsamen Nächten die Sterne als Zeugen für die poetische Herrlichkeit „Marion's" anzurufen. Und gerade diese politischen Episoden, diese ironisirenden Pointen lassen das Pathetische des Stückes stärker hervortreten. Die Zuschauer der Porte Saint-Martin waren durch die Vorstellung der „Marion" um so mehr gepackt, da Madame Dorval ein Stück Leidenschaft, eine Marion Delorme aus dem wirklichen Leben war. Etwa 40 Jahre später erntete im Théâtre français die geniale Frau Favart ähnliche und ebenso reichliche Lorbern bei der glänzenden Reprise des Stückes, während der gefeierte Altmeister Bressant aus dem Ludwig XIII. den Typus eines gelangweilten Grand-Seigneur zu schaffen verstand.

Da das Théâtre français durchaus darauf bestand, ein Hugo'sches Stück zu bringen, überreichte der immer berühmter werdende Meister des Romanticismus seinen „Roi s'amuse", der wegen Majestätsbeleidigung — unter der jüngern

Branche, wie „Marion Delorme" unter der ältern — nach der ersten Vorstellung verboten wurde. Die Aufnahme des Stückes seitens des Publikums war eine kühle, ja sogar feindselige gewesen. Die Combattanten, welche die „Hernani"-Schlacht so wacker mitgekämpft hatten, waren müde oder gleichgültig geworden, und überließen den Feinden Hugo's das Feld beinahe ohne Gefecht.

Diesmal wurde dem Verfasser keine Pensionszulage als Entschädigung angetragen; aber Hugo selbst war es, der eine solche Vergütung in ziemlich origineller Form verlangte. Die Julirevolution hatte die Censur abgeschafft; folglich durfte kein Stück inhibirt werden, folglich war ein solches Verbot, welches den Autor des materiellen Lohnes jener Arbeit beraubte, eine Verletzung des Eigenthumsrechtes, wofür ihn die Regierung, die das Verbot angeordnet hatte, schadlos halten mußte. Hugo verklagte daher die Direction des Théâtre français, und als für diese verantwortlich den zuständigen Minister beim pariser Handelsgericht auf Bezahlung einer bestimmten Summe wegen Entziehung von Autorentantièmen, und äußerte die Absicht, seine Anrechte in persona geltend zu machen. Er richtete an das Handelstribunal, welches damals im Börsengebäude seine Sitzungen abhielt, eine lange Rede, die eigentlich „zum Fenster" hinausgesprochen wurde und die sein Debut auf einem neuen Gebiet, dem der rednerischen Kunst, bezeichnete.

Die Beredsamkeit des Dichters war eine warme, überzeugende und bilderreiche. Selbstverständlich war die concrete Forderung eines Betrages nur ein Vorwand, in der That vertheidigte Hugo die Freiheit und die Würde der dramatischen Kunst. Er verlor seinen Proceß, wie nicht anders zu erwarten, aber Frankreich durfte von nun an in dem großen Dichter, in dem mächtigen Dramaturgen einen Redner ersten Ranges begrüßen.

In die nämliche Zeit fällt der erste Roman Victor Hugo's, seine „Notre-Dame de Paris", welcher von dem Herausgeber dieser Zeitschrift in eingehender Weise besprochen und gewürdigt worden ist.*) Nach 50 Jahren hat „Notre-Dame de Paris" nicht das Geringste von seiner anziehenden Frische eingebüßt. Das Buch, an dem die dritte Generation bereits ihre Freude findet, bleibt das Muster einer geschichtlichen Monographie, einer gewissenhaften, peinlich genauen und dennoch glanzvollen Schilderung einer „Restitution".

Dieses Meisterwerk ist unter Androhung eines Processes entstanden. Victor Hugo hatte mit dem Buchhändler Gosselin einen Vertrag abgeschlossen, wodurch er sich zur Ablieferung eines Romanmanuscripts bis zu einer bestimmten Frist verpflichtete. Der Verleger bestand auf seinem Schein, um so mehr, da zwischen Gosselin und Frau Hugo eine kleine Differenz ausgebrochen war. Er drohte, dem Schriftsteller den Advocaten auf den Hals zu jagen, wenn dieser nicht binnen so und soviel Wochen das Manuscript ablieferte. Bei Beginn des Spätherbstes 1830 kaufte Hugo eine mächtige Tintenflasche, und ließ sich eine Art Sack mit Aermeln und Hosen aus gestrickter Wolle verfertigen, der ihn vom Hals

*) Vgl. „Victor Hugo als Romanschriftsteller" in „Unsere Zeit", Neue Folge, VI, 1., 843 fg.; 2., 191 fg.

bis zu den Zehen einwickelte. Seine Thür wurde absolut verboten; er sperrte seine Kleider in den Schrank, warf den Schlüssel weg, und begann mit der Schilderung des lärmenden „Narrenfestes" im Fasching 1460, womit der Roman anfängt. Zehn, zwölf Stunden im Tag saß oder stand Hugo an dem Pult vor dem trotz der eisigen Witterung weit geöffneten Fenster und schrieb. Im Frühjahr 1831 erschien „Notre-Dame de Paris", und von nun an war der Name Hugo für alle Zeiten an die ehrwürdige Basilika der Cité geknüpft.

Die Wirkung von „Notre-Dame de Paris" war eine ungeheuere. Alle darin vorkommenden Personen wurden weltbekannte Typen. Die Esmeralda und ihre Ziege, der buckelige Quasimodo, der schmucke Reiteroffizier Phöbus von Chateaupers und der düstere Fiollo: sie nahmen alle die Contouren wirklicher „dagewesener" Helden und Dulder an; man schwur, daß man sie nicht nur auf Druckpapier, sondern in Wirklichkeit gesehen. Das Mittelalter wurde plötzlich modisch und modern. Es gehörte zum guten Ton, namentlich in Schriftsteller- und Künsterkreisen, sich gothisch (in Deutschland würde man heute sagen stilvoll) einzurichten. Die koketten Rococo- und die schwerfälligen Empiremöbel wurden in die Rumpelkammer gewiesen, und da die „schwarze Bande" damals auf die Demolirung der alten Burgen ausging, kauften die Anhänger der neuen Tendenz mit wahrer Gier alle Kostbarkeiten und jeden Krämpel auf, welcher die Signatur der Zeit trug, wo „Notre-Dame de Paris" spielte.

Der „Meister" — von diesem Moment an legte man ihm diesen Titel bei — ging mit dem Beispiel voran. Er hatte sich im interessantesten und heute noch historisch rein erhaltenen Theil von Paris niedergelassen; er bewohnte ein erstes Stockwerk auf der Place Royale, in einem der alten Häuser mit den ungeheuern Räumlichkeiten, wo die Pracht der Tapeten und Portièren sich entfalten läßt und wo ein Dichterfürst wirklichen standesgemäßen Hofstaat zu halten vermag. Die Einrichtung war ein museumartiges Gewühl, ein Capharnäum von allem, was das Mittelalter und das Cinquecento an schweren Stoffen, an Broderien, an Rüstzeug und Holzschnitzereien übriggelassen hatten.

Da gab es Kirchenstühle, welcher sich die Kanonici irgendeines vornehmen Kapitels jahrhundertelang beim Anhören der Messe bedient hatten, gemeißelte Candelaber, welche die Ehrenhalle einer Ritterburg beleuchteten, Tapisserien, welche eine sittsame Burgdame zum Zeitvertreib gestickt, während ihr Herr und Gebieter im Felde stand; bei Tische wurde der Wein aus alten Humpen eingeschenkt und die Gläser hatten bei venetianischen Orgien eine Rolle gespielt.

Inmitten all dieser Herrlichkeiten strahlte der jugendliche Chef der romantischen Schule, von seinen Jüngern, seinen Scholaren, seinen Bewunderern umgeben, gleich einem jungen Gott der Poesie. Man nannte ihn damals nicht blos den „Meister", sondern auch „Olympio", und dieser parnassische Name hatte auch den rechten Klang, um das Verklärte, Ueberirdische anzudeuten, das Hugo in den Augen seiner „Andächtigen" innewohnte. Die Empfangsabende der Place Royale gehörten alsbald zu den großen pariser Ereignissen. Die Collegen und ebenbürtigen Rivalen Hugo's, die aber gleichzeitig seine besten Freunde waren, A. von Lamartine und Alexandre Dumas, hospitirten dort. Jeder, der den

Ehrgeiz verspürte, sich in der Literatur Bahn zu brechen und einen Namen zu erkämpfen, aber auch Unwürdige und Intriguanten, konnten sich in dies schöne Künstlerheim einschleichen, und es waren die schlimmsten nicht, welche unter irgendwelcher Vorspiegelung die Güte des Hausherrn misbrauchten oder gegen seine Kasse Attentate verübten. Es gab ganz andere Schurken, die leider nicht talentlos waren und einen in der Literatur vornehmen Namen trugen. Diese benutzten die Freiheit der Bewegung, die ihnen gelassen wurde, um die schimpflichsten Gerüchte, noch dazu in Versen, zu verbreiten und die häusliche Ehre des Dichters dem Spott nicht der Menge — denn sie wagten es nicht, mit ihren versificirten Verleumdungen an die Oeffentlichkeit zu treten — sondern eines kleinen Kreises Kläffer und schadenfroher falscher Biedermänner, wo die giftigen Strophen herumgereicht wurden, preiszugeben.

Von 1832 bis 1842 bereicherte Victor Hugo die französische Bühne mit „Lucrezia Borgia" (Porte Saint-Martin, 1833), „Marie Tudor" (Porte Saint-Martin, 1835), „Angelo" (Théâtre français, 1836), „Ruy-Blas" (La Renaissance, 1838), und die „Burggrafen" (Théâtre français, 1842).

Die bemerkenswerthesten dieser Dramen sind „Lucrezia Borgia" und „Ruy-Blas". Die in der ganzen Welt gesungene und abgeleierte Oper Donizetti's hat die Fabel des Hugo'schen Dramas derart propagirt, daß es überflüssig ist, dieselbe hier auch andeutend zu erzählen. Allein was die Musik des italienischen Maëstro trotz ihrer Vorzüge nicht bieten kann, das ist die lapidarische Prosa Hugo's, welche in gewissen Scenen der „Lucrezia", und namentlich in dem unvergleichlichen Zwiegespräch des Herzogs und der Herzogin von Este (Lucrezia Borgia) den höchsten poetischen Schwung und die größte dramatische Wirksamkeit erreicht. Es ist jener Auftritt, wo Lucrezia, nachdem sie auf die Bestrafung mit dem Tode des Frevlers bestanden hatte, der ihren Namen in „Orgia" verwandelt, ungestüm dessen Begnadigung fordert, nachdem der Verbrecher sich als Gennaro, als Lucrezia's Sohn, entpuppt. Der Herzog, in der Meinung, daß dieser Gennaro nicht der Sohn, sondern der Geliebte seiner Frau ist, hat dessen Tod beschlossen, und benutzt die Gelegenheit, um sein Herz auszuschütten und der Tochter Alexander's VI. den Herrn zu zeigen. Wir lernen da die Borgias kennen, und fürwahr, die Abkömmlinge dieses Geschlechts, wenn es noch deren gibt, haben keine Ursache, sich bei dem Dichter für ihre Charakteristik zu bedanken.

Von Anfang bis zur Schlußscene, bis zur neunfachen Vergiftung der jungen Verwegenen, die so leichtsinnig waren, sich nach Ferrara, einem Gebiet, wo die Herzogin Lucrezia herrscht, zu wagen, nachdem sie die Gefürchtete in Venedig beleidigt hatten, ist die Prosa, welche Hugo schreibt, eine vibrirende. Die Sätze hämmern darauf los, und der Schauspieler, der nur einen Funken heiligen Berufsfeuers in sich fühlt, muß solche Rollen mit besonderer Leidenschaft geben. Sie ruhiger spielen, würde dem Geiste des Stückes nicht entsprechen. „Lucrezia Borgia" war ein großer dramatischer Erfolg im Theater der Porte Saint-Martin, wo Director Harel, der nämliche, der das Manuscript der „Marion" unter dem Arm wegtragen wollte, weder Mühe noch Kosten gescheut hatte. Fräulein Georges,

eine lebendig gewordene Statue des Praxiteles, war die geborene Tragödin. Die andern Rollen waren dementsprechend besetzt. Der Abend war einer der herrlichsten, den die Porte Saint-Martin je gesehen.

In diesem nämlichen Saal wurde 35 Jahre später „Lucrezia" wieder aufgeführt, mitten in der gegen das Kaiserreich gerichteten Wahlbewegung, in einer Periode beständiger und heftiger Agitation — kurze Zeit vor Ausbruch des Krieges.

Victor Hugo war der letzte Verbannte — und der populärste. Sein Drama war ein willkommener Anlaß zu Demonstrationen, und in der That brach bei jedem Satz, der eine Anzüglichkeit zu bergen schien (es war daran kein Mangel), ein toller, dröhnender Applaus vom Zaun. In den Zwischenacten verhöhnte das Publikum der obern Regionen gewisse Zuschauer, die als notorische Bonapartisten bekannt waren. Der damals sehr junge Paul de Cassagnac und sein Freund, der Sohn des Senators von Heekern, hielten dem Sturm wacker Stand und trotzten mit herausfordernder Miene den Hohnrufen und immer wildern Interpellationen. Es war ein politischer Abend, der jedoch die dramatischen Vorzüge der „Lucrezia" nicht verschleierte. Sie wurden im Gegentheil von der Generation, welche die Dramen Hugo's nicht kannte, mit Entzücken wahrgenommen, gerade so wie „Hernani" 1867 während der Weltausstellung ungetheilten Beifall fand.

Mit „Ruy-Blas" wurde ein neues Theater eingeweiht, welches sich in seiner ursprünglichen Gestalt keiner langen Existenz erfreute. Für das Drama geschaffen, verwandelte es sich bald in einen lyrischen Gasthof für die italienische Stagione, um nach einer langen ruhmvollen Laufbahn zu einem Bankhaus umgebaut zu werden.

Victor Hugo hatte das Privilegium (denn ein solches war damals unerläßlich) für das Renaissancetheater einem Phantasten ausgewirkt, der seit Jahr und Tag von der Herrlichkeit einer Directionsführung träumte, und seinem Freunde seine ausgezeichnetste dramatische Schöpfung übergeben!

Ruy-Blas ist ein aus Mitleid in einem Collegium erzogenes, mit Latein und Hochmuth gefüttertes Findelkind. Nachdem seine stark nach oben hinausgehende Hoffnungen Schiffbruch gelitten, bleibt ihm nur übrig, als Lakai in den Dienst des Don Salluste Marche von Finlas zu treten. Der Marchese ist in Ungnade gefallen; die junge Königin Maria von Neubourg, welche während der endlosen Jagdpartien ihres Gatten die Regierung führt, hat eines Vergehens wegen Don Salluste vom Hofe verbannt und seiner Aemter enthoben.

Salluste sinnt auf Rache. Er hofft zunächst ein williges Werkzeug in seinem arg heruntergekommenen Vetter Don Cesar de Bazan zu finden, der unter dem Kriegsnamen Zafari ein Zigeuner- und Banditenleben führt. Aber Don Cesar ist ritterlichen Gefühlen treu geblieben. Er will gegen eine Frau nichts unternehmen. Da spinnt der rachsüchtige Salluste andere Pläne. Er bemächtigt sich Don Cesar, läßt ihn nach Afrika transportiren und stellt seinen Lakai Ruy-Blas allen Höflingen als den von Indien zurückgekehrten Don Cesar vor.

Was der Marquis de Finlas geahnt, trifft ein. Der falsche Don Cesar gewinnt das Zutrauen und später die Liebe der Königin. Er wird Premierminister, allmächtig — ein Lakai beherrscht Spanien und nimmt an der Seite der

Monarchin die Stellung ein, welche die des Königs ist. Don Cesar Ruy-Blas „schreitet lebend inmitten seines sternenhellen Traumes"; da erscheint sein Herr, der Verbannte, welcher sich in der Livree eines Lakaien in das Palais eingeschlichen hat. Don Salluste erinnert den Premierminister an die Wirklichkeit: Seine Würden, Aemter, Titel, die Liebe: das alles gilt dem vornehmen hochadeligen Don Cesar de Bazan. Der Bediente Ruy-Blas würde mit Schimpf und Spott davongejagt werden, und die Wahrheit zu enthüllen, droht Don Salluste, wenn sein Diener sich nicht unterwürfig zeigt und seinen Befehlen genau folgt. Der Befehl lautet, die Königin in ein kleines Häuschen zu einem nächtlichen Rendezvous zu locken. Ruy-Blas zieht es vor, zu sterben, und bereitet sich vor, Gift zu nehmen.

Allein der echte Don Cesar ist seinen Häschern in Afrika glücklich entronnen, und der Zufall führt ihn eben in das Häuschen, welches für das Stelldichein bestimmt ist. Er empfängt mit Grazie und einer Urwüchsigkeit, welche durch einen vortrefflichen reichlichen Imbiß gefördert wird, alle, die mit Don Cesar zu thun oder zu intriguiren haben, und gibt auch auf diese Art das Rendezvous für den Abend, das Ruy-Blas verhüten wollte. Die Königin kommt, Don Salluste überrascht die Liebenden, der König ist compromittirt, es bleibt ihm nichts besseres übrig, als den ironischen Plan Don Salluste's zu befolgen und mit diesem zu fliehen. Der Grand von Spanien hat alles vorgesehen, jeden Umstand erwogen, die Königin möge blos ihre Abdankung unterzeichnen und den bereit gehaltenen Wagen besteigen.

Da enthüllt Ruy-Blas die Wahrheit: er ist ein Lakai! Aber der Plan des umsichtigen Salluste wird durchkreuzt. Ruy-Blas entwindet Don Salluste dessen Degen und ersticht ihn. Dann nimmt er das bereit gehaltene Gift und stirbt, nachdem ihm die Königin verziehen.

Merkwürdigerweise erzielte auch „Ruy-Blas" nicht jenen Erfolg, der die Wiederaufführung des schönen Dramas im Jahre 1872 im Odéontheater und 1878 im Théâtre français begrüßte. „Die Burggrafen", ein unter den Eindrücken einer Rheinreise, die in dem Buche „Le Rhin" ausführlich geschildert wurde, gedichtetes Trauerspiel aus der Faustrechtszeit, fiel einfach durch. Fürwahr, dieses Schicksal haben die „Burggrafen" mit ihrem mächtigen historischen Hintergrunde, mit ihrer markerschütternden hochfliegenden poetischen Sprache nicht verdient. Aber die Opposition des Neides und der Impotenz war stark angeschwollen, die Schule der „gesunden Vernunft" (des bon sens) wurde gegen die Romantiker ins Treffen geführt; man spielte Casimir Delavigne und Ponsard gegen Hugo aus.

Glücklicherweise fand der Dichter auf andern Gebieten reichliche Entschädigung. Seine lyrischen Gedichte, die „Contemplations", die „Feuilles d'automne" und die „Rayons et ombres" hielten alles, was die glänzenden Anfänge der „Odes et ballades" versprochen hatten. Und hier gab es weder Böswilligkeit noch mögliche Opposition. Der Dichter hatte alle für sich, welche den Lenz, die Anmuth, die Poesie und das dichterisch verklärte Leben lieben, er hatte die Frauen für sich, welche seine Lieder nachsangen.

Außerdem aber wurde ihm die politische Laufbahn geöffnet — von Ludwig

Philipp, mit dem er sich seit dem Verbot des „Roi s'amuse" ausgesöhnt hatte. Bereits in Versailles, bei der Einweihung des renovirten Palastes, welchen der Bürger-König alten Ruhmeshelden Frankreichs gewidmet hatte, wurde Hugo von Ludwig Philipp ausgezeichnet, und es wurde ihm ein Sitz in der Pairskammer versprochen, sobald die Akademie ihn als Mitglied aufgenommen haben würde. Nach einigen resultatlosen Candidaturen wurde endlich Hugo der Sitz A. Soumet's durch eine erhebliche Mehrheit zugesprochen. Nun gehörte der Verfasser von „Ruy-Blas" einer der Kategorien an, aus welchen der Monarch die Pairs wählen durfte.

Die Rede, welche Hugo bei seiner Aufnahme in der Akademie hielt, war selbstverständlich ein gewaltiges literarisches Ereigniß. Auch in Deutschland fand ein Satz wenigstens gewaltiges Echo. Der neue Unsterbliche behauptete, daß die deutsche Literatur seit Goethe's Tod vollständig stillstehe. Damals schwärmte Hugo für den „Papst von Weimar", wie er ihn nannte, in dankbarer Begeisterung; er wußte, daß der geniale Deutsche die lyrischen Accorde des „himmlischen Kindes" mit aufrichtigem Entzücken begrüßt hatte, und ein in Weimar geäußertes Lob besaß für Frankreich ein ebenso großes Prestige wie für Deutschland. Hugo war trotz seines „sächsischen Namens" des Deutschen ganz und gar unkundig, aber er hatte Goethe in vortrefflichen gewissenhaften Uebersetzungen gelesen und studirt. Sein aufsteigender Stern beugte sich ehrfurchtsvoll vor der untergehenden Sonne des „Faust"-Dichters. Später allerdings fand Hugo, wenn von Goethe die Rede war, an dem zuerst blindlings Bewunderten manches auszusetzen; er warf ihm sein trockenes Wesen, seine geringe Theilnahme für die großen politischen und socialen Probleme seiner Zeit vor, oder gar Mangel an Patriotismus, sowie seine Unterwürfigkeit für Napoleon. Selbst bei dem größten Manne gibt es Empfindungen, die nicht ungestraft verletzt werden. Vielleicht daß das spätere abfällige Urtheil Hugo's nicht ohne Zusammenhang mit der in den „Gesprächen mit Eckermann" veröffentlichten ziemlich scharfen Kritik von „Notre-Dame de Paris" aus Goethe's Munde ist. Aber auch Victor Hugo hatte in seiner akademischen Rede jemand tief gedemüthigt — ohne die geringste böse Absicht.

Heinrich Heine, dessen Popularität als nationaler Dichter gerade damals in Deutschland im steten Wachsen begriffen war, fühlte sich durch die Behauptung, daß die deutsche Literatur ganz und gar stillstehe, sehr zurückgesetzt und erklärte bald darauf in der „Allgemeinen Zeitung" Hugo den Krieg. Der langjährige treue Amanuensis, der dem Schreiber dieser Zeilen den Ursprung der von dem Dichter des „Buches der Lieder" gegen den Sänger der „Strahlen und Schatten" gerichteten Angriffe in dieser Lesart mittheilte, versicherte, daß Hugo aus Unachtsamkeit und Vergeßlichkeit gesündigt hatte; er hatte einfach vergessen, daß dieser Heine, der in Paris lebte, der überall anzutreffen war, wo man Pariser fand, der den prickelndsten pariser Esprit zu entfalten wußte, ein Deutscher war, und dazu noch ein deutscher Dichter!

In der Pairskammer war Hugo nicht müßig, er hielt bei vielen Anlässen Reden und arbeitete emsig in den Ausschüssen, man konnte beinahe glauben, daß

er vollständig mit der literarischen Thätigkeit abgerechnet hatte, um sich nur mit der Politik zu befassen. Der Poet lechzte nach dem Ruhm eines Staatsmannes. Der Sturz der Julimonarchie, zu dem Hugo übrigens nichts beigetragen hat, und die Ereignisse des Jahres 1848 erweiterten bedeutend die politische Rolle des großen Dichters. Es war ihm zwar nicht beschieden, wie sein College Lamartine durch die bloße Macht seiner Beredsamkeit und den Klang seiner Prophetenstimme eine Dictatur von etlichen Wochen auszuüben und seinen Namen an gewichtige reformatorische Maßnahmen zu knüpfen, aber es ist bekannt, daß Hugo zuerst die Candidatur des Gefangenen von Ham als Präsidenten der Republik unterstützte, sich von Napoleon le petit lossagte, als diesem imperialistische Gelüste patent wurden, daß er zu den Führern des „Berges" in der Gesetzgebenden Versammlung gehörte, bei jeder Gelegenheit als Hauptredner der Radicalen von der Tribüne aus seine Bannstrahlen in das Lager der verbündeten Reaction schleuderte. Wie er am 2. Dec. den Widerstand gegen den Staatsstreich mit organisiren half, wie er am 3. und 4. Dec. von einem Viertel zum andern, von einer Barrikade zur andern lief, wie er mit Hülfe eines ritterlichen politischen Gegners, eines legitimistischen Aristokraten den Häschern des neuen Polizeiministers Maupas entging und nach Brüssel gelangte: dies alles wird genau und im bekannten Lapidarstil in der „Histoire d'un crime" geschildert.

Eine Würdigung der politischen Rolle Hugo's paßt nicht in den Rahmen dieses Aufsatzes, man kann jedoch schwerlich dem Staatsmann-Dichter die Anerkennung versagen, daß durch alle seine Reden, Schriften und Thaten ein großer humanitärer Zug geht, und daß der Grundton seiner Politik Toleranz, aufrichtige Liebe zum Volke, ein hochgradiges Mitleid für alle Leidenden und Elenden ist.

Von 1852 bis 1870, zwischen der Decemberschlacht in den Straßen von Paris bis zur Capitulation von Sedan war Hugo der Exilirte, der Verbannte. Er hatte den poetischen Schwur geleistet: „S'il n'en reste qu'un, je serai celui-la", und dieses Gelübde hat er in der Prosa des Lebens gehalten.

Zuerst in Brüssel, am herrlichen gothischen großen (Rathhaus-)Platz häuslich niedergelassen, dem neuen pariser Machthaber zu Liebe bald verjagt, ging Hugo nach der englischen Insel Jersey, wo er ein bescheidenes Haus am Meeresstrand, Marine Terrace, bezog, bis stürmische Auftritte ihn nöthigten, auf dem benachbarten Eiland Guernsey eine Heimstätte zu suchen. Hier auf dieser paradiesischen Insel, welcher der Golfstrom südliche Vegetation und laue italienische Winter im rauhen gepeitschten Gewässer der Manche mitbringt, fand der unversöhnliche Gegner Napoleon's III. Ruhe und die Behaglichkeit in seinem Haushalt, die ihm die Schöpfung neuer großer Meisterwerke angesichts des Oceans ermöglichte.

Wie emsig wurde im Hauteville-Hause gearbeitet. Diese Wohnstätte des von Louis Napoleon Geächteten glich einer literarischen Manufactur, sieht man auf die Menge des Hervorgebrachten, aber einer Meisterwerkstatt, sieht man auf den innern Werth desselben.

Der anbrechende Tag fand den „Meister" in seinem Guck ins Land (look-out),

durch dessen hohe gläserne Wände des Meeres Wellen so schön zu betrachten waren. Hier schrieb Hugo stundenlang ohne Unterbrechung, ohne Radirung, bald einige hundert Verse der „Légende des siècles“, oder einige Kapitel der „Misérables“. Die „Châtiments“ waren bereits 1852 vollzählig erschienen und fanden trotz Verbot, trotz öffentlicher und geheimer Polizei ihren Weg nach dem Festlande, und es geschah gar nicht selten, daß der Imperator selber ein auf Postpapier eng-gedrucktes Exemplar dieses verpönten Werkes auf seinem Schreibtisch vorfand.

Die beiden Söhne Franz Victor Hugo und Karl Hugo, beide bereits verstorben, wandelten in den Bahnen ihres Vaters; François Victor hatte das Riesenwerk einer Uebersetzung sämmtlicher Stücke Shakspeare's contractlich übernommen und löste wacker sein Wort ein. Karl Hugo, der ein bedeutendes satirisches Talent und einen gold- und silberschillernden Stil besaß, arbeitete einen humoristischen Roman aus, und selbst die Gattin, Adèle Hugo, war — literarisch — nicht müßig, sie schrieb „Victor Hugo. Raconté par un témoin de sa vie“. Die Arbeit und dies nimmer rastende Tagewerk: das war der einzige Lebenszweck, die einzige Zerstreuung, welche die Dichterfamilie sich gönnte. Hier und da wurden Abstecher nach Brüssel und London unternommen. Viele, demokratische und romantische Pilger kamen zum Besuch mit Grüßen und Huldigungen aus der Heimat, und immer rastloser wurde geschaffen; nach der „Légende des siècles“, welche sich durch die Fülle von Kenntnissen und einen selten dagewesenen Reichthum an fachmännischen Bezeichnungen in poetischer Hülle hervorthat, kamen die zehn Bände der „Misérables“, welche sofort die Bedeutung eines Weltereignisses annahmen und die Popularität des Dichters verzehnfachten. In rascher Folge verließen die „Travailleurs de la mer“, „L'homme qui rit“, der Band flotter Gedichte mit beinahe schon naturalistischen Anklängen: „Chanson des rues et des bois“, die Presse. Dazwischen verfaßte Hugo eine kritische Beleuchtung der Werke Shakspeare's und widmete das Buch dem Königreich Großbritannien als Zeichen seiner Erkenntlichkeit für die genossene Gastfreundschaft.

Gleichzeitig griff Victor Hugo bald mit seinen Versen, bald mit Briefen, die von der gesammten Presse abgedruckt und besprochen wurden, in den Lauf der Geschichte ein. Er richtet glühende Ermunterungen an Garibaldi, er wirft sich zum Sänger der Befreier Italiens auf; das Lieblingsthema seiner Jugend, die Abschaffung der Todesstrafe, beherrscht noch immer sein Gemüth und seinen Geist. Wenn die Frage in einem Parlament auf die Tagesordnung gesetzt wird, treten die Abolitionisten mit Hugo wie mit ihrem natürlichsten Oberhaupt in enge Verbindung. Seine Briefe werden als Orakel betrachtet, und seine Argumentation bildet die Grundlage der Verhandlungen. Als die portugiesischen Kammern die Guillotine abschafften, wurde der Beschluß dem Einsiedler von Guernsey in der nämlichen Form mitgetheilt wie einem Souverän oder mindestens dem Minister des Aeußern eines großen Staates.

Er intervenirte für den Märtyrer des Antisklaventhums John Brown und feierte Lincoln in Versen und Prosa, er richtete an Juarez ein Telegramm, um das Leben Maximilian's zu retten, so, wie er 20 Jahre früher den König Ludwig Philipp aus dem Schlaf geweckt hatte, um für Barbès, den „Bayard“ der De-

mokratie, den Republikaner ohne Tadel, ohne Furcht Gnade zu erflehen, so, wie er 15 Jahre später für Oberdank Schritte that.

Er wurde allmählich mit Mazzini, Ledru-Rollin, Castelar u. a. einer der Führer der Partei der „Vereinigten Staaten von Europa", welche die Abschaffung aller Monarchien und aller Kriege erstrebte. Seine Gefühle gegenüber dem Papstthum äußerte er in unverhohlener Sprache, nachdem die Chassepots des Generals de Failly bei Mentana Wunder gewirkt hatten, und im Jahre 1869 nahm er das ihm angebotene Präsidium des Congresses der „Friedensliga" in Lausanne an.

Es war das erste mal, daß ich Gelegenheit hatte, den Dichter in der Nähe zu sehen. Aus dem bartlosen ascetischen Poeten mit der hohen Stirnwölbung und dem strengen, fast bittern Zug, der um seinen Mund spielte, war ein rüstiger, wohlwollend dreinblickender Greis geworden, dessen ganzes Wesen eine altfranzösische graziöse Höflichkeit mit einem leisen patriarchalischen Anflug verrieth. Die Physiognomie des großen Dichters war ungefähr dieselbe, wie sie in den besten Jahren durch zahllose Abbildungen in der ganzen Welt populär geworden, mit dem Unterschied jedoch, daß er in seinen Bewegungen sehr elastisch und von jugendlicher Behendigkeit war. Auf dieser Reise durch Belgien, die Rheinlande und die Schweiz begleitete den Dichter eine alte Dame, deren imponirendes Aeußere und schneeweißes Haar, nach der alten Mode der dreißiger Jahre frisirt, ganz und gar an eine echte Marquise des vorigen Jahrhunderts erinnerten. Die guten Schweizer zerbrachen sich den Kopf, wer diese Reisegenossin sein mochte: einige hielten sie für die seit einem Jahre verstorbene Gattin des Dichters, die andern wollten George Sand erkannt haben. In der That war die Dame niemand anders als jene Juliette Drouet, welche in „Lucrezia Borgia" im Jahre 1833 durch ihre junonische Erscheinung in der kurzen Rolle der Prinzessin Negroni die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich gelenkt und den Dichter der „Lucrezia Borgia" gefesselt hatte. Das Verhältniß, seit 35 Jahren bekannt und acceptirt, war seit langer Zeit schon der Bund zweier durch die innigste Freundschaft aneinandergeketteter Seelen; es dauerte bis zum Tode des Fräulein Drouet, die, hochbetagt, um zwei Jahre ihrem Freunde ins Jenseits vorausging.

Ein Jahr später brach das zweite Empire unter dem Kanonendonner von Sedan zusammen. Napoleon III. war gefangen und die Republik in Paris proclamirt worden, Hugo von seinem Gelübde erlöst. Am Abend des 4. Sept., als die Nachricht der Proclamirung des Freistaates in Brüssel angelangt war, fuhr Hugo, von einem seiner Söhne begleitet, über die französische Grenze. Ein junger französischer Schriftsteller, der damals bekannt war und sich seitdem eine gewisse Berühmtheit erkämpfte, Jules Claretie, hatte als Berichterstatter der Schlacht von Sedan beigewohnt. Er befand sich im nämlichen Zuge mit dem großen Dichter. Auf der französischen Grenzstation Tergnier hatten die durchpassirenden Soldaten das Buffet ausgehungert, es gab weiter nichts als Brot, Käse und Wein; als die Rechnung verlangt wurde, richtete Jules Claretie an den Dichter die Bitte, ihm zu gestatten, dieses erste recht frugale Mahl auf französischem Boden bezahlen zu dürfen, und so oft der Autor des „Prinzen Zilah" bei dem Autor von

„Hernani" zu Gaste war, erinnerte letzterer seinen jungen Collegen an das freigehaltene Souper von Tergnier.

Die Züge gingen damals unregelmäßig und langsam; 24 Stunden, wenn nicht mehr, waren nöthig, um von der belgischen Hauptstadt nach der französischen zu gelangen. Eine große Menschenmenge hatte sich auf dem Platz vor dem pariser Nordbahnhof versammelt, als sich die Nachricht von der Rückkehr des großen Dichters verbreitete. Die meisten waren im Costüm der Nationalgarde und trugen die ihnen soeben verabreichten Gewehre. Betäubende Hochrufe begrüßten den Verfasser der „Châtiments", als er seinen Fuß auf pariser Boden setzte nach neunzehnjähriger Abwesenheit. Mit wenigen sehr schlichten Worten dankte Hugo und begab sich, von der Menge, die jetzt eine Ehrenescorte bildete, begleitet, nach der Wohnung seines Freundes Paul Meurice, eines der tonangebenden Redacteure des unter Hugo's Patronage vor einem Jahre ins Leben gerufenen „Rappel".

Die schweren, düstern und doch so denkwürdigen Tage der pariser Belagerung brachte Hugo in stiller Zurückgezogenheit zu. Das Volk von Paris aber widmete ihm beinahe täglich Ovationen.

Die Pariser, welche so manches, das in normalen Zeiten unentbehrlich schien, entbehrten, konnten nicht ganz und gar auf das Theater verzichten. Solange Beleuchtungsmateriel in Ueberfluß vorhanden gewesen, spielten drei oder vier Bühnen wacker fort, ja ich erinnere mich sogar, kurz vor oder nach der Schlacht von Champigny einer Première im Théâtre de l'Ambigu beigewohnt zu haben. Allein selbst das Petroleum mußte „rationirt" werden, und die Verwendung desselben bei Theatervorstellungen galt für verschwenderisch. Gut, antworteten die hartnäckigen Impresarii, wenn wir aus Rücksicht für die Vertheidigung nachts nicht spielen dürfen, werden wir Matinées veranstalten. Und so geschah es. Das anziehende Element aber dieser Nachmittagsvorstellungen war stets der Beifall für mehrere Gedichte der „Châtiments", und gerade jener, welche das gestürzte Kaiserreich am schärfsten brandmarkten und welche vor 19 Jahren seinen Untergang mit der richtigsten prophetischen Betonung voraussagten. Die ersten Künstler, ja sogar die „Comédiens ordinaires de l'empereur", die Societäre des Théâtre français sagten mit lauter Stimme im Angesicht eines vielköpfigen Publikums die Strophen her, welche bis dahin im geheimen bei verschlossenen Thüren, wenn Sicherheit vorhanden war, daß man keine Häscher oder Mouchards zu befürchten hatte, recitirt wurden. Jede dieser Vorstellungen, wozu die dröhnenden Kanonen der Forts die Musikbegleitung abgaben, war ein Triumph für den Dichter, und sein Name wurde am meisten bejubelt, als bekannt wurde, daß der Ertrag einer dieser „Châtiments"-Matinées für die Beschaffung neuer Kanonen verwendet werden sollte.

Im Februar 1871 wurden die Wahlen für die Nationalversammlung ausgeschrieben. Victor Hugo war einer der ersten auf der pariser Liste. Er hielt in Bordeaux am 1. März bei der Debatte über die Friedensverhandlungen eine weit mehr poetische und mystisch-patriotische als politische Rede gegen den Abschluß des Friedens, in welcher er sich so weit verstieg, damals von der Eroberung des linken Rheinufers zu reden, was freilich einen Vertreter des Elsaß, Tachard, veranlaßte, gegen eine solche Anmaßung zu protestiren. Hugo fühlte übrigens, daß

er in dieser Versammlung nicht auf seinem richtigen Platze war und hier wenig Ersprießliches leisten würde.

Er benutzte auch den ersten Anlaß, der sich darbot, seine Entlassung einzureichen. Der Tod seines Sohnes Charles nöthigte ihn, nach Brüssel zu reisen, um dort den Nachlaß (Frau Charles Hugo ist Belgierin und die Kinder geborene Brüsseler) zu reguliren. Er blieb dort während der sechs Schreckenswochen der Commune, und äußerte wiederholt in trefflichen Gedichten seinen Abscheu gegen die Greuelthaten, welche sich der eine wie der andere streitende Theil zu Schulden kommen ließ. Als er nach dem Sturz der Commune gegen die von dem klerikalen belgischen Ministerium bekundete Absicht, die Flüchtlinge auszuliefern, in sehr scharfen Ausdrücken protestirte, griffen ihn und seine Familie mehrere Mitglieder der Jeunesse dorée, welche den Sohn eines Ministers an ihrer Spitze hatten, nächtlicherweise in der Behausung der Place des Barricades an, schleuderten Steine gegen die Fenster, versuchten das Thor gewaltsam zu erbrechen und belagerten buchstäblich das Haus bis zum Morgen. Die belgische Regierung, statt die Schuldigen nach Gebühr zu bestrafen, verwies den Dichter aus dem Königreich, und ein Senator erklärte ausdrücklich, er billige diese Handlungsweise, man habe recht daran gethan, sagte er, gegen dieses „Individuum" derart vorzugehen.

Hugo verblieb bis zum Herbst 1871 in dem anmuthigen luxemburgischen Städtchen Vianden und dichtete hier jenes „Année terrible", welches, um unparteiisch beurtheilt und poetisch gewürdigt zu werden, nicht ausschließlich vom deutschen Standpunkt betrachtet werden darf. Man muß dem patriotischen Schmerz und der leidenschaftlichen Entrüstung eines Dichters Spielraum lassen. Die Rückkehr Victor Hugo's nach Paris im Herbst 1871 glich durchaus nicht dem triumphirenden Einzug, den er ein Jahr früher gefeiert hatte.

Die crasse Reaction hatte damals die Oberhand gewonnen, und Victor Hugo war eine von den Bonapartisten und Klerikalen „bestgehaßte" Persönlichkeit. Es gehörte zum guten Ton in der aristokratischen Gesellschaft und in jenen Kreisen, welche bei dem damaligen hyperreactionären „Figaro" ihre geistigen Vorschriften und ihre Verhaltungsparole suchten, den großen Dichter in jeder Beziehung anzufeinden und zu begeifern. Man ging so weit, ihm sein Talent abzustreiten! Und sein Geiz! Wie viel ist nicht darüber geschrieben und erzählt worden, wie viel Histörchen und Anekdoten wurden in Umlauf gesetzt, welche im besten Glauben überall, wo der Geist der Boulevardblätter eindringt, nachgeplappert wurden, während alles daran Erfindung war.

Eine der beliebtesten Persiflagen des „Figaro" und seinesgleichen bestand eine Zeit lang darin, jeden Morgen den dümmsten Kalauer aus den ältesten „Meidinger-Jahrgängen" dem großen französischen Dichter in den Mund zu legen, und es fehlte nicht an Leuten, die sich wirklich einbildeten, daß Victor Hugo seine Zeit mit solchem Blödsinn hinbringe. Dazu kam die Schilderhebung der „naturalistischen" Schule, das Manifest Zola's, der den Romantikern und ihrem Chef jeden innern schriftstellerischen Gehalt, jede culturgeschichtliche Bedeutung abstritt und ihre Werke als hohles Phrasengedresch bezeichnet.

Aber das währte nicht lange. Bald sollte gegen diese Verunglimpfung eines Genies mit aller Macht, mit aller Gewalt reagirt werden. Die Feinde und Spötter wurden zum Schweigen verurtheilt, wenn sie nicht gar dasjenige, was sie verbrannt hatten, wieder anbeten lernten, den mit Schmutz beworfenen Meister beweihräucherten und selbst „Hugolatres" wurden.

Von 1875 bis 1885 währte diese Art von Apotheose eines Lebenden. Eine Verehrung, eine Popularität, eine allgemeine Beliebtheit, wie sie während dieses Decenniums Hugo zutheil wurde, hat wol selten ein Sterblicher genossen. Die Huldigungen nahmen jede Form an. Die Wiederaufführungen seiner Stücke, namentlich aber des „Ruy-Blas", gaben Anlaß zu stürmischen Ovationen. Seine Werke, von den ältesten bis auf die allerletzten Schriften, fanden jahraus jahrein kolossalen Absatz. Man hat berechnet, daß die Werke Hugo's seit dem Kriege dem Verfasser mindestens 4 Mill. eingebracht haben, und im letzten Jahre sind nicht weniger als drei verschiedene Prachtausgaben der „Oeuvres complètes" erschienen oder in der Veröffentlichung begriffen.*) Zahllos sind die volksthümlichen, von den besten Zeichnern entsprechend illustrirten Lieferungsausgaben. Sämmtliche schriftstellerische Vereine erbaten sich das Ehrenpräsidium Hugo's als eine ganz besondere Gunst, und die jungen Poeten wollten nur aus der Hand des geehrten Meisters die Weihe des ersten Lorberkranzes empfangen. In seinen Salons, zuerst in der Rue de Clichy, wo es ein wenig eng und schwül bei der Menge von Gästen zuging, und nachher in jener niedlichen Villa der frühern Avenue d'Eylau, jetzt Victor Hugo, welche die Fremdenführer den Engländern bereits als „Hugo's Sterbehaus" zeigen, fand man fast jeden Abend Berühmtheiten aus der ganzen Welt, die den Vielbewunderten in der Nähe sehen wollten. Eines Morgens des Jahres 1877, während Hugo in dem eifrigen Kampf gegen den 16. Mai begriffen war, übergab der Diener dem Dichter eine Karte: „Dom Pedro de Alcantara, Mitglied der Akademie von Rio de Janeiro." Der Besucher wurde vorgelassen, und erst im Laufe des Gesprächs stellte es sich heraus, daß der Akademiker in Rio de Janeiro auch eine andere Stellung bekleidete: es war der Kaiser von Brasilien. Se. Majestät und der Dichter fanden aneinander großen Gefallen, und schließlich bat letzterer seinen akademischen Collegen zu Tische. Dom Pedro nahm an. „Heute Abend", sagte Hugo zu seiner Enkelin Jeanne, die damals acht Jahre alt war, „mußt du recht brav sein, wir haben einen Kaiser bei Tische." Die kleine Jeanne benahm sich auch wirklich sehr anständig. Am Schluß des Diners fragte sie: „Nun Großpapa, warst du mit mir zufrieden?" „Gewiß mein Kind, du warst sehr brav." „Siehst du, du hattest nicht nöthig, mich zu foppen." „Wie so denn?" „Mir glauben zu machen, daß dieser Herr ein Kaiser ist, ich wäre auch sonst brav gewesen." „Was, du glaubst nicht, daß der Herr

*) Allerdings muß hier erwähnt werden, daß Hugo, was die seit 1870 herausgegebenen Werke anbetrifft, sein eigener Verleger war, und statt eines Honorars den gesammten Reingewinn bezogen hat. Eine Vorstellung des „Hernani" oder „Ruy-Blas" im Théâtre français trägt 750 bis 1000 Frs. Tantième u. s. w.

ein Kaiser ist?" Die kleine Jeanne zuckte die Achseln: „Er hat ja weder seine Krone auf dem Kopfe, noch seinen rothen Mantel um den Nacken." Großpapa Hugo und der Kaiser lachten aus vollem Halse.*) Zur selben Zeit ließ sich General Grant bei Hugo anmelden. Der Dichter wies auf ein Gedicht des „Année terrible", wo er Grant wegen seiner deutschen Gesinnung mishandelte. Jeden Donnerstag versammelte Hugo so viele politisch hervorragende Persönlichkeiten, Dichter und Schriftsteller um seinen Tisch, als der Raum nur fassen konnte. Die Hälfte der Gäste bestand aus Damen, die ihre reizendsten Toiletten anlegten und welche Hugo mit der größten Höflichkeit behandelte. Dann war das Haus jedem geöffnet, der sich vorstellen ließ oder selbst vorstellte, und wie mochten sie staunen, die da glaubten, einen Pontifex Maximus, einen in den Wolken thronenden Halbgott zu finden, der seine Worte wie kostbare Perlen fallen ließ, der orakelweise zu reden gewohnt war. Sie trafen einen gemüthlichen, liebenswürdigen Hausvater, der ohne die geringste Affectation, ohne die kleinste „Pose" ungezwungen plauderte und andere zu Wort kommen ließ. Niemand hat die gastlichen Hallen des Hugo'schen Hauses anders verlassen als mit Entzücken und Dankbarkeit für den schönen, anregenden, dort verbrachten Abend.

Und dabei rastete die Feder des Achtzigjährigen nicht. Beinahe jedes Jahr brachte eine neue Gabe, den geschichtlichen Roman „93", die neue Folge der „Légende des siècles", „La pitié suprême des Quatre-vingt de l'Esjoute", „L'art d'être grand-père", „L'âne" und zuletzt die Tragödie „Torquemada", ohne die zwei Bände „Histoire d'un crime", die, im geeigneten Moment vom Stapel gelassen, vielleicht nicht unwesentlich beitrugen, die Staatsstreichgelüste, welche man bei dem Marschall Mac-Mahon wachzurufen suchte, zu unterdrücken.

Die Gefühle des pariser Volkes für den großen Dichter äußerten sich in glänzendster Weise bei zwei Anlässen, am 26. Febr. 1882 bei Anlaß seines 80. Geburtstages und am 1. Juni 1885, als eine Million Menschen auf dem Wege vom Triumphbogen zum Pantheon Spalier bildete, um ein Gefolge von 300000 Menschen hinter dem Leichenwagen der Armen vorüberziehen zu sehen.

Die erste Huldigung war eben durch ihre Spontaneität und durch ihr überraschendes Gelingen bemerkenswerth. Eine Gruppe junger Parnassianer, Studenten und ich glaube Handlungsreisender, beschloß ziemlich unbestimmt, den achtzigjährigen Geburtstag Hugo's zu feiern. Ein allgemeines Rendezvous wurde der französischen Jugend, den Genossenschaften und Vereinen, und allen Bewunderern des Dichters gegeben.

Um 12 Uhr mittags hatten sich 300000 Menschen, darunter einige hundert Turner, Musik, Schützen, Vereine mit Chor, Kapellen und Fahnen in den Champs-Elysées eingefunden. Ueber acht Stunden dauerte das Defiliren an der kleinen Villa vorüber, acht Stunden blieb der zu Thränen gerührte Greis am Fenster und dankte von Herzen den Huldigenden. Die Freunde des Hauses, Meurice, Vacquerie,

*) Die Anekdote hörte Schreiber dieser Zeilen aus des Dichters Munde wenige Tage nach dem Besuch Dom Pedro's.

Louis Blanc, Jules Claretie, Paul Saint-Victor, Catulle Mendes, alle theilten das Staunen und die Rührung des Meisters; Hugo selbst hatte kaum vor diesem Tage geahnt, wie groß die Macht war, die er auf dieses Volk ausübte, welches bei Nennung seines Namens sich en masse erhob, um ihm zu huldigen — das aber auch unter andern Umständen seinen Namen als die Parole des Kampfes betrachtet hätte, eines Kampfes für jene Grundsätze, für jene ideale republikanische Freiheit, deren begeisterter Sänger und Bahnbrecher Hugo gewesen. Er ruht nun unter der gewaltigen Kuppel der Kirche, welche zuerst der Schutzpatronin von Paris gewidmet wurde, in der majestätischen Gruft, welche die Gebeine des größten Denkers, des größten Redners und des größten socialen Theoretikers des vorigen Jahrhunderts enthielt; Gebeine, welche durch frevelhafte Leidenschaften nach allen Windrichtungen zerstreut wurden. Hugo's Ueberreste sind vor einer solchen Behandlung sicher. Er hat am Abend seines langen Lebens alle Dissonanzen ausgeglichen; seine Feinde hatten vor ihm die Waffen gestreckt, er wandelte als Mensch mit Fleisch und Blut in jenem Olymp, welcher die Unsterblichkeit und die Verklärung des Geistes sonst erst nach dem Tode gewährt.

In dem kurzen Testament, welches der „Rappel" nach dem Ableben seines Begründers veröffentlichte, heißt es lakonisch: „Ich glaube an Gott", und dieses Bekenntniß faßt recht gut und ganz zutreffend die ganze Laufbahn Victor Hugo's zusammen. Er glaubte an einen aus dem Schönsten und Edelsten gebildeten Gott und er trachtete mit Erfolg, sich auf den Flügeln hehrer Gedanken und klangvoller Poesie bis zu demselben zu erheben.

Wenn die Nachwelt vielleicht nicht so begeistert und so ausschließlich über ihn urtheilen dürfte wie seine Anhänger in Frankreich, die da behaupten, dieses Jahrhundert würde den Namen „Le siècle de Victor Hugo" tragen, so steht es doch fest, daß kein Dichter auf die Culturzustände eines großen Volkes einen solchen Einfluß geübt wie der Autor der „Légende des siècles", daß seit Shakspeare niemand so durchgreifende Reformen auf dem Gebiet der Dramaturgie erzielte, und daß keinem Dichter, keinem Verfasser von Dramen und Oden eine solche socialpolitische, ja staatsmännische Begabung zu Gebote stand wie dem Genius, dem man den „Letzten Tag eines Verurtheilten" und „Les châtiments" verdankt.

Die projectirte Conföderation der mittelamerikanischen Freistaaten.

Von

Dr. Otto Stoll.

Die beiden gewaltigen Flächencomplexe des nord- und südamerikanischen Continents werden durch eine langgestreckte und schmale Landbrücke verbunden, welche in wechselnder Breite sich von der Südgrenze Mexicos bis auf die Landenge von Panamá hinabzieht und das Atlantische vom Stillen Meer trennt. Diese Landbrücke bildet Centralamerika im geographischen Sinne; politisch dagegen gehören einige später namhaft zu machende Gebiete nicht mehr zu denjenigen Staatsverbänden, die wir heutzutage als Mittelamerika bezeichnen.

Wie ein Blick auf die Karte der Neuen Welt zeigt, fällt das ganze geographische Centralamerika vollständig zwischen den 8. und 18.° nördl. Br., also in den Bereich der sogenannten Tropenzone. Doch würde man sich eine irrige Vorstellung von den thatsächlichen Verhältnissen bilden, wenn man annehmen wollte, daß darum ganz Mittelamerika in hervorragender Weise diejenige Naturbeschaffenheit aufweisen müsse, die wir als den Tropen eigenthümlich kennen. Dem ist nicht so. Vielmehr ist es nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil des Gesammtareals, welcher tropische Vegetation aufweist. Hierher gehört vor allem der schmale Küstengürtel am Westfuß der Cordillere, welcher das Gestade des Stillen Meeres bildet, und die entsprechenden Landstriche auf der atlantischen Abdachung längs der Küste des Karaibischen Meeres sowie die gewaltige Querdepression von Nicaragua, in welcher die großen Binnenseen dieses Landes liegen. Diese Gegenden haben die geringste Erhebung über Meer, die wir bis etwa zu 2000 Fuß rechnen können, sie bilden die eigentliche Tierra caliente (Das heiße Land), wie sie in der Landessprache genannt werden. Was zwischen den beiden Zonen der pacifischen und atlantischen Küstenabdachung liegt, bildet ein gewaltiges Massiv, welches in wechselnder Höhe aus dem Gebiet der tropischen Hitze in kühlere und selbst kalte Luftregionen sich erhebt und Gebirgsländer von einer außerordentlich reichen orographischen Gliederung darstellt.

Der Kern dieser umfangreichen Bodenerhebung, gleichsam das Skelet, um welches sich die übrigen Höhenzüge und Hochthäler gruppiren, besteht aus dem langgestreckten Zuge der Küstencordillere, welcher sich immer in verhältnißmäßig

großer Nähe der Südseeküste hält und, dieser im ganzen parallel verlaufend, das ganze Gebiet von Mittelamerika von Südost nach Nordwest durchzieht. Nicht zwar, als ob das, was wir in diesen Gegenden als Cordillere bezeichnen, eine fortlaufende, aus flacherm Terrain sich erhebende Gebirgskette wäre; vielmehr ist vielerorts von einer solchen gar keine Rede; sondern die Cordillere wird lediglich aus dem westlichen Rande der Hochthäler des innern Landes gebildet, welche in steilem, terrassenförmigem Abfall sich in das Tiefland gegen die Südsee hin absenken. Durch diese Erhebung wird auch die stark decentrirte und nach Westen gerückte Wasserscheide Centralamerikas gegeben, welche die hydrographischen Areale der atlantischen und pacifischen Küste in der Weise trennt, daß die längern, mächtiger entwickelten Stromnetze sich ins Karaibische Meer und den Golf von Mexico ergießen, während die kürzern, wasserärmern der Südsee zufließen. Einfahrtsperrende Barren an den Mündungen, wechselnder Wasserstand und Stromschnellen im Oberlaufe, vor allem aber das mangelnde Bedürfniß infolge der geringen Bevölkerung haben bisjetzt die Entwickelung selbst des atlantischen Stromgebiets als Communicationsmittel in den bescheidensten Anfängen gehalten. Indianische Piroguen, Cayucos und Bongos, da und dort ein kleiner Flußdampfer, und die Holzflöße der Mahagonischläger beleben einzig die zwischen spärlich besiedelten Urwaldufern dahinflutenden Ströme.

Auf den westlichen Rand des Cordillerenzuges wie ungeheuere kegelförmige Schlote aufgesetzt, finden wir dann die Kette der zahlreichen Vulkane Mittelamerikas, welche seiner Silhouette, vom Spiegel der Südsee aus gesehen, ihren eigenthümlichen und großartigen Landschaftsreiz verleihen. Einige dieser Vulkane, wie der Tacaná und Tajumulco in Guatemala, übersteigen die Höhe von 14000 Fuß, andere, wie der Agua und Fuego, kommen derselben sehr nahe; keiner aber erreicht die Grenze des ewigen Schnees, welche aus leichtbegreiflichen Gründen in diesen Breiten weit höher liegt als in unsern europäischen Gebirgen. Die meisten der centralamerikanischen Vulkane halten sich, wie diejenigen von Nicaragua und Salvador, in weit bescheidenern Höhen als die genannte.

Ostwärts vom Zug der Küstencordillere und an denselben angelehnt bildet ein ziemlich complicirtes und unregelmäßiges System von Kettengebirgen, welche sich in den eigentlichen Gebirgsländern, wie Guatemala und Honduras, meist in einer Höhe von 6—10000 Fuß halten, eine Art Netz über das ganze Innere dieser Hochländer. Die Maschen dieses Netzes fassen oft weit ausgedehnte und fruchtbare Hochthäler, die einen blos 2—4000 Fuß, andere wieder 6—8000 Fuß über Meer liegend, zwischen sich, welche durch hohe und mitunter schwierig zu passirende Bergzüge voneinander getrennt sind. Die hauptsächlichsten Städte und Ortschaften der Gebirgsländer Mittelamerikas liegen in solchen Thalebenen. Tiefe Schluchten, sogenannte Barrancas, durchfurchen dieselben. Die anfänglich kleinen Barrancabäche der Hochländer bilden das Quellgebiet der größern Flußläufe der atlantischen Abdachung.

Von den geschilderten orographischen Verhältnissen machen indessen die Republik Salvador, welche fast ganz in die westliche Küstenabdachung fällt, ferner die Querdepressionen eines Theiles von Honduras und Nicaragua eine Ausnahme.

Zu ihnen ist der Cordillerenzug unterbrochen und sie tauchen ins Gebiet der eigentlichen Tierra caliente hinab.

Daß in einem in dieser Breite dergestalt gegliederten Ländercomplex, wo in jähem Wechsel Berg und Thal und wieder Berg sich gegenüberstehen, sich auch im Klima und in der Vegetation ebenso schroffe Gegensätze finden müssen, steht zu erwarten. Und in der That sind denn auch diese Gegensätze so schroff, daß es schwierig, beinahe unmöglich wird, dieselben in den wenigen Worten, die mir an dieser Stelle zu ihrer Schilderung zu Gebote stehen, anschaulich zu machen. Während wir in den urwaldbedeckten Niederungen des atlantischen und pacifischen Tieflandes ein heißes, tropisches, extrem feuchtes Klima mit einer durchschnittlichen Jahrestemperatur von 26 bis 29° C. haben, ragen die Gipfel der Vulkane Guatemalas in Regionen hinauf, wo die Temperatur, während der trockenen Jahreszeit wenigstens, unter dem Einfluß des kühlen Nordostpassates allnächtlich unter den Gefrierpunkt sinkt und wo es selbst zum gelegentlichen Schneefall kommt. Zwischen diesen beiden Extremen liegen, beeinflußt durch mancherlei locale Umstände, Wind- und Regenverhältnisse, Bodenstrahlung, Wald- und Gesteinsbildung, die klimatischen Normen der übrigen Landestheile.

In ähnlichen Gegensätzen bewegt sich die Vegetation.

Die Tiefländer und Flußniederungen der Tierra caliente produciren beinahe alle Culturgewächse der eigentlichen Tropenzone nebeneinander. Hier gedeiht im feuchtwarmen Schatten der hohen Waldbäume der Cacao; hier bildet das Zuckerrohr seine lichtgrünen Oasen inmitten der umgebenden Wälder; hier ist die ausschließliche Culturzone des Indigo. In diesem für den Europäer schwierig zu ertragenden Klima reift die Ananas ihre köstliche Frucht, die Cocospalme wiegt in hainartigen Anlagen ihre thauig glänzenden Blattwipfel hoch über den einfachen Rohrhütten der indianischen Dörfer. In glühender Mittagssonne bieten die dichten Laubkronen des aus Indien importirten Mangobaumes für Menschen und Hausthiere willkommenen Schatten. Der Brotfruchtbaum, die Vanille und zahllose andere, theils einheimische, theils importirte Gewächse der heißen Zone finden hier die günstigsten Bedingungen des Gedeihens, während unter den Riesen des Waldes die Ceiba (Bombax), der heilige Baum der altindianischen Bevölkerungen, besondere Erwähnung beansprucht: wie ungeheuere grüne Kuppeln wölben sich ihre feinlaubigen Kronen über dem Walde empor.

Am Westabhang der Cordillere zu etwas höhern Lagen aufsteigend, etwa zwischen 2—4000 Fuß, gelangen wir in gemäßigterm, aber immer noch warmfeuchtem Klima in die Region der Kaffeepflanzungen. Auf ausgedehnten Lichtungen inmitten des Urwaldmantels, der die Flanken der Cordillere bedeckt, sowie in einigen Thalmulden von Costa-Rica und Guatemala, stehen die dunkellaubigen Bäumchen in regelmäßige Reihen gepflanzt. Wie dünnflockiger Schnee bedecken im Frühjahr die zahllosen Blüten die weiten Pflanzungen, um später in frischrother fleischiger Kirsche die kostbare Doppelfrucht zu liefern. Die Vegetationszone des Kaffeebaumes, der in der tiefern Tierra caliente schwieriger gedeiht und rascher entartet, wird nach oben begrenzt von ausgedehnten Waldungen immergrüner Eichen.

Während die Tiefländer und die Flanke der Cordillere in üppigster Pflanzenpracht strotzen, zeichnen sich die flachen Hochthäler des Innern im Gegentheil aus durch ihre Kahlheit und die Dürftigkeit ihres niedrigen Pflanzenwuchses. Hier pflegen sich die beiden Jahreszeiten dieser Breiten, die Regenzeit von Mai bis October und eine regenlose Trockenzeit von October bis Mai, am schärfsten gegeneinander zu scheiden. Nur in den Tiefen der Barrancas, welche feuchter und vor dem heftigen Nordostpassat (in der Landessprache Norte genannt) geschützt sind, gelangt die Vegetation wieder zur Bildung hoher immergrüner Bäume und baumartiger Farrnkräuter.

Die Kuppen der langgestreckten Höhenzüge endlich, welche die einzelnen Hochthäler voneinander trennen, sind von Hochwäldern bedeckt, die ihrer Hauptmasse nach aus Immergrüneichen und langnadeligen Fichten bestehen. Ihnen gesellen sich aber noch eine Menge fremdartiger Pflanzenformen bei, und eine bunte Blumenwelt gelangt hier zur reichsten Entfaltung. Eine Hollunderart sowie echte Tannen erinnern in einer Meereshöhe von 7—9000 Fuß an einzelnen Stellen den Reisenden an die europäische Heimat. Diese Region ist es auch, in welcher die europäischen Cerealien, der Weizen, die Gerste, der Hafer, am besten gedeihen, während die Pflanzenproducte der eigentlichen Tropenzone hier beinahe gänzlich fehlen. Nur der Mais, das geduldigste und schmiegsamste aller Culturgewächse, kommt auf diesen luftigen Höhen der Tierra fria ebenso gut fort wie in der Tierra caliente, wo er allerdings drei Jahresernten liefert, während er, langsamer und nur in der Regenzeit wachsend, in der Tierra fria deren blos eine gibt. Das Klima muß in einer Höhenzone von 4—8000 Fuß als ein durchaus gesundes, angenehmes und dem Europäer zuträgliches bezeichnet werden. Nur wenige Localitäten sind, herrschender Fieber wegen, ungesund.

Und noch höher steigend, gelangen wir in den Hochwaldgürtel, welcher die einsamen Kegel der Vulkane bis in eine Höhe von 11000 Fuß mantelförmig bekleidet und wiederum eine Menge fremdartiger Formen von gewaltigen Bäumen, ich nenne hier blos Cheirostemon platanoides, aufweist. Ueber 11000 Fuß bleibt die eigentliche Waldbildung zurück, und unsere einzigen Begleiter bis zur Spitze der erloschenen Vulkane bilden licht stehende Fichten, eine hohe Grasart (Agrostis), verschiedene Vaccinien, ein Lupinus, Compositen und andere niedere Pflanzen.

Der rasche Wechsel all dieser verschiedenen Vegetationszonen macht es also buchstäblich wahr, daß ein kurzer Ritt von acht oder zehn Stunden den Reisenden von der kalten, wolkenumzogenen und sturmumtosten Region der Tannen- und Fichtenwälder hinabbringen kann in das sonnige, tropisch warme Reich der Palmen.

Natürlicherweise erleidet auch diese gedrängte Schilderung der Vegetationsverhältnisse zahlreiche örtliche Ausnahmen. Durchaus nicht überall, wo große Hitze herrscht, findet sich tropischer Urwald; vielmehr gibt es weite Strecken öden Landes, wo, wie im mittlern Motaguathale, riesige Säulencactusse auf steinigem Boden als die einzigen hervorragenden Vertreter der Pflanzenwelt vorhanden sind. Andererseits gibt es Gegenden, wo die Scheidung des Jahres in eine trockene und eine nasse Zeit weniger scharf ist, wo reichlichere Niederschläge mit geringen Unter-

brechungen das ganze Jahr über fallen. In solchen Gegenden, zu denen z. B. die Alta Verapaz von Guatemala gehört, prangt auch die Pflanzenwelt in immer grünem, nie dorrendem Schmuck und gewährt der fruchtbare Boden dem Menschen leicht den reichlichen Unterhalt.

Weit weniger genau an bestimmte Höhenzonen gebunden erscheint die Thierwelt. Wenn auch im allgemeinen das unendliche Reich der Insekten in der Tierra caliente und der untern Bergregion seine größten und farbenprächtigsten Formen entwickelt, wenn auch gewisse thierische Typen, wie die Alligatoren und Krokodile, die Aras oder langschwänzigen Papagaien, an die Tierra caliente, andere, wie der prächtige Quetzal (Pharomacrus mocinna) und das Derby'sche Baumhuhn (Oreophasis Derbyanus), an die Gebirge gebunden sind, so sind dagegen eine große Menge anderer Thiere der Tiefebene und den Hochländern gemeinsam; ein specielleres Eingehen auf diesen Gegenstand liegt nicht im Plan dieser kleinen Skizze.

Da in Mittelamerika auf einem verhältnißmäßig kleinen Raum die Existenzbedingungen der tropischen und der gemäßigten Zone in reichster Entfaltung und mannichfachster Abstufung zusammentreffen, so ist es denn auch nicht zu verwundern, daß wir auf einem von der Natur so verschwenderisch ausgestatteten Areal eine bunte Menge von Völkern zusammengewürfelt finden, welche seit unvordenklicher Zeit hier eingewandert und seßhaft geworden waren. Es ist schlechterdings unmöglich, auch nur mit einiger Zuverlässigkeit die Zahl der indianischen Stämme anzugeben, welche zur Zeit der spanischen Eroberung, im Beginn des 16. Jahrhunderts, auf der Landbrücke von Mittelamerika vorhanden waren; jedenfalls aber dürfen wir annehmen, daß es deren gegen 50 gegeben hat. Leider ist uns von vielen derselben, hauptsächlich in Costa-Rica, Honduras und Nicaragua, nicht viel mehr als der Name überliefert worden; sie sind entweder ausgestorben, oder haben sich dergestalt mit der übrigen Bevölkerung vermischt, daß ihre Elemente nicht mehr herauszufinden, und daß selbst ihre Sprache und Geschichte häufig genug für uns verloren sind.

Die Culturgrade, welche diese Schar von eingeborenen Stämmen vor Ankunft der Spanier erreicht hatten, waren sehr verschieden. Während die einen über die Stufe nomadisirender Jägervölker kaum hinausgekommen waren, hatten andere das Nomadenthum längst abgestreift, waren seßhafte Ackerbauer geworden und besaßen eine verhältnißmäßig hohe Cultur, welche selbst die Bewunderung der spanischen Eroberer in nicht geringem Grade erregte, obwol diese nach Kräften bemüht waren, dieselbe, wo und in welcher Form immer sie ihnen aufstieß, bis auf die letzten Spuren zu vernichten. So ist es gekommen, daß es nicht einmal volle 400 Jahre brauchte, um von dieser Cultur nicht viel mehr auf unsere Zeit zu bringen, als vereinzelte Bruchstücke, aus denen wir die indianische Vorgeschichte mit um so größerer Mühe wieder aufbauen müssen, als selbst die Indianer von heutzutage als theilnahmlose, unwissende Fremdlinge den Resten ihrer classischen Zeit gegenüberstehen.

Nach unsern gegenwärtigen Kenntnissen lassen sich drei Centren der altindia-

nischen Cultur in Mittelamerika unterscheiden. Im Norden, unmittelbar an die Cultur der Mayas von Yucatan angelehnt und von ihr abhängig, finden wir die den Mayas sprachverwandten Stämme Guatemalas. Längs der Südseeküste von Guatemala und Salvador bestand das Reich der Pipiles, eine aztekische Colonie. Ein zweites Centrum bildete in Nicaragua das Volk der Chorotegas, welche wir ebenfalls als eine in vorgeschichtlicher Zeit vom nördlichen Mutterstamme abgesprengte, aztekische Colonie aufzufassen haben. Und endlich läßt sich für den Isthmus von Panama und den Süden von Costa-Rica ein drittes Centrum nachweisen, welches von dem jetzt tief gesunkenen Volke der Cueva- oder Coibaindianer ausging, und nach dem Wenigen, was davon bekannt ist, von den übrigen nicht direct abgehangen hat.

Die hauptsächlichsten Nährpflanzen dieser Völker bildeten der Mais und die schwarze amerikanische Bohne (Frijol) in ihren zahlreichen Spielarten. Sie bauten ferner Taback und in den Tiefländern Cacao, dessen geröstete Bohnen nicht nur im indianischen Haushalt eine wichtige Rolle spielten, sondern als beliebtes Tauschmittel die Stelle von Geld versahen. Die Baumwollstaude und die stachelrandigen Blätter gewisser Agavenarten lieferten die Gespinstfaser zur Herstellung gewebter feiner und grober Zeuge. Aus Honig und dem Safte der Agaven wurden berauschende Getränke bereitet.

Einige dieser Stämme gründeten befestigte Städte von theilweise erheblicher Ausdehnung. Während das niedrige Volk, eine von den Vornehmen streng geschiedene Kaste, in Hütten aus leichtem und vergänglichem Material wohnte, wurden zu Zwecken des Götter- und Fürstendienstes großartige Bauten aus behauenem Stein in Gestalt von Pyramiden, hohen Stufenwällen und Tempeln aufgeführt, die jetzt noch in ihrem trümmerhaften Zustande die Bewunderung des Reisenden erwecken. Monolithische Denkmäler zierten die Plätze und Höfe dieser Bauten. Harte Gesteinsarten lieferten das Werkzeug zu ihrer Herstellung, denn Kupferäxte bildeten das einzige Metallwerkzeug, welches die Indianer in der vorspanischen Zeit besaßen. In Gegenden, wo Gold vorkam, verstanden die Indianer dasselbe geschickt zu werthvollen Schmuckgegenständen zu verarbeiten, welche leider zum größten Theil in dem unersättlichen Schlund der spanischen Münzen verschwunden und für die Wissenschaft verloren sind. In der Keramik hatten die Indianer eine außerordentliche Fertigkeit erreicht, die selbst ihren heute lebenden Nachkommen an einzelnen Orten geblieben ist, wenn auch das in Gräbern und Ruinen gelegentlich aufgefundene altindianische Geschirr das moderne an Schönheit und Sorgfalt der Ausführung weit übertrifft. Sie kannten die Bereitung und Benutzung verschiedener Farben und schmückten die Gewänder der Reichen mit prachtvollen Mosaiken aus bunten Vogelfedern. Auf einer Art groben Papiers malten sie ihre Bilder- und Hieroglyphenschrift. Ein höchst correct ausgearbeiteter Kalender theilte das Sonnenjahr in 18 Monate von je 20 Tagen. Den so gegebenen 360 Tagen wurden 5 namenlose, für unglücklich geltende Tage beigegeben, die Stundendifferenz durch einen Schalttag jedes vierte Jahr ausgeglichen. Das Kastenwesen war sehr ausgebildet. Die Fürsten, in der Regel die Angehörigen festgegründeter Dynastien, in welchen der Thron nach strengem Erbfolgegesetz auf den Nachfolger überging,

die Priester und ein Feudaladel theilten sich in die Macht und den Besitz; das niedere ackerbauende Volk indessen war vergleichsweise arm, roh und unwissend. Sklaverei war allgemein üblich. Die Religion bestand im Glauben an gute und böse Gottheiten, deren Cultus häufig, wenn auch vielleicht nicht allgemein, mit Menschenopfern verbunden war. Ein strenges, durch Ueberlieferung geheiligtes Strafgesetz diente der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und der Sicherung von Person und Eigenthum. Handel wurde mit Natur- und Industrieerzeugnissen aller Art über weite Gebiete getrieben. Anhäufung großer Reichthümer beim einzelnen fand nicht statt, dafür war aber auch das andere Extrem, die äußerste Armuth, der Mangel an den nöthigsten Subsistenzmitteln, ausgeschlossen, die seltenen Zeiten der Hungersnoth durch Miserenten und Heuschreckenfraß etwa abgerechnet.

Der glücklichen Bahn intellectuellen und socialen Fortschritts, welche einige der halbcivilisirten Nationen Mittelamerikas eingeschlagen hatten, bereitete die spanische Eroberung ein jähes Ende. Nachdem Soconusco, Guatemala und Salvador von Norden her durch Pedro de Alvarado, Nicaragua von Süden und Osten her durch Gil Gonzales Dávila und andere entdeckt und zum großen Theil erobert worden waren, fiel bald eine der indianischen Provinzen nach der andern in die Hände der Spanier. Heutzutage können nur noch die Lacandones an der Grenze von Tabasco und Guatemala, sowie einige kleine Stämme im südlichen Honduras und östlichen Nicaragua als unabhängig betrachtet werden; alle übrigen wurden den Spaniern und ihren heutigen Nachfolgern unterthan, wenn auch die Oberherrschaft an manchen Orten eine mehr nominelle als factische blieb.

Das Los der Indianer wurde unter dem Regiment der Fremdlinge ein sehr trauriges. Tausende waren in den Kämpfen zur Vertheidigung ihres Vaterlandes gefallen. Andere Tausende wurden von den in vorspanischer Zeit in dieser Gegend unbekannten Pocken und von Hunger und Mangel in jeder Form dahingerafft oder fielen der Ueberarbeitung im Dienste der neuen Herren zum Opfer. Viele wurden auf Schiffe geschleppt und nach Westindien und Südamerika als Sklaven verkauft. Die Kriegsgefangenen stempelte man mit dem königlichen Glüheisen zu Sklaven, und auch von den übrigen, die den Gesetzen nach frei und blos tributpflichtig bleiben sollten, wurde eine Menge unter den nichtigsten Vorwänden zu Sklaven gemacht. Doch war das Schicksal der freien Indianer kaum besser als das der Sklaven. Die neueroberten Ländereien wurden nämlich, soweit sie sich zur Colonisation eigneten, parcellenweise an die Eroberer und ihre Familien zu Lehn gegeben. Die auf diesen ausgedehnten, oft mehrere Quadratstunden umfassenden Gütern wohnhaften Indianer waren zu Frondiensten und Tributen an den Gutsherrn verpflichtet und wurden in der Regel von diesem in einer Weise gemisbraucht, die ihnen zur Gewinnung des kärglichsten Unterhalts für sich und ihre Familien weder Zeit noch Raum mehr ließ. Der Inhaber einer derartigen Encomienda war gehalten, den ihm unterstellten Indianern das für ihren Unterhalt nöthige Pflanzland zu belassen und für ihren religiösen Unterricht Sorge zu tragen. Wie dies geschah, beweist die Entvölkerung der am meisten von den Spaniern besiedelten Gegenden und die heutige sociale Lage der Indianer. Wol

versuchten edeldenkende Geistliche, vor allem der Dominicanermönch Bartolomé de las Casas, den schlimmsten Misbräuchen zu steuern. Sie brachten es dahin, daß der spanische Hof wiederholt besondere Bestimmungen zum Schutze der Indianer erließ. Aber die Colonisten widersetzten sich der Ausführung solcher Schutzgesetze auf jede Weise, und das Resultat des oft sehr leidenschaftlich geführten Kampfes zwischen den geistlichen und weltlichen Statthaltern der neuen Länder war meistens blos eine Verschlimmerung der Lage der Indianer. Diese ganze Zeit bildet einen unauslöschlichen Schandfleck in der Geschichte weißer colonisirender Völker. Manche warnende Lehre kann ihr auch für die ländergierige Neuzeit entnommen werden; denn heute noch ruht der Fluch der spanischen Miswirthschaft schwer auf Land und Volk von Mittelamerika.

Spanien hielt damals seine Colonien streng vor den Fremden abgeschlossen. Sie bildeten für die spanische Krone eine anscheinend unerschöpfliche Finanzquelle, deren Reichthum sie vor den übrigen Colonialmächten ängstlich verborgen zu halten suchte, um nicht das beutelustige Auge Englands, Frankreichs oder Hollands auf dieselbe zu lenken. Die spanische Colonialwirthschaft in diesen Ländern muß als die denkbar schlechteste bezeichnet werden. Schnöde Selbstsucht, gemeine Habgier und eine unglaubliche Engherzigkeit charakterisirt dieselbe. Alle auf die Industrie und die Agricultur der Colonien bezüglichen Verordnungen hatten nur den einen Zweck, das Interesse des Mutterlandes, seiner Staatskasse und einzelner bevorzugter Adeliger und Kaufleute zu fördern. Das Wohl und Wehe der überseeischen Besitzungen wurde auf die schmählichste und kurzsichtigste Weise dem Mutterlande geopfert. Es war den Colonien streng untersagt, mit andern Nationen als der spanischen Handel zu treiben. Spanische Kaufleute monopolisirten zu den ihnen genehmen Preisen den ganzen Import- und Exporthandel der überseeischen Besitzungen. Nutzpflanzen, welche, wie der Oelbaum, die Weinrebe und der Flachs, spanische Ausfuhrproducte lieferten, durften in den Colonien nicht gepflanzt werden; ebenso war die Seidenzucht und die Schafzucht verboten, um die Ausfuhr der spanischen Seiden- und Wollfabrikate nicht zu schmälern.

Mittelamerika bildete damals einen einzigen Verwaltungscomplex, welcher den Namen des Reino oder der Capitaneria general von Guatemala trug und in sechs Provinzen zerfiel. Die nördlichste davon war der jetzt zur Republik Mexico gehörige Staat Chiapas mit Soconusco. Ihm folgte nach Süden hin, vom Atlantischen zum Stillen Meer hinüberreichend, Guatemala, an dessen Südgrenze sich wiederum Honduras an der atlantischen, Salvador an der pacifischen Küste anlegte. Ihnen schloß sich noch weiter südlich Nicaragua, und diesem endlich Costa-Rica an. Jede dieser Provinzen stand unter einem besondern Gouverneur mit Ausnahme von Guatemala, in dessen Hauptstadt der Capitan general residirte, der gleichzeitig das Amt eines Gouverneurs jener Provinz versah. Ihm waren die Gouverneure der fünf übrigen Staaten unterstellt. Ein besonderer, vom Vicekönig von Mexico unabhängiger Gerichtshof, die sogenannte Audiencia de los Confines, besorgte die Rechtspflege. Die einträglichen Beamten- und Militärstellen wurden ausschließlich mit in Europa geborenen Spaniern besetzt, denen die in den Colonien geborenen, die sogenannten Creolen, in jeder Beziehung nachstanden.

Es konnte nicht ausbleiben, daß dieser Zustand der Dinge auf die Dauer unerträglich wurde. Dazu kam noch ein anderer Factor von größter Bedeutung, nämlich die Entstehung des ganz neuen Bevölkerungselements der Mischlinge in den spanischen Colonien.

Der rapide numerische Rückgang, welchen die eingeborene indianische Bevölkerung unter dem spanischen Regiment erlitt, hatte bald einen empfindlichen Mangel an Arbeitskräften zur Folge, an welchem viele Gegenden Mittelamerikas heutzutage noch derart leiden, daß an eine rasche Entwickelung ihrer natürlichen Hülfsquellen noch für eine Reihe von Jahrzehnten nicht zu denken ist. Die spanische Regierung hatte versucht, durch die Einfuhr von Negersklaven neue Arbeitskräfte in die Colonien zu bringen. Das Verhältniß der Ueberlegenheit, in welchem der spanische Colonist zu den unterdrückten Indianern und den Negersklaven stand, sowie der Mangel an spanischen Frauen rief eine höchst laxe Moral ins Leben, welche durch eine Menge illegitimer Verbindungen einer Mischlingsbevölkerung Entstehung gab. Sie bestand einerseits aus Mestizen oder Morenos, Mischlingen von Weißen und Indianerinnen, und andererseits aus Mulatten oder Pardos, den Kreuzungsproducten von Weißen mit Negersklavinnen. Beide Mischlingstypen gingen unter sich wieder zahlreiche Verbindungen ein und lieferten im Laufe der Zeit die heutige Mischlingsbevölkerung dieser Länder, gegen welche das rein weiße Element numerisch mehr und mehr zurückging.

Von Anfang an in socialer Hinsicht etwas besser gestellt als die reinen Indianer, wußten sich die Mischlinge, die späterhin ohne weitern Rassenunterschied unter der Bezeichnung von Ladinos zusammengefaßt wurden, allmählich politische Rechte und Ansprüche zu erwerben. Sie erstarkten mehr und mehr an Zahl und Bedeutung und schoben sich im Laufe der Zeit zwischen die reinen Indianer einerseits, welche bis auf den heutigen Tag die niedrigste sociale Stufe innehaben, und die eingewanderten Spanier und reinen Creolen andererseits ein. Für diese Mischlinge fiel die blinde Ergebenheit an den König im fernen Spanien, welche die geborenen Söhne jenes Landes von jeher ausgezeichnet hatte, weg. Näher als Spanien lagen ihnen die Länder ihrer Geburt, und mehr als die Gefälle und Privilegien des Königs lagen ihnen ihre eigenen Menschenrechte und die Interessen ihrer materiellen Existenz am Herzen. Eine tiefe Kluft that sich allmählich zwischen Colonien und Mutterland auf, und langsam wuchsen die Dinge einem neuen Zustand entgegen. Die gänzliche Losreißung war schließlich blos noch Frage der Zeit, abhängig von irgendwelchem von außen kommenden Anstoß.

Die Schwäche Spaniens benutzend, hatte England sich in Centralamerika festzusetzen gesucht. Ohne einen Schein von factischem Recht erhob es die von Seeräubern gegründeten, von Spanien geduldeten Holzschlägereien im östlichen Yucatan zur englischen Colonie von Britisch-Honduras, occupirte ferner die kleinen Inseln längs der Küste von Honduras (Bay-Islands) und maßte sich selbst das Protectorat über einen Theil des östlichen Küstengebiets von Nicaragua, die sogenannte Mosquitoküste, an. Die Geschichte dieser Gebiete bildet einen interessanten Beitrag zur englischen Colonialgeschichte überhaupt.

Als am 4. Juli 1776 die Vereinigten Staaten von Nordamerika sich bleibend vom englischen Mutterlande losgerissen und als Republik constituirt hatten, als die große Französische Revolution der neunziger Jahre selbst die am meisten monarchisch gesinnten Staaten Europas neuen Ideen und einer weniger engherzigen Auffassung der natürlichen Rechte aller Staatsbürger zugänglich gemacht hatte, als endlich der heldenmüthige Simon Bolivar in Südamerika, und die hochherzigen Geistlichen Hidalgo und Morelos in Mexico all ihre Kräfte für die Idee der Unabhängigkeit eingesetzt hatten, da begann es auch in Mittelamerika in den Köpfen zu gären.

Nach ein paar verunglückten Verschwörungen wurde auf die Nachricht, daß der General Don Agustin de Iturbide in Mexico die Unabhängigkeit proclamirt habe (12. Febr. 1821), auch in Guatemala am 15. Sept. desselben Jahres die Losreißung der alten Capitaneria general Guatemala von Spanien ins Werk gesetzt. Nach dem kurzen Intermezzo von 1822, während dessen Guatemala dem mexicanischen Kaiserthum Iturbide's einverleibt gewesen war, trennte es sich wieder von Mexico, und zwar mit Verlust der Provinz Chiapas, welche vorzog, die Schicksale Mexicos zu theilen, mit dem sie bis heute vereinigt geblieben ist. Die übrigen Provinzen Mittelamerikas, nämlich Guatemala, Salvador, Honduras, Nicaragua und Costa-Rica, vereinigten sich unter dem Namen der Vereinigten Provinzen von Mittelamerika zu einem republikanischen Bundesstaate. Im Jahre 1825 wurde die Bundesverfassung beschworen, und in jenen Jahren setzte auch jeder der Einzelstaaten seine Constitution innerhalb des Bundes fest. Ueber allen stand der Bundespräsident (Presidente de la federacion), während jeder einzelne Staat von einem besondern Staatschef (Jefe de Estado) verwaltet wurde.

In die ersten Zeiten der Losreißung von Spanien ist auch die Bildung der beiden großen politischen Parteien Mittelamerikas zurückzudatiren, deren Kämpfe jene schönen Länder in eine endlose Reihe von blutigen Bürgerkriegen verwickelt und ihre gesunde ökonomische und politische Entwickelung bislang hintangehalten haben.

Das Verlangen nach Selbstregierung war nämlich nicht allgemein genug, um die Entstehung einer Partei von Dissidenten zu hindern, welche sich ursprünglich aus den spanischen Adelsfamilien, den spanischen Civil- und Militärbeamten, einigen reichen Grundbesitzern und Kapitalisten, sowie dem Klerus und seinem zahlreichen Anhang unter dem niedern Volk rekrutirte. Die Tendenzen dieser Partei waren auf Wiederherstellung einer monarchischen Staatsform und der Macht des Klerus gerichtet, weil hierbei ihre eigene Machtstellung am besten gesichert schien. Diese Partei, welche zur Zeit der ersten Freiheitsregungen den Namen der Gacistas, zur Zeit der Annexion Guatemalas an das Kaiserthum Mexico denjenigen der Imperialistas trug, ist heutzutage unter dem Namen der Aristokraten oder Servilen bekannt.

Ihr Widersacher ist die Partei der Liberalen, welche einst als Cacos den Gacistas, als Republicanos den Imperialistas gegenübergestanden hatte. Sie bildete sich ursprünglich aus denjenigen Elementen, welche Veranlassung hatten, mit dem monarchisch-spanischen Element unzufrieden zu sein, da sie infolge ihrer

Geburt mancherlei Benachtheiligungen seitens der geborenen Spanier zu erleiden hatten, also aus den Creolen und den Mischlingen in den verschiedensten Lebensstellungen. Unter diesen Leuten, den Ladinos, waren auch die antiklerikalen Elemente am stärksten vertreten. Ihr Programm war die Bekämpfung aller monarchischen Ideen, die Niederwerfung der Allmacht der Geistlichkeit, Basirung des Staatswesens auf das Volk unter Aufhebung der Privilegien der Aristokratie, Hebung des Volkes durch Unterricht, sowie ähnliche Dinge, mit deren idealistischem Wortlaut die zu ihrer Ausführung angewendeten Mittel häufig genug im grellsten Widerspruch standen.

Die beiden Parteien der Servilen und der Liberalen haben sich seit der Unabhängigkeitserklärung bis heute fast ununterbrochen aufs blutigste bekämpft und sind abwechselnd zeitweise zur Herrschaft gelangt. Der ursprüngliche Kampf der Principien ging aber allmählich über in einen Kampf der Personen, an deren jeweiliges Prestige sich die Massen hängten. Leitende Motive in der Politik beider Parteien wurden die ausgiebigste Rache an der gegnerischen Partei und die Befestigung der eigenen Machtstellung. Die ursprünglichen Parteigegensätze traten mehr und mehr in den Hintergrund und dienten fernerhin fast nur noch dazu, den gegenseitigen Haß zu motiviren und zu bemänteln.

Es wäre zwecklos, all die zahllosen Kämpfe, welche sich auf dem Boden der geschilderten Verhältnisse zwischen den beiden Parteien entspannen, hier im einzelnen zu schildern und die Persönlichkeiten, welche in der neuern Geschichte Mittelamerikas eine ephemere Rolle spielten, namentlich aufzuführen.

Der hervorragendste unter allen Präsidenten, welche der Bundesstaat von Mittelamerika je gehabt hat, und gleichzeitig der einzige Parteiführer, welchem die Geschichte seines Vaterlandes den Namen eines wahren und aufrichtigen Patrioten zuerkennen muß, war der General Don Francisco Morazan, ein Liberaler von Honduras. Auch er endete nach einer wechselvollen, wenn auch vielfach glänzenden Laufbahn als Opfer der Parteiwuth, indem er im Jahre 1842 in San-José de Costa-Rica durch Verrath gefangen genommen und standrechtlich erschossen wurde.

Sein bedeutendster Gegner war Rafael Carrera, ein guatemaltekischer Indianer von niederster Herkunft, der seine politische Laufbahn als ganz junger Mann, und zwar zunächst als Werkzeug in den Händen der servilen Partei und des Klerus begann. Carrera erhob sich an der Spitze einer Indianerhorde mit dem Beistand der Aristokratie und der Geistlichkeit in offenem Aufstand gegen die damalige liberale Regierung von Guatemala und schlug selbst das Bundesheer, welches unter Morazan zur Herstellung der Ordnung herbeigeeilt war (1837). Als Carrera zum ersten mal in die Hauptstadt seines Vaterlandes einzog, trug er noch die indianischen Ledersandalen an den Füßen; später steckte er sich in eine goldbordirte Uniform. Vom Jahre 1840 an lenkte Carrera für eine lange Zeit direct und indirect die Geschicke seines Geburtslandes Guatemala. Wenn er sich auch oft genug in seinen Handlungen und Beschlüssen von der servilen Partei, welche gern sein Mentor gewesen wäre, emancipirte und seine eigenen Wege ging, so stand er immerhin den Servilen viel näher als den Liberalen, und manche seiner Hand-

lungen documentirten ihn als entschiedenen Feind der letztern. Er wird denn von ihnen auch heute noch gern „El aborto de Mataquescuintla" (Die Misgeburt von Mataquescuintla, seinem Geburtsort) genannt. Die Reisebeschreibungen jener Jahre, wie diejenigen von Stephens und Morelet, erzählen einzelne Acte der Barbarei, welche sich unter seinem Regiment, mit seinem Vorwissen und theilweise auf seinen Befehl zutrugen. Sie sind indessen um kein Haar schlimmer als diejenigen, welche heute noch in jenen Ländern zur Zeit politischer Wirren von den jeweiligen Machthabern verübt werden.

Der bedeutendste Schritt von allgemeiner Tragweite, welchen Carrera's Herrschaft im Gefolge hatte, war die Auflösung des Bundesstaates der fünf Vereinigten Provinzen von Centralamerika. Im Jahre 1847 nämlich erklärte Carrera den Staat Guatemala als autonome, unabhängige Republik. Damit fiel die bisherige Conföderation dahin, denn auch Costa-Rica und hernach die übrigen Staaten sagten sich von ihr los. Seit jener Zeit hat jede der fünf Republiken auf eigene Faust gewirthschaftet. Nicht als ob jede derselben darum aufgehört hätte, sich um die Politik der übrigen zu kümmern; vielmehr legen die zahlreichen Bürgerkriege der folgenden Jahre hinlängliches Zeugniß ab von dem Interesse, welches die fortdauernden Kämpfe der Liberalen und Servilen weit über die Grenzen des jeweiligen engern Vaterlandes hinaus wach riefen.

Ein Versuch, welchen der liberale Präsident von Honduras, Don Trinidad Cabañas, im Jahre 1853 zur Herstellung des alten Bundesstaates machte, scheiterte. Cabañas fiel mit bewaffneter Macht in Guatemala ein, um Carrera zu stürzen; letzterer aber blieb Sieger.

Nachdem Rafael Carrera seit 1854 zum lebenslänglichen Präsidenten von Guatemala ernannt worden war, starb er im Jahre 1865 eines natürlichen Todes. Trotzdem er weder lesen noch schreiben konnte, war er vermöge seiner natürlichen Intelligenz eine der interessantesten und bedeutendsten Gestalten in der sonst so öden neuern Geschichte von Mittelamerika.

Carrera's Nachfolger wurde durch gesetzliche Wahl einer seiner Vertrauten, der Servile Don Vicente Cerna. Als im Jahre 1869 seine erste Amtsdauer zu Ende war und verfassungsgemäß die Neuwahl des Präsidenten zu geschehen hatte, wurde Cerna gegen den Volkswillen durch ein Wahlmanöver seiner Partei wiedergewählt. Wie es bei solchen Gelegenheiten in den mittelamerikanischen Freistaaten Brauch und üblich ist, begannen die Liberalen den Bürgerkrieg gegen Cerna und sein servile Ministerium.

In diesen Unruhen eröffnete auch Barrios, der gewesene Präsident von Guatemala, seine politische Laufbahn. Barrios hatte sich, damals noch ein junger Mann von 34 oder 35 Jahren, mit dem liberalen General Don Serapio Cruz gegen Cerna und das servile Regiment verbunden. Beide brachen an der Spitze einer kleinen, meist aus indianischen Elementen bestehenden, aber gutbewaffneten Schar von Chiapas her in Guatemala ein. Obwol im weitern Verlauf der Kämpfe Barrios verwundet und flüchtig, Serapio Cruz durch Verrath gefangen genommen und enthauptet wurde, griff die Revolution doch um sich, und es gelang ihr, das servile Regiment zu stürzen und die liberale Partei unter dem Präsidenten Don

Miguel Garcia Granados ans Ruder zu bringen. Verschiedene Versuche der servilen Partei, das Haupt aufs neue zu erheben, wurden von Barrios, welcher die Stelle eines militärischen Oberbefehlshabers bekleidete, gewaltsam unterdrückt.

Durch allerlei Machinationen der Freunde von Barrios wurde bewirkt, daß die constituirende Versammlung der Republik Guatemala ihn am 8. Mai 1873 durch „Volkswahl" an Stelle von Garcia Granados zum Präsidenten ernannte. Damit war das vorläufige Ziel seines Ehrgeizes erreicht.

Don Justo Rufino Barrios war ein Ladino und stammte von San-Márcos im Nordwesten Guatemalas aus einer wohlhabenden, aber keineswegs reichen Familie. Sein Bildungsgang war der für einen Escribano público (Notar) erforderliche, also ein selbst dortlands bescheidener. Er prakticirte indessen nicht als Notar, sondern wandte sich auf seiner nahe der mexicanischen Grenze gelegenen Hacienda Malacate der Agricultur zu. Von diesem seinem Besitzthum her rührt der Beiname „El cacique de Malacate" (Der Indianerhäuptling von Malacate), womit ihn seine servilen Gegner belegten. Was ihm an Gelehrsamkeit abging, ersetzte er durch große natürliche Intelligenz, die ihn namentlich auch befähigte, seine Landsleute kennen und beherrschen zu lernen, gelegentlich selbst sie seine tiefe Verachtung fühlen zu lassen. Obwol klein von Statur, war er von einer eisernen Gesundheit und einer körperlichen Ausdauer, die keine Ermüdung kannte. Energisch und thatendurstig, wandte er, einmal an die Spitze der Regierung gelangt, dem Militär, welches ja immer die hauptsächlichste Stütze des jeweiligen Regiments dieser Länder bildet, besondere Vorliebe zu, und an seinem Kriegsminister Martin Barrundia, einem falschen, verschlagenen Mann, besaß er ein gefügiges Werkzeug. Alle höhern Stellen der Civil- und Militärverwaltung besetzte Barrios mit seinen Günstlingen, schweifwedelnden, kriechenden Creaturen, auf die er sich so lange verlassen konnte, als er sie zu bezahlen vermochte. So brachte er es fertig, daß er seit 1873 in den periodischen, von der Verfassung vorgeschriebenen Neuwahlen stets wiedergewählt wurde, trotzdem eigentlich kaum ein Drittheil des Landes als seiner Partei angehörig betrachtet werden kann.

Barrios' Amtsführung war ein Schreckensregiment für die unterlegene servile Partei. Doch sind die Acte mittelalterlicher Barbarei und Grausamkeit, die er sich oft hat zu Schulden kommen lassen, zu sehr ein Ausfluß der frühern und gegenwärtigen Zustände seines Landes, als daß sie ihm allein zur Last zu legen wären. Ein feiner Diplomat wäre nicht an der richtigen Stelle gewesen in einem Lande, wo nach talionischem Recht die eine Partei ihre jeweilige Machtstellung in allererster Linie dazu benutzt, um die Rädelsführer der Gegenpartei durch Todtpeitschen, Erschießen, Verbannung und Confiscation des Eigenthums aus dem Wege zu räumen, und so blutige Thaten blutig zu rächen. Trotzdem Guatemala laut seiner neuen Constitution von 1879 eine Republik auf der Grundlage der Volksvertretung durch eine Deputirtenkammer sein soll, war die factisch von Barrios zur Ausübung gebrachte Regierungsform diejenige der absolutesten Despotie, die sich gegenüber einzelnen Sätzen besagter Constitution und deren inhaltsloser Phrasenhaftigkeit ausnimmt wie der bitterste Hohn. Mittelamerika ist derzeit

zur Durchführung der republikanischen Staatsschablone noch nicht reif, denn es mangelt hierfür seinen Bürgern die erste Grundbedingung der Republik, die Achtung des Einzelnen vor dem bestehenden Gesetz. Solange jeder ehrgeizige Söldnerführer auf gleisnerische Vorspiegelungen und schöne Worte hin noch Anhänger genug findet, um auf dem Wege der bewaffneten Empörung die Constitution und das einmal zu Recht bestehende Regiment dieser Staaten zu stürzen, und sich selbst an dessen Stelle zu setzen, solange wird mit dem Worte Republik ein schnöder Misbrauch getrieben. Nicht Gesetz und persönliche Tüchtigkeit berufen und stützen in Mittelamerika die Staatslenker, sondern eine tyrannische Despotie im Verein mit dem schamlosesten Nepotismus und einem kriechenden Favoritenthum ist bei der Besetzung der Staatsämter allein maßgebend. Barrios selbst hat die zwölf Jahre seiner Amtsführung so wohl benutzt, daß der einstige Cazike von Malacate, der vor 1873 eine einzige bescheidene Hacienda sein eigen nannte, bei seinem Tode ein Vermögen von mindestens 3 Mill. Pesos (12 Mill. Mark) in Grundbesitz und baarem Geld hinterließ.

Trotz alledem muß gesagt werden, daß Barrios seinen Collegen in den übrigen Republiken an Energie, Unternehmungslust und geistiger Capacität weit überlegen war. Recht und Unrecht läßt sich zur Zeit in Mittelamerika noch nicht mit dem genauen Maße messen, womit wir in unserm geordneten Staatshaushalt die öffentlichen Geschehnisse zu beurtheilen pflegen. Obwol er in erster Linie für sich selbst sowie für die Befriedigung seines Ehrgeizes und seiner Rache sorgte, hat er doch auch manches für das gethan oder zu thun versucht, was er in seiner Weise für das Wohl seines Landes hielt. Die Sicherheit der Person und des Eigenthums war selbst auf Reisen in abgelegenen und menschenleeren Landestheilen eine fast absolute. Barrios, aus Liebhaberei und Interesse selbst ein Pflanzer im großen Stil, hat der Hebung der Agricultur in Guatemala wesentliche Dienste geleistet, wenn er sich auch stets den Löwenantheil vorbehielt. Sein Verhältniß zu den im Lande weilenden Fremden war im ganzen ein recht erträgliches, da er zu intelligent war, um den Fremdenhaß, welcher die Mehrzahl der einheimischen Bewohner Guatemalas charakterisirt, zu theilen oder ihm thatsächlichen Ausdruck zu geben. Es vertrug sich besser mit seiner Politik, sich mit den Fremden gut zu stellen, da er für seine zahlreichen Projecte ihrer Kenntnisse und Kapitalien nicht wohl entrathen konnte.

Unter diesen Projecten waren es namentlich zwei, welche ihn während der letzten Zeit seines Lebens ausschließlich beschäftigt hatten, nämlich die Legung eines interoceanischen Schienenwegs vom Hafen von San-José an der Südseeküste bis hinüber nach Santo-Tomas an der Bai von Honduras, und die Wiederaufrichtung des seinerzeit von Carrera gesprengten Bundesstaates der fünf mittelamerikanischen Republiken. Streift schon die Basis, auf welcher Barrios seine interoceanische Eisenbahn (Ferrocarril del Norte) erbauen wollte, ans Wahnwitzige*),

---

*) Nach gesetzlicher Bestimmung sollte nämlich jedes Landeskind, welches 8 Doll. im Monat an Geld oder Geldeswerth verdiente, verpflichtet sein, eine Actie der projectirten Bahn, deren Kosten auf 12 Mill. Doll. veranschlagt waren, zu kaufen.

so erwies sich der Plan, jetzt unter der Hegemonie von Guatemala die frühere Conföderation wiederherzustellen, vollends als eine unentschuldbare Tollkühnheit. In der von Barrios inspirirten Constitution von Guatemala vom Jahre 1879 ist allerdings diese Eventualität vorgesehen. Ihr Art. 2 lautet nämlich: „Guatemala wird mit den übrigen Republiken Mittelamerikas intime Beziehungen der gegenseitigen Verwandtschaft unterhalten. Und sobald die Vereinigung aller zu einer einzigen Centro-Amerikanischen Nation auf eine dauerhafte, gerechte, volksthümliche und passende Weise in Vorschlag kommt, wird die Republik Guatemala bereit sein, sich ihr einzuverleiben." Seit Jahren hatte die Erreichung dieses Ziels den hauptsächlichsten Gegenstand des Ehrgeizes für Barrios gebildet. Und keine einzige jener ekelhaften Lobhudeleien, mit welchen die Säbelrasseler seiner Partei ihren gefürchteten Chef bei jeder Gelegenheit in der Tagespresse verherrlichten, unterließ es, die Verwirklichung dieses Planes als den Gipfel der Wünsche wahrer Patrioten mit all den hohlen Phrasen auszumalen, welche Furcht und Feigheit gewissen Menschen in kritischen Momenten so überströmend eingeben. Lange zuvor schon hatte sich der Cazike von Malacate den Titel eines „Benemérito de la patria" beilegen lassen.

Die wiederholten Versuche von Barrios, sein Ziel durch friedliche Uebereinkunft mit den übrigen Staaten zu verwirklichen, scheiterten an deren Widerstand, der nicht sowol der Sache, als der projectirten Hegemonie von Guatemala und seines Präsidenten galt. Um indessen das Wünschenswerthe baldiger Inscenirung dieses Planes auch den vielen Gegnern desselben im eigenen Lande ad oculos zu demonstriren, andererseits sich die mächtige Nachbarrepublik Mexico gewogen zu machen, schloß Barrios im August 1882 in Neuyork einen für sein Vaterland unrühmlichen Vertrag mit jenem Lande ab, wonach Guatemala gegen Wiedererwerb eines minimalen Stückes von Soconusco neuerdings ein unverhältnißmäßig viel größeres Gebiet an Mexico verlor, nachdem es im Jahre 1821 Chiapas, im Jahre 1842 ganz Soconusco an dasselbe hatte abtreten müssen. Guatemala allein war zu schwach, um mit Mexico einen andern als einen friedlichen Austrag der alten Grenzstreitigkeiten zu wagen.

Es kann nicht zweifelhaft sein, daß eine Vereinigung der fünf Republiken, welche sich seit ihrer Unabhängigkeit von Spanien schon so oft blutig in den Haaren lagen, in ihrem eigenen Interesse wäre, da das Gebiet und die Bevölkerungen dieser Länder zusammen unter einer starken Centralregierung bei allfälligen Differenzen mit andern Nationen ihre Interessen nachdrücklicher als jede einzeln vertreten könnten. Es muß auch natürlich erscheinen, daß Guatemala, welches an Flächenraum blos von Nicaragua übertroffen wird und an Bevölkerungszahl allein allen übrigen Republiken zusammen beinahe gleichkommt, in diesem projectirten Bundesstaat eine gewisse Präponderanz als Sitz der Centralregierung beansprucht. Nun erfreute sich aber weder Guatemala als Staat noch insbesondere Barrios bei den übrigen Republiken der nöthigen Sympathien, um sie zur Anerkennung dieser Präponderanz zu vermögen. Barrios hatte die Präsidentenstelle der Nachbarrepubliken Salvador und Honduras mit seinen Creaturen, dem zweizüngigen, falschen Rafael Zaldivar und dem energielosen, schwach-

köpfigen Marco Aurelio Soto, besetzt. Letzterer flüchtete, nachdem er sich in Honduras auf jede Weise bereichert, einfach nach San-Francisco, um von seinen Renten zu leben, und ließ Barrios und Honduras im Stich. Zaldivar intriguirte heimlich gegen seinen Wohlthäter Barrios und traf, während er ihn noch fortwährend seiner Ergebenheit versicherte, bereits Anstalten, um sich ihm mit bewaffneter Hand zu widersetzen. Geringen oder gar keinen Einfluß besaß Barrios bei den Regierungen von Costa-Rica unter Fernandez und von Nicaragua unter Adan Cárdenas.*)

Zu den persönlichen Gründen gesellen sich noch sachliche, welche in der Zusammensetzung der Bevölkerung Mittelamerikas und in ihrem Verhältniß zum Auslande begründet sind, wie folgende Uebersicht in runden Ziffern zeigt, deren Genauigkeit beim Mangel genauer Erhebungen leider nur eine annähernde sein kann:

	Flächenraum in Tausend Quadratkilometer.	Bevölkerung in Tausenden.	Davon reine Indianer in Tausenden.	Relative Dichtigkeit der Bevölkerung per Quadratkilometer.	Staatsschuld in tausend Pesos.
Guatemala . .	121	1278	845	10	8203
Honduras . . .	120	352	190	3	750
Salvador . . .	19	554	50	30	1989
Nicaragua . . .	134	276	140	2	922
Costa-Rica . . .	52	185	10	4	6259

Wie man sieht, ist das procentuale Verhältniß der reinen Indianer, d. h. des in socialer Hinsicht am tiefsten stehenden Elements, zu der Mischlingsbevölkerung in den einzelnen Republiken ein sehr ungleiches. Während ferner Honduras und Nicaragua bei dem gänzlichen Mangel auswärtigen Credits gegenwärtig nur eine vergleichsweise unbedeutende innere Schuld haben, besitzt Guatemala und Costa-Rica eine weit höhere Staatsschuld, von welcher für letzteres Land $5^1/_2$, für Guatemala fast 4 Mill. Pesos auf das Ausland fallen. Selbstverständlicherweise müßte die Gesammtschuldenlast der fünf Staaten vom Bunde übernommen werden, und die Regierungen der ausländischen Gläubiger würden ohne Zweifel für richtige Verzinsung und ausgiebige Deckung Sorge tragen, indem sie sich einige der besten Einnahmsquellen des neuen Bundes vorweg verschreiben ließen, wofür das Einverständniß aller Betheiligten schwer zu erlangen wäre.

In dem oben Berührten sind die Hauptmomente, welche der Wiedervereinigung der fünf Republiken gegenwärtig noch hindernd im Wege stehen, kurz angedeutet. Trotzdem hielt Barrios den Moment zur Verwirklichung seines Lieblingsplanes für gekommen. Alle die großen und neuen Dinge, welche er im Jahre 1882 während seiner Reise durch die Vereinigten Staaten sowie in London und Paris geschaut, schienen ihn jeder gesunden Ueberlegung beraubt und den Wunsch der Nachahmung bis zur Tollkühnheit gesteigert zu haben. Mit gänzlicher Nichtbeachtung

*) Der liberalen Partei angehörig sind gegenwärtig die Regierungen von Guatemala, Salvador, Honduras und Costa-Rica, während in Nicaragua die Servilen am Ruder sind.

des souveränen Willens der übrigen Republiken, mit ungesetzlicher Durchbrechung der von ihm selbst sanctionirten Constitution erließ er urplötzlich am 28. Febr. 1885 eine Proclamation, worin er die Wiederaufrichtung des Bundesstaates als vollzogen erklärt und sich selbst zum obersten Befehlshaber der Bundestruppen mit absoluter Machtvollkommenheit aufwirft. Eine Bundesversammlung, bestehend aus je 15 vom Volke gewählten Deputirten aus jeder der fünf Republiken, wird auf den 1. Mai nach Guatemala berufen, um die Bundesverfassung zu berathen und den Sitz der Bundesregierung zu bestimmen. Wer sich der Union widersetzt, wird als Hochverräther betrachtet und bestraft. Wappen und Banner von Guatemala werden zu Abzeichen des neuen Bundes erhoben. Separatverträge der Einzelstaaten mit andern Regierungen werden vom Datum des Manifestes an nicht mehr anerkannt.

Was zu erwarten stand, geschah. Kaum hatte Barrios sein wahnsinniges Manifest bekannt gemacht, so rüstete schon Freund und Feind zum Bruderkriege. Vergeblich hatte der verhaßte Gewalthaber proclamirt, daß er den Titel eines Supremo Jefe militar de Centro-America nur so lange annehme, bis die Union durchgeführt sei; niemand glaubte ihm. Vergeblich hatte er den Offizieren seines Heeres Avancement und eine goldene Ehrenmedaille in Aussicht gestellt. Abgesehen von denjenigen, welche in Eines Glückes Schiff mit ihm gestiegen waren, war die Begeisterung für die Union in Guatemala selbst keine allgemeine. In Mita und Jutiapa war die Aushebung der Soldaten so schwierig, daß Barrios in Mita die Weiber als Soldaten verkleiden ließ, um die Männer zu beschämen und zur Pflicht zurückzubringen. In Jutiapa wurden Männer in Weiberkleider gesteckt und mußten zur Strafe für ihren geringen militärischen Eifer mit dem Besen in der Hand die Plaza (öffentlicher Platz in der Mitte der Ortschaften) kehren. In Guatemala wurde eine offizielle Zeitung unter dem Titel „La Union de Centro-America" herausgegeben, welche die Ergebenheitsadressen der Anhänger von Barrios wörtlich abdruckt. Seine Gegner ermangelten nicht, durch zahllose Flugblätter das Volk zum Widerstand und zur Rache an dem Tyrannen aufzureizen. Mexico besetzte die Nordgrenze von Guatemala, und die Vereinigten Staaten sandten Kriegsschiffe in die Häfen von Mittelamerika, um die Sicherheit und Rechte ihrer Unterthanen zu wahren. Costa-Rica, Nicaragua und Salvador hatten gegen das Vorgehen von Barrios feierlich Protest eingelegt und sich zum bewaffneten Widerstand verbunden; blos Honduras unter seinem Präsidenten Luis Bogran hielt zu Barrios.

Unter solchen Auspicien rückte das guatemaltekische Heer, geführt von dem General Francisco Menendez, einem geborenen Salvadoreño, gegen Salvador*) vor. Am 31. März errang das Heer von Barrios, der persönlich ins Feld gezogen war, einen Vortheil über die 2000 Mann starke Macht von Salvador bei El Coco, einer nahe der Grenze auf guatemaltekischem Gebiet liegenden kleinen Niederlassung. Das Ganze wurde als „erster Triumph" in den Zeitungen von

*) Salvador ist der Name des ganzen Landes, während unter San-Salvador blos die Hauptstadt verstanden wird.

Guatemala ausposaunt. Dem ersten Triumph folgte kein zweiter. Die Truppen von Salvador hatten sich nach Chalchuapa, einer stark befestigten kleinen Stadt, zurückgezogen, welche sie in einer Stärke von angeblich 6000 Mann vertheidigten. Die Stadt wurde während eines ganzen Tages von der guatemaltekischen Artillerie, die ein Franzose befehligte, beschossen. Am folgenden Tage (2. April) befahl Barrios den Sturm auf die Festung. Aber ein Theil der Truppen, unzufrieden mit ihren Offizieren, weigerte sich, vorzurücken. Da trat Barrios selbst an ihre Spitze, um sie anzuführen, und der Sturm begann. Die äußerste Linie der Befestigungen war bereits genommen, als Barrios, wahrscheinlich von einem hohen Baum herab, von einer Kugel getroffen wurde, die ihn sofort leblos vom Pferde herunter zu Boden warf. Die Kugel war bei der rechten Schulter eingedrungen, hatte ihren Weg quer durch den Körper genommen und war unter den Rippen der linken Seite wieder ausgetreten. Sein Stab stürzte sich unter dem Feuer der Belagerten auf die Leiche, um sie in Sicherheit zu bringen; ein Sohn von Barrios verlor hierbei das Leben. Als die guatemaltekischen Truppen den Tod des Präsidenten gewahr wurden, löste sich alles in wilde Flucht auf. Sie rannten acht Leguas weit, bis sie das Städtchen Chingo, auf heimatlichem Boden gelegen, erreicht hatten, und kehrten dann, von den salvadorenischen Truppen unbelästigt, aber in größter Unordnung, nach der Hauptstadt zurück.

Der einbalsamirte Leichnam von Barrios wurde dorthin zurückgebracht und unter hohen militärischen Ehren beerdigt; sein heroischer Tod hatte selbst bei seinen zahlreichen Feinden manches wieder gut gemacht. Barrios war für sein Land zur Unzeit gestorben. Obwol ein politischer Autodidakt der gewaltthätigsten Sorte, waren doch jetzt, wo seine Rachsucht, seine Habgier und sein Ehrgeiz vollkommener Befriedigung entgegenging, Anzeichen dafür dagewesen, daß er wirklich etwas Ordentliches für sein engeres und weiteres Vaterland zu thun gedachte. Es war zu hoffen, daß bei noch größerer Fühlung mit der Civilisation und der reifern Erfahrung des Auslandes es ihm gelingen würde, sein Land in eine gesundere Bahn der Entwickelung zu leiten, auch wenn sein Plan, mit solchen Elementen, wie seine Landsleute heute noch sind, gegenwärtig die Conföderation erzwingen zu wollen, durchaus als eine Donquixoterie zu bezeichnen ist.

Die Regierung schien nach dem Tode von Barrios, der ihre eigentliche Seele gewesen war, rathlos. Auf die Vorstellungen der Fremden hin wurden die Truppen zurückgerufen, das verhängnißvolle Decret betreffend die Union wieder aufgehoben und die Vorbereitungen zu einem Waffenstillstand getroffen. Unterdessen hatte der früher mit Barrios verbündete Präsident von Honduras, Bogran, wol dem Drängen seines Landes nachgebend, sich mit Salvador verbündet, und beider Truppen rückten gemeinsam gegen Guatemala vor, bis es diesem gelang, einen Waffenstillstand abzuschließen, von dem nur so viel verlautete, daß die Verbündeten angeblich 2 Mill. Doll. Kriegsentschädigung und Wechsel der Ministerien von Guatemala verlangten.

In Guatemala selbst war, nachdem der Kriegsminister Barrundia einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, sich zum Dictator aufzuwerfen, an Barrios'

Stelle der erste Vicepräsident (Primer Designado) Alejandro M. Sinibaldi, ein trauriger Feigling, verfassungsgemäß zur interimistischen Regierung gelangt. Er nahm jedoch bald seine Entlassung, wodurch der zweite Vicepräsident Don Manuel Lisandro Barillas zum Interimspräsidenten erhoben wurde.

Barillas stammt aus der Stadt Quezaltenango im nordwestlichen Guatemala, verlebte aber seine ganze Jugend auf einer beim Dorfe San-Felipe am Westabhang der Cordillere gelegenen Pflanzung seines Vaters. Er mag gegenwärtig ein angehender Vierziger sein. Der alte Barillas war einer der ersten Pflanzer gewesen, welche den Kaffeebau im nordwestlichen Guatemala einführten. Erwachsen kam Lisandro Barillas nach Quezaltenango zurück, wo er das Tischlerhandwerk erlernte. Später verheirathete er sich jedoch mit einer reichen Witwe, deren Vermögen ihn der materiellen Sorgen enthob. Als im Jahre 1871 die von Barrios geleitete Revolution gegen das servile Regiment um sich griff, schloß sich Barillas mit seinem Vater und einem Bruder an den Rebellenführer an. Zum Lohne dafür wurde er später, als Barrios ans Ruder gelangt war, zum Jefe politico (Departementsoberhaupt) von Quezaltenango erhoben und erlangte den Grad eines Generals. In diesen Würden stand er, als der Tod von Barrios ihn, einen gänzlich ungebildeten und selbst im engern Vaterlande ziemlich unbekannten Mann, an die Spitze der Landesregierung berief. Er ist beliebt beim Heer, und seine Rechtlichkeit wird gerühmt; immerhin aber scheint seine Persönlichkeit nur eine geringe Garantie für die innere Ruhe des Landes zu bieten.

Obwol der liberalen Partei angehörig, sah sich doch Barillas, auf welchen von Mexico her ein beträchtlicher Druck ausgeübt wurde, veranlaßt, das frühere Ministerium aufzulösen und ein neues zu bilden. Namentlich wurde der Kriegsminister Barrundia, der Henkersknecht von Barrios, zu allgemeiner Genugthuung gestürzt und schließlich mit seinem Collegen Sanchez unter polizeiliche Aufsicht gestellt, da sich herausstellte, daß diese beiden Herren noch ganz neuerlich die Summe von 220000 Doll. zwangsweise aus den Kassen des Banco Internacional auf Staatsrechnung genommen, aber für sich behalten hatten, wofür ihnen der Proceß gemacht werden sollte. Seither ist Sanchez gestorben; Barrundia befindet sich in Paris.

Daß mit dem Tode von Barrios die einmal entfachte Rauflust der bei den jüngsten Vorfällen leitenden Persönlichkeiten so bald sich legen würde, war nicht anzunehmen. Nach den neuesten Nachrichten hat Zaldivar, der Präsident von Salvador, seinen Posten verlassen, um durch andere den Bürgerkrieg ausfechten zu lassen und nicht unwahrscheinlicherweise sich und seinen Raub in Sicherheit zu bringen, nachdem er einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, sich selber an die Spitze der Unionsbewegung zu stellen. Mittlerweile hatte sich Melendez, der Kriegsminister von Salvador, zum Präsidenten gemacht, wurde aber von Menendez, dem Parteigänger und Feldherrn von Barrios, gestürzt, der sich selbst als Präsident an die Spitze der Regierung von Salvador stellte. Auch Bogran, der Präsident von Honduras, soll sich aus dem Staube gemacht haben.

Die in den Bürgerkriegen von Mittelamerika zur Action kommenden Menschenmengen sind, mit europäischem Maßstabe gemessen, lächerlich gering. An der Küste

hindern der Urwald und breite, brückenlose Flüsse, im Innern tiefe Barrancas und fast pfadlose Gebirge an vielen Orten die Fortbewegung größerer Truppenmassen. Nicht durch große Schlachten und bedeutende Verluste an Menschenleben sind die Bürgerkriege Mittelamerikas zum Fluch für jene schönen Länder geworden; aber die Unsicherheit der öffentlichen Zustände und das Daniederliegen von Handel und Gewerbe zu Zeiten der politischen Wirren hat die Zunahme der dünngesäeten Bevölkerung verlangsamt. Das stets drohende Gespenst des Staatsbankrotts und der nachhaltigen Entwerthung allen Eigenthums hat den ausländischen Credit von Mittelamerika, dessen es zur Entwickelung seiner natürlichen Hülfsquellen so sehr bedürfte, schwer geschädigt sowie die Einwanderung entmuthigt, und noch ist eine durchgreifende Aenderung dieser Zustände nicht abzusehen. Die ephemeren Namen, welche zeitweise an der Spitze der politischen Bewegungen erscheinen, wechseln in rascher Folge, das Princip aber bleibt gewöhnlich dasselbe: gewaltthätige Selbstsucht, blutiger Rachedurst gegen politische Feinde, freche Durchbrechung von Gesetz und Verfassung zur Erlangung persönlicher Zwecke.

Unbillig aber wäre es, wollten wir nicht am Schlusse dieser Skizze darauf hinweisen, daß die Quelle mancher heutiger Misstände in Mittelamerika in jenen traurigen Zeiten der spanischen Herrschaft zu suchen ist. Die heterogene Zusammensetzung der dünn gesäeten Bevölkerung, in welcher das bildungslose Indianerthum immer noch eine stark überwiegende Majorität bildet, steht ebenfalls einer einheitlichen Entwickelung und raschem materiellen und intellectuellen Fortschritt hindernd entgegen. Die allgewaltige Natur der Tropen aber, welche einer dichten Bevölkerung eine Quelle reichen Segens werden könnte, legt im Verein mit einem erschlaffenden Klima einem numerisch schwachen Volke physische Schwierigkeiten in den Weg, welche nur derjenige gerecht beurtheilen wird, der ihre Wirkung auf die Energie und Gesundheit des menschlichen Körpers aus eigener Erfahrung kennen zu lernen in der Lage war.

Studien zur Physiologie der Gesellschaft.

Von
Eduard Reich.

I.

Ueber die Temperamente der Nationen.

Wenn wir die Einzelwesen genauer betrachten und sorgfältig miteinander vergleichen, finden wir, daß dieselben nicht blos in der Beschaffenheit ihres Leibes, sondern auch in Bezug auf die Verfassung ihrer Seele voneinander abweichen. Nennen wir Temperament allgemeine Seelenbeschaffenheit, und fassen wir ins Auge, daß auf jeder Erdscholle und unter allen besondern Verhältnissen des Daseins Körper- und Seelenbeschaffenheit abgeändert wird, so ist es uns keinen Augenblick befremdend, nicht blos die Einzelwesen, sondern auch kleinere oder größere Menschengruppen, wie Familien, Klassen, Stämme, Nationen, Rassen, im Punkte des Temperaments voneinander abweichen zu sehen. Und mit dem Temperament gleichlaufend sehen wir auch die Constitution oder Verfassung des Körpers abweichen, was z. B. durch dessen Gestalt und deren einzelne Verhältnisse sich ausdrückt.

Innerhalb jeder größern Menschengruppe sehen wir alle Temperamente vertreten; aber wir bemerken auch, daß alle Individuen durch einen gemeinsamen Grundzug ihrer Seelenbeschaffenheit sich kennzeichnen. Dies veranlaßte die Beobachter, von Temperamenten der Nationen zu sprechen. Und in der That, die Berechtigung hierzu ist groß. Um so mehr tritt der gemeinsame Grundzug in Seelen- und Körperbeschaffenheit bei Stämmen, Nationen, Rassen hervor, je mehr wir diese Gruppen aus der Vogelschau betrachten und je weniger wir somit von individuellen Einflüssen beirrt werden.

Weil die Individuen und Familien einer Gruppe unter gemeinsamen Verhältnissen und Beziehungen des leiblichen und seelischen Daseins sich entwickeln und weil die Vorfahren physische und moralische Eigenschaften auf ihre Nachkommen vererben, darum zeigen alle Mehrheiten von Menschen, die zu einer staatsgesellschaftlichen Gesammtheit vereinigt leben, auch gemeinsame Grundzüge im seelischen Thätigsein und besonders im Temperament. Durch diese Thatsache scheiden die Nationen sich voneinander, und die mehr oder minder beträchtliche Abweichung im

nationalen Temperament ist eine der gewichtvollsten Veranlassungen von Zuneigung oder Abneigung, Sympathie oder Rassenhaß.

Aber von Mangel an Zuneigung bis zu ausgesprochenem Haß ist noch ein weiter Schritt, und wir mögen mit Gewißheit glauben, daß noch gar viele andere Momente als das verschiedene Temperament in Wirksamkeit kommen müssen, ehe eigentlicher gegenseitiger Haß sich entwickelt.

Ich bin sehr geneigt, anzunehmen, daß der Eindruck, welchen Menschen fremder Nationalität und Rasse auf die Organe des Geruches ausüben, nicht unwesentlich dazu beiträgt, Zuneigung oder Abneigung hervorzubringen. Hat schon jeder Mensch einen besondern Duft, so strömt jede Familie, jeder Stamm, jede Nation und Rasse einen eigenthümlichen Geruch aus, der nur zum Theil mit der Nahrungsweise, aber zu großem Theil mit dem Temperament zusammenhängt. Derselbe ist nicht die Seele, sondern das Ergebniß des Einflusses der Seele auf die Vorgänge des Leibes, und die Wirkung der Seele auf den Leib bekundet, wenn auch scheinbar geringe, doch in Wahrheit ungemein intensive Abänderungen innerhalb der Gesammtheit der Processe, die man den organischen Haushalt nennt.

Aber so mächtig der Geruch seinen Einfluß geltend macht, so wird doch niemand allein wegen des besondern Duftes den andern lieben oder hassen; es werden hierbei noch mehrere andere Beziehungen in Betracht kommen. Zunächst die Wirkung des andern Menschen auf den Gesichts- und Gehörsinn, und weiter dessen unmittelbar seelischer oder magischer Einfluß auf die Seele des Beobachters.

Um besser verstanden zu werden, erlaube ich mir einige wenige erklärende Worte anzufügen.

Wir nehmen die Außenwelt nicht blos durch die Thore der Sinne auf, sondern wir empfangen auch Eindrücke rein seelischer Art, die durch den Aether der Luft u. s. w. von der Seele anderer Geschöpfe zu unserer Seele vermittelt werden. Mit andern Worten: wir werden von sinnlichen und magischen Einflüssen getroffen, und der Mitmensch macht auf uns sinnlich und magisch Eindruck. Zu dem von ihm ausströmenden Duft kommt seine ganze Leibesbeschaffenheit, die Gesammtheit der Offenbarungen seines Geisteslebens und dasjenige, was er uns verbergen will, was wir aber mehr oder minder deutlich magisch erkennen, das heißt: ahnen, fühlen, unbewußt erschließen, bei dem unmittelbaren Einfluß seines Seelenwesens auf unser Seelenwesen.

Je bestimmter das Temperament eines Individuums oder einer größern Gesammtheit von Individuen ausgeprägt ist, desto bestimmter gestaltet sich der Eindruck sinnlicher und magischer Art, den der oder die Menschen auf andere Menschen hervorbringen. Je bestimmter das Temperament auf der einen Seite, desto mehr Liebe oder Haß, Sympathie oder Antipathie auf der andern Seite.

Es wird dies alles beobachtet, wenn Interessen gemeiner Art durchaus abseits gehalten werden; denn die Frage des Besitzes, die im System von Kauf und Tausch am weitesten von ihrer Lösung sich befindet, fälscht durch intensive Erregung der Habgier alle Wahrnehmungen und Instincte, sie setzt dort Antipathie, wo im Laufe des Daseins Sympathie sich entwickelte, und verwandelt Zerrbilder in olympische Gestalten. Solange also dieser Frage Einfluß ferngehalten wird,

so lange vermag der Mensch instinctiv und magisch die Seele des Mitmenschen und das Temperament desselben zu beurtheilen, davon sympathisch berührt zu werden oder antipathisch.

Man vergesse niemals, daß die oft in den Lehrbüchern aufgestellten reinen Temperamente weder bei Individuen noch bei Nationen vorkommen. Kein Mensch ist nur eines Temperaments; in jedem sind alle Temperamente wahrzunehmen. Aber das gegenseitige Verhältniß derselben ist bei Individuen und Nationen verschieden. Man bezeichnet ein Volk als sanguinisch, wenn das sanguinische Element innerhalb des Temperaments vorherrscht; aber dieses Volk hat ebenso phlegmatische, cholerische, melancholische Seiten wie sanguinische. Jedes Element innerhalb des Seelencharakters einer Nation kommt bei anderm Anlaß zur Wahrnehmung. Je nachdem nun die Anlässe, welche vorwiegend und dauernd bei einer Nation sich geltend machen, in Betrachtung kommen, tritt auch die entsprechende Seite des Seelencharakters hervor und es entwickelt sich ein nationales Temperament.

Klima, Lebensweise, Arbeit, Erziehung, Religion, Politik und Geschichte können als die Momente betrachtet werden, welche bei Entwickelung des nationalen Temperaments wirksam sind; es ist aber hierbei nicht außer Acht zu lassen, daß die Mischung der Stämme und Rassen mit Fremden sehr gewichtsvoll wird. In dem Maße, wie sich alle die genannten Verhältnisse für die Dauer ändern, ändert sich auch das nationale Temperament. Lassen wir aus der Gegend von Paris eine Gegend von Sibirien werden, die Pariser von Fischthran und Baumrindenbrot sich ernähren und mit der Knute regiert werden, so dürfte schon nach einem Menschenalter deren sanguinisches Temperament einem weniger glücklichen Platz machen.

Man mag im großen und ganzen das Temperament der Franzosen als sanguinisch auffassen; allein bei genauerer Betrachtung scheidet sich aus dem allgemeinen politischen Begriff des Franzosen und zugleich aus dem Begriff seines nationalen Temperaments mancherlei Besonderes heraus. Wir sehen die Rasse bestimmend auf das Temperament wirken: der fränkische oder Nordfranzose unterscheidet sich von dem romanischen oder Südfranzosen durch die Hauptfarbe des Temperaments; mit Zunahme des romanischen Blutes nimmt auch das cholerische Element innerhalb des Temperaments zu, sodaß der Südfranzose im ganzen genommen als ein Mensch sanguinisch-cholerischen Temperaments gelten darf.

Und, was nicht außer Acht zu lassen, der Südfranzose duftet wahrnehmbarer als der Nordfranzose, und in den Verhältnissen der Leibesgestalt weichen die beiden Rassen merklich voneinander ab. Es ist dieselbe Ursache, welche Temperament, Gestalt und körperlichen Haushalt, somit auch den specifischen Geruch hervorbringt; oder vielmehr: es ist nicht eine Ursache allein, es ist eine große Gesammtheit von Anlässen.

Ob es wol wahr ist, daß die Gestalt des Schädels bei dem Einzelnen und bei ganzen Nationen mit dem Temperament ursächlich zusammenhängt? In der physischen Anthropologie nimmt die Lehre von der Gestalt und Ausmessung des Schädels den bei weitem größten Raum für sich in Anspruch. Die Anthropologen

messen und forschen in einem fort, und fragt man dieselben nach den Beziehungen, welche zwischen Temperament und Schädel obwalten, so wissen sie keine Antwort und geben sich Mühe, ihre Unwissenheit in den Mantel des Hohnes, des Witzes, der Ausrede zu hüllen. Die sogenannten Phrenologen wissen von diesem Gegenstand etwas mehr zu erzählen; allein man kann ihnen nicht recht trauen, weil sie nicht allzu selten keine rechten Kenntnisse in der Anthropologie des Schädels besitzen und auf dem großentheils überwundenen Steckenpferd der Gall'schen Lehre reiten.

Trotz dieser Verlassenheit von allem und jedem Rath derjenigen, welchen man ganz entschieden glaubt das vollste Vertrauen entgegenbringen zu müssen, wagen wir es doch, das Bestehen eines bestimmten Verhältnisses zwischen Schädel und Temperament zu behaupten. Und schon von vornherein ist es klar, daß solche Beziehungen obwalten; denn es gestaltet sich der Schädel nach der Entwickelung des Gehirns, nach dem organischen Haushalt und nach dem Einfluß der Seele auf die Bewegung der am Kopfe sich ansetzenden Muskeln. Und auf alle diese Momente wirkt das Temperament geradezu intensiv ein.

Aber wirkliche genaue Beobachtung läßt uns an den Schädeln der Stämme, Nationen, Rassen, bei aller unermeßlichen persönlichen Verschiedenheit, Merkmale entdecken, welche dem Stamm, der Nation, der Rasse eigenthümlich sind. Halten wir nun diese Merkmale fest und stellen wir daneben die Kennzeichen des Temperaments des Stammes, der Nation, der Rasse, so finden wir nicht wenig Uebereinstimmendes. Und dies bewog die Schädelkundigen außerhalb der anthropologischen Institute modernsten Schlages, sicher an den ursächlichen Zusammenhang von Temperament und Schädelform zu glauben.

Wenn wir daran festhalten, daß nicht die Seele allein über die Gestalt von Schädel und Gehirn entscheidet, sondern auch die Gesammtheit jener Einflüsse, welche man die Außenwelt nennt, so zweifeln wir keinen Augenblick an der Thatsache, daß das Temperament von der Gestalt des Kopfes mit bedingt werde, daß aber weiter das Temperament auch seinerseits wieder an der Gestaltung des Schädels mitarbeite.

Großköpfe und Kleinköpfe bekunden Verschiedenheiten im Temperament. Bei jenen ist im allgemeinen das Temperament kühler, bei diesen heißer. Wo Großköpfe noch ihren vollen Gleichmuth besitzen, da brausen und wallen Kleinköpfe bereits auf. Sowie einzelne, so verhalten sich ganze Nationen oder Stämme oder Familien von Groß- oder Kleinköpfen. Es scheint mir in diesem Falle die Kühle, andererseits die Hitze des Temperaments zu größtem Theil in den Verhältnissen des Körperbaues zu liegen. Denken wir uns zwei Menschen mit gleicher Körperhöhe, gleichgroßem Herzen, dem nämlichen Leibesumfang, nur in Bezug auf die Größe des Kopfes verschieden — der eine habe einen beziehungsweisen großen, der andere einen beziehungsweise kleinen Schädel —, so wird die Größe des Blutdruckes in den beiderseitigen Gehirnen eine verschiedene sein, in dem umfangreichern Kopf geringer, in dem kleinern Kopf bedeutender. Es ist somit ohne weiteres verständlich, daß der geringere Blutdruck weniger, der größere Blutdruck mehr als Reizmittel von Gehirn und Seele sich verhalten werde.

Also werden Nationen mit beziehungsweise kleinerm Kopfe und übrigens wohl ausgebildeten Organen des Blutkreislaufes lebhaftern Temperaments sein, als Nationen mit beziehungsweise größerm Kopfe und übrigens wohl ausgebildeten Organen des Blutkreislaufes.

Das lebhafte wie das ruhige Temperament, beide können normalen Charakters oder krankhaft sein; es kann das eine wie das andere in beiden Fällen Vernunft und veredeltes Gefühl einschließen oder ausschließen. Und so finden wir denn ganze Familien, Stämme und Nationen mit lebhaftem, und ebenso solche mit ruhigem Temperament vernünftig und sympathisch oder unvernünftig und sympathielos, normal empfänglich in höherm oder niederm Grade, oder krankhaft nervös in höherm oder niederm Grade.

Wenn wir bei allen diesen Zuständen die Entwickelung des Schädels im ganzen prüfen und in den einzelnen Theilen, so gelangen wir, soweit die Wissenschaft es erlaubt, zu mancherlei anziehenden Erkenntnissen. Wir bemerken nämlich allgemein, daß normale Temperamente, seien dieselben lebhaft oder ruhig, an gesundheitsgemäße Entwickelung der Organisation überhaupt sich knüpfen, des Schädels und seiner einzelnen Theile insbesondere, während bei krankhaften Temperamenten gerade das Gegentheil der Fall ist.

Zeichnet eine Familie, ein Stamm, eine Nation sich durch krankhaftes Temperament aus, so findet man Abweichungen von den normalen Proportionen der einzelnen Theile des Schädels, und begegnet gleichzeitig krankhaften Verhältnissen innerhalb des leiblichen Haushalts, die durch mehr oder minder entwickelte Leiden zum Ausdruck gelangen. Ein Vorherrschen krankhafter Temperamente, die durch allzu kleine oder allzu große nervöse Empfänglichkeit sich äußern, deutet mit größter Gewißheit Zustände von Entartung des leiblichen und seelischen Menschen, des ganzen Gemeinwesens an. Auf Erdschollen, wo Entartung allgemein, sehen wir auch schlimme Lebensverhältnisse, ungenügende oder üppige Ernährung, Mangel und Elend auf der einen, Ausschweifung auf der andern Seite, verhängnißvolle Beziehungen der Gesellschaft, des Staates und der Kirche. Alles ist unwohl, darum sind auch die Leiber unwohl, die Seelen ungesund, die Temperamente krankhaft; alles ist aus Rand und Band, darum sind auch die Proportionen des Körpers überhaupt, des Schädels insbesondere aus Rand und Band, die Temperamente disharmonisch.

Es ist von Einfluß auf das Temperament, welcher Theil des Schädels und Gehirns vorwaltend entwickelt ist. Man hat beobachtet, daß Einzelwesen und Nationen, deren Vorderhaupt und Scheitel auffallend in der Entwickelung gehemmt erscheint, wogegen die hintern, untern Theile ihres Schädels durch besondere Ausbildung sich kennzeichnen, ein Temperament besitzen, in welchem die Triebe und Leidenschaften des wilden Thieres zum Ausdruck gelangen. Man hat es also hier mit elementaren Temperamenten zu thun und macht die Erfahrung, daß Völker mit solcher Seelenbeschaffenheit keineswegs in derselben Weise regiert werden können, wenn sie innerhalb gesitteter Gemeinwesen sich aufhalten, wie Nationen entwickeltern Temperaments. Auch der Umgang mit Angehörigen brutalleidenschaftlich temperamentirter Völker gestaltet sich anders als mit Nationen

civilisirtern Schlages, erheischt große Vorsicht und ebensowol seelische wie auch leibliche Kraftfülle. Es ist leichter, Elefanten seiltanzen lehren, als solche Völker regieren.

In dem Maße, wie wir Hervorbildung von Stirn- und Scheiteltheil des Kopfes und Gehirnes sehen, bemerken wir auch Aenderung des Temperaments, im großen und ganzen zum Vortheil des betreffenden Volkes; denn es treten brutale Leidenschaften und Triebe mit Gewißheit allmählich zurück, hingegen die edlern Triebe der Seele, Erkenntniß und Mitgefühl bestimmt, wenn auch nur allmählich hervor. Umgang und Regierung nehmen nun andere Gestalt an, oder sollen vielmehr andere Gestalt annehmen; geschieht dergleichen nicht, so wird die allgemeine Wohlfahrt gefährdet.

Man glaubt, und nicht ohne tiefen Grund, die Seele bediene sich der im Stirntheil des Gehirns gelegenen Organe zum Denken, und das Gefühl habe seinen Sitz in den Scheiteltheilen des Gehirns. Wenn auch das sogenannte sympathische oder vegetative Nervensystem, besonders das Sonnennervengeflecht, als das eigentliche Organ des Mitgefühls und der Liebe in Betrachtung kommt, so liegt doch der Schwerpunkt alles mittelbaren Gefühlslebens im Scheitelgehirn, und es ist begreiflich, daß dieses letztere beim Wachsthum eigentlicher Gesittung mit den Stirntheilen des Gehirns fortschreitend sich entwickeln werde. Hierdurch nun mildern sich die Temperamente, werden freier von Leidenschaftlichkeit, mehr von Vernunft und geläutertem Gefühl in ihren Aeußerungen beherrscht.

Tritt nun der Fall ein, daß ein Individuum, eine Familie, eine Klasse, ein Stamm vorwiegend mit dem Verstand thätig ist und das Leben des Gemüthes in den Hintergrund drängt, so werden die Stirnen breit, die Scheitel flach sich formen und die Temperamente sich merklich abkühlen. Die Individuen solcher Nationen zeigen sich als reine Verstandesmenschen, ohne Vernunft, ohne wärmeres Gefühl, und ihr kaltes Temperament hat nur in der Neigung, Habe anzuhäufen, seine Achillesferse. Vernunft sucht man bei solchen Leuten vergebens; wo kein des Aufschwunges fähiges Herz, kein tieferes Gemüth, da ist auch keine Vernunft. Kalte Verstandesnationen haben unsympathische Temperamente.

Mit dem cholerischen Temperament ist eine concentrirte, scharf umschriebene Persönlichkeit gegeben. Nationen cholerischen Temperaments bekunden eine hohe Empfänglichkeit für alles, was auf den wirklichen oder vermeintlichen Werth des Individuums und der Gesammtheit sich bezieht und reagiren in sehr bestimmter Weise auf alle körperlichen und seelischen Einflüsse. Aus diesem Grunde erfordert der Verkehr mit denselben Vorsicht, Rücksicht, Umsicht, und es ist nöthig, aus demselben alles Herausforderude und Despotische zu entfernen. Mit Brutalität kommt man Cholerikern nicht bei.

Unter der Herrschaft von Despotismus und Tyrannei verdirbt jedes Temperament, am meisten jedoch das cholerische, weil die Besitzer desselben deutlicher ausgesprochene Persönlichkeiten sind mit großer Reizbarkeit und Empfindlichkeit, Menschen, an denen nichts so leicht vorübergeht, sondern alles fester haftet und die Leidenschaften mehr oder minder dauernd und intensiv erregt. Despotismus

und Tyrannei kommen nicht blos durch Roheit zum Ausdruck, sondern auch durch Tücke und Hinterlist, durch Falschheit und Verrath, durch Lüge und Grausamkeit. Derartig waren die Formen von Tyrannei und Despotismus unter der Herrschaft der Bourbonen in Neapel. Und weil dieselben noch viel verhängnißvoller wirken als Brutalität, deshalb wurde auch das Temperament der Neapolitaner im Grunde verdorben, und es wird Jahrzehnte einer Arbeit ohnegleichen bedürfen, um das Temperament bei diesem Volksstamm wieder normal zu gestalten.

Nationen mit vorwiegend phlegmatischem Temperament vertragen eine ganz tüchtige Portion von Misregierung und anderer Miswirthschaft, wenn man mit Sorgfalt darauf Bedacht nimmt, ihren guten Schlaf und ihre sonstige Behaglichkeit nicht zu stören.

Aber auf einmal erhoben sich die Phlegmatiker und es gab fürchterlichen Aufruhr; das Oberste wurde zu unterst, das Unterste zu oberst gekehrt.

Weil der Phlegmatiker, obwol seelensgut und sehr gelehrig, wenig Initiative hat, muß er immer von außen angestoßen werden, um sich zu erheben, zu handeln, zu leisten. Darum ist es höchst nothwendig, einem phlegmatischen Menschen, dessen Instincte wenig lebhaft sind, alles durch die Schule beibringen zu lassen und diese letztere zur eigentlichen Abrichtungsanstalt zu machen; es ist höchst nothwendig, alles vorsorglich einzusetzen und alles genau zu commandiren. Wenn das Befehlen nur mit der nöthigen Gemüthlichkeit vollbracht wird, so kann die pünktlichste Ausführung aller Befehle mit größter Gewißheit erwartet werden; denn der Phlegmatiker ist glückselig, wenn ihm von höher Gestellten etwas Rechtes befohlen wird; er will stets im Auftrag, auf Befehl handeln und damit sich brüsten.

Nirgends fassen Aristokratien aller Art festern Fuß als bei phlegmatischen Nationen; nirgends ist die Hochachtung vor der Autorität größer; nirgends wird die Genialität und Originalität mehr angefeindet und verfolgt.

Es hat sein ganz besonderes Bewandtniß mit den vorwiegend melancholischen Völkern. Wenn wir dieselben, soweit sie der europäischen Cultur angehören, mit Aufmerksamkeit betrachten, finden wir, daß zwei Neigungen ganz besonders ihnen zukommen: die Neigung zur Philosophie und die zur Krämerei, mit andern Worten: zur Erkenntniß und zur Bethätigung der Selbstsucht. Nicht allzu selten vereinigen sich beide Triebe in einer und derselben Persönlichkeit. Sehr häufig aber ist bei den Menschen des Durchschnitts der Trieb der Erkenntniß durch den Trieb des materiellen Genusses ersetzt, der bei Melancholikern oft genug heimtückisch ist und auch intensiv zur Geltung kommt.

Melancholische Temperamente können durch künstliches Zuthun erzeugt oder auch vermehrt werden, wie dies wol bei allen Temperamenten in mehr oder minder bedeutendem Grade der Fall ist; aber wenn bei ganzen Völkern melancholisches Temperament erzeugt werden soll, müssen besondere klimatische, diätetische, geistige und gesellschaftliche Bedingungen obwalten, die das Gemüth umdüstern, die Denkkraft vertiefen und die Habsucht steigern. Nebelige Atmosphäre, üppige Nahrung, schweres Bier, Krämerei, Frömmelei, großer Reichthum: dies alles be-

günstigt mittelbar wie unmittelbar die Ausbildung des melancholischen Temperaments.

Man hat das melancholische Temperament das schwerblütige genannt, zum Unterschied von dem sanguinischen oder leichtblütigen. Vergleicht man melancholische Völker mit sanguinischen, so bleibt man keinen Augenblick darüber zweifelhaft, daß diese Auffassung der Natur entspricht, auch wenn man nicht auf das Gebiet der Physik und Chemie des Blutes sich begibt. Die größere Beweglichkeit der Sanguiniker und die beziehungsweise Schwerfälligkeit der Melancholiker hängt jedenfalls mit der Beschaffenheit des Blutes zusammen, und diese wird bedingt durch Klima und Nahrung zunächst.

Melancholische und sanguinische Nationen stehen in dem Verhältniß eines mehr oder minder deutlich ausgesprochenen Gegensatzes und sind darum einander nicht sympathisch. Es mangelt an gegenseitigem Verständniß, und die Weltanschauung ist beiderseits eine andere. Aus diesem Grunde ist es verderblich, wenn sanguinische Völker von melancholischen unterjocht und beherrscht werden, wie das Verhältniß der Irländer und Engländer beweist.

Beschäftigung und gesellschaftliche Stellung sind von großem Einfluß auf die Gestaltung des Temperaments. Je nach der vorwiegenden Beschäftigung und den gesellschaftlichen Verhältnissen eines Volkes wird demnach auch das Temperament sich formen. Wir sehen das Temperament von Nationen, welche vorzugsweise Ackerbau treiben, bedeutend abweichen von dem Temperament der im Jammer der Fabrikation steckenden, mit dem Augenblick geizenden, an Ueberarbeitung, Nervosität, Blutmangel und Skrofelsucht leidenden Völker. Dort trägt das Temperament den Charakter der Gesundheit, hier jenen der Krankheit, Entartung.

Keineswegs ist es blos die Beschäftigung an sich, was bestimmend wirkt auf die Gestaltung des Temperaments; die Gesammtheit der Verhältnisse, unter denen die Arbeit ausgeübt wird, hat mindestens den gleichen gewichtvollen Einfluß. Es ist hier auf Nahrung, Wohnung, Luft, Licht und die ganze Leibespflege, auf Bildung, Erziehung und die ganze Seelenpflege, auf Achtung, Umgang und die ganzen gesellschaftlichen Beziehungen der Menschen hinzuweisen.

Je mehr naturgemäß die Lebensbedingungen, die persönliche und gesellschaftliche Lebensweise eines Volkes, desto naturgemäßer und auch glücklicher das Temperament. Je naturwidriger die Lebensbedingungen, die persönliche und gesellschaftliche Lebensweise eines Volkes, desto naturwidriger und auch unglücklicher das Temperament.

Mögen gewissenhafte Staatenlenker diese Wahrheit fest im Auge behalten!

Rußlands innere Zustände.

II.

Die Justiz.

1.

1) Die Gesetze.

Die ältesten Gesetze der Russen reichen bis in das 10. Jahrhundert zurück und stammen aus den Zeiten der Varäger (Russkaja pravda [Russisches Recht] von Jaroslavl), daher ihr skandinavischer Typus nicht wundern kann. Später gaben die moskauer Care Iván III. und Iván IV. einen Codex (Sudebnik) heraus, welcher für alle Theile des Reiches gleiche Gesetze bestimmte. Peter des Großen Vater, Car Aleksis, sammelte alle bestehenden Gesetze in ein Uložénije zakonóv, welches seither die Basis des russischen Gesetzwesens geblieben ist. Peter der Große und seine Nachfolger beschränkten sich darauf, je nach Bedarf oder Laune neue Gesetze dem Uloženije anzuhängen oder alte auszulöschen. Bei der wechselnden Laune der Caren und den beständig schwankenden Regierungssystemen wuchs die Zahl der neuen und widerrufenen Gesetze bald in das Unendliche und endete in einem schrecklichen Chaos. Katharina II., welche das Unleidliche eines solchen Zustandes wohl fühlte, dachte bereits 1767 an Erlaß eines neuen Codex, kam jedoch nicht dazu. Erst Nikolaus machte Ernst. Doch begnügte auch er sich mit einer halben Maßregel. Statt nämlich einfach einen neuen Codex zu erlassen, betraute er Speranski mit der Revision und Reorganisation der alten Gesetze. Auf diese Weise kam ein Sobránje zakonóv (Gesetzsammlung) zu Stande, 45 Quartbände umfassend und chronologisch geordnet. Daraus zog man über 60000 der wichtigsten Artikel in einen funfzehnbändigen Svod zakonóv zusammen, welcher 15000 Kapitel enthält und als der eigentliche Codex angesehen werden muß. Der Svod, aus dem Jahre 1857 stammend, 1876 neu verbessert und 1879 vermehrt, bildet jedoch noch immer kein Ganzes wie z. B. der Code Napoléon, sondern nach wie vor ein Chaos von sich oft widersprechenden Gesetzbestimmungen, sodaß es dem Richter leicht ist, sich den Richterspruch nach seinem Gutdünken zurechtzulegen. Er kann es in dieser Beziehung so machen wie jener Jesuit, welcher erst unumstößlich die Existenz Gottes bewies und dann ebenso unumstößlich den Beweis des Gegentheils führte. In Rußland führte natürlich

eine solche Gesetzconfusion zur Gewohnheit, den Richterspruch durch Bestechung zu beeinflussen.

Freilich darf man nicht außer Acht lassen, daß der Kaiser der oberste Gesetzgeber ist und ihm das Recht zusteht, gegen die Gesetze zu handeln, wenn es ihm so beliebt. Dies ist jedoch nur theoretisch beachtenswerth; in der Praxis kommt es, von politischen Processen abgesehen, fast niemals vor, daß sich der Kaiser um einen Richterspruch in Privatangelegenheiten kümmert oder ihn gar umstößt. Dennoch wäre es sehr an der Zeit, wenn der Kaiser dem unglaublichen Chaos der russischen Gesetzgebung durch Erlaß eines neuen einheitlichen Codex ein Ende machte.

2) Die Gerichte.

Nebst der Aufhebung der Leibeigenschaft bildet die Gerichtsreform das größte Verdienst der Regierung Alexander's II. Als er die Regierung antrat, befand sich das Gerichtswesen in der kläglichsten Lage. Die Richter verhandelten geheim, ohne Hinzuziehung des Angeklagten oder Vertheidigers, und gaben stets demjenigen recht, welcher sie am besten bestochen hatte. Das war öffentliches Geheimniß und niemand stieß sich mehr daran. Ja man bewunderte jenen Richter als ungewöhnlich ehrenhaft, welcher zwar von beiden Parteien Geld nahm, aber dennoch nur nach Recht urtheilte!

Um diesem Uebel abzuhelfen, hatte schon Katharina II. verfügt, daß die Bevölkerung selbst die Personen, die ihr das meiste Vertrauen einflößten, zu Richtern wählen solle. Auch dieses Mittel hatte nicht den gewünschten Erfolg, und man suchte der Unfähigkeit und Bestechlichkeit der Richter durch Vermehrung der Instanzen auf fünf bis sechs abzuhelfen. Aber auch dieses Mittel blieb nur ein Hemmschuh zur raschen Erledigung eines Processes und vermehrte die Kosten der Streitenden, welche jetzt um so viel mehr Instanzen zu bestechen hatten.

Alexander II. begriff die Nothwendigkeit, das alte Gerichtswesen gänzlich über den Haufen zu werfen und ein neues aufzubauen. Er setzte bald nach Aufhebung der Leibeigenschaft eine Commission ein, welche die ausländischen Gerichtsverhältnisse, speciell jene Englands und Frankreichs, studiren sollte. Im September 1862 genehmigte der Kaiser die Basis der neuen Gerichtsordnung, zwei Jahre später die Statuten selbst.

Die Gerichtsreform Alexander's II. bedeutet eine ungeheuere Revolution auf diesem Gebiete und einen immensen Fortschritt. Die richterliche Gewalt wurde dadurch von der administrativen getrennt, die Unabhängigkeit der Richter und Gerichte sowie die Gleichheit aller Unterthanen vor dem Gesetz ausgesprochen. Durch das mündliche und öffentliche Verfahren wurden die Gerichte jetzt unter die Controle des Publikums und der Presse gestellt und durch Einführung der Geschworenengerichte und Ernennung der Richter das Publikum selbst mit herangezogen.

Alle diese Reformen — für uns nichts Neues und bereits schon lange bestehend — waren für Rußland etwas Außerordentliches, wie sich schon aus der großen

Erbitterung der bis dahin bevorzugten Klassen und der Beamten schließen läßt, welche durch Einführung gerechter und anständiger Zustände sich beeinträchtigt sehen. Aber auch der Monarch konnte sich schwer in die neue Rolle hineinfinden und bedauerte vielleicht manchmal seinen freiwilligen Verzicht auf so kostbare Rechte des Despotismus. Daher dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir sehen, wie der Car öfters Versuche machte, sich durch Ausnahmsgesetze und Winkelzüge wieder in Besitz der freiwillig aufgegebenen Rechte zu setzen. Die Gerichtsreform hatte auch die Einsetzung eigener Richter zur Folge, denn bis dahin hatten einfach Beamte aus irgendeinem andern Ressort im Bedarfsfall die Richterstühle eingenommen. Das war natürlich den Beamten ein Dorn mehr im Auge.

Die Gerichte zerfallen in zwei voneinander ganz unabhängige Gattungen: Friedensgerichte für Kleinigkeiten und gewöhnliche Gerichte für größere Processe. Beide unterstehen dem Senat, welcher über die Befolgung der Gesetze zu wachen hat und den Cassationshof bildet.

3) Die Friedensgerichte.

Das russische Friedensgericht (mirovój sud) ist wol in seinen Grundzügen dem englischen, beziehungsweise amerikanischen, nachgebildet, in seinen Details aber von diesem wesentlich verschieden und eine der interessantesten Institutionen Rußlands. Während z. B. der englische Friedensrichter von der Königin ernannt und aus den Kreisen der wohlhabenden Gutsbesitzer gewählt wird, ist es in Rußland die Bevölkerung selbst, welche sich aus ihrer Mitte den Friedensrichter erwählt. Dies geschieht durch das Zemstvo, d. i. eine Art Landstände oder Provinzialversammlung, in welcher alle Bevölkerungsklassen vertreten sind und von dem wir in einem spätern Abschnitt noch näher sprechen werden. Friedensrichter kann jeder werden, welcher den von der Regierung vorgeschriebenen Bildungsgrad und Vermögensstand besitzt.

Es mag im Westen Verwunderung erregen, daß man im autokratischen Rußland weiter gegangen als im liberalen England, und die Krone sich selbst des Rechtes begeben hat, die Richter zu ernennen. Die Antwort hierauf findet man in der Einleitung zum Gesetz, durch welches die Friedensgerichte eingesetzt wurden. Es heißt da, der Friedensrichter habe zur Erfüllung seiner Aufgabe die Achtung und das Vertrauen der Bevölkerung in hohem Maße nöthig; die Zahl der Friedensrichter in dem ungeheuern Reiche sei eine so enorme, daß man befürchten müsse, bei Ernennungen durch die Krone der Intrigue und Protection Thür und Thor zu öffnen.

Diese Motivirung, diese Einsicht gereicht dem Car Alexander II. zu hoher Ehre.

Trotzdem läßt sich nicht leugnen, daß die kühne Lösung der Frage der Selbstgerichte (samosud) ein verwegenes Experiment war, um so mehr, als die damit in Amerika gemachten Erfahrungen gerade nicht verlockend genannt werden konnten. Um den dort herrschenden Uebelständen vorzubeugen, hat man in Rußland sich nicht an das amerikanische Vorbild gehalten. So z. B. ist die Wahl des Friedensrichters nicht blos der Bevölkerung des in seinen Wirkungskreis fallenden Districts

überlassen, sondern es wird zu ihr jene des ganzen Kreises herangezogen. Auch gehen die Wahlen nicht aus einem allgemeinen Scrutinium hervor, sondern geschehen durch das Zemstvo, in dem auch Leute sitzen, welche durch ihre Klasse nicht den Friedensgerichten unterstehen. Ferner hat der Gouverneur das Recht, über jeden zur Wahl vorgeschlagenen Candidaten seine Bemerkungen zu machen. Endlich muß die Liste der gewählten Richter dem Senat zur Bestätigung unterbreitet werden. Auf diese Weise hat man auch thatsächlich das Möglichste erreicht, die dem Samosud anhaftenden Uebelstände zu paralysiren.

Um die Wirkung der neuen Institution zu probiren, wurde sie vorerst nur in einigen Gouvernements eingeführt. Da sie sich jedoch gegenüber dem alten Gerichtswesen glänzend bewährte, wurde sie nach und nach fast über das ganze Reich ausgedehnt. Lange waren insbesondere die polnischen Provinzen davon ausgenommen, und zwar aus politischen Rücksichten. Doch hat man seit einigen Jahren begonnen, auch dort die Friedensgerichte einzuführen; die Ernennung fällt indeß nicht den Zemstvos zu, die es hier nicht gibt, sondern der Regierung selbst, welche fast durchgängig Russen und Orthodoxe anstellt, um Fraternisiren zu verhindern.

Im September 1879 erschien ein Ukáz, durch welchen den Gouverneuren das Recht eingeräumt wurde, dem Senat eine vertrauliche Information über den Charakter der gewählten Richter zu geben. Dadurch werden die Rechte des Zemstvo illusorisch, da es dem Gouverneur freisteht, durch Anschwärzung unliebsamer Persönlichkeiten deren Wahl rückgängig zu machen. Bisjetzt haben die Zemstvos vergeblich gegen diese Einschränkung ihrer Rechte protestirt.

Im allgemeinen haben sich die Friedensrichter unstreitig politisch parteiloser gezeigt als in unsern vom politischen Parteihaß zersetzten Ländern des Westens. Dies rührt aber wol hauptsächlich nur daher, daß es in Rußland überhaupt keine miteinander hadernden politischen Parteien gibt. In politischer Beziehung theilen sich eben die Russen blos in zwei Theile: Anhänger des Absolutismus und Unzufriedene. Letztere aber, von den Nihilisten abgesehen, hüten sich wol, ihre Unzufriedenheit zu zeigen. Im Herzen sind natürlich die Russen ebenso wie andere Völker conservativ, liberal, klerikal, republikanisch u. s. w.; aber ausgesprochene Parteien gibt es nicht, und so ist es auch den Friedensrichtern leicht, sich von politischem Parteigeiste freizuhalten.

Da aber nichts in dieser Welt vollkommen ist, so haben auch die russischen Friedensgerichte ihre Schattenseiten. Oft genug geräth der Friedensrichter seinen Wählern gegenüber in Abhängigkeit. Ferner darf man nicht übersehen, daß gerade die fähigsten und passendsten Persönlichkeiten häufig die Annahme der Wahl verweigern, weil ihnen die Ausübung der richterlichen Functionen lästig oder deren Bezahlung unzulänglich erscheint. Andererseits wieder drängen sich Leute zur Wahl, welche diese blos als Lückenbüßer gegen Langeweile oder um ihre spärlichen Einkünfte zu vermehren, oder als Mittel zum Aufsteigen im Staatsdienst benutzen.

Unter den Mitteln, welche man vorgeschlagen hat, den verschiedenen Uebelständen abzuhelfen, befindet sich auch eins, von dem man erwartet, es werde den

Functionären mehr Lust zu ihrem Ehrenamte geben. Den Vornehmern ist nämlich die dreijährige Amtswirksamkeit zu kurz, als daß sie sich mit dem nöthigen Eifer der Sache angenommen hätten. Man schlug daher eine Verdoppelung der Functionsdauer oder gar Unabsetzbarkeit der Richter vor. Dieses zieht aber den beträchtlichern Nachtheil nach sich, vielleicht dem District die Tyrannei eines unfähigen oder schlechten Richters aufzuerlegen. Es ist daher unserer Ansicht nach besser beim Alten zu bleiben, um so mehr, als ja die Zemstvos gewiß, schon in ihrem eigenen Interesse, jene Richter, mit denen sie zufrieden gewesen, nach der dreijährigen Amtsdauer wiedererwählen werden. Uebrigens ist bisjetzt an der dreijährigen Amtsdauer der Friedensrichter nichts geändert worden.

Die Friedensrichter zerfallen in zwei Kategorien: wirkliche (učastkovije mirovije sudi) und Ehrenrichter (počëtnije mirovije sudi). Die wirklichen Richter werden nach dem Gerichtsbezirk (učást, eigentlich „Theil") so benannt, in dem sie Recht zu sprechen haben. Die Ehrenrichter hingegen dürfen nur dann Recht sprechen, wenn sie von beiden Parteien darum angegangen werden, oder als Stellvertreter des wirklichen Richters — immer aber nur in Civilangelegenheiten. Zu Ehrenrichtern wählt man gewöhnlich die vornehmsten und einflußreichsten Leute des Bezirkes, also Großgrundbesitzer, hohe Beamte, Generale, Staatsräthe u. s. w. (activ oder im Ruhestand), kurz Leute von Ansehen. Da sie unbesoldet sind und man nicht gern einen Vornehmen zurücksetzt, ist ihre Zahl eine sehr große.

Einen eigentlichen Zweck können wir in dieser Institution nicht erblicken. Die meisten dieser Ehrenrichter residiren nur kurze Zeit auf ihren Gütern; man ist also ohnehin hauptsächlich auf die gewöhnlichen Richter angewiesen. Der einzige Vortheil besteht darin, daß die streitenden Parteien, wenn ihnen der wirkliche Richter kein Vertrauen einflößt, sich an einen Ehrenrichter wenden können, der sich dessen erfreut. Vielleicht ist aber der einzige Zweck dieser Institution nur der, dem Richterstand durch seine vornehmen Vertreter mehr Ansehen zu geben. Dieser Zweck wird aber so nur unvollständig erfüllt, denn die Vornehmen haben selten Lust, sich viel mit richterlichen Functionen zu befassen; bei der Wahl der wirklichen Richter ist man also doch wieder auf weniger Vornehme angewiesen.

Der wirkliche Richter ist meist den untern Beamtenklassen entnommen oder öfter noch gar kein Beamter, sondern ein kleinerer Grundbesitzer oder sonst eine, dem Mittelstand angehörige Persönlichkeit.

Durch die Gesetzesbestimmung, daß jeder Friedensrichter ein bestimmtes Vermögen und einen gewissen Bildungsgrad besitzen muß, wird aber die andere Gesetzesbestimmung, daß der Richter aus allen Gesellschaftsklassen genommen werden kann, eine ziemlich illusorische. Denn meist sind es doch nur die kleinern adeligen Grundbesitzer, welche zu Friedensrichtern erwählt werden. Dies trifft besonders bei den nur wenige Mitglieder starken Zemstvos zu, wo sich mitunter der Fall ereignen kann, daß 15 oder 20 Grundbesitzer eine ebenso große Zahl Richter zu erwählen haben. Theoretisch scheint dies ein großer Uebelstand, da dann das Richterthum gewissermaßen ausschließlich von einer bestimmten Klasse ausgeübt wird. Glücklicherweise zeigt aber die Praxis, daß die Richter selten für ihre eigenen Standesgenossen Partei nehmen. Im Gegentheil beklagen diese sich

oft genug, daß die Richter den Muzik zu sehr bevorzugen. Dieser sonderbare Umstand erklärt sich wol daraus, daß die Russen weder besondern Corpsgeist noch Kastenvorurtheile besitzen. Speciell der russische Adel ist weit von dem Dünkel des englischen und der hohlen Aufgeblasenheit des österreichischen entfernt. Es gereicht ihm dies um so mehr zur Ehre, als die meisten russischen Adeligen reicher sind als z. B. ein Dutzend österreichischer Grafen, welche durch bürgerliche Heirathen ihrem Blute und Geldbeutel aufzuhelfen suchen. Und da wir schon einmal den russischen Adel mit dem österreichischen in Vergleich gebracht haben, dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß auch in geistiger Beziehung sich nicht leicht ein größerer Unterschied denken läßt. Während nämlich der österreichische Adel meist an Beschränktheit und sklavischer Anhänglichkeit an die klerikalen und reactionären Ideen nichts zu wünschen übrigläßt, ist in Rußland der Adel der Bannerträger der freisinnigen Ideen und der Intelligenz. So seltsam es klingen mag, Rußland ist das einzige Land, dessen Adel demokratische Neigungen hat. Es mag dies von dem demokratischen Gefühl herrühren, welches allen Slawen im Blute steckt und sich am meisten bei den Südslawen erhalten hat. Einen slawischen Uradel hat es nicht gegeben, und die ersten der heutigen slawischen Adelsfamilien verdankten ihre Adelsbriefe ausländischen Herrschern.

Nach dieser Abschweifung, welche nöthig war, um den mit den russischen Verhältnissen unbekannten Leser über die Stellung des Adels und seine Beziehungen zum Beamtenthum aufzuklären, wird man sich nicht mehr wundern, wenn man erfährt, daß das Dominiren des Adels im Friedensrichterthum nicht jene übeln Folgen hat, welche es in den Ländern des Westens nach sich ziehen würde.

Wir haben oben schon bemerkt, daß das Gesetz vom Friedensrichter einen gewissen Grundbesitz verlangt. Das beanspruchte liegende Vermögen schwankt je nach der Lage des Bezirkes oder der Wichtigkeit des Ortes. Als Minimum gilt gewöhnlich der Besitz von 3—900 Desjatinen (330—1000 Hektar), was zwar in Deutschland viel wäre, in manchen Gegenden Rußlands jedoch einen unbedeutenden Werth repräsentirt. In Ermangelung von Grundbesitz muß der Friedensrichter auf dem Lande Baulichkeiten im Werthe von 15000, in den Hauptstädten von 6000, in den kleinern Städten von 3—5000 Rub. besitzen. Bei dem gedrückten Curse des Rubels sind das nur doppelt so viele Mark; die Ansprüche, welche man an den Friedensrichter stellt, sind also sehr bescheiden und nicht genügend, ihm finanzielle Unabhängigkeit zu sichern. Uebrigens ist im Gesetz bezüglich der Hypotheken nichts bemerkt, sodaß also ein Friedensrichter einen zwar nominell 15000 Rub. repräsentirenden, in Wirklichkeit jedoch ganz verschuldeten Grundbesitz haben kann. In dieser Beziehung hat das Gesetz somit einen großen Fehlschuß gethan, wenn es glaubte, mit diesen Bestimmungen die Unabhängigkeit des Richters zu sichern. Selbst von den Hypotheken abgesehen — kann denn jemand, welcher in dem theuern Petersburg ein 6000 Rub. repräsentirendes Haus besitzt, als so unabhängig und wohlgestellt betrachtet werden, daß er, wie das Gesetz offen durchblicken läßt, „gewissen Einflüssen und Versuchungen" zu widerstehen vermag?

Man könnte nun allerdings die Ansprüche bezüglich des Vermögensstandes der

Richter bedeutend vermehren, aber damit wäre nichts gewonnen — dann würde es an Candidaten mangeln. Denn die durch ihren Reichthum wirklich unabhängigen Großgrundbesitzer sind selten geneigt, sich durch Annahme der Wahl an die Residenz in einem langweiligen Orte und an noch langweiligere Functionen zu binden. Denn jetzt sind jene höchstens als Ehrenrichter zu haben; das Amt der wirklichen Richter befindet sich meist in den Händen der niedern Grundbesitzer, welche durch die Annahme desselben ihre bescheidenen Einkünfte zu vermehren suchen. Diese Richter wissen dann ihre öffentliche Thätigkeit mit ihrer privaten zu verbinden und lassen sich in der Ausübung ihres bürgerlichen Berufes durch ihr Richteramt nicht stören.

Das beste Mittel, den Richter unabhängig zu machen, wäre wol, ihn so gut zu bezahlen, daß er keinerlei „Versuchungen" ausgesetzt ist. Aber das ist sehr kostspielig, um so mehr, als der Staat schlauerweise den Zemstvos nebst der Ehre, die Richter zu erwählen, auch die Ehre, sie zu bezahlen, zugeschoben hat. Die Zemstvos nun, denen es zukommt, die Höhe der Gehalte zu bestimmen, lassen sich oft genug durch übel angebrachte Sparsamkeit verleiten, die Gehalte so kärglich zu bemessen, daß die Unabhängigkeit der Richter sehr in Frage gestellt wird. In den Hauptstädten freilich bekommt der Friedensrichter 4—5000 Rub., aber in den andern Städten und auf dem Lande sinkt diese Summe bis zu 1500 Rub., und kann man 2000 Rub. (4000 Mark) als Durchschnittsgehalt betrachten. Dafür muß jedoch der Richter alle Gerichtsauslagen bestreiten, als da sind: Local, dessen Einrichtung und Heizung, Schreiber, Diener u. s. w. Dadurch schrumpft der eigentliche Gehalt auf die Hälfte und oft noch weniger zusammen. Für diejenigen, welche mit dem Gericht zu thun haben, bringt dieser Uebelstand noch den Nachtheil mit sich, daß der Gerichtssaal mit der Wohnung des Richters wechselt und sie oft einen weiten Weg zu machen haben, wenn der Richter weitab vom Mittelpunkte seines Amtsbezirkes wohnt.

Was die zweite Gesetzesbedingung betrifft, von der wir früher gesprochen: Vorhandensein einer gewissen Bildung beim Richter, so sind die diesbezüglichen Bestimmungen auch nicht unanfechtbarer als jene bezüglich des Vermögens. Der Richter braucht weder Jurist zu sein, noch die Universität besucht zu haben. Es genügt, wenn er die mittlern Studien gemacht hat, welche unsern Gymnasien oder Realschulen entsprechen.

In Deutschland mag es vielleicht Verwunderung erregen, daß ein Richter kein Jurist zu sein braucht; man lasse jedoch nicht außer Auge, daß die russischen Friedensgerichte auf ähnlichen Grundideen basiren wie die Geschworenengerichte: Fällung des Urtheils nicht nach dem starren Wortlaut des todten Gesetzes, sondern nach dem jedem Menschen angeborenen Rechtsgefühle unter Berücksichtigung menschlicher Leidenschaften und menschlicher Logik. Der russische Friedensrichter soll seine Urtheile lediglich aus seinem eigenen Gefühl von Recht und Billigkeit schöpfen, und dazu bedarf er keiner Kenntniß der complicirten und oft spitzfindig rabulistischen Gesetzesparagraphen.

Außer diesem Grunde war es wahrscheinlich noch ein anderer, welcher die Regierung bewogen hat, von juristischen Ansprüchen abzusehen: die Russen sind,

im Gegensatze zu den Griechen alter und neuer Zeit*), keine Freunde vom Juristenthum und Processiren, und daher kann es nicht wundern, wenn Rußland verhältnißmäßig die wenigsten Juristen besitzt. Ihre Zahl genügt kaum, die gewöhnlichen Gerichte damit zu versorgen; für Friedensgerichte hätte man keine auftreiben können. Wenn das wirklich ein Fehler ist, so ist es einer, welcher täglich besser wird, und in einem halben Jahrhundert werden vielleicht auch alle Friedensgerichte mit Juristen besetzt sein.

Der Friedensrichter urtheilt über alle Civilangelegenheiten, in welchen es sich um nicht mehr als 500 Rub. handelt, und bei denen die Strafe ein Jahr Gefängniß oder 300 Rub. nicht übersteigt. Die beiden Streitenden können wol auch den Richter um sein Urtheil in Sachen angehen, welche eigentlich nicht in seine Competenz gehören; doch müssen sie sich in diesem Falle von vornherein seinem Ausspruche unterwerfen. Der Richter ist seinerseits verpflichtet, erst alles zu thun, die beiden Streitenden auszusöhnen und einen Vergleich herbeizuführen. Erst dann, wenn seine Bemühungen scheitern, darf er den Schiedsspruch fällen, und zwar hat er dabei mehr nach Recht und Billigkeit als nach dem Gesetz zu urtheilen, und besonders in manchen Fällen dem Gewohnheitsrecht Rechnung zu tragen.

Die Vortheile dieser Einrichtung sind einleuchtend. Da gibt es keine langwierigen und kostspieligen Förmlichkeiten. Jeder bringt seine Klage mündlich oder schriftlich vor und der Richter bestimmt sofort den Verhandlungstag. An diesem geht es ziemlich gemüthlich und patriarchalisch zu. Der Richter sitzt in seinen gewöhnlichen Kleidern und hat blos eine Medaille an vergoldeter Kette als Abzeichen umhängen. Die Verhandlung ist mündlich und öffentlich, alle Aussagen werden genau protokollirt und zum Schluß zur Begutachtung vorgelesen. Wird ein Eid nothwendig, so nimmt gewöhnlich der Pop denselben auf das Kreuz oder Evangelium ab und der Schwörende küßt beides.

Der Angeklagte kann sich entweder selbst vertheidigen oder durch einen andern vertheidigen lassen. Selten ist das aber ein Advocat; meistens treiben sich verunglückte Juristen, Gerichtsschreiber u. dgl. umher, welche den processirenden Bauern ihre Dienste anbieten und gewöhnlich den Proceß erst recht verwickeln und ungemüthlich machen. In der Regel aber begnügt man sich mit der persönlichen Vertheidigung.

Die Kürze und Einfachheit der Friedensgerichte hat den Bauern so imponirt, daß sie oft genug sich an diese wenden, statt an die Bauergerichte des Vólost (Amtsbezirk). Dadurch werden die Friedensrichter oft so sehr in Anspruch genommen, daß sie die Bauern abweisen müssen. Man erzählt sich, daß ein Mužik, der in solcher Weise vom Friedensrichter an sein Specialgericht gewiesen wurde, mit tragikomischer Verzweiflung ausgerufen habe: „Ach hört mir mit dem Vólostgericht auf! Außer einer tüchtigen Tracht Prügel ist von ihm nichts zu erlangen!"

Dergleichen mochte nun allerdings den guten Mužik um so mehr schmerzen, als die Aussprüche des Vólostgerichtes unumstößlich sind — also auch die Tracht Prügel,

*) Nirgends fand der Schreiber dieser Zeilen verhältnißmäßig so viele Advocaten und Juristen als in Griechenland. Das Sykophantenthum scheint also dort noch immer zu blühen.

während es bei den Friedensgerichten Appellation gibt, sofern es sich nicht um Klageansprüche unter 30 Rub. oder Straferkenntnisse von höchstens drei Tage Arrest oder 15 Rub. Geldbuße handelt. Nach dem neuen Project soll obige Summe auf 100 Rub. erhöht werden, um die Zahl der Appellationen zu vermindern, doch ist bisjetzt noch keine Entscheidung getroffen.

Man appellirt aber nicht etwa an das gewöhnliche Gericht, sondern an die monatlich stattfindende Versammlung aller Friedensrichter des Districts (mirovije sijezdij). Das ist auch eine russische Eigenthümlichkeit. Einmal monatlich versammeln sich alle Friedensrichter im Hauptort des Districts auf zwei bis drei Tage und geben ihr Urtheil in zweiter Instanz ab. Mindestens drei Richter müssen anwesend sein, und der Richter, dessen Ausspruch angefochten wurde, darf dabei nicht zugegen sein. Die Verhandlungen sind öffentlich und können die Plaidoyers wieder aufgenommen werden. Ein von der Regierung ernannter Procurator gibt seine Meinung über Criminal- und gewisse Civilangelegenheiten ab. Diese Assisen können nun sowol die Urtheile des Richters umstoßen oder wegen anderer Umstände cassiren und einen andern Richter mit der Aufnahme des Processes betrauen. Die Entscheidung der Assisen kann nochmals angefochten und dem Senat zur Cassation überwiesen werden. Cassirt dieser das Urtheil, so haben die Assisen eines Nachbarbezirkes die Angelegenheit abzuurtheilen.

Diese Einrichtungen sind unzweifelhaft einfach und wenig kostspielig, aber es haben sich schon viele Stimmen dagegen ausgesprochen. Einerseits finden sich oft genug die Richter aus Bequemlichkeit bei den Assisen nicht ein, und andererseits erscheint es immer bedenklich, daß die Richter erster Instanz auch die zweite besorgen (wenn auch mit verschobener Stellung). Man kann da nicht verhindern, daß eine Hand die andere wäscht und die Richter gegen ihren Collegen um so nachsichtiger sind, als dieser selbst bei nächster Gelegenheit seinerseits wieder über sie mitzuurtheilen haben wird. Freilich können auch die Ehrenrichter in die Assisen eintreten, aber sie sind meistens zu bequem, um von diesem Rechte Gebrauch zu machen. Außerdem ist auch der gänzliche Mangel von Juristen bei den Assisen gewiß sehr nachtheilig.

Wenn wir aber alles zusammenfassen und genau erwägen und die Thatsache in Betracht ziehen, daß keine menschliche Institution vollkommen sein kann, so müssen wir doch erkennen, daß die russischen Friedensgerichte, mindestens für Rußland, eine treffliche und wohlthätige Einrichtung sind. Daß nicht alle Friedensrichter ihrer Aufgabe gewachsen sind, kann bei ihrer enormen Zahl nicht wundern, und Krotkov's Humoreske „Pyrkin und Čepyrkin" liest sich zwar recht ergötzlich, bietet uns aber doch nur Caricaturen. Man urtheile selbst: Pyrkin ist einer der cholerischsten Richter, dessen Mund nur Flüche und Drohungen entschlüpfen, der Schrecken der Plaidirenden und Advocaten. Bei dem geringsten Widerspruch verurtheilt er die verdutzten Bauern zu vielen Jahren Kerkerhaft, zu einigen hundert Knutenhieben, zu Verschickung nach Sibirien u. dgl.: Strafen, welche zu dictiren er gar nicht berechtigt ist. Der Schreiber, an dergleichen Auftritte gewöhnt, verzieht keine Miene, denkt gar nicht daran, den Unsinn des Richters zu protokolliren, und wartet, bis dieser sich zu einer vernünftigen Strafe herbeiläßt.

Čepyrkin dagegen ist gerade das Gegentheil. Er ist das personificirte Versöhnungsprincip und betrachtet es als sein Ideal, sowol Kläger als Geklagten vollkommen zufrieden zu stellen. Ehe er über sich die „Schande" einer Appellation ergehen läßt, ersetzt er lieber selbst dem Geklagten die Strafe, zu der er ihn dem Kläger zu Liebe verurtheilen mußte. Gelingt es ihm trotz aller pecuniärer Opfer nicht, beide Theile vollkommen zufrieden zu stellen, so geräth er in die größte Verzweiflung, erklärt sich krank und vertagt die Verhandlung zum Entsetzen der Streitenden, welche aus weiter Ferne hergekommen sind.

4) Gewöhnliche Gerichte.

Bei den eigenthümlichen Erscheinungen, welche die russischen Friedensgerichte bieten, konnten wir nicht umhin, ihr Wesen, Einrichtung, Wirksamkeit u. s. w. ausführlicher zu beschreiben. Bezüglich der gewöhnlichen Gerichte können wir uns weit kürzer fassen, denn diese unterscheiden sich wenig von jenen des Westens. Im allgemeinen sind sie dem französischen System nachgeahmt. Die Gerichte der ersten Instanz heißen Kreisgerichte (okrugnije sudij). Man darf aber nicht glauben, daß sich ihre Wirksamkeit blos auf einen Kreis (okrug) beschränkt. In Rußland sind die Gerichte verhältnißmäßig sehr wenig zahlreich, und oft umfaßt ein Gerichtssprengel fünf und mehr Districte. Noch spärlicher ist natürlich die Zahl der Appellationsgerichte (sudebnija palatij), von denen manche einen Sprengel von der Größe Deutschlands besitzen. Ihre Sitze sind: Petersburg, Moskau, Smolensk, Vilna, Kijev, Harkov, Odessa, Sarátov, Kazán. (Hier wie überall, wo nicht ausdrücklich das Gegentheil bemerkt ist, haben wir lediglich das eigentliche europäische Rußland in Betracht; das asiatische sowie die eine Sonderstellung einnehmenden Provinzen Kaukasien, Polen, Ostseeprovinzen und Finland fallen nicht in den Rahmen dieser Mittheilungen.) Im Durchschnitt entfallen auf jedes Appellgericht 6—7 Kreisgerichte, deren es im ganzen 60 gibt.

Das Kreisgericht setzt sich aus drei Richtern zusammen, von denen einer als Präsident fungirt. Es urtheilt über Civil- und Criminalprocesse: im erstern Falle unter Hinzuziehung der Geschworenen und ohne Appellation, im letztern Falle blos auf Weisung des Appellgerichtes und mit Appellation an dieses.

Als Cassationshof dient wie bei den Friedensgerichten der Senat. Sein Votum entscheidet über die Legalität der Urtheile und die Correctheit des Proceßverfahrens, ohne indeß in der Sache selbst quasi als letzte Instanz zu entscheiden. Das ist jedenfalls ein Nachtheil.

Der Senat, der „verwaltende" zubenannt (praviteljstvujušči senat), ist aber nicht blos Cassationshof; wie schon sein Beiwort zeigt, liegen ihm noch andere Functionen ob. Wenngleich lange nicht mehr das, was er unter Peter dem Großen gewesen, sind ihm doch noch verschiedene Aufgaben geblieben. Außer Cassationshof ist er noch Rechnungshof, Verwaltungsgericht, Obergerichtshof für politische und Staatsverbrechen und besitzt auch eine heraldische Abtheilung.

Die Cassationsabtheilung, welche uns allein hier beschäftigt, besteht aus einer Section für Criminalfälle und einer für Civilprocesse. Bei jeder findet sich ein

Staatsanwalt oder Generalprocurator. Berücksichtigt man den ungeheuern Umfang des Reiches (vierzigmal größer als Deutschland, mit einer Bevölkerung von mehr als 102 Millionen!), so läßt sich wol begreifen, daß der Senat die Fülle von Material nicht bewältigen kann, welche alljährlich bei ihm zusammenströmt. So blieben in einem Jahre 16000 Bündel blos in der criminellen Section unerledigt! Dazu kommt noch, daß die Cassationsgesuche ziemlich kostspielig sind. Jedes derselben muß (in Civilangelegenheiten) von einem Depot von 70 Rub. begleitet sein, welches verfällt, wenn das Ansuchen verworfen wird. Um diesen Uebelständen abzuhelfen, hat man sich in den letzten Jahren wiederholt genöthigt gesehen, das Personal und die Kammern des Cassationshofes zu vermehren.

Wir haben gesehen, daß die Friedensrichter aus den Wahlen der Zemstvos hervorgehen. Bei den gewöhnlichen Richtern ist dies nicht der Fall. Hier hat jedes Gericht das Recht, Candidaten für die erledigten Richterstellen vorzuschlagen, und die Krone ist es, welche die Entscheidung trifft. Dieses Recht, der Krone Candidaten vorzuschlagen, ist aber kein uneingeschränktes. Der Senat z. B. ist ganz davon ausgenommen und trifft hier der Kaiser nach eigenem Ermessen seine Wahl. Ausgeschlossen sind ferner die Präsidenten und Vicepräsidenten der Appell- und Kreisgerichte, und selbst das Vorschlagen von Candidaten für die gewöhnlichen Richterposten ist eingeschränkt. Der Vorschlag darf nämlich nur mit Genehmigung des Staatsanwaltes (Procurators) erfolgen und dieser ist natürlich blos ein Werkzeug der Regierung, sodaß also die Unabhängigkeit der Richter ganz illusorisch wird. Damit darüber durchaus kein Zweifel bestehe, bestimmt das Gesetz noch, daß der Minister sich gar nicht an die vorgeschlagenen Candidaten zu halten braucht. Er kann sie ohne Motivirung ignoriren und selbst andere Candidaten aufstellen, welche natürlich mehr Aussicht haben, vom Kaiser genehmigt zu werden, als jene der Gerichte.

Um auch nach geschehener Wahl den Richter in der Hand zu behalten, hat die Regierung eine schlaue Bestimmung getroffen. Das Gesetz von 1864 sichert wol jedem Richter die zu seiner Unabhängigkeit unumgängliche Unabsetzbarkeit zu, Vergehen und Verbrechen natürlich ausgenommen, nicht aber seine Unversetzbarkeit, und damit hält die Regierung den Richter immer in Abhängigkeit von sich. Will er sich nicht ihren Weisungen und Winken fügen, so sucht sie ihn entweder durch Versetzung auf einen fettern Posten zu ködern, oder sie droht ihm mit Versetzung an irgendeinen Punkt des Reiches, z. B. an die unwirthlichen Küsten des Eismeeres oder in die schrecklichen Steppen der Kirgisen u. s. w.

Der Staatsanwalt (Procurator), welcher jedem Gericht beigegeben ist, kann füglich blos als Privatagent des Ministeriums angesehen werden; man darf dabei nicht an unsere Staatsanwälte denken, welche blos öffentliche Ankläger sind. Früher schon verstand es die russische Staatsanwaltschaft, sich einen Ruf zu verschaffen, welcher jenem der Dritten Abtheilung wenig nachgab. Im Jahre 1864 wurde ihr Wirkungskreis wol beschränkt, ihr unseliger Einfluß gehemmt, aber während der letzten Regierungsjahre Alexander's II., welche bekanntlich höchst reactionär waren, erhielt die Staatsanwaltschaft ihre frühere Bedeutung beinahe in demselben Umfang wieder.

Der russische Staatsanwalt macht gewöhnlich gute Carrière. Die höchsten Stellen der Justiz stehen ihm offen. Da die Gerichtspräsidenten meist der Staatsanwaltschaft entnommen werden und diese die Drahtpuppe der Regierung ist, begreift man, daß die russischen Präsidenten meist einseitig sind, in dem Angeklagten immer den Schuldigen sehen und ebenso ungerecht wie abhängig sind.

Schon bei Besprechung der Friedensgerichte haben wir auf den großen Mangel an Juristen in Rußland hingewiesen. Diesem Mangel entspricht auch der Umstand, daß viele der Präsidenten und Staatsanwälte keine Rechtsstudien gemacht haben und nur durch Protection emporgekommen sind. Früher betrug die Zahl der Nichtjuristen ein Fünftel, jetzt noch nahezu ein Zehntel aller Richter. Doch bessert sich dieses Verhältniß beständig, da jetzt niemand mehr zu den Gerichten zugelassen wird, der nicht sein Jus absolvirt hat.

Man wird sich vielleicht wundern, wie es komme, daß in Rußland ein so großer Mangel an Juristen herrscht. Die Zahl der Jus studirenden Jugend ist nicht so gering; aber in Rußland genügt der Besitz eines Doctordiploms nicht, um auf Anstellung bei den Gerichten rechnen zu können. Die Regierung hegt nämlich gegen die Universitäten, als Pflanzschulen der Aufklärung, eine gewisse Abneigung und leicht erklärliches Mistrauen. Die nihilistischen Ansichten der Studenten sind ihr wohl bekannt, und daher sieht sie wohl darauf, daß nur verläßliche, „gutgesinnte“ Juristen bei den Gerichten aufgenommen werden. Ein Freisinniger, dessen Charakter ihm keine Verstellung erlaubt, wird daher schwerlich den Richterberuf ergreifen, da er keine Aussicht hätte, vor den Augen der Regierung Gnade zu finden. Einem solchen bleibt nur übrig, Advocat zu werden. In letzterer Zeit hat daher auch die Advocatur starken Zulauf erhalten.

Vor 1864 gab es in Rußland statt der Advocaten blos officiell bestellte Ignoranten, welche sich unter andern auch mit der sogenannten „Vertheidigung“ befaßten und „strjapčij“ hießen. Seither gibt es jedoch eigentliche Advocaten wie bei uns.

Seltsam muß es uns erscheinen, daß der Vertheidiger bei den Gerichten kein Advocat zu sein braucht. Jedermann, dessen Moral tadellos ist und der das Vertrauen seines Clienten besitzt, kann den Angeklagten vertheidigen, wenn er gewisse Formalitäten erfüllt. Er braucht sich nur dem Gericht vorzustellen und um ein Certificat anzusuchen. Zweifelt das Gericht an seiner Fähigkeit — es haben sich nämlich schon Unteroffiziere, Commis u. dgl. als Vertheidiger angeboten! — so kann es ihn einem Befähigungsexamen unterwerfen und für untauglich erklären. Dagegen gibt es jedoch Appellation und eventuell Cassation.

Anfangs wollte jede verunglückte Existenz sich auf die Vertheidigung werfen, um so mehr, als das Gesetz kein Alter, Stand oder Geschlecht ausnahm. Als sich auch Weiber an das Barreau herandrängten, untersagte der Minister deren Verwendung als Vertheidiger, nahm jedoch später das Verbot zurück. Trotzdem fungiren bisher blos bei den Friedensgerichten weibliche Vertheidiger, weil die gewöhnlichen Gerichte ihnen die Vertheidigung nicht gestatten wollen und auch die Advocatenkammer sie hartnäckig zurückweist.

Die eigentlichen Advocaten heißen „beeidete Bevollmächtigte“ (prisjážnije

povjerénnije) und entsprechen den unserigen in Ausbildung und Unterstellung unter die Advocatenkammer. Letztere entscheidet auch über die Aufnahme unter die Zahl der Advocaten, und zwar kann sie den Betreffenden, welcher fünf Jahre in Advocaturkanzleien beschäftigt gewesen sein muß, einem Befähigungsexamen unterwerfen.

Die Hoffnung, sich bald zu bereichern, hat ebenfalls dazu beigetragen, den Zulauf zur Advocatur zu steigern. Dadurch war es nicht immer möglich, den Advocatenstand von unlautern Elementen freizuhalten, und wiederholt kamen Advocaten in strafgerichtliche Untersuchung wegen Fälschung, Unterschleif u. dgl. Auch ist es sehr zu beklagen, daß der russische Advocatenstand eine immer größere Aehnlichkeit mit dem jüdischen Maklerstand annimmt. Viele Advocaten haben weder Tarif noch feste Preise, sondern handeln mit dem Clienten im voraus, wobei dessen Stellung, Lage und Reichthum allein die Expensen bestimmen. Bemerkenswerth ist dabei noch, daß meistens zweierlei Summen bestimmt werden: eine für den Fall, der Proceß werde gewonnen, eine andere für den Fall des Verlustes. Bei Criminalprocessen zahlt der Client desto mehr, je schwerer er compromittirt ist; bei Civilprocessen bedingt sich der Advocat von der gewonnenen Summe eine Tantième von 5—20 Proc. und mehr, je nach den vorhandenen Aussichten. Daher kann es nicht wundern, daß sich die berühmtern Advocaten zu Millionären aufgeschwungen haben und von der Gesellschaft gehätschelt werden.

Trotzdem zeigt sich die Regierung den Advocaten abgeneigt. Während z. B. in England gerade die besten Advocaten auf den höchsten Richterstühlen sitzen, finden sich in Rußland höchstens bei untergeordneten Gerichten Advocaten auf dem Richterstuhl, und selbst diesen ist der Eintritt in den Richterstand erst nach zehnjähriger Praxis gestattet. Dieser Widerwille der Regierung gegen die Advocaten mag nicht in letzter Linie daher rühren, daß sich dieselben im jüngsten Jahrzehnt bei den öffentlichen Vertheidigungen einer staunenswerth freien und kühnen Sprache bedienten, welche man bis dahin in Rußland nicht gehört hatte. Dies gilt besonders von den politischen Processen, und haben sich einige Vertheidiger, z. B. Spasović, Aleksandrov u. a., durch ihre bewundernswerthe Kühnheit weithin bekannt gemacht. Freilich mußten manche ihre Freimüthigkeit schwer büßen, z. B. Nečajev's Vertheidiger, welcher von der Polizei in eine kleine Provinzialstadt verbannt wurde; um so mehr müssen wir aber jene Advocaten achten und schätzen, welche sich trotzdem nicht abschrecken ließen, über die innern Zustände Rußlands Worte auszusprechen, welche auf die Regierung wie eine Douche geschmolzenen Bleis wirken mußten. Wir werden später sehen, wie sich diese dafür gerächt.

5) Die Schwurgerichte.

Wie Rußland in seiner Natur das Land der Contraste ist, in dem sich ewiges Eis und ewige Wüstenhitze vorfinden, so auch in seiner Bevölkerung und in seinen Einrichtungen. Während es in so vielen Dingen hinter dem Westen nachhinkt, hat es in andern wieder ihn weit überflügelt. Wir werden dies besonders in einem spätern Abschnitt bei Schilderung der originellen socialen Einrichtungen Rußlands sehen.

Auch mit Einführung der Schwurgerichte hat Rußland manchen seiner westlichen Nachbarn (z. B. Oesterreich, Spanien, ja sogar die aufgeklärten skandinavischen Staaten und Holland) überholt. Mit der umwälzenden Gerichtsreform von 1864 gelangten nämlich auch die Schwurgerichte zur Einführung.

Den greulichen Zustand der Criminaljustiz Rußlands vor Einführung der Schwurgerichte werden wir in dem Abschnitt „Criminaljustiz" kennen lernen, und dann werden wir begreifen, daß die Einführung der Schwurgerichte selbst in Erwägung aller daran haftenden oder ihnen folgenden Uebelstände immerhin eine gewaltige Besserung der Verhältnisse bedeutet.

Wir haben hier eben von Uebelständen gesprochen, welche die Schwurgerichte mit sich brachten. In der That muß selbst der Liberalste und Volksthümlichste gestehen, daß die russischen Schwurgerichte deren viel mehr aufwiesen und noch aufweisen als jene des Westens. Die Wurzel dieses Uebels liegt in der tiefstehenden Bildung der großen Mehrheit des russischen Volkes. Besonders fühlbar machte sich dieser Nachtheil bei Einführung der Schwurgerichte, als kaum ein paar Jahre seit Aufhebung der Leibeigenschaft verstrichen waren, durch welche die Hälfte der Bevölkerung erst als Menschen anerkannt ward.

Wir wollen jetzt dem Leser die Schwierigkeiten vor Augen bringen, auf welche die Schwurgerichte wegen der großen Unwissenheit der Landbevölkerung stießen.

Die Schwurgerichte Rußlands urtheilen blos in Criminalprocessen; dadurch unterscheiden sie sich von den englischen, welche auch in Civilprocessen functioniren.

Bei Einführung der Schwurgerichte entstand die Frage: ob man die Geschworenen aus allen Klassen der Bevölkerung zusammensetzen, oder ob man die Angeklagten nur durch Geschworene ihrer eigenen und der höher stehenden Klassen aburtheilen lassen sollte. Letzteres hätte den Vortheil gebracht, daß die Geschworenen besser im Stande gewesen wären, das Denken und Handeln des Angeklagten zu begreifen und sich in seine Lage hineinzudenken. Alexander II. zog aber ersteres vor, da er die Absicht hatte, die bis dahin scharf geschiedenen Gesellschaftsklassen miteinander zu verschmelzen und besonders die Erinnerung an die Leibeigenschaftsverhältnisse zu verwischen. Er wünschte daher, daß auf der Geschworenenbank Edelmann und Bauer, Kaufmann und Handwerker brüderlich und kameradschaftlich nebeneinandersitzen und mitsammen berathen sollten.

Diese den Kaiser ehrende demokratische Idee sah sich aber in der Theorie schöner an, als sie sich in der Praxis durchführen ließ. So heterogene Mitglieder des Schwurgerichts konnten doch schwer ihre oft weit auseinandergehenden Ansichten in Einklang bringen. Zudem war bei dem Ueberwiegen der an Bildung tief stehenden Landbevölkerung über das gebildete Element zu befürchten, daß auch in den Juries das ungebildete überwiegen werde.

Um dem vorzubeugen, knüpfte die Regierung an die Auslosung der Geschworenen verschiedene Bedingungen. Jeder Geschworene (prisjážniji zasjedátelj) muß ein bestimmtes Vermögen aufweisen können, und zwar entweder mindestens 100 Dessjatinen (109 Hektar) Grundbesitz, oder Baulichkeiten von mindestens 2000 Rub. Werth in den beiden Hauptstädten, von 1000 Rub. Werth in den Gouvernementsstädten, von 500 Rub. Werth in den übrigen Orten, oder ein Ein-

kommen von mindestens 500 Rub. in den Hauptstädten und von 200 Rub. in den übrigen Orten.

Diese Anforderungen sind, wie man sieht, so bescheiden, daß die Zahl der wegen Armuth ausgeschlossenen Leute nur eine verhältnißmäßig kleine sein kann. Uebrigens ist auch Reichthum kein Beweis von Bildung, besonders in Rußland, wo Leute, die kaum lesen und schreiben können, oft über ein Vermögen von vielen Millionen verfügen.*) Man hat daher noch Folgendes ausgedacht. Alle Leute, welche das gesetzliche Alter haben, unbescholten sind und den oben angeführten Vermögensbedingungen entsprechen, werden auf die „allgemeine“ Geschworenenliste (obščiji spisok) gesetzt, aus welcher jene Personen, welche man ihrer geistigen Fähigkeiten und Stellung halber zu Geschworenen geeignet befindet, in eine weitere Liste (očerednjiji spisok) übertragen werden. Die Auswahl der Namen,. resp. die Entscheidung über die Zulässigkeit der Betreffenden zur Jury, liegt einer Commission jenes Districtzemstvo ob, welche schon die Friedensrichter zu wählen hat. In jenen Gegenden des Westens, welche der Zemstvos entbehren, treffen Specialcommissionen, zusammengesetzt aus Friedensrichtern und Polizeibeamten, jene Auswahl. Die Revision jener Listen fällt einer Provinzialcommission zu, welche ohne Motivirung jeden Namen aus der Liste streichen kann. Die Zahl der jüdischen Geschworenen darf nicht das Verhältniß der Juden zur übrigen Bevölkerung übersteigen, und niemals darf ein Jude Obmann der Geschworenen sein. Diese scheinbar illiberale Bestimmung ist wohlbegründet, da die Mehrzahl der russischen und polnischen Juden von Ehre und Charakter keinen Begriff hat und für Geld zu allem zu haben ist.**)

Trotz der scheinbar genauen Auswahl, welche unter den zu Geschworenen bestimmten Leuten getroffen wird, sind die Listen doch nicht immer entsprechend. Es kann auch nicht anders sein, wenn man die ausnehmend große Zahl meistens unbekannter Namen in Erwägung zieht, welche auf der „allgemeinen Liste“ stehen. Die große Mühe, welche das Aussondern verursacht, könnte man sich wohl ersparen, wenn man es der Staatsanwaltschaft und dem Vertheidiger überließe, aus der Zahl der vorgeschlagenen Geschworenen eine größere Anzahl zu verwerfen. Nach dem Gesetz dürfen nämlich von 36 vorgeschlagenen Geschworenen nur 12 verworfen werden, und zwar je 6 vom Staatsanwalt und vom Vertheidiger. Verwirft ersterer weniger als 6 Namen, wie dies oft genug geschieht, so hat der Vertheidiger das Recht, noch weitere Namen zu verwerfen. Auf diese Weise kann er, wenn er geschickt ist, sich eine ihm passende Jury zusammenstellen.

Die russische Regierung hat aber noch andere Maßregeln getroffen, um zu verhindern, daß in der Jury irgendeine Klasse auf Kosten der andern sich breit mache. Einerseits setzte sie alle Staatsdiener in erster Reihe auf die Liste der Geschworenen, mit Ausnahme der fünf ersten Klassen der Beamtenrangliste, der

*) Verfasser sah in Rußland einen Holzhändler, welcher nur nothdürftig lesen und schreiben konnte und 30 Mill. Rub. besaß.

**) Daher werden auch in Polen die Geschworenen von der Regierung ernannt, welche meist entlassene, resp. pensionirte Beamte und Offiziere dazu erwählt.

Polizei, Justiz, Armee und des Klerus; andererseits auch die Bauernrichter, Dorfältesten (stárost, staršiná, starjéjšina) und sonstige von der Landbevölkerung zu wählende Vorgesetzte.

Danach können wir uns nicht wundern, wenn wir auf der Geschworenenbank hoch und nieder, arm und reich, vornehm und gering, gebildet und unwissend nebeneinander sitzen sehen.

Man mag vielleicht die Anwesenheit einfacher, unwissender Bauern unter den Geschworenen mistrauisch ansehen; viele Russen aber halten auf den Mužik große Stücke und versprechen sich von seiner einfachen Bescheidenheit und Arglosigkeit eine unparteiischere und unbefangenere Auffassung der Processe, als von der Sophisterei und der Voreingenommenheit der Gebildeten.

Bis zu einem gewissen Grade haben auch die Vertheidiger der Mužiks recht. Man darf aber doch nicht außer Acht lassen, daß der Mužik von manchen Dingen und deren Moralität eine andere Auffassung hat als der Gebildete, und daß er gewöhnlich nicht einmal lesen und schreiben kann. Es ist schon vorgekommen, daß der Mužikgeschworene nur lachte und einen köstlichen Eulenspiegelstreich in einer genial inscenirten Hochstapelei sah*); oder daß er einen „armen Teufel" von Mörder freisprach, weil dessen Advocat es verstanden, irgendeine empfindliche Saite im Herzen des Mužik anzuschlagen; oder daß er einen Dieb für unschuldig erklärte, blos weil dessen Arm seiner Familie bei der Ernte fehlen würde.

Nun könnte man allerdings ein Gesetz erlassen, welches dem Geschworenen eine gewisse Schulbildung zur Pflicht macht. Bei dem Umstande jedoch, daß die Schulbildung bei dem russischen Landvolke so ziemlich alles zu wünschen übrigläßt, würde man dann Gefahr laufen, daß gerade die Mehrheit der Bevölkerung von der Theilnahme an der Jury ausgeschlossen bliebe. Immerhin thäte es jedoch dringend noth, zu verhindern, daß sich Juries oft ganz aus Mužiks zusammensetzen; denn dann ist häufig der einzige Obmann ein Gebildeter, und dem fällt es natürlich nicht schwer, kraft seiner geistigen Ueberlegenheit den gutmüthigen Mužiks sein eigenes Urtheil aufzuoctroyiren. In dieser Beziehung ist es gut, daß die Regierung sich vor einigen Jahren mit der Frage beschäftigt hat, ob nicht bei der Zusammensetzung der Jury darauf zu sehen sei, daß das gebildete Element in ihr stets würdig vertreten werde. Leider braucht in Rußland alles lange, um zu reifen, daher ist bisjetzt noch nichts Näheres darüber bestimmt worden.

Bisher haben die Schwurgerichte oft einen traurigen Anblick geboten. Es ist vorgekommen, daß sich die armen, plötzlich ihrer Arbeit entrissenen Bauern in den Zwischenpausen der Verhandlungen damit beschäftigt haben, sich ihren Lebensunterhalt auf unehrliche Weise zu verdienen: sei es, daß sie ihr günstiges Votum dem reichen Angeklagten verkauften, oder Gelegenheitsdiebstähle vollführten, oder vor den Thoren des Gerichts die Passanten anbettelten.

Um solchem Jammer abzuhelfen, brachte man in Vorschlag, die ärmern Ge-

*) In dieser Beziehung ist das Wort „Eulenspiegelstreich" besonders glücklich gewählt, denn manche von Eulenspiegel's Thaten, die das Volksbuch mit sichtlichem Wohlbehagen erzählt, sind gemeine Betrügereien und Schwindeleien.

schworenen zu entschädigen; aber der Senat verwarf das Project, woran er, unserer Meinung nach, sehr unrecht gethan hat.

Das Ueberwiegen der Bauern in den Juries drückt diesen ein eigenthümliches Gepräge auf und erklärt viele unbegreifliche Entscheidungen. Sie gehen mit manchem Schwindler glimpflich um — weil ihnen seine Streiche drollig erscheinen. Sie sind gegen einen Gewaltthätigen nachsichtig, weil sie vielleicht an derartige Scenen von ihrem Dorfe her gewöhnt sind. Sie sind vielleicht gegen Brandleger unverhältnißmäßig streng, weil in ihrem Dorfe auch schon einmal ein solcher Fall vorkam. Sie gehen mit einem Religionsstörer strenger zu Gericht, weil sie insgesammt bigot erzogen sind, und einen Freigeist, welcher ein Ikon (Heiligenbild) mit dem Fuße tritt, für einen schwerern Verbrecher ansehen als einen Dieb oder Betrüger.

Und weil wir gerade von den Auswüchsen der Schwurgerichte sprechen, so wollen wir gleich nach russischen Zeitungen einige charakteristische Anekdoten betreffs derselben erzählen. Da soll einmal eine Bauernjury den Schiedsspruch gefällt haben: „Unschuldig, mit Zulassung mildernder Umstände." Eine andere habe einen Mörder freigesprochen, obschon er der That geständig war, weil durch seine Verurtheilung seine Mutter dem Verhungern preisgegeben worden wäre. Eine Mörderin wurde freigesprochen, weil die einfältigen Geschworenen überzeugt waren, die Ermordete sei eine Hexe gewesen, welche über ihre Felder Hagel gesandt habe. Wieder eine andere Jury sprach während der Charwoche alle Angeklagten frei, „weil es zu dieser Zeit dem guten Christen gezieme, seinen Feinden zu vergeben, wie dies Christus am Kreuze that". Eine andere Jury, welche sich über den Schiedsspruch nicht einigen konnte, zog über „Schuldig" oder „Nichtschuldig" das Los. Die köstlichste Geschichte ist aber folgende.

Ein armer Muzik war des Diebstahls angeklagt und geständig. Durch seine Verurtheilung hätte jedoch seine Familie den Ernährer verloren. Lange kämpften daher die guten Geschworenen mit sich selbst, ob sie der Gerechtigkeit oder der Menschlichkeit gemäß urtheilen sollten. Und da sie mit ihrem Gewissen nicht einig werden konnten, nahmen sie in ihrer Verlegenheit — reißaus durch das Fenster! Als nach langer Zeit der Richter den Berathungssaal öffnen ließ, um nachzusehen, weshalb denn die Geschworenen sich nicht sehen ließen, fand er nur ein leeres Zimmer mit offen stehenden Fenstern vor.

Was will man aber über die ländlichen Geschworenen sagen, wenn selbst in der Hauptstadt die unglaublichsten Urtheile gefällt werden. So z. B. sprach man 1880 einen Briefträger frei, welcher seit Jahren die üble Gewohnheit hatte, zur Erleichterung seines Berufes die Hälfte seiner abzuliefernden Briefe — in die Newa zu werfen, und ebenso einen Postbeamten, welcher Geldbriefe unterschlagen hatte.

Die Ursachen solcher Schiedssprüche sind meistens zweifach: einerseits ist man in Rußland gewohnt, in allen Angeklagten schuldlose Verfolgte oder Opfer der Polizeiwillkür zu sehen, weil dies in früherer Zeit oft so war. Andererseits ist der Russe, besonders der russische Bauer, von Haus aus äußerst gutmüthig und mitleidig; er denkt daher bei Abgabe seines Votums weniger an Recht und

Unrecht, als an die Folgen seines Votums. So z. B. wurde ein Mörder freigesprochen, weil er beständig in der rührendsten Weise geweint und mit den heiligsten Eiden Besserung gelobt hatte. Der Umstand, daß der Richter die Geschworenen absichtlich über die Folgen ihres Verdicts in Unkenntniß läßt, trägt oft genug dazu bei, ein freisprechendes Erkenntniß zu bewirken, weil sich die Geschworenen die Strafe des Verbrechens schwerer vorstellen, als sie sein würde.

Manchmal hat allerdings die Nachsicht der Geschworenen ihr Gutes. Wir erinnern nur an die häufigen Sektirerprocesse. Wegen Abfalls vom orthodoxen Glauben mußten die Angeklagten nach dem Gesetz immer bestraft werden. Glücklicherweise hält dann die Menschenfreundlichkeit der Geschworenen dem strengen Gesetz die Wage und spricht die armen Apostaten frei.

Ueberhaupt kann man sich immer mit dem Gedanken trösten: „Besser hundert Schuldige laufen lassen, als einen Unschuldigen strafen." Und überdies muß man zur Ehre der russischen Schwurgerichte bemerken, daß sie sich weder, wie jene von Sicilien, Corsica, Irland und Ungarn, durch Furcht vor Rache von der Verurtheilung von Räubern abhalten lassen, noch wie jene von Amerika Mitschuldige der Angeklagten in ihren Reihen haben, noch wie einstens das französische Revolutionstribunal das feige Werkzeug der tyrannischen Machthaber abgeben.

6) Die Bauerngerichte.

Wir haben bereits dreierlei Gerichte kennen gelernt; wir müssen uns jedoch noch mit ebenso vielen Specialgerichten beschäftigen, welche den Bauern, der Kirche und der Armee eigenthümlich sind. Die originellsten darunter sind unstreitig die Bauerngerichte, eine ureigene russische Einrichtung.

Die Bauerngerichte — volostnije sudij, eigentlich „Amtsbezirksgerichte" (vólost bezeichnet auch eine große Landgemeinde oder mehrere administrativ vereinigte Dorfgemeinden) — wurden bereits 1861 zur Zeit der Aufhebung der Leibeigenschaft (also noch vor der großen Justizreform von 1864) eingeführt und trotz Friedens- und Schwurgerichte bisher noch nicht aufgehoben, weil sie einem wirklichen Bedürfniß entsprechen und mit der socialen Lage der russischen Landbevölkerung innig verknüpft sind.

Wie nämlich in Rußland sich mehr als irgendwo anders die Gegensätze berühren, so findet man in diesem absoluten und reactionären Lande das Ideal unserer Socialisten oder Communisten verwirklicht: die Bauern leben in Gütergemeinschaft und nach manchen communistischen Grundsätzen und Gesetzen.

Durch die eigenthümliche sociale Lage der russischen Bauern bekam aber auch das Gewohnheitsrecht ein besonderes Gewicht in deren socialem Leben. Einestheils um diesem Gewohnheitsrecht Rechnung zu tragen, andererseits in Berücksichtigung der enormen Distanzen in Rußland, welche es dem Bauer meist sehr erschwert hätten, sich an die gewöhnlichen oder Friedensgerichte zu wenden, hat man also die Vólostgerichte auch nach Einführung der Justizreform von 1864 beibehalten. Man konnte thatsächlich nichts anderes thun, wollte man nicht auch gleichzeitig den Mir und die übrigen originellen Einrichtungen der Bauern aufheben. Der russische

Bauer hängt aber an seinen althergebrachten Einrichtungen so zäh wie an seiner Religion und huldigt dem Spruche: „Gewohnheitsrecht geht vor Gesetz.“ Die geschriebenen Gesetze des Reiches sind ihm fremd und er würde sie auch gar nicht verstehen; umgekehrt befände sich jeder fremde Richter in der größten Verlegenheit, wenn er in innern Angelegenheiten der Bauern nach deren Gewohnheitsrecht entscheiden sollte, das ihm gar nicht bekannt ist und oft unverständlich wäre.

Die Regierung hat daher das Richtige getroffen, indem sie eigene Bauerngerichte errichtete, in welchen die Bauern von ihren Standesgenossen abgeurtheilt werden.

Wie wenig die socialen Verhältnisse der russischen Landbevölkerung bis zum Jahre 1861 in Rußland selbst bekannt waren, geht aus der Thatsache hervor, daß erst nach Aufhebung der Leibeigenschaft durch Ethnographen, Patrioten und Juristen das Studium des Mužiks in die Mode kam. Man staunte, als man bei diesen Forschungsreisen im Innern des Reiches die überraschendsten Entdeckungen machte. Die Geographische Gesellschaft ließ sich das Studium der russischen Bauern besonders angelegen sein und sandte zahlreiche Gelehrte und Forscher in die verschiedenen Provinzen, um die socialen Verhältnisse der Bauern genau zu studiren. Es gab da fast ebenso viel zu erforschen wie in Afrika.

Nicht in letzter Reihe interessant fand man das Gewohnheitsrecht der Bauern, über welches die dafür eingesetzte Forschungscommission 1874 sechs Bände veröffentlichte. Dennoch ist diese Sammlung lange nicht vollständig. Bedenkt man, daß in Rußland circa 100 Sprachen gesprochen werden, von denen ein Drittel auf das europäische Rußland ohne Kaukasien entfallen, so wird man begreifen, daß sich in dem ungeheuern Reiche eine stattliche Anzahl von je nach Nationalität, Klima, Boden, Sitten u. s. w. verschiedenen Gewohnheitsrechten ausbilden mußte. Diese alle in einen Codex zusammenzufassen geht nicht an, daher kommen wir wieder auf die heutigen Einrichtungen der Bauerngerichte zurück. Blos einige der Gewohnheitsrechte sind vom Gesetz ausdrücklich sanctionirt, z. B. die Bestimmungen über Erbrecht und Nachfolge.

Schon bei Beschreibung der Friedensgerichte haben wir erwähnt, daß der Friedensrichter den Auftrag hat, auch auf das Gewohnheitsrecht Rücksicht zu nehmen. Dies fällt ihm aber oft schwer, wenn es mit den Gesetzesparagraphen in directem Widerspruch steht. Nach dem Gesetz z. B. bleibt das Vermögen der Eheleute voneinander getrennt; nach dem Gewohnheitsrecht der Bauern aber leben die Eheleute in Gütergemeinschaft.

Dieses Dilemma des Friedensrichters entfällt bei den Bauerngerichten, wo ausschließlich nach dem Gewohnheitsrecht geurtheilt wird.

In die Competenz der Bauerngerichte fallen alle Streitigkeiten innerhalb der Gemeinde, welche den Werth von 100 Rubel nicht überschreiten; doch steht es den Streitenden auch bei höhern Beträgen frei, sich im gemeinsamen Einverständniß an das Wölostgericht zur Aburtheilung zu wenden.

Von strafgerichtlichen Angelegenheiten fallen in die Competenz der Bauerngerichte alle jene, denen leichtere Vergehen, von Bauern innerhalb des Wölost

gegen ihresgleichen begangen, zu Grunde liegen, als: Raufereien, Streitigkeiten, Unordnung, Trunkenheit, Bettelunfug, Vertrauensmisbrauch, Diebstahl, Betrug (beides unter 30 Rub. Werth), Beschimpfungen, Drohungen, Mishandlungen, Verstöße gegen die Institutionen der Bauern u. s. w. Manchmal werfen sich die Bauerngerichte auch zu Sittenrichtern auf und strafen Religionsstörer — aus Furcht vor der göttlichen Strafe.

Am häufigsten kommen Klagen über häusliche Zwistigkeiten zur Aburtheilung. Da nämlich das Vólostgericht über die Befolgung der socialen Vorschriften der Bauerngemeinden zu wachen hat, so liegt ihm auch die Aufrechthaltung der Autorität des Familienoberhauptes und der Schutz von Weib und Kind ob. Der russische Bauer behandelt nämlich sein Weib gerade nicht besonders zärtlich, sondern nach dem Grundsatz: „Wen Gott lieb hat, den züchtigt er.“ Daher die beständigen Klagen mishandelter Ehefrauen. Freilich nützt den Aermsten dies selten viel, da der verurtheilte Gatte sich meist nach überstandener Strafe um so mehr an der Frau rächt. Da sich viele Bäuerinnen in der Verzweiflung tödteten oder durchgingen, hat man den Plan gefaßt, den Bauerngerichten das Scheidungsrecht zuzuerkennen, und thatsächlich sind auch schon Fälle vorgekommen, daß Ehepaare durch das Vólostgericht geschieden wurden. Andererseits hat es sich aber auch schon ereignet, daß die Gerichte, in Verlegenheit, ob sie dem Manne oder der Frau recht geben sollten, ihr Gewissen dadurch erleichterten, daß sie — beide verurtheilten und in einen gemeinsamen Arrest sperrten.

Die Bauerngerichte haben ferner das Recht, einen mishandelten Sohn der väterlichen Gewalt zu entziehen (so auch, wenn der Vater ein schlechtes Subject ist) und die von ihrem Bruder tyrannisirte Schwester zu schützen. Einem Verschwender kann das Vólostgericht die Vermögensverwaltung entziehen und seiner Frau übergeben.

Wie man sieht, haben die Bauerngerichte ziemlich ausgedehnte Befugnisse.

Die Strafen, welche das Bauerngericht verhängen kann, sind: bis zu 3 Rub. Geldstrafe, bis zu einer Woche Arrest, bis zu sechs Tagen Robott zu Gunsten der Gemeinde und — bis zu 20 Ruthenhieben.

Man wird vielleicht staunen, daß trotz Aufhebung der körperlichen Strafen bei den Bauerngerichten die Prügelstrafe noch immer gesetzlich besteht. Das ist aber auch so ein altes ehrwürdiges Gewohnheitsrecht, welches die Bauern nicht gern missen möchten, da man, wie ihr Sprichwort sagt: „nach einer ordentlichen Tracht Prügel besser arbeite und besser schlafe“. Die Prügelstrafe ist noch eine Erinnerung an die Leibeigenschaft, und es fällt dem Bauer schwer, sich das Geprügeltwerden abzugewöhnen. Er findet es heilsam und begreift nicht das Entehrende der Prügelstrafe.

Von derselben sind ausgenommen: die Greise über 60 Jahre, die Frauen jeden Alters*), Lehrer, Geistliche, Criminalbeamte und wer sonst durch seine

*) Trotzdem werden oft genug Frauen geprügelt, weil bei Aufhebung der Leibeigenschaft ursprünglich gestattet war, Weiber unter 50 Jahren zu prügeln. An dieses durch das Gesetz von 1863 abgeschaffte „Gewohnheitsrecht“ hält sich noch manches Gericht, besonders, wenn der Ehemann selbst um Durchprügelung seiner theuern Ehehälfte ansucht.

Stellung Respect verlangen darf. Uebrigens verdient bemerkt zu werden, daß die Prügelstrafe immer seltener wird und nach und nach ganz in Wegfall kommen dürfte.

Die Bauerngerichte werden nur aus Bauern zusammengesetzt, da für das Gewohnheitsrecht keine juristischen Kenntnisse nöthig sind. Alljährlich werden vom Vólostrath (vólostnoj shod) die Richter gewählt, deren es je nach der Bedeutung des Vólost zwischen 4 und 12 gibt. Alle 14 Tage, meistens Sonntags, hält das Gericht Sitzung. Die Dorfältesten sind von der Theilnahme an den Gerichten ausgeschlossen; sogar ihre Anwesenheit bei der Verhandlung ist nicht gestattet. Dies hindert indeß nicht, daß der Stárost oder Starŝiná durch Wahl seiner Freunde oder Creaturen auf das Gericht manchmal Einfluß nimmt.

Bei der tiefstehenden Volksbildung ist es selbstverständlich, daß die wenigsten Richter lesen und schreiben können. Meistens ist dies nur Privilegium des Dorfschreibers, welcher gleichzeitig als Gerichtsschreiber fungirt. Er ist meistens der einzige, welcher Bezahlung erhält; gegen die übrigen Richter zeigt sich die Gemeinde gewöhnlich geizig, daher denn auch deren Amt nichts weniger als gesucht ist. Dies gibt natürlich dem Schreiber ein um so größeres Gewicht, und er ist es häufig, welcher sich selbst die Entscheidungen dictirt, während die eigentlichen Richter nur stumm ihre Zustimmung nicken. Daß der Schreiber oft seinen Einfluß benutzt, um sich von den Parteien bestechen zu lassen, liegt auf der Hand.

Bei den Gerichtsverhandlungen geht es meistens recht gemüthlich-patriarchalisch zu. Die Richter bemühen sich erst, die Streitenden zu versöhnen, und wenn dies nicht gelingt, wird über das Ausmaß der Strafe gemarktet. Wie man erzählt, soll dabei die Vodka*), d. h. der Schnaps eine große Rolle spielen und es mitunter vorkommen, daß sich Richter, Kläger und Geklagter in corpore betrinken, wenn auch nicht während der Verhandlung, so doch nach derselben, wenn der Verurtheilte die Strafe zahlt, welche mitunter brüderlich vertrunken wird.

In dieser Beziehung ist es ergötzlich und lehrreich, zu lesen, was der „Vjestnik Jevropij“ 1876 erzählte:

„Im Gouvernement Penza war es den Bemühungen der Temperenzler gelungen, verschiedene Landgemeinden zum Erlaß einer Verordnung zu bewegen, durch welche der Besuch der Branntweinkneipen verboten wurde. Bald darauf machte man jedoch die Entdeckung, daß alle von den Bauerngerichten verhängten Geldstrafen statt in klingender Münze — in Schnaps bezahlt wurden, welcher von dem Richter und den Communalbeamten dann hinter die Binde gegossen wurde.“

Trotz aller dieser Auswüchse haben aber die Bauerngerichte ihre Existenzberechtigung, da sie schnell, einfach und wenig kostspielig sind und sich mit den Sitten und Gebräuchen der Bauern am besten vertragen. Uebrigens steht es ja (wie wir in einem frühern Abschnitt schon erwähnt haben) den Parteien frei, sich im beiderseitigen Einverständniß an den Friedensrichter zu wenden, wenn sie zu ihren eigenen Gerichten kein Vertrauen haben. Außerdem ist es den Bauern

*) In Deutschland meistens fälschlich Wutky genannt.

nicht benommen, sich an den Stanovoj oder einen andern Polizeibeamten zu wenden, wenn sie ihn beide als Schiedsrichter anerkennen, und endlich steht es ihnen frei (in Civilangelegenheiten), sich ein beliebiges Schiedsgericht zu erwählen, dessen Urtheil dann Gesetzeskraft genießt und inappellabel ist.

Dasselbe gilt von den Entscheidungen der Vólostgerichte, es sei denn, sie hätten ihre Competenz überschritten, oder sonst eine der wenigen vorgeschriebenen Formalitäten nicht erfüllt. In dieser Weise angefochtene Entscheidungen (4—7 Proc.) kamen früher vor die „Mirovije posrédniki" behufs Cassation; jetzt aber ist dafür ein eigenes „Districtscomité für Bauernangelegenheiten" (ujézdnoje po krestjanskim djelam prisútstvije) bestimmt.

Die Principien und Resultate der modernen Ethnologie.

Von

Th. Achelis.

II.

Der eigentliche Schöpfer der Ethnologie bei uns in Deutschland ist Adolf Bastian. Gleich unermüdlich als Reisender, der sämmtliche Continente durchwandert und jahrelang unter allen Zonen der Erde gelebt hat, wie als fleißiger Schriftsteller, dessen Productionen schon eine ganz ansehnliche Bibliothek ausmachen, ist er immerfort bemüht, mit Wort und That der Mitwelt die Bedeutung seiner Wissenschaft von den verschiedensten Standpunkten aus verständlich zu machen. Nachdem er eine mehrjährige Reise beendet, erschien im Jahre 1859 ein Werk von ihm: „Ein Besuch in San-Salvador, Hauptstadt des Königreichs Congo, ein Beitrag zur Mythologie und Psychologie", dem nun in ununterbrochener Folge eine ganze Reihe anderer sich anschlossen, welche entweder die unmittelbare Verarbeitung der gesammelten Erfahrungen enthielten oder auch auf Grundlage derselben und mit Benutzung anderweitigen Materials einen rein systematischen Aufbau anstrebten. Es würde ermüden, sie hier sämmtlich aufzuführen; ich begnüge mich deshalb, nur die größern oder für unsere Zwecke besonders in Betracht kommenden zu nennen: „Der Mensch in der Geschichte, zur Begründung einer psychologischen Weltanschauung" (3 Bde., Leipzig 1860), „Beiträge zur vergleichenden Psychologie" (Berlin 1868), „Ethnologische Forschungen" (2 Bde., Jena 1872 und 1873), „Die deutsche Expedition an die Loangoküste" (Jena 1875), „Die Völker des östlichen Asien" (6 Bde., Jena 1866—71), „Die Culturländer des alten Amerika" (2 Bde., Berlin 1878), „Die heilige Sage der Polynesier" (Leipzig 1881), „Zur naturwissenschaftlichen Behandlungsweise der Psychologie" (Berlin 1883), „Allgemeine Grundzüge der Ethnologie" (Berlin 1884). Das Material, das ihm zur kritischen Sichtung vorlag, ist somit ein ungeheueres, denn es umfaßt die Geschichte des ganzen Menschengeschlechts. Dazu kommt noch das Neue und Eigenartige sowol bezüglich der Darstellung als des eigentlichen Zieles und Endzweckes der, man kann sagen, neuentdeckten Wissenschaft. Man kann es dem Autor, der häufig und nicht immer ganz mit Unrecht wegen der übersprudelnden Gedankenfülle und der mangelnden Uebersichtlichkeit seiner Behandlung angegriffen worden ist, nach-

fühlen, wenn er mit folgenden Worten die chaotische Gärung schildert, welche die Entwickelung einer mit den traditionellen Vorstellungen fast überall unvereinbaren Weltanschauung verursacht: „Fern von Europa und lange Zeit beschränkt im sprachlichen Verkehr, keimten die Ideen unter Anschauung der mannichfaltigen Verhältnisse, in welchen die Völker auf dem Erdball zusammenleben. In der Stille der Wüsten, auf einsamen Bergen, in Zügen über weite Meere, in der erhabenen Natur des Südens reiften sie im Laufe der Jahre empor und schlossen sich zusammen in ein harmonisches Bild. Wohl bekannt mit den verschiedenen Zweigen der Literatur, habe ich mich zunächst bemüht, die in den Schulen aufgenommenen Dogmen möglichst auf der Tafel des Gedächtnisses zu verwischen. Erst wenn das aus einer rein objectiven und, soviel thunlich, vorurtheilsfreien Beobachtung erwachsene Product jene bestätigte, von selbst zu ihnen führte, ließ ich sie aufs neue als berechtiges Glied in die Vorstellungsreihen wieder eintreten." Dennoch ist Bastian durchaus kein fanatischer Verfechter des Modernen als solchen; trotz seiner selbstverständlichen Verehrung für die Naturwissenschaften als der unentbehrlichen Fundamente jeder gesicherten Philosophie, ist er z. B. von den Verirrungen der jüngsten naturphilosophischen Speculation völlig frei, die unter dem Namen und dem Panier Darwin's phantastische Constructionen über die Entwickelung des Organischen dem Publikum als wissenschaftlich exacte Wahrheit darbietet, und mit bitterm Spott geiselt er die logischen Saltomortale eines Häckel wie die Plattheiten des jüngsten Propheten der materialistischen Aufklärung, eines Gustav Jäger. Immerfort weist er vielmehr auf die im Anblick des reißend schnellen Aussterbens der Naturvölker doppelt dringliche Pflicht des besonnenen Forschers hin, erst genügend Material einzusammeln, bevor man weittragende Schlüsse wage; diese Warnung sollte namentlich uns durch das verhängnißvolle Schicksal der Identitätsphilosophie besonders empfindlich berührten Deutschen im Gedächtniß bleiben. Andererseits ist unser Autor kein einseitiger Empirist, etwa im Sinne des französischen und englischen Positivismus, dem mit einer bloßen Anhäufung von Thatsachen schon die Arbeit gethan ist; vielmehr ist er vertraut mit Form und Entwickelung der alten wie der modernen Philosophie, die er geradezu als Ferment benutzt, um den neugewonnenen Stoff in Fluß zu bringen. Nur wird natürlich die Handhabung der Methode entsprechend der veränderten Perspective eine andere sein.

War bisher die Psychologie auf eine verhältnißmäßig sehr enge Sphäre beschränkt und nur in der letzten Zeit durch die vergleichenden Untersuchungen der Linguistik und Völkerpsychologie einer größern Zukunft entgegengeführt, so mußte diese Aussicht mit dem ungeheuern Material, das die Ethnologie plötzlich der Forschung darbot, fast ins Unendliche erweitert scheinen. Deshalb fixirt Bastian den Ausgangspunkt der Methode so: „Die Psychologie darf nicht jene beschränkte Disciplin bleiben, die mit unterstützender Herbeiziehung pathologischer Phänomene, der von den Irrenhäusern und durch die Erziehung gelieferten Daten sich auf die Selbstbeobachtung des Individuums beschränkt. Der Mensch, als politisches Thier, findet nur in der Gesellschaft seine Erfüllung. Die Menschheit, ein Begriff, der kein Höheres über sich kennt, ist für den Ausgangspunkt zu nehmen, als das ein-

heitliche Ganze, innerhalb welches das einzelne Individuum nur als integrirender Bruchtheil figurirt. . . . Der in die Vorzeit zurückschauende Blick folgte dem gegebenen Faden der Tradition, soweit sie ihm einen deutlichen Weg vorzeichnete, bis zu der Blütezeit einer Literatur, zur Ausbildung der Schrift, die erst dauernde Ueberlieferungen zu bewahren vermochte, und die lange Reihe der Vorstudien übersehend, die der Menschengeist überwunden haben mußte, bis er diese Höhe erstieg, schloß er, von ihrer Helle geblendet, mit einer Urweisheit ab, von der später nur ein Herabsinken möglich war. So gab die Geschichte bisher den Entwickelungsgang einzelner Kasten, statt den der Menschheit; das glänzende Licht, das von den Spitzen der Gesellschaft ausströmte, verdunkelte die Breitengrundlage der großen Massen, und doch ist es nur in ihnen, daß des Schaffens Kräfte keimen, nur in ihnen kreist der Lebenssaft. Die Blumen, zu denen sie aufblühen in begeisterten Dichtungen, die Früchte, die sie ansetzen in den Lehren der Philosophen: wir werden sie schätzen und sammeln, als zum Schmuck und zur Nahrung verwendbar; aber um zu forschen in dem geheimnißvollen Getriebe des Werdens im Sein, bedarf es der Secirung und Analysirung des großen Stammes selbst. . . . Der innere Organismus des philosophischen Werdens kann einzig in der Psychologie erkannt werden, der Psychologie, die nicht allein die Entwickelung des Individuums, sondern die der Menschheit verfolgt, die sich auf der Basis der Geschichte bewegt." Für diese Methode existirt mithin der Mensch nicht als singuläres Wesen, auch nicht als Urmensch, dem dann fortwährend (obwol vielleicht unbewußt) allerlei ganz heterogene, dem subjectiven Gemüthszustand entspringende Züge angedichtet werden, sondern das alleinige, von jeder derartigen willkürlichen Beleuchtung freie und deshalb allein objectiver Beurtheilung zugängliche Object der Untersuchung ist der Mensch als Genus, natürlich nicht im abstracten, naturwissenschaftlich philosophischen Sinne, sondern gedacht als sociale Organisation. Nur als eingepreßt in diesen unausweichlichen ethnischen Zusammenhang, der auf jeder Culturstufe, auch wenn verschiedenartig wirksam, vorhanden ist, so unentbehrlich wie die physische Atmosphäre für den Organismus, bietet das Individuum der psychologischen Forschung eine leidlich exacte Basis. Namentlich gilt dies von den ersten Entwickelungsphasen der menschlichen Rasse, die im Gegensatz zu der scharf ausgeprägten Persönlichkeit einer höhern Civilisation auffällig gleichartige Manifestationen in den verschiedenen Sphären menschlicher Intelligenz verräth, die eben auf eine ebenso uniforme Veranlagung des einzelnen zurückschließen läßt. Hierüber hinaus reicht die wissenschaftliche Begründung nicht; nur ein scheuer Blick verstattet zuweilen eine Ahnung, wie das Räthsel von der Bildung des Individuums und seinem Verhältniß zum Universum zu lösen sein möchte; bislang ist alles Theoretisiren über diesen heikeln Punkt ein müßiges Fabuliren gewesen; alle sogenannten Ursprünge sind lediglich Machtsprüche eines an sich verzweifelnden Verstandes. Daher fügt Bastian hinzu: „Seitdem hat es als unumstößliches Axiom zu gelten, daß über die Räthselfragen des Daseins jedes erste Wort verfrüht sein muß, solange unter den rings umfangenden Wundern der Blick sich mit denjenigen Einblicken selbst, die seiner ihm angewiesenen Lage im Kosmos selbst zugänglich sind, noch nicht einmal vertraut gemacht hat."

Das Grundprincip der Untersuchung bildet somit für Bastian eine Psychologie der Gesellschaft auf naturwissenschaftlicher Grundlage, d. h. auf der durch die umfassenden Vergleichungen der Ethnologie gesicherten Basis der Induction. Daß diese nicht lediglich ausreicht, daß die Methode nicht bei einem bloßen Sammeln von Thatsachen ihr Genüge findet, sondern daß durch Synthese und combinirende Rückschlüsse die Lücken und Unebenheiten des Materials beseitigt werden müssen, haben wir schon in einem frühern Zusammenhang nachgewiesen. Die verschiedenen Weltanschauungen, wie sie in den Schöpfungen der Sprache, der Religion, der Sitte, des Rechtes u. s. f. in der Volksseele emporgetaucht sind, lassen sich demnach für diese genetische Betrachtung als psychische Organismen auffassen, deren Structur und Entstehung ebenso unwandelbaren biologischen und kosmischen Gesetzen unterworfen ist wie irgendein anderer Proceß in der Welt. Nur in dieser kritischen Analyse des natürlichen Wachsthums jener Gebilde können wir die wahre Nothwendigkeit und Gesetzlichkeit der Entwickelung erfassen und gleichsam ad oculos demonstriren, die wir sonst entweder nur verständnißlos anstaunen können oder in einer falschen Verwendung des Freiheitsbegriffes den geistigen Erscheinungen überhaupt vorzuenthalten uns entschließen müßten. Denn vernünftig denken, setzt unser Landsmann hinzu, läßt sich nur das Naturgesetzliche, wobei es freilich davon abhängig bleibt, wie weit der einzelne in den naturgesetzlichen Zusammenhang eindringt, um ihn ohne Misklänge als solchen zu verstehen. Danach wird das Weltbild des einzelnen je nach der subjectiven Sehschärfe und geistigen Regsamkeit ein sehr verschiedenes sein; der Makrokosmos wird immer nach dem Ausdruck von Leibniz im Mikrokosmos sich widerspiegeln müssen; aber ebenso unleugbar ist es, daß für die umfassende Rundsicht, wie sie die Ethnologie mindestens anstrebt, die gesammte Geschichte des menschlichen Geschlechts eine praktische Psychologie enthalten müßte, welche die Projectionen des Mensch- oder Weltgeistes in jener Entwickelung involvirt. Das was in uns denkt, das Wachsthum psychologischer Ideen nach Bastian's Bezeichnung, ist ebenso intensiv unbewußt wirksam in den großartigen Productionen des Volksgeistes, die wir freilich nicht bis auf ihre letzten Bestandtheile und ihre transscendentalen Ursachen hin verfolgen, deren Bildung und Entfaltung wir aber wol von einem gegebenen Punkte aus feststellen können. Nie wird es gelingen, die Entstehung der Sprache und des Sprachvermögens, den Ursprung der Religion, des Rechtes, der Kunst u. s. f. trotz aller erläuternden Analogien aus der Thierwelt so als selbstverständlich gleichsam aus dem Nichts abzuleiten; immer vielmehr wird eine Voraussetzung als primärer Ausgangspunkt, eine gewisse apriorische Anlage, ein Trieb oder eine Fähigkeit, die als solche nicht weiter deducirbar ist, für die ganze Behandlung des Problems dienen. Und dennoch wird man von dieser bescheidenen Prämisse aus, von diesem geheimnißvollen Etwas, das in eine jenseitige Welt hineinzuragen scheint, im genauen Aufbau eine naturgesetzliche Kette von Vorgängen construiren können, die uns erst ein wirkliches Verständniß für die Bildung dieser ethnologischen Schöpfungen eröffnet.

In den allgemeinen Grundzügen der Ethnologie ist dieser fast unendliche Stoff wenigstens für den nächsten Ueberblick in einige leichtfaßliche Kategorien

eingetheilt; in erster Reihe handelt es sich um die räumliche Verbreitung des Menschengeschlechts und den dadurch bedingten Gang der Civilisation. „Der Mensch, dem eigenen Selbst als Aufgabe des Studiums gegenüber, wird in seiner Natur als Gesellschaftswesen an den Gesellschaftskreis als Ausgangspunkt gestellt und damit zugleich unter die Vorbedingung, daß zunächst ein Ueberblick gewonnen werde über sämmtliche Variationen des Geschlechtes, dem es angehört, für erste Orientirung innerhalb des auf dem Erdplaneten angewiesenen Wohnsitzes." Diese zunächst rein äußerlichen Beziehungen, unterstützt durch Klima und Bodenbeschaffenheit, durch Rassenmischung und topographische Aenderungen überhaupt, werfen aber auch ihren Widerschein auf die geistigen Productionen, auf Art und Form der Empfindungen und Gefühle. „Während bei den Hellenen auf des Olymps heitern Höhen die Götter weilen im seligen Kreis, mag in des Nordens trüben Nebeltagen der Donnerer auf seinem Wagen durch die Wolken rasen, mag aus dichtverschlungener Wälder Dunkel Indiens wundersam gestaltete Dämonenwelt heraustreten, oder wenn frazzenhaft verzerrte Fetische vorlugen im düstern Afrika, schiffen dagegen wieder Polynesiens Heroen auf glatter Meeresfläche dahin im heiligen Canoe. Nach fester Gesetzlichkeit keimend, entwickeln sich die durchgängig überall gleichartigen Elementargedanken zu denjenigen Himmelsgaben der Cultur, für welche sich das jedesmalige Volk prädestinirt findet, nach seinen geographisch-historischen Constellationen." Die Ursprünge verlieren sich auch hier in mythische Nebel zurück, und nur mit annähernder Wahrscheinlichkeit lassen sich bestimmte Völkerzüge angeben, denen gegenüber wieder andere, anscheinend isolirte Culturcentren stehen (übrigens bezeichnenderweise in den gemäßigten Klimaten). Die folgenden Abschnitte, das Werkzeug, das Eigenthum, das Eheliche, das Rechtliche, das Religiöse übergehe ich hier bis auf den letzterwähnten, da entweder uns der Stoff schon früher beschäftigt hat oder (so das Rechtliche) bei einem andern Autor ausführlicher erörtert werden wird. Dagegen läßt sich an dieser Stelle die bei Tylor unterbrochene Theorie des Animismus, sofern er die Verehrung höherer Geister einschließt, passend abschließen.

Der Mensch lebt immer und überall im Bann seiner eigenen Ideen; so erst recht der unter dem Druck einer phantastischen Gemüthsanlage stehende Wilde, der das Correlat des nüchternen Verstandes noch nicht schätzen lernen konnte. Je mangelhafter nun die Kenntniß des naturgesetzlichen Wirkens bei ihm ausgebildet ist, desto mehr Räthsel müssen täglich und stündlich vor seiner Seele auftauchen, die um so dringender eine Lösung erheischen, als sie mit seinem unmittelbaren Denken und Fühlen, ja mit seinen täglichen Erfahrungen im innigsten Zusammenhange stehen. Sehr anschaulich schildert Bastian diesen hülflosen Versuch des Naturmenschen, seiner Umgebung Herr zu werden, und den darauf erfolgenden, unausbleiblichen geistigen Rückschlag: „Indem der Wilde in der analytischen Zersetzungsarbeit dessen, was er vor sich sieht, rasch erschlafft, indem er die Existenz des Unbekannten als solchen zugibt und mit dem zugetheilten Namen in seine Gedankenreihen einführt, so hat er sich damit selbstwillig einen Despoten gesetzt, dem er knechtisch und demüthig zu dienen hat, ehe es dem Denken später einmal

gelingen wird, ihn in seine constituirenden Elemente aufzulösen und dieselben im fortschreitenden Verständniß zu bemeistern." Dieser so incommensurable und deshalb so unendlich wirksame Factor tritt denn auch in allen Anschauungen der niedern Rassen unverhüllt zu Tage; jedes Wesen, ja jede Pflanze und selbst der Stein wird in dieser animistischen Auffassung, wie wir sie früher beschrieben haben, der Sitz eines Dämons. So sehr wurzelt diese Ueberzeugung in dem sonst so rücksichtslosen Sinne des Wilden, daß er sich scheut, eine Pflanze abzupflücken, oder daß, um eine andere Sphäre zu berühren, der bekannte juristische Grundsatz der res nullius für ihn nicht existirt; erst nach Befolgung ritueller Vorschriften wagt er, Naturgegenstände in seinen privaten Besitz zu bringen, weil er sich vor dem Eingriff in die Sphäre einer andern, ihm unbekannten und deshalb wahrscheinlich überlegenen Macht fürchtet. Nur der Mensch seinesgleichen enthält für ihn nichts Wunderbares und mit ihm verkehrt er infolge dessen vollständig unceremoniell; anders bei einem Fremden, dem schon deshalb eine gewisse Anomalie innewohnt: erst die praktische Probe, daß auch er den gleichen Naturgesetzen unterworfen ist, raubt ihm diesen Glanz des Uebernatürlichen, wie er noch so drastisch in dem bekannten Verhalten der Rom verwüstenden Gallier dem Senat gegenüber sich ausprägt. Daß dieser Gedankengang sich ganz besonders auf die Erklärung der Unterbrechungen im gewöhnlichen Naturlauf richtet, besonders auf Krankheit, wurde früher schon angeführt; nur mag an das Nachwirken dieser animistischen Vorstellung in unsern modernen Ausdrücken beiläufig erinnert werden, die Bastian mit Recht hervorhebt: „Wenn der Wilde im Jungle einen Dämon zwischen den Baumzweigen sitzen glaubt, der, auf ihn herabfallend, seinen mit eisiger Hand gepackten Körper im Fieberfrost schüttelt, wenn wir dagegen von einem Miasma reden, so ist der Unterschied im Grunde kein großer; denn wir wissen von unserm Miasma im Grunde nicht viel mehr als der Wilde vom Dämon. Nur paßt dieser in sein System, jenes dagegen in das unserige. . . . Die Vorstellung eines Dämons, eines Geistes ist dem Naturmenschen eine zu nahe liegende, eine zu bequeme und sinnlich faßliche, als daß er sie für ein nichtssagend in sein Ohr tönendes Wortgeklingel aufgeben sollte; im Gegentheil, er setzt den Dämon überall, er vergeistigt sich die ganze Natur, er führt überall ihre Processe auf übermenschliche Agentien zurück." Der Dämon ist ja ein Mensch, mit denselben Kräften ausgestattet wie der Wilde selbst, nur mächtiger und unabhängiger; deshalb schließt sich diese Vorstellung auch so ungezwungen an den durch den Tod entwickelten Begriff der Seele und ihres Cultus in den Vorfahren an. Die ethische Ausbildung des Familienverbandes, die in der Aufstellung der Ahnentafeln den Kern der nationalen Religionsanschauung Chinas bilden, ist ein organisch hervorgewachsenes Product, die natürliche Wurzel, welche die Verehrung der Vorfahren im Geistesleben der Naturvölker geschlagen hat. Selbst ein Aeschines läßt dadurch den Uebergang von diesem Cultus der Manen zu dem der Götter noch deutlich erkennen, daß er für jene dieselbe Verehrung wie für diese verlangt. Aus diesen divi manes wird dann von selbst mit Verschiebung der ursprünglich engen localen Sphäre ein Heros des ganzen Stammes und dann weiter ein Gott des gesammten, in einem staatlichen Complex geeinigten Volkes, der in der Riva-

lisation mit andern schließlich den Sieg davongetragen hat. Ist einmal diese divinatio so weit fortgeschritten, so gelangen auch bedeutende Krieger und Staatsmänner zu solchen Ehren, besonders natürlich die unumschränkten Herrscher eines großen Reiches. Der ganze uns so wüst vorkommende Cäsarencultus basirt trotz seines äußern Raffinements schließlich auf dieser ursprünglichen animistischen Idee, die in kleinerm Maßstabe sich in Afrika und anderwärts fortwährend noch wirksam zeigt. Innerhalb dieses umfassenden Systems ergeben sich verschiedene Rangstufen der Macht und der Unsterblichkeit (denn beides hängt eng miteinander zusammen), und andererseits bilden sich gemäß dem uralten Dualismus bald zwei feindliche Parteien heraus, die einander die Herrschaft der Welt streitig machen. Ja es kommt vor, daß nach fetischistischer Vorstellung die bislang verehrten Gottheiten sich als unbrauchbar erweisen und völlig durch andere verdrängt werden, oder wo eine solche radicale Revolution sich nicht so ohne weiteres vollziehen kann, die Himmelsgötter entweder zu bösen Geistern degradirt werden oder nur noch als Kobolde eine bescheidene Existenz fristen. Jener Fall trat bekanntlich bei den alten Persern ein, welche die indischen Gottheiten dem Reiche Ahriman's überwiesen, dies bei unserm Volke, das trotz eifriger Christianisirung nicht von seinen alten Ideen lassen wollte, sodaß sich die katholische Kirche zu dieser bemerkenswerthen Connivenz genöthigt sah. Dieselbe schroffe Entgegensetzung drückt sich auch begreiflicherweise in der Wahl des Ortes aus, an dem die guten oder bösen Geister sich aufhalten, und die Phantasie der Völker wetteifert darin, mit möglichst plastischen Farben die Genüsse und Freuden des Paradieses den Qualen und Entbehrungen der gewöhnlich in die Unterwelt verlegten Hölle gegenüberzustellen. Je mehr endlich die Gestaltungskraft und ursprüngliche Frische der Auffassung abnimmt, desto mehr scheint sich das anfangs kaum übersehbare Chaos des Polytheismus zu verflüchtigen und mit dem Zerfall dieser volksthümlichen Naturreligion mit gleichzeitiger skeptischer Vorarbeit der Philosophie der Monotheismus sich vorzubereiten; dennoch darf nicht übersehen werden, daß auch bei verhältnißmäßig tief stehenden Stämmen schon früh mancherlei Ahnungen von einer einheitlichen Lenkung der Welt trotz aller polytheistischen Wesen das Gemüth durchziehen.

Ein anderes Moment, das bei der Lehre der Seelenwanderung schon flüchtig erwähnt wurde, bedarf hier noch einer weitern Ausführung, weil es in der Geschichte der Religionen eine geradezu einzigartige Bedeutung besitzt: ich meine die Vorstellung der Incarnation. Die Seele eines Häuptlings kann nicht nur, wie z. B. im indianischen System des Totem, eine Stammesgottheit werden oder sich ein Thier zum Symbol nehmen, das fortan göttliche Verehrung genießt, sondern sie vermag auch in unmittelbarer sinnlicher Gegenwart gewissermaßen ad oculos ihre Unsterblichkeit zu bethätigen. Die Seele wird in ununterbrochener Dauer in irgendeiner sinnlichen Hülle wiedergeboren, bis sie wie im indischen Brahmanismus zur ewigen Ruhe im All eingeht. Wie sich diese schon bei den inferioren Rassen vorgebildete Vorstellung gerade bei den Hindus zu einer so niederdrückenden, jedes Freiheitsgefühl in der Wurzel ertödtenden Fessel in der Hand einer herrschsüchtigen Hierarchie gestaltete, ist bereits angeführt. Es bleibt nur noch hinzuzufügen, daß sich dieselbe Idee auch dort in der ursprünglich streng athei-

stischen Religion Buddhas in der ewig fortlebenden Person des Dalai-Lama, d. h. des fleischgewordenen Gottes wiederholte. Diese Anschauung, welche an Kühnheit alle divinatorischen Versuche des Katholicismus bei weitem übertrifft, wird mit solcher Zähigkeit in jenen Ländern festgehalten, daß noch heute an der Centralstätte der buddhistischen Kirche, in dem fast wie ein Adyton gehüteten tibetanischen Lhassa beim Tode des bisherigen Würdenträgers augenblicklich das Concil der Väter zusammentritt, um den neuen Thronerben zu erspähen. Und sollte es vorkommen, daß zwei Kinder (denn in diese fährt immer der Gott ein) gegründeten Anspruch auf diese höchste irdische Ehre haben, so werden sie beide installirt und beide schicken sich ihren feierlichen Segen. Man mag hierüber vom Standpunkt der Religion lachen, eine gewisse politische Taktik läßt sich dem Verfahren nicht absprechen. Uebrigens zeigen die drei großen weltgeschichtlichen Religionen: das Christenthum, der Islam und der Buddhismus, in dem Entwickelungsgang einer langsamen und unvermerkten Vergötterung ihrer Stifter eine unverkennbare Aehnlichkeit; trotzdem Gautama den ganzen bunten Götterhimmel des Brahmanismus vollständig zerstörte und über die Fragen einer künftigen Unsterblichkeit und einer göttlichen Weltlenkung absichtlich das tiefste Stillschweigen beobachtete, erwuchs dennoch ganz von selbst einige Decennien nach seinem Tode die todt geglaubte Versammlung der Gottheiten zu altem Ruhm und Ansehen, und Buddha selbst wurde eben in der Person des Dalai-Lama zum höchsten incarnirten Wesen. Christus und Mohammed, trotzdem sie ausdrücklich sich nur als Propheten gaben, wurden von dem fanatischen und einer bestimmten Persönlichkeit bedürftigen Volke mit göttlichen Ehren überhäuft, sodaß z. B. zu Anfang dieses Jahrhunderts sich der arabische Stamm der Wehabiten (wenngleich vergeblich) bemühte, den ursprünglich strengen Monotheismus wiederherzustellen.

Bastian's philosophische Ansichten, die er namentlich im ersten Bande seines großen Werkes „Der Mensch in der Geschichte" zusammengestellt hat, leiden an einer gewissen Dunkelheit; wenigstens sind sie schon ihrer stilistischen Form halber trotz der Kühnheit und dem Tiefsinn der Ideen dem größern Publikum schwer zugänglich. Ich darf mich deshalb auf eine flüchtige Skizzirung beschränken. Die eigentliche Grundlage seines Systems (abgesehen von der ethnologischen Basis) bildet eine, wenn ich so sagen darf, psychogenetische Behandlung aller Fragen, die eben auf Grund eines umfassenden Materials die Bildung und weitere Entfaltung der völkergeschichtlichen Phänomene verfolgt; eingeschlossen ist darin eine andere, gleichfalls sehr bedeutsame Voraussetzung, daß jede absolute Werthschätzung zu Gunsten einer relativen zurückzustehen hat. Obwol der Mensch im gewissen Sinne zufolge des alten gäocentrischen Princips nach dem Ausspruch des Protagoras das Maß aller Dinge bildet, so ist doch durch die radicale Revolution in der Wissenschaft, wie sie die moderne Naturwissenschaft bewerkstelligte, der Gesichtskreis zu heliocentrischen Sphären erweitert, und der Mensch fängt an, sich und seine Welt nur als einen verschwindend kleinen Theil des Universums zu begreifen. Seine eigene Geschichte ist zugleich die Geschichte des Weltalls, weil er nur diese in jener verstehen kann; aber eben mit der Ausdehnung des geistigen Horizonts

ist auch sein eigenes Ich hinausgewachsen in kosmische Fernen, die früher nie seinem Auge aufdämmern konnten, und in der Entwickelungslehre (physiologisch und psychisch) besitzt er jetzt einen Schlüssel für die Räthsel des vom Standpunkt einer Schöpfung aus dem Nichts unbegreiflichen Daseins der Dinge. Dasselbe gilt für die Idee der Vernichtung, die Bastian einen undenkbaren Gedanken nennt, in unfertigen Civilisationszuständen aus der misverstandenen Auffassung der relativen Veränderungen, die in den materiellen Körpern vor sich gehen, entstanden. Daher findet sie sich auch noch nicht beim natürlichen Menschen, dem diese Ausgeburten eines anscheinend klugen, thatsächlich aber bornirten Denkens fern liegen. Die Aufgabe der nüchternen Forschung sowol als der sittlichen Lebensführung ist demnach, sich als einen integrirenden Theil des umgebenden Kosmos zu fühlen, um so die Harmonie, welche in allen Functionen des Organismus lebt, in sich selbst zu reproduciren und bewußt zu empfinden. „Harmonisch kann jedoch, ob im großen oder kleinen Kreise, nur dasjenige Denken sein, das sich harmonisch in die jedesmalige Weltanschauung einfügt. Deshalb keine anachronistisch vererbten Dogmen, kein traditioneller Autoritätenglaube, keine verfallenen Ruinen des Alterthums, die den freien Umblick hemmen. Unsere Zeit drängt zur Erkenntniß der Natur, der menschlichen Wesenheit in ihr, damit das Volk, der Durchschnittsmensch, die großen Massen, die in der Geschichte und ihrer Entwickelung pulsiren, zum bewußten Verständniß ihrer selbst gelangen und errettet aus dem Wogenschwall dunkler Leidenschaften, in denen sie ein willenloses Spiel umhertrieben, das freie Land des Wissens betreten.... Und was ist es, was das Menschenherz begehrt? Das Ganze zu kennen, von dem es nur ein integrirender Theil ist. Kann es hoffen, es jemals anders zu verstehen, als in dem Moment seines Mitwirkens in dem allgemeinen Zusammenhange? Kann ihm ein sichererer und erhabenerer Trost geboten werden, als sich selbst ein Atom in der Unendlichkeit und Ewigkeit zu wissen, unendlich und ewig wie diese?... Der künstliche Horizont der Märchen und Mythologie ist durch die Naturwissenschaften zerrissen. Unser Auge blickt hinaus in die Unendlichkeit, warum es leugnen? Suche selbst unendlich zu werden, wenn dich die Unendlichkeit umgibt. Bald wirst du die Gedanken, die Ideen ausströmen fühlen in die Ewigkeit des Alls, du wirst die Wurzeln schlagen fühlen überall in den Gesetzen des harmonischen Kosmos, du wirst mit ihm verwachsen unauflöslich, ewig, unendlich wie er, und dich selbst erfüllen in bewußter Harmonie. Nicht nur jeder Blick, der uns mit den Sternen verknüpft, jeder Athemzug, der die stets verjüngte Atmosphäre assimilirt, sichert das ewige Fortbestehen, sondern mehr noch, frei von allen planetarischen und kosmischen Schranken, die göttlichen Ideen, wodurch wir die Gesetze des Alls in uns reproduciren."

Die Geschichte des menschlichen Zusammenlebens auf der Erde, wie man die Ethnologie auch noch genannt hat, ist vor allen Dingen bedingt durch eine Aufstellung der verschiedenen Entwickelungsphasen, welche dieser Proceß durchlaufen hat. Daher wird die vergleichende Uebersicht des Rechtes, d. h. eben der verschiedenen Formen, welche die menschliche Rasse auf ihren bezüglichen Organisationsstufen angenommen hat, eine der hauptsächlichsten Vorarbeiten dieser wissenschaft-

lichen Systematik sein. Ein moderner Forscher, welcher in verschiedenen Schriften vom vergleichenden ethnologischen Gesichtspunkte aus diesen Gedanken verfolgt hat, ist H. Post („Die Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit", Oldenburg 1875; „Der Ursprung des Rechts", 1876; „Die Anfänge des Staats- und Rechtslebens", 1878; „Bausteine für eine allgemeine Rechtswissenschaft", 2 Bde., 1880 und 1881; „Die Grundlagen des Rechts", Oldenburg 1884). Ich darf die allgemeine Begründung der eigenartigen Methode, welche die Ethnologie befolgt, nach der ausführlichen Behandlung, wie sie die Bedeutung eines Tylor erforderte, hier wol als bekannt voraussetzen, und kann deshalb sofort zur Darstellung und Entwickelung des Rechts und seiner Bildung übergehen. Namentlich im ersten Bande seiner „Bausteine" hat Post seine Ansichten über diese Punkte niedergelegt. Das ethnische Leben des menschlichen Geschlechts in seinem ganzen Umfange setzt sich zusammen aus den individualisirten Bildungen des Völkerlebens, bestimmten Gruppen einzelner Menschen, deren sociale Existenz deshalb auch ebenso wie ihre specifische Persönlichkeiten sowol nach psychischen wie nach mechanischen Principien zu beurtheilen und aufzufassen ist. Der Spiritualismus und Materialismus sind wissenschaftliche Abstractionen und einseitige Betonungen nur einer dieser beiden unausweichlich aneinandergeknüpften Grundsätze. Diese Doppelnatur jedes Daseins läßt sich leicht an den gewöhnlichsten Beispielen erkennen. „Das ethnische Leben, welches sich nach außen als Sitte darstellt, hat seine psychische Kehrseite in der Moral, in welcher der einzelne vermöge innerer Erfahrung, seines Gewissens, das thätige Gesammtleben eines bestimmten ethnischen Kreises wahrnimmt. Im Gebiet des intellectuellen Lebens hat das Gesammtempfinden, -Fühlen und -Denken eines bestimmten ethnischen Kreises seine mechanische Kehrseite in der sinnlichen Darstellung und Sprache. Sitte und Moral verhalten sich genau wie Wort und Bedeutung. Sitte und Wort sind mechanische Form, Moral und Bedeutung der dahinterliegende psychische Inhalt. So hat überall im Völkerleben alles seine Form und seine Bedeutung, seine mechanische und psychische Seite." Es würde sich also zunächst darum handeln, auf Grund des Materials und der vergleichenden Combinationen der Ethnologie eine zusammenhängende Geschichte dieser socialen Entwickelung zu entwerfen und weit in die Zeiten vorgeschichtlicher Organisationen hinein den ersten Ansatz zu fixiren, aus dem sich alle spätern Bildungen mit naturgesetzlicher Nothwendigkeit differenzirt haben. Dennoch möchte ich vorher die Wirksamkeit der für diese Untersuchung so außerordentlich wichtigen Rückschlüsse mit den Worten Post's schildern, weil ich sie kaum irgendwo sonst so klar und anschaulich abgeleitet finde: „Es ist eine der größten und folgenreichsten Entdeckungen der Wissenschaft unserer Tage, daß jedes kosmische Gebilde alle Phasen seiner Entwickelung noch an sich trägt und aus allem, was ist, die unendliche Geschichte seines Werdens in ihren Grundzügen erschlossen werden kann. Wie sich aus der Structur des gestirnten Himmels von heute dessen weltgeschichtliche Entstehung erschließen läßt, wie die Schichten der Erdoberfläche uns die Geschichte unser Planeten entrollen, wie die Morphologie uns gelehrt hat, aus der organischen Structur irgendeiner Pflanze oder eines Thieres auf die Stufen zurückzuschließen, welche es dereinst durchlaufen hat, bis es zu seiner jetzigen Entwickelungshöhe gelangte, und wie

wir in den Phasen des fötalen Lebens die wesentlichen Phasen des Rassenlebens wiederfinden, wie aus der Structur des menschlichen Gehirns die Geschichte seiner Entwickelung durch denjenigen entziffert werden kann, welcher diese Runen zu lesen versteht, wie der Sprachforscher aus der Sprache eine Geschichte der menschlichen Vernunft zu Tage fördern kann, wie sogar, wenn man Geiger's interessanten sprachwissenschaftlichen Forschungen trauen darf, das Farbenspectrum zugleich die Geschichte des menschlichen Sehens bedeutet, so gibt uns auch das Gesammtbild der menschlichen Rasse und der Zustand jedes einzelnen Organismus, welchen wir im menschlichen Gesammtleben antreffen, ein sicheres Material für Rückschlüsse auf die Geschichte der Organisation der menschlichen Rasse und des einzelnen Organismus." Nach allen übereinstimmenden Berichten und nach den allgemeinen philosophischen Erwägungen ergibt sich als primitive Grundform der menschlichen Association die Geschlechtsgenossenschaft, dieses Gebilde der Stammmutter mit ihrer durch die Einheit des Blutes repräsentirten und zusammengehaltenen Nachkommenschaft. Aus dieser Urzelle erwuchs im Lauf der Zeiten die ganze Reihe der übrigen Culturstufen, wie sie sich in der patriarchalischen Organisation und vor allen Dingen in der staatlichen darstellen. In diesem, durch gemeinschaftliches Garantiren von Leben und Gut seitens der Blutsfreunde begründeten Verbande, wie wir ihn an der Blutrache schon früher gelegentlich skizzirten, fällt Recht und Sitte noch vollständig zusammen, schon deshalb, weil keinerlei Codificirung und Fixirung des rechtlichen Herkommens existirt. „Nach innen wird das Leben einer Geschlechtsgenossenschaft regelmäßig durch die Autorität eines Häuptlings einigermaßen geregelt. Diese Autorität ist aber oft mehr eine berathende, als eine befehlende. Der Theorie nach steht allerdings oft nach den Anschauungen geschlechtsgenossenschaftlich organisirter Völkerschaften dem primitiven Häuptling ein Recht über Leben und Gut der Seinigen zu. Aber dies Recht ist kein Recht in unserm Sinne. Er kann so verfügen, weil oberhalb der Geschlechtsgenossenschaft nichts mehr existirt, was seine Autorität beschränkt; seine Macht geht aber nur so weit, wie seine Autorität reicht, weil nichts außer der Geschlechtsgenossenschaft dieselbe stützt. Der Häuptling hat so wenig, wie die Blutsfreunde untereinander, bestimmte Rechte und Pflichten. Es existirt nur eine gewisse Sitte, nach der alle handeln, und welche ihre Basis in dem durch das gemeinsame Blut zusammengehaltenen ethnisch-morphologischen Gebilde der Geschlechtsgenossenschaft hat, deren Integrität mit Hintansetzung der eigenen Individualität aufrecht zu erhalten sein durch den Blutsverband geleitetes Gewissen jeden Blutsfreund antreibt." Wie Recht und Sitte sich häufig decken, namentlich in den Anfängen der socialen Entwickelung, so können sie andererseits, besonders bei schärferer Individualisirung der früher chaotisch gleichartigen Angehörigen einer bestimmten Culturstufe, sich auf das schärfste entgegentreten; ein Volk ist z. B. gelegentlich gezwungen, nach einem Recht zu leben, das seiner Sitte durchaus nicht entspricht, oder es zeigt sich die auffallende Thatsache, daß bei sinkender physischer Kraft und der dadurch bedingten Zersetzung der Sitte und der traditionellen Anschauungen sich die rechtlichen Begriffe immer schärfer zuspitzen, so z. B. zur Zeit des Byzantinismus. Während die Sitte die innere, psychische

Seite des Völkerlebens in sich schließt, beruht das Recht vielfach auf äußern Factoren, die bei ihrer conträren Stellung zueinander in diesem Medium einen Ausgleich suchen. „Zum Theil fällt es mit der Volkssitte zusammen und ist als solche der Ausdruck des thätigen Gesammtlebens eines Geschlechts, Stammes oder Volkes; zum andern Theil ist es ein Product der Existenzbestimmungen, unter welchen ein Geschlecht, ein Stamm oder ein Volk zu leben gezwungen ist. Es ist hier eine Ausgleichseinrichtung für conträre Strömungen in einem bestimmten ethnographischen Gebiet und correspondirt den staatlichen, kirchlichen und wirthschaftlichen Bildungen, welche den Rahmen der auf Blutsverwandtschaft gestützten ethnischen Organisation überschreiten. Es ist Staatssitte, religiöse Sitte, Verkehrssitte im Gegensatz zur Stammes- und Volkssitte. Man könnte das Stammes- und Volksrecht gewachsenes Recht, das sonstige gewillkürtes nennen, weil jenes durch Uebung im Stamme und Volke allmählich entsteht, während dieses meistens mit Ueberlegung durch Vertrag oder Gesetz festgestellt wird; aber auch das Volksrecht wird vielfach mit Ueberlegung modificirt, und das gewillkürte Recht ist wieder ein nothwendiges Resultat gegebener Bedingungen." Hat die primitive Friedensgenossenschaft mithin in ihrer Organisation keimartig gleichsam die spätere Entwickelung des Rechts vorgebildet, so wird es immer auf die besondere sociale und historische Gestaltung der Zukunft ankommen, welche Gebiete des ethnischen Lebens in den Kreis rechtlicher Bestimmung hineingezogen werden. Je nachdem die Existenzbedingungen einerseits (Klima, Bodenbeschaffenheit, Nahrung, Fortpflanzung, allgemeine sociale Ursachen) und die specifische, sich im Laufe der Zeit immer fester ausprägende geschichtliche Individualität des Stammes und Volkes andererseits bald diesen, bald jenen Typus annehmen, wird auch Recht und Rechtsanschauung eine verschiedenartige Färbung zeigen. In dem durch eine straffe Hierarchie und durch mythische Speculationen auf die übersinnliche Welt hingewiesenen Aegypten wurde die Religion zur Ausgestaltung des Rechts unmittelbar benutzt; im ganzen Mohammedanismus gilt der Koran zugleich als juristischer Kanon. Was von den Aegyptern gesagt wurde, gilt mutatis mutandis auch von den Indern. Wo andererseits ein weit entwickeltes Pietätsgefühl besteht und das Verhältniß der Aeltern zu den Kindern und umgekehrt im socialen Leben durch die genauesten Vorschriften geregelt ist, wie in China, wird diese Sphäre eo ipso zur Begründung und Ausbildung von Rechtssätzen mit herangezogen. Aber nicht nur der Umfang, sondern zufolge der eben aufgezeigten Structur des Rechtes muß der Inhalt der einzelnen Normen und deshalb auch das Rechtsgefühl als solches je nach den verschiedenen Bedingungen seiner Entstehung ein wechselndes, ja mitunter ein diametral sich gegenüberstehendes sein. Zwar weiß jeder Mensch, bemerkt Post, in jedem Augenblick, ob im gewöhnlichen populären Sinne etwas recht oder unrecht ist. Er empfindet das Gesammtleben des ethnischen Kreises, in welchem er lebt, als eigenes mit und merkt es, wenn gegen dasselbe verstoßen wird. Aber was in ihm lebt, ist nur ein kleiner Theil der ethnischen Gesammtströmung, welche in dem Gewohnheitsrecht oder der Gesetzgebung der jedesmaligen Zukunft sich ihren Ausdruck sucht, und diese Gesammtströmung ist wieder zu allen Zeiten und bei allen Völkerschaften eine verschiedene. Dieses Rechtsgefühl auf der Basis der

mikrokosmischen Natur des Menschen zum Ausgangspunkt für eine Rechtsphilosophie zu machen, war ein sehr kurzsichtiger Streich. Wir stoßen hierbei wieder auf den schon am Eingang dieser Betrachtungen erwähnten Zug, statt psychogenetischer Auffassung und Ableitung der Erscheinungen sie rein apriorisch aus angeblich allgemeinen und überall gleich wirksamen Impulsen zu erklären. Derartige Phantasmen sind auch die Vorstellungen einer bestimmten sittlichen Verpflichtung, eines Kanons allgemeiner moralischen Ideen, eines ursprünglich identischen und überall lebhaften Gewissens u. s. f. Die naturgeschichtliche Analysis dieser Phänomene und die unbefangene Prüfung der Thatsachen zeigt aber ein ganz anderes Bild, das zu diesen metaphysischen Luftbildern schlecht paßt. „Man verbiete dem Tscherkessen oder Montenegriner die Ausübung der Blutrache, und er wird dies als einen Act schreiendsten Unrechts empfinden; man muthe einem civilisirten Europäer zu, Blutrache zu üben, und er wird erwidern, daß er damit ein Unrecht begehen würde. Der patriarchalische Häuptling, welcher seine Tochter aus Familienrücksichten ihrer Neigung zuwider an einen Mann verkauft, findet unter seinen Stammesgenossen keinen Tadel; er sorgt, wie es ihm zukommt, für das Beste seiner Familie, und er wird im Widerstreben seiner Tochter nur einen Frevel gegen seine patriarchalische Autorität finden. Der gebildete Europäer würde eine solche Handlung als Unrecht empfinden. Der Muselman, welcher vom Glauben seiner Väter abfällt, weiß, daß er sich dadurch eines todeswürdigen Verbrechens schuldig macht; der christliche Europäer beansprucht als ihm von Rechts wegen zukommend vollständige Gewissensfreiheit in religiösen Dingen. Der Deutsche des Mittelalters empfand, daß dem Geräderten, Verbrannten oder Lebendiggesottenen recht geschehe; der Deutsche des 19. Jahrhunderts würde solche Strafen als schreiendes Unrecht empfinden. Bei den Somali ist der Räuber ein Ehrenmann, der Mörder ein Held, und der Alfure gelangt erst zur vollen Menschenwürde, wenn er einen Menschen erschlagen hat, darf sich daher auch nicht eher verheirathen. Bei jedem Culturvolk ist der Räuber und Mörder lediglich Verbrecher. In China erhält der Arzt, welcher ein Recept unregelmäßig schreibt, Prügel. Unserm Rechtsbewußtsein würde das schwerlich entsprechen. Nach dem Gesetzbuch Manu's soll dem Sudra, welcher einen Brahminen auf seine Pflichten hinweist, glühendes Oel in Ohren und Mund gegossen werden, und der alte Aegypter fand es selbstverständlich, daß derjenige, welcher, auch nur aus Versehen, einen Ibis getödtet hatte, sterben müsse. Wir würden das für verrückt halten."

Trotz dieser Divergenz im Inhalt der einzelnen Rechtsnormen wäre es einseitig, die Entstehung des Rechts und des Rechtsgefühls selbst nur der äußern Erfahrung zuschreiben zu wollen; vielmehr muß als erste Voraussetzung des aus der Sitte und dem Herkommen erwachsenen Rechts ein ursprüngliches Bewußtsein dem Menschen zugeschrieben werden, im bestimmten Fall, je nach den allgemeinen socialen Verhältnissen verschieden, Recht von Unrecht unterscheiden zu können. Diese im Individuum mit mehr oder minderer Lebhaftigkeit sich bethätigende Empfindung wächst dem einzelnen aus der Volksseele zu, welche als schaffende kosmische Kraft für diesen Proceß zu betrachten ist. Weiter jedoch läßt sich erfahrungsgemäß diese Entwickelung nicht zurückverfolgen, und man würde nur müßige Speculationen

zu Tage fördern, da sich die Beziehung des einzelnen Menschen zu der ihn zeugenden Volksseele oder gar zum Weltgeist jeder anschaulichen und sichern Beobachtung entzieht. Wohl aber ist es gestattet, von diesem festen Punkte aus, dem mechanischen, in der Summe der Existenzbedingungen beruhenden Factor und dem ihm entsprechenden psychischen, in der Eigenart der menschlichen Natur begründeten die weitere morphologische Gestaltung des Rechtes in den verschiedenen Stufen systematisch zu erfassen. Für diese Perspective läßt sich ein fundamentaler Gesichtspunkt aufstellen, der sich trotz aller Variationen bezüglich des Inhalts immer wiederholt: das ist der Gedanke, das Recht als das Facit von verschiedenen gegeneinander gerichteten Actionen aufzufassen, sodaß bestimmten Rechtsbrüchen mit immanenter Nothwendigkeit bestimmte Ausgleichsacte correspondiren. Schon die oberflächliche Betrachtung der primitivsten Organisationsform socialer Art, der Geschlechtsgenossenschaft, weist unverkennbar auf dies Princip hin.

Vergegenwärtigen wir uns in kurzen Zügen das Bild dieser ethnischen Erscheinung. Die Friedensgenossenschaft lebt als Horde ohne genauere sociale Abstufungen, ohne besonderes Eigenthum und ohne individuelle Ehe lediglich auf dem Boden der durch das gemeinsame Blut repräsentirten Stammesfreundschaft. Begeht ein Angehöriger einen Todtschlag gegen einen Stammesgenossen, so verliert er durch diese Schädigung des gemeinsamen Besitzstandes den Anspruch auf Schutz, er wird friedlos und vogelfrei. Der gewöhnliche Hergang wird für diesen Ausgleich der sein, daß der Mörder vielleicht schon im ersten Racheaffect wieder erschlagen wird und so die Störung sich ausgleicht. „Die Execution, der Ausgleich des Rechtsbruches findet völlig ohne Dazwischentritt eines logischen Processes statt", ganz im Gegensatz zu dem modernen Verfahren in der Rechtspflege. Richtet sich diese Störung des bestehenden Gleichgewichts gegen einen Fremden, so wird dies durch das Medium der dadurch provocirten Blutrache die Consequenz eines Krieges zwischen den beiden Geschlechtern nach sich ziehen. Da ja alle Stammesgenossen solidarisch füreinander haften, so kann eo ipso auch von einem Eingriff in die subjective Rechtssphäre des Einzelnen, und somit auch nicht von einem individuellen Schuldgefühl die Rede sein; denn es wird ja nicht, um es noch einmal zu constatiren, der einzelne, der eben in diesem Einerlei nichts bedeutet, verletzt, sondern die Gesammtheit. Deshalb trifft die Rache für die That auch sämmtliche Genossen des fremden Stammes, und es ist, wie wir schon früher sahen, ganz gleichgültig, wer von ihnen dem verletzten Rechtsgefühl zum Opfer fällt. „Individuelle Verschuldung, Zurechnungsfähigkeit, Absicht, Fahrlässigkeit, kurz alle mit dem individuellen Willen zusammenhängenden Begriffe sind der Urzeit durchaus fremd. Sie kennt nur Störungen des socialen Gleichgewichts zwischen zwei Geschlechtern und Ausgleiche solcher Störungen. Gerathen zwei Geschlechter dadurch, daß ein Genosse des einen gegen einen Genossen des andern einen Rechtsbruch begeht, in eine Blutfehde, so wird dabei nach individueller Verschuldung so wenig gefragt, wie heutzutage im Kriege zwischen zwei Staaten. Sowenig heutzutage ein einzelner Mensch von den Folgen eines Krieges verschont bleibt, weil er den Krieg persönlich nicht mit verschuldet hat, und so wenig ein Krieg sich nur gegen diejenigen richtet, welche ihn verursacht haben, so wenig kann sich ein Geschlechts-

genosse den Bluträchern gegenüber auf seine persönliche Unschuld berufen, und so wenig richtet sich die Blutrache nur gegen denjenigen, welcher die Blutthat begangen hat. Der Geschlechtsgenosse ist nicht blos verantwortlich für jeden Rechtsbruch, den er selbst begeht, sondern auch für jeden Rechtsbruch, den irgendeiner seiner Geschlechtsgenossen begeht, und zwar gleichviel, ob dieser Rechtsbruch ein verschuldeter oder ein unverschuldeter war, und jeder Geschlechtsgenosse macht für einen Rechtsbruch, der gegen ihn oder gegen einen seiner Geschlechtsgenossen begangen wird, nicht blos den Thäter verantwortlich, sondern jeden Geschlechtsgenossen desselben, ohne Rücksicht darauf, ob den Thäter oder irgendeinen seiner Geschlechtsgenossen dabei ein Verschulden traf oder nicht. Die Urzeit kennt daher weder einen individuellen Verbrecher, noch eine individuelle Buße oder Strafe." Denselben communistischen Zug finden wir auch, wie bereits an andern Orten erwähnt wurde, in Bezug auf die Ehe und das Eigenthum; eine individuelle Ehe kann bei der völligen socialen Gleichheit der Stammesgenossen nicht bestehen, der geschlechtliche Verkehr ist vielmehr vollkommen frei, und es würde für ein völlig unberechtigtes Privilegium gehalten werden, wenn in dieser Laxheit irgendwelche Beschränkung zu Gunsten einzelner eintreten sollte. Aus ebendiesem Grunde existiren noch nicht die Absonderungen in bestimmte Familien; vielmehr gelten die Kinder als Gemeinbesitz des ganzen Stammes, und das um so mehr, als sie vielfach zum Vater in gar keinem rechtlichen Verhältniß stehen, indem das ganze Erbrecht nach der weiblichen Seite gravitirt. An sich aber ist diese Frage für den regellosen geschlechtlichen Verkehr der Urzeit und für den damit zusammenhängenden Communismus des Vermögens völlig irrelevant; erst mit dem Aufkommen eines exogamischen Geschlechtsverkehrs gegenüber dem ursprünglich endogenen kann das Problem auftauchen, ob das Kind dem Geschlecht des Vaters oder der Mutter in Bezug auf die Erbfähigkeit folgt. Dieselbe Vermögensgemeinschaft (in die ursprünglich auch Frauen und Kinder rangiren) existirt natürlich auch in Bezug auf den ganzen übrigen Bestand des wirthschaftlichen Lebens; bei den Jägervölkern zeigt sich dasselbe Princip hinsichtlich des Rechts auf Grund und Boden. Die Territorien sind Collectiveigenthum des Stammes, der jedes Ueberschreiten der Jagdgründe durch andere Horden als Kriegsfall betrachtet, ähnlich wie die Nomaden ihre Weidebezirke vor fremden Eingriffen schützen.

Diesem so grell in allen Punkten von unsern Anschauungen abweichenden Bilde einer streng communistischen Urzeit, die nur noch in ganz rudimentären Ueberbleibseln in andern Entwickelungsphasen zu erkennen ist, schließt sich in der weitern Differenzirung der morphologischen Organisationen die durch das Beziehen fester Wohnsitze zu Macht und Ansehen gelangte Geschlechtsverfassung an, die sich wesentlich auf eine gaugenossenschaftliche Structur stützt, sei es nun, daß ein Königthum als leitender Factor auftritt, oder daß eine Geschlechtsaristokratie sich entwickelt. Besonders sind hierbei kriegerische Berührungen für die dadurch entstehenden socialen Abstufungen der ursprünglich gleichartigen Genossenschaft von hervorragender Wichtigkeit; nach der einen Seite scheiden sich die Sklaven und Hörigen, nach der andern die Adeligen und Gaufürsten aus diesem Proceß ab. Entweder bleibt nun dies neue Ferment, das herrschaftliche Princip, in seiner Entfaltung

zurück, oder es erzeugt alle Nuancirungen des Feudalismus, wie ihn die Völkergeschichte aufweist. Jener Fall findet sich realisirt bei den meisten Republiken des Alterthums und Mittelalters, dieser z. B. durchgängig bei den centralisirten Staaten Europas bis in die Neuzeit hinein. Je nachdem der anfänglich allein wirksame Factor der genossenschaftlichen und der später auftretende des herrschaftlichen Princips die Oberhand gewinnt, gestalten sich eben die aus diesem Proceß resultirenden ethnischen Bildungen verschieden. „Es ist möglich, daß das genossenschaftliche Princip zur ausschließlichen Herrschaft gelangt; alsdann entsteht eine demokratische Verfassungsform. Es ist auch möglich, daß das herrschaftliche Princip zur ausschließlichen Herrschaft gelangt; alsdann entsteht eine aristokratische oder monarchische Verfassungsform. In der Regel finden sich jedoch Mischungen beider Organisationsprincipien. Sie ringen miteinander und gerathen an einem bestimmten Punkte in eine Gleichgewichtslage." Jedenfalls läßt das neue Princip schon manche andere Anschauungen aufkommen; während wir in der ursprünglichen Friedensgenossenschaft eine factische und juristische Gleichberechtigung aller antrafen, einen strengen Communismus in allen Beziehungen, beruht diese herrschaftliche Organisation auf dem Grundsatz der Subordination, auf einem Dienstverhältniß des Hörigen gegen den Herrn, auf einer Unterordnung des Unterthanen unter die Obrigkeit. Während die dienenden Bevölkerungsklassen die herrschenden mit Abgaben und Fronen, mit kriegerischen Hülfeleistungen u. s. f. unterstützen, haben diese dafür die Schutzpflicht auszuüben: Verhältnisse, die oft bis in das kleinste Detail genau geregelt sind. Es bedarf nur des Namens der Lehnsverfassung, um sofort mit einem Schlage das Bild einer solchen, auf feudalistischen Grundlagen errichteten Organisation, wie sie sich ja namentlich in unserm Vaterlande verhängnißvoll entwickelt hat, sich zu vergegenwärtigen. Erst in dieser Periode kann der einzelne als Rechtsobject gefaßt werden, mit bestimmten Pflichten und Ansprüchen ausgestattet; erst jetzt kann sich ein individuelles Pflichtgefühl, eine individuelle Schuld und Strafe bilden, wie wir es vorschnell auf jeder Stufe des menschlichen Daseins anzunehmen geneigt sind. Erst jetzt entsteht ein individuelles Eigenthum besonders durch die Bestellung des Feldes, während Weide und Wald vielfach noch ungetheiltes Gemeindeland bleiben. Dennoch ist aus naheliegenden Gründen die Stellung der schon als Individuen anerkannten Schützlinge eine sehr gedrückte, ja man kann geradezu sagen, daß in den meisten Fällen diese Umwandlung der friedensgenossenschaftlichen in eine herrschaftliche Organisation materiell nur den Regierenden Vortheil bringt, indem Leben, Eigenthum, Freiheit und Ehre häufig ein ausschließliches Privilegium der herrschenden Kaste bilden. Erst mit dem Zerfall des Feudalismus, mit dem langsamen Aufrücken der Unfreien zu Freien, mit der durch die staatlichen Formen immer mehr vervollkommneten Rechtssicherheit wächst die Macht und Bedeutung der einzelnen Persönlichkeit ohne Rücksicht auf Geburt und politische Stellung. Die moderne Zeit befindet sich offenbar in einem Stadium der Absorption der feudalistischen Formen, wie sie uns das Mittelalter noch überliefert hat, während z. B. das chinesische Reich diese Uebergangsperiode schon überwunden und nach dem Zerfall des herrschaftlichen Elements rein demokratische Institutionen geschaffen hat.

Eine solche vergleichend ethnologische Behandlung der rechtlichen Institutionen und ihre rückläufige Untersuchung bis zu der primitiven Organisation der Geschlechtsgenossenschaft wird freilich den landläufigen, philosophisch-historischen Versuchen nicht sehr gefallen. Man wird sich vor allen Dingen, wie wir bereits gelegentlich bemerkten, daran gewöhnen müssen, manches, was bisher als rein apriorische Anlage verehrt wurde, nach den Principien der Naturwissenschaft genetisch zu erklären und auf seine letzterreichbaren Motive hin zu verfolgen. Dadurch würde auch für die wissenschaftliche Handhabung und Anordnung der betreffenden Probleme eine ganz andere Folge sich ergeben. Während die bisherige Ansicht noch immer von unsern Anschauungen und Einrichtungen als den normalen auszugehen pflegt und alle Abweichungen demzufolge als Misbildungen auffaßt, würde eine auf dem umfassenden Material der Völkergeschichte basirende Untersuchung bei den einfachsten und dürftigsten Associationsformen der menschlichen Rasse beginnen und nun die weitere, durch die verschiedenartigsten Gründe bedingte Differenzirung genau in ihren einzelnen Graden und Uebergängen feststellen. Sie müßte also, um ein Beispiel zu geben, uns die Entwickelung verständlich machen können, die sich von dem ursprünglichen Communismus der Urzeit bis zu der streng persönlichen Beurtheilung des Menschen als Rechtsobject im modernen Sinne vollzogen hat. Sie müßte, wie Post fordert, mit dem Collectivrecht beginnen und aus diesem das Individualrecht zu deduciren haben. Erst durch diese genetische Behandlung würde sie den Charakter des Wunderbaren und Uebernatürlichen von der Entwickelungsgeschichte unsers Geschlechts tilgen, der ihr immer noch entgegen jeder wissenschaftlichen Zulässigkeit anhaftet, indem sie alle Rechtsanschauungen, welche die jetzige Zeit als selbstverständlich und gegeben voraussetzt, als Producte eines unendlich langen und zum Theil complicirten vorgeschichtlichen Processes nachweist.

Ich eile zum Schluß. Wenn Bastian in dem Vorwort zu seiner neuesten Schrift („Ueber den Fetischismus") den ihm häufiger gemachten Vorwurf einer schwer verständlichen Sprache und Darstellung mit der Bemerkung zu mildern sucht, daß gegenüber den ausgefahrenen Gleisen der übrigen Wissenschaften die Ethnologie im ganzen und großen noch auf unbekannten und nicht selten recht dornigen Pfaden zu wandeln habe und diese selbstredend die ganze Diction erheblich beeinflussen, so hat er meines Erachtens recht. Schon deshalb, weil es schwer fällt, dem Leser mit bestimmten, an sich wissenschaftlich unanfechtbaren, aber zu wenig gemeinverständlichen Begriffen eine klare, gleichsam sinnfällige Anschauung zu geben, ist der Ethnolog andern Forschern gegenüber im Nachtheil. Dennoch darf ich wol hoffen, daß der Sinn meiner an den Anfang dieser Betrachtung gestellten Definition von der Ethnologie als einer Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geschlechts oder des menschlichen Bewußtseins einigermaßen durch diese auf die verschiedensten Gebiete gerichteten Excurse vor Misdeutungen geschützt ist. Es war schlechterdings unmöglich, in dieser allgemeinen Darstellung die Fülle des ungeheuern Stoffes auch nur annähernd zu erschöpfen; ich habe mich deshalb darauf beschränken müssen, an einigen hervorragenden Erscheinungen des Völker-

lebens sowol die Methode als auch damit die Resultate dieser vergleichenden Untersuchungen zu veranschaulichen. Die Sprache, Schrift, die Zähl- und Meßkunst, eine ausführliche Uebersicht über Riten und Ceremonien und anderes mehr konnte ich nicht mitberühren, wollte ich wenigstens einigen wichtigen Factoren in diesem Proceß, wie Religion, Recht und Sitte, in entsprechender Weise gerecht werden. Ebenso habe ich es absichtlich vermieden, die weitgehenden, wenn auch erst allmählich bemerkbaren Einflüsse zu schildern, welche die philosophische Auffassung des Menschen, seiner Stellung im Weltall und seiner Geschichte auf der Erde von der Ethnologie erfährt und erfahren muß. So viel ist klar, daß das Märchen von einem isolirten Vernunftreiche, für das die Naturgesetze keine Geltung haben sollten, von einer absoluten Willensfreiheit, einem transscendenten Charakter seine Rolle ausgespielt hat, und daß überhaupt jede rein animistische, metaphysische Weltanschauung im unrettbaren Untergang begriffen ist. Aber da einerseits jener ganze Proceß sich noch im Stadium unmittelbarer Gärung befindet und andererseits zu viel subjective Elemente sich hineindrängen, so hielt ich es nicht für angezeigt, dieses interessante Problem näher zu prüfen. Nicht minder war ich genöthigt, in der Auswahl der Schriftsteller selbst mich mit den Koryphäen der Wissenschaft zu begnügen, ohne die nicht unbeträchtliche Reihe von verdienstvollen Männern nennen und besprechen zu können, die in Monographien einzelne Seiten des gewaltigen Werkes weiter ausbauen helfen; eine allgemeine Skizze, wie sie hier gegeben werden sollte, vertrug selbstverständlich nicht ein solches Eingehen auf das Detail. Nur einen Punkt möchte ich noch am Schluß hervorheben: das rein persönliche Interesse, das jeden Denkenden dieser Wissenschaft zuführen muß. Ist sie mit der Geschichte der Cultur zugleich die Geschichte des menschlichen Intellects, kann sie erst von einem universellen Standpunkt aus die Entstehung und Entwickelung der Ideen in den verschiedenen Organisationsformen unsers Geschlechts analytisch nachweisen, so lernt damit eo ipso jeder erst in dieser vergleichenden Uebersicht das Werden seiner eigenen Persönlichkeit, seinen eigenen Geist verstehen und begreifen und sich selbst als integrirenden Bestandtheil einer Geschichte auffassen, der er bis dahin nur als fremder Zuschauer theilnahmlos gegenüberstand.

Cavour und Garibaldi im Jahre 1860.

Eine Episode aus der Entstehungsgeschichte des Königreichs Italien.

Von

Otto Speyer.

I.

Die zweite Hälfte des dritten Bandes der von Luigi Chiala herausgegebenen Briefe des Grafen Camillo Cavour (deutsch von Bernardi; Leipzig, Grunow, 1884) bringt in den Nummern 530—653 wichtige Beiträge zur Beurtheilung des vielbesprochenen und vielgetadelten Verhaltens des norditalienischen Ministerpräsidenten sowol gegenüber dem verwegenen Unternehmen Garibaldi's gegen das Königreich beider Sicilien wie betreffs seines Verhältnisses zu dem berühmten Freischarenführer selbst. Waren auch viele dieser Briefe, zumal die an Admiral Persano und an das Haupt des italienischen Nationalvereins, La Farina, gerichteten schon längst bekannt, so werden dieselben doch durch eine bedeutende Anzahl neu ans Licht gezogener vervollständigt, zum Theil commentirt, und manche noch vorhandenen Lücken ausgefüllt. Konnte schon vorher für den unparteiischen Beurtheiler kaum ein Zweifel bestehen, daß die zweideutige Rolle, welche Cavour im Frühling und Sommer 1860 spielte, eine ihm durch die Umstände aufgezwungene und die einzige war, durch die er sein großes Werk der Befreiung und Unificirung Italiens fördern, ja vor dem vollständigen Mislingen behüten konnte, so gewinnt doch diese Ueberzeugung durch die neue Veröffentlichung noch wesentlich an Consistenz und muß sich jedem Leser aufdrängen, der nicht etwa die ganze italienische Einheitsbewegung principiell verdammt. Und wenn schon vorher die Geschichte ihr Verdict dahin abgeben mußte, daß bei dem nicht minder durch eine unglückliche Verkettung von Umständen, wie durch den Gegensatz der Naturen und Anschauungen hervorgerufenen Zerwürfniß zwischen den beiden größten Vertretern der italienischen Revolution Cavour stets nur so gehandelt hat, wie es das Interesse des Vaterlandes gebot, so erhielt auch diese Thatsache durch jene Briefe eine neue wesentliche Bestätigung. Wir nehmen deshalb Veranlassung, an der Hand dieser Correspondenz, natürlich unter steter Berücksichtigung des bereits Bekannten, das Verhältniß zwischen beiden Männern, und zumal das Verhalten Cavour's im Frühling und Sommer 1860 eingehend zu beleuchten. Handelt es sich doch hier um zwei der

hervorragendsten und eigenartigsten Persönlichkeiten der neuesten Geschichte, deren Zusammenstoß nicht nur ein politisches, sondern auch ein allgemein menschliches Interesse und Momente voller dramatischer Wirkung darbietet.

Garibaldi war von Jugend auf begeisterter Republikaner. Seine schlimmen Erfahrungen mit den südamerikanischen Republiken, für die er gekämpft hatte, vermochten ihn darin nicht irrezumachen. Aber die Liebe zum Vaterlande und die Sehnsucht, dasselbe frei und unabhängig zu sehen, waren mächtiger als seine Schwärmerei für das republikanische Ideal. Doch waren weder die Art und Weise, wie die sardinische Regierung im Sommer 1848 das Anerbieten seiner Dienste aufnahm, noch die folgenden Ereignisse: die Reaction von 1849, die muthvolle, aber vergebliche Vertheidigung Roms, sein verhängnißvoller Rückzug von dort und seine zweite Verbannung aus dem Heimatlande, geeignet, seinen Haß gegen Tyrannen und Priester zu beseitigen und ihm Sympathie für die monarchische Staatsform zu erwecken. Als er dann nach mehrern Jahren abermals an der vaterländischen Küste landete, hatte sich äußerlich in Italien nichts verändert. Oesterreich und die Reaction herrschten von den Alpen bis zum Aetna. Nur das kleine Piemont im Nordwesten hielt noch das nationale Banner und die constitutionelle Freiheit hoch. Anfangs traute Garibaldi dem „Aristokraten" Cavour, der am Steuerruder des Staates stand, sowenig wie Mazzini und Genossen. Als aber der Minister im Frühling 1856 vom Pariser Friedenscongreß als der zurückkehrte, „der das Vaterland mit offenem Visir vertheidigt"*), als die edelsten Vertreter der italienischen Emigration, die Manin, Pallavicini, La Farina, den Italienischen Nationalverein gründeten und deshalb mit Cavour zu gemeinsamem Handeln zusammentraten, ließ auch der edelherzige Republikaner sich bereden, dem Verein beizutreten und sein Schwert mit Italien zugleich dem Königthum Victor Emanuel's und der Dynastie Savoyen zu weihen. Ja, er erklärte sich bereit, Cavour in allem begeisterte Gefolgschaft zu leisten, sobald er nur energisch das ersehnte Ziel anstrebe. Eine geheime Zusammenkunft zwischen beiden im December 1858 besiegelte das Einverständniß. Daß man seitens der regulären Armee, und zumal der französischen Bundesgenossen den alten Parteigänger und Freischarenführer mit unverhohlenem Mistrauen und kaum versteckter Misachtung behandelte, störte das gute Verhältniß zwischen Cavour und Garibaldi so wenig wie die unerwartet geringen Erfolge des letztern und seiner Freiwilligen in der Lombardei 1859, die freilich nur zum kleinern Theil auf des Generals eigene Rechnung kamen. Ueber den Frieden von Villafranca, der — die fast wortgetreue Erfüllung einer Prophezeiung Mazzini's — wie eine Bombe unter die italienischen Patrioten aller Schattirungen fiel, dachten und empfanden beide gleich; wir wissen, daß es eine Zeit gab, wo Cavour nicht übel Lust bezeigte, sich als Freischärler anwerben zu lassen. War aber Garibaldi schon durch Villafranca tief verstimmt und mis-

*) „Colui che la difese a viso aperto" (Dante, „Inferno", X, 93), Unterschrift unter einer Büste Cavour's, welche ihm die nationale Partei in Toscana zum Andenken an sein Auftreten für Italien widmete.

trauisch gemacht, so wuchs sein Unmuth von Tag zu Tag, als man ihm, der zum Heerführer der insurgirten Provinzen Mittelitaliens gewählt worden war, das Einrücken in die Marken und Umbrien ernstlich wehrte. Zwar gehorchte er auch hier wie immer dem Befehl, der ihn ad audiendum verbum regis nach Turin zurückrief, zog sich aber alsbald finster grollend auf sein Eiland zurück, voller Haß und Verachtung für die „elende Fuchspolitik" der piemontesischen Regierung. Von hier aus unterhielt er einen lebhaften Verkehr mit den Häuptern der Actionspartei. Indem er die Hoffnung aufgab, offen mit Hülfe der oberitalienischen Regierung seine Pläne zur Befreiung des übrigen Italien ausführen zu können, war er fest entschlossen, sein Ziel auch ohne, und nöthigenfalls gegen dieselbe zu verwirklichen. Wiederholt wurde zwischen ihm und den Gesinnungsgenossen erwogen, ob sich die erste Unternehmung gegen die römische oder die bourbonische Regierung richten solle. Garibaldi selbst war für die erstere Alternative: die Erinnerungen an 1849, wo er seinem Schwur, als General der römischen Republik dieselbe bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen, zum Trotz durch die französische Uebermacht zum Rückzug gezwungen worden war, zogen ihn nach Rom; es erschien ihm als eine Ehrenpflicht, vor allen Dingen sein Wort von damals einzulösen. Aber die Aussichtslosigkeit des Unternehmens, mit einem Freischarencorps die Macht Frankreichs herauszufordern, konnte selbst einem so sanguinischen Idealisten nicht ganz entgehen. Vorsichtigere Freunde, zumal die Häupter des Nationalvereins, die noch nicht allen Einfluß auf ihn verloren hatten, riethen dringend, sich zunächst nach Sicilien zu wenden. Hier lag massenhafter Zündstoff aufgehäuft, bereit, bei der ersten Veranlassung in helle Flammen aufzuschlagen. Zu dem Widerwillen gegen die bourbonische Willkürherrschaft kam hier der alte Haß der Inselbewohner gegen das festländische Regiment. Der damalige sardinische Premierminister Rattazzi begünstigte heimlich die Verschwörungen und Rüstungen der Actionspartei. Als er, vollkommen unfähig, den verschlungenen Knoten der italienischen Frage zu lösen, seinem größern Rivalen Platz machen mußte, änderte sich die Sachlage. Mit seinem scharfen staatsmännischen Blick erkannte Cavour, daß es jetzt vor allem darauf ankomme, die Annexion Mittelitaliens, der Emilia und Toscanas zu realisiren. Es galt deshalb zunächst, den Kaiser Napoleon zu vermögen, seine bisher stets, wenigstens in Bezug auf das Südapenninenland, verweigerte Zustimmung zu geben. Ein gleichzeitig von Oberitalien ausgehendes Freischarenunternehmen gegen Süditalien würde ein peremtorisches Nein! von Paris her zur unmittelbaren Folge gehabt haben. So warnte Cavour schon wenige Tage nach der Uebernahme der Regierung den sardinischen Gesandten in Neapel vor jeder Begünstigung von Unruhen und Demonstrationen gegen die Bourbonen; ja, er ging so weit, der neapolitanischen Regierung ein Bündniß anzubieten, um Zeit zur Organisation des neuen Königreichs Oberitalien zu gewinnen und zugleich den von einflußreicher Seite begünstigten Plan einer Wiederaufrichtung der Dynastie Murat in Neapel zu vereiteln. Als aber von dem verblendeten Bourbon jede Verständigung abgelehnt wurde, als er zugleich mit der Kunde von einer geplanten Allianz zwischen Oesterreich, Neapel und dem Papste zur Wiederherstellung des status quo ante in Italien sichere Nachricht erhielt, daß die neapolitanische Re-

gierung rüste, um die päpstlichen Staaten gegen die Revolution und eventuell gegen Oberitalien zu schützen, erließ er einen energischen Protest gegen die beabsichtigte Invasion. In der That gab Franz II. den Plan in Erkenntniß seiner einem solchen Unternehmen nicht gewachsenen Kräfte auf.

Wenn es, wie aus mündlichen und schriftlichen Aeußerungen unzweifelhaft hervorgeht, von nun an bei Cavour feststand, daß die süditalienische Frage nur durch Krieg oder Revolution ihre endliche Lösung finden werde, so war es doch zunächst sein eifrigstes Bemühen, den Conflict so weit wie möglich hinauszuschieben. In diesem Sinne suchte er auch auf die ihm näher stehenden unter den Männern der That, zumal die Mitglieder des Nationalvereins einzuwirken, ohne den Erfolg jedoch, und vielleicht auch ohne die Absicht, die geheimen Vorbereitungen zu einer Insurrection und Invasion Siciliens ganz zu hintertreiben.

In der Mitte des März 1860 war nach der von Napoleon als Bedingung seiner Einwilligung geforderten Volksabstimmung die Annexion Mittelitaliens zur vollendeten Thatsache geworden: am 11. wurden die Bewohner der Emilia, am 22. die Toscaner „in den Schos der italienischen Familie aufgenommen". „Herzoge, Erzherzoge, Großherzoge waren unter Haufen von Stimmzetteln für alle Ewigkeit in die Gruft gesenkt worden" (526).*) Schon am folgenden Morgen meldete sich der französische Gesandte, um den Blutpreis für die Zustimmung seines Herrn einzufordern. Vergeblich hatte Cavour wenigstens Nizza abzuhandeln versucht. Der Kaiser blieb unerschütterlich; der Kriegsminister Niel erklärte Savoyen ohne Nizza für werthlos. Am 23. März wurde der Abtretungsvertrag, natürlich mit Vorbehalt der Volksabstimmung in den betreffenden Landschaften und der Genehmigung der Kammern, abgeschlossen.

Zwei Tage nachher begannen die Wahlen zu dem neuen oberitalienischen Parlament. Die Anerbietungen der Wahlcollegien von Brescia und andern Städten verschmähend, trat Garibaldi als Candidat für Nizza auf. Der Vertrag vom 23. März war noch nicht bekannt, aber Gerüchte von der bevorstehenden Abtretung durchliefen das Land und riefen eine ungeheuere Aufregung hervor. Garibaldi war außer sich über eine Regierung, „die auf dem Punkte stehe, seine Vaterstadt zu verschachern wie ein Stück Vieh". „Ich habe für Nizza angenommen", schreibt er nach Brescia.... „Meine Vaterstadt befindet sich in Gefahr, in die Klauen des Herrn Beschützers zu fallen; meine Pflicht ruft mich an die Ufer des Varo.... Morgen muß ich vielleicht vor meinen Waffengefährten erröthen, wenn ich mich Italiener nenne — ihr werdet mich einen Unterthan des Mannes vom 2. Dec., des Beschützers des Papstes, des Bombardierers von Rom nennen." **)

Garibaldi wurde nicht ohne heftige Opposition erst beim zweiten Scrutinium erwählt. Die Partei der Annexionisten war nicht gering, größer noch die Zahl derer, die sich zu compromittiren fürchteten. Am 12. April interpellirte der neue Abgeordnete das Ministerium in gemäßigter und ruhiger, nicht dem eigenen Geiste

*) Die Zahlen in Parenthese bezeichnen die Nummer des Briefes in der Chiala'schen Sammlung.

**) Giuseppe Guerzoni, „Garibaldi", II, 7 fg. Anmerkung.

entstammender Form über den Abtretungstractat, den er als einen unconstitutionellen Act bezeichnete. Cavour antwortete in gleichem Tone, höflich und gemessen, widerlegte die Verfassungswidrigkeit, indem er den Tractat zugleich mit der politischen Nothwendigkeit und dem wahren Interesse Italiens rechtfertigte. Die Kammer beschloß eine Tagesordnung, in welcher sie der Regierung ihr Vertrauen aussprach, daß sie für die Aufrechterhaltung der constitutionellen Garantien und die Aufrichtigkeit und Freiheit der Abstimmung in Savoyen und Nizza Sorge tragen werde. Das waren freilich leere Worte: jedermann im Saale wußte das, aber das Parlament konnte und durfte nicht anders handeln. Garibaldi hingegen war es nicht gegeben, dergleichen bittere politische Nothwendigkeiten zu verstehen und sich darein zu fügen. Mit zorn- und haßerfüllter Seele verließ er den Palast Carignan. Die „feige Schacherpolitik" ekelte ihn an.

Am Tage nach jener Interpellation bestätigte das Plebiscit der unter Napoleonischem Hochdruck stimmenden Bevölkerung Nizzas den abgeschlossenen Vertrag: Garibaldi's Vaterstadt lag in Frankreich. Von diesem Augenblick an betrachtete er nach dem Ausdruck eines seiner Biographen den Grafen Cavour wie einen, der ihm die Mutter aus dem Arm gerissen und sie auf den Markt geschleppt habe. Der unheilvolle Bruch zwischen den beiden großen Männern, von denen das neue Italien zu seinem Werden doch keinen entbehren konnte, war vollzogen.

Garibaldi ahnte nicht, wie schwer Cavour das Opfer geworden war. Hatte dieser auch nicht einen Augenblick in seiner Handlungsweise geschwankt, so war er sich doch vollkommen bewußt, daß seine Popularität bei dem größten Theil des italienischen Volkes, und nicht bei diesem allein, mit der Abtretung Nizzas verloren sei. Und Camillo Cavour gehörte nicht zu den Staatsmännern, die, wie Fürst Bismarck, für Popularität keinen Pfifferling geben. Wer da glauben sollte, er sei gegenüber den Invectiven der radicalen Presse Italiens, den empörten Verdammungsurtheilen der liberalen Presse ganz Europas, zumal der von ihm so hochgeschätzten englischen gegen den abscheulichen „Menschenschacher" gleichgültig geblieben, würde den großen Patrioten vollständig verkennen. Aber er war sich bewußt, daß er dadurch nicht nur die Vereinigung der Herzogthümer und der Romagna mit dem oberitalienischen Reiche ermögliche, sondern die Wege zu weitern Annexionen, zur endlichen Vollendung des einheitlichen Italien ebne. „Vous voilà devenus nos complices, les complices même de nos folies!" rief er bei der Unterzeichnung des Vertrags dem französischen Gesandten, Fürsten Talleyrand, zu. Mit der Annahme von Nizza und Savoyen hatte Napoleon auf jeden Anspruch verzichtet, im Namen des bestehenden Rechtes gegen die nationale Bewegung in den römischen und neapolitanischen Provinzen und ihrem endlichen Anschluß an Oberitalien zu protestiren.

In einer seiner glänzendsten Reden zur Vertheidigung des am 24. Mai dem Parlament zur verfassungsmäßigen Bestätigung vorgelegten Optionsvertrages hatte Cavour die in geschlossener Schlachtordnung gegen ihn anrückenden Gegner von der Linken, voran Rattazzi, dessen endlosem Plaidoyer jeder „Brustton der Ueberzeugung" fehlte, und den radicalen toscanischen Ränkeschmied Guerrazzi mit seinem hohlen Phrasengeklingel entscheidend geschlagen. Eine ungeheuere Majorität beider

Kammern billigte den Tractat. Aber es war kein fröhlicher Sieg. Cavour selbst war tief innerlich erschüttert; der Schmerzensschrei der italienischen Patrioten in Nizza und die Verwünschungen derselben, Garibaldi an der Spitze, gegen den „Seelenverkäufer" klangen ihm noch auf seinem Sterbebett in die Ohren.

Es war nicht schwer, aus Cavour's Rede seine feste Ueberzeugung von dem einheitlichen Italien der Zukunft, die Anwartschaft auf Neapel und Palermo, auf Rom und Venedig herauszuhören. Heißt es doch darin unter anderm: „Italien ist noch lange nicht fertig; zu seiner Vollendung sind Allianzen unentbehrlich. Die einzige, die uns offen steht, die französische, war nur um diesen Preis zu haben." „Der Abtretungsvertrag", hatte er schon in seiner Beantwortung der Garibaldi'schen Interpellation ausgerufen, „steht nicht isolirt da; die Regierung betrachtet ihn als ein Glied in der Kette der Thatsachen, welche bereits erfüllt und derer, die noch zu erfüllen übrig sind." Aber es ist ein schwerer, wenn auch weitverbreiteter Irrthum, ihn jetzt schon mit neuen Annexionsgedanken beschäftigt zu glauben. Er war sich klar bewußt, daß ein nicht allzu kurzer Zeitraum vergehen müsse, bis sich die neuen Bestandtheile des Königreichs den alten vollständig assimiliren konnten. Vermied man es sorgfältig, von einer Annexion der erstern an Sardinien zu reden, so waren es doch die piemontesische Dynastie, Regierung, Verfassung und Disciplin, welche auf sie übertragen und ihren Bewohnern mundgerecht gemacht werden mußten. Hatte Piemont auch einen gesunden Magen, wie Cavour schrieb, und war derselbe, Graf Rechberg's entgegengesetzter Prophezeiung zum Trotz, wol im Stande, Toscana und die Romagna zu verdauen, so war doch seiner Assimilationskraft für einige Zeit genug damit zugemuthet. „Ich wünschte, der gegenwärtige Zustand der Dinge dauerte noch einige Jahre so fort", äußerte er gegen den sardinischen Gesandten in Neapel, den Marquis Villamarina, kurz nach der Annexion Mittelitaliens (532). Neapel und Sicilien, nicht nur räumlich am weitesten von Piemont entfernt, sondern auch in Sitten und Anschauungen, in Lebens- und Denkweise so verschieden von den nördlichen Provinzen, so scharf getrennt von den übrigen Staaten der Halbinsel, daß ihren Bewohnern Italien erst nördlich vom Garigliano begann, bildeten eine weit schwerer verdauliche Speise als die Provinzen des Centrums. Aber ebenso wie Cavour wußte, daß sich eine legitimistisch-klerikale Verschwörung zur Wiedereinsetzung der alten Dynastien gebildet hatte; daß der neapolitanische Hof mit dem spanischen und römischen in diesem Sinne verhandelte und Oesterreich zumal durch den Einfluß der Kaiserin-Witwe Karoline Auguste zum Kriege stachelte: so konnte es ihm andererseits nicht verborgen bleiben, daß eine dumpfe Gärung, eifrigst gefördert von der zahlreichen und rührigen Emigration, in den Südprovinzen herrschte, sodaß man jeden Augenblick gewärtig sein mußte, partielle Revolutionen, sei es im Sinne der Nationalmonarchie, der Republik, der Dynastie Murat oder der Autonomie Siciliens ausbrechen zu sehen, die für die Verwirklichung der italienischen Einheitsidee leicht verhängnißvoll werden konnten. Ein zufällig bekannt gewordener Bericht des neapolitanischen Statthalters in Palermo meldete von dem erschreckenden Ueberhandnehmen des revolutionären Geistes auf der Insel. Dazu kam die Gefahr von seiten der extremen Parteien im Königreich Oberitalien selbst

und der Emigration. Die Abtretung Nizzas hatte auch viele Gemäßigten verstimmt und vor allem die urtheilslose Jugend massenhaft in das Lager der Actionspartei getrieben. Der Nationalverein, bisher eine treue Stütze der Cavour'schen Politik, wurde schwierig und verlangte zum mindesten rasches und energisches Handeln im Süden. Zahlreiche Sicilianer, La Farina an der Spitze, harrten mit Ungeduld auf die Stunde, wo sie den vaterländischen Boden würden betreten, die Vereinigung ihrer Heimatsinsel mit dem übrigen Italien proclamiren können. Seit der Annexion Toscanas traten die längst insgeheim gebildeten Comités in den Küstenstädten offen hervor; die geheime revolutionäre Presse überschüttete Sicilien mit Brandschriften; der schlaue und fanatische Crispi durchreiste als Aufruhrprediger die Insel. Mazzinisten und Nationalpartei verbanden sich zu gemeinsamem Wirken. Der Ausbruch in Palermo am 3. April wurde zwar blutig unterdrückt; aber außerhalb der Thore der Hauptstadt griff die Insurrection um sich; ein mit wilder Grausamkeit geführter Guerrillakrieg verheerte ganze Bezirke, in andern herrschte zügellose Anarchie. Widerwillig mußte sich Cavour überzeugen, daß es unmöglich sei, die Lösung der süditalienischen Frage zu vertagen. „Ich glaube, wir werden bald genöthigt sein, einen Plan zu entwerfen, den ich gern noch erst längere Zeit hätte reifen lassen" (532). Aber eine Revolution in Neapel war ein Sprung ins Dunkle; weder ihre Lenkung noch ihr Ziel lag in seinen Händen; das mühsam kaum errichtete Staatsgebäude konnte mit ihr und durch sie zusammenstürzen. Um dieselbe und ihre möglichen verderblichen Folgen zu verhüten, machte er noch im März einen abermaligen ernsten Versuch, durch Vermittelung der russischen Regierung das neapolitanische Cabinet zu einer gemeinsamen nationalen Politik zu bewegen. Daß dieser Antrag nur ein Scheinmanöver gewesen sei, um der ausländischen Diplomatie Sand in die Augen zu streuen, ist eine durch nichts bewiesene Behauptung. Wol mochte seine Hoffnung eine geringe, seine Enttäuschung keine allzu große sein. Dennoch bewog er den König Victor Emanuel, noch am 15. April einen eigenhändigen Brief an Franz II. von Neapel zu schreiben, der mit den Worten schloß: „Wenn Sie meinem Rath nicht folgen, Sire, so kann die Zeit kommen, wo ich mich in die schreckliche Alternative versetzt sehen könnte, entweder die wichtigsten Interessen der eigenen Krone aufs Spiel zu setzen, oder selbst das Hauptwerkzeug Ihres Verderbens zu werden." Aber so deutlich der Wink war, so dringend der Antrag Sardiniens von Frankreich und England unterstützt wurde: alles prallte an dem von seiner klerikalen und reactionären Umgebung beherrschten König ab. Quem Deus vult perdere, dementat.

Inzwischen hatte der Ausbruch des Aufstandes in Sicilien die Thätigkeit der Actionspartei im übrigen Italien verdoppelt und verdreifacht. Ueberall wurden bald heimlich, bald öffentlich Werbebureaus für die Freiwilligen eröffnet, Genua und die toscanisch-päpstliche Grenze zu Sammelplätzen bestimmt, Waffen und Schiffe gekauft.

Die Zeit zum entscheidenden Entschluß war gekommen; darüber konnte sich Cavour nicht täuschen. Während hier die Insurrection und revolutionäre Inva-

sion schon begannen oder vor der Thür standen, nahm das königlich neapolitanische Heer kampfbereit in den Abruzzen, unweit der päpstlichen Grenze, Aufstellung; General Lamoricière hatte als der romantische Schildträger des Legitimitätsprincips den Oberbefehl über das buntscheckige Söldnerheer aus allen Gauen Europas im Kirchenstaat übernommen; Oesterreich hielt das modenesische Truppencorps marschfertig, um der Familie Este ihr Herzogthum wiederzuerobern, sobald sich Gelegenheit biete — wol nicht ohne Hoffnung, daß die überhandnehmende Revolution den Kaiser von Frankreich vermögen werde, sein Veto gegen jede bewaffnete Intervention in Italien zurückzuziehen und Oesterreich zu gestatten, in altgewohnter Weise „die Ordnung in Italien herzustellen".

Sollte Cavour dieser drohenden doppelten Gefahr gegenüber die Hände in den Schos legen? Daran war nicht zu denken, wenn nicht Piemont bereit war, die hochgehaltene Nationalfahne wieder zu senken und sich in seine bescheidenen Grenzen von einem Jahre zuvor zurückzuziehen. Aber was thun? Sich der Revolution offen anschließen? Das war nur möglich vermittels einer durch keine völkerrechtlich gültige Thatsache gerechtfertigten Kriegserklärung an Neapel. In der That trat Victor Emanuel für eine solche ein, während die Mehrheit des Ministerraths sich für die Alternative aussprach: „Krieg oder entschiedene Verhinderung der Freiwilligenexpeditionen." Cavour selbst schwankte kurze Zeit; aber dem durchdringenden Blicke des Staatsmannes konnte es nicht lange zweifelhaft bleiben, daß beide Wege zum Verderben führen mußten. Die vom Zaune gebrochene Kriegserklärung würde das Verdammungsurtheil ganz Europas über den frivolen Friedensstörer zur Folge gehabt und den aufs tiefste verstimmten Alliirten an der Seine vielleicht in die Lage versetzt haben, einer bewaffneten Intervention oder einem Offensiv- und Defensivbündniß zwischen Oesterreich und Neapel nicht länger entgegenzutreten. Sollte er sich nun den geplanten Unternehmungen zur Unterstützung der nationalen und freiheitlichen Bestrebungen im Süden mit Gewalt widersetzen und, indem er sie unmöglich machte, selbst den Sieg seiner Gegner und der bittersten Feinde des Nationalstaates sichern, die Niederlage seiner Freunde und der Nationalpartei im Süden nach Kräften fördern? Dann hatten seine persönlichen und politischen Gegner bei der Nation gewonnenes Spiel. Er eröffnete der geheimen Thätigkeit der Sekten, den vereinzelten Putschen, vergeblichen partiellen Aufständen und damit dem Triumph der Reaction Thür und Thor, setzte selbst das mühsam Errungene wieder aufs Spiel und gab die Regierung dem Hasse und der Verachtung des aufgereizten Volkes preis. Eine gewaltsame Unterdrückung der Bewegung hätte nach dem treffenden Ausdruck eines modernen Historikers auf den Körper der Nation wie ein gewaltsam zurückgetriebener Ausschlag gewirkt. Cavour war sich der unsichern Stellung des Ministeriums seit dem Abtretungsvertrage vollkommen bewußt. „Wir sind dadurch außerordentlich geschwächt worden", schreibt er (534) an den Minister des Innern, Farini, in Florenz. „Wenn Frankreich es so weiter treibt, dann wird die Nation gegen diese Macht und gegen uns in Entrüstung gerathen." Selbst am turiner Hofe, in der unmittelbaren Umgebung des ihm persönlich nicht allzu sehr zugethanen Königs, wurde heimlich gegen ihn gewühlt. Der ehrgeizige und eifersüchtige Rattazzi,

den er höher hielt, als dieser es verdiente, ließ sich von der frommen Camarilla als Sturmbock gegen ihn gebrauchen. „Diese ehrenwerthe Brüderschaft untergräbt Cavour durch Mittel, welche durch kein Gewissensbedenken beschränkt werden", schrieb d'Azeglio an seinen Freund Rendu. Garibaldi erließ eine Proclamation an die Nation, in der er den König als von furchtsamen Rathgebern umgeben darstellt. Cavour für furchtsam zu halten konnte freilich nur einem Garibaldi, diesem grand niais, wie ihn d'Azeglio nennt, beikommen, welchem Kühnheit nur zu oft mit Tollkühnheit identisch war. Aber die Lage des Ministers war furchtbar. Nach schwerem innern Ringen faßte er den einzig möglichen Entschluß: die Freischarenwerbungen und -Expeditionen gegen den Süden — und damit zugleich die Revolution im Königreich beider Sicilien selbst — offen zu verdammen, heimlich zu begünstigen und zu fördern. Er machte sich durchaus keine Illusionen darüber, daß er sich damit das Brandmal einer Lügnerrolle Europa gegenüber aufdrücke, ja, daß er einem großen Theil seiner Gesinnungsgenossen selbst unverständlich erscheinen müsse.

In einem Briefe an den Generalstatthalter von Toscana, Bettino Ricásoli (541), spricht er sich rückhaltslos über seine Politik aus: „Garibaldi offen unterstützen können wir nicht, und die individuellen Anstrengungen zu seinen Gunsten einschränken ebenso wenig. Wir haben daher beschlossen, keine weitern Expeditionen aus den Häfen von Genua und Livorno zu erlauben, aber die Sendungen von Waffen und Munition nicht zu verhindern, wofern sie mit der nöthigen Vorsicht ausgeführt werden. Ich verkenne die Uebelstände dieser unsichern Richtung durchaus nicht; aber ich wüßte keine andere anzugeben, die nicht noch größere und gefährlichere böte."

Nur zögernd und widerwillig ergab er sich in die ihn selbst anwidernde Rolle. Aber einmal von ihrer Nothwendigkeit überzeugt, führte er sie ohne Zögern und Schwanken durch, bereit, sich von den einen als Heuchler und verkappten Revolutionär, von den andern als Verräther an der großen Sache des Vaterlandes darstellen zu lassen. Aber wenn Cavour einem politischen Gegner gegenüber mit Recht hervorheben durfte (594), daß „ohne die vielfache Beihülfe der Regierung der General Garibaldi nicht abgereist, die Schiffe, welche später Medici beförderten, nicht angeschafft, weder Medici nach Cosenz je nach Sicilien gelangt und die Expedition Garibaldi's fruchtlos geblieben wäre", so ist es dennoch eine durchaus grundlose Erfindung, wenn man das Unternehmen gegen Sicilien für einen lange vorher festgestellten Punkt des Cavour'schen Programms hat ausgeben wollen. D'Azeglio hat vollkommen recht, wenn er in Bezug auf die sicilianische Expedition und ihre Folgen sagt: „Jede neue Evolution unserer Politik eröffnet eine Perspective, welche man nicht ahnte, und es sollte mich nicht wundern, wenn man später machiavellistischen Berechnungen und tiefen Combinationen viele Thatsachen und Lösungen zuschriebe, welche die scheinbaren Urheber selbst nie für möglich gehalten hätten."

Inzwischen waren schlechte Nachrichten aus Sicilien eingetroffen: die vollständige Unterdrückung der Insurrection schien nahe bevorzustehen. Garibaldi neigte sich von neuem dem Plane zu, zunächst in den Kirchenstaat einzufallen. Das

mußte vor allem vermieden werden. Aus mehr als einem Grunde konnte Cavour nicht daran denken, direct mit dem General zu verhandeln. Aber es gelang endlich durch die Einwirkung der sicilianischen Emigration, zumal La Farina's, der mit dem letztern wie mit Cavour Fühlung hatte (535), ihn davon abzubringen und zu überreden, Sicilien definitiv zum nächsten Zielpunkt zu wählen. Mit wunderbarer Geschicklichkeit wußte Cavour, stets unter dem Schein des Gegentheils, den Verschworenen Geld, Waffen und Schiffe in die Hände zu spielen.

In der Nacht vom 4. auf den 5. Mai 1860 enterten die Garibaldiner die von ihnen heimlich angekauften zwei Dampfer der Gesellschaft Rubattino im Hafen von Genua, scheinbar mit Gewalt*); 400 Freiwillige, Garibaldi an der Spitze, wurden eingeschifft und die Anker gelichtet, alles das natürlich unbemerkt von den Behörden. Am folgenden Tage telegraphirt Cavour die Nachricht von dem gesetzwidrigen Auslaufen der Schiffe, von denen man glaube, daß sie die Absicht hätten, sich nach Sicilien zu wenden, an den Kriegsschiffskapitän d'Aste in Palermo (537) und fügt hinzu: der Kapitän möge dem Zweck dieser Expedition durchaus fremd bleiben, sich auch nicht im geringsten einmischen. Da wurde ihm von anderer Seite mitgetheilt, Garibaldi beabsichtige dennoch, auf römischem Gebiet zu landen. Er telegraphirte deshalb an den Statthalter der Insel Sardinien in Cagliari (536), er solle die Expedition anhalten, wenn sie im sardinischen Hafen einlaufe; fügt aber bereits am 8. Mai hinzu: „Halten Sie die Expedition nicht auf offener See auf" (538). In der That hatte Garibaldi sich überreden lassen, 60 Freiwillige unter einem unfähigen Führer von dem toscanischen Hafenort Talamone aus an die päpstliche Grenze zu schicken, um Umbrien zu revolutioniren: ein trauriger Putsch, der ein rasches und klägliches Ende nahm.

Bei der Kunde von der glücklichen Landung der Garibaldiner in Marsala entstieg Cavour's Brust ein Seufzer der Erleichterung. Seine ersten Instructionen an den Admiral Persano, den Befehlshaber des Geschwaders im Tyrrhenischen Meere, waren so zweideutig gewesen, daß ein feines Verständniß dazu gehörte, den wahren Sinn desselben: „Seien Sie mit scheinbarem Eifer zur Verhinderung der Expedition möglichst blind und ungeschickt, und halten Sie zugleich womöglich die neapolitanischen Kreuzer fern", richtig herauszubuchstabiren. Aber Persano war hier besser an seinem Platze als 1866 bei Lissa; er antwortete kurz: „Ich habe verstanden."

In dem ersten Briefe an den Admiral, den unsere Sammlung mittheilt (540 vom 14. Mai), handelt es sich nicht mehr um diese Scheinrolle; Garibaldi ist glücklich gelandet, seine Schiffe sind zerstört, „man muß nun den Eventualitäten vorzubeugen suchen, die aus diesem verwegenen Unternehmen des Generals entstehen können". Cavour macht sich auf eine Kriegserklärung von neapolitanischer Seite gefaßt; Persano soll deshalb die Flotte im Hafen von Cagliari bereit halten. „Garibaldi", schreibt er zwei Tage darauf an Ricásoli (541), „ist in Sicilien gelandet. Es ist ein großes Glück, daß er seinen Plan, den Papst anzugreifen,

*) H. Reuchlin („Geschichte Italiens", IV, 160 fg.) gibt irrthümlich die Nacht vom 5. zum 6. Mai und drei Schiffe statt zwei an.

nicht ausgeführt hat. Daß er den König von Neapel bekriegt, kann man nicht verhindern. Mag das gut oder schlimm sein: es war unvermeidlich. Wenn man Garibaldi zurückgehalten hätte, würde er im Innern gefährlich geworden sein."

Der „eiserne Baron" war trotz seiner aristokratischen Allüren und obwol sonst ein geschworener Feind der radicalen Actionspartei, vollkommen damit einverstanden, daß man Garibaldi keine Schwierigkeiten in den Weg legen dürfe; ja Cavour mußte ihn sogar daran erinnern (543), daß es darauf ankomme, den Schein zu wahren und nicht durch allzu deutliche Begünstigung des Unternehmens die diplomatischen Schwierigkeiten zu vermehren. Dagegen waren die Parteigenossen Cavour's in Piemont selbst, und zumal die Offiziere der regulären Armee, höchst unzufrieden. Lieber offenen Krieg, sagten sie, als diese unwürdige Rolle, die Sardinien vor ganz Europa discreditiren müsse. Sie fürchteten außerdem einerseits, daß der revolutionäre Geist in Italien ähnlich wie 1848 überhandnehmen, und andererseits, daß das Freiwilligenheer seiner Aufgabe nicht gewachsen sein würde. Cavour suchte sie zu beruhigen und zu überzeugen. In einem Briefe an den Generalstabschef Cialdini's in Bologna, Oberst Cugia (542), sagt er: „Die Expedition Garibaldi's ist ein höchst bedenkliches Ereigniß. Dennoch bin ich der Ansicht, man könne und dürfe sie nicht verhindern. Sie wurde von England offen begünstigt und fand bei Frankreich nur schwachen Widerstand. Viele von unsern treuesten Anhängern unterstützten sie. Sollte ich gegen diese auftreten? Das wäre ein Misgriff gewesen, der große Schwierigkeiten im Innern verursacht hätte. Ich weiß, wir befinden uns wieder auf hoher See, in Sturm und Unwetter. Aber was ist zu thun? Solange Italien nicht fertig ist, kann man nicht daran denken, der Ruhe zu pflegen. Bitten Sie Cialdini innigst in meinem Namen, er solle sich's nicht verdrießen lassen und noch einige Zeit Geduld haben. Seien Sie ruhig; wir werden nöthigenfalls mit äußerster Energie gegen die Mazzinisten verfahren."

„Wird Frankreich Garibaldi in den Weg treten? Ich glaube es nicht", schrieb Cavour an Ricásoli. Aus allen seinen Aeußerungen zu dieser Zeit geht hervor, daß er von dieser Seite her kein wesentliches Hinderniß befürchtete. Er hatte Napoleon nicht umsonst zum Complicen gemacht. Der Kaiser mochte pro forma protestiren; an eine ernstliche Intervention konnte er nicht denken und noch weniger Oesterreich eine solche gestatten.

Die über Verhoffen große Majorität, mit welcher das oberitalienische Parlament den Cessionsvertrag am 29. Mai genehmigte, hatte die Stellung der Regierung wesentlich befestigt (545). Aber schon tauchte eine neue Gefahr am Horizont auf. Die Radicalen drangen in Garibaldi, sich zum Dictator Siciliens zu proclamiren. Die Gemäßigten, voran Ricásoli, bestürmten Cavour, diesen gefährlichen Schritt zu hintertreiben. Aber so sehr dieser die Besorgnisse betreffs der Folgen einer Dictatur Garibaldi theilen mochte, so erkannte er doch zugleich die Unmöglichkeit einer sofortigen Annexion der Insel, sowol den Garibaldinern wie der europäischen Diplomatie gegenüber. Kaiser Alexander II. hatte an den Rand der neapolitanischen Depesche, welche die Landung Garibaldi's und das Benehmen der sardinischen Regierung denuncirte, geschrieben: „c'est infâme"; der

österreichische Minister Graf Rechberg machte in seinen nach London und Paris gerichteten Protesten Piemont verantwortlich und drohte mit alsbaldiger Absendung eines Truppencorps nach Neapel; Spanien sprach sich in gleichem Sinne aus, Preußen remonstrirte in gemäßigtem, aber ernstem Tone. Cavour nahm das alles nicht allzu ernsthaft, leugnete so gut er konnte, erklärte die Dictatur Garibaldi's für eine Usurpation und protestirte zugleich (549) gegen jede bewaffnete Einmischung im Gebiet des Königreichs beider Sicilien mit Hinweisung auf die von Sardinien, Frankreich und England nach den von den letztern im Januar 1860 gemachten Vorschlägen aufgestellten Principien.

Größere Sorge als der Diplomatenchor und die papierenen Proteste machten Cavour die Mazzinisten und der Dictator selbst. Der letztere glaubte fest an das Märchen, das ihm seine radicalen Freunde erzählt, Cavour wolle die Neutralität Frankreichs durch die Abtretung der Insel Sardinien erkaufen. Dieser sandte La Farina als seinen Vertrauensmann nach Sicilien, um die gemäßigte Partei zu stärken und womöglich eine geregelte Regierung einzusetzen. Zugleich sollte er dem Admiral Persano bei seinen Bemühungen beistehen, die neapolitanische Flotte zu einem Pronunciamiento für Italien zu bewegen. Beide Pläne scheiterten zunächst: der erstere an dem Einfluß Mazzini's und seiner Gesinnungsgenossen, der letztere an der Unentschlossenheit und Uneinigkeit der Flottenführer. La Farina, der Garibaldi schon seit einiger Zeit wegen seines vertrauten Verhältnisses zu Cavour verdächtig erschien, vermochte keinen überwiegenden Einfluß auf den Dictator zu gewinnen. Der Forderung, Mazzini, der, Persano's Wachsamkeit entgehend, mit der bekannten Miß White in Palermo gelandet war, verhaften zu lassen, was Cavour für „einen der wichtigsten Dienste, die man Italien leisten kann" (552 und 557), erklärt hatte, setzte Garibaldi unerschütterlichen Widerstand entgegen; er wolle wol dem Könige, sagte er, aber nicht der turiner Regierung gehorchen.

Inzwischen hatte sein Zug von Marsala nach Palermo, die Eroberung dieser Hauptstadt, die Capitulation und der Abzug der neapolitanischen Besatzung (6. Juni) Italien mit Jubel, Europa mit Staunen erfüllt. Cavour selbst war tief ergriffen bei der Nachricht. Er erkannte klar den gewaltigen Eindruck, den die Uebergabe der großen, von einer Citadelle geschützten, von einer starken Besatzung vertheidigten Stadt an ein Freiwilligencorps von wenigen Tausenden in der ganzen Welt hervorbringen müsse. Von Garibaldi indirect eingeladen, von Cavour direct beordert, erschien Admiral Persano noch am Tage der Uebergabe mit dem piemontesischen Geschwader auf der Rhede von Palermo, um den siegreichen Freischarenführer als Statthalter seines Königs mit Salutschüssen zu begrüßen.

Der Fall der Hauptstadt wirkte mit rapider Ansteckung auf die übrige Insel; 14 Tage nachher wehte die bourbonische Fahne nur noch in Messina und auf den befestigten Halbinseln von Syrakus und Agosta. Und doch standen noch 30000 Soldaten in Sicilien, während Garibaldi's Heer durch die von Cosenz und Medici geführten, von Cavour begünstigten und ausgestatteten Nachschübe auf höchstens 8000 Mann angewachsen, durch viele Tausende sicilianischer Freiwilligen weit mehr behindert als verstärkt wurde.

Die Bevölkerung der Insel war wie im Taumel; überall wurde die dreifarbige Fahne aufgehißt und umtanzt, Victor Emanuel und das einige Italien proclamirt. Aber an die Stelle der despotischen Willkür trat die Anarchie. Der von Garibaldi in Palermo eingesetzten Regierung fehlte es an Macht, Fähigkeit und Entschlossenheit, um die Ordnung unter diesem verwahrlosten Volke, das sich, von jahrhundertelangem Druck befreit, den wildesten Racheacten und Excessen überließ, aufrecht zu erhalten und wiederherzustellen. Es erschien dringend nothwendig, durch die vollzogene Annexion diesem Zustande ein Ende zu machen. Cavour instruirte seine Vertrauten, in dieser Richtung zu wirken. Aber wenn Garibaldi auch nicht das Programm Mazzini's angenommen hatte, daß Italien erst nach seiner vollständigen Befreiung über die Frage: ob Republik oder Monarchie unter Victor Emanuel, entscheiden solle, so war es doch der radicalen Partei nicht schwer geworden, ihn zu überzeugen, daß er seine Dictatur nicht niederlegen dürfe, bis er nicht nur Neapel, sondern auch Rom und Venedig befreit habe. „Wenn man", erwiderte er dem Herzog von Verdura, dem Syndicus von Palermo, der auf den sofortigen Anschluß an das oberitalienische Königreich hingedeutet hatte, auf dessen Ansprache, „wenn man heute die Annexion vollzöge, so müßten die Befehle von anderswoher kommen; ich müßte die Hand vom Werke ab- und mich zurückziehen." Das wahre Motiv war das tiefgewurzelte, eifrigst geschürte Mistrauen Garibaldi's gegen Cavour, und zugleich eine Regung der Eifersucht gegen den großen Staatsmann. Im Gegensatz gegen die verkappten Republikaner in seiner Umgebung hielt er fest an dem Ziel des einigen Italien unter Victor Emanuel; aber darin stimmte er mit ihnen überein, daß ihm und „dem Volke", nicht der sardinischen Regierung, die er stets im Verdacht des Länderschachers hatte, der Ruhm der Befreiung ganz Italiens sowol vom fremden Joch wie von den eingeborenen Despoten zufallen solle. Daß Cavour's Politik und seine unermüdlichen Anstrengungen allein die Intervention des Auslandes bisher ferngehalten hatten, daß die Gefahr einer solchen in stetem Wachsen war, daß sie mit der Invasion des Kirchenstaates unvermeidlich wurde und daß er so auf dem besten Wege war, die Sache, der er sein Leben geweiht hatte, dem sichern Verderben entgegenzuführen: das vermochte der Mann „mit dem Büffelkopfe und dem Löwenherzen" nicht zu erkennen.

Die angeführten Worte Garibaldi's machten in Palermo wie in Turin tiefen Eindruck. Cavour, aufs peinlichste davon betroffen, mahnte doch in seinen Briefen (556 fg.) La Farina und Persano aufs eindringlichste, sich nicht mit Garibaldi zu verfeinden. „Eine Reibung mit Garibaldi muß um jeden Preis vermieden werden. Die Macht der Umstände selbst wird diesen zwingen, sich der verständigen, ehrenhaften und patriotischen Männer zu bedienen, gegen die er jetzt mistrauisch ist. ... Suchen Sie mit Garibaldi auf gutem Fuße zu bleiben und ihn davon zu überzeugen, daß der König und seine Regierung volles Vertrauen in ihn setzen." Was er selbst früher gefürchtet hatte, wünschte er jetzt: „Es wäre gut, wenn Garibaldi nach Calabrien ginge" (556). Er hoffte, daß nach dem Abzuge des Führers mit seinem Freiwilligenheere die Bevölkerung selbst den sofortigen Anschluß an Oberitalien durchsetzen würde. Ricásoli, die mazzinistische Ge-

fahr erkennend, vielleicht überschätzend, schrieb Brief auf Brief voll dringender Ermahnungen an Cavour, sich selbst an die Spitze der Bewegung zu stellen, so schnell als möglich die Annexion Siciliens zu bewerkstelligen und so der sinnlosen Dictatur und dem Doppelregiment ein Ende zu machen. „Er schreibt und schreibt, telegraphirt Tag und Nacht, überschüttet uns mit Rathschlägen, Warnungen, Vorwürfen, ich möchte fast sagen mit Drohungen." Mit großer Feinheit und Gewandtheit, aber mit mäßigem Erfolge suchte Cavour dem einflußreichen, leidenschaftlichen, starr an seinen Principien festhaltenden Manne, der, ein entschiedener Feind aller krummen Wege, leicht dahin kam, mit dem Kopf durch die Wand zu wollen, die praktische Undurchführbarkeit seines Rathes klar zu machen (558, 560, 599).

Garibaldi's Antwort an den Herzog von Verdura hatte zur nächsten Folge gehabt, daß die beiden annexionistisch gesinnten Mitglieder aus der sicilianischen Regierung austraten. Garibaldi, von Crispi beeinflußt, wollte zwei Mazzinisten an ihre Stelle setzen; aber eine imposante Volksdemonstration, die bei ihm ihres Eindruckes nie verfehlte, veranlaßte ihn, abermals dem Anschluß günstig gesinnte Männer zu wählen. Dadurch wurde der Zwiespalt noch größer. La Farina setzte alle Hebel in Bewegung, die sofortige Annexion zu erzwingen. Vergeblich hatte ihm Cavour, der seinen Mann kannte, geschrieben: „Nehmen Sie sich Zeit zum Handeln" (546). In massenhaften Plakaten an den Straßenecken und auf den öffentlichen Plätzen forderte er im Namen des sicilianischen Volkes den alsbaldigen Anschluß an Norditalien. Die empörten Garibaldiner und Republikaner beschlossen, ihn beiseitezuschaffen. Man verbreitete das lächerliche Gerücht, er habe Meuchelmörder gegen Garibaldi gedungen. Am 7. Juli wurde er verhaftet, auf ein Schiff gebracht und nach Genua geschickt. So wurde dieser glühende Patriot, den dreimal vorher eine despotische Regierung in die Verbannung getrieben, jetzt von einer revolutionär-republikanischen aus der Heimat verjagt.

Es war ein Schlag in Cavour's Gesicht. Wenige Tage später schreibt er an einen intimen Freund (572): „Das Ministerium hat keinen Einfluß auf Garibaldi. Im Gegentheil: er trotzt allen, von denen er voraussetzt, sie ständen mit uns im Bunde. Er hat La Farina unwürdig behandelt. . . . Alle, die es versuchten, ihn betreffs dieses Punktes zur Vernunft zu bringen, hat er entfernt." Man hat es Cavour verdacht, daß er sich des Ausgestoßenen nicht öffentlich annahm, nicht öffentlich gegen die Ausweisung protestirte. Aber er mußte mit Recht fürchten, dadurch der Sache, die er verfocht, zu schaden, indem er den klaffenden Riß noch unheilbarer machte; und wo es der Sache galt, hat er stets im Nothfall die Person geopfert, andere sowol wie sich selbst.

Aber wenn er die Augen gegen vieles schloß, was direct oder indirect gegen ihn und die oberitalienische Regierung gerichtet war, so hatten Geduld und Langmuth doch ihre Grenzen. Garibaldi hatte mit Zustimmung des Königs den bekannten sicilianischen Gelehrten Amari zu seinem Vertreter in Turin ernannt. Dennoch ließ er diesen ohne Instructionen, und gab statt dessen dem Freunde und Vertrauten Mazzini's, Bertani in Genua, Vollmacht, neue Einschiffungen von Truppen und Waffen zu bewirken. Sofort erfolgte von Turin aus das Verbot

an Persano, Schiffe zu weitern Expeditionen herzugeben, bis Bertani das Handwerk gelegt sei. „Die Regierung spaßt nicht und wird nicht so unverschämt mit sich spielen lassen. . . . Lassen Sie das Garibaldi officiös wissen.“ Zugleich aber schärfte er dem Admiral wiederholt ein, sich in Bezug auf die innern Angelegenheiten Siciliens jeder Einmischung zu enthalten. „Wenn Garibaldi die sofortige Annexion nicht will, so lassen Sie ihn frei nach seinem Kopfe handeln“ (564). „Sie können ihm versichern, ich sei nicht minder fest entschlossen als er, das große Werk zu vollenden; aber zu einem glücklichen Erfolge thut einträchtiges Handeln noth, wie verschieden auch die Methode sein möge“ (567).

Andere und noch schwerere Sorgen erfüllten in dieser Zeit Cavour's Seele, denen gegenüber der Wunsch einer sofortigen Annexion Siciliens zurücktrat. Nachdem für den neapolitanischen Hof jede Aussicht verschwunden war, die Insel mit Waffengewalt zu behaupten oder wiederzugewinnen; nachdem alle Anstrengungen und Intriguen, um eine Allianz mit Oesterreich und dem Papst unter gegenseitiger Garantie des Besitzstandes zu schließen oder endlich eine Intervention seitens der Nordmächte oder Frankreichs zu bewirken, sich vergeblich erwiesen hatten; nachdem Napoleon den hülfeflehenden neapolitanischen Unterhändlern am 17. Juni in Paris erklärt hatte, daß er, seitdem einmal französisches Blut für die italienische Unabhängigkeit geflossen sei, weder selbst interveniren noch eine fremde Intervention dulden könne: hatte sich Franz II. endlich entschlossen, eine Verfassung zu geben, ein liberales Ministerium zu ernennen, die Nationalfahne aufzupflanzen, endlich Oberitalien ein Bündniß anzubieten. Es war zu spät: die aufgeregte Bevölkerung war durch solche Concessionen nicht mehr zu befriedigen, von denen man außerdem nach dem Beispiel, das König Ferdinand II. am 15. Mai 1848 gegeben hatte, annehmen durfte, daß sie nicht länger gehalten werden würden, als bis man sich stark genug fühle, sie zu verleugnen.

Nachdem Franz II., als ein gehorsamer Sohn und Vasall der Kirche, sich erst die Erlaubniß des Papstes zu den Verhandlungen mit Piemont erbeten hatte, legten seine Unterhändler Cavour den Plan eines Allianzvertrages auf nationaler Grundlage vor. Die Vorschläge, auf die wir hier nicht im einzelnen eingehen können, liefen im wesentlichen auf eine Theilung der Halbinsel zwischen Neapel und Sardinien hinaus; nur das Patrimonium Petri sollte unter der unmittelbaren Herrschaft des Papstes bleiben, während in den andern Provinzen des Kirchenstaates die Könige von Neapel und Sardinien als seine Vicare fungiren sollten. Für Sicilien war eventuell eine Personalunion mit Neapel in Aussicht genommen. Natürlich zwischen den beiden Mächten ewiges Offensiv- und Defensivbündniß u. s. w.

Cavour konnte nicht ernsthaft daran denken, den Antrag zu acceptiren. Die sofortige Wirkung wäre die Proclamation der Republik in Sicilien, Revolution in den römischen Staaten, Abwendung der öffentlichen Meinung, die Cavour seinen Leitstern nannte (568), von der norditalienischen Regierung, endlich die nothwendige Consequenz: Krieg gegen die Nationalidee selbst Seite an Seite mit den Bourbonen, gewesen; mit andern Worten: Cavour hätte damit die ganze Arbeit seines bisherigen politischen Lebens verleugnet, sein mühsam errichtetes Werk selbst

mit Einem Schlage zertrümmert. Nichtsdestoweniger schrieb er bei der ersten Kunde von jenen Concessionen Franz' II. an Villamarina (562): „Wenn man Ihnen von einem Bündniß spricht, so verwerfen Sie es nicht." Er stellte drei Bedingungen für die Annahme: Verzicht auf jedes Zusammengehen mit Oesterreich; gemeinsame Bemühungen, den Papst zur Annahme des Vicariatssystems zu bewegen; Verzicht auf jede Anwendung von Gewalt gegen Sicilien. „Geht die neapolitanische Regierung auf diese Bedingungen ein, dann werden wir vereint daran arbeiten, ein Italien zu gründen. Nimmt sie dieselben nicht an, so waschen wir unsere Hände und überlassen sie dem Ringen mit der Revolution."

Cavour war hier nicht aufrichtig. Er glaubte überzeugt sein zu dürfen, daß der Hof von Neapel auf seine Bedingungen nicht eingehen würde. Ein Brief an Ricásoli vom 8. Juli (570) wirft ein helles Licht auf seinen Calcul: „Auf die ersten Eröffnungen der neapolitanischen Regierung antwortete ich, ich könne keinem Vorschlage Gehör geben, ehe sie Sicilien das Recht zugestanden hätte, über sein Schicksal zu entscheiden. Wenn sie zustimmt, wird die Municipalpartei, die von der Erhaltung eines autonomen Reiches träumt, einer Regierung, die den schönsten Theil desselben opfert, abtrünnig werden. Verweigert sie dieselbe, so gibt es einen Bruch, offenen Bruch zwischen Neapel und uns." In der That telegraphirte er schon zwei Tage nach jener ersten Instruction an Villamarina: „Verhalten Sie sich so, daß ein Vergleich zwischen der nationalen Partei und dem Könige von Neapel unmöglich wird, und Italien nicht glauben kann, wir seien bereit, aus Schwäche oder Gefälligkeit mit dem Könige von Neapel zu fraternisiren" (565). Vier Tage vor der Ankunft der neapolitanischen Unterhändler in Turin (11. Juli) schrieb er an den Gesandten: „Mein Programm ist, die Annexion nicht auferlegen, aber allen Gefahren trotzen, um sie auszuführen, sobald die Bevölkerung sie verlangt. ... Aber nothwendig ist, daß die Neapolitaner sie ernsthaft wollen und selbst ein wenig dazu helfen" (568).

Die über jede Erwartung hinaus erweiterten Concessionen des neapolitanischen Cabinets an das Nationalprincip versetzten Cavour in eine wahre Bestürzung. „Was sollen wir thun?" schreibt er an einen Freund (572): „Stimmen wir der Allianz bei, so sind wir verloren; verwerfen wir sie — was wird Europa sagen? ... Ich weiß noch nicht, was ich den Abgesandten antworten werde. In meinem Leben habe ich mich in keiner größern Verlegenheit befunden."

Man hat es dem großen Staatsmann zum schweren Vorwurf gemacht, daß er die Gesandten mit Unterhandlungen hinhielt und inzwischen durch seinen Gesandten mit der annexionistischen Partei in Neapel Fühlung suchte. Das Einfachste wäre ja freilich gewesen, das Bündniß einfach abzulehnen. Aber nicht nur die Nordmächte, natürlich mit Ausnahme Oesterreichs, sondern auch das Cabinet von Saint-Cloud und sogar eine Zeit lang das von Saint-James drangen eifrigst auf dessen Annahme. Eine sofortige entschiedene Abweisung hätte vielleicht den französisch-englischen Widerspruch gegen die von Oesterreich dringend verlangte Intervention beseitigt, jedenfalls die Regierung selbst mit ihren bisherigen Freunden und Gönnern im Auslande in Zwiespalt gebracht. So begnügte sich Cavour, Bedingungen zu stellen, die vom italienischen nationalen Standpunkt vollkommen

berechtigt, doch vom neapolitanischen aus unannehmbar waren, während er zugleich durch seine Gesandten den fremden Höfen die Unmöglichkeit des Bündnisses mit einem Staatswesen, das infolge langjähriger innerer Zerrüttung an unheilbarem Marasmus leide, und einer Dynastie, die durch rücksichtslose Willkür, Grausamkeit und Wortbrüchigkeit einen Abgrund zwischen sich und ihrem Volke geöffnet habe, schlagend nachwies. Wenn ihm später die Heuchlerrolle, die er hier gespielt, vorgehalten wurde, antwortete er: „Wir waren die Schwächern und mußten unsere Zuflucht zur List nehmen."

Wir haben hier nicht die Aufgabe, eine Apologie des Grafen Cavour zu schreiben. Eins aber ist gewiß: keine andere Rolle, als die er gespielt, hätte die große Idee, der er sein Leben gewidmet, die vollständige Unabhängigkeit und Einheit seines Vaterlandes, in gleicher Weise zu fördern vermocht. Der Erfolg hat das unwiderleglich bewiesen.

Chronik der Gegenwart.

Revue der bildenden Künste.

Je länger und vorurtheilsfreier man sich in das Studium der modernen Kunstbestrebungen versenkt, d. h. nicht blos die einzelnen Werke ihrem ideellen und technischen Werth nach, sondern die allgemeinen Strömungen ins Auge faßt, in denen die Kunstproduction sich bewegt, desto weniger kann man sich des Gedankens erwehren, daß der allergrößte Theil der ans Tageslicht tretenden Werke seine Entstehung dem Zufall oder der subjectiven Willkür, ja vielfach sogar der bloßen Modelaune verdankt. Es gibt heutzutage nur wenige Kunstrichtungen, die aus innerer Nothwendigkeit hervorgegangen erscheinen; namentlich gilt dies von der freien Malerei, d. h. von derjenigen Gattung derselben, die nicht, wie die Monumental- oder Decorationsmalerei, durch den Anschluß an die Architektur, die sie zu zieren bestimmt sind, von vornherein sowol in ideeller wie in technischer Beziehung sich einem bestimmten Zwange zu unterwerfen genöthigt ist, der eine unbedingte Willkür nothwendigerweise ausschließt, sondern welche beliebig ihre Motive wählen darf, woher sie dieselben immer nehmen möge. Auch die Porträtmalerei macht, ihrer praktischen Bestimmung halber, hiervon eine Ausnahme; aber was sonst im Fache der Historienmalerei, des historischen Genre, des eigentlichen Genre, der Landschaftsmalerei, von der Thiermalerei und andern Zweigen zu schweigen, producirt wird, macht mit geringen Ausnahmen selten den Eindruck, daß es aus einem innern künstlerischen Drange geschaffen sei.

Unterstützt wird diese Art der Production durch die mehr und mehr überhandnehmende geschäftliche Organisation der künstlerischen Thätigkeit, welche, mit Hülfe von zahlreichen Kunstvereinen veranstalteter Ausstellungen, die mehr und mehr das Gepräge von Kunstwaarenmärkten erhalten, eine Ueberproduction hervorgerufen hat, die, ganz abgesehen von dem Charakter des Fabrikmäßigen, das der ungeheuern Mehrzahl dieser Kunstwerke anhaftet, weit über das thatsächliche Bedürfniß hinausgeht. Die Folge davon ist, daß eine Unzahl von Künstlern oder doch von solchen, die als Künstler gelten wollen, ihre Werke „auf dem Lager" behalten und in Noth gerathen. Statt aber gegen dieses immer mehr um sich greifende Uebel durch Erhöhung der Ansprüche, welche an die künstlerische Vorbildung zu machen sind, womit von vornherein eine große Zahl untergeordneter Talente ausgeschlossen werden würden, anzukämpfen, glaubt man die Hülfe des Staates in Anspruch nehmen zu dürfen, um solchen Kunstinvaliden unter die Arme zu greifen. Hat doch kürzlich die Deutsche Kunstgenossenschaft eine Petition an den Reichstag gerichtet, daß derselbe jährlich eine Summe von 100000 Mark im Etat lediglich für Ausstellungszwecke ansetzen möge! Man erkennt also noch immer nicht, daß gerade das moderne Ausstellungswesen die Hauptquelle für die Ueberproduction und damit für das moderne Kunstelend darstellt.

Aber abgesehen von der Ueberproduction mittelmäßiger Fabrikwaare, deuten auch noch andere bedenkliche Symptome auf den Mangel an innerer Nothwendigkeit des heutigen Kunstschaffens; denn neben der Trivialität der meisten Motive, welche unbeschadet der menschlichen Culturentwickelung ebenso gut unbenutzt

hätten bleiben können, zeigen viele Arbeiten gerade von genial veranlagten Künstlern eine oft unbegreifliche Verkennung der einfachsten, im Wesen der Kunst begründeten ästhetischen Forderungen, namentlich ein Vergreifen in den Motiven, das einerseits, wie bei Makart u. a., durch die Herabsetzung des Ideeninhalts auf die Stufe eines bloßen Vorwandes zur Entfaltung virtuoser Farbentechnik als frivol bezeichnet werden muß, andererseits durch Hinübergreifen in das für die Malerei völlig unpassende Gebiet antikisirender Allegoristik zu Productionen geradezu wahnwitziger Natur sich versteigt. Einer der Hauptvertreter dieser abstrusen Richtung, Böcklin, hatte im Frühjahr bei dem Kunsthändler Gurlitt in Berlin ein Gemälde zur Ausstellung gebracht, welches hier nur deshalb angeführt wird, um einen Beleg für die oben ausgesprochene Charakteristik dieser Richtung zu geben. Es stellt eine große, aber sehr nüchtern und stimmungslos behandelte Frühlingslandschaft dar, deren Staffage eine am Abhang eines Hügels sitzende Quellnymphe, nur von einem durchsichtigen Schleier verhüllt, darstellt, während an der Quelle am Fuße des Hügels zwei Satyrn sitzen, wovon der eine Wasser schöpft; darüber tanzende Kinder! Was bedeutet nun dies? Hier ist nicht das Motiv Vorwand für die Entfaltung einer sogenannten genialen Technik; denn die Figuren sind miserabel gezeichnet und die Malerei ist kraftlos bis zur Langweiligkeit. Welch innerer Drang konnte einen Künstler zu solch barockem Nonsens treiben? Da hört jede andere Erklärung auf als die, daß das Werk aus einer abstrusen Laune entsprungen sei. Damit aber stehen wir überhaupt an der Grenze der Kunst.

Besser als mit der Malerei ist es mit der Plastik und mit der Architektur bestellt; die erstere besitzt wenigstens in der Denkmalsbildhauerei ein ebenso reiches wie dankbares Feld, während die fortwährend noch verwertheten antiken oder wenigstens antikisirenden Motive doch auch zuletzt ein Armuthszeugniß für die Erfindung originaler moderner Ideen ablegen. Die Architektur ist ihrem Wesen nach, durch ihre Verbindung mit praktischen Zwecken, zu strengerer Gesetzmäßigkeit genöthigt, und obwol sie andererseits, aus Mangel an einem einheitlichen originalen modernen Baustil, sich darauf beschränkt sieht, entweder die bereits ausgebildeten Stile früherer Epochen, je nach der Bestimmung des Gebäudes, rein anzuwenden oder auf geschickte Weise verschiedene, aber in gewisser Art verwandte Stile zu combiniren, so ist sie sich doch ihrer Aufgabe als einer durch den praktischen Zweck bedingten klar bewußt, weshalb von Willkür oder Laune bei ihr weniger als bei irgendeiner andern bildenden Kunst die Rede ist.

Wenn wir zunächst einen Blick auf die bedeutendern Ausstellungen werfen, so müssen wir aus principiellen Gründen sogleich diejenigen ausschließen, welche allzu entschieden das Gepräge bloßer Kunstmärkte an sich tragen; es müßte denn sein, daß sich auf einer derselben zufälligerweise ein Werk von wahrhaft großer künstlerischer Bedeutung fände, das ein näheres Eingehen in seine Composition erforderte. Eine nicht blos künstlerische, sondern auch sowol hinsichtlich des Stils wie der Technik instructive Bedeutung haben diejenigen Specialausstellungen, welche eine bestimmte Gattung künstlerischen Schaffens in ihrer kunsthistorischen Entwickelung zur Anschauung zu bringen bezwecken. Hierzu gehört die im Oesterreichischen Museum in Wien im April eröffnete historische Ausstellung von Plafond- und Wanddecorationen. Dieselbe greift sehr weit in die Vergangenheit zurück, nämlich bis zum alten Aegypten und Assyrien, an die sich dann in chronologischer Anordnung die Wanddecorationen der griechisch-römischen Epoche, der altchristlichen und byzantinischen, der orientalischen, beziehungsweise arabischen Europas und Asiens, des Mittelalters, der italienischen Frührenaissance, der deutschen Renaissance, der Barock- und Rococoperiode, der Zeit Ludwig's XVI. und des ersten französischen Kaiserreiches, sowie der modernen Zeit aus dem ersten Drittel dieses Jahrhunderts anschließen. Selbstverständlich

bestehen die Darstellungen nur aus Nachbildungen in kleinem Maßstabe, theils in Form von Aquarellen, Zeichnungen, theils in der von Stichen und Photographien nach den Originalen, wozu dann noch einschlägige Sammelwerke (Bücher mit Illustrationen u. s. w.) kommen. Die Ausstellung, deren Studium von hohem, nicht nur kunstwissenschaftlichem, sondern auch künstlerischem Interesse ist, soll bis Ende September dauern. Die Nationalgalerie in Berlin, deren Specialausstellungen sonst eine hervorragende Bedeutung hatten, hat in ihrer letzten (20.) Separatausstellung sich auf die Zusammenstellung von Werken zweier kürzlich verstorbenen Künstler, des Kupferstechers G. Lüderitz und des Malers und Illustrators J. Burger, beschränkt, welche kein höheres Interesse darbieten. Erstgenannter hat sich besonders durch die Cultivirung der sogenannten Schwarzkunst einen Namen erworben, während Burger als geschickter und fruchtbarer Illustrator sich bekannt gemacht hat. Von gleichem Charakter, aber ungleich höherer Bedeutung war die Separatausstellung, welche das Deutsche Hochstift in Frankfurt a. M. im April eröffnete und welche die Werke des im Jahre 1876 verstorbenen Altmeisters Joseph Führich zur Anschauung brachte. Führich, ein Zeit- und Richtungsgenosse von Overbeck, Steinle und Ph. Veit, ist einer der bedeutendsten Vertreter des sogenannten Nazarenerthums in der Malerei, welches, im bewußten Widerspruch gegen die schablonenhafte Verflachung des akademischen Zopfthums im Anfang dieses Jahrhunderts, vor allem nach Wahrheit und Tiefe der Empfindung sowie schwärmerischer Hingabe an das religiöse Dogma strebte. Wenn auch dieser Richtung eine gewisse Schönseeligkeit und, in Zusammenhang damit, künstlerische Einseitigkeit beiwohnte, so hat sie doch damals zur Läuterung und Veredelung des Geschmacks höchst Dankenswerthes geleistet. Hierin vornehmlich beruht das Interesse, welches die sehr reich ausgestattete Führich-Ausstellung darbot. Die mehr als 300 Nummern, welche der Katalog aufführt, umfassen die Zeit von 1813 bis zum Anfang der 70er Jahre. Als besonders bemerkenswerth, insofern sie die Entwickelungsstufen des Meisters markiren, sind anzuführen: Die Anbetung der Hirten, eine coloristisch behandelte Aquarelle aus dem Jahre 1816, 15 Bleistiftzeichnungen zu Tieck's „Genoveva", welche noch den Einfluß von Cornelius offenbaren, der Carton zu einer Freske im Tasso-Zimmer der Villa Massimi in Rom (Rinaldo und Armida) im Overbeck'schen Stil, Die Makkabäerschlacht, mehrere Cartons zu Glasgemälden für Saint-Epvre in Nancy u. a. O., namentlich die Skizzen zu den großen Compositionen für die Wandmalereien der Altlerchenfelder Kirche in Wien, darunter eine Farbenskizze auf Goldgrund zu dem großen Gemälde der Apsis über dem Hochaltar (Darstellung der Dreieinigkeit unter den Heiligen), Das Jüngste Gericht, Der Gang nach Emmaus, Michael mit dem Engelsturz u. m. a. Zu den letzten Arbeiten des Meisters gehören die stilvolle Bleistiftcomposition zur Wilden Jagd sowie die zum „Faust" in der Osternacht. Aus Berlin sind noch zwei Specialausstellungen von verwandtem Charakter zu erwähnen, nämlich 1) die von dem Kunstgewerbemuseum am 13. Mai eröffnete Separatausstellung von Zeichnungen und Aquarellen, welche ehemalige Zöglinge des Instituts auf ihren Studienreisen gesammelt; sie sind theils architektonisch-decorativen, theils landschaftlichen Inhalts, einige wenige enthalten Abbildungen kunstgewerblicher Gegenstände aus französischen und englischen Museen; 2) die am 18. Juni eröffnete Japanesische Ausstellung, die indeß, abgesehen von einer ziemlich bedeutenden Anzahl kunstgewerblicher Originalarbeiten, die von großem Interesse sind, mehr einen curiosen als culturhistorisch bedeutsamen Charakter besitzt. Bei dieser Gelegenheit wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß man für das Jahr 1886 eine große Jubiläumsausstellung der berliner Akademie der Künste projectirt, weshalb die akademische Ausstellung im gegenwärtigen Jahre in Ausfall kommt. Die Vorbereitungen dazu scheinen sehr umfassend zu sein, da sowol seitens der städtischen Behörden wie seitens des Cultusministeriums eine Beisteuer von je

100000 Mark dazu bewilligt worden ist. Von besonderm Interesse dürfte die Ausstellung dadurch werden, daß man, wie verlautet, beabsichtigt, mit der allgemeinen Ausstellung von Werken der Gegenwart eine kunsthistorische Ausstellung zu verbinden, welche die seit der ersten akademischen Kunstausstellung (eröffnet am 20. Mai 1786) geschaffenen Hauptwerke der Malerei und Plastik zur Anschauung bringen soll. Endlich erwähnen wir noch, daß mit der im Jahre 1886 zu Augsburg geplanten Schwäbischen Kreisausstellung auch eine kunsthistorische Abtheilung verbunden werden soll, welche voraussichtlich eine große Menge interessanter kunstindustrieller Gegenstände aus der Zeit der ältern augsburger Kunstblüte ans Tageslicht fördern dürfte.

Sehr erfreulich ist das rege Interesse, welches in der neuern Zeit der Erhaltung und Wiederherstellung historischer Kunstdenkmäler gewidmet wird, obschon unserer Ansicht nach der Begriff der „Restauration“ mehr in ersterm als im zweiten Sinne aufgefaßt werden sollte. Es ist ein eigen Ding mit der, wenn auch noch so stilgemäßen Wiederherstellung alterthümlicher, in Trümmer zerfallender Bauwerke. Es klebt ihnen immer ein Stück modernen Gepräges an; und im Grunde sollte man von dem Grundsatz ausgehen, daß Ruinen wol einen Anspruch auf Erhaltung, nicht aber auf Wiederherstellung oder gar auf Fertigstellung nicht vollendeter Theile haben. Namentlich aber sollte man sich aller Decorationen enthalten, die nicht im ursprünglichen Plan des Bauwerkes gelegen haben können. So schön beispielsweise die Schwind'schen Wandmalereien auf der Wartburg bei Eisenach sind, so muthen sie uns schon deshalb modern an, weil sie den rein historischen Eindruck der alten Räume durch moderne Reflexion über die Vergangenheit wesentlich stören, ja im Grunde vernichten. Wir registriren im Folgenden einige der bemerkenswerthesten, theils vollendeten, theils in Angriff genommenen, theils projectirten Restaurationen. In Nürnberg ist man jetzt eifrig an die Restaurirung der Sanct-Sebalduskirche gegangen, da der Verfall derselben in letzter Zeit allzu weit vorgeschritten war, um noch längere Zögerung zu gestatten; mit der Ausführung der Arbeiten ist der Dombaumeister Denzinger in Baireuth betraut worden, während Professor Hauberisser in München die künstlerische Oberleitung übernommen hat. Für die Wiederherstellung der Marienburg ist im preußischen Abgeordnetenhause ein Antrag eingebracht und von der Regierung acceptirt worden, jährlich 10—15000 Mark zu bewilligen, bei welcher Veranlassung die interessante Notiz mitgetheilt wurde, daß es dem Leiter der Restaurirungsarbeiten, Baumeister Steinbrecht, geglückt ist, die alten Fundamente der Ordensburg Rhaden aufzufinden, wodurch auch für die Wiederherstellung der Marienburg hinsichtlich des Grundrisses sowie der Disposition des Mauerwerks werthvolle Anhaltpunkte geboten sind. Auch beabsichtigt die Regierung, zu demselben Zweck Sachverständige nach Palästina und Rhodus zu senden, um die noch vorhandenen Reste der dortigen Ordensbauten zu studiren. Mit der Restaurirung der Schloßkirche zu Wittenberg ist in diesem Frühjahr der Anfang gemacht worden. Leider scheint man auch hier über die Grenzen der eigentlichen Wiederherstellung hinauszugehen, da verlautet, daß nicht nur die Freipfeiler mit den überlebensgroßen Standbildern der Reformatoren decorirt, sondern auch die Steinbrüstungen an den Emporen mit den Wappen der im Jahre 1540 zur evangelischen Kirche übergetretenen Fürsten und Städte geschmückt werden sollen. Auch im Aeußern werden manche Veränderungen projectirt; so soll der runde Nordwestthurm nicht nur ganz anders gestaltet, sondern auch um 22 Meter erhöht und auf seiner Spitze mit der Kaiserkrone gekrönt werden. Daß bei solchen Zuthaten von einer eigentlichen Wiederherstellung des Baues nicht mehr die Rede sein kann, liegt auf der Hand. Das alte Rathhaus in Posen wird ebenfalls restaurirt. Hoffentlich beschränkt man sich dabei auf die Wiederherstellung der beiden ältern Theile

desselben, nämlich des spätgothischen aus dem Ende des 15. Jahrhunderts und des im Stil der Renaissance aus der Mitte des 16. Jahrhunderts erbauten, da der neuere, im Barockstil des vorigen Jahrhunderts ausgeführte im Grunde nur als eine Entstellung des ganzen Bauwerkes betrachtet werden kann. Hier wäre also ein Umbau gerechtfertigt. Das Innere zeichnet sich besonders durch prächtige, aber leider ganz übertünchte Stuckarbeiten, augenscheinlich von einem italienischen Meister aus dem 16. Jahrhundert, in bemerkenswerther Weise aus. In Metz ist ein Dombauverein gegründet worden, welcher unter dem Präsidium des Bischofs Paulus sowie des Präsidenten Freiherrn von Hammerstein und des Dombaumeisters Tornow sich die Fortführung und Vollendung der Restaurationsarbeiten an der dortigen Kathedrale zum Ziel gesetzt hat. Der bekanntlich vom Prinzen Karl von Preußen gestiftete Kaiserstuhl in Goslar, welcher sich in dem Kaiserhause unter dem Bilde der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches befindet, hat nunmehr auch seine aus dem 12. Jahrhundert stammende steinerne Balustrade erhalten, die in dem Rest des im Jahre 1818 durch Feuer zerstörten Domes, der Domkapelle nämlich, aufgestellt war und nunmehr von dem Baurath Cuno restaurirt und ihrer Bestimmung zurückgegeben ist. Der Präsident des Karls-Vereins in Aachen hat ein Preisausschreiben erlassen behufs Erlangung von Plänen zum Bau eines Atriums an der Westfaçade des Thurmes des Münsters, beziehungsweise von Farbenskizzen zur Ausschmückung des Innern des karolingischen Octogons.

An dieses Preisausschreiben können wir sogleich die Erwähnung der anderweitigen Concurrenzen anschließen, die sowol im Fach der Architektur wie der Plastik und Malerei theils eröffnet, theils bereits zum Austrag gekommen sind. In ersterm Fache sind zu notiren: die von uns in unserer letzten Revue schon erwähnte Concurrenz um den Bau des Reichsgerichts in Leipzig, zu welcher 116 Pläne eingereicht worden waren, über welche das Preisgericht bereits im März entschieden hat. Hiernach wurden die Entwürfe von L. Hoffmann in Darmstadt und P. Dybwad in Berlin mit dem ersten Preise von 8000 Mark gekrönt, während ein zweiter Preis von je 4000 Mark den Entwürfen von Eisenlohr und Weigle in Stuttgart, sowie von H. Lender in Straßburg zutheil wurde; den dritten Preis von je 2000 Mark erhielten die Pläne von E. Giese und Weidner in Dresden und von E. Vischer und Fueter in Basel. In den betreffenden Fachkreisen ist man der Ansicht, daß für die Entscheidung weniger ästhetische und kunsttechnische als rein praktische Gesichtspunkte maßgebend gewesen sind: ein Standpunkt, der bei einem Monumentalbau von so großer Bedeutung einigermaßen bedenklich erscheint. Dies mag auch die Ursache gewesen sein, warum eine große Zahl der nicht mit einem Preise gekrönten Entwürfe noch einmal in Berlin zur öffentlichen Ausstellung gelangt sind, zu welcher noch eine Reihe nicht an der ersten Concurrenz betheiligter Architekten, worunter sich bedeutende Namen befinden, wie Ende und Boeckmann, Schmieden, Thiersch, Stier, Timmler, Neher u. a. m., Entwürfe eingesandt haben. Eine andere leipziger Concurrenz betrifft den Bau des Gesellschaftshauses der Harmonie, in welcher der Architekt A. Roßbach den ersten (2000 Mark), die Architekten Pfeifer und Händel den zweiten Preis (1000 Mark) davongetragen haben. Eine dritte leipziger Concurrenz ist für den Bau einer Deutschen Buchhändlerbörse eröffnet worden, und zwar sind nach dem Beschluß des Börsenvereins zu derselben nur zwei berliner, ein leipziger, ein stuttgarter und ein münchener Architekt eingeladen. Außer drei Fachmännern (Architekten) fungiren noch vier Buchhändler als Preisrichter. Die für den Bau ausgeworfenen Baugelder betragen die anständige Summe von 800000 Mark. Ueber die Concurrenz für den Bau des Redoutesaales in Innsbruck ist ebenfalls bereits entschieden worden, wonach der Architekt Wurm in Wien den ersten Preis (1200 Fl.), der Baumeister G. Weidenbach in Leipzig den zweiten (800 Fl.) und der Bau-

rath A. von Wielemans in Wien den dritten Preis (500 Fl.) erhalten hat. Der erstgenannte Entwurf soll mit einigen Modificationen zur Ausführung kommen. An der für die Restauration der abgebrannten Thürme und des Daches des Rathhauses zu Aachen eröffneten Concurrenz hat sich nur eine geringe Zahl Architekten betheiligt, insofern außer sechs einheimischen Baumeistern nur noch sieben auswärtige Entwürfe eingesandt wurden, was sich wol daraus erklärt, daß bei dieser Arbeit es sich nicht sowohl um freie, künstlerische Erfindung als um stilvolle Ausführung gegebener Formen handelte. In solchem Falle sollte man überhaupt von einer Concurrenz Abstand nehmen und sich darauf beschränken, einen renommirten Architekten, hier also einen tüchtigen Gothiker, mit der Ausführung zu beauftragen. Für drei neue Kirchen in München ist eine Concurrenz eröffnet worden, welche nahe an hundert Pläne zu Tage gefördert hat. Für die Pfarrkirche Sanct-Benno sind drei Entwürfe, von denen zwei im frühgothischen Stil (von Abbema in Düsseldorf und L. Becker in Mainz) und einer im romanischen (L. Romeis in München), prämiirt wurden; für die Pfarrkirche Sanct-Maximilian zwei, einer im frühgothischen Backsteinbau (Schmidt in München) und einer in Basilikaform (Flügge und Normann in Essen); für die Pfarrkirche Sanct-Paul vier, davon drei im Basilikastil (Thiersch in München, Rühl in Mainz und Hauberisser in München) und einer im romanischen Stil (Beisbarth in Stuttgart). Man ist durch den Ausfall der Concurrenz nicht sehr befriedigt. An der von uns bereits in einer frühern Revue erwähnten Concurrenz für den Bau des Kestner-Museums in Hannover haben sich 40 Architekten betheiligt, unter denen Professor Hub. Stier den ersten Preis (2000 Mark), sowie den Auftrag zur Ausführung seines Entwurfs erhalten hat.

Weniger zahlreich sind die Concurrenzen, welche für Werke der monumentalen Plastik und Malerei eröffnet wurden. In ersterer Beziehung ist zu erwähnen das Project zur Errichtung eines Denkmals für den Erfinder der Stenographie, Gabelsberger, in München. Es hat sich dafür ein Verein gebildet, der 30000 Mark für eine in Erz zu gießende Statue zusammengebracht hat. Die Einladung zur Einsendung von Entwürfen (bis zum 1. Juli 1885) weicht darin in auffallender Weise von dem sonstigen Usus der Concurrenzprogramme ab, indem weder Preise für die besten Entwürfe ausgeworfen sind, noch die Einladung selbst die Unterschrift eines bestimmten Namens, sondern lediglich die des „ausführenden Comité“ trägt. Ueber das Resultat der Concurrenz ist noch nichts bekannt geworden. Auch die Concurrenz für das Luther-Denkmal in Berlin ist noch nicht zum Austrag gekommen und scheint überdies bei den Bildhauern durch die Forderung Bedenken hervorgerufen zu haben, daß das einzusendende Modell genau ein Achtel der Größe des auszuführenden Werkes messen solle, während für das letztere kein bestimmtes Maß angegeben, sondern nur angenommen wird, daß dasselbe etwa 3,20 bis 3,60 Meter in der Höhe messen dürfte. Da es sich nun keineswegs um eine bloße Statue auf einfachem Piedestal handelt, sondern noch verschiedene Nebenfiguren gefordert werden, so wäre es wenigstens zweckmäßig, das Maßverhältniß der Hauptfigur zu den Nebenfiguren näher zu bestimmen. Für die künstlerische Ausschmückung des berliner Rathhauses, für welche bereits vor zehn Jahren der Verein für die Geschichte Berlins ein systematisch geordnetes Project durch eine besonders dazu ernannte Commission hatte ausarbeiten lassen, das aber leider ad acta gelegt wurde und heute ganz in Vergessenheit gerathen ist, hat kürzlich der Magistrat abermals eine Concurrenz eröffnet, und zwar speciell für die Ausführung eines Wandgemäldes im Treppenhause. In dem betreffenden Ausschreiben heißt es, daß „das Treppenhaus mit einem einheitlichen (?), in Kaseinfarben auszuführenden Wandgemälde geschmückt werden soll, welches die Wiedererrichtung des Deutschen Reiches und die Erhebung der Stadt Berlin zur Hauptstadt des Reiches darstellt“. Als Einsendungstermin der Entwürfe ist der 1. Dec. 1885 festgesetzt.

Die Preise sind verlockend hoch gestellt (15000, 10000 und 5000 Mark), doch soll die Ertheilung der Preise kein Anrecht auf die Ausführung des Bildes gewähren: eine Bestimmung, die entschieden zu misbilligen ist, da sie einen Widerspruch gegen die Preisertheilung enthält. Allenfalls mag sich das Preisgericht das Recht vorbehalten, sich mit dem preisgekrönten Künstler über einige Veränderungen der Composition zu verständigen, aber das mit dem ersten Preise gekrönte, d. h. als werthvoll anerkannte Werk einfach ad acta zu legen — denn es soll in den Besitz der Stadt Berlin übergehen — involvirt eine Ungerechtigkeit gegen den Künstler. Auffallend ist außerdem, daß, während ausdrücklich nur von einem „einheitlichen" Wandgemälde die Rede ist, im weitern Verfolg des Concurrenzausschreibens bemerkt wird, daß „die Wandflächen des Treppenhauses im ganzen rund 258 Quadratmeter enthalten u. s. w.". Wie man sich dieses einheitliche Wandgemälde auf drei verschiedenen Wandflächen vorzustellen habe, ist schwer zu sagen; die Composition kann doch nicht links und rechts vom Mittelbild im rechten Winkel gebrochen werden. Außer diesem Treppenhausgemälde sollen in der Vorhalle zum Sitzungssaal des Magistrats fünf, und über den Thüren derselben vier Bilder ausgeführt werden, wofür ebenfalls eine Concurrenz zwischen drei berliner und drei auswärtigen Künstlern eröffnet ist. Für diese Bilder sind keine Preise ausgesetzt, sondern bestimmt worden, daß für die farbigen Skizzen, welche zur Ausführung nicht gewählt werden, pro Stück 500 Mark gezahlt werden sollen: ebenfalls eine bedenkliche Bestimmung, da hiernach jede beliebige Sudelei sich recht hübsch bezahlt machen kann.

Wir knüpfen hieran sogleich die Erwähnung derjenigen Werke der Monumentalmalerei und -Plastik, welche infolge von Concurrenzen theils in Ausführung begriffen, theils bereits vollendet sind. Für die Garnisonkirche in Stuttgart ist Professor Schraudolph mit der Ausführung einer Reihe von Fresken beschäftigt, welche der dortige Verein für Förderung der Kunst gestiftet hat. Von den sieben Kapellen der Votivkirche in Wien sind bereits vier mit Wandgemälden von Professor Trenkwald vollendet, sodaß die Fertigstellung des ganzen Werkes im Laufe des nächsten Jahres zu erwarten steht. Der Inhalt desselben ist theils der Heiligenlegende entnommen, theils symbolisch-religiösen Charakters. In der Kirche des Priesterseminars zu Würzburg hat der in der Schule von Cornelius gebildete innsbrucker Maler F. Plattner ein großes Wandgemälde über dem Hochaltar ausgeführt, dessen Mittelstück die päpstliche Meßfeier darstellt, während um den Altar die verschiedenen Stände und hierarchischen Ordnungen in charakteristischen Repräsentanten gruppirt sind, und über demselben die Dreifaltigkeit, unter demselben eine Krypta zur Andeutung des Fegfeuers angebracht ist: eine wunderliche Composition, die aber ihrem localen Zweck gut genug entsprechen mag. Die Plafondgemälde und Prosceniumbilder, welche einige junge Maler in Wien für das neue Stadttheater in Fiume ausgeführt haben, sind in vorigem Frühjahr im Oesterreichischen Museum zu Wien zur Ausstellung gekommen. Sie sind auf Leinwand in Leimfarben ausgeführt und stellen die verschiedenen Arten der Musik in allegorischen Gestalten dar. Der Kaiserpalast in Straßburg soll außer verschiedenen Wandmalereien, über die noch kein definitiver Beschluß gefaßt ist, auch zahlreiche plastische Decorationen erhalten; unter andern sind die berliner Bildhauer Hundrieser, Bergmeier, Ohmann und Klein mit der Ausführung einer Reihe ornamentaler Reliefs und decorativer Standbilder beauftragt worden.

Die Denkmalsplastik hat in den letzten Jahren einen so großen Aufschwung genommen, daß hier nur die bedeutendern Werke notirt werden können. Zunächst aber erwähnen wir eines Unternehmens, das eine fühlbare Lücke in den Kunstsammlungen Wiens auszufüllen bestimmt ist, nämlich die Gründung eines Sculpturmuseums, welches, auf ähnlichem Princip wie die Sammlung plastischer Werke

im Neuen Museum zu Berlin beruhend, eine chronologisch geordnete Zusammenstellung von Gipsabgüssen der bedeutendsten Sculpturen aller Perioden der Kunstgeschichte enthalten soll. Außerdem beabsichtigt man damit eine specifisch-österreichische Abtheilung zu verbinden, sowie eine Localität für Aufstellung der zahlreichen Modelle von plastischen und architektonischen Werken der modernen wiener Kunst, namentlich der großen Denkmäler und Monumentalbauten zu gewinnen. Für Stuttgart ist für das Vereinslocal des Vereins für Förderung der Kunst eine Büste des Grafen Moltke angefertigt worden, deren Ausführung Professor Donndorf, welcher deshalb nach Berlin gereist war, um den Kopf des greisen Generalfeldmarschalls nach dem Leben zu modelliren, übernommen hatte. Außerdem ist Professor Donndorf mit der Ausführung eines Goethe-Denkmals beschäftigt, welches im Auftrag des genannten Vereins zur Aufstellung gelangen soll. Der Dichter ist, nach der bereits fertigen Skizze, sitzend dargestellt; das in reichem Renaissancestil projectirte Postament soll nur, um durch Nebenfiguren die Wirkung der Hauptfigur nicht zu beeinträchtigen, mit Reliefs geschmückt werden, welche symbolische Andeutungen auf die mannichfache dichterische und wissenschaftliche Thätigkeit Goethe's enthalten. Endlich ist noch zu erwähnen, daß ebenfalls auf Anregung des obengenannten Vereins ein Dannecker-Denkmal zur Ausführung kommt, für dessen Ausführung bereits durch Sammlungen bedeutende Summen gezeichnet sind. In Wien ist man endlich auch dazu gekommen, dem alten Vater J. Haydn ein Denkmal zu setzen. Dasselbe ist für den Park des Esterházy'schen Palais bestimmt und von dem Bildhauer H. Natter, der unter anderm für Zürich eine Bronzestatue des Reformators Zwingli gefertigt, ausgeführt. In der Kathedrale von Metz ist das Bronzestandbild der Reiterfigur Karl's des Großen aufgestellt worden. Dasselbe ist eine getreue Copie des in Paris befindlichen Originals, wohin es während der ersten Französischen Revolution gebracht worden war. Der Stadt Dresden ist von Professor Hähnel das Modell zu einem Sanct-Georg als Drachentödter geschenkt worden zu dem Zweck, dasselbe als Brunnendecoration aufzustellen. Dasselbe soll nach Beschluß der städtischen Behörden in Erz gegossen und in der Nähe der Sophienkirche aufgestellt werden. Der Bildhauer Rassau in Dresden hat für Tetschen das Denkmal Joseph's II. vollendet. Die Figur ist in Bronze gegossen und kommt auf einem Sockel von grünem Syenit zur Aufstellung. Für Erfurt führt der Bildhauer A. Schaper, der Meister des berliner Goethe-Denkmals, ein Luther-Denkmal aus. Die vollendete Skizze zeigt den Reformator stehend mit zum Himmel gerichtetem Blick, die Bibel aufgeschlagen in beiden Händen haltend. Das Postament ist mit Reliefs geziert, welche Scenen aus dem Leben Luther's darstellen. Endlich erwähnen wir noch des von der Stadt Lützen projectirten Denkmals des in der Schlacht am 16. Nov. 1632 daselbst gefallenen Heldenkönigs Gustav Adolf, welches von dem berliner Bildhauer L. Brunow ausgeführt und unter einem Baldachin an einem Eckpfeiler des neuen Rathhauses aufgestellt werden soll.

Im Fache der Kunstindustrie, welche in neuerer Zeit durch stilvolle Behandlung nach ältern Mustern einen großen Aufschwung genommen, ist vor allem das Gedeihen der keramischen Fachschule zu erwähnen, welche auf Anregung des Verbandes keramischer Gewerke in Deutschland zu München gegründet wurde und mit der königlichen Kunstgewerbeschule daselbst in Verbindung steht. Dieselbe besteht bereits seit fünf Jahren, und sind in derselben zahlreiche tüchtige Schüler gebildet worden. Von großem Nutzen für die Entwickelung des keramischen Kunstgewerbes sind die Vorlagewerke für decorative Bildhauerei und Malerei, wovon Professor A. Schmidt ein kritisches Verzeichniß veröffentlicht hat. Auch im Fache der Glasmalerei steht München sowol hinsichtlich der Qualität wie der Quantität und des Umfangs der Erzeugnisse in erster Linie. Für die Kathedrale zu Burgos sind in der königlichen Hofglasmalerei von Zettler zwölf große Fenster in Arbeit,

wovon bereits fünf nahezu vollendet sind; desgleichen wird in der Anstalt eine Anzahl großer Glasgemälde für die neue Pfarrkirche der münchener Vorstadt Giesing ausgeführt. In Anerkennung der Leistungen der Anstalt erhielt dieselbe auf der im Frühjahr zu Delft stattfindenden internationalen Ausstellung von decorativen Glasmalereien und Fayencen die Auszeichnung des ersten Preises, welche gegenüber den von englischen, belgischen und niederländischen Instituten ausgestellten Werken von Bedeutung ist. Im Kunstgewerbemuseum zu Berlin war in diesem Frühjahr das von dem berliner Zweigverein des Germanischen Museums zu Nürnberg für das letztere gestiftete Glasgemäldefenster ausgestellt, welches von dem Glasmaler Eisgruber nach dem Entwurf des Professors Wanderer in Nürnberg ausgeführt ist. Die Hauptfigur der Composition stellt die Gestalt einer unter einem Baldachin thronenden Germania mit dem berliner Stadtwappen dar, umgeben von den Brustbildern des ersten Kurfürsten, des ersten Königs und des ersten Kaisers aus dem Hause Hohenzollern nebst deren Wappen; den Hintergrund bildet ein Blick auf die Stadt Berlin. In dem königlichen Institut für Glasmalerei in Charlottenburg waren die vom verstorbenen Großherzog von Mecklenburg-Schwerin für die berliner Votivkirche gestifteten großen Glasgemäldefenster ausgestellt. Es sind drei Fenster mit der Darstellung je eines Evangelisten (Markus und Lukas) zu beiden Seiten von Christus. Den Sockel der Figuren bildet ein in romanischem Stil componirtes Teppichmuster, welches ebenso wie die in gleichem Stil entworfenen decorativen Einfassungen von dem Architekten Orth, dem Erbauer der Kirche, herrührt. Die Malereien werden nicht nur hinsichtlich der Leuchtkraft der Farben, sondern auch bezüglich der schönen harmonischen Gesammtwirkung gelobt. Mit Beziehung auf das obenerwähnte Werk des Professors A. Schmidt haben wir noch eine Bemerkung zu machen. So wichtig derartige Werke sind, welche sich die Aufgabe stellen, praktische Winke für die stilvolle Behandlung eines Specialgebietes, hier des keramischen, zu geben, so haben doch diejenigen, welche die ästhetischen Gesetze für das Gesammtgebiet der Kunstindustrie begründen und klar legen, eine ungleich höhere Bedeutung. In dieser Hinsicht haben wir auf das Werk eines um die Hebung des kunstindustriellen Geschmacks hochverdienten Mannes aufmerksam zu machen, des Professors J. von Falke, der unter dem Titel „Aesthetik des Kunstgewerbes" ein Handbuch, wie er es selbst nennt, „für Haus, Schule und Werkstätte" mit 215 Abbildungen herausgegeben hat (W. Spemann, Stuttgart). Bereits vor 20 Jahren erschien von ihm eine „Geschichte des modernen Geschmacks", später „Die Kunst im Hause", welche in einer mehr populären Form hauptsächlich für größere Fachkreise berechnet war. Das neueste Werk faßt das gesammte Material in mehr systematischer Weise zusammen, indem es dasselbe in drei Theile gliedert, welche „Die Geschichte des Geschmacks", die „Allgemeinen Grundsätze der gesammten Kunstindustrie" und die „Einzelnen Zweige der Kleinkunst unter ästhetischen, historischen und technischen Gesichtspunkten" zum Inhalt haben. Wir wollen nicht verfehlen, auf dies wichtige Werk hinzuweisen, dessen Ausführungen auch durch zahlreiche instructive Illustrationen veranschaulicht werden. J. von Falke hat besonders für die süddeutsche Kunstindustrie in der langen Zeit seines Wirkens Außerordentliches geleistet. Seine praktischen Erfahrungen sowie sein Studium des ältern Kunstgewerbes machen ihn daher vorzugsweise geeignet, die Resultate seines Wissens in einem so umfassenden Werke niederzulegen, das namentlich auch als Grundlage für den gesammten kunstindustriellen Unterricht betrachtet werden darf.

Zum Schluß unserer Uebersicht führen wir noch die Verluste an, welche die bildenden Künste durch den Tod ihrer Vertreter erlitten haben, unter denen sich diesmal weniger hervorragende Künstler als Kunstgelehrte befinden. Unter den letztern ist vor allem ein Veteran der Kunstgeschichte, Dr. Ernst Förster in

München, zu erwähnen, welcher am 29. April in dem hohen Alter von 86 Jahren gestorben ist. Ursprünglich, als Schüler von Cornelius, hatte er sich der Malerei gewidmet, wandte sich jedoch bald, ohne der ausübenden Kunst ganz zu entsagen, der Kunstgeschichte zu und hinterließ eine Reihe von umfangreichen Werken, deren Illustrationen in Kupferstich und Holzschnitt zum großen Theil nach seinen Zeichnungen ausgeführt wurden. Wir erwähnen darunter den „Leitfaden zur Betrachtung der Wand- und Deckenbilder des neuen Königsbaues in München", „Handbuch für Reisende in Italien", „Handbuch für Reisende in Deutschland", „Geschichte der deutschen Kunst" (in fünf Bänden), „Denkmale der deutschen Baukunst, Bildnerei und Malerei", „Geschichte der italienischen Kunst", „Denkmale der italienischen Malerei" und viele andere Werke. In Dresden verstarb am 6. Febr. Dr. W. Roßmann, der Nachfolger A. von Zahn's als vortragender Rath für die Kunstangelegenheiten des Königreichs Sachsens. Ursprünglich Theolog, begleitete er den Erbprinzen von Meiningen auf seiner Reise nach dem Orient und gab nach seiner Rückkehr eine Schrift „Im Lande der Cyklopen und Sirenen" heraus, welche eine Beschreibung des südlichen Italien enthielt. Am 18. April starb der Gründer und langjährige Leiter des Oesterreichischen Museums für Kunst und Industrie, Dr. Rudolf Eitelberger von Edelberg, einer der gründlichsten Kunstforscher, namentlich der zu Oesterreich gehörigen Länder, sowie aller ins Fach der Kunstindustrie schlagenden Gebiete. Auch praktisch hat er sich um die Verbesserung der österreichischen Kunstzustände sehr verdient gemacht. Eitelberger war 1807 zu Olmütz geboren und wurde durch den Tod von langjährigen Leiden befreit. Am 12. März starb ebenfalls nach langen, schweren Leiden der Kunstschriftsteller Leopold von Rettberg zu München. Er wurde am 25. Nov. 1812 zu Lissabon geboren, sein Vater war der hannoverische Artilleriegeneral von Rettberg-Wettberger, welcher an den Kämpfen der Englisch-Deutschen Legion in Spanien und Portugal theilgenommen hatte. Nach seines Vaters Tode quittirte von Rettberg seine militärische Carrière und widmete sich dem Studium der Geschichte überhaupt und speciell der ältern Kunstgeschichte. Auch als ausübender Künstler, als Maler, hat er Anerkennenswerthes geleistet, doch ist wenig davon in die Oeffentlichkeit gekommen. Von seinen kunstwissenschaftlichen Schriften sind zu erwähnen seine „Nürnberger Briefe", „Nürnbergs Kunstleben" mit Illustrationen, sowie ein „Kritisches Verzeichniß der Holzschnitte Dürer's". Unter den verstorbenen Künstlern sind hauptsächlich zu erwähnen: Karl Cauer, geboren 1828, welchen der Tod am 17. April 1885 abrief. Er stammt aus einer Künstlerfamilie, von der im Fache des anmuthigen Genre eine Reihe von schönen Bildhauerarbeiten hervorgegangen ist; namentlich sind es die reizenden Gestalten des deutschen Märchens, in denen auch sein Bruder Robert excellirte, außerdem aber auch heroische Vorwürfe, wie die Gestalten der Kassandra, Brunhilde u. a. m. In der letzten Zeit hatte er sich, auf Anregung von Fanatikern der polychromen Plastik, dazu verirrt, Büsten und selbst Idealfiguren zu bemalen. Außerdem erwähnen wir noch den Tod des Landschaftsmalers C. Ebert zu München, welcher am 1. März verstarb, sowie den des Malers Dielmann, welcher in seinem 76. Jahre zu Frankfurt a. M. am 30. Mai starb, endlich den des bedeutenden und für die künstlerische Entwickelung Münchens einflußreichen Malers Emil Kirchner am 4. Juni. Er leistete namentlich im Fache der landschaftlichen Architekturmalerei Hervorragendes; unter seinen Hauptwerken erwähnen wir die Ansicht des heidelberger Schlosses, welche Aufnahme in die neue Pinakothek gefunden hat, ebenso die Ansicht von Verona bei Sonnenuntergang, von der Piazzetta von Venedig (in der Galerie Schack), sowie seine Fontana di Ferro in San-Giovanni zu Verona.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig.
Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Die deutsche Auswanderung und ihre Ziele.

Von

Dr. Hermann von Ihering.

I.

Die kraftvolle und erfolgreiche Inaugurirung einer deutschen Colonialpolitik, welche dem Fürsten Bismarck aufs neue die Sympathie und Dankbarkeit der Nation gesichert hat, entspricht ohne Zweifel einem wirthschaftlichen und culturellen Bedürfniß im Leben unsers Volkes. Das im Innern geeinigte, zu neuem reichen Leben erblühte Deutschland, welchem die glänzenden Erfolge des Jahres 1870 seine einflußreiche Stellung auf politischem Gebiet erobert und das die weise Politik des Reichskanzlers fester begründet hat, kann und darf auch im Wettkampf der Nationen auf wirthschaftlichem Gebiet nicht zurückbleiben, muß auch überseeisch die Stellung sich schaffen, welche seiner Bedeutung in industrieller und cultureller Hinsicht entspricht. Das war es, was im Gegensatz zu nüchternen Doctrinären die öffentliche Meinung in Deutschland folgerichtig anerkannte, und bei den letzten Reichstagswahlen theilweise zum Ausdruck brachte. Es ist vielleicht nicht uninteressant, bei dieser Gelegenheit darauf hinzuweisen, wie man unter den überseeisch lebenden Deutschen für die Nergeleien der reichsfeindlichen Parteien keinerlei Verständniß und Sympathie antrifft. Der Vergleich mit den Einrichtungen und Bestrebungen anderer Staaten, die an „Freiheit" oft mehr bieten, als im Interesse der gesellschaftlichen Ordnung und der Moral verantwortlich scheint, die ungenügende Vertretung deutscher Interessen und deutscher Unternehmungslust im Gegensatze zu den glänzenden Beispielen, welche uns immerzu Engländer und Franzosen vor Augen führen, bewahrt uns zugleich vor jenem allerdings echt deutschen, aber auch recht ungesunden und überlebten Doctrinarismus, welcher bei aller Gelehrsamkeit doch praktisch unfruchtbar ist.

Man wird sich aber der Hoffnung hingeben dürfen, daß die jetzt eingeleitete Colonialpolitik außer den materiellen Erfolgen, die man von ihr erwartet, auch auf die nationale und politische Reifung unserer Nation ihre segensreiche Rückwirkung nicht verfehlen werde.

Nach dem eben Bemerkten bedarf es keiner weitern Worte über den Werth der bisher auf colonialpolitischem Gebiet errungenen Vortheile. Am werthvollsten unter allen neuen deutschen Erwerbungen dürften wol diejenigen auf Neuguinea

sich erweisen, und dieses herrliche große Eiland in den alleinigen Besitz von Deutschland zu bringen, muß wol als eins der am meisten zu erstrebenden, wenn auch erst spätern Zeiten vorbehaltenen Ziele deutscher Colonialpolitik bezeichnet werden.

So sehr man sich aber auch aller dieser vielverheißenden Errungenschaften wird freuen dürfen, so wäre es doch verfehlt, in diesen und etwaigen weitern Erwerbungen in Afrika oder der Südsee den Inbegriff der neuen deutschen Colonialpolitik oder auch nur deren Hauptaufgabe zu erblicken. Wenn überall, wo Licht ist, auch Schatten nicht fehlt, so müßte man es als hauptsächlichsten Nachtheil dieser ersten Epoche deutscher Colonialpolitik bezeichnen, wenn durch ihre Erfolge die wichtigste auf diesem Gebiet überhaupt zu lösende Aufgabe ganz in den Hintergrund gedrängt und bedauerlich vernachlässigt würde. Als solche aber muß man unbedingt die Verwerthung des deutschen Auswandererstromes im Dienste wirthschaftlicher und cultureller Interessen der Heimat bezeichnen. Nach dieser Richtung hin haben die neuen deutschen Erwerbungen keine nennenswerthe Bedeutung. In tropischen Gebieten wird man, wenigstens in den Niederungen, nie auf die Begründung deutscher Ackerbaucolonien rechnen können. Findet sich aber auch ein oder das andere hierzu geeignete Gebiet, so handelt es sich doch dabei höchstens um die Unterbringung einiger tausend Familien; für unsere nach Hunderttausenden zählenden Auswanderer aber werden nennenswerthe Besiedelungsdistricte dadurch ebenso wenig zu beschaffen sein, wie durch die mancherlei verdienstlichen Bestrebungen, welche in Deutschland selbst durch landwirthschaftliche Meliorationen Heide- und Moorlandschaften intensiverer Cultur erschließen wollen. Was man eben bisjetzt in Deutschland unter Colonialpolitik meistens versteht, hat lediglich die Anlage von Handelsfactoreien in den unter deutschen Schutz gestellten Ländern zum Ziele.

Es handelt sich also hierbei, um mit Hübbe-Schleiden zu reden, nicht um eigentliche, zu dauernder Ansiedelung deutscher Auswanderer führende Colonisation, sondern um „Cultivation“. Die ganze Bewegung läuft mithin auf die Förderung kaufmännischer Unternehmungen hinaus, welchen, zum Theil wenigstens, auch durch Subventionen und geeignete Verträge allein in hinreichender Weise die Garantien fernerer gedeihlicher Entwickelung hätten geboten werden können. Daß statt dessen der ohne Zweifel wirksamere Weg der Annexion eingeschlagen worden und dem fast schon zu spät erschienenen Deutschen Reiche noch in letzter Stunde ein angemessener Theil von Colonialbesitz gesichert wurde, hat mit vollstem Rechte allgemeine Befriedigung erregt und dem deutschen Nationalgefühl geschmeichelt. So berechtigt aber auch die Aeußerung dieses nationalen Selbstgefühls ist und so nachsichtig man selbst die Ausschreitungen des grassirenden „Afrikafiebers“ beurtheilen mag, so wenig ist es andererseits zulässig, sich in Selbsttäuschungen über den Werth des Erreichten zu wiegen und den Blick von den weitern und wichtigern Aufgaben abzulenken. Und dieser wichtigste Punkt der ganzen Colonisationsfrage ist und bleibt einmal die Leitung des deutschen Auswandererstromes in Länder, in welchen sie ihr Deutschthum bewahren und dem Stammlande, wenn auch nicht politisch, so doch commerziell von dauerndem Vortheil sein können.

Die Auswanderungsfrage ist, seit sie 1856 durch Roscher eine so gediegene Bearbeitung gefunden, in Deutschland von Nationalökonomen und Handelsgeographen vielfach studirt und discutirt worden, sodaß man wol sagen kann, unter den competenten Beurtheilern derselben im allgemeinen herrsche volle Uebereinstimmung. Suchen wir im Folgenden zunächst die gewonnenen Erfahrungen kurz zu skizziren.

Die Auswanderung stellt, wie seit Roscher's grundlegender Arbeit allgemein anerkannt wird, einen steten Verlust am Nationalvermögen dar, wenn auch derselbe weitaus nicht so groß ist, wie man früher ihn schätzte. Es liegt daher nahe, sich auf den Standpunkt des Fürsten Bismarck zu stellen, welcher die Auswanderung am liebsten ganz und gar verhütet sähe. Thatsächlich aber ist eine Unterdrückung der Auswanderung weder möglich noch rathsam. Im vorigen Jahrhundert suchte man durch strenge Auswanderungsverbote so wie die sogenannte Nachsteuer, eine vom mitgenommenen Vermögen erhobene hohe Abgabe, die Auswanderung zu verhindern. Eine derartige Beschränkung der persönlichen Freiheit entspricht der humanen Auffassung unsers Jahrhunderts nicht mehr. Wie die deutsche Verfassung ausdrücklich die Freiheit des Wegzuges gewährleistet und die gesetzlichen Bestimmungen nur bezwecken, den Auswandernden daran zu hindern, sich seinen Verbindlichkeiten gegen Privatpersonen oder gegen den Staat zu entziehen, so würden auch Maßregeln zur Beschränkung der Auswanderung dennoch umgangen werden. Man würde höchstens erreichen, daß die Auswanderer sich außerdeutschen Häfen zuwenden, wie es z. B. mit der meist über Antwerpen gehenden deutschen Auswanderung nach Brasilien der Fall ist. Andererseits ist eine Unterdrückung der Auswanderung, welche ja in ernsten wirthschaftlichen und socialen Misständen ihren Grund hat, auch im Interesse der gesellschaftlichen Ordnung nicht zulässig. Competente Statistiker wie Hasse vergleichen sie dem Sicherheitsventil der Dampfmaschine.

Wenn man also mit der Thatsache der Auswanderung rechnen muß, so gebietet die Klugheit, wenigstens insoweit als es angeht, aus ihr Vortheil zu ziehen. Bei dem bisherigen Stande der Dinge war hiervon nicht die Rede. Im wesentlichen geht die ganze Masse der deutschen Auswanderer nach den Vereinigten Staaten. Hätte deutscherseits wenigstens eine Art von Direction dieser Massen stattgefunden, wären sie auf bestimmte Staaten concentrirt worden, so würden sich rein deutsche Landschaften ausgebildet haben, in denen deutsche Sprache und Sitte Aussicht auf dauernde Erhaltung gehabt hätte. Da aber die deutschen Einwanderer der Vereinigten Staaten sich planlos über das weite Gebiet verbreiteten, so gehen sie im angelsächsischen Element auf, sei es nun in zweiter oder erst in dritter Generation.*) Ihre Rolle ist, wie oft hervorgehoben, die des Völkerdüngers; eine Aussicht auf dauernde Erhaltung deutscher Cultur besteht nur so lange,

*) Eine solche Malträtirung der deutschen Sprache, wie sie in den Vereinigten Staaten selbst in deutschen Zeitungen an der Tagesordnung ist, kommt in Südamerika nicht vor, dessen Deutschthum auf seine großentheils vortrefflich redigirte deutsche Presse mit Recht stolz ist.

als der Nachschub aus Deutschland anhält. So gehen die deutschen Auswanderer in den Vereinigten Staaten nicht nur der nationalen Cultur verloren; sie bringen auch dem deutschen Handel keinen Vortheil, werden nicht Pioniere und Agenten, sondern Concurrenten für die deutsche Industrie. Wenn auch der deutsche Handel nach den Vereinigten Staaten sehr bedeutend ist und in den letzten Decennien großen Aufschwung zu verzeichnen hatte, so kann man diese Thatsache doch nicht auf Rechnung der deutschen Auswanderung setzen, weil die gleiche Erscheinung auch bei Frankreich sich wiederholt, welches keine Auswanderer nach Amerika sendet. Auch Frankreichs Handel mit den Vereinigten Staaten hat sich in den 60er und 70er Jahren unsers Jahrhunderts erheblich vermehrt; wie viel begreiflicher ist eine solche Steigerung für Deutschland, dessen Industrie in demselben Zeitraum sich ungeahnt entfaltet und sich überall im Welthandel Berücksichtigung zu erringen gewußt hat. Daß die Auswanderung diese ohnehin vorhandene aufsteigende Bewegung zum Theil mag unterstützt haben, wird man einräumen können, ohne darum zu verkennen, daß diese Vortheile nur vorübergehender Art sind und in keinerlei Verhältniß stehen zu dem Nutzen, den die Vereinigten Staaten von unserer Auswanderung zogen und den Deutschland bis zu einem gewissen Grade sich selbst hätte sichern können, wenn man eben der Auswanderung andere Ziele gewiesen hätte, in denen ein Aufgehen im englischen Element ausgeschlossen gewesen wäre.

Die Auswanderung stellt sich somit volkswirthschaftlich als ein nothwendiges Uebel dar, das zu unterdrücken weder möglich noch rathsam ist, und aus dem man daher, soweit es noch möglich ist, Nutzen ziehen muß. Da dies aber, solange die Vereinigten Staaten fast das alleinige Ziel des deutschen Auswandererstromes darstellen, nicht angeht, so muß es offenbar das Bestreben jeder besonnenen deutschen Colonisationspolitik sein, den Auswandererstrom nach Gebieten zu dirigiren, in denen deutsche Ansiedelungen Aussicht haben, ihre Sprache und Cultur zu erhalten und durch die Pflege commerzieller Wechselbeziehungen mit der deutschen Heimat auch dieser nützlich zu werden. Gebiete aber, in denen solche Bedingungen sich realisiren lassen, sind zur Zeit lediglich in den gemäßigten Breiten von Südamerika zu finden. Es ist daher auch in den letzten Jahren mit seltener Einmüthigkeit von allen, welche sich ernster mit Colonialpolitik befaßten, anerkannt worden, daß die Ablenkung des deutschen Auswandererstromes nach den gemäßigten Zonen von Südamerika im Interesse des deutschen Handels und der deutschen Industrie zu erstreben sei.

Daß diese Folgerungen nicht nur begründet, sondern auch durch thatsächliche Erfolge bestätigt sind, läßt sich an Beispielen nachweisen. Nach der südbrasilischen Provinz Rio Grande do Sul wanderten zwischen den zwanziger und sechziger Jahren dieses Jahrhunderts im ganzen circa 30000 Deutsche aus. Die von ihnen besiedelten Colonien stehen in Blüte und sind von mehr als 100000 Deutschen und Nachkommen derselben bewohnt. Die deutschen Colonien sind nicht nur durch ihre landwirthschaftliche Production von hoher Bedeutung für die Provinz geworden, sondern haben auch aus den ersten bescheidenen Anfängen des Handwerks

heraus Handel und Industrie zu hoher Blüte gebracht. Der Importhandel der Provinz, welcher in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts wesentlich in den Händen der Engländer ruhte, ging allmählich fast ganz in diejenigen großer deutscher Häuser über, welche ihren Bedarf an Industrieproducten größtentheils aus Deutschland beziehen, theils in zahlreichen, direct von Hamburg nach Porto-Allegre gehenden Segelschiffen, theils per Dampfer über Rio de Janeiro. Rio Grande do Sul absorbirt ungefähr den dritten Theil des ganzen deutschen Exports nach Brasilien und steht dem Werthe desselben zufolge für Deutschland auf gleicher Linie wie Australien. Wenn nun auch der australische Markt viel erweiterungsfähiger und kräftiger ist, so gibt das angeführte Beispiel doch ohne Zweifel eine Rechtfertigung aller derjenigen Bestrebungen, welche darauf hinauslaufen, durch Gründung geschlossener deutscher Ackerbauercolonien dem deutschen Handel neue Absatzgebiete zu erschließen. Der deutsche Auswanderer, richtig gestellt, ist der denkbar beste Förderer des deutschen überseeischen Handels, und kein Fehler ist vom Standpunkt der Colonisationspolitik aus unverzeihlicher als der, aller Vortheile, welche aus der deutschen Auswanderung gezogen werden könnten, sich dadurch zu begeben, daß man auf das Ziel der Auswanderer keinerlei Einfluß ausübt.

Diese Anschauungen sind, wie erwähnt, nicht etwa nur der Ausdruck eigener Ueberzeugung, sondern im wesentlichen die Ansicht aller derer, welche sich in Deutschland in letzterer Zeit eingehender mit dieser wichtigen Frage befaßt haben, ist ein Hauptinhalt vom Programm der deutschen handelsgeographischen Vereine und einer starken Partei im Deutschen Colonialverein, welcher letztere offenbar nur dann allen Erwartungen entsprechen kann, die man an seine so glücklich begonnene Thätigkeit zu knüpfen berechtigt ist, wenn er dieser wichtigsten Angelegenheit der deutschen Colonisationspolitik das volle und lebhafte Interesse entgegenbringt, welches sie verdient. Meinungsverschiedenheiten bestehen in dieser Richtung eigentlich nur hinsichtlich der Frage, ob man die Auswanderung als nothwendig und gegeben hinzunehmen hat, oder ob sie geradezu als wünschenswerth und segensreich anzusehen ist. Eine Gefahr jedenfalls enthält sie für das Deutsche Reich nicht, solange man in demselben wie gegenwärtig einen Ueberschuß von mehr als einer halben Million Seelen über den durch Todesfälle bedingten Abgang alljährlich zu constatiren hat. So bleibt selbst bei einer Höhe der deutschen Auswanderung von 200000 Köpfen, welche wir im Verlauf der letzten Jahre erreichen sahen, noch ein Ueberschuß von 3—400000 Seelen der Heimat. Wenn man die auf so unzähligen Gebieten des Gewerbes, Handels u. s. w. sich in bedenklicher Weise geltend machende Ueberfüllung mit Arbeitskräften im Auge behält, sich dabei vergegenwärtigt, wie viele dieser Einzelkräfte jedes Jahr infolge neuer Erfindungen und durch die Maschine außer Thätigkeit gesetzt werden, wie precär immer mehr durch die veränderten Bedingungen des landwirthschaftlichen Betriebes die Lage der kleinen ländlichen Grundbesitzer wird und wie dürftig auf dem Lande die Aussichten jener sind, welche nicht bereits im Besitz eines einigermaßen ausreichenden Grundeigenthums sich befinden, so sollte man meinen, daß schon beim jetzigen Bevölkerungsstande im wesentlichen alle einigermaßen lohnenden Plätze eingenommen sind, ja daß selbst zum Theil mehr Angebot als Nachfrage

vorhanden und daß daher ein theilweiser Abfluß der überzähligen Kräfte im höchsten Grade wünschenswerth sein müsse.

Ein großer Theil der Nation, zumal der Gebildeten, hat überhaupt keine Vorstellung von der Mühe, welche es in ärmern gebirgigen Gegenden den Bauern macht, selbst in völlig normalen Jahren sich durchzuschlagen. Ich selbst kenne in dieser Beziehung näher nur die Verhältnisse in der fränkischen Schweiz, zum Theil aus dem Munde eines tüchtigen hochgeachteten alten Arztes, welcher einem Gebiet von fast 50 Ortschaften seine hingebende Thätigkeit während 50 Jahren widmete, und gleichwol nicht im Stande gewesen wäre, sich den kargen Unterhalt zu sichern, wenn er nicht nebenbei eine Badeanstalt mit Gasthof geleitet hätte. In vollem Umfange aber habe ich Einblick in die socialen und landwirthschaftlichen Zustände in ärmern Gegenden Deutschlands doch erst in Brasilien gewonnen durch Unterredungen mit Colonisten und deren Frauen, und erst so eine Vorstellung erhalten von diesem Leben voller Arbeit und Entbehrung, voller Sorgen und ewigem Conflict mit der Polizei, und wegen Holz- und Streubeschaffung mit der Forstverwaltung oder einer harten Gutsherrschaft, einem Leben, das sich selbst in seinen spärlichen Vergnügungen polizeilich beschränkt und controlirt sieht und auf dem in schlechten Jahren und bei Krankheit und Unglück die Steuerschraube mit gleicher Härte lastet wie in guten, immer höhere Anforderungen stellend, während die Einnahme durch die Concurrenz des Auslandes und des Großbetriebes sinkt und die kümmerliche Hausindustrie durch Fabriken verdrängt wird.

Wahrlich, die werkthätige Barmherzigkeit hat es nicht nöthig, sich der Neger und Eskimos anzunehmen; es gibt so viele näher liegende Aufgaben, welche zum Handeln einladen. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß wissenschaftlichen und wohlthätigen Zwecken so viele schöne Stiftungen gewidmet werden, aber noch nie eine der Unterstützung unbemittelter Auswanderer. Welch kümmerlicher Existenz geht der arme Häusler entgegen, dessen kleines Anwesen die Schulden erdrückt und unter den Hammer gebracht haben, wie wenige von denen, die als Knecht dem ältern Bruder oder auf größern Gütern dienen, haben Aussicht dazu, je ein eigenes schuldenfreies Heim zu erwerben und volle Unabhängigkeit sich zu erringen. Man biete doch solchen wirthschaftlich untergegangenen oder aussichtslosen Existenzen die Hand, gewähre ihnen freie Passage und somit die Möglichkeit, anderswo sich Eigenthum und Unabhängigkeit als Frucht ihrer Arbeit erringen zu können. Durch solche Stiftungen werden nicht vorübergehend Thränen getrocknet und Noth gelindert, sondern wird dauernd die Existenz der unterstützten Familien gesichert und, indem man auch das Ziel der Auswanderung bestimmt und deutsche Colonien schaffen hilft, dem ganzen Vaterlande ein Dienst erwiesen!

Lassen wir die Frage, ob eine Förderung der Auswanderung innerhalb gewisser Grenzen wünschenswerth sei oder nicht, als eine offene bestehen, zu deren Beantwortung ja schließlich nur die erfahrensten Nationalökonomen berufen sind, so kann im übrigen unsere Darstellung ganz wohl als Inbegriff dessen gelten, was durch die bezügliche Literatur in Deutschland festgestellt ist. Es ist aber von

Interesse, auch die Urtheile nichtdeutscher Fachmänner kennen zu lernen, und in dieser Hinsicht fordert namentlich ein kürzlich erschienenes Werk eines bekannten französischen Anthropologen zum Vergleich heraus, das 1884 in Paris unter dem Titel „La colonisation scientifique" von Dr. A. Bordier veröffentlicht wurde. Dieses interessante Buch behandelt zwar im wesentlichen nur die französischen Colonien, nimmt aber im einleitenden Theil auch vielfach auf allgemeine Fragen der Colonisation und Auswanderung Bezug, in letzterer Hinsicht auch Deutschland wiederholt berücksichtigend. Bedauerlich ist die etwas leichte Behandlungsweise, bei der literarische Nachweise fehlen, sodaß eine Controle kaum möglich ist.

Bordier geht von der Voraussetzung aus, daß die Ursache der Auswanderung lediglich in absoluter Uebervölkerung zu suchen, wie z. B. das Beispiel von England und Frankreich zeige. Ersterer Staat, in welchem 133 Bewohner auf den Quadratkilometer kommen, gebe auf 1000 Bewohner jährlich 6 Auswanderer her, gegen nur 1 in Frankreich mit seinen 68 Bewohnern pro Quadratkilometer. Dieser sehr summarische Vergleich entspricht aber keineswegs den von deutschen Statistikern beleuchteten thatsächlichen Verhältnissen. In Wahrheit gehen Bevölkerungsdichtigkeit und Höhe der Auswanderung durchaus nicht parallel, wie denn speciell in Deutschland nicht die dichtest bevölkerten Provinzen, sondern die sparsam bewohnten Gebiete von Pommern und Mecklenburg die meisten Auswanderer abgeben. Es ist mithin nicht die Uebervölkerung, welche hier die Auswanderer über See treibt, sondern der Drang, in landwirthschaftlicher und socialer Hinsicht ein besseres Los und gesichertere Zukunft zu erwerben. Es würde uns zu weit führen, wollten wir des nähern beweisen, wie der französische Forscher auch darin im Irrthum ist, daß er den Militarismus für die Auswanderung aus Preußen verantwortlich macht und die nach dem letzten Kriege beobachtete Erhöhung der Auswandererziffer mit den von Frankreich gezahlten 5 Milliarden in Zusammenhang bringt. Auch in Großbritannien weisen im Decennium der siebziger Jahre genau wie in Deutschland die Jahre 1872 und 1873 das Maximum und 1877 das Minimum von Auswanderern auf. Es liegt hier eine allgemeine Bewegung vor, deren Ursachen nicht recht aufgeklärt sind, wenn es auch nach dem eben Bemerkten einleuchtet, daß die französische Kriegsentschädigung dahin nicht zu rechnen. Es ist wol auch schwerlich dem französischen Gelehrten hiermit Ernst gewesen; daß freilich der Chauvinismus auch in wissenschaftlichen Werken derartige Blüten treiben kann, ist einer der mancherlei Züge, welche uns Deutschen bei den Franzosen auffallen und unverständlich bleiben.

Um so rückhaltloser erkennen wir mit dem französischen Gelehrten den Werth an, den für Preußens Entwickelung die Einwanderung der durch Aufhebung des Edicts von Nantes vertriebenen französischen Protestanten hatte, ohne freilich mit ihm darin die Wurzel alles Prosperirens von Preußen erblicken zu können. Bordier macht darauf aufmerksam, daß Coligny, der hochherzige Vorkämpfer der Hugenotten, den Plan hatte, in Südamerika ein protestantisches Frankreich zu gründen. „Allein", so fährt er fort, „schon unter Ludwig XIII. begriff man den Nutzen von Colonien so wenig, daß man, als wir 1625 Canada zum ersten mal verloren, versäumte, es später, als 1631 der Vertrag von Saint-Germain-en-Laye

unterzeichnet wurde, zurückzufordern: so wenig wichtig erschien die Angelegenheit. Es war immer in demselben Sinne, wenn später Voltaire der Engländer spottete, welche thöricht genug wären, den Franzosen Canada streitig zu machen, «diese paar Quadratmeilen voll Schnee», und Montesquieu versicherte, der Haupterfolg von Colonien sei der, die Länder zu schwächen, von denen sie ausgehen, ohne diejenigen zu bevölkern, in welchen sie angelegt würden."

Was bei dem Werke Bordier's besonders frappirt und zum Theil neue Perspectiven eröffnet, ist die Betonung des anthropologischen Standpunktes. Der Auswanderer bietet in der That in mehrfacher Hinsicht andere Erscheinungen dar als seine zurückgebliebenen Stammesgenossen, und es lohnt wol, die Naturgeschichte des Auswanderers zu studiren. Schon die Zahl der Ehen ist unter den Ausgewanderten größer, so z. B. unter den Franzosen in Algier 98 auf 10000 Bewohner gegen 80 in Frankreich. Dem entsprechend vermindert sich auch die Zahl der unehelichen Kinder. Ganz besonders auffällig ist in allen nur einigermaßen geschickt angelegten Colonien die große Vermehrung der Geburten. Davon machen auch die in ihrer Heimat so langsam sich vermehrenden Franzosen keine Ausnahme, ein Beweis dafür, daß die Ursache der auffälligen Erscheinung nicht im besondern Verhalten der Rasse zu suchen ist, sondern in socialen Bedingungen. Der französische Arbeiter hat schon nöthig, mancherlei Opfer und Einschränkungen sich aufzuerlegen, um zwei Kinder aufzuziehen; der über Land und Lebensmittel hinreichend verfügende Colonist sieht in reichem Kindersegen eine sichere Garantie künftigen Wohlstandes, weil in seinem Anwesen für die Kinder von früh an sich Gelegenheit findet, hülfreich Hand mit anzulegen.

So erklärt sich die erstaunliche Bevölkerungszunahme der Franzosen in Canada, wo zur Zeit, als es noch französische Colonie war, die Ehen durchschnittlich mit 8—15 Kindern gesegnet waren. Auch in dem klimatisch weniger günstigen Algier bilden 41 Geburten auf 1000 französische Bewohner das jährliche Mittel gegen 26 in Frankreich. Bei den Spaniern kommen im eigenen Lande 37 Geburten auf 1000 Bewohner, dagegen 41 in Cuba und 46 in Algier.

Diese stärkere Vermehrung erklärt sich aus der dünnen Bevölkerung junger Colonien, in denen für alle neu hinzukommenden Personen Nahrung und Arbeit in ausreichender Weise existirt. In dem Maße aber, als die Bevölkerung dichter wird, wächst auch die Schwierigkeit der Beschaffung ausreichender Subsistenzmittel; der Kampf ums Dasein macht sich wieder stärker fühlbar, die Geburten gehen an Zahl zurück. Bordier macht mit Bezug hierauf folgende Angabe, leider ohne mitzutheilen, auf welche Gewährsmänner er sich dabei stützt: „In Pennsylvanien hatte man früher 8—10 Kinder in der Ehe, gegenwärtig nur noch 2—4, während dagegen in den jüngern Staaten Ohio, Mississippi, Indiana und Oregon die Zahl der Geburten noch eine außerordentlich große ist." Es fehlt ja überhaupt nicht an Anzeichen, welche ein baldiges Altern auch der noch in voller Entwickelung begriffenen jungen Republik von Nordamerika in Aussicht stellen. Schon beginnt die Noth der Arbeiter auch dort unbequem zu werden, großes Elend wie in London sich auch in den Industriecentren der Vereinigten Staaten neben höchstem Glanze und Reichthum fühlbar zu machen. Man hat berechnet, daß im Falle

der Fortdauer gleichstarker Einwanderung die verkäuflichen unbesiedelten Ländereien der Vereinigten Staaten in 15—20 Jahren sämmtlich vergeben sein werden. Die Vereinigten Staaten dürften daher wol bald genug gezwungen sein, im Interesse der eigenen heranwachsenden Landeskinder der Einwanderung den Riegel vorzuschieben, nachdem sie bereits jetzt begonnen, unbemittelte Einwanderer zurückzuweisen. Derartige Beschränkungen werden sich offenbar bald mehren.

Ein Statistiker, welcher nach der Anzahl von Bewohnern, die in einer bestimmten Reihe von Jahren in ein neues Colonialgebiet eingewandert sind, den Gesammtbestand der Bevölkerung berechnen wollte und dabei das Geburtenverhältniß der Heimat zur Basis machte, würde einen großen Fehler begehen. Das Verhältniß der Geburten zu den Todesfällen ist in Preußen etwa 1 : 2, in den deutschen Colonien von Rio Grande 1 : 4. Man kann es geradezu als Kriterium einer guten Colonie bezeichnen, daß der Geburtenüberschuß ein höherer sein muß als in der Heimat.

Als ein Hinderniß im Wachsthum der Colonie erweist sich nicht selten der Mangel an Frauen. In Algier zählte man 1865 nur 87 Frauen auf 100 Männer, während in Frankreich das Verhältniß wie 102 : 100 war. Zu derselben Zeit kamen auf Réunion nur 61 Frauen auf 100 Männer. Auch in den Vereinigten Staaten fehlt es zeitweise, zumal in den jüngern Staaten, sehr an Frauen. Bordier tadelt die Europäer, weil sie es versäumten, diesen Misständen durch Heirath mit Weibern der Eingeborenen zu begegnen. Wenn somit der französische Anthropologe als eins der Hauptergebnisse seiner Studien über Colonialpolitik die von ihm wiederholt gepriesene Vermischung mit den Eingeborenen anempfiehlt, so dürfte doch wol der Standpunkt von Ludwig XIV., welcher ausdrücklich diese Kreuzungen untersagte, noch weit eher mit den Maximen gesunder Colonialpolitik in Einklang stehen. Es läßt sich denn doch nicht verkennen daß bei dieser Frage noch ganz andere Factoren mit in Betracht kommen, als das anthropologische Element. Ganz abgesehen davon, daß nicht alle Kreuzungen verschiedener Rassen in ausgiebiger Weise fruchtbar sind, so ist sehr häufig das Product solcher Verbindung ein durchaus nicht eben nützliches Glied der Gesellschaft. Der Mischling wird von den Angehörigen der höhern Rasse nicht als ebenbürtig anerkannt, kommt social in eine schiefe Lage. Die eingeborene Mutter aber, selbst wenn auch von religiösen Differenzen abgesehen werden sollte, vermag den Kindern keine geeignete Erziehung zu geben, der Colonie selbst werden die Mischlinge eher eine Gefahr als eine Hülfe.

Die Unzulänglichkeiten solcher Kreuzungen sind natürlich um so bedeutender, je größer die Gegensätze, je tiefer das eingeborene Weib an Civilisation unter dem Einwanderer steht. Daß aber selbst in Algier, wo Bordier diese Kreuzungen besonders empfehlenswerth findet und wo Marschall Pélissier den gleichen Standpunkt vertrat, die Colonisten sich schwer zu Heirathen mit Araberinnen entschlossen, beweist der Umstand, daß in den Jahren 1867—72 im ganzen in Algier nur 32 solche Heirathen eingegangen wurden. Der Colonist, welcher in sein, wenn auch bescheidenes Heim die Gattin einführt, erwartet von ihr doch noch etwas mehr als lediglich die Aussicht auf Fortführung seines Stammbaumes: das

war es, was hier der natürliche Takt der französischen Auswanderer richtiger erfaßt hatte als die anthropologische Weisheit ihres gelehrten Landsmannes.

Dieser Gegenstand ist auch für unsere Auswanderung zu wesentlich, als daß wir nicht noch kurz dabei verweilen müßten. Man möchte gewiß a priori annehmen, daß Ehen zwischen Deutschen und Angehörigen eines civilisirten Volkes wie des brasilianischen unter einen ganz andern Gesichtspunkt fielen, und doch ist dem nicht so. Soweit meine Erfahrungen in der Provinz Rio Grande do Sul reichen, habe ich noch nie gesehen, daß ein Deutscher, welcher eine Brasilianerin heimführte, auf einen grünen Zweig gekommen wäre. Ich spreche hierbei nur vom Lande, nicht von denjenigen gebildeten Deutschen der größern Städte, welche durch glänzende Einnahme in die Lage gesetzt sind, einen großen und kostspieligen Haushalt u. s. w. führen zu können. Der Colonist aber kann mit seiner bescheidenen Einnahme nur dann vorwärts kommen, wenn ihm eine fleißige und sparsame Hausfrau zur Seite steht. So kommt es, daß die ältern Colonisten successive mehr Land aufkaufen, solide größere Wohnungen sich bauen u. s. w., die Brasilianer aber großentheils zurückgehen. Die Sklaverei hat auch in dieser Richtung demoralisirend gewirkt, und wenn man auch unter den Männern überall eine Anzahl arbeitsamer, achtbarer Leute findet, die Frauen sind fast durchweg an regelmäßige Thätigkeit, an Zusammenhalten, Flicken, Reparaturen nicht gewöhnt, und da sie auch die Kinder meist nicht zur Arbeit und Ordnung erziehen, so vermißt man selbst die Aussicht auf Besserung. Das ist nicht etwa einseitiges Urtheil des „Fremden"; ich könnte ähnliche Ausführungen aus brasilianischen Zeitungen und Kammerverhandlungen vorlegen, wie denn die Nothwendigkeit von Aenderungen und Regeneration von den meisten einsichtsvollen Brasilianern eingeräumt wird. In den deutschen Colonien Südbrasiliens fehlt es nicht an tüchtigen deutschen Mädchen, wenn es aber je infolge stärkerer Auswanderung in neuzubesiedelnde Gegenden an solchen fehlen sollte, so wäre sicher nicht die Befolgung der Lehre Bordier's angezeigt, sondern das Beispiel der Engländer nachzuahmen, bei denen die Vereinsthätigkeit auch hier fördernd eingreift. So besteht z. B seit 1849 unter Sir Sidney Herbert's Leitung ein Verein für weibliche Auswanderung. Besonders verdient soll sich in dieser Richtung namentlich eine Miß Rye gemacht haben, unter deren persönlicher Obhut alljährlich eine Anzahl armer Engländerinnen nach Canada oder Australien abgehen, wo man sie freudig willkommen heißt.

Es ist hier der Ort, um einige Bemerkungen anzuschließen über die Auswanderung lediger Personen. Dieselbe bringt Ackerbaucolonien keinen Nutzen. In jungen Colonien fehlt es an Geld und Bedürfniß für Knechte. Ein jeder schafft sich so gut er kann mit seiner Familie aus dem Gröbsten heraus. Je mehr arbeitsfähige Kinder, um so besser. Der Verdienst aber ist gering, viel zu gering, um hohen Lohn für Knechte und Mägde abzuwerfen. Eher gibt der Colonist umgekehrt seine Töchter nach den Städten in Dienst, wo viele die Aeltern im Abverdienen der Landschuld wirksamst unterstützen. Höchstens Handwerker finden zum Theil Beschäftigung in den Städten gegen mäßigen Lohn, kommen

dann aber ja für die Entwickelung der Ackerbauercolonie nicht weiter in Betracht, weil in dieser jeder Handwerker auch Pflanzer ist und höchstens nach Maßgabe seiner Aufträge successive sich vorzugsweise oder ganz der Profession widmet. Wenn es somit in der Ackerbaucolonie an passender Verwendung lediger Leute im allgemeinen fehlt, so ist auch deren Lage, wenn sie als Colonisten beginnen wollen, eine mehr als misliche. Wenn sie nicht gerade an einer der Nachbarfamilien zuverlässigen Rückhalt haben, fühlen sie sich in ihrer unordentlichen Wirthschaft nicht wohl, suchen in Jagd und Zerstreuungen Entschädigung, oder geben sich dem Trunk hin. Wenn schon Junggesellen überhaupt auf kürzere Lebensdauer zu rechnen haben als Ehemänner, so gilt das für ein an Entbehrung und Gefahren reiches Leben in neuerschlossener Wildniß erst recht. Auch die Colonie selbst fährt schlecht mit den Junggesellen. Gefällt denselben ihr einsames arbeitsvolles Leben nicht mehr, so ziehen sie eben weg, selten ohne Schulden zu hinterlassen. Der Familienvater hat es nicht so leicht, er überwindet mit Geduld die schlechten Zeiten und triumphirt doch endlich.

In Frankreich trug man sich eine Zeit lang mit der Idee, Waisen und anderweitig verlassene Kinder in Algier unterzubringen. Die Regierung aber steuerte dem unverständigen Plane durch die Bestimmung, daß nur Colonisten von mehr als 12 Jahren freie Passage zu gewähren sei. Außerdem besteht in Algier durch ein Decret vom 16. Oct. 1871 die Bestimmung, daß Landconcessionen an Junggesellen überhaupt nicht vergeben werden. Eine sehr verständige Maßregel. Ich habe mehrfach Fälle beobachtet oder erfahren, in denen mehrere Junggesellen sich zu einem Haushalt vereinigten. Es hat aber nie für lange gut gethan; entweder gab es schließlich Unfrieden, oder der Vorwand der Beschaffung billigen Fleisches schob die Jagd zu sehr in den Vordergrund. Es scheint auch, als ob die Ansammlung zahlreicher Junggesellen einer der Hauptgründe war, weshalb die Colonie San-Bernardino in Paraguay anfangs so wenig prosperiren wollte. Im Jahre 1884 zogen 36 ledige Leute, oder circa 15 Proc. der gesammten Bevölkerung von dort weg, im Interesse der ohnehin schlecht angelegten Colonie sicher kein Schaden.

Für Gesellschaften und Vereine, welche sich mit der Anlage oder Förderung von Ackerbaucolonien befassen, erwächst daraus die Mahnung: Passageunterstützung nur verheiratheten Leuten zu gewähren, und auch Landconcessionen nicht an Junggesellen abzugeben. Zur Auswanderung nach einer Ackerbaucolonie entschlossene Junggesellen mögen daher sich drüben eine Lebensgefährtin suchen und vor der Auswanderung sich verheirathen. Die Chancen des Fortkommens erhöhen sich damit ebensowol für sie als für die Colonie, der sie sich zuwenden.

Nicht minder wichtig wie der Civilstand des Auswanderers ist auch sein Beruf. Bauern und Handwerker gewöhnen sich am leichtesten in ihre neue Thätigkeit, etwas schwerer Fabrikarbeiter. Jeder aber, der an schwere anhaltende körperliche Arbeit gewöhnt ist, wird sich bald an die neue gewöhnen. Je mehr jemand gelernt, je mehr Zeit er an seine Ausbildung gewandt hat; um so schwerer wird sich für ihn ein geeigneter Wirkungskreis öffnen. Es ist die traurige Signatur

unsers Jahrhunderts, daß sie Einnahme und Ansprüche der Handwerker und Arbeiter immer höher emporschraubt und, die Unterschiede der Stände mehr und mehr verwischend, die geistige Arbeit im Durchschnitt immer niedriger schätzt und honorirt. Namentlich aber kann man in Amerika beobachten, wie leicht es verhältnißmäßig Handwerkern und Bauern wird, sich eine gesicherte Existenz zu gründen, und wie schwer es dagegen dem beschäftigungslosen Kaufmann, dem Lehrer, dem Ingenieur, selbst Aerzten fällt, von Gelehrten natürlich zu schweigen, irgendeine beliebige, nur halbwegs der Befähigung entsprechende Stellung zu erlangen, wenn man alte Studenten als Maschinenheizer, Barone als Flaschenschwenker in Brauereien, gediegene Lehrer auf der Wanderschaft um eine milde Gabe bittend, Kaufleute, welche vier oder fünf Sprachen fließend reden und schreiben, als Viehtreiber antrifft, alle fähig und oft sehnsüchtig bereit, auch die bescheidenste ihren Kenntnissen angemessene Stelle zu übernehmen: dann kann man wirklich nicht umhin, von einem Fluch der Bildung und guten Erziehung zu reden. Schwache Naturen erliegen dem; daher die große Menge von Deutschen, welche im Auslande durch Selbstmord oder am Trunke zu Grunde gehen. Kräftige, zu Entbehrungen und jedweder Arbeit bereite Charaktere finden sich schließlich in die Verhältnisse. Glücklich derjenige, welcher die physische und moralische Kraft hat, Colonist zu werden. Es ist auch im Grunde nicht einzusehen, weshalb man sich nicht gern einem Berufe zuwenden soll, der, wenn man die schweren Jahre hinter sich hat, seiner Unabhängigkeit halber vielen andern vorzuziehen sein dürfte. Aber unwillkürlich legt man sich doch immer wieder die Frage vor: „Hast du deshalb acht Jahre das Gymnasium besucht, haben deshalb deine Aeltern die Opfer nicht gescheut, die ihnen deine Universitätsstudien auferlegten, damit du jetzt Bauer werdest, und dazu noch ein schlechterer als die von Jugend auf an nichts anderes gewöhnten Nachbarn!"

Nichts will mir immer beneidenswerther bei den Erfolgen englischer Colonialpolitik erscheinen, als die Möglichkeit, auch den in der Heimat entbehrlichen gebildeten Elementen und geistigen Kräften ein Feld geeigneter Thätigkeit zu erschließen. Der Eintritt Deutschlands in die Reihe der colonialen Mächte erscheint auch nach dieser Richtung wie die Morgenröthe einer bessern Zeit, freilich nur, wenn in allen der Colonialpolitik warmes Interesse zeigenden Kreisen die Ueberzeugung zum Durchbruch gelangt, daß die wichtigste Seite der ganzen Frage die Regelung der Auswanderung und ihre Verwerthung im nationalen Interesse ist. Vieles kann die Regierung thun, mehr noch muß man nach dieser Richtung hin von der Privatinitiative erwarten.

Es ist ja keine Frage, daß aus der Colonialpolitik unserm Volke neue Anforderungen und Aufgaben in Menge erwachsen. Als eine der wesentlichern dürfte es dabei auch erscheinen, denjenigen gebildeten Elementen, welche vergebens nach geeigneter Verwendung streben, die Hand zu reichen, um sie vor dem Untergang zu bewahren. Wenn man ihnen 6—700 Mark als Betrag jährlicher Unterstützung für einige Jahre zusichert, indem man sie nach einer ärmern, zur Unterhaltung einer Schule noch nicht geeigneten Picade (Urwaldstraße) als Lehrer entsendet, so haben sie Zeit, entweder eine ähnliche oder sonst convenirende Stelle sich zu sichern, und zu-

gleich die Landesverhältnisse und -Sprache kennen zu lernen. Eine der wesentlichsten Aufgaben mit Bezug hierauf wird es aber auch sein, das schwerfällige deutsche Kapital in den Dienst auch dieser wichtigsten Seite der Colonialfrage zu ziehen, es zu veranlassen mit Gründung von Landgesellschaften und Colonisationsunternehmungen, von industriellen Anlagen und Bahnbauten in den für die deutsche Auswanderung passenden Gebieten energisch vorzugehen. Hier dürfte auch ein Feld zum Austrag der leidigen Judenfrage gegeben sein. Wenn die Möglichkeit, daß eine solche Frage gestellt werden konnte, darauf hinweist, daß das Judenthum sich dem nationalen Leben unsers Volkes nicht genügend angeschlossen hat, so bietet die Colonialfrage dem jüdischen Kapital die Gelegenheit, seine Macht und seine Erfahrung in den Dienst nationaler Bestrebungen zu stellen. Wenn das jüdische Kapital nicht mehr in nordamerikanischen und türkischen Eisenbahnen planlos umherspeculirt, sondern seinen Transactionen eine Richtung gibt, welche den Bedürfnissen und Wünschen der Nation auf colonialpolitischem Gebiet entgegenkommt, dann wird auch der kleinliche Neid gegen die hervorragenden finanziellen Erfolge des Judenthums verstummen und den Gefühlen der Sympathie und der Anerkennung Platz machen.

Wie sich im allgemeinen die gelehrten Leute, die „lateinischen Bauern" der Nordamerikaner nicht als Colonisten bewähren, so auch meistens nicht die Adeligen, deren man in Amerika und speciell auch in Brasilien eine relativ große Menge trifft. Die hohen Adeligen, welche Spanien in seinen Colonien mit großen Landschenkungen bedachte, haben seiner Colonisation nur Schaden gebracht. Die sonderbarsten Erfahrungen aber hat in dieser Richtung Frankreich gemacht. Sealsfield erzählt in einem seiner an culturhistorischen Lichtblicken so reichen Romane, ich glaube im „Kajütenbuch", von einem französischen Marquis, welchem zur Zeit der französischen Colonisation am Mississippi ein großes, an Umfang einem Fürstenthum entsprechendes Landgebiet geschenkt wurde, und welcher sich vollkommen als Landesfürst aufspielte, sich auch einen vergoldeten Krönungswagen mitbrachte, der natürlich mit allem andern schließlich unter den Hammer kam. Ein noch instructiveres Beispiel erzählt Bordier von einer Adelsgesellschaft, welche aus Frankreich nach Guiana auswanderte.

„Es war im Jahre 1763", so berichtet er, „als unter dem Ministerium Choiseul zahlreiche Edelleute Frankreich verließen, um Guiana im Namen von Ludwig XV. zu colonisiren. Sie schifften sich ein, wie man in eine Kutsche steigt, um zum Trianon zu fahren. Musikinstrumente und Champagner, Mädchen, Toiletten und zierliche Degen, nichts war vergessen. Man kam in Guiana an ungefähr wie kürzlich die naiven Colonisten von Port-Breton im katholischen Eldorano, wo sie sich erwartet glaubten. Der Anfang war indessen heiterer: man tanzte Menuet, baute Lauben aus frischem Grün, pflegte das Theater; aber man hatte Hacken, Schaufeln und Pflüge vergessen; die Hände waren außerdem zu weiß zum Arbeiten, und diese 14000 eleganten Colonisten kamen vor Hunger um, ohne daß die 33 Mill. Frs., welche sie verzehrt hatten, sie davor hätten bewahren können." Solche Erfahrungen sind zu beachten. Ist doch auch in allerneuester Zeit der Vorschlag wieder aufgetaucht, Ackerbaucolonien zu verwerthen

im Interesse schiffbrüchiger adeliger und anderer gebildeter Existenzen, verunglückter Offiziere, Studenten u. s. w., welcher Vorschlag in Rio Grande, für welches er bestimmt war, entschieden bekämpft wurde. Für Gutsverwalter oder Gutsherren sind eben Ackerbaucolonien nicht berechnet, und es gehört nicht nur körperliche Kraft und Ausdauer, sondern auch moralischer Muth und Charakterstärke dazu, um als gebildeter Mann das Los des Colonisten auf sich zu nehmen. Im übrigen bietet sich überall da, wo im gemäßigten Südamerika deutsche Colonisation in größerm Umfange betrieben wird, auch im weitern Verlaufe hinreichende Gelegenheit zur passenden Unterbringung gebildeter Leute, besonders wenn sie sich als Feldmesser ausbilden, aber auch als Lehrer, Aerzte, Pfarrer, Krämer u. s. w. Deutscherseits darf man sich freilich nicht darüber täuschen, daß diese Chancen nur in den ersten drei bis vier Decennien des Bestandes neuer Colonien vorhanden sind. Späterhin lassen wohlhabendere Deutsche ihre Söhne in den Unterrichtsanstalten des Landes ausbilden, welche dadurch bei dem Wettbewerb mit eingewanderten Concurrenten den Vorrang gewinnen, daß sie nicht nur mit den Landesverhältnissen von Jugend auf vertraut sind, sondern auch die landesüblichen Staatsexamina abgelegt haben. So ruhte die Krankenbehandlung bei den Deutschen in Rio Grande bis vor kurzem ausschließlich in den Händen eingewanderter deutscher Aerzte, während jetzt schon mehrere junge Deutsch-Brasilianer von der medicinischen Facultät in Rio de Janeiro nach absolvirtem Studium zurückgekehrt sind und andere bald folgen werden. Auch in der die Regierungslehrer ausbildenden Normalschule sind jetzt Söhne und Töchter von Deutschen ständig vertreten, wie auch in den beiden juristischen Facultäten des Kaiserreiches.

Will man mithin in Deutschland auf eine solche Verwendung des Auswandererstromes rechnen, welche durch die Begründung ausgedehnter deutscher Coloniegebiete auch den gebildeten Elementen dauernd Aussicht auf Verwendung eröffnet, so darf auch der Nachschub aus der Heimat nicht fehlen, und schon deshalb ist es bedauerlich, daß in Deutschland bisjetzt das Verständniß dafür in weitern Kreisen fehlt, eine wie eminent wichtige Sache es ist, auf das Ziel der Auswanderung Einfluß zu üben. Wenn ich oben betonte, daß im allgemeinen der Verdienst des Colonisten nach hiesigen Erfahrungen zu gering sei, um einen Betrieb mit Knechten u. s. w. in größerm Umfang zu gestatten, so ist dagegen freilich auch einzuräumen, daß geschulte Landwirthe, welche sich auch der Einführung neuer Culturen zuwenden könnten, wie z. B. dem nach bisherigen Erfahrungen lohnenden Hopfenbau, der Seidenzucht u. s. w., im allgemeinen hier fehlen, von wenigen rühmlichen Ausnahmen, wie z. B. Herrn Spielberg, abgesehen. Dabei ist aber immer ausdrücklich hervorzuheben, daß wol ein jeder erst sein Lehrgeld zahlt und seine Erfahrungen macht. Der völlig eingelebte naturalisirte Deutsch-Brasilianer ruft in der Regel den Neueingewanderten zu, daß mitgebrachtes deutsches Geld in Amerika keinen Bestand habe. Wenn das auch übertrieben ist und in der Regel für den Colonisten nicht gilt, so trifft es doch häufig für gebildete junge Leute zu, welche meist den Kopf voller Pläne haben, bald dieses, bald jenes meinen anfangen zu sollen, und alles besser wissen als erfahrene Eingewanderte — das „Grünhorn" des Nordamerikaners, der negro novo (frischer Neger) des Brasi-

lianers im Gegensatze zum geriebenen macaco velho, dem alten Affen, oder wie die deutsche Sprache sagt, dem alten Hasen. Jedenfalls erwächst den Aeltern gebildeter junger Leute, welche auswandern wollen, daraus das Recht, denselben die Mittel, welche sie ihnen zur Verfügung stellen können, nicht gleich und ganz mitzugeben, sondern erst nach Verlauf von ein bis zwei Jahren, und sie nicht allzu sehr darauf rechnen zu lassen, damit wenigstens die als Lehrgeld verlorene Summe nicht zu hoch steige.

Einer der wichtigsten Gesichtspunkte ist für die Auswanderung die Frage der Acclimatisation. Seit Vitruvius schrieb: „Quae a frigidis regionibus corpora traducuntur in calidas non possunt durare, sed dissolvuntur", ist unzähligemal darauf hingewiesen worden, daß in heißen Klimaten der Europäer nicht die Rolle des Colonisten durchführen könne. Was freilich nicht genügend bekannt und gewürdigt erscheint, ist der Umstand, daß nicht sowol die Hitze an sich, sondern vorzugsweise die in heißen Niederungen so häufigen Sumpffieber die Ursache der großen Sterblichkeit ausmachen. Wo solche Sumpffieber fehlen, sind auch die Gesundheitsverhältnisse relativ befriedigender, wie z. B. Nicaragua wol im Zusammenhang mit den günstigen Ventilationsverhältnissen sich eines zwar heißen, aber sehr gesunden Klimas erfreut, ganz im Gegensatz zur Landenge von Panama, auf welcher der Bau der interoceanischen Bahn ziemlich ebenso viel Menschenleben gekostet haben soll, als Schwellen gelegt wurden.

Ueber Acclimatisation und geographische Verbreitung der Krankheiten haben die Franzosen wol die gediegensten und meisten Erfahrungen. Es ist bei ihnen theils durch die Anthropologen und Mediciner, theils durch den Einfluß ihrer Colonien, besonders aber durch eine ganze Reihe von wissenschaftlich thätigen Marineärzten dieses Specialgebiet seit langer Zeit mit besonderer Liebe und Sachkenntniß ausgebaut worden. Es ist in hohem Grade dankenswerth, einmal alles, was in medicinischen Werken und anthropologischen Zeitschriften über Acclimatisation zerstreut war, hier übersichtlich geordnet und vereinigt zu sehen, und es dürfte daher empfehlenswerth sein, wenn wir im Folgenden eine Art Auszug aus der umfangreichen Darstellung dieses Themas von Bordier bieten, immer mit besonderer Rücksichtnahme auf die deutschen Beziehungen.

Im allgemeinen nimmt die Sterblichkeit einer Rasse um so mehr zu, je näher sie dem Aequator rückt. Die Deutschen gedeihen nicht mehr gut im Süden des Mittelmeeres*); ihre Sterblichkeit ist in Algier 49, während sie bei den Spaniern 34 ist. In Malta haben die eingeborenen Truppen eine geringere Sterblichkeit als die englischen. Portugiesen und Spanier gedeihen im Gegensatze dazu sehr

*) Bordier's Urtheil trifft hier zusammen mit demjenigen seines deutschen Collegen R. Virchow, welcher sich in der Reichstagssitzung vom 14. März 1885 eingehender über Acclimatisation aussprach. Wenn Virchow's Standpunkt durch die Freunde der Afrikacolonisation vielfach angegriffen wurde, so wird der urtheilsfähige Fachmann allem Zeitungsgerede zum Trotz unbedingt den Standpunkt unsers berühmtesten deutschen Anthropologen theilen müssen.

gut in heißen Ländern, wie Mexico, Brasilien und Cuba beweisen. „Was die Franzosen betrifft, so acclimatisiren sich diejenigen des Nordens minder leicht in heißen Ländern als jene des Südens. Bei der Wahl von Colonien muß man daher immer der Rasse Rechnung tragen, welche man zu verwenden hat. Wenn ihr heiße Länder colonisiren wollt, so wendet euch an die Südfranzosen, aber weiset diejenigen des Nordens von einer Unternehmung zurück, für welche sie keine Befähigung haben, und deren Miserfolg daher sicher sein würde." Heiße Länder üben auf solche, die aus kühlerm Klima einwandern, besonders auch dadurch einen unheilvollen Einfluß, daß eine kalte Jahreszeit fehlt, in welcher der Körper sich wieder erfrischen und widerstandsfähig erhalten könnte. Man erkennt dies ja namentlich an den Engländern in Indien. Sie leiden außer an Darm- und Leberkrankheiten und Fiebern auch an Schwindsucht in höherm Grade als in der Heimat, und die Frauen sind noch weniger widerstandsfähig als die Männer. Acclimatisirte Engländer der dritten Generation gibt es in Indien nicht, und es stände noch schlimmer um sie, wenn sie nicht zur heißen Jahreszeit ihre Sanitaria in den blauen Bergen der Nilgiri aufsuchen könnten.

So bieten in heißen Ländern die höhern Gebirge den Europäern die Gelegenheit zu zeitweiser oder dauernder zuträglicher Niederlassung. Die deutsche Colonisation Afrikas wird diese natürlichen Vortheile bald auszubeuten verstehen, doch wird damit immer nur für geringere Massen Raum gewonnen. Die Holländer, welche auf den höhern Lagen von Java Chinabäume pflanzen, befinden sich sehr wohl. In ähnlicher Weise wird Deutschland auch das gebirgige Innere von Neuguinea für Kaffee, Chinacultur u. s. w. ausnutzen können, wenn an der Küste zuvor durch Deportirte eine Bresche in den Urwald gelegt, Wohnplätze geschaffen und Wege aufgehauen sein werden.

Die Hauptgefahr der heißen Länder bilden immer die Sumpffieber, die Gesammtmasse jener bösartigen, nicht immer intermittenten Fieber, welche die Franzosen als l'impaludisme zusammenfassen. In solchen Gegenden erkennt man schon an der Anschwellung von Milz und Leber an dem geschlachteten Vieh die Anwesenheit der Fieberkeime, und Bordier bringt die vor der Niederlassung befragte Erfahrung der Auguren mit dieser ihrer Kenntniß von den Eingeweiden in Verbindung. Daß man im Alterthum den Einfluß der Fieberdistricte auf die Milzvergrößerung kannte, geht aus den Angaben hervor, welche Vitruvius („De electione locorum salubrium") machte. Aehnliche Hülfsmittel zur Beurtheilung der Gesundheitsverhältnisse einer Gegend bietet zum Theil auch ihre Vegetation. So bezeugt in Mexico das Auftreten der immergrünen Eiche, daß man die Gelbfiebergrenze überschritten hat. Auf ein ungesundes Sumpfland weist es nach Dr. Lombard hin, wenn die Jahreszeit, auf welche die meisten Todesfälle entfallen, der Sommer ist.

Diese klimatischen Verhältnisse verdienen also die eingehendste Berücksichtigung. So ist Aegypten nach Versicherung der französischen Aerzte kein Land, welches durch Europäer könnte colonisirt werden. Dr. Schnepf habe nach einem langen Aufenthalt in Aegypten versichert, daß er keine einzige europäische Familie dort kennen gelernt habe, welche gediehen sei und durch mehrere Generationen sich

erhalten habe. Von Afrika kommen eben für deutsche Colonisation nur die südlichen Gebiete in Betracht, wie die Karruebene. Ob es aber weise wäre, dort zwischen Hottentotten und Kaffern sich einzudrängen, nicht minder angefeindet von den Engländern als von den Boers, ob dort zur Unterbringung großer Auswanderermassen Raum, und für dauernde Erhaltung deutscher Cultur Aussichten wären — das möchte doch sehr ernstlich zu prüfen sein. Nirgends mehr als auf colonialpolitischem Gebiet ist ernste Erwägung nöthig, die nicht jeder Anregung des Tages folgt und sich nicht durch glänzend scheinende Erfolge verblüffen und leiten läßt. Wenn in Deutschland alle mit der Lösung der Auswandererfrage ernstlich beschäftigten Forscher einig darin sind, daß für eine nutzbare Verwendung des deutschen Auswandererstromes nur Südamerika in Betracht komme, so muß es uns alle, wie wir in Schrift und Wort dieser Ueberzeugung wiederholt Ausdruck verliehen haben, mit besonderer Genugthuung erfüllen, wenn wir in Frankreich genau derselben wissenschaftlichen Erkenntniß begegnen. Ich gebe deshalb Bordier's Auffassung im Folgenden wörtlich wieder:

„Im allgemeinen ist, und das aus verschiedenen Ursachen, die südliche Hemisphäre unvergleichlich viel gesünder als die nördliche; die Sumpffieber speciell sind in ihr viel weniger vertreten. Um eine Idee zu geben von der Differenz beider Hemisphären in dieser Hinsicht, kann man sagen, daß Sumpffieber zweihundertmal so häufig nördlich des Aequators sind als im Süden desselben. Einen genauern Anhalt gewährt die Vergleichung der Erkrankungsfälle bei den Truppen eines und desselben Landes nordwärts und südlich des Aequators. Nun, die englischen und französischen Truppen bieten nördlich vom Aequator elfmal so viel Fieberfälle dar als im Süden desselben, ein wichtiger Punkt, welcher seine Anziehungskraft auf Auswanderer in Bezug auf Coloniebegründung nicht verfehlen kann.

„Es beruht wol wesentlich auf den günstigen Ventilationsverhältnissen der Campos von Pernambuco, daß diese Stadt, trotzdem sie dem Aequator so viel näher liegt als Rio de Janeiro, sich einer so großen Salubrität erfreut. Ebenso stellen der Sertão von Pernambuco und Bahia mit Minas-Geraes zusammen fast die einzigen Theile Brasiliens dar, in denen die Weißen ungestraft der Bodenbearbeitung sich widmen können. Gleich günstig ist der Gesundheitsstand in Montevideo und Buenos-Ayres, trotz der Tausende von Thierleichen, welche in diesen Häfen der Fäulniß überlassen umhertreiben und trotz der immensen nahegelegenen Sümpfe." Aehnliches habe Bonpland über San-Borja berichtet und die gleiche Erfahrung hat auch Hensel und mich in andern Theilen der Provinz Rio Grande do Sul überrascht.

„Diese günstigen Bedingungen existiren übrigens in dem ganzen riesigen Thale des La Plata. Eine Folge dieser außerordentlichen Salubrität ist die große Zahl der Geburten, welche sich zu jener der Todesfälle wie 2,5 : 1 verhält. Die mittlere Zahl der Kinder in der Ehe beträgt in Montevideo 5,50, in Buenos-Ayres 5,25 und in Cordova 7 für die Hispano-Amerikaner, 8,75 für die Mischlinge. Man kann nicht genug diese ausgedehnten herrlichen Gebiete für die europäische Auswanderung empfehlen. Die französischen Basken haben sich schon den La-Plata-Ländern zugewendet. Für Frankreich würde es vortheilhafter sein, wenn dieser

Auswandererstrom seiner Landeskinder sich zu unserm Vortheil unserer Colonie Algier zuwenden wollte. Aber diese menschlichen Ströme können auf administrativem Wege nicht abgeleitet werden; besser ist es, sie nützlicher zu machen, zu reguliren, und da der Instinct unserer Pyrenäenbevölkerung sie in dieses fruchtbare immense Stromgebiet treibt, warum sollte französisches Kapital nicht auch seine Verwendung finden in diesem reichen Lande? Es sind dies friedliche Eroberungen, welche nur Kaufleute und Kapitalisten erheischen und keine Armeen, welche die Eifersucht der benachbarten Völker nicht erregen und ihnen keinerlei Nachtheil zufügen."

Ein Letzter Wille.

Novelle

von

Benvenuto Sartorius.

(Schluß.)

VIII.

Es war im Hochsommer des Jahres 1878. Die pariser Weltausstellung fesselte, trotz der für den Aufenthalt in der Riesenstadt ungünstigen Jahreszeit, noch immer Tausende von Fremden an das Ufer der Seine, die ihre grünlich schlammigen Wogen, wie ermüdet durch die Sonnenglut, die auf sie niederbrannte, langsam dahinwälzte zwischen den stolzen historischen Gebäuden des alten Paris und den nicht minder prächtigen Neubauten des Trocadéro und des Ausstellungspalastes auf dem Champ du Mars. In bunter Reihenfolge tagte ein internationaler Congreß nach dem andern in den Sälen des Trocadéro. Man benutzte die günstige Zeit der Weltausstellung, welche eine Anzahl der ausgezeichnetsten Männer hier vereinigte, um die auf allen Gebieten der Kunst, der Wissenschaft wie des Gewerbes gemachten Fortschritte der verschiedenen Zonen unserer Erde abwägend miteinander zu vergleichen und etwaige Verbesserungen vorzulegen und zu erörtern.

Der in den ersten Tagen des Spätsommers stattfindende Naturforschercongreß hatte auch unsern alten Bekannten Ernst Karow nach beinahe dreijähriger Abwesenheit wieder in das schöne Frankreich zurückgeführt. Er hatte den größten Theil der letzten Jahre auf Reisen zugebracht und im Auftrag mehrerer hoher Persönlichkeiten, die sich für seine Forschungen interessirten, Guadiana und die Kleinen Antillen zoologisch durchforscht. Ein Ruf an eine der kleinen deutschen Universitäten ließ ihn im verflossenen Herbst aus dem Westen in seine Heimat zurückkehren. Der Wunsch, seinen neuesten ichthyologischen Errungenschaften durch die nicht hoch genug zu schätzende Wirkung des lebendigen Wortes auch in weitern Kreisen Verbreitung zu schaffen, war es hauptsächlich, was ihn veranlaßt hatte, sich an dem Congreß zu betheiligen, ob er gleich fürchten mußte, bei dem Zusammenströmen der Ausstellungsbesucher alten Bekannten aus Granville zu begegnen und dadurch die schmerzliche Erinnerung an jene schönen Tage zu erneuern, die kaum vernarbte Wunde wieder aufzureißen.

Zu seiner großen Beruhigung überzeugte ihn ein Spaziergang durch das Bois de Boulogne, daß die vornehme Welt Paris bereits verlassen habe. Dagegen traf er zu seiner Freude viele, die er nicht erwartet, hier zu finden, die ihm theils persönlich, theils in ihren Schriften bereits näher getreten, sodaß er sich bald heimisch fühlte in der großen, ihm fremden Stadt.

Eine besonders freudige Ueberraschung war es für ihn, als ihm, wenige Tage nach seiner Ankunft, im Foyer der Großen Oper ein Mann entgegentrat, den er bei seinem Aufenthalt in Guadiana kennen gelernt und in dessen gastfreiem Hause er viele genußreiche Stunden verlebt. Señor de los Angelos wie seine Familie waren dem Fremdling in der liebenswürdigsten Weise entgegengekommen, und durch seine Vermittelung war es Karow gelungen, manche für die Wissenschaft unschätzbare Entdeckung zu machen, die ihm seine Unkenntniß der Landessprache und das schroffe sich Abschließen der Eingeborenen gegen fremde Elemente sonst unmöglich gemacht haben würde. Auf den stundenlangen Excursionen, auf denen Los Angelos seinen Gast zu begleiten pflegte, hatte der erstere mit Vorliebe das Gespräch auf den Deutsch-Französischen Krieg gelenkt und sich eingehend über die politischen Fragen, welche die Gemüther jenseit des Oceans beschäftigten, ausgesprochen, wobei er freilich nie ein Hehl aus seinen französischen Sympathien gemacht.

Der Amerikaner, der, wie er dem Professor sagte, hauptsächlich der Maschinenausstellung halber nach Paris gekommen war, weilte bereits seit dem Eröffnungstage in der französischen Metropole und gedachte aus der ihm von frühern Reisen her bekannt und lieb gewordenen Stadt erst nach den Herbstäquinoctialstürmen wieder abzureisen, um dann in sein überseeisches Vaterland zu der zurückgelassenen Familie heimzukehren.

„Was wollen Sie?" entgegnete er, da Karow seiner Verwunderung über diesen langen Aufenthalt in Paris Worte lieh, „wir halben Wilden von jenseit des Oceans müssen noch viel von der europäischen Cultur lernen, und ein eingehendes Studium der uns durch die Ausstellung an die Hand gegebenen Vortheile in landwirthschaftlicher wie industrieller Beziehung erfordert schon eine geraume Zeit." Trotzdem erklärte er sofort mit großer Bestimmtheit, daß dieser Zweck seines Hierseins ihn nicht hindern solle, die wenigen Tage, welche Karow in Paris zuzubringen gedachte, sich dem Freunde vollständig zu widmen. Auch Karow willigte mit Freuden ein, den Tag, mit Ausnahme der Stunden, an denen die Sitzungen des Congresses anberaumt waren, gemeinsam mit Los Angelos zu verbringen, der durch seinen langen Aufenthalt in der Riesenstadt so vollständig mit allen Chicanen des pariser Lebens vertraut war wie der erste beste Habitué der Champs-Elysées.

Es war nach einem großen Gastmahl, welches ein pariser Millionär den hervorragendsten Mitgliedern des Congresses gab. Karow hatte sich sobald als möglich von der Frau des Hauses verabschiedet, um, wie gewohnt, den Abend mit dem amerikanischen Freunde zu verleben. Da er, seine Uhr zu Rathe ziehend, bemerkte, daß die mit Los Angelos verabredete Stunde der Zusammenkunft bei Véfour noch fern sei, schlenderte er langsam durch die nächsten Straßen und musterte mit halber Aufmerksamkeit die eleganten Auslegefenster der großen Kauf-

läden. Er war so bis zum Magasin du Louvre gelangt. Vor einem der Portale hielt eine mit vergoldetem Wappen unter dem Wagenfenster gezierte Equipage. In dem Augenblick, da Karow zwischen dem Wagen und der Thür des Magazins hindurchgehen wollte, trat aus der letztern, gefolgt von einem mit Waaren beladenen Commis, eine schwarzgekleidete, verschleierte ältere Dame. Karow, der in seiner Zerstreuung wenig auf seine Umgebung geachtet, wäre beinahe mit ihr zusammengestoßen. Er fuhr erschrocken zurück und murmelte eine Entschuldigung. Aber mitten darin brach er plötzlich ab. Er hatte die ihm entgegengetretene Dame näher angesehen — eine Erinnerung tauchte in ihm auf ... „Madame la Marquise Duchamps", stammelte er verwirrt. Die Dame wandte sich um, stutzte einen Augenblick, dann schlug sie mit einem leisen Ausruf des Erstaunens hastig den Schleier zurück und kam mit ausgestreckten Händen auf den Professor zu.

„Mr. Karow! Welch unverhofftes Glück, Sie hier bei uns zu sehen, in dieser schönen unglücklichen Stadt!"

Karow war noch nicht ganz Meister seiner Ueberraschung geworden. Er drückte nur stumm die ihm gereichte Hand.

„Haben Sie Lust, ein wenig mit mir zu plaudern?" fuhr die Marquise mit der ihr eigenen gewinnenden Liebenswürdigkeit fort, nachdem sie dem Kutscher einen Wink gegeben, vorauszufahren. Die Waaren hatte der diensteifrige Commis nach eigenem Gutdünken im Wagen untergebracht.

„Natürlich nicht von der Vergangenheit", fügte sie hinzu, da sie bemerkte, daß die Stirn Karow's sich bewölkte, „pourquoi s'entrainer vers ces scènes passées! — sprechen wir von der Gegenwart, von dem schönen Heute, enfin, von Ihnen, mein lieber, lieber Freund!" Sie drückte leise die Hand Karow's, die sie noch immer in der ihren hielt. „Wollen Sie nicht so freundlich sein, mir Ihren Arm zu reichen?" meinte sie darauf mit einem leichten Anflug von Neckerei, die seinem noch immer nicht tadellosen Benehmen als Cavalier galt. „Ich alte Frau bin das Gehen nicht mehr sehr gewohnt — ah merci", schloß sie, ihren Arm auf den Karow's legend, worauf sie mit großem Geschick die Unterhaltung wieder auf die Ausstellung, den Congreß u. s. w. leitete.

Der Professor befriedigte, soweit er es vermochte, ihre Neugier. Auf ihre Frage, wie lange er sich noch in Paris aufzuhalten gedenke und ob er auch längere Ausflüge in die Provinz zu machen beabsichtige, theilte er ihr mit, daß er gezwungen sei, bereits Ende August in der Schweiz einzutreffen, wo eine wichtige Arbeit seiner harre, in die er sich mit mehrern andern Gelehrten — er nannte sie, lauter Autoritäten auf dem Gebiet naturwissenschaftlicher Forschung — getheilt habe.

„Wie schade", meinte die Marquise in bedauerndem Ton, „Desirée wird untröstlich sein, daß sie den lieben alten Freund nicht begrüßen konnte." Da Karow nichts dazu sagte, schloß sie, ihren Arm aus dem ihres jugendlichen Begleiters ziehend — denn die vorausgefahrene Equipage erwartete sie hier: „Meine Tochter weilt mit René auf dem Gute eines Verwandten. Sie hofft, die frische Landluft werde einen nachhaltig guten Einfluß auf die überreizten Nerven des Kleinen haben — möchten ihre Erwartungen sie nicht täuschen!"

Karow half ihr schweigend in den Wagen, und der Diener warf den Schlag zu.

„Ich hoffe jedenfalls, mein Freund, Sie noch vor Ihrer Abreise bei mir zu sehen — Hôtel Duchamps, Faubourg Saint-Germain."

Noch ein freundlich grüßendes Kopfnicken — dann zogen die vier prächtigen Isabellen an und der Wagen rollte auf dem Macadam der Rue Rivoli dahin, der Seinebrücke zu.

Karow sah ihm nicht nach. In tiefe Gedanken versenkt, schritt er nur mechanisch weiter. So war er ihm doch nicht erspart geblieben, der bittere Kelch, von dem er Thor gewähnt, daß er ihm vorübergegangen sei! Aus dem Schos der Vergessenheit stiegen sie empor, die Schatten des Vergangenen, des Glückes Erinnerung.

Wie ein Seufzerhauch zogen die Worte Byron's durch seine Seele:

So leuchtet längstvergangner Tage Licht,
Es glänzt, doch wärmt sein matter Schimmer nicht,
Dem wachen Gram erscheint die Luftgestalt
Hell, aber fern, klar — aber ach! wie kalt.

„Desirée wird untröstlich sein", hatte die alte Frau ihm soeben gesagt — „untröstlich! Ha ha!" . . .

Er wäre sicher an dem Local vorübergegangen, in dem er den Amerikaner treffen wollte, wenn ihn nicht jemand plötzlich am Arm gefaßt hätte. Er sah auf, es war Los Angelos.

Derselbe hatte, nachdem er eine Zeit lang in dem kleinen Separatzimmer, in welchem sie zu speisen pflegten, gewartet, das Local verlassen, in der Absicht, dem Säumenden entgegenzugehen. Zum Glück für beide kam er gerade in dem Augenblick, da der durch seine bittere Grübeleien der Gegenwart entrückte Freund im Begriff stand, in eine der sich hier abzweigenden belebten Seitenstraßen einzubiegen.

Er faßte ihn laufend unter den Arm und zog ihn mit sich fort. „Das Déjeuner scheint etwas lange gedauert zu haben, mein Lieber, und die gelehrten Reden, die Ihr dabei gepflogen, sind Ihnen wol etwas zu Kopf gestiegen."

Der Geneckte machte einen schwachen Versuch zu lächeln, und bemühte sich auch, scheinbar unbefangen auf die leichte Conversation des Amerikaners einzugehen; immerhin war seine Verstellungsgabe zu schwach, das geübte Auge des Freundes zu täuschen, und nachdem sie, bei Véfour angelangt, eine Flasche Burgunder auf dem Tische, ungestört und ohne Zeugen sich gegenübersaßen, hielt dieser sich nicht länger.

„Par Dieu", platzte er heraus, dem Professor leicht auf die Schulter schlagend, „Ihnen war heute sicher die Suppe versalzen. Ich habe noch nie diesen menschenfeindlichen Zug in Ihrem Antlitz gesehen, Professor! Versuchen Sie nicht", setzte er schnell hinzu, da der Freund die Lippen zu einer Entgegnung öffnete, „mir einzureden, es sei nur eine flüchtige Laune, welche diese Wolken auf Ihrer Stirn hervorgerufen — wir haben hier ein Sprichwort: «Il n'y a pas de fumée sans feu» — gestehen Sie also offen, was ist es, das Sie quält?"

Der Gefragte sah einige Augenblicke stumm vor sich nieder, als überlege er

dann, den Kopf hebend und mit dem Ausdruck ehrlicher Offenheit den Blick des Fragenden erwidernd, begann er halblaut:

„Kennen Sie die Sage von der versunkenen Wunderstadt, die von Zeit zu Zeit aus dem tiefen Meeresschos, in dem sie begraben, emportaucht, um bald wieder zu verschwinden, sodaß nichts zurückbleibt als Nacht und Nebel über der Tiefe?"

Los Angelos war in Versuchung, eine sarkastische Bemerkung zu machen, unterdrückte sie jedoch, nachdem er einen Blick auf das tiefernste Antlitz des Sprechenden geworfen.

„Und einen solchen Blick in die versunkene Wunderwelt haben Sie heute gethan?" fragte er.

„Die Begegnung mit einer alten Bekannten hat die Erinnerung an eine auf ewig begrabene, unvergeßlich schöne Zeit in meiner Seele wachgerufen — das ist alles."

„Tiens! Mit einer alten Bekannten —!" wiederholte Los Angelos lächelnd, im Ton aufgehenden Verständnisses.

Eine dunkle Röthe des Unwillens überflog die Stirn des Professors. „Die alte Dame", fuhr er mit stark hervorgehobener Betonung des Adjectivs fort, „welcher ich heute seit Jahren zum ersten mal wieder begegnete, Marquise Duchamps . . ."

Los Angelos, der bis dahin ruhig zugehört, fuhr in namenlosem Erstaunen von seinem Sitz auf. „Die Marquise Duchamps, sagen Sie?" unterbrach er ihn hastig, und da Karow nur stumm mit dem Kopfe nickte, wiederholte er nochmals eindringlich: „Madame Rolande d'Angelis, Marquise Duchamps?"

Der Professor, verblüfft durch das ihm unerklärliche Benehmen des Freundes, bejahte nochmals die an ihn gerichtete Frage.

„Wissen Sie auch", begann der Amerikaner nach einer minutenlangen Pause, während deren er sich forschend im Zimmer umgesehen, halblaut, aber mit hörbar vibrirender Stimme, „wessen Namen Sie soeben genannt? Wer die Person ist, mit der Sie vor kaum einer Viertelstunde gesprochen?"

Der Gefragte sah ihn, ohne ein Wort der Erwiderung, erwartungsvoll an.

„Sie glauben vielleicht", fuhr der Redende mit seltsamer Betonung fort, „daß es ein Name von irgendwelcher politischen oder literarischen Bedeutung sei, den Sie mir da genannt? Sie sind im Irrthum! Das Geheimniß, welches ich zu verrathen zögerte, betrifft mich selbst, ma propre personne —: Madame la Marquise Duchamps ist — meine Mutter! —

„Die Erwähnung dieser Frau", fuhr er nach einiger Anstrengung finster fort, „hat mein Blut so in Wallung gebracht, daß ich Sie bitten möchte, mit mir noch einen Spaziergang zu machen, auf welchem ich Ihnen die trostlose Geschichte meiner Jugend erzählen werde. Die Luft in diesem geschlossenen Raum erstickt mich!"

Karow schellte dem Garçon, und nachdem sie die Rechnung bezahlt, verließen beide ziemlich einsilbig das Local.

„Wohin wollen wir gehen?" fragte Los Angelos, nachdem sie eine Strecke auf dem belebten Boulevard dahingeschritten.

Der Professor sandte einen Blick zu dem stillen Sommerabendhimmel empor, der sich, mit mattglänzenden Sternen übersäet, über der Riesenstadt ausspannte.

„Ueberlassen wir es dem Zufall", entgegnete er gedankenvoll, „er wird uns in unserer jetzigen Stimmung am besten führen."

Durch das Stimmgewirr der Promenirenden tönten die gellenden Rufe der Zeitungsverkäufer und Annoncenträger, unterbrochen durch die noch gellendern Signale der Tramway. Einer der großen schwerfälligen Wagen hielt dicht vor ihnen.

„Steigen wir ein", drängte Los Angelos hastig, „gleichviel wohin, nur fort von hier, aus dieser eleganten, schwatzenden Welt, in stillere Regionen."

Der Professor folgte dem Beispiel seines Freundes, und stillschweigend fuhren sie durch die erleuchteten Straßen dahin. Passagiere kamen und gingen an den verschiedenen Stationen. Endlich tönte der Mahnruf des Conducteurs an ihr Ohr: „Descendez, Messieurs, s'il vous plait!" Sie waren am Ziel ihrer Fahrt angelangt.

Sie stiegen aus und sahen sich um. Keinem von beiden war es bisjetzt eingefallen, sich nach der Omnibuslinie zu erkundigen, welcher ihr Wagen angehörte. Vor ihnen erhob sich die Julisäule; sie standen auf dem Bastilleplatze.

Los Angelos lachte unheimlich vor sich hin, als er sich orientirt hatte. „Man soll den Gott des Zufalls nicht freventlich anrufen, er möchte sich sonst an uns ... Im übrigen", fügte er lauter hinzu, „hat er uns diesmal gut geführt, da sich hier eine Hauptscene in dem Drama meines Lebens abgespielt.... Kommen Sie, mein Freund", fuhr er fort, mit Karow eins der nur spärlich erleuchteten Gäßchen einschlagend, die sich durch das Fabrikviertel Saint-Antoine hinziehen, diesem Herd aller nur je ins Werk gesetzten Revolutionen. „Hier geht es um jetzige Zeit weniger geräuschvoll zu als in dem neuen Paris, da läßt sich leichter von der Vergangenheit reden. Gehen wir nach dem Père-Lachaise, dort könnte ich Ihnen zur Beglaubigung meines Berichts das Erbbegräbniß meiner Familie zeigen, wäre die Stunde nicht zu unpassend dazu gewählt....

„Ich muß weit ausholen, damit Sie ein klares Verständniß für die eigenthümlich verwickelten Familienverhältnisse gewinnen, vor allem über mein Verhältniß zu der Marquise Duchamps, meiner Mutter.

„Dieselbe entstammt einem altadeligen Hause. Die Revolution zwang die gut royalistisch gesinnte Familie, auszuwandern; sie verließ nach der Hinrichtung des Königs mit den letzten Gliedern der Bourbons das Haus. Darauf wurden die Güter der Emigranten confiscirt, wodurch alle, die sich nicht dadurch gedeckt, daß sie ihr Vermögen rechtzeitig flüssig machten, zu Bettlern gemacht wurden. Nach der Wiedereinsetzung der Bourbons kehrte auch der Vater der Marquise nach Frankreich zurück.

„Ein kleiner Theil seiner ehemaligen Besitzungen wurde ihm zurückerstattet durch die Gnade des Königs; allein es waren so viele, die an diese Gnade appellirten und von denen es die meisten besser verstanden, sich durch Schmeicheleien und Erniedrigungen aller Art bei den allmächtigen Höflingen und Sr. allerchristlichsten Majestät selbst beliebt zu machen; so fiel, wie gesagt, nur ein geringer Bruchtheil auf den Mann, dessen stolzer Sinn alle jene Seitenschliche

verschmähte, deren sich die andern bedienten, um ihren Zweck zu erreichen. Er blieb so nach wie vor ein verarmter Edelmann, dem das Mitleid der Welt entgegentrat, wohin er blickte. Diese unaufhörlichen Demüthigungen nagten an dem Herzen des stolzen Mannes, und wenige Jahre nach der Rückkehr in das schöne Vaterland starb er.

„Er hinterließ eine fast gänzlich mittellose, kränkliche Witwe, die ihm bald im Tode folgte, und zwei Kinder, einen etwa zehnjährigen Sohn und eine kleine dreijährige Tochter, die, im fremden Lande geboren, in ihrer Kindheit nichts als Kummer und Noth, in der Zeit des erwachenden Verständnisses Demüthigungen aller Art zu ertragen hatte. Sie ward nach dem Tode der Mutter in das Institut der Demoiselles de Saint-Cyr aufgenommen und daselbst auf Kosten des Königs erzogen. Der Bruder war, ohne um seine Neigungen befragt zu werden, in die Militärschule gesteckt worden. Aus dem Pensionat als reif entlassen, sah sich das damals kaum achtzehnjährige Mädchen gezwungen, eine Stelle als Gouvernante oder Gesellschafterin anzunehmen: bei ihrem stolzen Charakter gewiß von neuem eine unerträgliche Demüthigung.

„In dieser Stellung weilte sie sechs Jahre in dem Hause einer alten, mit allen schlechten Eigenschaften ihres Standes versehenen Herzogin. Dieselbe war launisch, reizbar bis zum Exceß, und hatte ihre Freude daran, ihre Untergebenen in jeder Beziehung zu chicaniren. Rolande hielt trotzdem aus.... In dem Hause verkehrten eine große Anzahl junger und älterer Cavaliere, und Rolande, durch das Schicksal früh gereift, hatte ihren Plan gemacht.

„Trotz ihrer klugen Berechnungen würde sie sich indeß doch wol getäuscht haben, denn die leichtfertigen Aristokraten, so sehr sie auch der schönen Gesellschafterin den Hof machten, dachten nicht daran, ernstliche Absichten geltend zu machen — allein das Schicksal selbst kam ihr zu Hülfe.

„Der Neffe der Herzogin, Vicomte d'Angelis, verlor seine Frau. Sie war wenig Wochen nach der Geburt eines Knaben gestorben, und der rathlose Vater wandte sich an die schöne Rolande, die seine Tante, wie er sich überzeugt hatte, mit so aufopfernder Selbstverleugnung und unermüdlicher Geduld gepflegt, mit der Frage, ob sie Mutterstelle an dem verwaisten Kinde vertreten wolle. Sie besann sich nicht lange, und so ward die erst sechsundzwanzigjährige schöne Rolande die Gattin des alternden Vicomte d'Angelis und — meine Mutter!"

Der Erzähler hielt, tief Athem schöpfend, einen Augenblick inne und trocknete sich den Schweiß von der erhitzten Stirn; dann fuhr er im Ton bitterer Ironie fort: „Sie hatte übrigens nicht allzu schwer an den Folgen ihrer Aufopferung zu tragen; die Ehe blieb kinderlos, und der alternde Gemahl säumte nicht, die schöne junge Gattin rechtzeitig zur Witwe zu machen. Sie legte, wie es die Sitte verlangt, Trauer um den Verblichenen an, die ihr vermuthlich recht gut stand, und zog mit dem ihr zugefallenen Theil des Vermögens und dem hinterlassenen Stiefsohn nach Paris. Sie war jetzt, im Vergleich zu ihrer frühern Lage, wohlhabend zu nennen; allein der Hauptheil des Vermögens war laut gerichtlicher Entscheidung dem Kinde zugesprochen, und nur im Falle dieses, ohne Erben zu hinterlassen, sterben sollte, fiel das Gesammtvermögen an die Witwe zurück.

„Ich mußte ihr also ein Dorn im Auge sein — allein, ich muß ihr das Zeugniß geben, daß ich dies nie gefühlt. Die Stiefmutter war nach wie vor mir gegenüber die Sanftmuth und Liebenswürdigkeit selbst; besonders — ich betone dies — im Beisein dritter Personen. Oh, sie war klug, die schöne Witwe, und scheute das Urtheil der Welt! Auch nicht der Schatten eines Verdachtes durfte auf sie fallen, wenn der glückliche Zufall, der ihr ja schon einmal dienstbar gewesen, sie dereinst zur Erbin meines Vermögens machte. Selbst die Uebersiedelung nach Paris ward als ein mir gebrachtes Opfer dargestellt!

„Ich sollte, wie das unter den Familien unsers alten Adels Sitte ist, bei den Jesuiten zu Sainte-Geneviève meine Erziehung erhalten, so schwer es auch Madame d'Angelis fiel, so weit von ihrem «cher Maurice» entfernt zu sein.

„Ich wurde zu Sainte-Geneviève erzogen und regelmäßig des Freitags durch den Besuch meiner schönen Stiefmutter beglückt. Als kluge, geistvolle Frau hatte dieselbe bald den ihr zusagenden Cercle gewählt und die Genugthuung, in ihren Salons die hervorragendsten Namen von politischem wie literarischem Klang nennen zu hören.

„Ich hatte von jeher wenig Zuneigung für meine zweite Mutter empfunden: möglich auch, daß die Reden der Dienerschaft, die dem wilden Jungen manchmal den Kopf verdrehten, daran schuld waren; jedenfalls gewöhnte ich mich leichter an das Leben im Institut als das Gros der übrigen Zöglinge, die fast alle bei der streng durchgeführten Disciplin das Leben des Vaterhauses im Schos ihrer Familie vermißten. Ein inniges Freundschaftsverhältniß, welches ich mit einem Knaben meines Alters geschlossen, trug wol auch viel zu dieser schnellen Eingewöhnung bei. Die Verhältnisse, in denen wir beide aufgewachsen, ähnelten sich in vieler Hinsicht. Auch er hatte seine Mutter frühzeitig verloren, noch ehe er angefangen zu denken, und da sein Vater, der ein hohes diplomatisches Amt bekleidete, nur wenig Zeit erübrigen konnte, sich mit dem Kinde zu beschäftigen, wuchs Henri Duchamps, dies war sein Name — in derselben Vereinsamung auf wie ich.

„Meine Mutter, welche, bei den bereits erwähnten Freitagsvisiten, öfters Gelegenheit hatte, mit dem Marquis Duchamps, Henri's Vater, zusammenzutreffen, begünstigte diesen jugendlichen Freundschaftsbund, und auch der Marquis, durch sie darauf aufmerksam gemacht, lobte unser kameradschaftliches Zusammenhalten.

„Hier muß ich einschalten, daß nach diesem «zufälligen Zusammentreffen» in dem Besuchszimmer des Collége der Marquis nicht unterließ, der Mutter von Henri's Freund eine Visite zu machen; und es dauerte nicht lange, so zählte er zu den regelmäßigen Gästen in den Salons meiner Mutter, auf deren klares Urtheil der gewiegte Staatsmann großes Gewicht legte, sodaß man sich bald in den Boudoirs und auf den Promenaden zuflüsterte, die schöne Madame d'Angelis habe keinen geringen Antheil an den Vorgängen in ministeriellen wie diplomatischen Kreisen. Jedenfalls überraschte es niemand, außer vielleicht die Kinder der Betreffenden, als nach Jahresfrist der Marquis um die Hand der geistreichen Freundin warb und dieselbe auch erhielt. Henri und ich, dem Geiste nach schon längst verbrüdert, fanden uns leicht in das neue Verhältniß.

„So verstrichen mehrere Jahre, für uns Knaben ohne irgendwelches bemerkenswerthes Ereigniß. Wir machten zu gleicher Zeit unser Abiturientenexamen, erhielten das Zeugniß der Reife und verließen die Schule. Henri widmete sich, dem Wunsche seines Vaters entsprechend, dem Studium der Jurisprudenz; ich trat, da man die Gnade hatte, mir völlig freien Willen zu lassen, in die philosophische Facultät ein und vertiefte mich mit besonderm Interesse in die Geschichte der ersten Französischen Revolution, aus deren Rahmen mir die Gestalt Mirabeau's mächtig anziehend entgegenleuchtete; ich sollte bald dessen glühender Anhänger werden!

„Zu jener Zeit trat eine neue Persönlichkeit in unsern engen Familienkreis.

„Der Bruder meiner Mutter, dessen ich zu Anfang meiner Erzählung erwähnte, war in Algier gestorben. Er hatte bei der dortigen Armee die Stelle eines Majors bekleidet und eine bürgerliche Frau, die Tochter eines reichen algierischen Kaufmanns, geheirathet. Diese war ihm im Tode vorausgegangen, und er übergab nun sterbend seiner Schwester die Sorge für sein zwölfjähriges Töchterchen und die unumschränkte Vollmacht über das nicht unbedeutende Vermögen der Kleinen.

„«Die kleine Afrikanerin», wie wir, mein Bruder und ich, sie scherzhaft nannten, langte bald darauf, begleitet von einer alten mohammedanischen Wärterin, in Paris an und verursachte durch ihre eigenartige Erscheinung viel Aufsehen in unsern Kreisen und einen gewaltigen Aufruhr in meinem, bisher noch so ruhigen Herzen.

„Sie war, wie dies das Klima ihres Landes mit sich bringt, für ihr Alter groß und entwickelt. In den mandelförmigen, goldbraunen Augen lag etwas wunderbar Träumerisches, richtiger gesagt krankhaft Ueberreiztes. Dabei blickte sie so fremd und verständnißlos auf die sie bewundernde Menge, als sei ihre Seele, getrennt von der körperlichen Hülle, zurückgeblieben im Lande des Sonnenscheins und lausche dort den buntfarbigen Märchen von Tausendundeiner Nacht — ja, ihre Augen dachten immer an ihr «beglänztes Heimatland», wie es in einem euerer deutschen Lieder heißt ...“

Der Erzähler machte hier wieder eine Pause, als müsse er die abschweifenden Gedanken sammeln. Er bemerkte, wie der Professor, die Hand über die Augen geschlagen, schwer athmend neben ihm herging, und ein Blitz des Verständnisses überflog sein erregtes Gesicht. Nach einigen stummen Minuten fuhr er, den Freund neben sich auf eine der längs der Promenade angebrachten Bänke niederziehend, ruhiger fort:

„Meine Mutter bemerkte, was in mir vorging, und schien meiner Neigung nichts entgegensetzen zu wollen. Sie duldete es, daß ich, so oft ich den Abend zu Hause verbrachte, dem schönen Kinde Märchen erzählte, selbst erfundene, wunderbare Märchen, wobei ihre Augen immer größer und durchsichtiger zu werden schienen, sodaß ich mit Mühe an mich hielt, sie nicht beim Schluß der Erzählung, wie der kühne Ritter die verzauberte Prinzessin zu sich entführt in sein Reich — an mein Herz zu ziehen, ihr zuzuflüstern: «Du und ich!» ...

„Dann kam eine schwere Zeit. Es ward nöthig befunden, Desirée, um sie den Zerstreuungen zu entziehen, die das gesellige Leben in unserm Hause mit sich brachte, in ein Institut zu geben. Sie hatte kein Wort der Erwiderung — sie kannte überhaupt nie einen eigenen Willen, sondern fügte sich ruhig, als ob eine höhere Macht ihr Schicksal lenke, in die getroffenen Bestimmungen. Ruhig, mit demselben weltfremden Blick, mit dem sie gekommen, verließ sie Paris, um in das Institut der Demoiselles de Saint-Cyr, auf welches die Wahl meiner Mutter gefallen, einzutreten. Sie brachte auch, wie das bei uns die Sitte erheischt, die Ferien daselbst zu und blieb so jahrelang unserm Hause fern — wenngleich sie meinem Herzen noch immer als Ideal vorschwebte.

„Ich hatte inzwischen meine Studien beendet und setzte es, von meiner Mutter eifrig in meinem Vorhaben unterstützt, durch, einige Jahre auf Reisen zuzubringen. So durchstreifte ich Spanien, Italien, Griechenland, Aegypten und zuletzt Algier, die Heimat Desirée's. Kurz vor Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges kehrte ich zurück nach Paris — ohne eine Ahnung zu haben von den Veränderungen, welche sich während meiner Abwesenheit im Schos unserer Familie vollzogen hatten: mein Stiefvater war todt und mein Bruder ... und Desirée ... oh, noch siedet mir das Blut, wenn ich daran denke!

„Desirée war wenig Tage nach meiner Abreise aus dem Pensionat zurückgekehrt und hatte, ganz ihrem Charakter angemessen, willenlos der Werbung meines Bruders Gehör gegeben. Die Trauungsceremonie war bald vollzogen — man hatte es furchtbar eilig, das arme Ding unter die Haube zu bringen! — Bedenken Sie", schaltete der Erzähler bitter auflachend ein, „meine Mutter kannte meine Neigung für Desirée, und sie sollte, laut Testament meines Vaters, nur dann Erbin meines Vermögens sein, wenn ich unvermählt sterben würde! — es war Gefahr im Verzug, wie Sie sehen! Man behauptete, mir die Trauungsanzeige nachgesandt zu haben — meine Mutter hatte mir selbst geschrieben! Was sagen Sie zu dieser Liebenswürdigkeit? Aber der Brief mußte leider verloren gegangen sein! ... Kurz und gut, bei meiner Rückkehr fand ich den geliebten Bruder Henri, meinen einzigen Freund, im Vollgefühl der neuen Vaterfreuden ... vor einem Monat hatte ihm Desirée einen Sohn und Erben geschenkt ... Und da kam auch schon die blasse junge Mutter und streckte mir bebend die Hand zum Willkomm entgegen.

„Da wallte plötzlich der alte böse Geist in mir auf! Ich schleuderte diese mir gereichte Hand zurück, und wilde, gereizte Worte kamen über meine zuckende Lippen. Vergebens versuchte es mein Bruder, mich zur Vernunft zu bringen; in meinem Hirn drehte sich alles im wilden Kreislauf — ich wußte nicht, was ich sprach! Doch mag ich wol recht furchterweckend ausgesehen haben; denn plötzlich hörte ich einen schwachen Schrei und sah Desirée ohnmächtig in die Arme ihres Mannes sinken.

„Dieser Anblick brachte mich zur Besinnung. Allein unfähig, ihn zu ertragen, stürzte ich wieder fort, ohne ein Wort des Abschieds, fort aus dem Hause, in das ich mit so viel Hoffnungen und Träumen für die Zukunft eingetreten! Ich machte mir die bittersten Vorwürfe, nicht nur Desirée's, sondern auch meines Bruders

wegen, dessen edeln, uneigennützigen Charakter ich ja kannte und den meine ungestüme, unbegründete Anklage auf das tödlichste verletzt haben mußte.

„Zu gleicher Zeit aber erfaßte mich ein Ekel vor der sogenannten guten Gesellschaft, ein Zweifel an der Menschheit überhaupt. Ich war über Nacht aus einem Aristokraten ein erbitterter Feind der privilegirten Kaste geworden — ein Pessimist von der schlimmsten Sorte — ein Mensch ohne Ideale!

„Ich besuchte fleißig die Arbeiterlocale, hörte den wühlenden socialistischen Brandreden zu, und selbst Mitarbeiter eines radicalen Blattes, beobachtete ich mit Interesse das Umsichgreifen der zersetzenden, die halbe Bevölkerung von Paris vergiftenden Elemente.

„Darüber brach der Krieg aus. Der Cäsarismus ward zu Grabe getragen, und die neu aufgehende Sonne der Freiheit warf ihren blutigen Schimmer über die im Bürgerkampf gefallenen Söhne von Paris. Daß ich zur rothen Partei zählte, brauche ich wol nicht erst zu sagen. Dort auf dem Vendômeplatz, als man die herrliche Säule umstürzte, war ich dabei. Es war ein wahnsinniges Beginnen, des denkenden Menschen unwürdig, das fühlte ich — allein ich hatte meine Freude an der Zerstörung, der Vernichtung alles Bestehenden, ohne etwas Neues an dessen Stelle setzen zu wollen.

„Nach dem Siege der Regierungstruppen und ihrem Wiedereinzug in das brennende, blutüberströmte Paris wurden bekanntlich die Führer der Radicalen deportirt und Hunderte außerdem des Landes verwiesen. Auch ich gehörte zu diesen Verfemten.

„Mein Bruder hatte seine Familie beim Ausbruch des Krieges auf sein Gut in die Normandie geschickt, um sie dem aufregenden Getreibe der Hauptstadt fern zu halten — es dachte ja damals niemand daran, daß die feindliche Armee bis in das Herz Frankreichs vordringen werde; er selbst hatte sich dem Heere einreihen lassen.

„Die Nachricht von seinem Tode — er ist bei Le Mans gefallen — erfuhr ich erst Monate danach in der Stunde, da ich im Begriff stand, als geächteter Flüchtling den Boden meiner Heimat auf immer zu verlassen. Mein Notar theilte mir denselben sowie die ihn begleitenden Umstände mit, soweit die Schilderung eines deutschen Offiziers, in dessen Armen Henri gestorben, ausreichten; und zu gleicher Zeit übermittelte er mir einen Brief, den mein sterbender Bruder jenem deutschen Kameraden dictirt. Henri's mir nur zu wohlbekannte Unterschrift war durch einen Notar und zwei Zeugen beglaubigt, wodurch die in dem Briefe enthaltenen Bestimmungen betreffs René's Erziehung, der Verwaltung der Güter, des Vermögens u. s. w. rechtsgültige Kraft erhielten. Nach einigen herzlichen brüderlichen Worten, in denen er die Frauen und das neugeborene Kind meinem Schutze empfahl, sprach er den Wunsch aus, der Knabe möge, solange Gott der Mutter das Leben erhalte, nicht von der Seite Desirée's gerissen werden, da eine Erziehung im Institut, wie sie sonst in der Familie Duchamps üblich, so vorzüglich sie auch in vieler Beziehung sei, dem Kinderherzen nie die Liebe der Mutter ersetzen könne. Die Leitung des Hauswesens sowie die Verwaltung des ungeheuern Familienvermögens übergab er, da er die Unselbständigkeit Desirée's kannte, ver-

trauensvoll seiner Stiefmutter, bis in dem Falle einer zweiten Heirath seines Weibes das Recht der freien Disposition, selbstverständlich das Majorat ausgenommen, auf diesen zweiten Gatten übergehen sollte."

Mit einem Ausruf der Ueberraschung starrte der Zuhörer fassungslos den Erzähler an, der, dies wahrnehmend, in ironischem Tone wiederholte: „Auf den zweiten Gatten übergehen sollte — hat man es Ihnen vielleicht anders erzählt?"

Der Professor bejahte stumm und schlug dann, wie vernichtet von der Wucht der Thatsachen, beide Hände vor das Gesicht.

„Natürlich!" fuhr d'Angelis ruhig fort, „es mußte ja von nun an das Hauptaugenmerk der Schwiegermutter darauf gerichtet sein, diese vorgesehene zweite Heirath zu hintertreiben, wollte sie sich im Vollbesitz der Alleinherrschaft, zu dem sie nach jahrzehntelangem Streben endlich gelangt, behaupten. Beide Söhne hatte das günstige Geschick ihr entrissen ... doch pardon! ich habe da meiner Erzählung vorgegriffen —

„Aus der seltsamen Clausel betreffs einer zweiten Heirath blickte mir noch einmal der ganze Edelmuth des Verstorbenen entgegen. Ich fühlte es an dem brennenden Schmerz in meiner Brust, daß er durch seinen Tod, dem er sich tollkühn entgegengeworfen, seinen Freund und Bruder versöhnen, mich und Desirée glücklich machen wollte! Eine tiefe Scham erfaßte mich bei dieser Erkenntniß. Wahrlich, er hatte Desirée mehr geliebt als ich, da er sich selbst zum Opfer brachte für das vermeintliche Glück des theuern Weibes. Konnte, durfte ich das Vermächtniß meines Bruders annehmen, der ich selbst meine besten, edelsten Gefühle zerstört, meinen alten Namen geschändet und ihn der vernichtenden Kritik der Mit- und Nachwelt preisgegeben hatte?! Durfte ich es wagen, die Hand nach seinem engelreinen Weibe auszustrecken, und würde sie nicht zurückschaudern vor dieser blutbefleckten, fluchbeladenen Hand? Nein und abermals nein! Ein anderer, Würdigerer sollte diese heilige Erbschaft antreten, ich bebte davor zurück wie vor einem Sacrilegium.

„Ich begab mich sofort, nachdem ich den Brief zu Ende gelesen, zu dem ersten besten Notar, der mir eine Abschrift von dem testamentarischen Theil des Briefes anfertigte, welche ich durch einen expressen Boten meiner Stiefmutter zusandte. Zu gleicher Zeit theilte ich ihr meine Absicht mit, Frankreich zu verlassen, und nannte ihr das Schiff, welches mich der Neuen Welt zuführen sollte. Dasselbe ging später auf der Ueberfahrt nach Amerika unter — daher stammt das Gerücht, daß ich nicht mehr unter den Lebenden weile, welches meine edle Mutter berechtigte, Besitz von meiner Hinterlassenschaft zu ergreifen."

Karow fiel hier ein Wort der Marquise ein, welches dieselbe ihm über den plötzlichen Tod ihres zweiten Sohnes gesagt: „Die furchtbare Nachricht hat meine Lebensfreudigkeit gebrochen, mich binnen wenig Minuten zur Greisin gemacht — ich habe seit jener Stunde die Trauer nicht wieder abgelegt, die Welt hat keine Freuden mehr für mich...."

„Ich war indeß nicht unter den Verunglückten. Die größtmöglichste Eile, zu der ich mich aus verschiedenen Gründen genöthigt sah, ließ mich eine Gelegenheit, die sich mir darbot, ergreifen und mich einem kleinen Kauffahrteifahrer anver-

trauen, einem einfachen Segelschiff. Die Ueberfahrt mit demselben dauerte zwar voraussichtlich dreimal solange, allein ich hatte den Vortheil, volle vier Tage früher den gefährlichen Boden Frankreichs verlassen zu können.

„Wie ich mich in Guadiana angesiedelt, dort im Hause des edeln Don Juan Guirao eine neue Heimat fand und durch die Liebe zu seiner reizenden Tochter, die jetzt mein theures Weib ist, auch meine seelische Wiedergeburt feierte — meinen Namen hatte ich, aus Rücksicht für meine Familie, bereits hispanisirt — das gehört nicht hierher", schloß der Erzähler, beide Hände des Professors ergreifend.

„Nun wissen Sie also die ganze Lebensgeschichte derjenigen, die ich einst Mutter nannte und deren verderblichem Einfluß ich so viele bittere Stunden in meinem Leben verdanke. Ich habe Ihnen mein vollstes Vertrauen geschenkt, und somit brauche ich wol nicht vorauszuschicken, daß es nicht Neugier ist, was mich zu der Frage drängt: wo und in welcher Weise sind Sie schon mit dieser gefährlichen Frau zusammengetroffen?"

Der Professor begann nun ausführlich dem Freunde sein erstes Zusammentreffen mit Desirée zu schildern, als sie, durch das Zwielicht des Mondes getäuscht, frappirt durch eine entfernte Aehnlichkeit in Gestalt und in den Contouren des Gesichts zwischen ihm und d'Angelis, den todt geglaubten Pflegebruder aus der Tiefe auftauchen zu sehen glaubte.

Bei der Erwähnung des entsetzten Aufschreies der jungen Frau: „Maurice!" lächelte d'Angelis wehmüthig.... So hatte sie doch noch sein gedacht! Aber freilich nicht wie einst — die Furcht, die ihr sein letztes Auftreten eingeflößt, hatte einen Schatten auf sein Bild geworfen, einen Schatten, den zu verscheuchen von heute an seine Hauptaufgabe sein sollte.

Nachdem Karow seinen Bericht mit der Wiedererzählung der letzten Unterredung mit der alten Marquise Duchamps, welche die Trennung der Liebenden veranlaßt, geschlossen, wandte sich d'Angelis hastig an ihn: „Der naturwissenschaftliche Congreß ist, soviel ich weiß, mit der heutigen Sitzung beendet, und falls die Stunde Ihres Eintreffens in der Schweiz nicht unaufschiebbar festgestellt ist, so hätten wir in den nächsten Tagen die beste Gelegenheit, mit vereinten Kräften Nachforschungen nach dem Aufenthaltsort Desirée's anzustellen."

„Gewiß, gewiß", sagte Karow eifrig, „ich habe ja keinen andern Gedanken mehr als den Wunsch, daß es mir vergönnt sein möge, den Wall von Irrthümern niederzureißen, den böswillige Hände zwischen mir und der Geliebten aufgerichtet! Leider", fügte er, etwas herabgestimmt, hinzu, „sind mir für morgen noch die Hände gebunden. Der Präsident unsers Congresses veranstaltet morgen auf seinem Gute eine große Abschiedsfête, von der ich mich, ohne Misstimmung zu erregen, nicht freimachen kann."

„So werde ich den morgenden Tag dazu benutzen, meine Frau Mutter zu begrüßen; sie wird sich hoffentlich freuen, den todt geglaubten Sohn wieder in ihre Arme zu schließen ...", sagte d'Angelis finster — „prenez garde, Madame la Marquise, Ihr habt zwar starke Nerven. Dennoch werdet Ihr vielleicht einen leisen Schauder nicht überwinden können, wenn die Todten aus ihren Gräbern wiederkehren und Euch die Larve von dem scheinheiligen Gesicht reißen!"

Er hatte in seiner Erregung so laut gesprochen, daß ein vorbeipatrouillirender Schutzmann, wahrscheinlich in dem Glauben, es mit einem Verrückten oder Betrunkenen zu thun zu haben, eine Schwenkung nach der Bank zu machte, auf welcher sich die Freunde niedergelassen hatten. Der Professor, der es zuerst bemerkte, machte d'Angelis darauf aufmerksam, worauf beide, ihren Sitz verlassend, den Rückweg zum Hotel einschlugen.

IX.

Es war eine illustre Gesellschaft, welche sich tags darauf auf dem Landsitz zu Auby eingefunden. Der alte Park hallte wider von gelehrten Gesprächen; man benutzte die kurze Frist bis zum Beginn des Diner, die herrlichen Anlagen nach allen Richtungen hin zu durchstreifen, und tauschte dabei seine Ansichten über die Resultate der letzten Sitzungen aus. Karow, dessen Stimme sonst bei einem derartigen Meinungsaustausch niemals fehlte, hatte sich heute von den Collegen abgesondert und einen kleinen Fußpfad eingeschlagen, der sich anfänglich am Ufer eines künstlich in das felsige Gestein gesprengten Weihers hinzog, auf dessen in den Strahlen der Mittagssonne schimmerndem Spiegel fremde buntgefiederte Wasservögel zwischen großblütigen Nymphäen hin- und herschwammen, um von Zeit zu Zeit unter der blauen Grotte zu verschwinden, deren Eingang fast verdeckt ward durch überhängendes Farrnkraut und Epheuranken. Allmählich stieg der Pfad immer mehr an und verlor sich endlich auf einem mit steinigem Geröll bedeckten, mit Erica bewachsenen Hochplateau. Hier erst blickte Karow, der seinen Gedanken nachhängend vorwärts gegangen war, um sich. In dem Niederwald, der den kleinen Höhenrücken bedeckte, war eine Durchsicht ausgeholzt; das Auge konnte frei dahinschweifen über das hügelige, fruchtbare Land. Ganz fern zog sich ein in der Sonne glänzender Strich schnurgerade durch die grüne Landschaft, da, wo derselbe gegen Norden im Luftton verschwand, schwebte kaum sichtbar eine dunkle Rauchwolke. Das war die Eisenbahn, deren nächster Zug ihn wieder zurückbringen sollte nach Paris, zu dem Freunde, der zu dieser Stunde bemüht war, die für sein Lebensglück so wichtigen Erkundigungen einzuziehen. Kaum hielt er sich mehr vor Ungeduld, das Resultat derselben zu erfahren, und doch mußte er noch Stunden lang diese peinigende Ungewißheit ertragen und sich dem lästigen Zwang fügen, den ihm die Gesellschaft, die Gegenwart so vieler hervorragender Collegen, die dem jüngern Genossen mit so achtungsvoller Herzlichkeit begegneten, auferlegte.

Der schrille Ruf einer Glocke tönte zu ihm herauf und mahnte ihn an die etwas verspätete Rückkehr zum Beginn des Diner.

Vor dem Herrenhause war durch eine leichte Zeltüberdachung der Speisesaal improvisirt worden. Die steinerne Rückwand des Hauses, an welcher dieser luftige Gartensalon sich anlehnte, wurde durch blühende Rosenbüsche und Orangerie verdeckt, sodaß man vollständig im Freien zu sein wähnte. Einer der Diener geleitete den verspäteten Gast zu dem Ehrensitz neben dem Hausherrn. Der liebenswürdige Wirth bedauerte lebhaft das späte Eintreffen seines berühmten Gastes, welches es ihm unmöglich gemacht, ihn vor dem Diner den Damen des Hauses vorzustellen.

„Meine Tochter, die, wie ich eben bemerke, da oben herunterlugt, ist leider noch zu jung, die Bekanntschaft eines berühmten Gelehrten zu schätzen“, fügte er scherzend hinzu und drohte leicht mit dem Finger nach oben. Karow folgte der Richtung seiner Blicke. Auf dem schmalen Balkon, der fast ganz von grünen Zweigen verdeckt war, stand ein kleines Mädchen und schaute neugierig herab auf die lärmende Tischgesellschaft. Hinter ihr tauchten die Köpfe von ein paar größern Knaben auf, die über die Schulter der Kleinen herüberlugten. Als die letztere merkte, daß man sie von unten beobachtete, steckte sie verlegen den Finger in den Mund und zerrte an den hinter ihr stehenden Jungen, die dadurch mehr in den Vordergrund geschoben wurden.

Karow hatte nur einen flüchtigen Blick hinaufgeworfen, da ihm diese Schaustellung der Kleinen leidthat, als plötzlich eine jubelnde Knabenstimme von oben herabtönte: „Onkel Ernest, Onkel Ernest!“

Alle schauten erstaunt hinauf, allein der Balkon war leer, die Kinder verschwunden. Wahrscheinlich hatte die Gouvernante die etwas zu lebhaft gewordene kleine Schar von ihrem Beobachtungsposten abberufen.

Kaum indeß hatte die Gesellschaft die unterbrochenen Gespräche wieder aufgenommen, als ein lauter Wortwechsel an der ins Innere des Hauses führenden Thür aufs neue die Aufmerksamkeit der zunächstsitzenden Gäste erregte. Durch die Schar der Diener, die ihn vergebens zurückzuhalten suchten, machte sich hastig ein kleiner Bursche Platz und eilte, ohne rechts und links zu sehen, fliegenden Athems auf Karow zu, dem er sich stürmisch in die Arme warf.... Die Kinderstimme, die eben so traut und bekannt an das Ohr des Professors geklungen, hatte ihn nicht getäuscht: es war sein Liebling, der kleine René, der jetzt athemlos das Köpfchen an die Brust des wiedergefundenen Onkels schmiegte.

Der Hausherr beobachtete amusirt die seltsame Scene: „Sie kennen meine Cousine, Madame Duchamps?“ wandte er sich fragend an Karow, der, selbst blaß vor innerer Erregung, sich bemühte, das leidenschaftlich aufgeregte Kind zu beruhigen.

„Ich hatte vor Jahren am Strande Gelegenheit, die Bekanntschaft meines kleinen Freundes René zu machen“, entgegnete der Gefragte, den Arm zärtlich um das zu ihm aufschauende Kind legend, und drückte einen Kuß auf die schmale Stirn des Kleinen. „René zeigte ein so lebhaftes Interesse für meine zoologischen Sammlungen, daß er während der Zeit meines granviller Aufenthalts fast unzertrennlich von mir war, wodurch mir das Vergnügen zutheil ward, öfters in der Gesellschaft der ihn begleitenden Damen zu sein.“

Der Hausherr lächelte verbindlich bei der Auseinandersetzung des Professors: „Desirée ist nicht sehr mittheilsam; daher kommt es wol, daß ich aus ihrem Munde bisher nie den Namen meines lieben deutschen Collegen vernommen — sonst würde ich nicht verfehlt haben, Ihnen den Platz an der Seite meiner Cousine anzuweisen und Ihnen Gelegenheit zum Austausch gemeinschaftlicher Erinnerungen zu geben. Ich werde nach Tisch meinen Fehler gut zu machen trachten ... übrigens hat, sehe ich eben, wie einst, auch heute wieder René die Vermittelung übernommen.“

Er deutete nach dem andern Tisch, an welchem René soeben einer Dame, die ihnen den Rücken zuwandte, eine lebhafte Mittheilung machte. Die junge Frau wandte sich, wie zweifelnd an der Wahrheit des Vernommenen, hastig um, und ihr weitgeöffnetes Auge, wie damals, als sie sich zum ersten mal sahen, drückte mehr innere Pein als freudige Ueberraschung aus, während es an der Gestalt Karow's haftete und er mit leuchtenden Blicken das blasse Gesicht der jungen Frau überflog. Es war ein kaum secundenlanges Wiederfinden ihrer Seelen — dann neigte Desirée das leichterröthende Antlitz über René und hieß den schmollenden kleinen Liebling ins Haus zurück zu den andern Kindern gehen, und Karow ward von seinem Nachbar in ein streng wissenschaftliches Gespräch verwickelt, dem er mit gezwungener Aufmerksamkeit folgte.

Der Professor athmete auf, als endlich das Ende des Diner herannahte und sich die Gesellschaft lachend zu der großen „Bergbesteigung" der Höhen von Auby rüstete, um von dort aus die gepriesene Fernsicht zu genießen. Er wußte, daß der schmale, sich durchs Gebüsch schlängelnde Pfad es unmöglich machte, daß die Gesellschaft beisammen blieb — endlich also war der ersehnte Augenblick da, wo er der Geliebten das Misverständniß aufklären konnte, das ihn damals ohne Abschied von ihr weggehen ließ. Mit einem bittenden Blick bot er Desirée den Arm, in welchen sie nach einem momentanen Zögern den ihren legte. Langsam folgten beide der voranschreitenden lärmenden Gesellschaft, die sie bald gänzlich aus den Augen verloren. Vorsichtig und schonend theilte Karow der Geliebten mit, was er durch den Freund über den Charakter der von Desirée gleich einer Heiligen verehrten alten Marquise und über den Inhalt des Testaments ihres verstorbenen Gatten erfahren.

Sie hatte ihn ruhig, ohne durch einen Laut ihr Erstaunen zu verrathen, angehört. „Und wer", sagte sie jetzt, da er geendet, „wer sagte Ihnen das alles?"

„Glauben Sie mir nicht?" fragte er vorwurfsvoll.

Sie blickte ihn verwundert an, wie ein unschuldig zur Rede gesetztes Kind. „Ich frage ja nur", entgegnete sie einfach, „warum, wenn Sie dies alles wußten, sagen Sie mir das erst heute? Warum gingen Sie damals fort ohne ein Wort des Abschieds und ließen mich hülflos zurück in den Händen dieser Frau? Ernest, warum haben Sie mir das gethan?! ..."

Der Professor ergriff die beiden Hände der Fragenden. Der schmerzliche Vorwurf, der aus den Worten Desirée's ihm entgegenklang, erschütterte ihn tief. Er fühlte, daß sie recht habe; wenigstens in einem Punkte. Er hatte sich, ohne die von der Marquise angeführten Gründe, welche für die Trennung sprachen, einer genauern Prüfung zu unterziehen, muthlos zurückgezogen, weil sein Stolz, sein Selbstbewußtsein sich verletzt gefühlt.

Mit Mühe die aufsteigende Rührung bekämpfend, antwortete er leise: „Warum, Desirée? — weil ich erst gestern zu dieser Einsicht gelangt bin, da mir ein Freund, Ihr Jugendfreund, theuere Desirée, die Binde von den Augen gerissen, welche die heuchlerischen Worte der Marquise verhüllend darübergelegt. Sie sehen mich erstaunt an! Ja, Desirée, Ihr bester, liebster Jugendfreund, der todt geglaubte, wieder zum Leben erstandene Bruder Maurice d'Angelis!"

Die junge Frau taumelte zurück, sodaß Karow schützend den Arm um die Wankende legen mußte. Die Nachricht war zu plötzlich, zu unerwartet ... „Maurice" ... stammelte sie.

„Lebt und sehnt sich nach dem Augenblick, wo er, eine alte Schuld sühnend, die Hand der theuern Pflegeschwester in die des Freundes legen kann, der ihm und sich selbst den heiligsten Eid geschworen, das Vermächtniß eines edeln Todten zu erfüllen und sein junges Weib glücklich zu machen — mein Weib! Meine liebe Desirée!"

Damit hatte er die bleiche Frau an seine Brust gezogen, die sich willenlos seinen Liebkosungen hingab. Sie fühlte es ja im Innersten ihrer Seele, daß das Schicksal es war, diese heilige Gottheit, an die sie von Kind auf geglaubt, welche sie in die Arme des Geliebten geführt, und das arme gequälte Herz tauchte unter in dem Meer von Glückseligkeit, welches allmählich ihr ganzes Sein überflutete.

Mehr getragen von dem Freunde, als gehend, hatte sie die letzten Schritte zurückgelegt. Sie standen jetzt an derselben Stelle, von wo aus vor wenigen Stunden der Professor sehnsüchtig dem nach Paris enteilenden Zuge nachgesehen. Er erzählte es Desirée, deren Augen, als könne sie die Wirklichkeit des Erlebten noch immer nicht fassen, wie gebannt an seinen Lippen hingen — und schloß mit einem Lächeln des Glückes: „Dort, jenseit der Hügel, hinter welchen die Sonne untergeht, wähnte ich, harre meiner das bange Räthsel meines Lebens, nicht ahnend, daß ich der seligen Lösung so nahe sei."

Die übrige Gesellschaft, die einen längern Streifzug auf dem niedrigen Höhenkamme ausgeführt, kam jetzt wieder näher, und es dauerte nicht lange, so traten die an der Spitze der Expedition befindlichen Kinder aus dem Dunkel des Waldes auf die Lichtung. Die untergehende Sonne warf einen rosigen Schein auf das blasse Gesichtchen René's, der, nachdem er seine Mutter und deren Begleiter entdeckt, die Hand seines Cousins losließ und mit einem Freudenschrei auf die Gefundenen zulief.

Karow fing ihn lachend in seinen Armen auf, und ihn vom Boden aufhebend trug er ihn zu Desirée, die, an einen Baumstamm gelehnt, von rosiger Glut verklärt, die Arme nach ihrem Sohne ausstreckte. René, noch immer auf Ernst's Arm, schlang das rechte Aermchen zärtlich um den Hals der schönen Mutter. Sie preßte einen innigen Kuß auf die erhitzte Stirn ihres Kindes, und mit einem unbeschreiblichen Blick auf Ernst flüsterte sie, nur ihm vernehmbar: „Unser!"

Wortlos traten sie den Rückweg an. Unter den hohen alten Bäumen des Parkes hatte die Dunkelheit schon ihren grauen Schleier ausgebreitet; allein je mehr sie sich dem Schlosse näherten, um so heller ward es um sie. Buntfarbige Lampen, an unsichtbaren Drähten hängend, leuchteten wie Glühwürmchen auf in dem dunkeln Laub. Der ganze Weiher schwamm in magischem Licht, welches von der Grotte ausströmte, und von dem gegenüberliegenden Ufer stiegen feurige Garben von Raketen in den dunkeln Sommerabendhimmel empor. Schwüle, von berauschendem Blumenduft erfüllte Luft betäubte die Sinne, und ein dumpfer Donner, begleitet von zuckendem Wetterleuchten, das von Zeit zu Zeit den sternenlosen

Himmel flammend erhellte, zeigte, daß auch die überirdischen Mächte mit der durch Menschenhand hervorgezauberten Illumination wetteiferten.

Unsere Freunde waren am Ufer des Weihers stehen geblieben; sie fühlten kein Verlangen, sich wieder unter die Champagner schlürfende lärmende Gesellschaft zu mischen. Als aber René, der zuerst ganz stumm vor Verwunderung dem zauberischen Schauspiel beigewohnt, sich mit der kindlichen Frage an die Mama wandte: was für ein Fest man hier feiere? da zog der Professor die ernste Mama fester an sich und sagte heiter lächelnd: „Was für ein Fest, mein Sohn? Das Fest unserer Verlobung."

So plauderten sie fröhlich mit dem Kleinen, selbst harmlos und heiter wie die Kinder, ohne zu gewahren, daß ein Mann sie schon lange mit tiefer Erregung beobachtete. Jetzt trat der stumme Zeuge ihres Glückes auf Ernst zu: es war d'Angelis — und dem Freunde die Hand drückend, sprach er halblaut: „Meine Vermuthung hat sich bestätigt. Die Marquise Duchamps, meine Mutter, von der ich soeben komme, gestand mir, nachdem sie den furchtbaren Schrecken, den ihr mein unerwarteter Anblick verursachte, überwunden, rückhaltslos: daß sie, als die Nachricht vom Untergang der Madeleine durch die Zeitungen bekannt wurde, die Copie von Henri's Brief einfach vernichtete, bis auf die wenigen Worte, welche ihr die Verwaltung der Güter und des Vermögens übertrugen, die sie ihrer Schwiegertochter als einzige Willensäußerung des verstorbenen Gatten zeigte.

„Der Impuls, der sie zu der verbrecherischen Handlung getrieben, war ihre Herrschsucht. Bei der Jugend und Schönheit Desirée's mußte sie in jedem Manne denjenigen fürchten, der ihr die endlich errungenen Zügel der Herrschaft aus den Händen reißen werde.

„Die Auseinandersetzungen zwischen meiner Frau Mutter und mir waren kurz, und nachdem ich aus ihrem Munde Desirée's jetzigen Aufenthaltsort in Erfahrung gebracht, benutzte ich noch den Abendzug, herauszueilen, um Sie beide glücklich zu sehen. Ich wußte ja, daß Sie sich finden würden, und segne Sie."

Die junge Frau hatte ihm beide Hände entgegengestreckt, und zu ihm aufschauend sprach sie leise:

„Maurice, auch *Sie* segnen unsern Bund? Sagen Sie mir, daß es so ist, Maurice!"

Der Gefragte drückte heftig die in den seinen ruhenden kleinen Hände, und sich zu der Geliebten seiner Jugend hinabbeugend, sagte er halblaut in dem kindlich-zutraulichen Patois, in welchem er einst mit der kleinen Pflegeschwester gesprochen:

„Es mußte ja alles so kommen, Desirée. Weißt du nicht mehr den Schluß des alten Märchens, das ich dir so oft erzählt? . . . «Und der fremde Königssohn führte die geliebte Braut mit sich in sein fernes Reich, und sie wurden glücklich, namenlos glücklich!»"

Die Ringmauer von Tiryns.

Von

Dr. Heinrich Schliemann.*)

Nachdem im vorigen Jahre die Ausgrabung des Königspalastes in Tiryns unternommen war und jene Arbeiten ein so glückliches Resultat geliefert hatten, indem sie vor uns das imposante und überraschend vollständige Bild eines Königshauses entrollten, wie es die Homerischen Gesänge uns hatten ahnen lassen, galt es in diesem Jahre, die unternommenen Arbeiten zum Abschluß zu bringen und das gewonnene Bild jener großartigen Anlage zu bereichern durch die Aufdeckung der Ringmauern von Tiryns. Erst jetzt, nachdem auch diese Arbeiten vollendet sind, gewinnen wir eine lebendige Anschauung von der machtvollen Erscheinung jenes gewaltigen Herrschersitzes, der, Königswohnung und Festung zugleich, sein Haupt über die argivische Ebene erhebt; erst jetzt, nachdem wir den Bau der Ringmauer, soweit es der Zustand ihrer Erhaltung gestattet, kennen gelernt haben, ist uns ein Urtheil ermöglicht über dieses Werk der Baukunst, das schon im Alterthum ein Gegenstand der Bewunderung war. Denn speciell die Ringmauern sind es, welche die Burg von Tiryns in den Augen der Alten zu einem Wunderbau erhoben und diese veranlaßten, denselben nicht irdischen Architekten, sondern den mythischen Cyklopen zuzuschreiben.

Die Ausgrabung und Untersuchung der Burgmauer der Oberburg ist von Ende April bis Ende Juni dieses Jahres unter specieller Leitung der Architekten Dr. Wilhelm Dörpfeld und Georg Kawerau erfolgt und fast vollständig zum Abschluß gebracht worden. Nur ein kurzes Stück Mauer an der Südostecke der Burg mußte der eintretenden großen Sommerhitze wegen ununtersucht bleiben, eine Arbeit, die jedoch mit Leichtigkeit in spätern Jahren nachgeholt werden kann. Als das architektonische Ergebniß der vierjährigen Ausgrabungsresultate stellt sich der nach Aufnahme von Dr. Dörpfeld gezeichnete Wandplan dar. Derselbe gibt nunmehr das vollständige Bild der erhaltenen Oberburg von Tiryns, auf welche die Ausgrabungen bisher überhaupt beschränkt geblieben sind.

---

*) Vortrag, im Deutschen Anthropologencongreß zu Karlsruhe am 6. Aug. 1885 gehalten. Vgl. übrigens den Aufsatz: „Meine neuen Ausgrabungen in Tiryns", in „Unsere Zeit", 1884, II, 366 fg.

Die Oberburg zeigt, im großen betrachtet, die Gestalt eines länglichen Rechtecks, das mit seiner langen Seite von Norden nach Süden gerichtet ist. Zwei Zugänge zeigt die Mauer und zwei Wege führen dem entsprechend zum Burgplateau empor. Der eine, auf mächtiger Rampe langsam emporsteigend, führt durch den breiten Haupteingang in der Ostmauer, der von einem starken Festungsthurm flankirt wird, weiter durch das Zwischenthor, das große und kleine Propyläon zum Haupthof und dem daranstoßenden Megaron. Der andere Weg, in den westlichen halbrunden Mauervorbau durch ein verhältnißmäßig niedriges und schmales, überwölbtes Thor einführend, steigt auf einer Treppe von 65 Stufen zur Mittelburg empor und auf schmaler Hintertreppe in die Oberburg. Was weiter als Vervollständigung des früher gewonnenen Bildes jetzt nach Freilegung der Ringmauern bedeutsam ins Auge fällt, sind die sich an mehrern Stellen deutlich zeigenden Bezüge zwischen den Mauern des innern Palastes und denen der äußern Umwährung. So findet sich beispielsweise an der Südseite die Mauerflucht des kleinen Propyläons auch in der vortretenden Ringmauer wieder ausgesprochen; so springt die Grenzwand der Oberburg, von welcher die kleine Treppe zur Mittelburg hinabführt, direct in derselben Flucht nach außen als Festungsmauer vor; so sind auch an andern Punkten der Südfront die Mauerlinien des Innern auch im Aeußern zum Ausdruck gebracht. Es sind dies Zusammenhänge, welche mit deutlicher Stimme für die auch aus anderweitigen Gründen kaum anzuzweifelnde Gleichzeitigkeit des Palastbaues und der Festungsanlage sprechen. Wenn so schon ein erster Blick auf den Plan nachdrücklich die Bereicherung darthut, welche die Erkenntniß der gesammten Baudisposition durch die dreijährigen Grabungen erfahren hat, wenn es jetzt mit überzeugender Klarheit ins Auge fällt, wie der hervorragendste Raum der gesammten Anlage, das Megaron der Männer mit dem daranstoßenden Haupthof und Altar, auch im Grundriß den Kern und Schwerpunkt der gesammten Plandisposition bildet, so hat die Untersuchung der Ringmauern auch im einzelnen neue und überraschende Resultate geliefert. Um diese Untersuchung bewerkstelligen zu können, galt es, die Schutt- und Trümmermassen zu beseitigen, mit denen die einstige gewaltsame Zerstörung und der im Lauf der Jahrhunderte still fortwirkende Zerfall die Mauern bedeckt hatte. Die äußern Mauerfluchten sind fast durchgängig bis auf ihren Ansatz auf dem über die Ebene ansteigenden Burgfelsen freigelegt worden. Je nach der größern oder geringern Steigung des Felsens setzt die Mauer höher oder tiefer an und reicht, soweit sie gegenwärtig erhalten ist, durchschnittlich bis zur Fußbodenhöhe des Palastes, welche etwa 20 Meter über dem Fuß der Ebene liegt. Da im Osten der Burg noch die Spuren einer Säulenhalle erhalten sind, die über dem Palastfußboden emporragt und nach der Außenfront mit einem Mauerabschluß versehen gewesen ist, da auch zum Zweck der Vertheidigung die Mauer das eigentliche Burgplateau noch überragt haben muß, so können mit Sicherheit zu der erhaltenen Mauerhöhe noch einige Meter hinzugerechnet werden, wenn auch für eine genauere Höhenbestimmung weitere Anhaltepunkte fehlen. Es könnte das Vorhandensein so vieler Absätze bei den Mauerfluchten auffallen, doch hängt dieser Umstand einestheils wol mit der schon erwähnten Rücksichtnahme auf die

Plangestaltung des Innern zusammen, andererseits dürfte er seine Ursache in der natürlichen Bildung des Felsens haben. Denn der natürlichen Felsgestaltung sind die alten Baumeister mit praktischem Blick gefolgt, und wo ein zu steiler Anstieg des Felsens ihnen die Fortführung einer begonnenen Mauerflucht unräthlich erscheinen ließ, da setzten sie die Mauer unbedenklich vor oder zurück, wenn sie so eine Stelle des Felsens benutzen konnten, welche ihnen durch natürliche Schichtung eine bequemere Lagerfläche für die aufzuthürmenden Mauerblöcke bot. Besonders deutlich ist die Befolgung dieses Princips bei dem Absatz der rechtseitigen Treppenmauer in dem halbrunden Vorbau zu erkennen. Bis zu 3 Meter Höhe vom Fußboden ab ist hier der durch den Rücksprung entstandene Winkel durch steil ansteigenden Fels ausgefüllt, der es unmöglich machte, die bei Anlage des Thors eingeschlagene Mauerlinie fortzusetzen. Die Stärke der Umwährungsmauer ist durchweg eine sehr bedeutende, zu einer ganz kolossalen wächst dieselbe jedoch an, wo der Hauptmauerkern noch durch die Anlage von Gängen mit davorliegenden Kammern durchbrochen ist.

Die Auffindung dieser Kammern bildet vielleicht das wichtigste Ergebniß der diesjährigen Grabungen. Man kannte bisher nur die in der Ost- und Südmauer angelegten Corridore. Die erstern, in ihrer ganzen Höhe freigelegt, bildeten seit langer Zeit die vornehmste Sehenswürdigkeit für den Fremden, der die Burg von Tiryns besuchte. An der Südseite kannte man zwei parallele Corridore im Innern der Mauer. Doch waren dieselben nur zum geringen Theil freigelegt und der Hauptsache nach durch unausgegrabenen Schutt und gestürzte Felsblöcke verdeckt. Die im Innern kenntlichen, von außen jedoch verschütteten Oeffnungen im Corridor der Ostwand, die man früher für Fenster zu halten geneigt war, erwiesen sich jetzt als Thüren, welche zu einzelnen davorgelegenen Zimmern führen. Jetzt sind diese Thüren geöffnet und die davorliegenden Kammern freigelegt worden, und es hat sich herausgestellt, daß die letztern sowie die Corridore selbst durch ausgekragte Steinschichten von zum Theil ganz riesigen Blöcken spitzbogenartig überwölbt waren. Die gleiche Art der Ueberwölbung zeigen die Thüren, welche die Kammern mit dem Corridor verbinden. Das gleiche Resultat ergab die Untersuchung der in der Südmauer gelegenen Galerien. Auch hier legt sich eine Anzahl von Kammern vor die äußere Galerie und steht durch Thüren mit diesem Corridor in Verbindung. Einen Durchschnitt durch die Zimmer der Südwand zeigt ein anderer Plan. Die Kammern sind auf demselben parallel mit dem Corridor durchschnitten und man sieht gegen die innere Wand der Kammern, in der sich die Thüren zu dem dahinterliegenden Corridor zeigen. Ueber den durchschnittenen Decken der Kammern ist noch ein hoher Mauerkörper gezeichnet und gleichfalls als durchschnitten mit dunkler Farbe angelegt worden. Denn es muß angenommen werden, daß sich die Außenmauern noch über diese Zimmer mindestens um ein Stockwerk erhoben haben, da, wie vorhin erwähnt, die im Innern noch vorhandenen Spuren von Säulengängen einen solchen äußern Abschluß durchaus verlangen. Während die Zwischenwände zwischen je zwei Kammern noch jetzt um 1—3 Meter über den Fußboden der Kammern emporragen, liegt die Außenmauer gegenwärtig noch etwas tiefer als diese Fußbodenhöhe, und kann somit nicht constatirt werden, ob

eine Beleuchtung dieser Zimmer etwa durch schlitzartige Fensteröffnungen in der Außenwand vorgesehen war. Die Südgalerie selbst zeigt an einem Ende ein solches Fenster, sodaß nach diesem Vorgang auch für die Kammern dieser Beleuchtungsmodus als der wahrscheinlichste in Betracht zu ziehen wäre. Die Zwischenwände zwischen den Kammern haben jedenfalls bis auf den Fels hinuntergereicht. Ganz besonderes Gewicht und weittragende Bedeutung verleiht der Entdeckung dieser Kammern der Umstand, daß dieselben in andern als phönizisch gesicherten Bauten Seitenstücke besitzen, mit welchen sie nicht nur im ganzen Princip der Bauanlage, sondern sogar in den Maßen eine auffallende Aehnlichkeit aufweisen. Wenn man auf dem Plan das Princip der Galerieanlage von Tiryns mit dem entsprechenden aus Byrsa, der Akropolis von Karthago, zusammenstellt, so findet man, daß hier wie dort die Anlage der Galerie mit den davorgelegenen Zimmern die nämliche ist, nur daß in Byrsa die Mauer einen halbrunden Abschluß zeigt, während in Tiryns die Zimmer horizontal geschlossen sind. Die Abmessungen der Kammern in Tiryns und in Byrsa sind vollkommen übereinstimmend. Es ist dies ein neues Moment, welches für die Thätigkeit phönizischer Baumeister bei der Errichtung der tirynthischen Königsburg spricht.

Trotzdem die Frage nach der Beleuchtung dieser Zimmer eine offene bleiben muß, wird man auf alle Fälle annehmen dürfen, daß diese Räume als Magazine für Vorräthe irgendwelcher Art gedient haben, während die vor ihnen gelegenen Gänge lediglich den Zweck von Corridoren, die den Zugang zu den Kammern vermitteln sollten, gehabt zu haben scheinen. Für Cisternen wird man diese Zimmer nicht in Anspruch nehmen dürfen. Die in der Südmauer gelegene zweite, der äußern parallel laufende Galerie hat sich lediglich als Zugang zu der letztern erwiesen. Die diesjährigen Grabungen haben gezeigt, daß die innere Galerie durch eine Quergalerie mit der äußern verbunden ist, und haben in der innern neun Stufen einer steinernen Treppe zu Tage gefördert, welche vom Burgplateau zu dem äußern Corridor hinabführte. Die untern Stufen, die bis zur Einmündung der Quergalerie in den äußern Corridor gereicht haben müssen, um zu der erforderlichen Tiefe hinabzuführen, sind leider nicht erhalten geblieben.

An die Kammern der Ostwand schließt sich nach rechts ein kleiner Raum, welcher von außen her nicht zugänglich ist. Für diesen Raum werden wir die Bestimmung als Cisterne mit Wahrscheinlichkeit annehmen dürfen, während für einen andern an der Westseite am obern Ende der großen Treppe gelegenen Raum diese Bestimmung als gesichert erscheint. Dieser 5 Meter tiefe, nahezu quadratische Schacht zeigt an vielen Stellen seiner gemauerten Wandungen einen dünnen Ueberzug von einer Thonschicht, der, wenn man die brunnenartige Gestalt dieses Schachtes hinzunimmt, keine andere Deutung aufkommen läßt, als daß wir es hier mit einer Cisterne zu thun haben. Wenn sich auch bei jenem Raum in der Ostmauer ein solcher Thonverputz nicht mehr nachweisen läßt, so führt doch die Gestalt des Raumes darauf, auch hier eine Cisterne anzunehmen. Es ist somit jetzt auch die Frage, wie die Wasserversorgung für die Burg bewirkt wurde, wenigstens zum Theil beantwortet, wenn auch zur Deckung des Wasserbedürfnisses

für die ganze Burg das Vorhandensein noch weiterer Sammelbecken im Bezirk der Mittel- und Unterburg mit Bestimmtheit angenommen werden muß.

Es befinden sich ferner in dem der Südwestecke der Burg vorgelegten Thurm zwei durch eine Zwischenmauer getrennte Zimmer, die in keiner der Außenwände eine Thür besitzen. Man könnte geneigt sein, auch diese Räume als Cisternen aufzufassen. Doch ist der Verputz nicht so sorgfältig ausgeführt wie bei der andern Cisterne, und scheint die Annahme gerechtfertigter zu sein, daß man auch diese Zimmer als nur von oben her zugängliche Magazine oder vielleicht als Kerker für Gefangene auffaßt.

Von besonderer Wichtigkeit ist die bereits erwähnte Auffindung der Treppe im westlichen Vorbau. Ohne Zweifel stellt sie, im Gegensatz zu der befahrbaren Hauptstraße zur Burg im Osten, einen hauptsächlich Vertheidigungszwecken dienenden Zugang dar. Der erhaltene Obertheil des Halbrundes, der noch 9 Meter unter dem Palastfußboden liegt, gibt nicht genügende Anhaltepunkte für eine Reconstruction des obern Abschlusses. So viel ist jedoch ersichtlich, daß die Treppe selbst nur in ihrem ersten Anfangsstück überwölbt war, daß sie im übrigen aber unbedeckt zwischen den höher ansteigenden Seitenwänden hinaufführte, von diesen beherrscht wurde und auf die nachdrücklichste Weise vertheidigt werden konnte. Die untersten Stufen der Treppe sind direct in den Fels gehauen, alle weitern sind aus steinernen Platten aufgemauert. Sie bot einen sehr bequemen Aufstieg, denn die durchschnittliche Stufenhöhe beträgt nur $13\frac{1}{2}$ Centimeter, während sich für die Stufenbreite ein Mittelmaß von 43 Centimeter Auftritt ergibt. Unmittelbar an der Cisterne vorbei wird die Treppe die Höhe der Burgmauer erreicht und in den Bezirk der Mittelburg gemündet haben.

Die Freilegung dieser Treppe war wol die schwierigste Arbeit im Verlauf der diesjährigen Ausgrabungen, denn der ganze innere Raum des Vorbaues war mit Schutt und gestürzten Felsblöcken bis oben hinauf angefüllt. Bisher war nur der Eingang selbst bekannt gewesen; in den innern Raum hatte man nur wenige Meter weit eindringen können, da die daselbst aufgehäuften Steinmassen dem weitern Vordringen die größten Schwierigkeiten in den Weg stellten. Viele der größten Blöcke mußten jetzt erst in kleine Stücke zerschlagen werden, damit sie überhaupt durch die Eingangsöffnung herausgeschafft werden konnten. Aber die Ueberzeugung, daß hier ein neuer bedeutsamer Aufgang zur Burg verborgen liege, besiegte schließlich die vielfach auftauchenden Bedenken, ob es wirklich lohnend sei, gegen diese Steinmasse anzukämpfen, und die öfters mit directer Lebensgefahr verbundene Arbeit wurde schließlich zu glücklichem Ende geführt.

Nachdem so die hervorragendsten Punkte der Ringmauer zur Besprechung gelangt sind, mag noch auf einige Constructionseigenthümlichkeiten, welche die Mauer zeigt, hingewiesen werden. Der kühne Unternehmungsgeist der Erbauer dieses Festungswerkes, wie er sich in dem großartigen Entwurf der ganzen Anlage kundgibt, die rein mechanische Bewältigung dieser Steinmassen, der energische und zielbewußte Sinn, welcher Hunderte von Menschenkräften in Anspannung erhielt, damit sich diese gewaltigen Felsblöcke zu geordneten Mauerzügen fügten und zu

stolzen Thürmen aufrichteten — sie verdienen in der That, wie sie die Bewunderung des Alterthums erregten, so auch die unsere in vollstem Maße. Denn zu einer Zeit, wo von mechanischen Hülfsmitteln, wie Hebezeugen und derartigen Maschinen, nur die allerprimitivsten bekannt sein konnten, bedeutet die Aufthürmung solcher Mauern in der That eine staunenswürdige Leistung. Denn es handelt sich hier um Mauerblöcke, die im Durchschnitt eine Länge von 1 Meter und eine Höhe und Dicke von je circa 80 Centimeter haben, während auch noch Steine von bedeutend größern Dimensionen vorkommen, beispielsweise bis zu 2,50 Meter Länge. Und aus Tausenden solcher Steinblöcke ist die gesammte Mauer aufgeschichtet. Man nahm die Steine, wie man sie im Bruch vorfand, indem man nur hier und da einer allzu windschiefen Lager- oder Ansichtsfläche ein wenig mit dem Hammer nachhalf. Dabei sind die Fluchtlinien so genau eingehalten und die Mauerecken so sauber gefügt, wie es bei solchem Material überhaupt nur im Bereich der Möglichkeit liegt. Die zwischen den regellosen großen Blöcken beim Aufmauern verbleibenden Löcher hat man mit kleinern Steinen und Erde ausgefüllt. Man hat die großen Steine nach Möglichkeit so ausgesucht und zusammen verwendet, daß man horizontale Schichten durchführen konnte — freilich hat man, wo passende Steine sich nicht zusammenfinden wollten, auch vielfach von der Durchführung dieses Princips Abstand nehmen müssen. Noch weniger ängstlich ist man mit dem verticalen Verband umgegangen. Wenn es auch sicherlich Regel gewesen ist, das Uebereinandertreffen der Fugen zu vermeiden, so finden sich doch vielfach Stellen, wo die Fugen mehrerer Schichten nahezu in eine verticale Linie fallen. Aber hier, wo die gewaltige Schwere der einzelnen Blöcke einen Mörtelverband überflüssig machte, mochten auch gelegentliche Verstöße gegen die Regeln eines natürlichen Verbandes nicht allzu bedenklich erscheinen.

Erwähnenswerth scheint auch noch, daß sich bei einigen Blöcken der Ringmauer Spuren von runden Bohrlöchern gefunden haben. Die Hälften solcher Hohlcylinder waren in der Fläche dieser Steine sichtbar: ein Beweis, daß man zur Zerkleinerung großer Blöcke ein Sprengverfahren benutzt hat, wobei man Wasser in das Bohrloch füllte und es eingetriebenen Holzkeilen überließ, durch ihre Ausdehnung die Sprengung des Steines zu bewirken.

Der Kenntniß des eigentlichen Palastes haben die dreijährigen Ausgrabungen noch insofern eine Bereicherung gebracht, als in der Mitte des großen Altars im Haupthofe eine runde Opfergrube aufgedeckt worden ist. Dieselbe hat circa 1,20 Meter im Durchmesser und ist bis auf 90 Centimeter Tiefe mit Steinen ummauert.

Zum Schluß sei wenigstens mit einigen Worten auf die auch in diesem Jahre gemachten Einzelfunde an Gefäßen und Geräthen hingewiesen. Stehen die Funde dieses Jahres auch an Wichtigkeit denen des Vorjahres nach, so dienen sie doch dazu, das Bild zu ergänzen, das wir uns von jener alten Culturstätte machen durften. Unter den gefundenen Vasenscherben stehen durch Massenhaftigkeit der Fundstücke weitaus an erster Stelle die Vasen des sogenannten mykenischen Stils, wie er durch die Funde von Mykenä, Nauplia, Spata, Jalyssos und Cnossos ver-

treten wird. In Tausenden von Exemplaren sind derartige Scherben aufgefunden. Sie stammen von den verschiedenartigsten Gefäßen, Bügelkannen großer und kleiner Form, trichterförmigen Bechern, tiefen Schalen und größern Vasen, deren Form, da nichts Vollständiges erhalten ist, kaum noch bestimmt werden kann. Einige prächtige, hier zum ersten mal auftretende Ornamente bereichern unsere Kenntniß von der Decorationsweise jener Epoche. An Zahl ihnen zunächst stehen die der Dipylongattung angehörenden Gefäßscherben.

Gegenstände aus Terracotta, Idole, Spinnwirtel, Gewichte u. dgl. wurden während der diesjährigen Ausgrabungsperiode fast täglich gefunden; der bedeutendste Terracottenfund wurde jedoch noch in den letzten Arbeitstagen an der Südostecke der Oberburg gemacht. Hier fand sich eine große Anzahl von kleinen Götterfiguren, bemalten Idolen und Miniaturgefäßen, die als Weihgeschenke gedient haben mögen, an derselben Stelle vergraben, sodaß man es hier wahrscheinlich mit einer Ablagerungsstätte ausgemusterter Weihgeschenke eines überfüllten Heiligthums zu thun hat.

Schließlich sei auch noch einiger Funde an Bronzen, an Geräthen aus Stein, Glas und Horn, sowie der auch in diesem Jahre wieder sehr zahlreich vertretenen Messer und Pfeilspitzen aus Obsidian Erwähnung gethan.

Unsere Kenntniß der uralten Wandmalerei, die im Vorjahre durch so wesentliche Funde bereichert wurde, ist auch in diesem Jahre wieder durch die Entdeckung zahlreicher Fragmente alten bemalten Wandputzes vermehrt worden, und wieder haben wir einige schöne neue Decorationsmotive kennen gelernt, deren sich die alten Baumeister bedienten, um die Wände des Königspalastes zu schmücken.

Zur größten Freude würde es mir gereichen, sollten auch die durch meine diesjährigen Ausgrabungen errungenen Resultate in meinem geliebten deutschen Vaterlande mit Beifall aufgenommen werden.*)

*) Die Ergebnisse dieser wie der frühern Ausgrabungen in Tiryns werden ausführliche Darstellung finden in dem im November d. J. erscheinenden Werke: „Tiryns. Der prähistorische Palast der Könige von Tiryns. Ergebnisse der neuesten Ausgrabungen von Dr. Heinrich Schliemann. Mit Vorrede von Geh. Oberbaurath Professor F. Adler und Beiträgen von Dr. W. Dörpfeld. Mit 1 Karte, 3 Plänen, 21 Tafeln in Chromolithographie und 178 Textabbildungen" (Leipzig, F. A. Brockhaus).

Südafrika und die südafrikanischen Wirren.

Von

Friedrich von Hellwald.

II.

Je mehr wir der Gegenwart uns nähern, desto verwickelter gestaltet sich die Geschichte Südafrikas. Wir haben gesehen, wie England endlich in die Aufrichtung der beiden Bauernfreistaaten Transvaal und Oranje-River willigen mußte, und auf die damals 1852 und 1854 geschlossenen Verträge gründen sich alle spätern, zum Theil von der britischen Regierung wieder bestrittenen Ansprüche der jungen Republiken. Die am meisten in den Vordergrund tretende derselben ist jene von Transvaal, deren Verhältniß zur Capcolonie, beziehungsweise zur englischen Regierung, im Januar 1852 durch die sogenannte Sand-River-Convention geregelt wurde. Der Vertrag hat acht Paragraphen, von denen sich aber blos die vier ersten auf politische Fragen bezogen, während die andern juridischen Inhalts waren. Da schon vor einigen Jahren die neueste Geschichte Transvaals eine ausführliche Darstellung in dieser Zeitschrift gefunden hat*), so begnügen wir uns an dieser Stelle blos so viel daraus mitzutheilen, als zum Verständniß des Zusammenhanges der Dinge unumgänglich nothwendig ist.

Nach dem Abschluß des ungemein kurzen und bündigen Sandfluß-Vertrages, in welchem England jeder wie immer gearteten Einmischung in die Angelegenheiten der Boeren nördlich vom Vaalstrom für alle Zeit entsagte, dauerte es noch einige Jahre, bis die Zustände im dem jungen Freistaat leidlich geordnet waren. Andries Wilhelmus Pretorius, der Vater, zugleich der Urheber des Vertrages, starb schon im Jahre 1853, noch auf seinem Todtenbett die Boeren zu Einigkeit und Gehorsam gegen das Gesetz ermahnend. Sein Sohn, Martinus Wessel Pretorius, wurde sein Nachfolger, ja noch mehr, er wurde der erste regelrechte Präsident von Transvaal. Doch war an einen friedlichen Ausbau der Republik vorläufig noch nicht zu denken. Bereits im nächsten Jahre 1854 gab es wieder Mishelligkeiten mit Farbigen, besonders mit dem Kaffernstamm des Häuptlings Makapan, welcher einen Elefantenjäger, Namens Potgieter, überfallen

*) Vgl. „Das Transvaal und seine neueste Geschichte", in „Unsere Zeit", 1882, II, 566 fg., 768 fg., 932 fg.

und nebst seinen Begleitern, Frauen und Kinder nicht ausgenommen, mit teuflischer Grausamkeit zu Tode gemartert hatte. Ein furchtbares Strafgericht stellte zwar für einige Zeit Ruhe und Frieden wieder her; nach nicht zu langer Frist begann indeß das alte Lied von neuem. Inmitten dieser Sachlage gab sich endlich Transvaal am 13. Febr. 1858 eine eigene Verfassung; schon 1859 legte Pretorius sein Präsidium nieder, um einem Rufe auf den Präsidentenstuhl des Oranje-Freistaates Folge zu leisten. Daß er die Lehren seines sterbenden Vaters, einig zu sein, verstanden und beherzigt hat, geht aus der Thatsache hervor, daß er die Verschmelzung Transvaals und des Oranje-Freistaates in eine einzige große Boerenrepublik bewirken wollte. Dieser Plan, der dem Staatsmann Pretorius gewiß alle Ehre macht, wurde aber durch die Bemühungen der englischen Capregierung vereitelt.

Verschiedene, meist sehr blutige Kaffernkriege hatten den Engländern eine Zeit lang Zurückhaltung auferlegt; lange aber ließ sie ihre Ländergier nicht ruhen. Das Basutovolk, ein Stamm der östlichen Tschuanen, sollte dies zuerst empfinden. Als nämlich im Jahre 1820 der Kaffernkönig Tschaka, der Napoleon Südafrikas, sein mächtiges Sulureich gründete, entstand durch seine Eroberungen eine Art Völkerwanderung. Ein Stamm warf sich auf den andern, der Mächtige auf den minder Mächtigen. So kam es, daß die Suto, die früher weit höher im Norden wohnten und in zahllose Stämme zersplittert waren, deren jeder unter einem besondern Häuptling stand, zu einer Art föderativer Einigung gelangten und einen gemeinsamen Anführer erwählten, unter welchen sie sehr weit in das heutige Lesuto im Osten des Oranje-Freistaates und an den westlichen Abdachungen der Drakenberge auswichen, wo sie vor den Stürmen der Völkerwanderung sicher zu sein meinten. Auf einem Felsenabhange des gebirgigen Landes gründete Moschesch, so hieß der Sutofürst, seine Hauptstadt Thaba Bossigo, und unter seiner Herrschaft siedelte sich 1833 der erste Europäer, ein französischer protestantischer Missionar, Namens Cassalis, mit zwei Collegen, Arbousset und Gosselin, unter den Suto an. Er wurde von Moschesch freundlich aufgenommen, blieb in der Nähe desselben und will mehrere hundert Suto zum Christenthum bekehrt haben. Moschesch selbst wird von ihm sehr gepriesen. Er soll den unter seinem Volke herrschenden Kannibalismus fast gänzlich ausgerottet und überhaupt vieles gethan haben, was zu einer Milderung der barbarischen Sitten beitrug. Moschesch war außerdem ein tapferer und gewandter Krieger. Er vertheidigte sein Reich mit Erfolg einerseits gegen die Sulu, welche damals unter Anführung eines Abenteurers, des nachmaligen, in Centralafrika als König der Matebele berühmten Moselikatse (gest. 1868), bis nach dem Sambesi vordrangen, andererseits gegen die Boeren, welchen die Nachbarschaft der wilden Suto im höchsten Grade unbequem war. Diese beständigen aufreibenden Kämpfe schwächten aber auf die Dauer die Widerstandskraft der Suto, welchen nun England flugs seinen Schutz anbot. Im Jahre 1848 leisteten die Suto den Briten bereits gute Dienste. Für lange Zeit hinaus war aber den Suto Englands Schutz von keinem großen Nutzen. Die Boeren ließen sich von ihren Angriffen nicht abhalten und brachten damit die Suto dem Untergange nahe. Zum Schluß nahmen die Boeren Kilme, eine Berg-

feste Moschesch's, ein und erbeuteten angeblich 1500 Pferde, 8000 Schafe und Ziegen, 11000 Stück Rindvieh, ohne mehr als drei Mann zu verlieren. Die Suto zogen sich darauf nach ihrer Hauptstadt Thaba Bossigo zurück. Dies veranlaßte die englische Regierung, energisch einzuschreiten. Die Suto wurden 1868 als „Unterthanen der britischen Krone“, ihr Land, das Lesuto, als englischer Besitz erklärt, ein Engländer als residirender Agent in die Hauptstadt bestellt und damit den Angriffen der Boeren ein Ziel gesetzt. Zwar drohte Brand, der Präsident der Oranje-Republik, mit thätlichem Widerstand gegen die britische Annexion, doch mußte er sich bald wegen der Schwäche seines kleinen Staates solcher Ideen begeben. Dagegen faßte der „Volksraad“ des Freistaates den Beschluß, gegen die von dem Gouverneur der Capcolonie, Sir P. E. Wodehouse, vollzogene Einverleibung Lesutos und gleichzeitige Abweisung der von dem Freistaat darauf gemachten Ansprüche in London selbst Vorstellungen zu erheben — ein Schritt, der, wie sich denken läßt, völlig erfolglos blieb. Moschesch starb am 11. März 1870, drei Tage bevor er das Christenthum hätte annehmen sollen, und das Land wurde unter seine Söhne und einige andere Häuptlinge, aber stets unter britischer Oberhoheit, zersplittert.

Um die nämliche Zeit, im Jahre 1868, wurden an den Ufern des Vaal, nur wenig östlich von seiner Einmündung in den Oranje-River, Diamanten gefunden. Hierdurch bekamen die bisher nur von einzelnen Weißen bewohnten trostlos öden Uferstriche einen ganz unschätzbaren Werth, und sofort streckten die Engländer natürlich die Hand nach deren Besitz aus. Die eigentlichen Diamantfelder, heute unter dem Namen des englischen Staatsmannes und Colonialministers John Wodehouse, Earl of Kimberley, bekannt, lagen am Süduser des Vaal, in der Gabel, die durch den Zusammenfluß von Vaal und Oranje gebildet wird, gehörten also zum Oranje-Freistaat; die weniger werthvollen Felder am nördlichen Ufer des Vaal gehörten zu Transvaal; darüber ließ ja der Sandfluß-Vertrag von 1852 nicht den mindesten Zweifel zu. Beide Gebiete wurden aber von dem Hottentotten-Bastardstamm der Gri, dessen Häuptling Waterboer den Schutz der Engländer genoß, als Eigenthum in Anspruch genommen. Der Streit sollte durch ein Schiedsgericht geschlichtet werden; der Schiedsrichter war aber der englische Vicegouverneur der Colonie Natal! Da läßt sich wol der Ausgang im vorhinein errathen. Der Löwe steckte den Gegenstand des Streites in seinen eigenen unergründlichen Schlund, wozu der Grihäuptling, Ehren-Waterboer, die vorgeschobene Marionette der Briten, wirklich seine Zustimmung gab. Die fraglichen Gebietstheile nördlich und südlich vom Vaal wurden ganz einfach von der englischen Krone annectirt und der Oranje-Freistaat später mit 1,600000 Mark entschädigt. Pretorius, welcher 1863 als neugewählter Präsident von Transvaal aus Oranje-Freistaat in seine frühere Stellung zurückgekehrt war, hatte sich dem englischen Löwenschiedsspruch gefügt. Allein sein Volksraad erklärte: Pretorius habe dazu kein Recht gehabt, und hielt die transvaalschen Ansprüche aufrecht. Pretorius mußte zurücktreten. Dies hatte zur Folge, daß der Schiedsspruch nur so weit ausgeführt wurde, als er die von England zu annectirenden Gebiete, die Diamantfelder, betraf. Seit 1873 bilden sie unter dem Namen Griqua Land West — zur Unter-

scheidung von dem im Osten der Drakenberge und nördlich von Caffraria gelegenen Griqua Land East — eine englische Colonie von 45300 Quadratkilometer, auf welcher dermalen 45277 Einwohner leben. Ein anderer District Transvaals, Bloemhof, war von dem Gouverneur Natals den Boeren ab- und einem Tschuanen-stamm zugesprochen worden. Allein der Volksraad hielt Bloemhof besetzt und die Tschuanen hatten das Zusehen. Im allgemeinen indeß brachte die Entdeckung neuer Bodenschätze den Boerenrepubliken nur politischen Nachtheil. Ebenfalls 1868 entdeckte der Deutsche Karl Mauch auch Gold in Transvaal, und die Goldfelder am Tati zogen bald zahlreiche Digger herbei, lenkten aber auch die Aufmerksamkeit Englands auf ein Land, das man, wie der Sandfluß-Vertrag von 1852 beweist, für ziemlich werthlos gehalten hatte. Nun zeigte sich zwar bald, daß die Hoffnungen auf eine große Goldförderung weitaus übertrieben gewesen waren; allein der Besitz Transvaals blieb damit nicht minder wünschenswerth. Denn jetzt, als man mit offenen Augen um sich sah, gewahrte man, daß andere kostbare Dinge, besonders Kupfer, Blei und Steinkohlen, dort zu gewinnen seien. Letztere sollen der besten waleser Kohle um nichts nachstehen. Einem Lande aber, das solch „schwarze Diamanten“ in seinem Schos birgt, steht die Zukunft offen, und damit war der Republik das Todesurtheil gesprochen, wenn auch vorläufig die britische Regierung sich noch nichts davon merken ließ.

Mit dem Jahre 1872 schien sogar eine neue Zeit für Transvaal anzubrechen. T. Burgers ward zum Präsidenten gewählt. Dieser Staatsmann war nicht, wie die bisherigen Bauernführer, ein Transvaal-Boer, sondern ein in der englischen Capcolonie geborener Afrikander, der lange in Holland gelebt und dort eine akademische Bildung genossen hatte. Infolge dessen war sein Blick nicht blos auf die Nöthen und Bedürfnisse des Tages, sondern auf eine Civilisirung der Republik im großen gerichtet. Zwei Dinge sollten ihm dazu behülflich sein: erstens Hebung des Unterrichts und der allgemeinen Bildung durch zahlreiche Schulen, und zweitens Aufschließung der Hülfsquellen des Landes durch eine Eisenbahn von der Hauptstadt Pretoria nach der Delagoabai, von welcher Transvaal leider durch einen Streifen unabhängigen Kaffernlandes, den Ama-Swasi gehörig, völlig abgeschnitten ist. Durch eine solche directe Verbindung mit dem Meere gedachte Burgers die Chicanen der englischen Regierung, durch deren Gebiet Natal der transvaalsche Handel bislang ging, lahm zu legen. Um nun diese Eisenbahn zu Stande zu bringen, begab sich Präsident Burgers, von der Legislatur der Republik mit den erforderlichen Vollmachten versehen, 1875 nach Europa, besuchte England, schloß mit dem König von Portugal, unter dessen Staatshoheit die Delagoabai steht, einen Vertrag ab über den gemeinsamen Bau der Eisenbahn und machte in Antwerpen ein Anlehen von 2 Mill. Mark. Als er zurückkam, sollten die Arbeiten beginnen. Allein es zeigte sich nun, daß seine modernen Pläne bei den alttestamentlichen Boeren weder Verständniß noch Unterstützung gefunden hatten. Ein Geist des Widerspruches, ja des Ungehorsams gegen die bestehende Regierung hatte sich eines großen Theiles der Boeren bemächtigt und die Steuern konnten nur mit Mühe eingetrieben werden.

Dazu kamen im Sommer 1876 Schwierigkeiten mit Sekokuni, einem Häupt-

ling, der in der Nordostecke Transvaals aus den Trümmern zahlreicher Kaffernstämme eine neue und sehr kriegerische Nation gebildet hatte. Seine Leute stahlen 600 Stück Vieh und wurden von den Boeren verfolgt, die jedoch ihr Eigenthum nicht wiedererlangen konnten und mehrere Verwundete verloren. Auch die Kaffern sollen 15 Todte und Verwundete gehabt haben. Die Noth drängte, und so rief Burgers mit Aufschiebung aller andern Pläne ein Commando von 2500 Boeren zusammen, um den Räubereien Sekokuni's ein Ende zu machen. Ueber diesen Feldzug liegt uns das Schreiben eines englischen Offiziers vor, welcher zwei Monate lang, überhaupt bis zum Schluß des eigentlichen Kriegszuges, das Hauptcorps der Boeren als freiwilliger Zuschauer begleitete. Es war am Oliphants-River, wo dieser Gewährsmann das Lager der Boeren erreichte. Dasselbe gewährte einen höchst eigenthümlichen Anblick und erinnerte an längstvergangene Zeiten. In zwei großen Dreiecken, welche die Spitzen gegeneinanderrichteten, waren die Wagen der Expedition aufgefahren. Innerhalb dieser Wagenlinien waren die Zug- und Schlachtochsen angefesselt, die Lagerfeuer angezündet und die ganze Heerschar angelegentlich beschäftigt, die Abendmahlzeit herzurichten. Außerhalb war um die Wagen ein Wall von Erde und Steinen, etwa 1 Meter hoch, aufgeworfen, sodaß das Ganze gegen einen Angriff der Kaffern hinreichenden Schutz gewährte. Um vor Ueberrumpelung sicher zu sein, umgab der Befehlshaber die Wagenburg mit einer Kette von Vorposten. Die ersten Operationen der Expedition waren von entschiedenem Erfolg gekrönt. Am Tage nach der Ankunft des Berichterstatters räumten die Kaffern einen befestigten Kraal in der Nähe des Lagers, der von 400 Boeren und 600 verbündeten Ama-Swasi belagert worden war. Der genannte Punkt, Mathebe oder Mothibi geheißen, war von einem von Sekokuni's Unterbefehlshabern vertheidigt worden, und seine Wegnahme galt, namentlich auch in Rücksicht auf den geringen Verlust von 10 Todten und 37 Verwundeten, als ein bedeutender Vortheil. An die Verfolgung des Feindes wurde nicht gedacht. Man hielt sich einige Tage auf, um die zurückgelassenen Vorräthe an Getreide sowie sonstige Beute zu sammeln, und rückte dann etwa 32 Kilometer weiter vor auf Sekokuni zu, bis ein anderer verschanzter Kraal Halt gebot. Dieser letztere war bedeutend umfangreicher und fester als Mathebe, hatte eine Besatzung von 1200 Kriegern und stand unter der Witwe eines Häuptlings, die für ihren unmündigen Sohn die Vormundschaft führte. Man bot ihr Frieden an und sie unterwarf sich. Einige kleine Häuptlinge in der Nachbarschaft folgten alsbald ihrem Beispiel. Einige Tage gelang es einer zweiten Abtheilung von 1200 Boeren, eine Schar von 3000 Kaffern, welche im Anzuge war, nach einem Zusammenstoß zurückzudrängen, der den Eingeborenen 200 Mann kostete. Auch der nächste Vorstoß der Expedition, der nach langen und angestrengten Märschen gegen Mapasella, den Kraal eines andern Unterhäuptlings Sekokuni's, geführt wurde, war von Erfolg gekrönt. Dieser Häuptling hatte an den Boeren Verrath begangen und sie in einen Hinterhalt gelockt. Nun wies er Friedensanerbietungen zurück, und auch auf eine Unterredung mit dem Präsidenten wollte er sich nicht einlassen. Die Boeren schritten unter solchen Umständen zum Angriff, überrumpelten den Platz, hieben den Häuptling und viele seiner Krieger nieder, steckten

den Kraal in Brand und erbeuteten einige hundert Stück Hornvieh, viele Schafe und bedeutende Vorräthe. Von dieser Zeit an nahmen aber die Schwierigkeiten und Hindernisse, mit welchen die Expedition auf ihrem Marsche zu kämpfen hatte, fortwährend zu. In langer unendlicher Reihe wand sich der Troß durch enge Pässe hindurch, stets von dem Feuer der umschwärmenden Kaffern belästigt und schwer durch Wassermangel bedrängt. Vier Tage lang konnte das aus 5000 Stück bestehende Zug- und Schlachtvieh nicht getränkt werden, und als endlich ein Bach in Sicht kam, stürzte sich die ganze gewaltige Heerde in toller Wuth auf das Ufer zu. Man schlug für die Nacht ziemlich hastig auf freier, von Höhen eingeschlossener Ebene, nur wenige Kilometer von Sekokuni's Kraal entfernt, ein Lager für augenblickliche Rast auf, da man am folgenden Morgen weiter vordringen wollte. Kurz nach Anbruch der Dunkelheit, als sich die furchtbar ermüdeten Boeren zur Ruhe niedergestreckt hatten, wurde plötzlich das ganze Lager durch eine starke Gewehrsalve emporgeschreckt. Bald entwickelte sich in der undurchdringlichen Finsterniß um das ganze Lager herum ein wahres Höllenfeuer. Die Boeren erlitten einigen Verlust durch die Kugeln ihrer eigenen Leute. Nach einiger Zeit ließ das feindliche Feuer nach und noch vor Tagesanbruch war alles wieder ruhig.

Folgenden Tages wurde in der Nähe des Kraals ein regelrecht verschanztes Lager aufgeschlagen. Die Streitmacht der Republik bestand aus 2560 Weißen und 3000 verbündeten Kaffernkriegern. Darunter befanden sich etwa 1200 Reiter. An Artillerie waren drei Feldgeschütze auf dem Platze. Der Troß zählte 500 Wagen. Während der neun Tage, welche das Heer an diesem Punkte zubrachte, recognoscirten Präsident Burgers und der commandirende General Sekokuni's Kraal, der wohlverschanzt in einem von Höhen überragten Thalkessel lag. In zwei Abtheilungen, die eine aus 1200, die andere aus 800 Mann und den drei Geschützen bestehend, gedachten die Boeren bei Nacht mit Sturm diesen Platz zu nehmen. Allein die Ausführung des Planes entsprach nicht den gehegten Erwartungen. Der kleinern Abtheilung gelang es im Schutze der Nacht, den ihr bestimmten Punkt im Rücken des Kraals zu erreichen. Als aber die Stunde des Angriffs kam und der Morgen graute, fand der Führer, daß er ohne Unterstützung und allein nicht im Stande sei, dem verheerenden Feuer des Feindes die Stirn zu bieten. Er zog sich zurück, und als einige Stunden später die stärkere Abtheilung anlangte, fand sie sich in ähnlicher Lage, begnügte sich mit einem lahmen Angriff auf den Kraal, der in Brand gesteckt wurde, und zog sich dann in der ärgerlichsten Verwirrung zurück. Der Verlust der Boeren war gering, allein die moralische Wirkung des Mangels an Zucht und Ordnung und der erlittenen Niederlage desto größer. Mangel an Proviant und Munition, sowie innere Streitigkeiten thaten ein Uebriges, und es wäre fast eine allgemeine Revolution und Meuterei unter dem eigentlichen Boerenelement im Lager ausgebrochen. Dazu kam noch die Hiobspost, daß eine andere Abtheilung Boeren, die mit 2000 verbündeten Kaffern in Leydenburg lag, bei dem Angriff auf einen kleinen, aber festen Kraal eine schimpfliche Niederlage erlitten habe, worauf die Kaffern, auf deren Beistand gegen Sekokuni man große Erwartungen gebaut, in zorniger Ent-

rüstung heimgezogen seien. Diese Nachrichten entmuthigten das Hauptcorps der Boeren vollständig, und nun zeigte sich, wie weit es mit dem Widerspruch gegen die selbsterwählte Regierung bereits gekommen war: 2000 Boeren verließen das Commando gegen den Befehl ihres Präsidenten, um nach Hause zurückzukehren. Zu ihrer Entschuldigung, keineswegs zu ihrer Rechtfertigung, möge erwähnt werden, daß sie sich in einer Gegend befanden, wo mit Beginn des Sommers mörderische Fieber aufzutreten pflegen, und daß sie vom Beginn der Fieberzeit nur noch durch wenige Wochen getrennt seien. Immerhin war dies eine Unklugheit und Pflichtvergessenheit, die sich furchtbar rächen sollte, und die außerdem die Boeren in den, wie sich später erwies, unverdienten Ruf der erbärmlichsten Feigheit gebracht hat. Englische Blätter namentlich wußten damals nicht genug von der grenzenlosen Feigheit der holländischen Bauern zu erzählen; einer ihrer Offiziere solle sogar während des Gefechtes geschlafen haben (!), wofür ihm eine Buße von 30 Pfd. St. zudictirt wurde (!). Thatsache ist freilich, daß nur etwa 700 Mann und 144 Wagen dem Präsidenten Burgers, über dessen Verhalten nur eine Stimme der Bewunderung und des Lobes herrscht, treu blieben, und dieser that das einzige, was er unter solchen Umständen thun konnte, indem er sich auf Leydenburg zurückzog. Weil aber Sekokuni mit 4000 Mann gegen diese Stadt marschirte und den Engländern erklärte: er wolle unter den Holländern ein furchtbares Blutbad in Scene setzen, so verweilte Burgers mit seinen Leuten zehn Tage lang halbwegs zwischen dem Kraal des Prahlers und Leydenburg, und errichtete hier ein sternförmiges Fort, Namens Fort Burgers, welches er dauernd mit einer Compagnie Freiwilliger, d. h. geworbener Soldaten besetzte, denen es unter der Führung eines verwegenen Deutschen, Konrad von Schlieckmann, gelang, Sekokuni vollständig in Schach zu halten. Es wurde zuerst eine Art Guerrillakrieg mit wechselndem Erfolg geführt. In der Capcolonie erzählte man sich Haarsträubendes über Schlieckmann's Grausamkeit; unter anderm daß alle Weiber und Kinder, die ihm in den Weg kamen, ohne weiteres niedergemacht wurden. Das war nun jedenfalls eine Uebertreibung; wenn auf eine gewisse Entfernung Weiber für Männer angesehen und niedergeschossen wurden, so ist dies ohne Zweifel dem Umstande zuzuschreiben, daß beide Geschlechter auf reichliche Gewandung nicht viel halten und der Mangel derselben bei dem sonst sehr wenig verschiedenen Körperbau auf größern Abstand die Unterscheidung schwer macht. Schlieckmann's Schar, die ursprünglich nur 46 Köpfe betragen, vergrößerte sich nach und nach; freilich wurden nach Frau Harriet A. Roche's Versicherung die Rechte der Fremden in grausamster Weise misachtet. Reisende wurden nämlich zu ihrer peinlichsten Ueberraschung zum Kriegsdienst gezwungen, und selbst eine Truppe noch höchst jugendlicher wandernder Sänger genöthigt, ihr Leben für die Transvaal-Republik einzusetzen, anstatt dieselbe durch Liederproductionen zu erfreuen. Schlieckmann sollte indeß nicht mehr lange Anführer dieser Truppe bleiben; bei einem Angriff auf die Kaffern, bei dem er tapfer voranging, traf ihn eine Kugel und er starb den Heldentod. Nach ihm übernahm der Irländer Aylward die Führung und trieb Sekokuni, dessen Horden während der neun Monate, welche dieser Krieg dauerte, nur wenig säen konnten und Hunger zu leiden

begannen, derart in die Enge, daß er um Frieden bitten mußte. Die Bedingungen wurden ihm in Anbetracht der bedrängten Lage der Republik leicht gemacht; er mußte 2000 Stück Vieh zahlen, ungefähr die Hälfte von dem, was er geraubt hatte, und sich als Unterthan des Staates erklären.

Dieser Krieg versetzte Transvaal einen harten Schlag, von dem sich der Freistaat nur schwer erholen konnte. Bald zeigte es sich indeß, daß derselbe zu nicht geringem Theil das Werk Englands war, daß die stille Maulwurfsarbeit, mit der England die Existenz und die Befestigung der jungen Boerenrepublik zu untergraben suchte, den Krieg verursacht hatte, daß die aufrührerischen Kaffernstämme vom Cap aus mit Waffen und Munition versehen wurden, während die gesammte englische Presse mit bekannter augenverdrehender Heuchelei täglich haarsträubende Dinge über die Raubgier und die Eroberungssucht der Boeren zu berichten wußte. In den Motiven, womit Gouverneur Sir G. C. Napier seinerzeit der britischen Regierung den Sand-River-Vertrag von 1852 empfahl, heißt es wörtlich: „England möge gleichzeitig Gerechtigkeit, Großmuth und Eigennutz dadurch ausüben, daß es den holländischen Afrikanern ihre Unabhängigkeit zugestehen und ihnen erlauben möge, sich außerhalb der colonialen Grenzen in der Weise zu regieren, die ihnen am besten paßt. Durch diese Politik werden wir zwischen unsere Besitzungen und die räuberischen Eingeborenen einen sichern defensiven Wall bauen; wir werden Vorkämpfer für Entdeckung, Handel und Civilisation in bisjetzt unbekannte Regionen Centralafrikas einsetzen, und aus bittern Feinden werden wir ohne Zweifel die rebellischen Boeren zu unsern besten und nützlichsten Bundesgenossen in Südafrika machen.“ Diese vernünftigen Grundsätze dienten indeß nicht 20 Jahre zur Leitschnur der englischen Politik, und die kurze Geschichte der Beziehungen Großbritanniens zu den beiden holländischen Freistaaten bildet vielmehr ein durch fortgesetzte Intriguen und wiederholten Wortbruch besudeltes Blatt. Die alte Eifersucht Englands als Colonialmacht, der jedes, auch das zweifelhafteste Mittel gut genug ist, um einem Grenznachbar ein Bein zu stellen oder ihn auswärts zu discreditiren, zeigte sich auch hier wieder in recht gehässigem Lichte, und die Berichte des Gouverneurs der Capcolonie Sir Henry Barkly thaten das Ihrige, um die fatale Lage Transvaals in den schwärzesten Farben zu malen und die heimatliche Regierung zur Absendung von Truppenverstärkungen nach dem Caplande zu bewegen. Dies war ihr durchaus willkommen, denn in London hatten mittlerweile seit dem Emporkommen des conservativen Cabinets Disraeli im Februar 1874 ganz neue Ideen die Oberhand gewonnen.

Earl Carnarvon, der damalige britische Colonialminister im Ministerium des Lord Beaconsfield, erstrebte nämlich mit eiserner Consequenz die Conföderation aller südafrikanischen Colonien und Staaten zu einer großen Domäne, trotz alles Widerstrebens, das ihm nicht nur von seiten der unabhängigen Republiken, sondern auch die damals in der Capcolonie maßgebende Partei, mit dem Premierminister Molteno an der Spitze, in den Weg legte. Der Grund dieser Weigerung lag auf der Hand: die westliche, holländische Provinz der Colonie, für welche die Gefahr einer allgemeinen Erhebung der Eingeborenen am fernsten liegt,

hätte nichts dabei zu gewinnen; im Gegentheil, sie würde an Einfluß sowol als auch an materieller Beziehung Einbuße leiden, da der Schwerpunkt der Domäne dann im vorwiegend englischen Osten läge. Die beiden unabhängigen Staaten dagegen wußten recht wohl, was das bedeuten sollte: „Conföderation unter britischer Flagge", nämlich nichts anderes als: Verlust ihrer Unabhängigkeit und Anerkennung englischer Oberhoheit. Graf Carnarvon ließ sich aber durch diese Widerspenstigkeit keineswegs beirren und fing ganz richtig mit einer Colonie an, die dabei nichts zu verlieren hatte und alles gewinnen konnte: mit der verhältnißmäßig noch sehr jungen Colonie Natal. Es ist unerläßlich, ehe wir fortfahren, einen flüchtigen Blick den dortigen Verhältnissen zu schenken.

In Natal ist die farbige Bevölkerung ungemein stark, auf einen Weißen kommen 13 Schwarze, d. h. es stehen 16000 Weiße 300000 Kaffern gegenüber, welche überdies an dem nördlich angrenzenden Sulureiche einen mächtigen Rückhalt besitzen. Kleine Kaffernkriege sind auch in Natal an der Tagesordnung; noch 1874 mußte ein solcher gegen den Suluhäuptling Langalibalele geführt werden, welcher schließlich zu Paaren getrieben und nach der Hafenstadt D'Urban gebracht wurde, wo das über ihn gesprochene Urtheil noch Anlaß zu starken Meinungsverschiedenheiten zwischen der Capcolonie und Natal gab. Genährt werden solche Kriege durch den Umstand, daß es den Aufständischen trotz des strengen Verbotes stets gelingt, heimlich Waffen und Munition kaufweise zu erlangen. Der Gewinn des Handels mit diesen Artikeln ist in Südafrika so groß und die Gefahr der Entdeckung verhältnißmäßig so klein, daß nur wenige englische Kaufleute der Versuchung widerstehen, und es nicht möglich ist, auf dem Wege der Gesetzgebung diesem gewissenlosen Gebaren zu steuern. Die Interessen der Europäer in Natal, zumeist Engländer, zu einem kleinen Theile Boeren, durchkreuzen sich ferner in vielen Punkten. Die Kaffee- und Zuckerpflanzer des halbtropischen Niederlandes schreien nach Kuli und mehr Kuli, während die Colonisten im Hochlande die Einwanderung weißer Arbeiter gefördet und erleichtert sehen wollen. Die „Locations", in welchen die Kaffern unter eigenen Häuptlingen zusammenleben, sind ihnen ein Dorn im Auge.

Im Jahre 1875 kam General Sir Garnet Wolseley als Gouverneur nach Natal mit der schwierigen Aufgabe, die Angelegenheiten dieser Colonie zur allgemeinen Zufriedenheit zu ordnen; der Sieger von Cumassie hatte aber dabei mit bedeutendem Widerstande zu kämpfen. Die Rede, mit der er den Gesetzgebenden Körper von Natal eröffnete, brachte die Opposition zum Ausbruch. Sir Garnet machte die Versammlung darauf aufmerksam, daß die Verfassung einer Umgestaltung dringend bedürfe, da unter den herrschenden Verhältnissen die Colonie — Natal ist die letzte der südafrikanischen Niederlassungen, die direct von England aus regiert wird — sich nicht entwickeln könne; wies auf die Nothwendigkeit hin, die zahlreiche Kaffernbevölkerung in den Bereich der Civilisation hereinzuziehen, erklärte es zum Besten der Colonie für unabweisbar, die Befugnisse der Executive zu erweitern, und ließ schließlich durchblicken: es sei am gerathensten, für sie die Leitung ihrer Angelegenheiten für die nächsten Jahre ganz der Regierung zu über-

lassen. Allein eine solche zeitweilige Beschränkung oder Aufhebung der constitutionellen Freiheiten war durchaus nicht nach dem Geschmack aller Vertreter der Colonie. Die Civilisirung der Kaffern war ein anderer Stein des Anstoßes. Man nannte den Colonialminister Lord Carnarvon, Sir Garnet Wolseley und den Premier der Colonie, Broome, „drei heulende Fanatiker der Humanität", stellte sich also den Schwarzen gegenüber auf den nämlichen Standpunkt, welchen man an den Boeren verdammte. Doch ging die Regierungsvorlage zur Abänderung der Verfassung nach einigen Zugeständnissen Wolseley's im Gesetzgebenden Körper mit 10 gegen 7 Stimmen durch. Die Zahl der von der Regierung ernannten Mitglieder des Gesetzgebenden Körpers ward auf 13 erhöht, während bis dahin diese Versammlung aus 5 Regierungs- und 15 gewählten Mitgliedern bestand. Dem Plan einer Conföderation Südafrikas, wodurch Natal von dem Gouverneur der Capcolonie abhängig gemacht werden würde, zeigte sich die öffentliche Meinung indeß wenig hold; trotzdem sollte Natal den Reigen der Conföderation mit dem Nachbarstaat im Norden, der Transvaal-Republik, beginnen, zu welchem Zwecke der Secretary for native affairs von Natal, Sir Theophilus Shepstone, nach Pretoria abgesandt ward.

Dort hatten sich während des Sekokunikrieges die innern Zustände noch mehr verdüstert. Fast alle Welt weigerte sich, Steuern zu bezahlen; die Postcontractoren, welche schon lange nicht mehr hatten bezahlt werden können, erklärten, die Postbeförderung einstellen zu wollen, und die Bewohner von Leydenburg, das an 500 Kilometer von Natal, der nächsten britischen Colonie, entfernt liegt, beschlossen in einer Versammlung, den Schutz der englischen Colonialregierung anzurufen, da sie hofften, ihre Häuser würden durch Einverleibung in England an Werth steigen und ihre „fortune" würde sich schneller machen lassen. Natürlich ging dies alles nicht von den Boeren, sondern von den im Freistaat ansässigen Engländern aus; immerhin sollte selbst in dem auf den 4. Sept. 1876 einberufenen Volksraad der Republik ein Antrag erörtert werden, England zu bitten, daß es das transvaalsche Land wieder übernehmen möge. Präsident Burgers wußte zwar diesen Plan zu hintertreiben, aber eine zahlreiche Gegnerschaft trat ihm in seinen wirthschaftlichen Unternehmungen in den Weg, sodaß seine Idee, einen kräftigen Staat aus holländisch-deutschen Elementen als Gegengewicht gegen England in Südafrika zu gründen, trotz Burgers' Energie, mislang. Um das Maß der Verwirrung noch voll zu machen, mußte noch zuguterletzt ein kirchlicher Streit ausbrechen. Burgers suchte nämlich den liberalen Ideen auch in seinem Staate Eingang zu verschaffen, und führte nach holländischem Muster die confessionslose Schule ein, stieß aber auf den hartnäckigsten Widerstand der orthodoxen Boeren, die heute noch mit der Bibel in der Hand sich für das auserwählte Volk Gottes halten. Burgers' Amtstermin lief übrigens Anfang 1877 ab, und der neue Präsidentschaftscandidat, Paul Krüger, war das Haupt der Dunkelmänner, zugleich ein verbissener Gegner Burgers', dessen schulreformatorischen Bemühungen dieser „Gideon", wie er sich gern nennen hörte, aufs heftigste entgegenarbeitete. Dabei war dieser Krüger von mehr als patriarchalischer Einfachheit: Sacktücher verabscheute er, da, wie er sich ausdrückte, ihm der Herr zu dem Zwecke, für

welchen andere Menschenkinder den genannten Toiletteartikel gebrauchen, zwei Finger gegeben habe. Den Sitzungen des Volksraads pflegte er barfuß beizuwohnen, und er selbst verkündete, wenn er zum Präsidenten gewählt werde, so werde er nicht nur alle Freimaurerlogen schließen lassen, sondern auch die Einfuhr anderer Bücher als der Bibel und des Gesangbuches verbieten sowie alle erscheinenden Zeitungen unterdrücken. Wohl aber war er ein ebenso heftiger Gegner Englands, wie Burgers es gewesen. Dieser hatte alles gethan, was er konnte, um die Lage der Republik zu verbessern, allein Beschränktheit im Bunde mit Unwillen hatten seine besten Absichten vereitelt. Auch beging er den schweren Fehler, zu verschweigen, daß von der in Europa contrahirten Eisenbahnanleihe nur 90000 Pfd. St. wirklich gezeichnet worden, und erst nachträglich ward dem Volksraad das Geständniß gemacht. Dieser Betrag wurde aber schon großentheils in Europa für Eisenbahnmaterial verausgabt; für den Bau der Bahn fehlte also das nöthige Geld, und als die Schiffe mit den Schienen u. s. w. ankamen, waren nicht einmal Vorkehrungen zum Löschen in der Delagoabai getroffen worden. So wurde der Credit des Landes untergraben und diesem eine unerschwingliche Schuldenlast aufgebürdet. England hatte übrigens von jeher sehr schel auf dieses Bahnproject geblickt, weil es den Handel der Republik den englischen Gebieten entzogen hätte, wo die Producte nicht weniger als 250 Proc. Durchgangszoll bezahlen. Endlich hatte der Mangel an militärischer Organisation die Eingeborenen zu neuem Kampfe ermuthigt. Ketschwayo, der Sulukönig, ließ die Regierung in Natal wissen: er könne sein Volk nicht länger zurückhalten. Seine Armee war im Begriff, etwa 40000 Mann stark, sich nach Transvaal in Bewegung zu setzen.

Da erschien Anfang 1877 in Pretoria der früher erwähnte Sir Theophilus Shepstone, um mit der Transvaalregierung wegen der angestrebten Conföderation zu unterhandeln. Burgers, früher ein eifriger Gegner des Bündnisses mit den Briten, hatte sich mittlerweile von der Unmöglichkeit eines andern Ausweges überzeugt, und empfahl nunmehr der Volksvertretung, in Anbetracht der äußerst bedrängten Lage des Landes, die Annahme der Vorschläge des britischen Commissars, der von seiner Regierung die weitgehendsten Vollmachten besaß und dieselben kühn und energisch benutzte. Der Volksraad verwarf zwar in einer stürmischen Sitzung alle Anträge Burgers' und sandte seinen Vorsitzenden zu Shepstone, um ihn zu befragen, welche Folgen diese Weigerung nach sich ziehen könnte. Letzterer erklärte unumwunden, daß, wenn die Bauern sich nicht gutwillig fügen wollten, das Land mit Gewalt in Beschlag genommen würde. Mitte April 1877 erklärte er dann dem Präsidenten Burgers, daß, angesichts der wachsenden Aufregung unter den Schwarzen, er zu entscheidenden Mitteln, um Ordnung und Ruhe wiederherzustellen, greifen und zur Einverleibung des Gebietes in das Britische Reich schreiten müsse. Die Annexion der Republik erfolgte durch bloßes Verlesen einer Proclamation auf dem Marktplatze von Pretoria. Kein Schuß fiel, kein Bajonnet glänzte, das Ganze vollzog sich wie ein Civilact, der nur der Form wegen ausgeübt wird. Die anwesenden Engländer hatten Takt genug, sich aller auffälligen Freudenbezeigungen zu enthalten; die erbitterten Boeren sahen

die Nutzlosigkeit jedes Widerstandes ein und verhielten sich ruhig. Nur ein kurzer formeller Protest wurde vom Expräsidenten Burgers verlesen, und damit war die Sache abgethan. Wenige Tage später rückten die von einem großen Theil der Bevölkerung bewillkommneten englischen Truppen in Pretoria ein. Die Börse in Amsterdam begrüßte die Annexion mit einer ungeheuern Hausse, denn die Schuldscheine der Republik, die bis dahin 21 standen, schnellten auf einmal auf 78 empor. So ward Südafrika „conföderirt". Goethe schreibt an Frau von Stein: „Du weißt, wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen und sich hübsch dick und grün gesogen haben, dann kommen die Ameisen und saugen ihnen den filtrirten Saft aus den Leibern." Die guten holländischen Boeren sind die Blattläuse. Sie dürfen in blutigen Kämpfen mit den Eingeborenen, in nicht weniger verlustreichem Ringen mit dem Klima sich Land erobern, es anbauen, Colonien anlegen, sie dürfen sogar Gold und Diamanten entdecken; wenn der Saft gehörig filtrirt ist, dann führt die englische Ameise durch eine Annexion ihn sich zu Gemüthe.

Durch die Verspeisung von Transvaal war der Oranje-Freistaat zu einer britischen Enclave, zu einer Insel inmitten des Oceans englischen Besitzes in Südafrika geworden, und man durfte sich wol fragen, was für diesen Staat im Schos der Zeiten liegen möchte? Die Antwort darauf schien nicht besonders schwierig, zumal England schon seit mehrern Jahren daran arbeitete, auch diese Republik für die Conföderationsidee zu gewinnen. Schon 1875 war der Geschichtschreiber Froude nach Südamerika gekommen, mit der Mission, eine Conferenz zwischen den Vertretern der verschiedenen Staaten zu organisiren und den englischen Colonialminister dabei zu vertreten. Froude konnte aber nichts ausrichten: die beiden Präsidenten der Freistaaten erklärten, daß sie an keinerlei Versammlungen theilnehmen könnten, in denen der Vertreter einer Provinz (Griqua Land West) sitze, die von Rechts wegen ihnen gehöre. Das Parlament der Capcolonie lehnte mit schwacher Mehrheit ebenfalls ab, wol nur deshalb, weil die am Ruder befindliche Partei fürchtete, bei allfälliger Conföderation an Einfluß zu verlieren und den Schwerpunkt der Domäne in die östlichen Provinzen verdrängt zu sehen. Das Parlament beauftragte indeß den Premierminister Molteno, nach England zu reisen und Lord Carnarvon seine Beihülfe zur Regelung der Differenzen mit dem Oranje-Freistaat in der damals noch schwebenden Griqua Land West-Angelegenheit anzubieten. Präsident Brand vom Oranje-Freistaat unternahm ebenfalls eine Reise nach Europa, und Lord Carnarvon befriedigte die Ansprüche auf das besprochene Territorium durch Zahlung von 1,600000 Mark. Auch die von Carnarvon gewünschte Conferenz fand während der Anwesenheit der beiden genannten Herren in London, zu denen sich noch Vertreter der Colonie Natal gesellten, im Auswärtigen Amte statt, aber betreffs der proponirten Conföderation erklärte der Volksraad von Oranje, „daß das köstliche Juwel, das von Ihrer Majestät der huldreichen Königin von Großbritannien diesem Staat geschenkt wurde, nämlich die Unabhängigkeit der Einwohner, zu sehr geschätzt werde, um aufgegeben zu werden". Eine solche Sprache ließ sich jetzt, nach der Einverleibung Transvaals, wol kaum mehr führen, und die Antrittsrede, womit der britische Obercommissar Sir Bartle Frere Anfang Juni 1877 das Capparlament eröffnete, verhieß Ge-

setzvorlagen über die Conföderation aller südafrikanischen Colonien und Staaten, sowie über die Annexionen verschiedener Gebiete, die bisher im Besitze unabhängiger Kaffern-, Hottentotten- und Korastämme waren. Es sind dies Theile von Namaland, zwischen Walfischbai, Oranje-River und Kalahariwüste, ferner Nomansland, die Idutywareserve, Fingo- und Tembuland, d. h. der größte Theil der zwischen der Capcolonie, Lesuto und Natal gelegenen Landstriche, sodaß blos noch die portugiesische Besitzung Lourenzo Marquez, der Oranje-Freistaat und die von den Sulu- und Tembukaffern besetzten fruchtbaren Küstenstriche fehlten, um alles südlich vom 22.° südl. Br. gelegene, besitzwürdige Land in die vom englischen Colonialminister angestrebte große Föderaldomäne zu verwandeln. Dieses großartige Programm, welches indeß den Keim seiner Undurchführbarkeit von allem Anfang an in sich trug, hat seither, trotz der anfänglichen Erfolge, welche zu hochgespannten Erwartungen berechtigten, ein glänzendes Fiasco gemacht, und es ist nicht ohne Interesse, die neue Wendung der Dinge schrittweise zu verfolgen.

Zunächst erwies sich Transvaal selbst für den englischen Magen als ein sehr schwer verdaulicher Bissen; die Vergewaltigung der Republik stellte sich bald als ein grober politischer Fehler heraus; die Eroberungspolitik, in welche Lord Beaconsfield, der kleine Gernegroß, das englische Volk allerwärts hineinzutreiben verstanden, trug auch in Südafrika nur bittere Früchte. Dem frömmelnden Sir Theophilus Shepstone stellten sich sofort ansehnliche Schwierigkeiten und Hindernisse in der Civiladministration Transvaals entgegen. Dabei ging er hochfahrend zu Werke, zu welcher Politik, als zu der vermeintlich sichersten Erfolgsmethode, er von einem Theil der Bevölkerung, nämlich von den im Lande ansässigen Engländern, gedrängt wurde. Diese wollten sich theils den ungestörten Besitz ihres Eigenthums sichern durch die „unantastbare“ englische Flagge, theils wollten sie erst Besitz erringen und betrachteten die Festsetzung englischer Herrschaft als die Basis eines ausgedehnten und erwerbbringenden Handels. Die ungeduldigsten der Regierungsfreunde rekrutirten sich aber aus der Klasse der Abenteurer, die mit übertriebenen Hoffnungen wie Anforderungen an die Verwaltung und mit ungeheuerer Selbstüberhebung ausgerüstet, nach Transvaal kamen, in der sichern Erwartung eines lucrativen Postens. Das war ein Material, aus dem sich nur wenig Tüchtiges aufbauen ließ. Statt der Regierung eine Stütze zu sein, erschwerte es ihre Thätigkeit nur noch, sie durch Intriguen aller Art hemmend und ihr Vorgehen überdies noch verleumdend. Die Boeren trugen natürlich nur zähneknirschend das britische Joch, und Paul Krüger, der heftigste Gegner der Engländer, wollte bei allen Mächten Europas und Amerikas, welche die Republik anerkannt hatten, gegen die britische Gewaltthat protestiren und Hülfe erbitten: ein Schritt, dessen Ueberflüssigkeit freilich von vornherein feststand. Aber nicht allein die Boeren waren der neuen Herrschaft sehr misgünstig, auch die Sekokunikaffern standen wieder unter den Waffen. In ihre uneinnehmbaren natürlichen Festungen am Oliphant-River verschanzt, und im Bunde mit schrecklicher Dürre und Krankheit, vermochten sie sich fest zu behaupten, und zwei vollzählige britische Bataillone waren nothwendig, diesen unbedeutenden Feind in Schach zu halten; ja Wassermangel und eine Pestilenz, welche die Pferde hinwegraffte, zwangen

endlich die englischen Truppen, sich von der sogenannten Hauptstadt des Stammes zurückzuziehen und eingreifende Operationen bis zu einer bessern Jahreszeit und zu ergiebigem Regenfalle zu verschieben. Auch die Galekakaffern im benachbarten Natal erhoben sich im Sommer 1878; sie wurden bald bewältigt; seitdem ward Natal der Centralpunkt der militärischen und politischen Administrationsthätigkeit in Südafrika. Dank der erfolgten „Absorbirung“ des Landes der Pondokaffern, eines Landstriches zwischen der Capcolonie und Natal, reichte das britische Gebiet nunmehr von der Tafelbai bis an den Tugelafluß, der die Grenze Natals gegen das Land der Sulu bildet. So ward Natal der Vorposten der britischen Macht in Südafrika und mit dem Sulureiche, dem Bollwerke afrikanischer Barbarei, aber auch afrikanischer Unabhängigkeit, in Berührung gerathen. Infolge dessen wurde das militärische Hauptquartier und alle verfügbaren regulären Truppen dahin dirigirt, und die Capcolonie sah sich genöthigt, betreffs der Maßnahmen für ihre innere Sicherheit ungleich mehr aus eigenen Hülfsmitteln zu sorgen als je zuvor. Nichtsdestoweniger war diese Truppenbewegung eine unbedingte Nothwendigkeit geworden, denn auch von dem mächtigen Sulukönig Ketschwayo drohte Unheil. Dieser Fürst war früher ein Schützling der Briten, die ihn 1873 durch den mehrfach genannten Shepstone sogar feierlich zum Könige hatten einsetzen lassen. Wie wir wissen, gerieth Ketschwayo in Grenzstreitigkeiten mit Transvaal und hatte die Engländer auf seiner Seite, solange der Freistaat existirte. Wenigstens hatten die englischen Staatsmänner anerkannt, daß in der Landfrage der Suluhäuptling gegenüber den Boeren im wesentlichen recht habe. Nach der Annexion Transvaals wendete sich aber das Blättchen; die Engländer waren eben an Stelle der Boeren getreten, und indem sie den Weiterbetrieb der Meiereien der Boeren unter englische Gewähr stellten, schlugen sie Ketschwayo gerade das ab, worin sie ihn der Republik gegenüber unterstützt hatten. So viel Logik besitzt indeß auch ein Kaffer, um den Widerspruch und das Unqualificirbare eines solchen Benehmens zu erfassen. Es kam zu Streitigkeiten über das Gebiet am Blutflusse, in deren Verlauf Ketschwayo alle ihm verfügbaren Truppen zusammenzog, wodurch entsprechende Truppenbewegungen zum Schutze der Grenze erforderlich wurden. Auch standen die Eingeborenen Südafrikas offenbar unter dem Druck der Vorstellung, daß die lange vorhergesagte Stunde anbreche, in der die weißen Eindringlinge ins Meer zu jagen seien, und es herrschte eine unverkennbare Gärung unter ihnen. Der mächtige Sulukönig mit seinen 40000 wohlgeschulten Kriegern, diesen „Preußen Südafrikas“, ward selbstverständlich als der Kämpe der nationalen Sache betrachtet, und flößte als solcher den Kaffern gewaltige Zuversicht ein. Der als „Obercommissar für Südafrika“ in Natal weilende Sir Bartle Frere, welcher dem Anschein nach freilich Politik so ziemlich auf eigene Faust trieb und gegen Wunsch und Willen des heimatlichen Cabinets sehr scharfe Saiten aufzog, drang seinerseits auf Anerkennung eines Schiedsgerichts in Betreff des strittigen Gebietes sowie auf Genugthuung für verschiedene von ihm oder seinen Unterthanen, mit oder ohne sein Wissen, auf britischem Gebiet verübte Gewaltthaten. Endlich verlangte er noch die Zulassung eines britischen Residenten im Sululande, eine auch anderwärts beliebte Forderung der Engländer. Ein mit Bezug hierauf

an ihn gerichtetes Ultimatum Sir Bartle Frere's lehnte aber Ketschwayo mit sämmtlichen Forderungen ab und stellte ein einstweilen 8000 Mann starkes Heer an der Grenze auf. Dies war Ende 1878. Sir Bartle Frere übertrug nun an den General Lord Chelmsford die Vollmacht zum Verhandeln in den Suluangelegenheiten und stellte dem Könige zur unbedingten Unterwerfung eine Frist bis zum 11. Jan. 1879. Wer sich natürlich nicht unterwarf, war Ketschwayo.

Die britischen Interessen an entfernten Punkten des Reiches pflegen gewöhnlich vernachlässigt zu werden, bis eine verhängnißvolle Katastrophe die öffentliche Aufmerksamkeit dahin lenkt. So geschah es auch hier. Der oft ausgetrocknete Tugela war der Rubikon, an dessen Ufern der Krieg zum Ausbruch kam. Wie gewöhnlich waren die Streitkräfte der Engländer ganz unzulänglich. Lord Chelmsford verfügte blos über 8000 Europäer und noch etwa 7000 Mann verschiedener eingeborener Hülfscontingente, die von vornherein als nutzlos, wenn nicht als Schlimmeres, außer Betracht kamen, besaß aber keine Reiterei zur Verfolgung bei einem Siege und nur eine ungenügende Menge neuerer Kriegsmittel, wie Raketen u. dgl. Dieses kleine Heer ward durch die Nothwendigkeit, Besatzungen längs der Grenzlinie auf Posten zu lassen, geschwächt, und seine Verbindungswege waren offenbar der Unterbrechung ausgesetzt. An der Grenze des Transvaallandes gegen das Sulugebiet, wo die Engländer sich voraussichtlich auf die Vertheidigung zu beschränken hatten, befehligte Oberst Evelyn Wood. Die verfügbaren Truppen waren dort um Utrecht und Lüneburg zusammengezogen. Sie bildete die dritte, beziehungsweise vierte der Colonnen, mit welcher die Engländer den Krieg zu führen gedachten. Diese beiden andern Colonnen standen die eine am untern Tugela, mit dem Hauptquartier zu Theing's Post und unter dem Befehl des Obersten C. K. Pearson, die andere, unter Oberst Glyn, hatte ihr Hauptquartier in Helpmakaar, nahe Roorke's Drift. Eine letzte, das Centrum bildende Colonne unter Oberst Durnford hatte Natals Hauptstadt Maritzburg zum Hauptquartier und Greyton als vorgeschobenen Posten. Pünktlich zur Stunde, die den Ablauf des Ultimatums ankündigte, überschritten die Engländer den Grenzstrom, und die britischen Zeitungen hofften nicht anders, als zur Eröffnungsfeier des neu zusammentretenden Parlaments mit der Nachricht glänzender Waffenerfolge überraschen zu können. Ketschwayo wurde indeß von den Engländern selbst mit den nothwendigen Waffen versorgt. Jemand muß ihm Kriegsmaterial liefern, hieß es; warum andere Leute verdienen lassen, wenn wir es selbst thun können. Es ist unpatriotisch, aber die Zeiten sind schlecht, und Geschäft bleibt Geschäft! Selbst Ketschwayo's Kriegsminister war ein Engländer, John Dunn. Der Kaffernkönig konnte also den drei englischen Colonnen drei wohlausgerüstete Armeecorps entgegensenden und bei Ulundi eine Reserve sammeln, welche an Stärke den drei abgesandten Corps nicht nachstand. Schon am 12. Jan. errangen die Engländer einen ersten Erfolg, indem Glyn's Colonne den befestigten Kraal des Kaffernhäuptlings Usirayo, bei geringem Verlust, einnahm. Die Freude verkehrte sich aber bald in das Gegentheil, als die Nachricht eintraf, wie am 22. Jan. die nämliche Colonne Glyn's am Tugela beim Ort Isandula eine schwere Niederlage erlitten habe. Ein Transport von 102 Wagen, 1000 Ochsen, 2 Geschützen, 400 Ge-

schützkugeln, 1000 Gewehren und 250000 Patronen und großen andern Munitions- und Proviantvorräthen fiel in Feindeshände, ebenso die Fahne des 24. Regiments. Man glaubte, daß die Sulu der Glyn'schen Colonne blos 5000 Mann entgegenzustellen hätten, während Ketschwayo mit 15000 Mann seiner besten Truppen weiter rückwärts stehe, um sich je nach Befinden auf die eine oder die andere der englischen Colonnen zu werfen. Während nun die Engländer auf die Ankunft der Colonne Pearson's warteten, um mit dieser vereint die Stellung der Kaffern anzugreifen, und über den Fluß hinüber ein lebhaftes Tirailleurfeuer mit deren Plänklern unterhielten, wurden sie in der Flanke und auch theilweise im Rücken von zehnfacher Uebermacht unvermuthet überfallen und aus dem Lager gelockt, da das Treffen ungefähr zwei Kilometer außerhalb desselben stattfand. Die eingeborenen Truppen ergriffen gleich bei Beginn des Kampfes die Flucht; die englischen Truppen schlugen sich dagegen mit Löwenmuth und verloren über 30 Offiziere und 500 Mann, während der Verlust der Colonialtruppen blos 70 Mann betrug. Der Rest von Glyn's Colonne besetzte das Lager denselben Abend nach Dunkelwerden wieder; auch der Roorke's Driftposten war zwölf Stunden lang von 3—4000 Sulu angegriffen worden, vertheidigte sich aber auf das tapferste. Oberst Pearson endlich ward ebenfalls angegriffen, schlug aber den Feind mit Erfolg zurück. Die Niederlage von Isandula blieb indeß um so empfindlicher, als die halb vernichtete Colonne Glyn's einen größern Bruchtheil englischer Truppen enthielt als alle übrigen. Oberst Glyn selbst war unter den Gefallenen. Nach der Niederlage entsandte General Chelmsford an alle Colonnen den Befehl zum Rückzuge; gleichzeitig erbat er von Mauritius her Verstärkungen und wandte sich nach England, indem er um die Zusendung von sechs Regimentern Infanterie und einer Brigade Cavalerie, einer für englische Verhältnisse sehr starken Truppenmacht, nachsuchte.

Bis zur Ankunft dieser Verstärkungen mußte er sich auf die Defensive beschränken, zumal jetzt Natal preisgegeben war und Ketschwayo Miene machte, auf Pietermaritzburg zu marschiren. Schwer ward es auch empfunden, daß noch keine telegraphische Verbindung zwischen England und dem Caplande bestand. Seit dem Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges hatte das Land nichts in solche Aufregung versetzt wie diese Hiobspost, die statt der erwarteten Siege zur Parlamentseröffnung eintraf. Freilich beeilte sich nun der Ministerrath, Verstärkungen, wenn auch nicht in dem verlangten Umfange, nach dem Kriegsschauplatze zu beordern. Zum Glück für die Engländer konnte Ketschwayo wegen des zufällig lange anhaltenden höhern Wasserstandes der Grenzströme, der dem Sulukönige den Uebergang unmöglich machte, seinen Sieg nicht ausnützen. Einzelne kleine Suluabtheilungen, welche nach Natal einmarschirten, zogen sich alsbald wieder zurück. Dagegen griffen zwei Tage später, am 24. Jan., 4000 Sulu die Colonne des Obersten Wood an, welcher sie zwar unter unbedeutendem Verlust zurückwies, sich aber doch genöthigt sah, auf Utrecht zurückzugehen. Andere vereinzelte Angriffe der Sulu auf englische Abtheilungen wurden gleichfalls zurückgewiesen. Oberst Pearson marschirte auf Ulundi, Ketschwayo's Kraal, und erreichte mit 1750 Weißen (darunter 1300 Combattanten) den Ort Ekyowe (Ekowe oder Etschowe) am rechten Ufer

des bei Port Dunfort mündenden Umlalazi, wo er sich verschanzte. Bald entpuppte dieser Vorstoß sich als ein großer Fehler. Pearson sah sich in Ekyowe von Feindesscharen umringt und war alsbald mit seinen Leuten ein wahrer Gefangener, an dessen Entsatz ernstlich gedacht werden mußte. Die Lage der Engländer war eine sehr fatale; die eingeborenen Truppen hatten aufgelöst werden müssen, was die englischen Streitkräfte auf zwei Fünftel ihres anfänglichen Bestandes herabminderte. Auch lag eine stete Gefahr darin, daß eine Entblößung des Landes zwischen Pieter-Maritzburg und der Williamstonsfeste an der Tugelamündung die Hauptstadt Natals selbst dem Einfall der Sulu offen legen könnte. Deshalb herrschte in Maritzburg und D'Urban große Panique und fast alle Natalfamilien (Weiber und Kinder) entflohen mit den Dampfern nach der Capstadt. In die Fähigkeiten des Lord Chelmsford, auf welchen man alle Schuld an dem Misgeschick der britischen Waffen warf, setzte man in den Colonien das allergrößte Mistrauen, und in D'Urban ward diesem sonderbaren Oberbefehlshaber ein herzlicher Empfang zutheil; die Leute schlossen ja aus seiner Ankunft: Ketschwayo sei schon dicht hinter ihm drein. Sehr beunruhigend standen auch die Dinge im Transvaal, wo täglich ein Aufstand der Kaffern unter Sekokuni und einem andern Häuptling, Namens Mapoch, zu befürchten stand. Ketschwayo soll nach seinem Siege bei Isandula Boten an Sekokuni gesendet haben mit der Aufforderung: „Du und Mapoch nehmt Pretoria, ich nehme Maritzburg.“ Letztere Absicht mußte er allerdings wegen der angeschwollenen Flüsse aufgeben, aber Sekokuni gewann jedenfalls mehrere Verbündete unter den bisher mit den Boeren Frieden haltenden Häuptlingen. Was die Boeren anbelangt, so war ihr Verhalten im allgemeinen loyal; nur einige Unzufriedene versuchten das Sulu-Misgeschick zum Vortheil zu wenden; die überwiegende Mehrzahl blieb ruhig, that aber begreiflicherweise nichts *für* die Engländer, weder in Transvaal noch in den Caplanden. Auch in letztern ist eben niemand so verhaßt als die Briten. Alle weißen Colonisten nichtenglischer Abkunft, und diese bilden die Mehrheit, sind ihre erklärten Feinde, und wünschen nichts sehnlicher, als von der Herrschaft Albions befreit zu sein. Kurz vor Ausbruch des Krieges hielten die Transvaalboeren noch zu Wonderfontein unter einem ihrer Führer, Namens Joubert, eine Versammlung, in welcher sie gegen die Vergewaltigung ihres Landes Protest erhoben; dennoch neigte die Mehrzahl der Ansicht zu, einen letzten Versuch zu machen, um von den Engländern Gerechtigkeit zu erlangen, und erklärte sich bereit, gegen den gemeinsamen Feind, die Sulu, als Bundesgenossen der Engländer ins Feld zu rücken, wenn ihnen ihre Unabhängigkeit gewährleistet würde. Vergeblich! Und doch wäre das Misgeschick bei Isandula wahrscheinlich vermieden worden, wenn eine beträchtliche Anzahl im Kaffernkriege erfahrener, berittener Boeren an Ort und Stelle gewesen wäre. Durch die Annexion hatten sich aber die Engländer die Mitwirkung dieser tapfern Bauern vollständig verscherzt. Als nunmehr, nach der Katastrophe von Isandula, Sir Bartle Frere sich zu dem demüthigenden Schritt genöthigt sah, den Oranje-Freistaat um Hülfe anzusprechen, ward sie ihm auch von dieser Seite verweigert. Die Oranje-Boeren motivirten dies damit, daß sie selbst ihrer eigenen Haut nicht sicher seien, da der angrenzende Kaffernstamm der Suto, obwol nominell den

Engländern unterworfen, ebenfalls Zeichen von Rebellion zeige. Am 15. März reiste Sir Bartle Frere nach Pretoria, um mit den Transvaal-Boeren Unterhandlungen zu pflegen.

Es liegt nicht im Plan dieser Uebersicht, den Krieg der Engländer mit den Sulu, den blutigsten aller Kaffernkriege, in seine Einzelheiten zu verfolgen. Wir müssen uns begnügen, die wichtigsten, zum Verständniß des Zusammenhanges der Dinge nothwendigsten Phasen dieses Kampfes zu erwähnen. Noch volle zwei Monate dauerte es, ehe das Kriegsglück den Briten zu lächeln begann. Zwar wurden mehrfache Siegesnachrichten ausgestreut, aber keine fand die erhoffte Bestätigung, und am 9. Febr. baten sowol Sir Bartle Frere als Lord Chelmsford, deren Gebaren in der Heimat den bittersten Tadel fast aller Parteien gefunden, die Regierung, ihnen Nachfolger zu geben. Statt die Entlassungsgesuche anzunehmen, erklärte aber das Cabinet nochmals sein Vertrauen zu den beiden Männern. Die Kriegsoperationen mußten indeß bis auf weiteres völlig eingestellt werden; die Engländer konnten mit ihrer geringen Truppenzahl nicht angreifen und die Sulu wollten nicht. Dagegen hielten sie Oberst Pearson in Ekyowe fest umschlossen, sodaß es nicht mehr möglich war, ihm Botschaften zukommen zu lassen. Konnte sein Proviant bis zum Eintreffen des Entsatzes ausreichen, so hatte er allerdings wenig oder nichts zu befürchten. Dagegen wandten sich die Sulu gegen das britische Transvaalgebiet, wohin sie im Februar einen Streifzug von 1500 Mann in die Gegend von Lüneburg ausführten, der mit der unmenschlichsten Grausamkeit verbunden war und ihnen ansehnliche Beute gewährte. Oberst Wood's, im Verein mit Oberst Rowland unternommene Operationen gegen diese irregulären Sulubanden hatten keine sehr günstigen Resultate und mußten bald zeitweilig ganz eingestellt werden. Oberst Wood war nämlich überall zurückgedrängt worden und mußte froh sein, sich in der Defensive zu verhalten bis zum Eintreffen von Verstärkungen. Er war nahe daran, der Taktik der Sulu ebenso zu unterliegen wie Lord Chelmsford bei Isandula, und erreichte sein befestigtes Lager eben noch zur rechten Zeit, als die Sulu, abermals in ihrer hufeisenförmigen Formation entwickelt, auf das umzingelte Lager einzustürmen begannen. Bald erfuhr man von einer neuen Schlappe der Briten. Ein englischer Zug von 20 Wagen unter Bedeckung einer Compagnie Infanterie wurde auf dem Marsche von Derby nach Lüneburg am 11. März und am Ufer des Mtombiflusses von den Sulu überfallen, die Mannschaft zum größten Theil niedergemacht, die Proviantwagen weggeführt. Glücklicherweise kamen in der zweiten Hälfte des März die längstersehnten Verstärkungen an, welche ernstliche Vorbereitungen zu einer baldigen Wiederaufnahme der Feindseligkeiten gestatteten. Zunächst schritt man zum Entsatz des hartbedrängten Obersten Pearson, dessen Proviant nur bis 6. April reichte. Am 28. März brach die Entsatzcolonne in der Stärke von 6000 Mann und mehrern Geschützen unter Lord Chelmsford von Fort Tenedos in der Richtung auf Ginghilovo auf; am 2. April hatte der General ein Gefecht mit den Sulu zu bestehen, worin diese angeblich 12000 Mann (!) verloren, was sie nicht hinderte, am nächsten Tage den Kampf zu erneuern; doch wurden sie abermals mit

Verlust zurückgeschlagen, und in der Nacht vom 4. auf den 5. April gelang es endlich, Pearson zu befreien. Um den Entsatz Ekyowes zu unterstützen, hatte Oberst Wood ebenfalls einen Vorstoß in das feindliche Land unternommen und war schon am 28. März auf 20000 Feinde gestoßen, deren er sich zwar siegreich erwehrte, aber nicht ohne empfindlichen Verlust. Der Entsatz Ekyowes ward von den englischen Zeitungen als ein glänzender und entscheidender Erfolg gepriesen, als ein Werk, das mit Geschicklichkeit geplant und mit Gewandtheit ausgeführt worden; in Wahrheit aber war es das Allermindeste, was man vom englischen Heere zu erwarten berechtigt war, und doch eigentlich blos ein negativer Erfolg. Die englischen Truppen gaben einen Posten auf, welchen sie als Mittel zum Angriff eingenommen hatten. In ihre erste Stellung zurückgelangt, befanden sie sich immer erst da, wo sie zu Beginn des Krieges standen. Nun erst galt es, gegen Ketschwayo's Kraal Ulundi vorzurücken; der Krieg fing eigentlich erst jetzt an.

Nachdem die Truppen sich ein paar Wochen an der Grenze von den jüngsten Strapazen erholt hatten, bereitete man den Vormarsch in zwei Colonnen unter den mit den Verstärkungen eingetroffenen Generalen Crealock und Newdigate vor; doch suchte Lord Chelmsford noch um weitere Zuzüge aus England an. Zu diesen beiden Heeressäulen kam noch die fliegende Colonne des gleich Pearson zum Generalmajor beförderten Evelyn Wood. General Chelmsford schloß sich der ersten Colonne in Utrecht an, wohin er sich am 26. April begeben hatte; doch ward Sir Garnet Wolseley zum Oberbefehlshaber in Südafrika ernannt. Die englische Truppenmacht betrug nunmehr 29000 Mann, darunter 22000 Streiter. Die Hauptschwierigkeit lag aber in der Ungewißheit, wo der Feind zu fassen sei. Ketschwayo hatte nämlich seinen Hauptkraal Ulundi verbrannt und war mit einer beträchtlichen Armee nach dem Nordwesten seines Landes gezogen. Zugleich aber sprach er im Mai den Wunsch nach Frieden aus, und Bischof Colenso, der alte Freund der Sulu, war im gleichen Sinne thätig. Die Unterhandlungen scheiterten indeß, weil britischerseits auf einer bedingungslosen Uebergabe bestanden wurde. Erst Ende Juni begann der Vormarsch, nachdem der kaiserliche Prinz Napoleon, welcher sich dem englischen Heere angeschlossen, bei einem Scharmützel am 1. Juni den Tod gefunden. Schon am 4. Juli wurden die Sulu zwischen Ulundi und dem Umvolosifluß vollständig geschlagen, Ulundi selbst und sämmtliche benachbarten militärischen Lager oder Stellungen des Feindes nach dem Kampfe zerstört. Der Sieg war diesmal ein vollständiger, Ketschwayo's Macht anscheinend gebrochen. Doch war das Preisgeben von Ulundi und die rasche Rückkehr der Truppen ein schwerer Fehler, welcher den Sulukönig von neuem mit Zuversicht erfüllte und durch einen neuen Wiedereinmarsch gut gemacht werden mußte. Vom militärischen Gesichtspunkte war die Kriegführung der Engländer in diesem Feldzuge unter aller Kritik, und auch Sir Garnet Wolseley, gesandt, um den ungenügenden Lord Chelmsford zu ersetzen, hat bewiesen, daß er seine Aufgabe nicht in ihrem vollen Umfange erfaßt hatte. Er mußte erst neue Maßregeln treffen, um Ketschwayo selbst in seine Gewalt zu bekommen, was erst Ende August gelang. Ketschwayo war mitten im Walde Nyome durch den Major Marter gefangen genommen und nach der Capstadt gebracht worden, wo er vorläufig in ehrenvoller

Haft behalten wurde. Sein Land ward unter zwölf Häuptlinge vertheilt, welche sich verpflichteten, keine Waffen einzuführen und keine Ländereien zu vertheilen, auch kein Militärsystem zu erhalten. Die Nachfolge in der Häuptlingsschaft ward vertragsmäßig der britischen Genehmigung, sowie jeder Tributstreit dem britischen Schiedsrichterspruche unterworfen und allen Gerechtigkeit und richterliches Urtheil zugesagt. Auch wurden zwei englische Residenten, der eine südlich, der andere nördlich vom Umvolosi angestellt, welche zwar keine Regierungsautorität im Sululande auszuüben, aber die richterlichen Urtheile zu bestätigen hatten. Jedem Häuptling blieb es überlassen, nach eigenem Ermessen den alten Gesetzen und Gewohnheiten gemäß zu regieren.

Schon damals war man in den Caplanden mit diesen Maßregeln höchst unzufrieden. Die meisten südafrikanischen Zeitungen misbilligten das vorgeschlagene System und prophezeiten einen Zustand der Dinge jenseit des Tugela, der unendlich schlechter sein würde als der unter der Herrschaft Ketschwayo's. In England dagegen war man auf die südafrikanischen Colonien gar nicht gut zu sprechen. Die Frage, wer die Kosten des so ungemein kostspieligen Sulukrieges tragen solle, beunruhigte den in Geldsachen sehr ungemüthlichen John Bull, und es ward als selbstverständlich angesehen, daß auch Südafrika sich daran betheilige. Das so sehr gehätschelte Project der Conföderation wollte auch keine weitern Fortschritte machen, obwol die „Times" den Colonisten die Abberufung alles Militärs aus Südafrika als Schreckmittel in Aussicht stellten, wobei das leitende englische Blatt ihnen die Nothwendigkeit allgemeiner Wehrpflicht zu ihrer Selbstvertheidigung zu Gemüthe führte; die Colonisten am Cap und in Natal möchten künftig für ihre eigene Sicherheit sorgen und nicht die Last dem Mutterlande aufbürden. England habe nicht Lust, sich von ihnen ungefragt in kostspielige und schwere Kriege verwickeln zu lassen. In der Capcolonie fielen diese Winke auch nicht auf unfruchtbaren Boden; nicht weniger als fünf Gesetze wurden 1879 zu diesem Zweck erlassen. Eins derselben setzt die Formation eines Corps berittener Schützen von 1000 Mann fest. Durch das Yeomanrygesetz ward die Regierung ermächtigt, 3000 Mann anzuwerben, auszurüsten und zu organisiren. Das Freiwilligengesetz bestimmte die Bildung von Freiwilligencorps. Das Bürgergesetz endlich setzt die allgemeine Wehrpflicht für jeden männlichen Einwohner innerhalb gewisser Altersgrenzen fest. Die ganze verfügbare Macht der Colonie beträgt gegenwärtig 6000 Mann, die wohlausgerüstet und theilweise einexercirt sind. Aber damit war die Frage, was mit Südafrika eigentlich anzufangen sei, in keiner Art gelöst. Die Schwierigkeiten, denen die englische Colonialpolitik dort begegnet, sind auch in Friedenszeiten nicht gering, um so mehr, als von Norden her immer neue kriegerische Stämme aus dem Innern Afrikas hervorbrechen, mit denen das alte Spiel von vorn begonnen werden muß. So drangen an der Grenze Transvaals die Matebele heran, denen gleiche kriegerische Tüchtigkeit nachgerühmt wird wie den Sulu. Im Innern der Colonien selbst steht den 500000 Colonisten eine viermal so starke Eingeborenenzahl gegenüber, die noch nicht völlig gezähmt ist. Das Land hat alle Nachtheile tropischer Colonien, aber nicht deren Vortheile; es

kann nämlich bei weitem nicht die Kosten aufbringen, die durch außergewöhnliche Ausgaben verursacht werden. So wurden denn Stimmen laut, welche erklärten, daß die Capcolonie, als man ihr eine selbständige Verfassung verlieh, durchaus nicht reif für Selbstverwaltung gewesen sei; das beste Mittel daher wäre, die Verfassung wieder aufzuheben und ganz Südafrika als Kroncolonie verwalten zu lassen. Einmal würden dann die Kaffern besser zu schützen sein, und dann könnte daran gedacht werden, so ward unverhohlen ausgesprochen, das holländische Element niederzuhalten, das sonst unbedingt die Oberhand in Südafrika gewänne. Freilich haben die Boeren oder Afrikander nicht überall das Heft in den Händen: während der Westen der Capcolonie fast rein holländisch ist und nur in den Städten mit englischen Elementen durchsetzt ist, gehört der Osten der Capcolonie zum Theil, einzelne Districte fast ausschließlich englisch redenden Colonisten an: denn gerade im Osten hatte das holländische Element durch den großen „Trek", d. h. Auszug, eine bedeutende Schwächung, das englische durch Einwanderung eine moralische Kräftigung erfahren. Das englische Element hat übrigens, wie gesagt, in allen Städten und Städtchen auch des Westens, namentlich aber in den wichtigen Mittelpunkten des Handels und Verkehrs, festen Fuß gefaßt, und zwar ist, selbst in den holländischen Bezirken, die feste Burg des Englischen der Gerichtssaal, die Schule und die Schreibstube der Kaufleute. Bisjetzt ist nämlich das Englische noch die ausschließliche Amts- und Gerichtssprache der Capcolonie; der Unterricht wird namentlich in Mittelschulen und höhern Lehranstalten in englischer Sprache ertheilt, was nicht wenig zu deren Verbreitung bei den Afrikandern beiträgt; doch gibt es im Westen auch holländische Schulen höherer Ordnung. Was endlich das Geschäft angeht, so gehört es ohne Zweifel zu den englischsten Einrichtungen der Colonie. Denn einmal ist das Geschäft zum großen Theil in den Händen von geborenen Europäern, also Holländern und Deutschen, und dann bedienen sich selbst die Afrikander in Geschäftsbriefen und in der Buchführung der englischen Sprache; sogar im Oranje-Freistaat ist das Englische die allgemeine Geschäftssprache, obgleich dort die amtliche Sprache das Holländische ist. Auch dort sind es vorzugsweise Europäer, die hinter dem Ladentisch, Afrikander, die vor ihm stehen. Bis zum Jahre 1877 wurden die Fortschritte der englischen Sprache von den Boeren gerade so ertragen, wie die britische Herrschaft, nämlich nicht eben mit freundlichem Gesicht, aber doch ohne merkliches Widerstreben. Das änderte sich nun mit einem Schlage durch die Annexion Transvaals. Diese hatte bei den Afrikandern der Capcolonie die Folge, daß ihre bisherige Abneigung gegen englische Regierung und Engländerthum zu einem wahren Hasse heranwuchs.

Noch mehr war dies begreiflicherweise bei den Transvaalern selbst der Fall. Ihr Angebot, den Briten im Sulukriege gegen Rückgabe ihrer Unabhängigkeit beizustehen, ward, wie schon gemeldet, von Sir Bartle Frere in einer Zusammenkunft, die er am 4. Febr. 1879 mit Joubert, dem Abgeordneten der Transvaalboeren, zu Pieter-Maritzburg hatte, schnöde abgelehnt mit dem Hinweis, daß die Annexion nicht rückgängig gemacht werden könne, worauf die Afrikander die Entschlossenheit ihres Volkes ausdrückten, ihre Unabhängigkeit wiederzugewinnen, und natürlich jede Hülfe gegen die Sulu versagten. Der Unterstellung jedoch,

daß die Boeren jemals geneigt sein würden, sich mit den Sulu gegen die Engländer zu verbinden, widersprach Joubert in einem an die Capzeitungen gerichteten Briefe auf das entschiedenste. Indeß begann selbst in der englischen Colonialpresse in Südafrika immer mehr die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, dem Transvaallande die Unabhängigkeit wiederzugeben, sich geltend zu machen, ja sie nahm bald offen Partei für die Transvaalboeren und verurtheilte die Politik Sir Bartle Frere's, die in ihrer Einwirkung auf Südafrika nur höchst unheilvoll gewesen. Nicht nur seien, ganz abgesehen von den Sulu, bisher freundlich gesinnte Eingeborene, wie die Suto — wir kommen noch darauf zurück — zum Aufstande getrieben worden, selbst unter der weißen Bevölkerung gäre es; die Krone des Uebels würde aber ein Krieg gegen die Transvaaler sein. Als Sir Bartle Frere im April in der Nähe von Pretoria eine neue Zusammenkunft mit den transvaalischen Abgeordneten Joubert und Krüger hatte, beschuldigte er die Boeren, versucht zu haben, die Kaffern aufzureizen, welcher unbillige Vorwurf mit Entrüstung zurückgewiesen ward. Nach fünf Stunden fruchtlosen, stürmischen Unterhandelns ging die Versammlung auseinander, die Afrikander fest auf ihrer Forderung beharrend, daß ihnen ihre Unabhängigkeit voll und rückhaltslos wiedererstattet werden möge. Das feste Auftreten der Boeren scheint selbst dem sanguinischen Obercommissar so sehr imponirt zu haben, daß er in dem an seine Regierung aus Pretoria am 17. April 1879 gerichteten Bericht ihre Vorstellungen wenigstens der ernstesten Erwägung empfahl. Die Boeren wurden auch nicht müde, ihren festen Willen bei jeder Gelegenheit kundzugeben. Den Unterthaneneid verweigerten sie, und in Middelburg auch die Steuern, sodaß Oberst Lanyon mit Cavalerie dahin abging, um dem Gesetze Gehorsam zu verschaffen. Nun fand es Sir Garnet Wolseley an der Zeit, sich gleichfalls nach Transvaal zu begeben, wo er unverzüglich scharfe Maßregeln gegen die sich „auflehnenden" Boeren ankündigte. Als der Landdrost in Pretoria Sir Garnet's Proclamation verlas, wurde sie mit unanständigen Ausrufen empfangen; dann plünderten die Boeren die Waffendepots und bemächtigten sich der Patronen, für welche sie indeß Zahlung leisteten. Auch in Middleburg bemächtigten sie sich der Pulvermagazine und riefen die Republik aus; und nach Wakerstroom mußten ebenfalls Truppen zur Aufrechterhaltung der Ruhe abgehen. Joubert und andere besonnene Boerenführer warnten freilich die Unzufriedenen, da sie mit ihren Drohungen allein ständen; es war aber unverkennbar, daß Sir Garnet's schroffes Auftreten erst recht die allgemeine Erbitterung hervorgerufen habe. Klaus Lucas und John Adams, die letzten Rebellenchefs im nördlichen District, wurden zwar gefangen genommen; aber in Potschefstroom erneuerten die misvergnügten Farmer die Auftritte von Middelburg und nahmen in den Läden der Stadt die Munitionsvorräthe mit Gewalt an sich. Die Boeren, 1000 Mann stark, bezogen ein Lager in Humaan's Farm und gaben ihren Entschluß kund, den auf den 30. Oct. 1879 anberaumten Proceß gegen die Urheber des Angriffs auf das Waffendepot verhindern zu wollen. Im Depot zu Lake Christie, einem kleinen Orte auf der Straße von Newcastle nach Leydenburg, belegten sie 4000 Kilogramm Pulver mit Beschlag. Unter solchen Umständen sah sich Sir Garnet veranlaßt, das Gardedragonerregiment, welches bereits Marsch-

ordre nach Indien hatte, noch eine Zeit lang zurückzubehalten. Angesichts der entfalteten Truppenmacht verschob das Volkscomité in Pretoria das beabsichtigte Meeting, angeblich zu dem Zweck, um Sir Garnet eine längere Zeit zu gewähren, sich mit der Natur der Bedürfnisse des Landes vertraut zu machen und ihm Gelegenheit zu geben, seine Erklärung, daß die Annexion unwiderruflich sei, zurückzuziehen. Falls dieser Zweck zur Zeit des auf den 10. Dec. anberaumten Meetings nicht erreicht sei, werde, wie das Comité erklärte, das Volk sein ferneres Vorgehen zu erwägen haben. Danach ließ sich voraussehen, daß die Boeren hauptsächlich nur die Rückkehr der englischen Truppen nach Indien abzuwarten beabsichtigten, um zu thatkräftigern Maßregeln zu schreiten. Immer mehr griff selbst in London die Meinung um sich, daß in Transvaal England sich zu einem Rückzuge werde entschließen müssen, da nicht die geringste Hoffnung vorhanden war, daß sich die Boeren durch Wolseley's Politik versöhnen ließen.

Ehe es dazu kommen sollte, hatten es die Engländer nebst dem doch im allgemeinen passiven Widerstande der Boeren mit zwei andern Gegnern zu thun, welche sie sich durch die Annexion Transvaals auf den Hals gehetzt. Dies gilt wenigstens von dem schon genannten Kaffernhäuptling Sekokuni, welcher die Unterstützung Ketschwayo's genossen hatte. Auch nach dessen Niederwerfung hielt er, dessen Oberherrlichkeit alle kleinen Häuptlinge der in zahlreiche Stämme zersplitterten Mantati anerkannten, nicht den Frieden aufrecht, sodaß im Herbst 1879 Sir Garnet Wolseley sich veranlaßt fand, sich nach dessen Land zu begeben und ihn zur Uebergabe aufzufordern. Dazu zeigte indeß der Kaffernfürst, der seinen Sitz im Gebirge für unbezwinglich hielt, keine Lust. Es wurden deshalb 2000 Mann Infanterie nebst Reiterei, das 21. und 94. Regiment inbegriffen, unter Oberst Baker-Russell gegen Fort Webster in Bewegung gesetzt. Der Feldzug gegen Sekokuni sollte im October beginnen, nachdem Oberst Harrison, soeben von einer Inspection des befestigten Platzes Sekokuni's zurückgekehrt, berichtet, daß derselbe in drei Monaten genommen werden könne. Aber erst Anfang November konnte Wolseley in Fort Webster die Organisation der zur Erstürmung der Bergfeste Sekokuni's bestimmten Truppenmacht vollenden. Der Kaffernhäuptling ward indeß täglich frecher und verübte die unverschämtesten Viehdiebstähle, doch ward sein Fort am 28. Nov. endlich angegriffen und erstürmt. Sekokuni's Verlust war ein bedeutender; er selbst flüchtete in eine Höhle, wo er indeß am 2. Dec. von den Engländern gefangen genommen ward. Mit der Ueberführung Sekokuni's nach Pretoria war der Krieg beendet, zu dessen Durchführung nebst den 2000 Europäern nicht weniger als 10000 Eingeborene erforderlich waren. Die Königin sah sich veranlaßt, zu dem Erfolge dieser Operationen gegen Sekokuni Wolseley telegraphisch zu beglückwünschen! Fast gleichzeitig war die Bewältigung eines Aufstandes in Lesuto nothwendig. Dort hatte sich schon im März, noch während des Zulukrieges, der Häuptling Moirosi erhoben, und das Haus des Friedensrichters Austen, der ihn aufgefordert, seinen des Pferdediebstahls beschuldigten Sohn der Obrigkeit auszuliefern, geplündert. Oberst Southey, welcher die britischen Streitkräfte in jener Gegend befehligte, beschloß Offensivoperationen zu beginnen, sobald

Verstärkungen angelangt sein würden. Die Engländer besitzen aber nirgends eine ausreichende Truppenmacht. Lesuto zählt in unsern Tagen zu den reichsten und am dichtesten bevölkerten Gegenden in Südafrika, und im Sulukriege war das Hülfscorps der Suto den Briten von großem Nutzen. Die berittenen Suto standen unter dem Befehl des Kapitäns Cochrane und waren schöne Truppen, nach englischen Begriffen. Im allgemeinen waren sie auch loyale Unterthanen, und wol nur den Thorheiten der englischen Verwaltung ist es zuzuschreiben, daß ein Theil des Volkes sich erhob. Die ganze Bevölkerung war misvergnügt infolge des Vorschlags des Generalgouverneurs sie zu entwaffnen, unterstützte indeß Moirosi nur zum Theil offen. Im Laufe des Sommers 1879 drohte sich der Aufstand des Häuptlings indeß durch den Anschluß vielleicht anderer Kaffernstämme, die bereits eine feindliche Haltung angenommen hatten, zu erweitern. Im October erwartete man dann einen Angriffd er Aufständischen auf das britische Lager, obwol eine englische Truppenabtheilung das Land bis zum Kadufluß erfolgreich abpatrouillirt hatte. Indeß stellte es sich auch als nothwendig heraus, Moirosi in seiner Bergfeste zu belagern, welche Major Nixon für uneinnehmbar erklärt hatte. Dies war sie wol nicht, doch hielt Moirosi darin lange Stand, zumal ein Regiment nach dem Pondoland abgehen mußte, wo Unzufriedenheit gärte und auch ein großer Theil der Capgrenze in unruhigem Zustande sich befand, was dort die Aufbringung einer weitern Streitmacht von 400 Mann erheischte. Verhandlungen mit Moirosi führten zu nichts; seine Häuptlinge erklärten, er würde sich den britischen Behörden nicht unterwerfen, daher die Aufnahme der Feindseligkeiten unerläßlich war. Sie endeten mit der am 20. Nov. erfolgten Erstürmung seiner Festung, wobei Moirosi selbst durch einen Schuß durch den Hals den Tod fand. Die Bergfeste ward zwar geschleift, aber damit die Ruhe nicht hergestellt. Vielmehr dauerte die Aufregung in Lesuto wie in Ost-Griqualand, welches mit der Capcolonie vereinigt worden, noch im Jahre 1880 fort. Immer war es die geforderte Ablieferung der Waffen, welche mehrere Stämme zum Widerstande reizte; sie griffen die freundlich gesinnten Stammesgenossen an und bedrohten selbst die Residenz des englischen Vertreters. Die Absendung von Colonialtruppen ward nothwendig, und diese wurden am 9. Sept. in Mafeteng von Lerothodi, einem Sohne des loyalen Häuptlings Letsea, wiewol erfolglos, angegriffen. Der Angriff wiederholte sich am 21., nachdem tags zuvor die Suto die Stadt Mohaleshoek zu überrennen versucht. Der Kampf dauerte an beiden Orten den ganzen Tag, doch wurden schließlich die Suto zurückgeschlagen.

Neben Lerothodi gehörte Masupha zu den willkürlichsten und eigensinnigsten Häuptlingen Lesuto's. Dieser Mosuto war noch wenige Jahre vorher, 1878, ganz loyal und gab seinen Gefühlen wiederholt Ausdruck; sehr verschieden von seinen Brüdern Letseo und Molepo, zeigte er Thätigkeit und Energie, und wußte die dem Eingeborenen angestammte Liebe und Achtung für den Häuptling aufrecht zu erhalten. Sein Abfall war ein schwerer Verlust. Die Lage ward täglich ernster, und im October 1880 gewann die Rebellion an Ausdehnung, da sämmtliche Eingeborenen in jenem Theile der Capcolonie gemeinschaftliche Sache mit den Suto zu machen sich anschickten. Anfänglich beschränkte sich der Aufstand auf das westliche Lesuto;

nunmehr erhoben sich auch die Suto im Osten der Drakenberge, in Ost-Griqualand. Commissar Brownlee begab sich mit zwei Friedensrichtern und etwa 100 Mann von Kokstad zu ihnen, um sie zu beruhigen, aber ohne Erfolg. Dieselben waren außer Stand zurückzukehren, und das Land zwischen Kei und Baschi befand sich in unverzüglicher Gefahr. Die Plätze Mohaleshoek, Maseru, Mafeteng sahen sich von den Suto arg bedrängt; doch wurde der erstgenannte Ort glücklich entsetzt und die dortigen Europäer erlangten mit dem Verlust von zwei Todten und acht Verwundeten ihre Befreiung. Die Gri in Ost-Griqualand, sowie die Baca verhielten sich wol neutral, aber die beiden Sectionen des Pondomisestammes unter den Häuptlingen Umhlonhlo und Umgitschwa schlossen sich der Rebellion an; desgleichen der an 98000 Köpfe zählende Stamm der Tambuki und jener der Pondo unter Umquikela; mehrere obrigkeitliche Personen wurden ermordet; endlich erhob sich auch massenhaft die Bevölkerung im District Matatiele von Ost-Griqualand. Die Capregierung bildete, um diesem Nothfalle zu begegnen, zunächst irreguläre Corps von Freiwilligen und Bürgern, rief aber keine eigentlichen „Burghers" ein, weil eine starke Abneigung gegen die Verwendung von Söldlingen herrschte, für deren Disciplin niemand gutstehen konnte. Bei dem Zusammenstoß des Kapitäns Carrington mit Lerothodi scheint zwar der Erfolg der Colonialtruppen ein vollständiger gewesen zu sein, aber dennoch hielt er die Rebellen nicht davon ab, am 17. Sept. eine kleine Abtheilung derselben Abtheilung anzugreifen, die ausgesendet worden war, um die Kraale niederzubrennen. Am 10. Oct. griff eine starke Sutostreitmacht Maseru an und zwang die Capschützen zum Rückzug in das Fort. Später wurde sie indeß wieder zurückgeschlagen, und am 31. Oct. Montague, welches von dem Sutohäuptling Moletsane befestigt und besetzt war, mit Sturm genommen. Während des Sturmes griffen indeß 5000 Suto eine Abtheilung der Colonialtruppen an, welche das Dorf Lerothodi am 22. besetzt hatte, und zwang sie zum Rückzuge. Die Capregierung mußte immer mehr Truppen ins Feld stellen, und Ende November standen 11000 Mann gegen die Rebellen im Dienste. Mit diesen Kräften gelang es, allmählich den Aufstand zu bewältigen, welcher nicht weniger als 1 Mill. Pfd. St. gekostet hat. Im Mai 1881 gelangte deshalb mit 14 gegen 6 Stimmen ein Antrag zur Annahme, wonach die Abtrennung des Sutolandes von der Capregierung befürwortet und die Reichsregierung in London angegangen ward, die Verantwortlichkeit für die Verwaltung jenes Gebietes wieder zu übernehmen.

Die politische Krisis in Dänemark.

Von

Heinrich Martens.

Der langjährige Verfassungsconflict in unserm dänischen Nachbarstaate ist neuerdings in diejenige Phase getreten, welche man als den Anfang vom Ende zu bezeichnen pflegt. In dem Conflict stehen bekanntlich die Regierung mit der Majorität des Landsthings (der Ersten Kammer des Reichstages) und die Majorität des Folkethings (der Zweiten Kammer) einander gegenüber. Letztere erstrebt, seitdem sie eine vorzugsweise demokratische Färbung angenommen hat, nämlich seit Anfang der 70er Jahre, nicht nur die Wiederherstellung der im Jahre 1866 modificirten Verfassung von 1849, sondern die Volksherrschaft, ein parlamentarisches Regierungssystem mit einem Scheinkönig. Zu diesem Zweck suchte sie zunächst in legislativer Beziehung alle Gewalt dem Folkething, also sich selbst, zu übertragen; sie stellte an die königliche Gewalt das Verlangen, nur Rathgeber zu berufen, die ihrer eigenen, der politischen Richtung der Folkethingsmajorität, angehörten, und erhob den Anspruch, daß das Landsthing nur eine Art berathende Stellung im Reichstage einnehme und sich namentlich in finanziellen Angelegenheiten ihrer Entscheidung ohne Murren füge. Bis 1875, solange die alte nationalliberale Partei am Ruder war, setzte die oppositionelle Folkethingsmajorität ihre Forderungen, wenigstens theilweise, durch; der König und seine nationalliberalen Rathgeber suchten ebensowol wie die Majorität des Landsthings durch Nachgiebigkeit mit ihr auszukommen. Dann trat eine Wendung ein. Das einer conservativen Richtung huldigende sogenannte Großgrundbesitzer-Ministerium Estrup übernahm die Zügel der Regierung; Fonnesbech selbst, der Chef des letzten nationalliberalen Ministeriums, hatte dem König die Berufung Estrup's empfohlen, da dieser als energischer Charakter bekannt war und sich mehr und mehr herausgestellt hatte, daß Nachgiebigkeit gegen die Opposition übel angebracht, weil sie von dieser als Schwäche ausgelegt wurde und infolge dessen die oppositionellen Ansprüche steigerte. Den letztern gegenüber stellte das Ministerium Estrup sich streng auf den Boden der Verfassung von 1866, welche in ihrem klaren Wortlaut dem König das Recht der freien Wahl seiner verantwortlichen Rathgeber garantirt und dem Landsthing volle legislative Gleichberechtigung mit dem Folkething zuspricht, denn beide Things können ja für sich Gesetze vorschlagen und annehmen. Diese Gleichberechtigung erstreckt sich auch auf das sogenannte „Finanzgesetz“

(Staatsbudget), bezüglich dessen die Verfassung vorschreibt, daß der Regierungsentwurf desselben dem Folkething sofort nach Eröffnung der ordentlichen, mit dem ersten Montag des October beginnenden Reichstagssession vorzulegen und, wie alle andern Gesetze, in jedem Thing einer dreimaligen Berathung zu unterwerfen ist. Falls das Landsthing der Finanzgesetzvorlage eine andere Fassung gibt, als diese im Folkething erhalten hat, dann geht die Vorlage wieder zu einmaliger Berathung an das Folkething zurück, und ebenso ist auch dem Landsthing noch eine einmalige Berathung für den Fall vorbehalten, daß das Folkething sich den Beschlüssen des Landsthings nicht anbequemt. Hält letzteres in solchem Falle ebenfalls an seiner frühern Fassung fest, dann tritt ein gemeinsamer Ausschuß beider Things zur Erzielung einer Vereinbarung zusammen, in welchen jeder Thing eine gleiche Anzahl Mitglieder, meistens je 15, wählt; jedoch kann jedes einzelne Thing im Plenum die etwa durch Majoritätsbeschluß des Ausschusses erzielte Vereinbarung verwerfen. Geschieht dieses, dann ist eben ein verfassungsmäßiges Budget nicht zu Stande gekommen.

Die Verfassung zeigt hier eine Lücke, die in der schwedischen Verfassung von 1866 durch die Bestimmung ausgefüllt worden ist, daß beide Kammern des Reichstages in einer gemeinsamen Plenarversammlung mittels einfachen Majoritätsbeschlusses divergirende Beschlüsse der Einzelkammern über Angelegenheiten finanzieller Natur ausgleichen. Ohne Zweifel haben die dänischen Gesetzgeber vorausgesetzt, daß die beiden Things sich unter allen Umständen nach viermaliger Einzelberathung in jedem Thing und einer gemeinsamen Berathung der Vertrauensmänner beider Things wegen des Budgets verständigen würden; sie haben vorausgesetzt, daß bei allen parlamentarischen Parteien der ernste Wille besteht, durch gegenseitiges Entgegenkommen ausschließlich dem Gemeinwohl zu dienen, nicht aber, daß die eine oder andere Partei sich so weit vergessen könne, lediglich ihre Standes- oder Parteiinteressen zu verfolgen und zu verlangen, daß diese als die allein berechtigten im Staate anerkannt werden. Thatsächlich verfolgte die Mehrzahl der jetzigen oppositionellen Majorität des Folkethings von vornherein bäuerliche Standesinteressen, und verbündete sich unter ihrem frühern Führer J. A. Hansen zeitweilig sogar mit ihren jetzigen ärgsten Gegnern, den Großgrundbesitzern, zur Förderung allgemein agrarischer Interessen. Als das kurze Bündniß zwischen Agrardemokratie und Agrararistokratie wieder zerfallen war, und namentlich nachdem J. A. Hansen sich infolge begangener Incorrectheiten selbst entleibt und an dessen Stelle Berg die Führerschaft der Bauernpartei übernommen hatte, traten in dieser mehr und mehr neben den bäuerlichen Standes- die demokratischen Parteibestrebungen hervor. Daß diese letztern Bestrebungen sich ganz besonders auch gegen die Verfassung von 1866 richteten, ist sehr erklärlich, denn diese suchte soweit möglich zu verhindern, daß Sonderinteressen und Sonderbestrebungen zur Herrschaft im Staate gelangen, indem sie die staatlichen Gewalten zweckentsprechend vertheilte. Die legislative Gewalt liegt in den Händen dreier Factoren: des Königs, des Folkethings und des Landsthings, während die Executive dem verantwortungslosen König und den verantwortlichen Ministern übertragen ist, welche letztern vom Folkething vor ein aus Mitgliedern des Höchstengerichts und des

Landsthings bestehendes Reichsgericht wegen Uebertretung ihrer executiven Befugnisse gestellt werden können. Diese gewissermaßen über der Executivgewalt stehende höchste richterliche Staatsgewalt vermag jedoch nie zu einem politischen Parteigerichtshof auszuarten, wie man das in Norwegen erlebt hat, wo die Ankläger der Minister zugleich deren Richter sind. Die dänische Anklagekammer steht mit der richterlichen Kammer der Legislative, von deren 66 Mitgliedern auch der König 12 wählt, in keinerlei Beziehung; ein Theil des Landsthings wird allerdings stets dem politischen Standpunkt der Majorität des Folkethings huldigen, aber selten oder nie die Majorität, da die 54 nicht vom König gewählten Landsthingsmitglieder nach einem modificirten Klassenwahlsystem gewählt werden, das darauf berechnet ist, der städtischen Intelligenz und dem ländlichen Großgrundbesitz einen angemessenen Einfluß gegenüber dem ausschließlich aus allgemeinen Wahlen hervorgehenden Folkething mit seinen 102 Mitgliedern zu geben. In Dänemark ist also die Macht im Staate derart vertheilt, daß eine einseitige Volks- oder parlamentarische Majoritätsherrschaft ebenso undenkbar ist, wie eine königliche absolute Herrschaft, da die königliche Gewalt machtlos ist, wenn sie beide Abtheilungen des Reichstages gegen sich hat, und die Volkskammer nichts ohne die erste Kammer auszurichten vermag, die man insofern einer englischen Peers- oder französischen Pairskammer nicht gleichstellen darf, weil auch die untern Volksklassen für ihr Theil an der Wahl der Landsthingsmitglieder theilnehmen. Der Herrschsucht einer wenn auch noch so starken parlamentarischen Partei läßt somit die bestehende dänische Verfassung einen möglichst geringen Spielraum, und man begreift daher, daß die demokratische Majorität des Folkethings dieser Verfassung den Krieg erklärt hat. Nun hat allerdings, was nicht verschwiegen werden darf, das Ministerium Estrup nicht immer, und namentlich nicht in den ersten Jahren seines Regiments, die richtigen Wege in der Vertheidigung der Verfassung eingeschlagen; es hat sich sicher keiner Verfassungsverletzung schuldig gemacht, sondern im Gegentheil allzu sehr nach dem Buchstaben der Verfassung im vollen Maße gehandelt, wohl aber dem Geist derselben nicht immer Genüge geleistet, der gebietet, daß das Mögliche geschieht, um eine Aussöhnung der streitenden Ansichten und eine Ausgleichung der sich gegenüberstehenden Forderungen herbeizuführen.

Die gegenwärtige oppositionelle Majorität des Folkethings besteht aus den verschiedenartigsten Parteielementen; es gehören derselben einige Alt-(National-) Liberale und zwei Socialdemokraten, sowie die beiden oppositionellen Hauptgruppen: die nationale Linke („Dänische Linke") und die internationale (äußerste) Linke, an. Als das Ministerium Estrup ans Ruder kam, stand demselben die „Vereinigte Linke", in der Hauptsache aus einer „moderaten" und „radicalen" Gruppe bestehend, gegenüber. In der Reichstagssession 1876/77 kam, gleichwie in letzter Session, kein ordentliches Budget zu Stande, und der König erließ infolge dessen auf Antrag des Ministeriums unterm 12. April ein provisorisches „Finanzgesetz" auf Grund des §. 25 der Verfassung. In der folgenden Session beantragten die Radicalen unter Führung Berg's, das Ministerium wegen Verfassungsbruches unter Anklage zu stellen, die Moderaten, unter Führung des Grafen Holstein-Ledreborg, aber widersetzten sich diesem Antrage und erkannten nach einer voraus-

gegangenen Vereinbarung mit dem Ministerium die Gültigkeit des provisorischen Budgets an. Hierdurch wurde eine Trennung zwischen den beiden oppositionellen Hauptgruppen bewirkt, die der Regierung noch späterhin gute Dienste leistete, indem diese mit Hülfe der Moderaten eine Reorganisation des Marine- und Heereswesens zur Durchführung bringen konnte. Hätte das Ministerium Estrup damals diese Dienste anerkannt und sich die Freundschaft der Moderaten durch Aufnahme des einen oder andern hervorragenden Mitglieds derselben in seine Mitte gesichert, dann wäre des Streits, wenigstens vorderhand, ein Ende gewesen. Statt dessen wurden die Moderaten durch das schroffe Auftreten des Ministeriums in der Budgetfrage wieder in die Arme der Radicalen zurückgetrieben. Es bestand mit einer Unnachgiebigkeit auf der Bewilligung einzelner Budgetforderungen, daß es aus der Ablehnung derselben Veranlassung nahm, das Folkething zweimal kurz nacheinander aufzulösen, um dann schließlich, als die Opposition nur um so stärker aus den Neuwahlen hervorgegangen war und das Landsthing ein Compromiß mit derselben schloß, auf den größern Theil jener Forderungen zu verzichten!

Es begann zu jener Zeit, Ende der 70er Jahre und noch in der Session 1880/81, selbst in den Kreisen der regierungsfreundlichen Landsthingsmajorität sich ein Widerspruch gegen die Haltung des Ministeriums bemerkbar zu machen, und es wäre möglicherweise auch zu einer auf den Sturz des Ministeriums zielenden Verständigung des Landsthings mit dem Folkething gekommen, wenn die Opposition sich zu mäßigen verstanden hätte. Dem radicalen Theil der letztern aber genügte es in Wirklichkeit nicht, wie derselbe vorgab, das conservative Ministerium Estrup durch ein anderes, wenn auch liberales ersetzt zu erhalten, die Radicalen wollten auch das Landsthing demüthigen und selbst im Rathe des Königs und durch das Folkething im Reichstage herrschen. Nachdem das Ministerium den Moderaten den Stuhl vor die Thür gestellt hatte, leisteten diese den radicalen Bestrebungen willige Gefolgschaft. Der langjährige, der moderaten Opposition angehörende Präsident des Folkethings, Landrichter Krabbe, schied im Jahre 1881 vollständig von der politischen und parlamentarischen Bühne, und nun hatte der Führer der Radicalen, Volkshochschullehrer Berg, vollständig das Oberwasser. Zu Anfang der Reichstagssession 1882/83 proclamirte Berg die sogenannte „Verwelkungspolitik", das Brachlegen der Gesetzgebung. Dieser Ankündigung wurde dann auch schon in der genannten Session in dem Maße entsprochen, daß am Schlusse derselben von 50 Regierungsvorlagen 42, und zwar die bedeutendsten mit Ausnahme des Budgets, in den Folkethingsausschüssen begraben lagen. Kurz vor Schluß der Session beschloß die oppositionelle Folkethingsmajorität sodann noch eine Adresse an den König, in welcher das Thing sein Bedauern darüber zum Ausdruck brachte, daß die Gesetzgebung durch das Verhalten des Ministeriums zum Stillstand gebracht sei. Gleichzeitig wurde aber dem König auch eine Gegenadresse des Landsthings überreicht, in welcher dem Ministerium das volle Vertrauen des Things ausgedrückt und die Erwartung ausgesprochen wurde, daß der König die vom Folkething ignorirten verfassungsmäßigen Rechte des Landsthings zu wahren wissen werde. Während der König in seiner Antwort auf diese Adressen dem Landsthing für die an ihn gerichtete vertrauensvolle Eingabe dankte und mit dem-

selben die Hoffnung aussprach, daß man in nicht zu ferner Zeit allseitig anerkennen werde, die Gesetzgebung könne nur dann befriedigend gefördert werden, wenn man unter gegenseitiger Berücksichtigung der Rechte der verschiedenen Staatsgewalten bestrebt sei, sich darüber zu verständigen, was zur Sicherheit, zum Gedeihen und Glück des Vaterlandes dienen könne, wurde dem Folkething in der Hauptsache erklärt, daß dessen gegen das Ministerium gerichtete Beschwerde falsch adressirt sei, da es lediglich von dem Folkething abhänge, daß ein besserer Zustand herbeigeführt werde; denn es habe nicht nur unterlassen, an der Förderung einer großen Anzahl von Regierungsvorlagen, welche das Landsthing zum Theil angenommen habe, mitzuwirken, sondern auch die hochwichtige Landesvertheidigungsvorlage einfach beiseitegelegt, ohne irgendeinen Verständigungsversuch mit dem Landsthing und der Regierung gemacht zu haben. In der folgenden Session 1883/84 wurde die „Verwelkungspolitik" des Folkethings in verschärfterm Maße durchgeführt; die wichtigsten Regierungsvorlagen (Landesvertheidigungsvorlage, Zoll- und Steuerreformvorlage u. s. w.) wurden durch eine motivirte Tagesordnung erledigt, welche besagte, daß einem Ministerium, welches nicht das Vertrauen des Volkes besitze, die Durchführung so bedeutsamer Gesetze nicht anvertraut werden könne. Die oppositionelle Majorität des Folkethings ging sogar so weit, dem nach vieler Mühe und auf Anhalten des Handelsstandes und der Industriellen Dänemarks abgeschlossenen neuen Handelsvertrage mit Spanien die Genehmigung zu verweigern. Mit vieler Noth, und nur nachdem das Landsthing die äußerste Nachgiebigkeit offenbart hatte, kam Ende Mai 1884 ein ordentliches Budget für das Jahr 1884/85 zu Stande.

Die Verfassung hat jedenfalls ursprünglich nur eine ordentliche Sessionsdauer von zwei Monaten ins Auge gefaßt, da sie ausdrücklich bestimmt, daß der Reichstag nicht länger ohne besondere Genehmigung des Königs tagen darf; seit langen Jahren ist der Reichstag aber mindestens sechs Monate versammelt, und im vorigen Jahre tagte er sogar acht Monate, trotzdem außer dem Budget keine einzige größere Vorlage zur verfassungsmäßigen Annahme gelangte, und die Budgetberathung allein im Folkething fünf bis sechs Monate erforderte. Die Opposition im Folkething wollte hierdurch das Landsthing zwingen, sich den Beschlüssen derselben bezüglich des Budgets anzubequemen oder auf ein rechtzeitig fertig gestelltes verfassungsmäßiges Budget zu verzichten. Dieses Verlangen beantwortete das Landsthing mit der an die Regierung gerichteten Forderung eines energischern Vorgehens in der Budgetangelegenheit in der Richtung, daß das Folkething zu einer raschern Erledigung der Budgetvorlage veranlaßt werde, damit auch dem Landsthing Muße bleibe, dieselbe sorgfältig zu prüfen. Da das Folkething alle Vorlagen unberathen zu den Acten legte, verbrachten sowol seine Mitglieder wie die des Landsthings, letztere wegen Mangel an Arbeitsmaterial, den weitaus größten Theil der Session in dolce far niente, selbstverständlich jedoch unter Fortbezug ihrer Diäten. Mit der Session 1883/84 schloß auch die dreijährige Legislaturperiode des Folkethings. Am 25. Juni 1884 fand die Neuwahl dieses Things statt, und mit dieser Wahl trat eine Aenderung in der politischen Situation des Landes ein, die in ihrer weitern Entwickelung zu der jetzigen Krisis führte.

Der Opposition war es bis dahin noch nicht gelungen, festen Fuß in der dänischen Hauptstadt zu fassen, die trotz aller Anstrengungen der Radicalen und Socialdemokraten ihrem gemäßigt liberalen Standpunkt treu geblieben war. Um mit Aussicht auf Erfolg in Kopenhagen operiren zu können, wurde nun ein Bündniß zwischen den Socialdemokraten, den demokratischen Ultras und weiter rechts bis zu den Alt-(National-)Liberalen zu Wege gebracht. Von den zehn hauptstädtischen Mandaten mit dem des Vororts Frederiksborg eroberten die Verbündeten vier, und zwar fielen diese vier Mandate den beiden extremsten oppositionellen Richtungen, der ultra- und der socialdemokratischen, zu, die je zwei Mandate erhielten; demokratische Ultras wurden ferner mit Hülfe der Socialdemokratie in den beiden größten jütischen Städten (Aarhus und Randers) an Stelle der bisherigen regierungsfreundlichen Vertreter gewählt, wogegen die Regierungspartei zwei andere Städte (Odense und Nakskov) wiedereroberte, sodaß die letztere, wie auch im übrigen, in den Provinzen keine Verluste erlitten hat. Aber auch dem bisherigen Gros der Opposition, der vereinigten Linken, war der oppositionelle Sieg nicht zugute gekommen; die Linke hatte im Gegentheil sogar an Stimmzahl zu Gunsten ihr an sich fernstehender extremer Richtungen verloren, und besonders verlor die moderate Opposition an Stärke. Als darauf die Socialdemokratie mit ihrer bekannten Thatkräftigkeit sofort an die Ausbeutung ihres errungenen Sieges ging und ihre Agitation von der Hauptstadt in die Provinzen verlegte, begann man in den moderaten Kreisen der Opposition furchtsam zu werden; man begriff, daß der eigene ländliche Besitzstand gefährdet sei, wenn die von den demokratischen Ultras unterstützte Socialdemokratie in den untern Klassen der ländlichen Bevölkerung Fuß fasse. Selbst Berg mochte den begangenen Fehler einsehen; aber er konnte ihn nicht mehr ungeschehen machen und suchte daher die Hoffnung seiner Parteigenossen durch Ankündigung eines Hauptcoups gegen die Regierung zu beleben, dessen Erfolg nach seiner Ansicht im voraus gesichert sei. Auch der Sieg des norwegischen Radicalismus und die in die Zeit der Neuwahl des dänischen Folkethings fallende Berufung eines radicalen norwegischen Ministeriums wirkte belebend auf die dänische Opposition, deren Führer, besonders Berg, nichts gelegener kam als der Besuch des norwegischen Ministerpräsidenten Sverdrup in Kopenhagen im Spätsommer des Jahres 1884. Bekannt ist, daß die dänische Opposition diesem zu Ehren ein Banket veranstaltete, auf welchem Sverdrup sich zu einer Verurtheilung der dänischen Regierungspolitik hinreißen ließ und der Sache der Opposition baldigen Sieg wünschte. Sang doch die dänische Socialdemokratie Sverdrup ein Loblied als „Bahnbrecher der Socialdemokratie"! Ob Berg wol daran dachte, daß auch er unabsichtlich der dänischen Socialdemokratie die Wege geebnet hat? Genug, die Opposition erwartete Großes für sich von der herannahenden Session, wenngleich die immer mehr anschwellende socialistische Agitation und die widerspenstige Haltung der Ultraradicalen ihre Hoffnungen nicht wenig beeinträchtigte. Während jedoch die Reichstagsabgeordneten sich in der Hauptstadt zur Eröffnung der ordentlichen Session versammelten, äscherte eine Feuersbrunst das christiansborger Schloß ein, in welchem sich auch die Reichstagslocalitäten befanden. Die Eröffnung des Reichstages fand daher am 6. Oct. im Festsaale

der Universität statt. In der Thronrede, die vom König persönlich verlesen wurde, hieß es unter anderm: „Das neue Unglück, von welchem unser hartgeprüftes Vaterland heimgesucht worden ist, stimmt zu ernstesten Gedanken. Weit entfernt, uns den Muth zu benehmen, sollte es eine kräftige Aufforderung zu einträchtiger Arbeit für alles sein, was zur Förderung des geistigen und materiellen Wohles des Landes und Volkes dienen kann. Vorerst und vor allem legen wir dem Reichstage ans Herz, dafür Sorge zu tragen, daß die Selbständigkeit des Landes durch geeignete Vertheidigungsmaßregeln gesichert wird." Die beiden Abtheilungen des Reichstages constituirten sich alsdann, worauf die Session bis zum 3. November vertagt wurde. Daß der König in der Thronrede ganz besonders die Landesvertheidigungsangelegenheit betonte und auf die Erledigung dieser seit Jahren schwebenden Frage das Hauptgewicht legte, war zu erwarten, da er kurz zuvor das Kriegsministerium vom Marineministerium getrennt und zum Chef des erstern einen der energischsten und tüchtigsten Offiziere der Armee, den Artillerieobersten Bahnson, ernannt hatte. Wenn diese Wahl einerseits bedeutete, daß die Regierung entschlossen an die Ausführung des Landesvertheidigungs-(Festungs-)Planes zu gehen gedenke, so bedeutete sie andererseits eine Kräftigung des Ministeriums in dessen Widerstand gegen die Opposition in dem Sinne, daß diese keine Nachsicht zu erwarten habe, falls sie den gesetzlichen Boden verlassend zu Gewaltthätigkeiten übergehen sollte. An solche dachten Berg und Genossen allen Ernstes. Berg's großer Gedanke war von vornherein eine Ansammlung von Volksmassen in der Hauptstadt und deren Aufmarsch vor dem königlichen Palais, nach Art der Volksaufzüge von 1848 und 1863. Das Volk sollte vom König die Entlassung des Ministeriums fordern. Diese Idee fand jedoch lebhaften Widerspruch seitens der Moderaten. Dann wollte man, Norwegen nachahmend, Schützencorps errichten und einüben und zur Volksbewaffnung schreiten. Zu diesem Zwecke suchte man den kopenhagener Schützenbund zu „erobern", da dieser die alleinige Berechtigung zur Benutzung des Militärschießplatzes hat und anderweitig in Kopenhagen und dessen nächster Umgebung keine Schießübungen stattfinden dürfen. Die massenhaften Eintrittsanmeldungen riefen jedoch Gegenmaßregeln in dem fast ausschließlich aus Regierungsanhängern bestehenden Schützenbunde hervor, und als hiergegen von oppositioneller Seite protestirt und demonstrirt wurde, kam es zu einer Generalabstimmung des Bundes, die ergab, daß von den etwa 12000 Mitgliedern desselben nur etwa der fünfte Theil oppositioneller Richtung ist. Bei Gelegenheit dieser Schützenaffaire, welche Ende Februar und Anfang März 1885 spielte, wurden auch einige Volksaufläufe arrangirt, gegen die indessen energisch eingeschritten wurde. Der oppositionelle Versuch revolutionärer Kraftäußerung war also mislungen; die spätere Revolutionsdrohung in einer Adresse an den König hätte die Opposition sich füglich sparen können. Doch hierauf werden wir später zurückkommen; vorerst mag der weitere Verlauf der Session kurz skizzirt werden.

Als der Reichstag Anfang November 1884 seine nominelle Thätigkeit begonnen hatte, zeigte sich bald, daß die Opposition in sich uneins und zerrissen war; nur

in dem einen Punkte, der Beseitigung des Ministeriums Estrup, war man einig. Darüber aber, wie man es anfangen solle, den Widerstand dieses zähen Gegners zu brechen, wurden nach Ausweis der oppositionellen Organe die verschiedensten Ansichten laut; selbst die Fortsetzung der „Verwelkungspolitik" fand zahlreiche Gegner in den oppositionellen Reihen, sogar von seiten der äußersten Linken, den Socialdemokraten u. s. w., welche radicalere Mittel angewandt wissen wollten. Um seine extremen Bundesgenossen nicht ganz und gar von sich abzuwenden, mußte Berg darein willigen, daß auch das Finanzgesetz zur Ablehnung gebracht werde. Die viermonatliche Berathung dieser Vorlage im Folkething, von Anfang November 1884 bis Ende Februar 1885, war also der reine Humbug und diente zunächst dem Zwecke, das Volk zu täuschen und dieses glauben zu machen, daß man wirklich ernstlich bemüht gewesen sei, ein Budget auf verfassungsmäßigem Wege zu Stande zu bringen, sodann aber auch dem Zwecke, eine Handhabe für eine öffentliche Anklage gegen die Regierung wegen Verfassungsbruches zu erhalten, sobald diese den zwecklosen Verhandlungen durch Schluß der Session ein Ende machte und ein provisorisches Budget decretirte. Daß dieses geschehen würde, war der Opposition im voraus bekannt, weil das Landsthing in der vorigen Session ein Budgetprovisorium der frühern Art abgelehnt hatte; ebenso bekannt aber war auch der Regierung und dem Landsthing der Beschluß der oppositionellen Folkethingsmajorität, die ordentliche Budgetvorlage unter allen Umständen zum Scheitern zu bringen. Schon Mitte Februar erschien daher die Regierung mit einer provisorischen Budgetvorlage im Folkething, welche für den Monat April die Ermächtigung zur Bestreitung der nothwendigen Ausgaben in Gemäßheit des ordentlichen Budgetentwurfs verlangte, falls dieser Entwurf nicht rechtzeitig, bis Ende März, seine Erledigung im Reichstage gefunden habe. In frühern Jahren brachte die Regierung erst gegen Ende März eine solche provisorische Vorlage, welche nur die Ermächtigung zur Bestreitung der laufenden Ausgaben in Gemäßheit des letztjährigen ordentlichen Budgets begehrte. Der Unterschied zwischen den beiden Formen war kein geringer: nach der alten Form waren der Regierung die Hände durch das letzte Budget gebunden, dessen Entwurf seit langen Jahren vom Folkething mehr oder minder beschnitten worden ist; die neue Form sollte die Regierung zur Bestreitung der nothwendigen Ausgaben ermächtigen, wobei es natürlich der Regierung anheimgestellt blieb, zu bestimmen, was „nothwendig"; auch sollte ihr hierbei ihr eigener „Entwurf" mit seinen außerordentlichen Ausgabeforderungen zur Richtschnur dienen, sodaß sie also die in diesem Jahre außerordentlich umfangreichen Abstriche, die fast den siebenten Theil der Gesammtausgaben bildeten, nicht zu beachten brauchte. Es war daher sehr erklärlich, daß das Folkething die neue Form des Provisoriums ablehnte und die alte Form wiederherstellte; das Landsthing verwarf dagegen, entsprechend seiner vorjährigen Ankündigung, die dem provisorischen Budget vom Folkething gegebene Form und ersetzte sie durch die Regierungsform. Bezüglich des ordentlichen Budgetanschlages kam das Landsthing jedoch dem Folkething nach Möglichkeit entgegen; den Abstrich von 7—8 Mill. Kronen des letzten Things konnten und wollten weder Landsthing noch Regierung gutheißen; unter Zustimmung der Regierung reducirte jedoch das Landsthing die

Ausgabeseite des Budgets um etwa 3 Mill. Kronen. Dies genügte dem Folkething nicht, das seine Abstriche kurzweg aufrecht hielt. Am 26. März trat dann der gemeinsame Ausschuß beider Things zusammen. Als auch diese Berathungen keine Aussicht auf ein rechtzeitiges Zustandekommen des ordentlichen Budgets boten, brachte ein gemäßigt liberaler Folkethingsabgeordneter einen Antrag des Inhalts ein, die Regierung zur Bestreitung der absolut nothwendigen Ausgaben während der ersten 14 Tage des neuen Budgetjahres zu ermächtigen, damit dem Reichstage Muße bleibe, die gemeinsame Berathung des Budgets in aller Ruhe fortsetzen zu können. Zum Beweise, daß das Folkething nichts anderes als die Dinge auf die Spitze treiben wollte, lehnte es auch diesen Antrag ab. Noch in letzter Abendstunde des 31. März wurde im gemeinsamen Ausschuß von der Regierungspartei ein Verständigungsversuch gemacht: es sollten der Regierung vorläufig 3 Mill. Kronen zur Bestreitung der laufenden Ausgaben bewilligt werden; aber die Opposition schnitt jede weitere Verhandlung ab.

Damit hatten die Budgetberathungen im Reichstage ein Ende. Da somit der dänische Staat am 1. April, bei Beginn des Finanzjahres, ohne ein verfassungsmäßiges Finanzgesetz war, mußte die königliche Machtvollkommenheit aushelfen. Durch ein königliches „Gesetz" vom 1. April, gegengezeichnet von sämmtlichen Ministern, wurde die Regierung ermächtigt, „die bestehenden Steuern und Abgaben zu erheben und die zur verantwortlichen Führung der Staatsverwaltung nothwendigen Ausgaben zu bestreiten, jedoch derart, daß der dem Reichstage unterbreitet gewesene Budgetanschlag pro 1885/86 nicht überschritten wird". Dieses „Gesetz" stimmt also vollständig mit der provisorischen Budgetvorlage überein, welche das Folkething verwarf. Vor Erlaß des königlichen provisorischen Finanzgesetzes waren die beiden Abtheilungen des Reichstages, zum ersten mal je für sich, durch Verlesung einer königlichen Botschaft geschlossen worden; im Folkething wurde die Botschaft vor fast leeren Bänken verlesen, da die Opposition zuvor in demonstrativer Weise den Sitzungssaal verlassen hatte. Am Schluß dieser bedeutsamen Reichstagssession erließen sowol Regierungspartei wie Opposition Manifeste an das dänische Volk. Erstere rechtfertigte ihre Haltung während der Session und machte die Opposition für die unabsehbaren Folgen des jetzigen Zustandes verantwortlich; die Opposition protestirte dagegen gegen die „Vergewaltigung der Volksvertretung" und den „Verfassungsbruch der Regierung".

Es bleibt uns nur noch zu erwähnen, daß das Folkething Mitte März auf oppositionellen Antrag beschloß, eine Adresse an den König zu richten, in welcher dieser um die Entlassung des Ministeriums gebeten wurde, und daß das Landsthing hieraus Anlaß nahm, eine Gegenadresse an den König zu beschließen. Wir heben die besonders charakteristischen Sätze aus den beiden Adressen heraus.

In der oppositionellen Folkethingsadresse heißt es: „Nachdem das Landsthing durch Ablehnung des provisorischen Budgets (in der Fassung des Folkethings) jegliche Gelegenheit zu einer sorgfältigen, Zeit und Ruhe erfordernden Prüfung der Meinungsverschiedenheiten abgeschnitten hat, ist eine Vereinbarung wegen des ordentlichen Budgets weniger wahrscheinlich denn je geworden. Unter diesen Um-

ständen, und da am Schluß des Finanzjahres noch kein gesetzliches Budget vorhanden ist, wendet das Folkething sich an Ew. Majestät. Das Thing kann es nicht zu einem entscheidenden Bruch und zu der unübersehbaren Kette von verderblichen Conflicten kommen lassen, die sich daraus entwickeln werden, ohne noch einmal ein ernstes und ehrfurchtsvolles Wort an den König des Landes zu richten, dessen hoher Beruf es ist, über den Parteien zu stehen, und dessen schönste Prärogative es ist, Frieden und Versöhnung an Stelle des erbitterten Kampfes treten zu lassen. Ew. Majestät gegenwärtiges Ministerium und das Folkething sind in einen Kampf gerathen, der mit jedem Jahre heftiger geworden ist. Dieser Kampf hat jede nützliche Gesetzgebungsarbeit gehemmt und die Bevölkerung mit einem Haß und einer Erbitterung erfüllt, die jeder aufrichtige Vaterlandsfreund aufs tiefste bedauern muß. Daß dieses Verhältniß zwischen dem Folkething und Ministerium sich ändern kann, ist nicht zu erwarten. Mit einer Regierung, welche den Willen und die Kraft hat, mit dem Reichstage zusammen zu arbeiten, und die den übereinstimmenden Beschluß aller Staatsgewalten zu erwirken vermag, welcher zu jedem Gesetz und jeder Bewilligung erforderlich, ist das Folkething geneigt zu verhandeln. Es hängt von Ew. Majestät Beschluß ab, ob wir in eine neue Aera eines politischen Kampfes eintreten sollen, der leidenschaftlicher und gefährlicher als irgendein bisher erlebter ist, eines Kampfes, in welchem man die Gebote der Verfassung durch sophistische Auslegungen verdrehen und corrumpiren wird, falls man dieselben nicht ganz und gar beiseitesetzt, eines Kampfes, in welchem das eine Extrem das andere hervorrufen wird, und in welchem die Kräfte unsers kleinen Landes durch einen aufreibenden Bruderkrieg vernichtet werden würden, oder ob die Geschichte von diesem Augenblick, wo die Gefahr am größten ist, eine Periode nützlicher und einiger Arbeit für das Wohl des Volkes und Vaterlandes unter wirklicher Beobachtung derjenigen Verfassung soll rechnen können, welche Ew. Majestät und wir durch unsere Eidesleistung als unverletzliche Grundlage der politischen Freiheit des dänischen Volkes anerkannt haben."

Die Adresse des Landsthings erwidert auf die gegen dasselbe gerichteten Anklagen, es sei gerade das Folkething gewesen, welches die Verhandlungen wegen des provisorischen Budgets dadurch abbrach, daß es die vom Landsthing angenommene Fassung der Regierung zum zweiten mal verwarf, dagegen zum zweiten mal eine Fassung annahm, die das Folkething vor zwei Jahren in einer Weise ausgelegt habe, welche der Auffassung des Landsthings schnurstracks entgegenstehe; infolge dessen habe das Landsthing auch im vorigen Jahre die provisorische Budgetvorlage gleicher Fassung abgelehnt. Im übrigen habe „das Landsthing stets seine Wünsche aufgegeben, ja häufig dieselben nicht einmal ausgesprochen, um mit dem Folkething wegen der Finanzgesetze zu einer Verständigung zu gelangen und einen Bruch zu vermeiden". Die Adresse fährt dann wörtlich fort: „Da inzwischen jedoch ein solcher Bruch als Folge der Macht der Umstände angekündigt ist und zwar bevor noch der Budgetanschlag im Landsthing zum zweiten mal gelesen ist, ja bevor noch der Ausschuß seinen Bericht darüber erstattet hat, so muß also dieser Bruch im voraus beschlossen sein, denn unzweifelhaft kann bei gleich gutem Willen auf beiden Seiten eine Vereinbarung in der Zwischenzeit sehr wohl erreicht

werden. Wird diese Vereinbarung nicht erreicht, dann lehnt das Landsthing hierfür jegliche Verantwortung ab. Wir sind nicht erbittert, sondern ziehen den Frieden und die Versöhnung einem Conflict vor; aber der Friede kann nicht mit unserer Demüthigung erkauft werden, und die Versöhnung darf nicht gleichbedeutend mit Unterwerfung sein. Der Conflict, welcher zwischen dem Folkething auf der einen und Ew. Majestät Ministerium sowie dem Landsthing auf der andern Seite entstanden, ist nicht neu; er ist mindestens 12 Jahre alt. Dessen Ursprung ist das von der Verfassung nicht bekräftigte und mit unserm Zweikammersystem nicht zu vereinbarende Verlangen des Folkethings, daß das Ministerium stets mit dem aus allgemeinen Wahlen hervorgehenden Thing übereinstimmen soll, d. h.: daß dessen Zusammensetzung nicht von Ew. Majestät bestimmt werden, sondern von der Majorität im Folkething abhängen soll. Es wäre eine große Illusion, wenn man glaubte, daß eine fruchtbare, glückbringende Thätigkeit möglich sei, solange die Folkethingsmajorität an solchem Verlangen festhält, oder wenn man eine Periode nützlicher und einiger Arbeit zum Wohle des Volkes und Vaterlandes von einer Partei erwartete, welche lediglich darin einig ist, Ew. Majestät jetziges Ministerium verdrängen zu wollen." Diesem Ministerium gibt die Landsthingsadresse das Zeugniß, stets redlich bestrebt gewesen zu sein, mit dem Reichstage oder dessen beiden Abtheilungen zusammen zu arbeiten und übereinstimmende Beschlüsse aller Staatsgewalten herbeizuführen; dieses Bestreben sei aber erfolglos gewesen, weil es dem Folkething an gutem Willen zu gemeinsamer Arbeit gefehlt habe. Schließlich versichert das Landsthing, daß es ohne Furcht und Wanken für die Aufrechthaltung der Rechte des Königs wie der Freiheit des Volkes innerhalb der von der Verfassung gezogenen Grenzen eintreten werde.

Am 21. März empfing der König die Adreßdeputationen der beiden Things in Gegenwart des Conseilpräsidenten Estrup. In seiner Antwort auf die Adressen drückte König Christian zunächst sein tiefes Bedauern darüber aus, daß seiner Mahnung bei Eröffnung des Reichstages zu einträchtiger Arbeit desselben keine Folge gegeben sei. Kein Gesetz von Bedeutung sei zu Stande gekommen, und nichts sei geschehen, um die Selbständigkeit des Landes durch zweckmäßige Vertheidigungsmaßregeln zu schützen, da das Folkething sich geweigert habe, zur Förderung dieser wichtigsten Sache des Vaterlandes mitzuwirken. „Wir halten es für ein Unglück", fuhr der König fort, „wenn sich nicht die beiden Abtheilungen des Reichstages wegen eines Finanzgesetzes für das bald beginnende neue Finanzjahr einigen, aber unser Ministerium ist durchaus nicht das Hinderniß für die beiden Things, untereinander zu der nothwendigen Uebereinstimmung in Betreff des Finanzgesetzes zu kommen. Wir können uns nicht, ohne die dem König verfassungsmäßig zukommende Stellung aufzugeben, als Bedingung für die Annahme des Finanzgesetzes vom Reichstage vorschreiben lassen, unser Ministerium zu verabschieden." Speciell dem Folkething gab der König die Versicherung, daß es mit nicht größerer Liebe und Treue zur Verfassung stehe als er selbst, während er dem Landsthing für die bereits bekundete Bereitwilligkeit dankte, eine Uebereinstimmung mit dem Folkething wegen des Budgets zu erzielen.

Zur richtigen Beurtheilung der erwähnten Adressen und der königlichen Ant-

wort auf dieselben darf nicht unerwähnt bleiben, daß der Conseilpräsident Estrup in den letzten Jahren ohne Rückhalt erklärt hat, das Ministerium werde sofort dimissioniren, sobald das Folkething die demselben gleichberechtigte legislative Stellung des Landsthings, wie sie diesem durch die Verfassung garantirt sei, factisch anerkenne. Diese Forderung, die vor allen Dingen auch das Landsthing erhebt, und von deren Erfüllung dasselbe ein einträchtiges Zusammengehen mit dem Folkething abhängig macht, bildet den eigentlichen Kernpunkt des dänischen Verfassungsconflicts, der durch den Rücktritt des jetzigen Ministeriums nicht entfernt beseitigt werden würde. Es ist nichts als eine alberne Phrase, wenn das Folkething in seiner Adresse ein Ministerium an Stelle des jetzigen verlangt, welches mit dem Reichstage, also mit beiden Abtheilungen desselben, zusammen arbeiten will und kann. Ein solches Ministerium ist in Dänemark gar nicht aufzutreiben; die letzten nationalliberalen (gemäßigt liberalen) Ministerien sind mit der Folkethingsmajorität nicht besser oder schlechter ausgekommen als das conservative Großgrundbesitzerministerium Estrup, und wollte der König ohne vorausgegangene Erledigung des erwähnten Kernpunkt des Streites ein Ministerium aus der jetzigen Folkethingsmajorität berufen, dann würde die Opposition lediglich ihren Ort wechseln, d. h. vom Folkething zum Landsthing übergehen, die Situation aber um nichts gebessert werden. Wenn der trostlosen politischen Lage des Dänenstaates lediglich durch einen Ministerwechsel, durch Beseitigung des jetzigen Ministeriums ein Ende gemacht werden könnte, würde das Landsthing hierzu jeden Augenblick die Hand bieten, da die gemäßigt liberale Majorität dieses Things nicht die geringste Ursache hat, das Ministerium Estrup um des Ministeriums Estrup willen zu stützen. Um so verwerflicher ist daher auch die Drohung der Folkethingsadresse an den König mit einem „Bürgerkriege“ und einem Wendepunkt in seiner Regierung, wenn nicht das Ministerium entlassen werde. Zum Glück ist es noch in frischer Erinnerung des dänischen Volkes, welche Folgen es haben kann, wenn mit Pöbelhaufen gegen Vernunftgründe gekämpft wird, wie im November 1863, als König Christian durch aufgehetzte Pöbelhaufen gezwungen wurde, die schleswigsche Incorporationsacte zu unterzeichnen, was die beiden deutschen Großmächte zum militärischen Vorgehen gegen Dänemark veranlaßte. Die Revolutionsdrohungen des Folkethings sind denn auch auf einen sehr unfruchtbaren Boden gefallen; nur ein Haufen Lehrjungen skandalirte am Abend des 1. April in den Straßen der dänischen Hauptstadt und wurde mit leichter Mühe durch einige Polizisten auseinandergetrieben. Einer der oppositionellen Folkethingsführer, der moderate Graf Holstein-Ledreborg, erklärte einst, daß die Opposition ihr Ziel nur durch eine Revolution zu erreichen vermöge. Wenn diese Ansicht richtig ist, dann wird die Opposition in einer absehbaren Zeit ihr Ziel nicht erreichen, da in Kopenhagen einer kräftigen Regierung gegenüber keine Revolution ins Werk zu setzen ist, und Kopenhagen ist Dänemark, wie Paris Frankreich ist. Und Graf Holstein hat in Wirklichkeit recht: die Opposition verfügt über kein legales Mittel zur Durchführung ihrer Pläne. Diejenigen, welche in dieser Beziehung auf die Erfolge der norwegischen Opposition hinweisen, vergessen, daß die einschlägigen Verhältnisse in Norwegen ganz anderer Art als in Dänemark sind.

Die norwegische Opposition hat ihren Willen mittels der „scharfen Waffe" der Ministeranklage durchgesetzt; der dänischen Opposition steht eine gleich „scharfe" Waffe nicht zur Verfügung. Allerdings gibt es auch in Dänemark wie in Norwegen ein Reichsgericht, aber in Dänemark hat, wie schon im Eingange von uns ausgeführt wurde, die Majorität der Volksvertretung nicht auch wie in Norwegen zugleich die Majorität im Reichsgericht; auch das dänische Ministerverantwortlichkeitsgesetz ist schärfer präcisirt als das norwegische, welches die vagesten Auslegungen gestattet und mittels dessen eine gewissenlose Storthingsmajorität jedem ihr nicht behagenden Ministerium Ehre, Gut und Leben aberkennen kann. In Dänemark ist das unmöglich, sofern nicht das Ministerium oder ein Mitglied desselben sich wirklich schwerer Verbrechen gegen Verfassung und Gesetze schuldig macht. Sodann verleiht die norwegische Verfassung der dort im wesentlichen zu einer Kammer vereinten Volksvertretung weit größere Machtbefugnisse, als der dänischen Volkskammer verfassungsmäßig zustehen. Erstere vermag, zum Theil sogar ohne königliche Sanction, Gesetze durchzubringen, während in Dänemark die Regierung im Nothfalle, ohne Zuthun des Reichstages, Gesetze erlassen kann. Mit einem Worte: die norwegische Storthingsmajorität ist in der Lage, positiven Gebrauch von der Verfassung zu machen, die dänische Folkethingsmajorität kann nur negative Mittel anwenden. Es kommt noch hinzu, was ebenfalls ins Gewicht fällt, daß die norwegische Storthingsmajorität im großen und ganzen unter der Leitung eines einzigen Mannes stand, dem sich in entscheidenden Momenten alles willig unterordnete; die dänische Folkethingsmajorität hat dagegen ein Dutzend Führer, und sie ist aus den verschiedenartigsten, sich einander bekämpfenden Parteielementen zusammengesetzt. Berg, der sich berufen fühlte, Sverdrup's Rolle in Dänemark durchzuführen, und der auch einige Jahre thatsächlich an der Spitze der oppositionellen Folkethingsmajorität stand, hat im Laufe der letzten Session mehr und mehr an Einfluß verloren: es sind die Geister, die er selbst gerufen, welche ihn zu verderben drohen. In erster Reihe stellte die auf das Landgebiet verpflanzte socialistische Agitation ihm ein Bein. Die socialistischen Agitatoren, welche überall im Lande Volksversammlungen veranstalten, haben auf diesen öffentlich verkündet, daß zunächst „die Rechte zertrümmert werden müsse, sodann würde die Socialdemokratie mit der Linken abrechnen, denn dann werde es sich mehr direct um die Durchführung der socialistischen Ideen handeln". Diese Sprache der Socialdemokratie hat den Muth der moderaten Opposition, der eigentlichen Bauernpartei, wesentlich gelähmt und zwang Berg schon zu Anfang der Session eine Secession innerhalb der Opposition durch die Bildung einer „dänischen (nationalen) Linken" zu vollziehen, der von den etwa 80 oppositionellen Mitgliedern des Folkethings jedoch kaum 50 beitraten. Wenn Berg hiernach auch noch immer die stärkste Partei des 102 Mitglieder zählenden Things hinter sich hatte, so verfügte er doch nicht mehr über die Majorität im Thing, um selbständig vorgehen zu können, und mußte also seinen abtrünnigen Genossen gegenüber „gute Miene zum bösen Spiele" machen, falls er nicht die Waffen vor den Gegnern strecken wollte. Die „Internationalen" im Lande, welche schon im Vorjahr ein eigenes Preßorgan („Politiken") neben

dem alten oppositionellen Parteiorgan „Morgenbladet“ in Kopenhagen begründet hatten, machten Berg das Dasein immer saurer; es entspann sich ein heftiger Kampf zwischen Berg's „Morgenblad“ und dem unter der Leitung der bekannten beiden Brüder Dr. G. und E. Brandes stehenden Blatt „Politiken“, dem Organ des langjährigen radicalen Rivalen Berg's in der Führung der Opposition, dem Staatsrevisor Hörup, und dieser Kampf führte im Februar 1885 zu einem vollständigen Bruch zwischen der nationalen und internationalen Opposition. Die Internationalen wurden im „Morgenblad“ als Vaterlandsfeinde und Atheisten bezeichnet und für unwürdig erklärt, der dänischen Demokratie zu dienen, deren große Mehrzahl die Nationalität und das Christenthum für die Lebensfrage der Nation halte. Das Organ der Internationalen erwiderte, daß Berg die Sache der Demokratie und des Fortschritts verrathen habe und zum Conservatismus übergegangen sei. So ganz unberechtigt ist diese Beschuldigung nicht; denn von 1877 bis 1884 ist Berg der anerkannte Führer der radicalen Opposition gewesen, bis schließlich die von ihm großgezüchteten radicalen Bahnbrecher ihm über den Kopf wuchsen und ihm keine weitere Wahl blieb, als sich von diesen falschen Verbündeten, mit deren Hülfe er sich auf den Ministersessel zu schwingen hoffte, loszusagen oder auf die Führerschaft der moderaten Elemente zu verzichten. Wie sich nun jetzt die Dinge gestaltet haben, ist auch die von Berg eingenommene moderirte oppositionelle Stellung unhaltbar geworden; für eine solche Stellung ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen kein Raum mehr. Die von den demokratischen Ultras unterstützte socialistische Agitation auf dem Lande zwingt den ackerbauenden Mittelstand, die Bauern, Fühlung nach rechts zu suchen, da jene Agitation nicht nur gegen die materiellen Interessen des Bauernstandes gerichtet ist, welche für diesen Stand den höchsten Werth haben, sondern auch den jetzigen dominirenden politischen Einfluß dieses Standes untergräbt, indem sie die untern Klassen der ländlichen Bevölkerung zu höhern Lohnansprüchen u. s. w. anspornt und dieselben politisch unabhängig von dem Bauernstand zu machen sucht. Die grundbesitzenden Klassen der ländlichen Bevölkerung Dänemarks (Großgrundbesitzer und Bauern) zählen etwa 72000 Folkethingswähler, die untern Klassen der Landbevölkerung dagegen ungefähr 220000. Wenn es den politischen Ultras gelingt, auch nur die Hälfte dieser letztern Wählerzahl auf ihre Seite zu bringen, dann ist der parlamentarischen Bauernherrschaft ein Ende gemacht. Unter solchen Umständen bleibt Berg kaum etwas anderes übrig als ein absoluter Bruch mit seinem verflossenen Ideal, mit dem Glauben zu brechen, daß dort, wo die Majorität, auch das Recht ist. Kann er sich hierzu nicht entschließen, dann wird er als politischer Führer unmöglich, denn der Bauernstand muß früher oder später aus Gründen der Selbsterhaltung einen festen Halt in dem auf dem Lande und überhaupt in der Provinz eine gewichtige Stellung einnehmenden Großgrundbesitz, sowie in der Intelligenz des Landes suchen, die beide so gut wie ausschließlich entschiedene Gegner des politischen Radicalismus sind. Sache der Regierung und ihrer Anhänger wird es nun sein, den gemäßigten Elementen der Opposition die Rechtsschwenkung nach Möglichkeit zu erleichtern. Die letztern würden vor allen den Rücktritt des Ministeriums fordern, und dieser Forderung wird leicht entsprochen werden können, da

das Ministerium selbst einen Ausgleich auf dieser Basis wünscht, natürlich unter der Voraussetzung, daß der in Betracht kommende Theil der Gegenseite sich voll und ganz auf den Boden der Verfassung von 1866 stellt. In seiner Vorstellung an den König vom 1. April 1885 betreffend den Erlaß eines königlichen provisorischen Finanzgesetzes hat das Ministerium gewissermaßen das Programm für einen Ausgleich aufgestellt; die Vorstellung lautet:

„Die gegenwärtigen Rathgeber Ew. Majestät könnten aus manchen Gründen wünschen, sich zurückzuziehen. Der andauernde und aufreibende Streit und die gehässigen Angriffe, denen wir täglich ausgesetzt sind, sind genügende Aufforderung dazu. Aber wir würden es für eine Beiseitesetzung unserer Pflicht gegen Ew. Majestät und gegen die Verfassung erachten, wenn wir unter den jetzt vorliegenden Umständen Nachgiebigkeit angerathen hätten. Wir hegen die Ueberzeugung, daß Dänemark nur eine ruhige und gesicherte Zukunft und eine geachtete Stellung unter den europäischen Staaten einnehmen kann, wenn der gesetzmäßige Charakter der Verfassung als beschränkte Monarchie mit einem Zweikammersystem mit Entschiedenheit und Klarheit aufrecht erhalten wird, und daß ein leicht zum Untergang führender, gefährlicher Weg betreten wäre, falls es gelänge, dieses Gepräge der Verfassung zu vertilgen und Dänemark zu einem vom Folkething beherrschten Lande zu machen, während die königliche Gewalt in einen Schein verwandelt und der Einfluß des Landsthings darauf beschränkt wird, innerhalb gewisser Grenzen einzelne nach dessen Ansicht schädliche Gesetze verhindern zu können, während es vom Einfluß auf das für die Administration so wichtige Finanzgesetz ausgeschlossen ist. Es wird nicht vermieden werden können, daß Unruhe und Gärung im Lande infolge des Mangels eines regulären Finanzgesetzes entstehen, und es kann erwartet werden, daß man auf verschiedenen Seiten bestrebt sein wird, eine starke Aufregung in den untern Schichten der Bevölkerung, die man nach dieser Richtung seit langem bearbeitet hat, hervorzurufen; aber dieses, wie man hoffen darf, vorübergehende Uebel wird doch, selbst wenn ernste Maßregeln dagegen getroffen werden müssen, geringer sein als die Verdunkelung der Verfassung, welche erfolgen würde, wenn man das Finanzgesetz mit dem Verzicht auf das Recht des Königs, seine Minister zu wählen, erkaufen müßte.“

Im Hinblick auf diese officielle Erklärung des Ministeriums Estrup und unsere vorausgegangenen Ausführungen möchten wir ein baldiges Ende der am 1. April in Dänemark eingetretenen politischen Krisis mit ziemlicher Bestimmtheit voraussagen. Die Opposition hat einen groben politischen Fehler begangen, daß sie es zu einer Katastrophe in der Budgetfrage getrieben und hierdurch der Regierung eine Waffe in die Hand gegeben hat, mit welcher diese ihre der Opposition gegenüber an und für sich schon vortheilhafte Position nicht nur um so erfolgreicher zu vertheidigen vermag, sondern die sie auch in den Stand setzt, zur Offensive übergehen zu können. Die Regierung nimmt jetzt eine nach allen Seiten hin, gegenüber den Mitteln, über welche die Opposition verfügt, unangreifbare Machtstellung ein, da sich jetzt alles, was zur bestehenden Verfassung hält, fester denn je um dieselbe schart, und diejenigen, welche bisher zwischen rechts und links schwankten, gezwungen sind, Farbe für oder gegen die Regierung zu bekennen. Spätestens

in diesem Herbst (1885), nach Eröffnung der nächsten ordentlichen Reichstagssession, wird sich auch zeigen müssen, ob der moderate Theil der Opposition, wir denken hier speciell an die Gruppe Holstein-Ledreborg, geneigt ist, einen aussichtslosen Kampf zu Gunsten der parlamentarischen Majoritätsherrschaft fortzusetzen, oder ob derselbe inzwischen zu der Erkenntniß gekommen ist, daß hierdurch nur der Socialdemokratie in die Hände gearbeitet wird, die in einem Staate, in welchem die Zahlenmajorität herrscht, doch immer die Oberhand haben würde. Graf Holstein-Ledreborg sagte vor Jahresfrist im Folkething, daß das reine Majoritätsregiment Absolutismus sei, und daß der Majoritätsabsolutismus sich von dem königlichen Absolutismus nur dadurch unterscheide, daß ersterer sich weniger verantwortlich fühle als letzterer. Hiernach darf man wol annehmen, daß der genannte Führer der moderaten Opposition jetzt, da er sich vor ein Entweder — Oder gestellt sieht, mit seinen Parteigenossen diejenige Richtung verlassen wird, die zur Majoritätsherrschaft führt. Unter allen Umständen kann und wird die Regierung ruhig abwarten, wie die Dinge sich weiter gestalten. Daß sie ihre jetzige Machtstellung misbrauchen und zu reactionären Zwecken ausbeuten wird, ist nur in dem Falle zu befürchten, daß die Opposition sich zu revolutionären Gewaltacten hinreißen läßt, was nicht zu erwarten steht.

Cavour und Garibaldi im Jahre 1860.

Eine Episode aus der Entstehungsgeschichte des Königreichs Italien.

Von

Otto Speyer.

II.

Während die Verhandlungen zwischen den Cabineten langsam und resultatlos fortschlichen, nahm das sicilianische Drama einen raschern Verlauf. Garibaldi hatte Victor Emanuel gebeten, ihm seinen Freund Depretis als königlichen Commissar zu senden. Der König und Cavour hätten lieber den monarchischen Demokraten Valerio, eine zugleich energische und gewandte Persönlichkeit, gewählt, gaben aber Garibaldi's dringendem Wunsche statt. Cavour's Urtheil über den jetzigen Premierminister des Königreichs Italien lautet nicht sehr schmeichelhaft. Zunächst wirft er ihm (567) seine frühere Anhänglichkeit an Mazzini vor, den er noch immer nicht offen verleugne. Dann heißt es wörtlich weiter: „Außerdem ist Depretis bei einer strengen Außenseite und trotz eines Wesens, das auf einen entschlossenen Charakter schließen lassen möchte, ein unentschiedener, unentschlossener Mensch, welcher der Unpopularität schlecht die Stirn zu bieten wüßte. Er ist gescheit; aber ihm fehlen die politischen Studien, welche uns befähigen, die Opportunität von Handlungen internationaler Art zu beurtheilen. Unter einem entschlossenen Chef würde er Vorzügliches leisten, als Leiter einer großen Bewegung wird er sich höchst mittelmäßig erweisen." Cavour durfte sich jedoch bald überzeugen, daß er Depretis zu ungünstig beurtheilt hatte. Persano rühmt nicht minder die Festigkeit als die unverdrossene Thätigkeit des neuen Prodictators, seine Einsicht, Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit. Er erwies sich als treuer Vertreter des nationalen Königthums und großer Verehrer Cavour's (591). Dennoch war er auch wol kaum der richtige Mann, um der immer weiter um sich greifenden Anarchie auf der Insel erfolgreich entgegenzutreten, selbst wenn er die äußern Mittel dazu, die ihm fehlten, besessen hätte. Verwaltung und Rechtspflege waren zu einem unentwirrbaren Chaos geworden oder hatten ganz aufgehört; Räuber- und Mörderbanden durchzogen das Land. Vergeblich wurden in Palermo und Messina fast täglich von den Kriegsgerichten Todesurtheile gefällt und vollzogen. Die Gegner der nationalen Bewegung wiesen triumphirend mit Fingern auf diese

„glückseligen Folgen der Befreiung"; die fremde Diplomatie in Turin mahnte, drohte und protestirte ohne Unterlaß. Aber Cavour war außer Stande zu helfen. Vergeblich hatte er sich bemüht, den geringsten Einfluß auf Garibaldi wieder zu erlangen; das Mistrauen des Generals war untilgbar; er war geneigt, sogar dem von Cavour energisch dementirten Gerücht (575) zu glauben, daß dieser außer Sardinien auch noch Genua an die Franzosen abzutreten bereit sei. „Garibaldi", schreibt Cavour an einen Freund (572), „hat einen edelmüthigen Charakter und poetische Instincte; aber dabei ist er eine wilde Natur, bei der gewisse Eindrücke unverlöschliche Spuren zurücklassen. Er betrachtet die Abtretung von Nizza gewissermaßen als eine persönliche Beleidigung, die er uns niemals vergeben wird.... Ich glaube, er wünscht ebenso sehr das Ministerium zu stürzen, wie die Deutschen*) zu vertreiben." „Erinnern Sie sich daran", heißt es in einem Briefe an Persano vom 23. Juli (584), „daß er jahrelang in Amerika gelebt hat und noch länger in der Einsamkeit. Er ist deshalb von einer außerordentlichen Zurückhaltung und an ein allgemeines Mistrauen gewöhnt. Er ist aufrichtig in seiner Zuneigung zum König; aber er liebt ihn auf seine Weise. Er will die Einheit Italiens; aber ich fürchte, er beabsichtigt, äußerst gefährliche Mittel dazu anzuwenden. Wie dem auch sei: wenn er nur ein wenig verständig ist, muß die Regierung Hand in Hand mit ihm gehen. Ich werde alles dazu thun." Wiederholt erklärt Cavour: „Ich werde keinen Augenblick anstehen, zurückzutreten, um eine vollkommene Harmonie zwischen Garibaldi und der Regierung herzustellen, wenn er nur keine Verrücktheiten begeht." „Wenn eine Veränderung im Ministerium die Harmonie zwischen Garibaldi und Turin herstellen könnte, müßte man daran denken, sie zu bewerkstelligen. Aber wen an unsere Stelle setzen?" (572.) Da lag der Knoten. Vergebens suchte er unter den Staatsmännern zu seiner Linken wie zu seiner Rechten einen Mann, der gleich ihm die unentbehrliche Gewandtheit und diplomatische Feinheit mit ausdauernder Energie, voller Selbstlosigkeit und hohem Ansehen im In- und Auslande verband, um das Ziel des monarchischen Einheitsstaates Italien unter dem Scepter des Hauses Savoyen zu erreichen. Cavour dachte an Ricásoli und Rattazzi. Aber der erstere, in so hoher Achtung er wegen seines Charakters und seiner Leistungen für die Vereinigung Toscanas mit dem Nationalstaat stand, war unmöglich, nicht nur weil es seinem Geiste an aller Geschmeidigkeit und Biegsamkeit, und damit an jener Fülle von Auskunftsmitteln fehlte, deren es bedurfte, um das Staatsschiff glücklich zwischen den vielen Klippen und Untiefen hindurch in den Hafen zu führen, sondern auch als entschiedener Gegner Garibaldi's und seiner Dictatur. Rattazzi war gewandter und stand Garibaldi näher. Aber abgesehen davon, daß es ihm in moralischer wie in politischer Beziehung an dem erforderlichen Ansehen bei der Nation und bei der ausländischen Diplomatie fehlte, mußte Cavour besorgen, daß „der dumme Maulesel", wie er ihn einst in einem Briefe an La Farina genannt (475), nicht im Stande sein werde, der überhandnehmenden demokratischen Revo-

*) Cavour folgt hier dem früher allgemeinen Sprachgebrauch, wo „Tedeschi" und „Austriaci", Deutsche und Oesterreicher, vollständig als Synonyme betrachtet wurden.

lution wirksamen Widerstand zu leisten. „Rattazzi halte ich für jetzt für unmöglich" (572).

Es blieb nichts übrig, als auszuharren und zu laviren. Garibaldi benahm sich und betrachtete sich als vollkommen unabhängig von der turiner Regierung. Begeisterte Verehrer und berechnende Egoisten forderten ihn auf, sich selbst die sicilische Krone aufs Haupt zu setzen. Aber der General blieb fest und treu bei seinem Wahlspruch: „Italien und Victor Emanuel!" Dennoch sprach er in einem Briefe an den König vom 27. Juli „wie jemand, der wol weiß, daß seine Macht über alle Controle erhaben ist" (596). Der Monarch hatte ihm in einem eigenhändigen Briefe eingeschärft, nach dem Abzug der Neapolitaner aus Sicilien (mit Ausnahme Messinas) die Feindseligkeiten einzustellen. Wenn aber hier Garibaldi den Gehorsam verweigerte, so besaß er ohne Zweifel Schlauheit und Scharfsinn genug, um den wahren Sinn und Zweck des königlichen Schreibens zu erkennen, das nur bestimmt war, der Diplomatie Sand in die Augen zu streuen und den König wie seine Regierung von der Anklage des Einverständnisses auch betreffs des Ueberganges auf das Festland zu entlasten. In der That hatte Cavour gleichzeitig an Persano geschrieben: „Se. Majestät hat vielseitigen Bitten, den General aufzufordern, nicht auf den Continent zu gehen, nachgeben zu müssen geglaubt." Der Admiral war ganz die geeignete Person, um Garibaldi den erforderlichen Commentar zu diesen Worten zu geben.

Aufrichtige, aber nicht weitschauende Freunde riethen Cavour, das Parlament einzuberufen und dasselbe gleichsam zum Richter zwischen ihm und dem Dictator zu machen. Cavour antwortete: „Die Kammern einberufen und eine parlamentarische Schlacht liefern: das wäre so recht nach meinem Geschmack. Aber ich bin überzeugt, wenn es mir auch gelänge, mein Prestige zu retten — ich würde Italien ins Verderben stürzen. Nun aber sage ich Ihnen ohne Prahlerei, lieber Freund: ich verliere lieber meinen Ruf und sehe ein Italien werden. Um aber in diesem Falle Italien zu gründen, darf man Victor Emanuel und Garibaldi nicht in Opposition bringen. Garibaldi besitzt eine große moralische Macht, ein ungeheueres Prestige, nicht nur in Italien, sondern in ganz Europa. . . . Wenn ich morgen mit Garibaldi in Fehde geriethe, würde ich vielleicht die alte Diplomatie in überwiegender Mehrzahl für mich haben; die öffentliche Meinung Europas aber würde gegen mich sein. . . . Nur wenn er uns in einen Krieg mit Frankreich verwickelte oder ein anderes politisches Programm aufstellte, als die nationale Monarchie mit Victor Emanuel, könnten wir gegen ihn auftreten" (603).

Daß Garibaldi, einmal Herr von Neapel, tollkühn auf die Franzosen in Rom losgehen werde, war in der That Cavour's größte Sorge. Innerhalb Italiens gab es außer Rom und Venedig kein ernstes Hinderniß mehr für die völlige Einigung, und vor jeder fremden Invasion konnte er sicher auf Frankreichs Veto zählen. Kannte er doch längst Napoleon's intimsten Gedanken, den dieser in einem Briefe an Persigny in London zur Mittheilung an Lord Palmerston aussprach: „Ich wünsche, daß Italien Frieden bekomme, gleichviel wie, wenn ich mich nur von Rom zurückziehen kann und eine fremde Intervention vermieden wird."

Die Nachricht von dem sehr übertrieben dargestellten Siege Garibaldi's bei

Milazzo (20. Juli) begeisterte Cavour selbst so, daß für den Augenblick alle seine Besorgnisse in den Hintergrund traten. „Nach diesem glänzenden Siege sehe ich nicht, was ihn daran verhindern könnte, auf den Continent zu gehen. . . . Lassen wir Garibaldi machen. Das Werk darf nicht halb vollendet bleiben; die in Sicilien aufgepflanzte Fahne muß sich über das ganze Reich erheben, muß an den Küsten der Adria wehen, bis sie die Königin dieses Meeres deckt" (585).

Aber das stolze Phantasiegebilde machte bald wieder nüchternen Betrachtungen und ernsten Sorgen Platz. In demselben Briefe an Persano schrieb Cavour: „Es wäre besser, die Neapolitaner hätten das Werk selbst vollendet oder wenigstens eingeleitet." Würde Garibaldi das Siegesglück auch auf dem Festlande getreu bleiben, wo mehr als 60000 Mann königstreuer wohlgeschulter Truppen ihm gegenüberstanden? Und wenn das wäre, würde es möglich sein, den von seinen unerhörten Erfolgen berauschten Enthusiasten von der Invasion des von den Franzosen occupirten römischen Gebietes zurückzuhalten? Und selbst wenn es gelingen sollte, ihn zunächst nordwärts, nach Venedig abzulenken, so konnte sich doch Cavour nicht verhehlen, daß auch ein Krieg mit Oesterreich ohne Alliirte das junge Königreich mit schwerer Niederlage und dem Verlust alles bisher Errungenen bedrohte. Heißt es auch in einem Briefe an Ricásoli (612): „Ist der Krieg nicht zu vermeiden, so werden wir ihn führen, und gut führen. . . . Und sollten wir auch von überlegenen Mächten geschlagen werden: die Sache Italiens würde darum nicht verloren sein; sie würde aus ihren Ruinen erstehen, wie Piemont aus Novara erstanden ist" — so betrachtete er diesen Krieg doch als ein pis-aller, dem vorzubeugen er durch jedes mit der Ehre verträgliche Mittel bestrebt sein müsse. Deshalb war es sein größter Wunsch, daß in Neapel eine selbständige Erhebung gegen die Bourbonen stattfinden und den Boden für eine Einigung mit dem übrigen Italien ebnen möchte, ehe Garibaldi den Faro überschritte. Schon vor den Allianzverhandlungen mit dem neapolitanischen Cabinet hatte er in diesem Sinne an Villamarina geschrieben. Der Gesandte sollte sich mit der liberalen Partei in Verbindung setzen, zum Handeln drängen, aber ohne seine Regierung zu compromittiren. Er selbst trat in Verkehr mit den Häuptern der neapolitanischen Unzufriedenen und Nationalgesinnten, mit Liborio Romano, dem General Nunziante, dem Oheim des Königs, Grafen von Syrakus. „Wenn der neapolitanische Aufstand vor Garibaldi's Ankunft stattfinden kann", schreibt er am 3. Aug., „ist Italien gerettet; wo nicht, läuft es große Gefahr" (593). Am 30. Juli hatte er an Persano in Palermo den Befehl gesandt, nach Neapel zu gehen, um womöglich die Flottenoffiziere zu gewinnen. „Das zu lösende Problem", heißt es in seiner Instruction an den Admiral vom 9. Aug., „ist folgendes: die Revolution unterstützen, doch so, daß sie Europa als ein freiwilliger Act erscheint. Wenn das möglich ist, sind Frankreich und England für uns."

Aber vergeblich erhoffte er von Tag zu Tag mit Schmerzen das Telegramm mit der Botschaft des Ausbruchs; vergebens suchten die piemontischen Agenten den Liborio Romano, Nunziante und Genossen, „diesen begossenen Hühnchen", wie sie Cavour nennt (607), Muth einzuflößen. Sie wollten gern schwimmen, fürchteten aber allzu sehr, sich den Pelz naß zu machen.

Am 19. Aug. bewerkstelligte Garibaldi trotz der neapolitanischen Kreuzer seine Ueberfahrt nach dem Festlande. Daß Cavour dieselbe durch Persano direct habe begünstigen lassen, wie Reuchlin meint, ist nicht richtig. „Helfen Sie Garibaldi bei der Ueberfahrt auf den Continent nicht", schreibt er an Persano (591); „suchen Sie dieselbe auf indirecte Weise sogar soviel als möglich aufzuhalten." An eine gewaltsame Verhinderung dachte er natürlich nicht. Es mußte ihm ja im Gegentheil wünschenswerth erscheinen, den General aus Sicilien zu entfernen. Hatte doch die Regierung des Dictators und seiner Vertrauten die Insel in eine heillose Verwirrung gebracht und Zustände hervorgerufen, fast trauriger, als sie unter dem Regiment Ferdinand's und Franz' II. gewesen waren. In seiner Abwesenheit durfte Cavour hoffen, die Annexion leichter durchzusetzen und dann der herrschenden Anarchie ein Ende zu machen. Er wollte also nur der festländischen Bevölkerung noch eine Frist für die noch immer erhoffte großartige Manifestation gönnen, welche, das einheitliche Italien unter Victor Emanuel proclamirend, es der oberitalienischen Regierung ermöglichen sollte, noch vor Garibaldi's Ankunft die Zügel selbst in die Hand zu nehmen. Aber Cavour, der den Süden seines Vaterlandes nie aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte, beurtheilte die Bevölkerung schlecht. Der mittelitalienische Maßstab, den er anlegte, paßte hier durchaus nicht. Er überschätzte den Einfluß der den Neapolitanern im ganzen und großen fremden Nationalitätsidee. Die gemäßigt Liberalen, repräsentirt durch den sogenannten Ordnungsausschuß, waren unentschlossen und ohne bestimmenden Einfluß auf die Volksmassen, die, soweit sie nicht noch ihrem König anhingen, mehr mit dem mazzinistischen Actionscomité sympathisirten. Die Briefe Persano's geben ein Bild der kläglichen Zerfahrenheit und Rathlosigkeit der Parteien, wie ihrer erbärmlichen Intriguen gegeneinander.

Als die Nachricht von der Landung Garibaldi's bei Reggio und seinen fabelhaften Erfolgen, seinem reißend schnellen Fortschreiten nach Neapel drang, wurde das bewegliche Volk von einem Taumel der Freude und Bewunderung ergriffen. Der Name des Volksheros wurde angerufen wie der eines Heiligen. Vergeblich sandte Cavour in den Tagen vom 24. bis 27. Aug. Depesche auf Depesche an Villamarina und Persano, welchen letztern er gegen dessen Wunsch und Meinung vor Garibaldi's Ankunft zum Dictator ausrufen lassen wollte (623—630). „Bieten Sie alles auf, um eine Dictatur Garibaldi zu vermeiden. Persano muß ernannt werden mit dem Grafen von Syrakus als Schild", schreibt er am 27. Aug. an Villamarina. Aber für eine zugleich kühne und besonnene That hatte das Volk keinen Sinn. Die „Partei der Ordnung" verlor täglich mehr an Terrain. Der Aufruf des Generals Nunziante an das Heer zu einem Pronunciamiento für Victor Emanuel blieb ebenso resultatlos, wie die zum Theil durch Cavour selbst veranlaßten (615) Bemühungen des Grafen von Syrakus, seinen Neffen durch sentimental-patriotische Redensarten zur Thronentsagung zu bewegen. Der Graf von Chambord als Familienhaupt und der Papst ermahnten den König, die Sache des legitimen Königthums gegen Revolution und Usurpation zu vertheidigen. Das war auch die Meinung der jungen deutschen Königin; aber während sie ihren Gemahl anflehte, sich an der Spitze seiner Truppen Garibaldi entgegenzustellen,

folgte Franz II. lieber dem Rath seiner absolutistischen Camarilla, die Hauptstadt der Anarchie zu überlassen, um von den beiden Festungen im Norden aus sein Reich wiederzuerobern und mit der Niederwerfung der Revolution zugleich die von der Angst erzwungene Constitution zu begraben. Am 5. Sept. verließ er mit einem schwungvollen Protest an sein Volk und die Mächte Neapel, das er nicht wiedersehen sollte.

Je weiter inzwischen Garibaldi auf seinem unblutigen Siegeszuge nordwärts vordrang, um so stolzer und unlenksamer trat er der oberitalienischen Regierung gegenüber auf, um so übermüthiger geberdete sich die republikanische Partei, die, Bertani an der Spitze, von Ligurien aus in steter Verbindung mit dem Dictator stand. In Toscana bildete sich unter dem Befehl des radicalen Obersten Nicotera ein Freiwilligenheer, das nicht einmal die Nationalfahne aufpflanzte (619). Die revolutionäre Bewegung drohte der Regierung über den Kopf zu wachsen. Aber Cavour, der selbst geholfen, sie zu entfesseln, war kein Goethe'scher Zauberlehrling: er war entschlossen, der wachsenden Gefahr mit äußerster Energie entgegenzutreten. „Da zum Sturz der Bourbonen eine Revolution nothwendig ist, so habe ich sie zugelassen und sogar begünstigt. Wenn aber außerhalb der königlichen Staaten die Revolution nützlich war, so würde sie im Innern mörderisch sein. Mag daraus entstehen, was da wolle: wir werden sie mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln bekämpfen.... Große Gefahren drohen uns von innen und außen. Die kleinste Schwäche in unsern Handlungen würde uns zu Grunde richten" (619).

Mit der steigenden Sorge um den Ausgang steigt auch die Zahl der in der Chiala'schen Sammlung mitgetheilten Briefe und Depeschen Cavour's, dessen fieberhafte Thätigkeit in diesen Wochen uns aus denselben deutlich entgegentritt. Oft tragen vier bis fünf das gleiche Datum. Er hatte sich endlich überzeugen müssen, daß es unmöglich sei, Garibaldi das Prävenire zu spielen. „Wie die Sachen jetzt stehen, muß man darauf verzichten, in Neapel eine Regierung ohne Garibaldi zu gründen" (635). „Da das Heer nicht mehr im Stande ist, ihm den Weg nach Neapel zu verlegen, können und dürfen wir es nicht thun. Das wäre vor 14 Tagen passend gewesen; jetzt wäre es ein verhängnißvoller Fehler. Die Regierung nimmt also die Ankunft Garibaldi's in Neapel als eine unbestreitbare Thatsache an. Um zu verhindern, daß die Revolution sich nicht bis in unser Reich ausdehne, gibt es nur ein Mittel: daß man unverzüglich Herr über Umbrien und die Marken werde" (637).

Damit war das große Wort ausgesprochen; der Beginn einer neuen Phase in Cavour's nationaler Politik bezeichnet. Nicht erst jetzt tauchte der Gedanke bei ihm auf. Schon zu Ende Juli, drei Wochen bevor Garibaldi den Fuß auf das Festland von Neapel setzte, hatte Cavour in vertraulichem Gespräch geäußert: „Wenn nicht rasch entscheidende Manifestationen in Neapel erfolgen, müssen wir entweder in Umbrien und die Marken einfallen, oder uns den Kopf an dem Festungsviereck einrennen."*) „Der Augenblick zum Handeln", schrieb er vier

*) Massari, „Il Conte di Cavour" (Turin 1873), S. 362.

Wochen später an den Marchese Gualterio in Cortona, „rückt heran. Das Ministerium ist entschlossen, den Aufstand in Umbrien und den Marken nicht nur zu unterstützen, sondern ihn zu leiten.... Im entscheidenden Augenblick werden wir nicht weniger entschlossen, nicht weniger verwegen sein als Bertani" (625).

In der That erschien jede Gefahr, selbst die eines Krieges mit Oesterreich, geringer, als mit den Händen im Schos abzuwarten, ob die Revolution oder die Reaction den endlichen Sieg davontragen werde. „In Neapel können wir die zur Beherrschung der Revolution nöthige moralische Kraft nicht mehr gewinnen, sondern nur in Ancona" (644). Cavour sandte Cialdini und Farini nach Chambéry, wo sich Napoleon befand, um sich seiner Genehmigung zu versichern. „Der Kaiser hat alles gebilligt", schrieb er bald darauf an einen Freund (633). Aber seine Auffassung der Antwort des Kaisers war eine allzu sanguinische gewesen. Das „Faites, mais faites vite", was dieser den Abgesandten zugerufen haben soll, ist eine historische Mythe. So erbittert er auch durch das Auftreten Lamoricière's als Oberbefehlshaber des buntscheckigen päpstlichen Heeres und Bannerträger der klerikalen Partei war, blieb er doch eine Zeit lang schwankend. Das erhellt klar aus einer Depesche Cavour's an den Grafen Arese in Evian (Savoyen) vom 31. Aug. (639), worin er diesen beauftragt, dem Kaiser die Lage Italiens zu schildern. „Die Allianz zwischen Oesterreich, Papst und Bourbonen fast abgeschlossen ... unmöglich, sich von dem Demagogenthum in Neapel überholen zu lassen ... wenn die Annexion ausgeführt ist, wird man suchen, weder Rom noch Oesterreich anzugreifen ... der Kaiser kann Italien retten, wenn er einen Angriff vor dem Frühling verhindert. Wenn es sein muß, werden wir uns allein gegen Oesterreich schlagen. Der Kaiser wird den einzigen Alliirten Frankreichs nicht durch eine Coalition zu Grunde richten lassen." Zugleich berief er sich auf die Worte des großen Völkerrechtslehrers Vattel, in denen dieser sein Urtheil über die Landung Wilhelm's von Oranien in England zusammenfaßt: „Wenn ein Volk aus gerechten Gründen gegen seine Unterdrücker zu den Waffen greift, so ist die Unterstützung solcher tapfern Männer in Vertheidigung ihrer Freiheit eine That des Edelmuthes und der Gerechtigkeit."

Der Kaiser ließ sich überzeugen, wenn er auch das Benehmen der sardinischen gegen die neapolitanische Regierung offen misbilligte (649) und sogar, um den Schein zu wahren, den diplomatischen Verkehr mit dem turiner Hofe für kurze Zeit abbrach.

Ricásoli hatte recht: das Doppelregiment der republikanischen Dictatur im Süden und des constitutionellen Königthums im Norden war auf die Länge unhaltbar. Cavour stellte dem König die Wahl zwischen ihm und dem Dictator, und der König, ein so begeisterter Verehrer des Volkshelden er stets gewesen war, entschied sich doch ohne Schwanken für den Minister. Aber würde sich Garibaldi dem Befehl des Königs fügen? Cavour überblickte mit Grausen die schreckliche Gefahr, welche der ganzen nationalen Sache drohte, wenn er den Gehorsam weigerte, wenn infolge dessen eine tiefe Kluft in die nationale Bewegung gerissen, der Bürgerkrieg unvermeidlich werden sollte. Deshalb entschloß er sich zu einem letzten Versuche directer Verständigung mit dem Dictator. Er sandte den

Garibaldi persönlich befreundeten Hauptmann Laugier in das Hauptquartier des Generals nach Salerno, um demselben alle gewünschten Aufklärungen über die bisherigen Ereignisse, wie über die ganze Politik und die gegenwärtigen Absichten der Regierung zu geben. „Ich wünschte lebhaft", heißt es in dem eigenhändigen Briefe Cavour's, den der Abgesandte übergab, „es möchte durch diese Mission das völlige Vertrauen wiederhergestellt werden, das vor zwei Jahren zwischen uns herrschte, damals, als ich den Krieg vorbereitete, an den keiner glaubte und den viele fürchteten. Ich wünsche es wegen der schnellern und sichern Ausführung des Werkes, dem Sie Ihr tapferes Schwert gewidmet haben: der Gestaltung Italiens zu einer freien und starken Monarchie unter dem Scepter Victor Emanuel's."

„Welchen Eindruck auch die Mittheilungen, welche ich Ihnen machen lasse, auf Sie hervorbringen mögen, so darf ich doch immerhin hoffen, daß Sie diesen Schritt als einen unzweifelhaften Beweis betrachten werden, daß ich Ihre Loyalität und Ihren Patriotismus nicht minder anerkenne, als Ihre bewundernswürdige Tapferkeit und Ihr ungewöhnliches militärisches Genie" (638).

„Theilen Sie Garibaldi", schrieb Cavour acht Tage später an Persano, „die Instructionen über den bevorstehenden Abgang der Flotte nach Ancona mit. Versichern Sie ihn meines aufrichtigen Wunsches, in vollständigem Einverständniß mit ihm zu handeln, zuerst für die Gründung Italiens, dann für das Unternehmen in Venetien" (650).

Es war der Liebe Müh' umsonst. Garibaldi's Groll und Mistrauen waren zu tief gewurzelt, der Einfluß seiner mazzinistischen Rathgeber zu groß. Es war seine aufrichtige Ueberzeugung, daß er, und nicht Cavour der rechte Mann sei, um die Einheit Italiens zu vollenden; auch schenkte er den Einflüsterungen Glauben, daß nur Neid und kleinliche Eifersucht den Rivalen bestimmten, ihn bei seinem Siegeszug durch die Halbinsel aufzuhalten. Er hatte keineswegs Lust, sich mit der Stellung eines Präsidenten der provisorischen Regierung, wie Cavour wünschte (644), zu begnügen, sondern proclamirte sich nach seinem triumphirenden Einzug in Neapel am 7. Sept. als unbeschränkten Dictator des Festlandes wie der Insel.

Der letzte Brief der Chiala'schen Sammlung trägt das Datum dieses Einzugs. Wir ergänzen das Bild, welches wir an der Hand dieser Briefe dem Leser vorgeführt, indem wir die weitere Entwickelung des Verhältnisses zwischen den beiden Hauptpersonen in dem großen Drama der Entstehungsgeschichte des Königreichs Italien bis zu dem Tode der einen von ihnen in kurzen Zügen skizziren.

Im Auftrage Cavour's hatte Villamarina Garibaldi die bevorstehende Invasion der päpstlichen Staaten durch das königliche Heer angezeigt; bald nachher theilte er ihm mit, daß bei der Lage der Dinge auch die Ueberschreitung der neapolitanischen Grenze nöthig werden könne. Garibaldi antwortete Villamarina, wenn die piemontesische Regierung dem Papst die weltliche Herrschaft nehmen und die Franzosen aus Rom vertreiben wolle und könne, so möge sie sich beeilen. „Sonst soll mich niemand an der Lösung durch das Schwert verhindern."

Das war eine stolze Sprache. Von Glück und Ruhm berauscht, von Schmeichlern und einem Hofstaat radicaler und internationaler Fanatiker, den Saffi, Cattaneo, Ledru-Rollin, Alexandre Dumas, Mario u. a. umgeben, die ihm einredeten, daß sein Weg der allein richtige sei, daß aber der Mann, der seine Vaterstadt verschachert, nun ernten wolle, was er gesäet habe; dabei von vornherein ein Feind der Diplomatie, ihrer krummen Wege und ihrer „Maulwurfsarbeit", hatte er sich gewöhnt, sich als den vom Schicksal auserkorenen Befreier Italiens zu betrachten. Ist es auch eine durch seine Thaten wie durch seinen Charakter genügend widerlegte Verleumdung, daß er je den Gedanken gehegt habe, dauernd das Herrscheramt in den befreiten Provinzen zu üben, so stand doch damals der Entschluß fest in ihm, den er auch gegen den englischen Gesandten Elliot offen aussprach, seine Dictatur nicht eher niederzulegen, bis er sein Vaterland vom Cap Passaro bis zu den Alpen Friauls und Südtirols von Fremdherrschaft und Despotismus befreit habe. „Wir werden die Annexion Siciliens bald verkünden", rief er dem Volke der Insel in seiner Proclamation vom 10. Sept. zu, „aber auf dem Gipfel des Quirinals!" Ein begeistertes Manifest rief am 19. Sept. das italienische Volk in Waffen nach Rom, um von da nach Venetien zu ziehen.

Inzwischen hatte Cialdini die Schlüsselsoldaten Lamoricière's bei Castelfidardo geschlagen, Ancona seine Thore geöffnet; überall, in den Marken und in Umbrien, war von der Bevölkerung selbst die dreifarbige Fahne aufgezogen. Garibaldi sprach offen sein Erstaunen aus über eine Politik, deren Kühnheit er Cavour nie zugetraut hätte. Aber sein Mistrauen und die Besorgniß, derselbe habe sich die Erlaubniß Napoleon's durch das Versprechen der Abtretung einer italienischen Provinz erkauft, wurde dadurch nur geschärft. Als Cavour davon hörte, schrieb er voll edeln Zornes an einen politischen Gegner: „Ich würde mir lieber beide Hände abhauen lassen, als zugeben, daß eine Hand breit italienischen Bodens abgetreten werde!"*)

„Sire", hieß es in einem Briefe, den der Dictator durch den Marchese Tecchi in des Königs Hand gelangen ließ, „verabschieden Sie Cavour und Farini, geben Sie mir den Befehl über eine Brigade Ihrer Truppen, geben Sie mir Pallavicino als Prodictator, und ich stehe für alles." Zugleich verlangte er aber vollkommen freie Hand in Unteritalien und im Kirchenstaat. Auf des Königs streng abweisende Antwort sandte er Pallavicino mit einem zweiten Briefe, worin er für den Preis der Entlassung Cavour's die sofortige Annexion verhieß. Aber der König stand treu zu seinen Ministern, und Cavour berief auf den 2. Oct. das Parlament, um zwischen ihm und Garibaldi zu entscheiden. In seiner berühmten Rede für die Gesetzvorlage der Regierung, durch welche diese autorisirt wurde, die Annexion aller italienischen Provinzen, welche durch Volksabstimmung ihren Willen kundgeben würden, dem constitutionellen Nationalstaate unter dem Scepter des Hauses Savoyen beizutreten, ohne weiteres zu sanctioniren, sagte er, auf Garibaldi hindeutend: „Ein dem Lande theuerer Mann hat erklärt, er schenke dem Ministerium kein Vertrauen. Dem Parlament gebührt die Entscheidung, ob wir

*) Vgl. Brief 614 der Chiala'schen Sammlung.

uns zurückziehen oder unser Werk fortsetzen sollen." Ohne Schuld der Minister sei eine tiefgreifende Meinungsverschiedenheit zwischen ihnen und dem General hervorgetreten. Die Regierung habe sich bemüht, dieselbe geheimzuhalten und zu beseitigen; da jetzt aber der Brief Garibaldi's an den König in die Oeffentlichkeit gedrungen sei, hätten sie die Entscheidung des Volkes durch seine Vertreter fordern müssen. „Wenn die Krone auf das Andringen eines Bürgers, so trefflich und wohlverdient derselbe sein möge, ihre Rathgeber gewechselt hätte, so würde sie dem constitutionellen System den Todesstoß versetzt haben.... Wenn Ihre Abstimmung gegen uns ausfällt, wird sich die ministerielle Krisis vollziehen, aber auf constitutionellem Wege; wenn sie uns günstig ist, wird sie auf die edle Seele Garibaldi's Eindruck machen." Mit erhobener Stimme rief der Redner: „Wir sind sicher, daß Garibaldi den Vertretern der Nation mehr Glauben schenken wird als jenen schlechten Bürgern, die sich bemühen, Männer zu trennen, welche so lange energisch für die gemeinsame Sache gekämpft haben." Rauschender Beifall folgte den Worten, und beide Kammern billigten mit überwältigender Mehrheit das Verfahren der Regierung.

Schon am Eröffnungstage des Parlaments hatte Garibaldi dem Könige, der ihm durch Pallavicino die sofortige Anordnung der Volksabstimmung befohlen hatte, zurücktelegraphirt: „Sire, ich gehorche!" Dennoch zögerte er noch, trotz Cavour's wiederholtem, von dem Prodictator Pallavicino unterstütztem Drängen. Mazzini und Crispi hatten ihn überredet, vorher das Votum einer in Neapel und in Palermo zusammentretenden Notabelnversammlung einzuholen, „damit das Plebiscit von Neapel nicht auf dieselbe Stufe zu stehen komme wie das von Nizza". Aber der ehrliche Pallavicino erklärte die Vertagung für einen Verrath an der nationalen Einheit und legte sein Amt nieder. Das neapolitanische Volk gab auf die unzweideutigste Weise das peremtorische Verlangen nach sofortiger Abstimmung kund; drohende Rufe gegen Mazzini und Consorten wurden laut. Garibaldi, dem man alles als künstlich gemacht darstellte, widerstand anfangs voller Unwillen, bis ihm eine mit Tausenden von Unterschriften bedeckte Petition der Nationalgarde vorgelegt wurde. „Wenn dies das Verlangen des Volkes ist", rief er, „so sei demselben entsprochen. Niemand ist geneigter, sein Haupt vor einer so solennen Autorität zu beugen, als wir!" Dabei blieb es; die Mazzinisten zogen sich murrend zurück, und am 21. Oct. 1860 fand das Plebiscit in Sicilien und Neapel statt, bei dem sich unter $1^3/_4$ Mill. Abstimmenden nur 11000 gegen den Anschluß an den Nationalstaat aussprachen.

Inzwischen hatten die sardinischen Truppen die neapolitanische Grenze überschritten. Garibaldi gab Befehl, sie überall als Brüder aufzunehmen. Aber indem er den König (in einem Briefe vom 4. Oct.) zu dem Siege von Castelfidardo beglückwünschte, that er es genau in dem Tone, in welchem ein Souverän zum andern redet. Er lud den König ein, „eine Spazierfahrt zu Lande oder zu Wasser nach Neapel zu machen". Er fügte hinzu, das neapolitanische Heer sei nach der Schlacht am Volturno nicht mehr im Stande, Widerstand zu leisten; er hoffe am folgenden Tage den Fluß zu überschreiten. Er ignorirte kühn, daß die

Truppen Franz' II., durch den Mißerfolg bei Capua noch wenig erschüttert, auf diese Festung und auf Gaëta gestützt, mehr als dreimal so stark als das Freiwilligenheer, ihm kampfbereit gegenüberstanden.

Für die Regierung wäre übrigens ein voller Sieg Garibaldi's, der ihm den Weg nach Rom öffnete, nicht viel weniger bedenklich gewesen als der seiner Feinde. „Wenn wir nicht am Volturno anlangen, ehe Garibaldi die Cattolica (Engpaß zwischen Rimini und Pesaro an der Adria) erreicht", hatte Cavour schon wochenlang vorher ausgerufen, „so bleibt Italien unter der Herrschaft der Revolution!" Ein von Farini abgefaßtes, übrigens sehr schwülstiges Manifest des Königs von Ancona aus gibt den innersten Gedanken seiner Regierung Ausdruck. „Ich werde nie zugeben, daß Italien das Brutnest der kosmopolitischen Sekten werde, daß sie sich hier sammeln, sei es, um die Pläne der universellen Reaction, sei es die der Universaldemagogie auszuführen.... Völker des Südens! Meine Truppen kommen zu euch zur Befestigung der Ordnung.... In Italien, das weiß ich, schließe ich die Aera der Revolution."

Ein merkwürdiges Gegenstück zu dem Manifest von Ancona bildet ein Memorandum an die Großmächte, welches Garibaldi einige Tage nachher ausgehen ließ. Er schlug darin nichts Geringeres vor als einen europäischen Völkerbund und die Auflösung aller stehenden Heere.

Uns erscheint dieser utopistische Traum eines naiven Idealisten ebenso ungefährlich wie belächelnswerth. Aber er kam aus dem Hirn und der Feder eines Mannes, der mit einer Hand voll Menschen ein großes Reich erobert hatte, zu dem sein Volk wie zu einem Wunderthäter und Halbgott emporblickte, der selbst vom höchsten Vertrauen in seine Kraft und seine höhere Sendung erfüllt und entschlossen war, bis sein Traum von dem ewigen Völkerfrieden und der Bundesrepublik Europa sich erfülle, sein eigenes und alle unterdrückten Völker mit der Schärfe des Schwertes zu befreien, zunächst, und sei es allein, im unerschütterlichen Vertrauen auf den Sieg der nationalen und freiheitlichen Idee den Kampf gegen die Kaisermächte Frankreich und Oesterreich zu unternehmen.

Der König und seine Minister hatten Recht: es war hohe Zeit, die Aera der Revolutionen in Italien zu schließen, wenn nicht das Werk der Einigung und Unabhängigkeit vollständig Schiffbruch leiden sollte. So war die „piemontesische Invasion", wie sie die erbitterten Mazzinisten nannten, die vergeblich in Garibaldi gedrungen waren, sie gewaltsam zu verhindern, zur Thatsache geworden; die Generale der regulären Armee übernahmen die Leitung gegen die Truppen Franz' II., die Freiwilligen traten in den Hintergrund. Noch aber hielt Garibaldi an der Dictatur fest. Am 26. Oct. traf er mit dem Könige, der seinem Heere auf dem Fuße gefolgt war, zusammen. Die Begegnung war kühl und förmlich. Garibaldi bat den Monarchen, an seiner Seite fechten zu dürfen; der König befahl ihm, mit seinen Truppen, die lange genug im Vordertreffen gestanden hätten, die Reserve zu bilden. Von Schmerz und Unwillen erfüllt, kehrte der General nach Neapel zurück. Er fühlte, daß es mit dem Revolutionskriege zu Ende, daß die weitere Verfolgung seiner Ideen zunächst zur Unmöglichkeit geworden sei, und legte, nachdem er am 6. Nov. in Caserta eine letzte Revue über seine Truppen

gehalten und ihnen Lebewohl gesagt hatte, das Commando nieder. Am folgenden Tage zog Victor Emanuel, jubelnd begrüßt von der Bevölkerung, in Neapel ein, Garibaldi an seiner Seite. Indem dieser dem Könige das Plebiscit des Volkes beider Sicilien überreichte, machte er noch einen Versuch, die Würde eines Generalstatthalters der Südprovinzen mit voller Militär- und Civilgewalt zu erlangen, natürlich vergebens. Alle sonstigen Ehren, Aemter und Titel, sowie den höchsten Orden des Königreichs, „diesen königlichen Flittertand", wies er zurück. „Man wirft mich weg, wie eine ausgepreßte Orange", rief er Persano zu. Eine Abschiedsproclamation an seine Waffengefährten gipfelte in einem glühenden Aufruf zur Befreiung der noch unterdrückten Landschaften Italiens. „Zu den Waffen, alle, alle, und die Unterdrücker, die Willkürherrscher werden wie Staub zerstieben! In kurzem werden wir uns wiederfinden, um zusammen zur Befreiung unserer Brüder zu marschiren, die noch Sklaven des Fremden sind; in kurzem werden wir uns wiederfinden, um zusammen neue Triumphe zu erringen!" In der Morgendämmerung des 9. Nov. schiffte er, dessen Wink Millionen gehorcht, sich in aller Stille mit wenigen Freunden, fast einem Flüchtling ähnlich, nach seiner einsamen Insel ein, die er so arm, so machtlos und unscheinbar betrat, wie er sie verlassen hatte.

Aber seine Gedanken, Pläne und Hoffnungen schifften mit ihm. Er war fest überzeugt, daß im nächsten Frühling nicht nur in Italien, sondern auch in Ungarn und den Donaufürstenthümerm eine allgemeine Volkserhebung stattfinden würde. Im Verein mit seinen radicalen Freunden gründete er die „Comitati di provvedimento", welche den Krieg vorbereiten und, die allgemeine Volksbewaffnung verwirklichend, eine Million Kämpfer auf die Beine bringen sollten. Freunden, die sich von neuem bemühten, ihn mit Cavour zu versöhnen, antwortete er, wenn Cavour, die Napoleonische Allianz abschüttelnd, alle Streitkräfte der Halbinsel zum Kampfe rufe, würde er zu ihm stehen, sonst nicht.

Während er mit diesen Vorbereitungen beschäftigt war, liefen Klagen auf Klagen von seinen alten Waffengefährten bei ihm ein. Garibaldi hatte erwartet und verlangt, daß „die Südarmee" ohne weiteres als integrirender Theil des italienischen Heeres betrachtet und behandelt werden solle. Ein königliches Decret verordnete dagegen, daß sie ein besonderes Corps bilden, daß die Ansprüche der Offiziere von einer besondern Commission geprüft werden, die Gemeinen sich auf zwei Jahre verpflichten oder mit einem dreimonatlichen Solde entlassen werden sollten. Zugleich kamen bittere Beschwerden seiner politischen Freunde aus den Südprovinzen, die unter dem neuen Regiment nicht gefunden hatten, was sie sich zu erwarten berechtigt glaubten, und sich in den herbsten Anklagen gegen die „piemontesische Misregierung" ergossen. Außer sich vor Zorn, entschloß sich Garibaldi, die anfangs ausgeschlagene Wahl der Stadt Neapel zu ihrem Vertreter in dem neuen Reichsparlament anzunehmen, „um die Sache der Unterdrückten zu führen".

Zu gleicher Zeit liefen durch die italienische Presse angebliche Aeußerungen Garibaldi's, welche die heftigsten Angriffe nicht nur gegen die Regierung, sondern auch gegen die Mehrheit des Parlaments enthielten, ja, in denen des Königs

selbst in wenig ehrerbietiger Weise gedacht war. Die Worte, allgemein geglaubt, riefen eine furchtbare Aufregung und Erbitterung in den Kammern hervor. Aber niemand wagte es, direct gegen den Liebling des Volkes aufzutreten. Da erschien zum ersten mal der Vertreter von Florenz, Bettino Ricásoli, der eiserne Baron, in dem Sitzungssaale. Mit gespannter Aufmerksamkeit horchte das Parlament seinen Worten, als er anhub: „Es geht ein verleumderisches Gerücht über ein Mitglied dieser Versammlung. Dem General Garibaldi werden feindselige Ausdrücke gegen die Majorität des Parlaments in den Mund gelegt. Derartige Worte kann er nicht ausgesprochen haben.... Wer darf so hochmüthig sein, sich das Privilegium des Patriotismus anzumaßen und über andere zu erheben? Nur ein einziges Haupt darf sich über alle erheben, das des Königs. Vor dem König müssen sich alle beugen; jedes andere Verhalten wäre das eines Rebellen."

Garibaldi verstand die indirecte Aufforderung. Vier Tage nach der erwähnten Sitzung vom 10. April 1861 langte ein Brief von ihm an den Kammerpräsidenten an. „Einige boshaft ausgelegte Worte von mir haben die Annahme hervorgerufen, sie seien gegen das Parlament und den König gerichtet." Er verwirft diese Auslegung und Beschuldigung mit der größten Energie, indem er hinzufügt, daß er es unter seiner Würde halte, sich eingehend dagegen zu rechtfertigen. Zugleich übersandte er einen Gesetzentwurf für die Nationalbewaffnung. Am 18. April erschien er persönlich in seiner phantastischen Tracht, den breitkrämpigen Sombrero auf dem Haupte, den grauen südamerikanischen Poncho über dem rothen Wollhemd, von Beifallssalven der äußersten Linken und der Tribüne empfangen.

Ricásoli interpellirte die Regierung wegen einer neuen Verordnung des Kriegsministers Fanti betreffs der Freiwilligen. Er gedachte in seiner Rede des Dualismus zwischen dem Dictator im Süden und der Regierung im Norden. Garibaldi erhob sich; er stellte jede Schuld seinerseits in Abrede: jedesmal, wenn der Dualismus dem Lande hätte schaden können, habe er nachgegeben. „Konnte ich aber einem Menschen die Hand reichen, der mich zum Fremden in Italien gemacht hat? Die Wunderthaten der Südarmee wurden erst verdunkelt, als die kalte und feindliche Hand jenes Ministeriums ihre verderblichen Wirkungen fühlbar machte, als die Liebe zur Eintracht und der Abscheu gegen einen brudermörderischen Krieg, den eben dies Ministerium provocirt hatte ..." Ein allgemeiner Ausbruch des Unwillens unterbrach ihn und übertönte seine Stimme. Cavour war aufgesprungen; bleich vor Zorn rief er dem Präsidenten zu: „Es ist nicht gestattet, uns in dieser Weise zu insultiren; Herr Präsident, sorgen Sie dafür, daß die Regierung und die Volksvertretung respectirt werden!" Allgemeiner Tumult; die Deputirten schreien und gesticuliren durcheinander, springen von ihren Sitzen, umdrängen Garibaldi und Cavour; der Präsident bedeckt sein Haupt, die Sitzung wird unterbrochen.

Nachdem etwas Ruhe eingetreten und General Bixio (vom Südheer), beiden Theilen befreundet, in versöhnlichem Tone gesprochen, ergriff Cavour abermals das Wort. „Ich habe", sagte er unter anderm, indem er auf die Abtretung Nizzas anspielte, „eine Pflicht zu erfüllen geglaubt, eine grausame Pflicht, ja die grausamste meines Lebens. Was ich dabei empfunden habe, macht mir verständlich,

was der ehrenwerthe General dabei hat empfinden müssen. Ich begreife es, wenn er sich außer Stande sieht, mir meine That zu verzeihen." Er erklärt sich bereit, nach Bixio's Vorschlag, den ersten Theil der Sitzung als ungeschehen zu betrachten, versichert, daß nur hochpolitische Gründe die Regierung abhielten, den Gesetzvorschlag Garibaldi's anzunehmen, und bittet, seine Worte mit demselben Gefühl der Eintracht und Aufrichtigkeit aufzunehmen, mit dem er sie seitens der Regierung ausspreche. Garibaldi erwiderte trocken, er habe nie am Patriotismus des Ministers gezweifelt; er modificirt seinen Gesetzvorschlag, indem er der Regierung die Wahl des Augenblicks für die Berufung der Freiwilligen überlassen will, besteht aber auf der allgemeinen Nationalbewaffnung. Vier Tage lang dauerte die Wortschlacht; als endlich Cavour in möglichst versöhnlicher Form von neuem die Verkehrtheit des Antrags zu erweisen unternimmt, braust Garibaldi auf: „Alles, was Cavour sagt, läßt mich gänzlich unbefriedigt; ich kehre zu meinem Programm zurück: allgemeine Volksbewaffnung und augenblicklicher Krieg!"

Wenige Augenblicke darauf folgte die Abstimmung; mit mehr als Zweidrittel-Majorität nahm die Kammer eine von dem Ministerium gutgeheißene Tagesordnung an. Garibaldi verließ den Sitzungssaal, um direct in seine Einöde zurückzukehren, Groll und Gram im Herzen. Cavour aber soll beim Herausgehen zu dem über den Zwiespalt und Garibaldi's Auftreten entsetzten La Farina gesagt haben: „Und doch, wenn der Augenblick des Krieges käme, so würde ich den General unter den Arm fassen und zu ihm sagen: «Lassen Sie uns sehen, was man in Verona sagt!»"

Der Zusammenstoß der beiden Männer, die man wol den Kopf und das Herz Italiens nennen durfte, ist eine der traurigsten Episoden in der Geschichte der italienischen Einheitsbewegung; er drohte, das ganze Land in zwei entgegengesetzte Lager zu zerspalten. Auf Cavour's Seite stand die ganze gemäßigte Partei; alles, was sich Ruhe, Klarheit und Urtheilsfähigkeit in dem leidenschaftlichen Kampfe bewahrt hatte, fast die ganze Bevölkerung des Nordens; auf der entgegengesetzten neben der radicalen Partei, dem Freiwilligenheer und seinem Anhange, der größte Theil des Südens und vor allem fast die ganze heißblütige, urtheilslose Jugend, die naturgemäß unendlich mehr Sympathie für den idealen, schwärmerischen, mit dem Nimbus eines fabelhaften Erfolges umkleideten Helden empfand, um dessen Thaten und Worte sich bereits ein Mythenkreis zu bilden begann, als für den vorsichtig-kühnen Staatsmann, der, mit den verschiedensten Factoren zu rechnen genöthigt, der Ungeduld der einen höchstens als ein Fabius Cunctator, der von der mazzinistischen Presse aufgestachelten kopflosen Menge gar als ein engherziger, neidischer und eigensüchtiger Aristokrat erschien. Ganz auf seiten des Ministers stand die reguläre Armee. Gleichsam in ihrem Namen richtete General Cialdini einen Brief an Garibaldi, in dem er ihm ein langes Sündenregister vorhielt und mit den Worten schloß: „Ihr habt Befehl gegeben, die Piemontesen mit Flintenschüssen zu empfangen; Ihr seid also derjenige, der den Bürgerkrieg provocirt hat; aber ich, Feind jeder Tyrannei, sei sie roth oder schwarz, werde auch die Eurige zu bekämpfen wissen."

Garibaldi erwiderte in ungewöhnlich ruhigem und würdigem Tone, er wolle

sich nicht herablassen, sich gegen die Anschuldigungen Cialdini's zu vertheidigen. Er habe nie betreffs der anrückenden Piemontesen einen andern Befehl gegeben als den, sie als Brüder zu empfangen, „während man doch wußte, daß das Heer komme, um die in Garibaldi personificirte Revolution zu bekämpfen".*) „Wenn sich jemand", schloß er, „durch die Art meines Auftretens beleidigt fühlt, so erwarte ich ruhig, daß er von mir Genugthuung fordere!"

Niemand ging der Streit mehr zu Herzen als Victor Emanuel. Klar erkennend, daß Cavour im Recht, daß dieser für ihn und Italien unentbehrlich sei, neigte doch sein Herz mit natürlicher Sympathie entschieden auf die Seite Garibaldi's. Nicht ohne Mühe gelang es, den General zu einer persönlichen Zusammenkunft mit Cavour in des Königs Gegenwart zu überreden. Das allgemeine Gerücht sprach von einer dabei erfolgten Versöhnung. Aber so weit war es zwischen den beiden Männern nicht gekommen. „Ich habe", schreibt Garibaldi an Guerzoni, „Cavour nicht die Hand gedrückt, noch Versöhnung gesucht.... Ich bin auf eine Unterredung eingegangen, deren Resultate meinerseits sind: allgemeine Bewaffnung und Gerechtigkeit für das Südheer. Wenn das zur Wahrheit wird, werde ich die Thätigkeit des Grafen mit meiner ganz geringfügigen (colla mia piccolissima opera) unterstützen. Sonst verfolge ich meinen Weg, gegen wessen Willen es auch sein möge!"**) Und Cavour schreibt an den Grafen Vimercati: „Unsere Unterredung war höflich, nicht freundschaftlich. Wir blieben beide zurückhaltend. Er erklärte sich bereit, die Schritte der Regierung nicht zu kreuzen. Wir trennten uns, zwar nicht als Freunde, doch ohne Bitterkeit."***)

So schieden die beiden Hauptvertreter der nationalen Auferstehung Italiens unversöhnt. Sechs Wochen nachher lag Camillo Cavour auf dem Sterbelager. Garibaldi aber bewies durch die beiden thörichten Unternehmungen, die mit den Katastrophen von Aspromonte (1862) und Mentana (1867) endeten und die Vollendung des Einigungswerkes mit der größten Gefahr bedrohten, sowie dadurch, daß er 1870 den Franzosen zu Hülfe eilte, weil sie ihren Kaiser verjagt hatten und dem Namen nach Republikaner geworden, von einem monarchisch regierten Volke bekriegt wurden, daß er unverändert der Alte blieb bis zu seinem Tode, der Don Quixote der Revolution, wie man ihn nicht mit Unrecht genannt hat.

Wer die Geschichte der italienischen Revolution, und zumal die des Jahres 1860 überblickt, dem muß sich unwillkürlich die Ueberzeugung aufdrängen, daß die beiden hervorragendsten Gestalten derselben, Cavour und Garibaldi, gleichsam eine providentielle Sendung empfangen hatten, daß ohne diese beiden das Einigungswerk schwerlich überhaupt gelungen, oder doch noch auf lange hinaus verzögert sein würde. Das hat auch Cavour betreffs seines persönlichen Gegners stets rückhaltslos anerkannt. „Wenn Garibaldi", schrieb er schon am 2. Febr. 1860 an Valerio, „sich auch hat hinreißen lassen, sich mit meinen persönlichen Feinden zu verbinden,

*) Worte Farini's an Napoleon in Chambéry. Vgl. Guerzoni, „Garibaldi", II, 268.
**) Guerzoni, a. a. O., S. 270.
***) Massari, „Il Conte di Cavour", S. 424.

so erkenne ich darum nicht weniger in ihm eine der hervorragendsten Kräfte, deren Italien sich rühmen kann, und würde es für ein großes Unglück halten, wenn diese Kraft zerstört oder auch nur geschwächt würde."

Daß die beiden Männer bei der Verschiedenheit ihres Wesens ganz verschiedene Wege wandeln mußten, war nicht nur natürlich: es war zur Erreichung des Ziels sogar nothwendig; daß sie dabei in persönlichen Conflict geriethen, war bedauerlich, aber unvermeidlich; daß aber dieser Zusammenstoß die Sache, für die beide kämpften, nicht zu Falle brachte, ja ihren Triumph nicht einmal hemmte, lag nicht nur darin, daß beide dasselbe nächste Ziel anstrebten, sondern vor allem darin, daß beide ohne Spur von Eigensucht stets und überall nur dies Ziel im Auge hatten und im Augenblick der Entscheidung stets bereit waren, die eigene Person, ihre Ansichten wie ihre Sympathien und Abneigungen hinter dem Interesse des gemeinsamen Vaterlandes verschwinden zu lassen. Wer sie aber nach ihrem intellectuellen und sittlichen Werthe sorgfältig prüfend vergleicht, wird nicht anstehen, Cavour die Palme zu reichen. Garibaldi war ein Naturmensch, von den edelsten Instincten, von dem reinsten Willen beseelt, aber ohne jenes schöne Gleichgewicht, jene reine Harmonie der geistigen Kräfte, die wir bei Cavour bewundern; bei seiner vulkanischen Natur gingen Herz und Phantasie leicht mit dem Kopfe durch. Außer Stande, verwickelte Verhältnisse zu überschauen und zu beurtheilen, ein schlechter Menschenkenner, war er schlimmen fremden Einflüssen nur allzu sehr zugänglich, dabei auch nicht ganz frei von einer gewissen Eitelkeit und einem übermäßigen Selbstvertrauen. Aber Italien wird ihm nie vergessen, daß er, nachdem er so Gewaltiges geleistet, allen bösen Einflüsterungen zum Trotz lieber in die freiwillige Verbannung ging, als die Gefahr des Bürgerkrieges heraufbeschwor, so, thatsächlich wenigstens, in seines großen Gegners hochherzigen Ausruf einstimmend: „Perisca la mia fama, il mio nome, purchè l'Italia sia!" („Mein Ruf, mein Name mag zu Grunde gehen, wenn nur Italien wird!")

Rußlands innere Zustände.

II.

Die Justiz.

2.

1) Die geistlichen Gerichte.

Nicht nur die Bauern, auch der Klerus hat seine Specialgerichte. In Rußland ist nämlich die Kirche eine Macht und ihr Einfluß ein ebenso bedeutender als verhängnißvoller. Damit hängt nämlich die beklagenswerthe Bigoterie der Bevölkerung zusammen. Den Freidenker muß es abstoßen, wenn er den Russen unermüdlich Kreuze schlagen, die ekelhaftesten, schmierigsten Heiligenbilder ablecken, vor jeder Caricatur eines Heiligen den Hut abnehmen, vor jeder der zahllosen Kapellen das Knie beugen sieht. Dieser widerliche Bilderdienst, welcher sich durch nichts von dem rohen Fetischdienst der Neger unterscheidet, würdigt nur die Religion herab. Aber Regierung und Klerus finden es in ihrem Interesse, das Volk in Unwissenheit und Bigoterie zu erhalten, und da eine Hand die andere wäscht, wahrt die Regierung der Kirche ihre Macht. Dies ist um so begreiflicher, als ja der Kaiser das Haupt der russischen Kirche ist und sich derselben als Werkzeug bedient.

Wundern wir uns also nicht, wenn die Kirche nebst andern Privilegien auch jenes der geistlichen Gerichte besitzt. In jeder Eparchie befindet sich ein Consistorium (jeparhijálnaja konsistórija), dessen Mitglieder auf Empfehlung des Bischofs vom Heiligen Synód*) ernannt werden. Dieses Consistorium bildet das geistliche Gericht erster Instanz. Der Secretär desselben, welcher ebenfalls vom Synód auf Empfehlung von dessen Oberprocurator ernannt wird, ist das Geschöpf des letztern und hat auf das Consistorium, dessen Processe und Urtheile einen bedeutenden Einfluß, welcher meistens entsprechend misbraucht wird.

Als Appellgericht, resp. Cassationshof, dient dann der Heilige Synód selbst.

Die Zwecklosigkeit einer solchen, in unser Jahrhundert gar nicht passenden geistlichen Gerichtsbarkeit liegt auf der Hand. Die vielen Klagen über den Unfug derselben bewogen Alexander II. 1870, an eine Reform der geistlichen Gerichte zu

*) In Deutschland oft fälschlich die heilige Synode genannt.

denken, und er empfahl 1873 dem Synod die Ausarbeitung einer Reformvorlage. Dies hieß aber natürlich den Bock zum Gärtner machen, und so dürfen wir uns nicht wundern, wenn bis heute nichts geschehen ist.

Das Verfahren der geistlichen Gerichte läßt alles zu wünschen übrig. Statt mündlich und öffentlich, sind die Verhandlungen schriftlich und geheim. Oft wird der Angeklagte gar nicht verhört, und niemals gestattet man ihm einen Vertheidiger.

Dem geistlichen Gericht sind alle Mitglieder der orthodoxen Kirche unterworfen. Einen Hauptstoff der Verhandlungen bieten die Ehescheidungsprocesse. Die Kirche hat nämlich das Recht, Ehen gültig oder ungültig zu erklären. Die Popen müssen bekanntlich verheirathet sein, dürfen jedoch keine zweite Ehe eingehen; der Bischof muß Witwer sein. Als Ehescheidungsgrund gelten: Bigamie, Heirathszwang*) und Ehebruch. Bezüglich dieses letztern sei bemerkt, daß der Ehebruch seitens des Mannes oder der Frau den andern Theil zur Scheidung und Wiederverheirathung berechtigt, während der ehebrecherische Theil sich nicht wieder verheirathen darf. Da jedoch nicht nur in der katholischen, sondern auch in der griechischen Kirche Glaubenslehre, Kirchengesetze, geistliche Grundsätze für blanke Füchse käuflich oder umstoßbar sind, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn der Synod ebenso gelassen seine Dispensen verkauft wie der Papst. Daher sind die Vornehmen sehr damit einverstanden, daß jeder Ehebruchsproceß vor das geistliche Gericht kommt, da dann die Oeffentlichkeit die schmählichen Details nicht erfährt und für ein entsprechendes Trinkgeld der Wiederverheirathung des Ehebrechers nichts im Wege steht.

Wollte man übrigens die Misbräuche in der russischen Kirche alle abschaffen, so hätte man einen so schrecklichen Augiasstall zu reinigen, daß es wol noch sehr, sehr lange dauern wird, bis in dieser Beziehung Besserung eintritt.

2) Die Militärgerichte.

Es bleibt uns nur noch übrig, über die Militärgerichte einige Worte zu sagen.

Alexander II. brachte auch hier einige Verbesserungen an, indem er die Prügelstrafe abschaffte, die Gerichtsverhandlungen öffentlich machte u. s. w. Doch sind die Militärgerichte noch weit entfernt von Vollkommenheit. Infolge der Nihilistenbewegung gewann ihre Gerichtsbarkeit an Ausdehnung, bei den meisten Processen von Verbrechen gegen Beamte wurden geheime Verhandlung eingeführt. Außerdem ist dem Angeklagten die Vertheidigung beinahe unmöglich gemacht und seine Ankläger sind gleichzeitig seine Richter. Um den Schändlichkeiten die Krone aufzusetzen, hat man dem Verurtheilten bei schweren Fällen sogar die Appellation verweigert. Dadurch sinkt die ganze Procedur auf das Niveau einer Komödie herab, und es fragt sich, ob es nicht ehrlicher wäre, von jedem scheinbaren Gerichtsverfahren abzusehen und den Angeklagten ohne weiteres zu verurtheilen.

*) In diesen beiden Fällen unterliegt der Proceß auch noch dem weltlichen Gericht.

3) Die Criminaljustiz.

Bei den „Schwurgerichten“ haben wir darauf hingewiesen, daß vor deren Einführung in Rußland abschreckende Zustände bei der Criminaljustiz herrschten. Diese fiel nämlich in das Ressort der Polizei, welche darin blos ein Mittel sah, sich auf unlautere Weise zu bereichern. Die Spitzbuben wurden laufen gelassen, wenn sie es verstanden, gehörig zu zahlen; die ehrlichen Leute quälte und beunruhigte man so lange, bis sie sich durch Geldopfer Ruhe verschafften. Es war ein offenes Geheimniß, daß die Polizei mit den Spitzbuben unter einer Decke steckte und mit ihnen den unlautern Gewinn brüderlich theilte. Die Untersuchungen nahmen kein Ende, weil dies zum Gewinn der Polizei ausschlug.

War irgendein Verbrechen begangen worden, so verhaftete man zunächst alle in der Nähe des Schauplatzes Befindlichen, um sie zur Zeugenschaft zu zwingen. Ebenso wurde jeder verhaftet, welcher der Polizei irgendein Verbrechen anzeigte. Bei der Endlosigkeit und Unannehmlichkeit der Untersuchungshaft ist es begreiflich, daß niemand Zeuge sein wollte. Geschah irgendwo ein Verbrechen oder rief jemand um Hülfe, so floh alles so schnell als möglich, um nicht als „Zeuge“ in die Klauen der Polizei zu fallen. Polizei und Gericht waren wie die Pest geflohen, und lieber ließ man sich von den Spitzbuben bestehlen, mishandeln und anfallen, als daß man mit der Polizei zu thun haben wollte. Zudem waren die Untersuchungen meist kostspieliger als der zu erwartende Schadenersatz.

Daß unter solchen Umständen Räuber und Mörder ihr goldenes Zeitalter hatten, bedarf keines Beweises. Kam es doch sogar vor, daß die Opfer der Spitzbuben der Polizei Geld gaben, auf daß diese den Schurken nicht verfolge und man der unnützen Kosten des Processes und aller Plackereien der Polizei überhoben sei. Besonders bei Fremden, die so arglos waren, von der Polizei Hülfe gegen die ihnen angethanen Unbilden zu verlangen, kam es häufig vor, daß sie, abgehetzt durch die Plackereien der Polizei, diese flehentlich baten, doch um Gottes willen ihre Klage als ungeschehen zu betrachten.

Diese Zustände vor 1864 erinnern lebhaft an jene des übrigen Europa — im Mittelalter. Blos die Folter hatte man schon abgeschafft — aber noch nicht lange. Bereits unter den alten moskauer Caren eingeführt und von Alexis Mihajlovič vervollkommnet, von Katharina II. eingeschränkt, wurde sie erst von Alexander I. gesetzlich abgeschafft. Dies hinderte jedoch nicht, daß sie thatsächlich in verkappter Weise noch bis in die jüngste Zeit fortbestand. Die Beibehaltung der körperlichen Strafen, der Ausschluß der Oeffentlichkeit und der Mangel an Ueberwachung gaben oft genug der Polizei die Mittel an die Hand, den Delinquenten oder „Verdächtigen“ auf die scheußlichste Weise zu foltern. Wir erinnern hier blos an zwei seinerzeit von den Blättern erzählte Fälle: im Jahre 1875 wurde dem Richter Kümmel in den Baltischen Provinzen nachgewiesen, daß er einen Verhafteten durch Hunger und Durst, Ruthenhiebe und Daumenschrauben zu Tode gemartert hatte, und vier Jahre später ereignete sich in Kazán ein ähnlicher Fall.

In Erinnerung dürfte noch sein, daß die nihilistischen Blätter wiederholt

gemeldet, man habe die verhafteten Nihilisten gefoltert, um ihnen Geständnisse zu erpressen. Insbesondere behaupteten sie, daß Ryssakov auf dem Schaffot seine verrenkten Arme gezeigt und Mihajlov gerufen habe: „Wir wurden gefoltert!" Daher hätten auch viele Nihilisten Gift bei sich getragen, um durch schnellen Tod den Martern zu entgehen.

Ob und inwieweit diese Behauptungen wahr sind, läßt sich natürlich nicht entscheiden. Sie klingen allerdings unwahrscheinlich, aber — in Rußland ist schon so manches Unwahrscheinliche geschehen! Daß die Art und Weise, wie die zur Kerkerhaft verurtheilten Nihilisten in Schlüsselburg und der Peter- und Paulsfeste gehalten und behandelt werden, eine unmenschliche und an permanente Folter grenzende ist, scheint nach den hierüber an die Oeffentlichkeit gelangten Nachrichten leider wahr zu sein. Uebrigens darf man nicht vergessen, daß auch in Neapel und Oesterreich derlei Dinge vor nicht allzu langer Zeit geschahen, und wenn es auch keinen Spielberg mehr gibt, so ist doch in manchen Gegenden Oesterreichs die Untersuchungshaft heute noch eine moralische Folter, wie einer unserer intimsten Freunde an sich selbst erfahren. Man braucht deshalb nicht überall außerhalb Rußlands die Miene sittlicher Entrüstung anzunehmen.

Die moralische Folter war auch in Rußland unter Car Nikolaus sehr beliebt; nur auf andere Art. Man sandte dem Verhafteten einen Popen, welcher ihm gehörig die Hölle heiß machte und mit Zureden, das Verbrechen einzugestehen, belästigte. Erreichte dieser seinen Zweck nicht, so lag es dem Untersuchungsrichter, dem Kerkermeister und der Polizei ob, den Widerspenstigen gefügig zu machen. War er endlich schon abgehetzt und abgemattet, so setzte man das Protokoll auf, welches der Angeklagte, blos um Ruhe zu haben, unterzeichnete, wenn es auch noch so wenig der Wahrheit entsprach.

Solche Zustände konnten unmöglich dauernde sein. Alexander II., der sich in der ersten Hälfte seiner Regierungszeit als edler, wohlwollender und aufgeklärter Monarch zeigte, gebührt das unsterbliche Verdienst, durch gänzliche Umwälzung der russischen Justizpflege auch die Criminaljustiz gründlich reformirt zu haben. Wegen dieser edeln That und der Aufhebung der Leibeigenschaft muß man ihm die traurigen Verirrungen der zweiten Hälfte seiner Regierungszeit verzeihen.

Nach dem Gesetz von 1864 sollen sich drei voneinander unabhängige Gewalten in Anklage, Untersuchung und Urtheil theilen, der Verhaftete als Unschuldiger betrachtet und unter Umständen gegen Caution auf freiem Fuße belassen werden. Die Anklage soll Sache des Staatsanwalts sein, eigene Richter (sudjébnije sljédovatelji) die Untersuchung führen, Geschworene das Urtheil fällen. Weder Staatsanwaltschaft noch Polizei sollen befugt sein, sich in die Untersuchung zu mischen.

Theoretisch nahm sich das recht schön aus; in Rußland besteht aber zwischen Theorie und Praxis oft ein großer Unterschied. Wundern wir uns daher nicht, daß dem Reformgesetz nicht ganz entsprochen wurde. Die Richter sollten unabsetzbar sein; aber das Ministerium half sich damit, daß es an ihrer Statt Beamte installirte, welche es beständig abberufen konnte und daher in der Hand behielt. Ebenso bemächtigte sich nach und nach die Staatsanwaltschaft der Leitung der Untersuchung, sodaß der eigentliche Untersuchungsrichter sein Untergebener wurde.

Daß dies geschehen konnte, hat in Folgendem seine Ursache. Wegen der schlechten Zahlung des Untersuchungsrichters (circa 1200 Rubel im Durchschnitt), meldeten sich nur wenige tüchtige Männer, und man sah sich gezwungen, unfähige junge Leute ohne Specialdiplom oder Doctorhut aufzunehmen. Diese erwiesen bald ihre Unfähigkeit und geriethen dadurch in Abhängigkeit von den Staatsanwälten.

Diesem Uebel hätte die Regierung im Laufe der Zeit leicht steuern können, wenn sie den Gehalt der Richter verbessert, dadurch bessere Elemente angelockt und den juristischen Nachwuchs entsprechend aufgemuntert hätte. Sie wollte dies aber gar nicht, denn der neue Zustand behagte ihr zu gut. Statt unabsetzbarer Richter hatte sie jetzt absetzbare, besonders da sie die schlaue Taktik befolgte, nach langjährigem Noviziat die Untersuchungsrichter als wirkliche solche anzuerkennen.

Unter solchen Umständen mußte natürlich die vom Gesetz angestrebte Gleichheit zwischen Kläger und Geklagten zu Gunsten des erstern leiden, und muß es somit als nicht so tadelnswerth betrachtet werden, daß die Geschworenen (wie wir dies in einem frühern Abschnitt ausgeführt) durch ihre Hinneigung zum Angeklagten das gestörte Gleichgewicht wiederherstellen.

4) Die körperlichen Strafen.

Wenn wir in unserer Studie über die innern Zustände Rußlands auch einen Abschnitt „Körperliche Strafen" betiteln, so werden die meisten Leser unwillkürlich an den Knut (oder wie er in Deutschland fälschlich genannt wird, an die „Knute") denken. Unter dem vielen albernen Zeug und den unzähligen Vorurtheilen, womit uns unsere verkehrte Erziehung vollpfropft, figurirt nämlich auch die Lüge, daß der Knut in Rußland allmächtig sei und dem Lande gewissermaßen den Nationalstempel aufdrücke. Wenn wir dagegen einfach erwähnen, daß der Knut schon seit fast 60 Jahren gesetzlich abgeschafft ist, so sind wir überzeugt, vielen Lesern, vielleicht sogar den meisten, damit etwas ganz Neues zu sagen. Ebenso überzeugt sind wir aber auch, daß dieselben Leser nach wie vor fortfahren werden, vom russischen Knut, resp. „der russischen Knute", zu sprechen, unter welcher noch Rußland seufze. Eingeimpfte Vorurtheile sind eben nur sehr schwer auszurotten!

Nicht minder erstaunt werden die meisten Leser sein, wenn wir weiter behaupten, daß der frühere russische Strafcodex, welcher die Anwendung des Knut sanctionirte, weit milder und unblutiger war als die scheußlichen „halspeinlichen" und „hochnothpeinlichen" Torturen der Gesetzgebung in den germanischen und romanischen Ländern. Noch vor wenig mehr als 100 Jahren wütheten in diesen Rad, Scheiterhaufen und Verstümmelung, während in Rußland Derartiges nicht bekannt war.

Die körperlichen Strafen beschränkten sich in Rußland gemeinhin auf Prügelstrafen; zuerst fiel der Knut, dann Spießruthen und Stock, zuletzt die Ruthen, welche erst 1863 abgeschafft wurden, bei den Bauerngerichten aber, wie wir gesehen, sich bis heute erhalten haben.

Die Einführung des Knut läßt sich bis auf das 15. Jahrhundert zurückführen und scheint es sicher, daß Instrument und Name („Knoten") von Deutschland herüberkamen. Er war ein entsetzliches Instrument: eine Peitsche, deren rauhe Lederzunge so beschaffen war, daß durch ihren Gebrauch die Haut nebst dem Fleisch in Fetzen von dem Rücken des Delinquenten heruntergeschlagen und die Knochen bloßgelegt wurden. Normal angewendet überlebte der Gezüchtigte selten den 30. Hieb; doch gab es geschickte Henker, welche im Stande waren, schon auf den 1. oder 2. Streich den Delinquenten zu tödten. Milder angewendet — eigentlich grausamer, weil die Todesqualen verlängernd — ließen sich auch 100, seltener 200 Streiche anwenden, bevor der Tod erfolgte. Es hing daher ganz vom Belieben des Henkers ab, den Delinquenten länger oder kürzer zu martern. Im vorigen Jahrhundert betrug das Maximum der Knutenhiebe 100, zu Alexander's I. Zeit 35; doch fanden sich die meisten Delinquenten bereit, durch Bestechung des Henkers ihren Todeskampf abzukürzen, sodaß nach ein paar Streichen schon der Knut nur noch den todten Körper zerfleischen konnte.

Die Spießruthen, hauptsächlich in der Armee gebräuchlich, waren eine nicht viel weniger grausame Züchtigung, die übrigens auch im westlichen Europa zu Hause war. Die Compagnie oder das Bataillon bildete zwei lange Linien und jeder Soldat hatte einen Stock in der Hand. Der Delinquent mußte nun zwischen diesen beiden Linien hindurchlaufen, während jeder Soldat, den er passirte, ihm einen Streich versetzte. Zwei Soldaten mit gefälltem Bajonet trieben den Unglücklichen vorwärts. Je nachdem er zu 500, 1000 oder 2000 Hieben verurtheilt war, mußte er oft durch die Linien durchlaufen; 2000 Hiebe waren mit dem Tode gleichbedeutend.

Am gebräuchlichsten waren aber von jeher die Ruthen. In frühern Zeiten prügelte alles in Rußland: vom Kaiser angefangen, der nur prügelte, aber nicht wieder geprügelt ward, bis hinab zum Leibeigenen, der immer geprügelt wurde und nicht zurückprügeln durfte — seine Frau etwa ausgenommen. Peter der Große, welcher die Anwendung der Todesstrafe einschränkte (was ihn nicht hinderte, manchmal seine rebellischen Unterthanen eigenhändig zu köpfen), war ein warmer Verehrer der Ruthen, welche er mitunter eigenhändig auf dem Rücken seines Günstlings, des Fürsten Menčikov, tanzen ließ. Da hoch und niedrig, arm und reich, jung und alt geprügelt wurde, verlor man im Volke das Gefühl der Scham für diese entehrende Strafe.

Erst mit der zunehmenden Civilisation Rußlands erwachte der Stolz, und die Adeligen und Vornehmen wollten sich nicht mehr wie Leibeigene prügeln lassen. Später wurden auch der Klerus, die Beamten und die angesehenen Bürgerklassen von der Prügelstrafe ausgenommen. Bald waren es nur noch die Leibeigenen, welche derselben unterworfen waren, bis endlich 1863 die Ruthen gesetzlich abgeschafft wurden.

Es gab damals genug Leute, welche dies bedauerten, weil sie der Ansicht waren, daß der gemeine Mann von Ehrgefühl keinen Begriff habe und nur die Sprache des Stockes verstehe, sowie daß die Ruthen das beste, schnellste, kürzeste und billigste Strafmittel seien. Wenn man auch zugeben muß, daß es rohe Ge-

sellen gibt, auf welche nur der Stock einen Eindruck macht, so bilden solche Ausnahmen noch keinen Grund zur Beibehaltung einer so entehrenden und demoralisirenden Strafe. Denn der geprügelte Mužik gewöhnt sich dann um so leichter an die Idee, auch im häuslichen Kreise die Ruthe herrschen zu lassen. Zudem gibt es auch Subjecte, auf welche selbst die Prügelstraße keinen Eindruck macht. So wissen wir von einem Fall, in welchem ein roher Geselle zu 50 Ruthenhieben verurtheilt wurde. Lachend ließ er sich an die Bank schnallen, machte sich über die Büttel lustig und sagte ihnen gelassen, als sie in Streit geriethen, ob sie ihm schon 42 oder 43 Hiebe applicirt: „Aber weshalb so viele Worte verlieren? Wenn ihr euch verzählt habt, fangt halt wieder von vorn an!"

Heute kommen die Ruthen, außer bei den Bauerngerichten, nur noch in den Strafcompagnien und als Disciplinarstrafe in den Gefängnissen zur Anwendung. Freilich darf man nicht verschweigen, daß auch ab und zu Nachrichten in die Oeffentlichkeit gelangen, wonach von den Polizei- und andern Behörden von den Ruthen ungesetzlicher Gebrauch gemacht worden. In dem weiten Reiche läßt sich das schwer controliren. Unter den von den Zeitungen erzählten Fällen nimmt besonders einer aus dem Jahre 1879 unser Interesse in Anspruch. Im Gouvernement Rjazán wurde nämlich der Polizeibeamte Popov zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt, weil er die mit ihren Steuern im Rückstand befindlichen Bauern mit brennenden oder in Salz getauchten Ruthen gezüchtigt, und ihnen, der bessern Wirkung halber, die Strafe ratenweise zugemessen hatte. Noch 1882 ereignete sich der Fall, daß ein Bauer todtgeprügelt wurde. Der Himmel ist hoch und der Car ist weit! Seine Gesetze werden daher nicht immer so genau befolgt.

Besonders die Polizei verfällt noch oft in ihre alten Gewohnheiten. So ließ jene von Odessa z. B. während der Judenhetzen von 1871 und 1881, um „etwas" zu thun, alles, was ihr unter die Hände kam, zusammenfangen und durchprügeln.

Solche Gesetzwidrigkeiten sind aber den Urhebern auch schon theuer zu stehen gekommen. Man erinnere sich an den Fall Vjera Zasúlič. General Trepov läßt im Kerker von Petersburg einen Gefangenen prügeln, weil er sich geweigert, das Haupt vor ihm zu entblößen. Fern im Süden, im Gouvernement Penza, liest dies ein nihilistisch angehauchtes Mädchen, Vjera Zasúlič. Obwol die Geschichte sie eigentlich gar nichts angeht, fühlt sie sich durch den in der Zeitung darüber enthaltenen Bericht so erbittert, daß sie eigens nach Petersburg reist, um Trepov zu tödten.

Dies beweist, daß die Russen sich nicht mehr ungestraft prügeln lassen.

Was die Todesstrafe betrifft, so stoßen wir hier wieder auf einen Fall, in dem das absolute Rußland die liberalsten Staaten weitaus überflügelt hat. In Rußland wurde nämlich die Todesstrafe schon 1753 von der Carica Jelisaveta (Kaiserin Elisabeth) abgeschafft. Freilich blieb die verblümte Todesstrafe, der Knut, bestehen, und so konnte immerhin an jedermann nach Belieben die Todesstrafe vollzogen werden. Mit der Abschaffung des Knut kam auch die verblümte Todesstrafe in Wegfall. Nur für Verbrechen gegen das Leben des Kaisers und die Sicherheit des Staates bleibt die Todesstrafe in Anwendung, und zwar, gleich-

wie in Oesterreich, das scheußliche Henken. Freilich ist das immer noch besser als die Justiz des „Stellvertreters Christi“, welcher in den funfziger Jahren die italienischen Freiheitshelden vom Henker gleich Ochsen mit einer Keule erschlagen ließ. Trotzdem wäre es dringend zu wünschen, daß man, dem Beispiel Deutschlands folgend, die Guillotine als Hinrichtungsmittel einführe. Noch zweckmäßiger wäre es natürlich, die Verurtheilten durch elektrischen Schlag zu tödten.

Unter der Regierung Alexander's II. fanden anfangs (1863) blos Hinrichtungen polnischer Insurgenten und 1866 jene des ersten Caren-Attentäters Karakazov statt. Erst von 1879 an, als der Kampf mit den Nihilisten am heftigsten tobte, mehrte sich die Zahl der Hinrichtungen.

Weil die russischen Strafgesetze so milde waren, sah sich die Regierung veranlaßt, zu Ausnahmsgesetzen und Militärgerichten ihre Zuflucht zu nehmen, indem sie eine Anzahl Fälle der Aburtheilung durch Schwurgerichte entzog und den Militärgerichten zuwies, welche meist kurzen Proceß machten und die Todesstrafe verhängten. Dadurch gab aber die Regierung den Nihilisten eine Waffe in die Hand, indem letztere sagten, sie müßten zu Dynamit, Dolch und Revolver ihre Zuflucht nehmen, weil die Regierung ebenfalls gegen das Gesetz Strick, Pulver und Blei eingeführt habe. Die Regierung natürlich behauptete gerade das Gegentheil.

Die Leser werden sich wol noch erinnern, wie schauerlich sich Regierung und Nihilisten in den Jahren 1878—82 gegenseitig niedermetzelten. Am 2. Aug. 1878 wird der Nihilist Kovalski erschossen; am 4. Aug. nehmen dessen Genossen Rache, indem sie General Mezencev, den Chef der Dritten Abtheilung, tödten. Am 9. antwortet die Regierung mit einem Ukaz, durch welchen alle gegen Beamte begangenen Attentate den Militärgerichten zur Aburtheilung zugewiesen werden. Im Februar 1879 wurde zu Harkov der Nihilist Fomin hingerichtet; seine Genossen erschossen dafür den Fürsten Krapótkin, welcher die Hinrichtung veranlaßt. Und so ging es weiter, indem die Nihilisten jede Hinrichtung mit einem neuen Attentat beantworteten.

Die Frage der Todesstrafe ist heute in Rußland ganz eigenthümlich verwickelt. Gesetzlich ist sie noch immer aufgehoben, factisch besteht sie aber für politische Verbrechen. Es ist dies eine Anomalie, denn ein Vatermörder verdiente doch gewiß eher aufgehängt zu werden als der politische Mörder eines Beamten.

Bemerkenswerth ist, daß durch die Aufhebung der Todesstrafe die Zahl der Verbrechen nicht zunahm, wie man gefürchtet hatte, sondern im Verhältniß zu Deutschland, Frankreich und Oesterreich eine geringere ist. Was aber die Hinrichtungen der politischen Verbrecher betrifft, so steht fest, daß sie das Volk nicht nur nicht abgeschreckt, sondern im Gegentheil den Nihilisten günstiger gestimmt haben. Es ist immer gefährlich, Märtyrer zu machen!

5) Die Verschickung nach Sibirien.

Als ich von einer russischen Reise zurückkehrte und auf der Eisenbahn einem Coupégenossen gegenüber erwähnte, daß ich auch einen kleinen Abstecher nach Sibirien gemacht, riß dieser die Augen weit auf und rief erstaunt: „Was, Sie sind ein Sträfling?“

Herzlich lachend antwortete ich, daß ich freiwillig dorthin gereist.

„Ja durften Sie denn hinein?“

„Sonderbare Frage! Wer hätte mich hindern sollen?“

„Nun die Schildwachen! In ein Gefängniß darf doch nicht jeder so ohne weiteres hinein.“

Wir trauten unsern Ohren kaum und dachten, der Mann wolle sich über uns lustig machen. Trotzdem war es nicht so. Unser Coupégenosse, den man seinem Aeußern und seinem Auftreten nach für einen sehr distinguirten Mann halten konnte, war thatsächlich so unwissend, daß er sich unter Sibirien ein in der Nähe des Nordpols gelegenes und von Mauern umgebenes, riesiges Correctionshaus vorgestellt hatte. Zu seiner Entschuldigung diene, daß er sich als Handelsreisender entpuppte.

Wir hätten diese drollige Episode nicht erwähnt, wenn wir uns nicht wiederholt davon überzeugt hätten, daß viele scheinbar gebildete Leute über Sibirien Anschauungen hegen, die, wenn auch nicht gar so thöricht wie jene des Handelsreisenden, so doch geradezu unbegreiflich sind.

Mit Sibirien ist es wie mit dem Knut. Nach der stets wiedergekäuten Tradition ist Sibirien das Land ewigen Winters und ein riesiges Gefängniß. Man bedenkt nicht, daß das Klima eines sich über 37 Breitegrade und 140 Längengrade erstreckenden Landes unmöglich ein gleichmäßiges sein könne. Denn wenn auch die Nordspitze Sibiriens zwei Grade nördlicher liegt als jene Europas, so befindet sich doch die Südspitze Sibiriens mit Rom unter demselben Breitengrade. Damit ist nun freilich nicht gesagt, daß auch das dortige Klima jenem von Rom entsprechen müsse.

Wahrheit ist, daß die nördliche Hälfte Sibiriens ein höchst trauriges Land ist. Aber andererseits muß erwähnt werden, daß das Amurland zu den von der Natur gesegneten Ländern gehört, welchen noch eine sehr schöne Zukunft bevorsteht. Wenn einst Amerika mit Auswanderern genügend überschwemmt sein wird, werden sich diese mit Vergnügen nach dem schönen Amurlande wenden, wo ein gemäßigtes Klima, ein fruchtbarer Boden und liebliche Naturschönheiten den Europamüden zu fesseln vermögen.

Nach dem Amurlande sind es die Gegenden um den Baikalsee, Balkaššee und Issik-kul an der chinesischen Grenze, welche eine angenehme Temperatur haben und wo es sich zum mindesten so schön lebt wie in Finland. Die Kirgisensteppe und die an Turkestan grenzenden Striche sind im Sommer schrecklich heiß, sodaß es also mit der „sibirischen Kälte“ hier nicht weit her ist. Aber auch Mittelsibirien (d. h. die zwischen den nördlichen und südlichen Strichen gelegene Zone) ist nicht trostloser noch kälter als die nördlichen Gouvernements des europäischen Rußland.

Von der nördlichen Hälfte Sibiriens abgesehen, sind also dessen klimatische Verhältnisse weit besser als ihr Ruf, und dem Russen bieten sie nichts Unangenehmes. Das Unangenehme eines Aufenthalts in Sibirien liegt, die Deportirten außer Betracht gelassen, hauptsächlich in der langweiligen, weil spärlich gesäeten und ungebildeten Bevölkerung, sowie in den großen Distanzen, welche die Orte

voneinander trennen, und die sich bei den mangelhaften Communicationsmitteln um so fühlbarer machen. Aus diesem Grunde wird ein Gebildeter sich in Sibirien niemals wohlfühlen.

Daß Sibirien als Deportationsort seine Schrecken hat, ist begreiflich; aber das Los der Deportirten ist nicht gleich, und oft weit weniger unangenehm, als man sich vorstellt.

Angenehm ist es freilich niemals, nach Sibirien „administrativ verschickt" zu werden, wie der technische Ausdruck lautet. Schon die Reise dorthin ist mitunter schrecklich, obschon sie lange nicht mehr so furchtbar ist wie einstens. Früher mußten die „Verschickten" die ganze Reise zu Fuß machen, escortirt von Kosaken, welche mit der Peitsche die Unglücklichen vorwärts trieben. Letztere, wenn sie Galerensträflinge waren, hatten Hände und Füße mit Ketten beschwert, wurden blos mit Zwieback und Pökelfleisch ernährt (wozu mitunter noch Bissen kamen, die ihnen mitleidige Bauern spendeten); sie schliefen auf dem feuchten Boden oder gefrorenen Schnee unter freiem Himmel, allen Unbilden des Wetters ausgesetzt. Und diese entsetzliche Reise dauerte oft ein, ja sogar zwei Jahre, denn die Distanz von Polen nach Kamčatka z. B. beträgt in Luftlinie 9000 Kilometer, entspricht also mit den Wegkrümmungen mindestens einem Wege von 15000 Kilometer. Freilich zählten so große Reisen zu den Ausnahmen, und die nach Westsibirien oder dem Ural Verbannten hatten von Moskau bis dorthin höchstens 2000 Kilometer zurückzulegen, wozu sie etwa 12 Wochen nöthig hatten — unter den geschilderten Beschwerden freilich noch schrecklich genug!

Daß eine große Zahl der Verschickten während der Reise den Beschwerden erlag, ist selbstverständlich.

Einem Künstler gebührt das Verdienst, die Art der Verschickung geändert zu haben. Er malte den Marsch von Verschickten nach Sibirien mit so furchtbarer Naturtreue, daß nicht nur das Publikum, sondern auch Car Alexander II. tief erschüttert wurde. Letzterer befahl deshalb, die Verschickten soviel als möglich zu Wasser transportiren zu lassen. Seither werden dieselben, wo immer es angeht, auf Barken und Flößen eingeschifft und, von Dampfern remorquirt, auf den Flüssen und Kanälen befördert. Trotzdem muß natürlich immer noch ein großer Theil der Reise zu Fuß zurückgelegt werden. Ich selbst sah auf der Volga einen solchen Transport. Die Unglücklichen („nesčastnije", wie sie von den Bauern genannt werden) befanden sich auf einer großen „Plätte", die von einem kleinen Dampfer geschleppt wurde. Der gewöhnliche Weg führt über die Flüsse Volga, Kama, Tobolj, Obi, Tunguz und Lena. Die nach dem äußersten Osten Sibiriens bestimmten werden aber beinahe seit einem Decennium auf Dampfern durch den Sueskanal, um Indien herum, nach dem Amurlande, Kamčatka, hauptsächlich aber nach der Insel Sahalin geschickt.

Um die Verschickten auf den sibirischen Flüssen befördern zu können, hat man den Transport derselben jetzt ausschließlich in den Sommer verlegt. Im Winter bleiben die Verurtheilten in den Gefängnissen des europäischen Rußland. Im Frühling sammeln sie sich dann in Moskau, von wo sie nach Sibirien abgehen.

Während der Schiffahrtsdauer (Mai bis September) kann man jede Woche einen solchen traurigen Transport sehen. Hunderte von Leuten jedes Standes, Alters und Geschlechts sind da vom Schicksal vereinigt.

Wie viele Unglückliche hat schon Sibiriens Boden verschlungen, seitdem er von den Caren als Deportationsziel erkoren worden! Zuerst war dies unter Car Aleksis Mihajlović der Fall (um 1650). Seither ist kein Jahr verstrichen, in welchem nicht Hunderte und Tausende von Unglücklichen den Ural passirt hätten. Anfangs handelte es sich blos darum, Missethäter, welche der menschlichen Gesellschaft Schaden gebracht, von dieser zu entfernen. Am besten eignete sich natürlich Sibirien dazu, von wo die Rückkehr schwer war und wo die Missethäter der menschlichen Gesellschaft nicht mehr schaden konnten. Später aber gesellten sich zu den Missethätern gefallene Günstlinge, misliebige Persönlichkeiten, Verschwörer, Rebellen, politische Verbrecher aller Art, mitunter auch Kriegsgefangene.

Die Verschickung nach Sibirien nahm hauptsächlich seit der Thronbesteigung Nikolaus' (1825) enorme Dimensionen an. Unter seiner dreißigjährigen unheilvollen Regierung wanderten 300000 Personen nach Sibirien, von denen blos die Hälfte von den Gerichten verurtheilte gemeine Verbrecher waren! Solche Zahlen sprechen zu deutlich für sich, als daß ein Commentar nöthig wäre. Peter Arbuez ließ Tausende von Menschen verbrennen, deren ganzes Verbrechen darin bestand, daß sie über das Wesen der Göttlichkeit anderer Meinung waren als er; Car Nikolaus sandte Hunderttausende nach Sibirien, deren einziges Verbrechen darin bestand, daß sie über Menschenrechte und Absolutismus anderer Meinung waren als er. Die Geschichte hat schon über beide den Stab gebrochen. Wenn Dante heute schriebe, würde er beiden in seiner „Hölle" denselben Platz anweisen.

Als Alexander II. die Regierung antrat, befanden sich 100000 Personen (darunter 23000 Weiber) in Sibirien als Verschickte; das ist mehr, als die Bevölkerung zweier deutscher Fürstenthümer zusammen beträgt! In den letzten Jahren seiner Regierung wurden alljährlich über 20000 Personen verschickt, d. i. siebenmal mehr als unter Alexander I.! Von dieser Zahl gingen 16—18000 nach Sibirien. Dabei ist aber zu berücksichtigen, daß außerdem die Gefängnisse mehr als je in Anspruch genommen waren. Diese Ziffern sind um so mehr in die Augen fallend, wenn man sie mit jenen der Jahre 1871—78 vergleicht, in welchen die jährliche Verschickung durchschnittlich blos 242 Personen betrug. Rechnet man dabei die wegen Rebellion verschickten 1328 Kaukasier ab, so schrumpft die Zahl gar auf 38 per Jahr zusammen. Durch die nihilistische Bewegung hatte sich also die Deportation verfünfhundertfacht!

Bei diesen Zahlen haben wir immer blos die auf administrativem Wege Verschickten vor Augen. Wir dürfen jedoch nicht verschweigen, daß außerdem noch die Bauerngemeinden und manche Bürgergemeinden das Recht haben, unnütze Subjecte aus ihrer Mitte auszuschließen und gewaltsam in Sibirien anzusiedeln. Daß die Zahl dieser gezwungenen Colonisten keine unbedeutende ist, geht daraus hervor, daß in der obengenannten Epoche (1871—78) 36000 Bauern und Bürger nach Sibirien verpflanzt wurden, wo sie sich nebst 27000 ihrer Familienmitglieder

ansiedelten. Diese erzwungene Colonisation Sibiriens hat aber mit der administrativen Verschickung gar nichts gemein.

Daß diese Massendeportation größtentheils Unschuldige traf, welche durch anonyme Anzeigen ihrer Feinde „verdächtig" geworden waren, bedarf keiner Versicherung. Schon Loris-Melikov hatte eine genauere Prüfung der Schuld dieser „Verdächtigen" angeordnet und 6000 als vollkommen unschuldig in Freiheit setzen lassen. Daraus kann man das sinnlose Wüthen der Polizei gegen Unschuldige zur Genüge ersehen.

Unter Alexander III. ordnete Ignatijev ebenfalls eine Untersuchung an, als deren Ergebniß die Hälfte der Verdächtigen freigelassen wurde.

Wie wir schon oben erwähnt, ersetzt die Verschickung (ssylka) schon seit 1753 die Todesstrafe. Aber nicht blos Verbrechen, auf denen in andern Ländern Todesstrafe oder lange Kerkerhaft gesetzt ist, werden in Rußland durch Verschickung bestraft. Auch Vagabundage u. dgl. leichte Vergehen ziehen sie nach sich. Diesem Umstande entsprechend zerfallen die Verschickten in zwei Kategorien: Galerensträflinge (silno-kátoržniki) und Zwangscolonisten (silno-poseljenci), zwischen denen ein gewaltiger Unterschied besteht.

Die Galerensträflinge sind natürlich am schlimmsten daran. Sie sind zur Zwangsarbeit verurtheilt, welche sich jedoch bis 1872 nicht über 20 Jahre erstrecken durfte. Dann wurden sie „Zwangscolonisten". Seit 1872 ist auch lebenslängliche Zwangsarbeit zulässig, doch werden fast nie gemeine Verbrecher von den Gerichten dazu verurtheilt; das bleibt lediglich den politischen sogenannten „Verbrechern" reservirt.

Die schwersten Verbrecher wurden in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts zur Arbeit in den Silberminen von Nerčinsk (jenseit des Baikalsees) verwendet. Hier waren sie lebendig begraben, denn sie verließen die Minengänge Tag und Nacht nicht, arbeiteten tags über mit Ketten beschwert und schliefen des Nachts auf dem feuchten Boden. Wie eine Ironie klang die Bestimmung, daß niemand länger als 20 Jahre in den Bergwerken zurückgehalten werden dürfe. Dies geschah ohnehin nicht, denn durchschnittlich erlagen die Sträflinge schon nach siebenjähriger Arbeit ihren Leiden.

Gegenwärtig sind nur wenige Sträflinge in den Minen beschäftigt; meist solche, deren die Regierung auf gute Weise los werden will, z. B. Nihilisten, misliebige Persönlichkeiten u. s. w. Gegen früher ist jedoch ihr Los gemildert, denn sie wohnen jetzt nicht mehr unter der Erde, sondern oberhalb derselben und sind weniger streng gehalten.

Die übrigen Galerensträflinge werden zu weniger schweren Arbeiten verwendet: beim Straßenbau, in den Salinen, Fabriken, Werkstätten und Staatsetablissements. Manchmal kommt es auch vor, daß sie ganz von jeder Arbeit verschont bleiben.

Während des ersten Viertels der abzubüßenden Verbannungszeit wohnen die Galerensträflinge in ihren Gefängnissen (ostrog) oder Kasernen (kazarma) und heißen „ispytujénije" (von „ispytátj", untersuchen, erforschen). Die übrigen drei Viertel der Strafzeit verbringen sie in Privatwohnungen, in der Nähe des Zuchthauses, sind sonst frei, müssen sich jedoch täglich melden. Hat sich der Verbannte

gut aufgeführt, so gestattet man ihm auch vor der gesetzlichen Zeit, sich außerhalb des Zuchthauses eine Wohnung zu miethen.

Auch sonst ist man in der Praxis milder, als man annimmt. Gewöhnlich rechnet man dem Verbannten 10 Monate als volles Jahr an, sodaß sich seine Strafdauer thatsächlich um mehr als 16 Proc. vermindert.

Im ganzen kann man also nicht sagen, daß die russischen Deportirten so schlimm daran seien wie jene Frankreichs oder Englands. Schade nur, daß sich die russische Milde nur auf gemeine Verbrecher beschränkt; politische, oder was man in Rußland wenigstens dafür hält, erfahren an sich die ganze Strenge des Gesetzes. Man denke nur an den unglücklichen Schriftsteller Černiševskij, welcher 1864 wegen seines trefflichen Zeitromans „Čto deljátj?" nach Sibirien verbannt wurde, acht Jahre lang in den Bergwerken von Nerčinsk schmachtete und bis zum vorigen Jahre in der trostlosen Station Vilujsk zurückgehalten wurde, obschon wiederholt von verschiedenen Seiten zu seiner Befreiung Versuche gemacht worden waren. Für gemeine Verbrecher ist das russische Gesetz das mildeste der Welt; für sogenannte „politische" das entsetzlichste!

Die Verurtheilung zur Zwangsarbeit zieht in Rußland noch den bürgerlichen Tod nach sich; d. h. der Verurtheilte wird gewissermaßen aus der Liste der Lebenden gestrichen. Falls sein Vermögen nicht der Confiscation anheimfällt, haben seine Erben das Recht, sich desselben zu bemächtigen. Seine Frau gilt als Witwe und darf sich wieder verheirathen, ohne um Dispens oder sonst ein Document einzukommen. Zur Zeit des Kaisers Nikolaus raubte man dem Verurtheilten und seinen Kindern sogar seinen Namen. Die Schande fiel aber nur auf den Caren zurück, denn schon die Frauen der ersten von ihm 1825 verbannten Persönlichkeiten weigerten sich, von ihrer Freiheit und ihren Rechten Gebrauch zu machen, und erbaten es sich als Gunst, ihren Gatten in die Verbannung zu folgen, und später folgten alle andern ihrem Beispiel. Der Entschluß dieser edeln Frauen, die Salons der Hauptstädte mit den Eisfeldern Ostsibiriens zu vertauschen, ist ein so bewundernswerther, daß man sie noch über die heroischen Römerinnen stellen muß. Bezeichnend ist es, daß von der guten Gesellschaft keine Frau in den Salons geduldet wurde, welche nicht das Beispiel der Fürstinnen Trubeckoj, Šahovskoj und der übrigen Heldinnen von 1825 nachgeahmt hatte.

Auf den Caren Nikolaj machte dieser Heroismus so wenig Eindruck, daß er während seiner autokratischen dreißigjährigen Regierung die Verbannten nicht zurückkehren ließ. Erst nach der Thronbesteigung des milden Alexander II. war dies der Fall.

Wenn schon die zur Zwangsarbeit verurtheilten gemeinen Verbrecher so wenig streng behandelt werden, so kann man sich denken, daß es den Zwangscolonisten noch weniger schlecht geht. Gewöhnlich sind sie ziemlich frei und blos verpflichtet, den ihnen angewiesenen Wohnsitz nicht zu verlassen. Diejenigen, denen es ihre Mittel erlauben, können sich eine Wohnung oder ein Haus miethen oder kaufen, und sich mit allem Luxus umgeben, der sich mit dem Exil verträgt. Die Nicht-

vermögenden dürfen ihre Gewerbe oder Handwerke nach Belieben ausüben, sich als Arbeiter verdingen, in den Goldminen verwenden lassen, Handel treiben, liegenden Grundbesitz erwerben, ihre Familie bei sich haben oder sich durch Heirath mit Eingeborenen oder Verbannten eine solche gründen. Zu letzterm Zweck verwendet die Regierung alljährlich einige tausend Rubel als Unterstützungsbeitrag der Hochzeiten. Den Zwangscolonisten steht es frei, Festlichkeiten zu veranstalten, zu denen sie die Beamten und Soldaten einladen können; kurz, sie dürfen sich so frei bewegen und leben, wie es ihnen behagt, nur dürfen sie, wie erwähnt, ihren Verbannungsort niemals verlassen.

Viel hängt natürlich davon ab, wie der Verbannte mit den ihn überwachenden Beamten steht. Letztere sind meistens in Ungnade gefallene Staatsdiener; die Controle in dem weiten Sibirien ist sehr erschwert; daher dürfen wir uns nicht wundern, wenn die Beamten aus den Verbannten meistens Nutzen zu ziehen suchen. Durch „Trinkgelder", kann man nämlich ihre Aufmerksamkeit einschläfern, und die große Zahl der jährlich aus Sibirien Entspringenden findet damit ihre Erklärung. Die Untersuchungen haben auch ergeben, daß die Beamten von den zum Unterhalt der Galerensträflinge bestimmten Geldern große Summen unterschlugen. Die russischen Beamten bleiben sich eben immer gleich, in welchem Gouvernement sie auch sein mögen.

Während aber die wegen gemeiner Vergehen verschickten Zwangscolonisten ein solches verhältnißmäßig angenehmes Leben führen, sind die wegen politischer Vergehen Verurtheilten weit schlimmer daran. Abgesehen davon, daß sie schärfer überwacht werden, leiden sie nämlich unter der Furcht der Bevölkerung, sich durch den Umgang mit ihnen zu compromittiren. Aus diesem Grunde finden sie nicht, gleich den Falschspielern, Schwindlern u. dgl. zweifelhaften Persönlichkeiten, Zutritt in die Häuser der Einheimischen und müssen sich daher aufs äußerste langweilen. Da sie meistens den gebildeten Klassen angehören, also mehr an geistige als an körperliche Arbeit gewöhnt sind, ist es ihnen schwer, sich ihren Unterhalt zu verdienen. Von der magern Pension der Regierung (2—3 Rubel monatlich) können sie aber nicht leben. Um daher nicht zu verhungern, sind sie meistens gezwungen, sich bei der Polizei und den Beamten zu verdingen, denen sie für geringen Lohn ihre schriftlichen und andere Arbeiten besorgen.

Wir haben oben gesagt, daß jährlich eine große Zahl der Verbannten entspringt. Um dies zu begreifen, muß man sich der ungeheuern Ausdehnung Sibiriens erinnern, über dessen Fläche sich die Verschickten sehr ungleich vertheilen. Gegenwärtig ist es das Gouvernement Tobolsk, wohin mehr als ein Drittel der Verschickten alljährlich wandert (circa 8000). Dann kommt Irkutsk mit 4000, Jenisejsk mit 3500, Tomsk mit 2500, Jakutsk mit 500 und Transbaikalien mit ebenso viel jährlichen Verschickten. Nach Ostsibirien, Sahalin und Kamčatka wandern höchstens 1000—1500.

Man berechnet nun, daß alljährlich 6000 Verbannte aus Sibirien entweichen, von denen jedoch beinahe die Hälfte wieder eingefangen und zurücktransportirt wird. Die größte Zahl der „Vermißten" hat natürlich das Gouvernement Tobolsk aufzuweisen, weil es dem Ural am nächsten liegt und demnach die größte

Zahl von Deportirten enthält. Meistens fehlen dort über 20000 der in den Listen aufgeführten Personen.

Da sich die Entsprungenen, so gut es geht, durch das Land fechten müssen und nicht leicht eine gute Gelegenheit, sich zu bereichern, verstreichen lassen, darf es nicht wundernehmen, wenn in den von ihnen durchwanderten Gegenden die Unsicherheit eine auffallende ist. Im Gouvernement Tobolsk z. B. kommt ein Verbrechen blos auf 1000 Einwohner, dagegen schon auf 62 Verschickte! Infolge dessen ist die Unsicherheit in Sibirien, im großen und ganzen genommen, zehnmal größer als in Westeuropa!

In dieser Beziehung hat also die russische Regierung mit der Verschickung der Vagabunden nach Sibirien das Aufhören der Vagabundage nicht erreicht — eher das Gegentheil. Von den jährlich nach Sibirien Verschickten bestehen 8—10 Proc. aus solchen Entsprungenen. Es ist unglaublich, was diese leisten, um in ihre Heimat zurückzukehren. Manche wurden dreimal verschickt und entsprangen immer von neuem; ja man erzählte uns sogar von einem, der gar siebenmal aus Sibirien entflohen sei, was ganz unglaublich klingt, besonders wenn man sich erinnert, wie streng die Paßcontrole in Rußland gehandhabt wird. Theilweise erklärt sich der Erfolg durch das Mitleid des an sich ungemein gutmüthigen und harmlosen russischen Bauern. Gewöhnt an die Ungerechtigkeiten und Willkürlichkeiten des Despotismus und der Polizei, ist er stets geneigt, in jedem Entsprungenen ein unschuldiges Opfer zu sehen, dem er nach Möglichkeit beisteht. Dieser hat daher selten von dem Bauern Verrath zu befürchten; im Gegentheil steckt ihm dieser, wenn er es unbemerkt thun kann, Eßwaaren und Geld zu. In manchen Dörfern ist es Sitte, daß die Bauern Brot und Wasser vor das Fenster stellen, damit die nachts etwa durch das Dorf kommenden Flüchtlinge sich laben können.

Nicht minder interessant ist der Umstand, daß man in Sibirien wiederholt ganze Niederlassungen von marodirenden Flüchtlingen im Innern der Wälder entdeckt hat. Die Räubereien sind demnach leicht erklärlich. Ebenso begreiflich ist aber auch, daß mit dem gegenwärtigen System der zwangsweisen Colonisation Sibirien nicht colonisirt werden wird. Außer 2—300000 Verschickten wohnen nämlich noch 4 Mill. Eingeborene in Sibirien, und diese können durch ihre ungebetenen Gäste nur demoralisirt werden. Eben dieser Gäste Anwesenheit ist es aber, was die Ansiedelung freier Colonisten in Sibirien hindert. Zudem tragen diese Zwangscolonisten selbst sehr wenig zur rationellen Colonisation bei. Die Deportation hätte nur dann einen Sinn, wenn lediglich grobe, gemeine Verbrecher damit bestraft würden, und zwar wären in diesem Falle die Bergwerke einerseits, die Insel Sahalin andererseits empfehlenswerth. Denn die Deportirten könnten dann schwer entfliehen und würden sich dem Reiche durch ihre Arbeit nützlich machen. Vagabunden und arbeitsscheues Gesindel könnte man zweckmäßig bei den Straßenarbeiten verwenden, natürlich unter gehöriger Aufsicht. Kleinere Vergehen aber sollten mit Gefängnißstrafe belegt werden.

12) Die Gefängnisse.

Heute bildet das Gefängnißwesen einen wunden Punkt Rußlands. Von jeher mangelte es dort an passenden und genügenden Gefängnissen. Da auf die meisten Verbrechen und Vergehen Verschickung nach Sibirien stand, leichte Vergehen aber mit Ruthenhieben bestraft wurden, empfand man in Rußland kein großes Bedürfniß nach Gefängnissen. Diese sind kostspielig, und schon aus Sparsamkeitsrücksichten, sowie der Kürze des Verfahrens halber, entließ man alle, welche nicht nach Sibirien wanderten, nach Aufmessung von 50 oder mehr Ruthenstreichen.

Nach Aufhebung der Prügelstrafe kam man also in Verlegenheit, was man mit leichten Frevlern anfangen solle, denn der Gefängnisse waren wenige, und diese wenigen meist mit politischen Verdächtigen oder sonstigen Untersuchungshäftlingen überfüllt.

Im allgemeinen stehen die russischen Gefängnisse in sehr übelm Rufe. Man denke nur an die Kasematten der Peter-Pauls-Feste in Petersburg und an jene von Schlüsselburg! In beiden Festungen war ich, doch ließ man mich nicht die Kasematten sehen, in welchen die politischen Gefangenen schmachten. Wie man behauptet, sollen sie, weil unter dem Niveau der Newa liegend, beständig feucht und lichtlos sein. Ob die Mittheilungen, welche die nihilistischen Blätter über die entsetzlichen Leiden der Gefangenen in jenen Festungen manchmal veröffentlichten, auch wahr sind, vermögen wir natürlich nicht zu beurtheilen.

Die neuen Gefängnisse in den großen Städten des Reiches sind nach modernen Grundsätzen gebaut und lassen wenig zu wünschen übrig. Ihre Zahl ist aber eine sehr kleine. Alle ältern Gefängnisse und fast durchgehends jene im Innern und den kleinen Städten sind eng, unpraktisch und ungenügend. Fast immer sprechen sie den Gesetzen der Gesundheit und Reinlichkeit Hohn. Da sich die Gefängnißbeamten und Schließer so ziemlich ohne jede ernste Controle wissen, so misbrauchen sie sehr oft ihre Stellung und Gewalt. Die Gefangenen werden schlecht verpflegt — das an der Nahrung Ersparte wandert natürlich in die Taschen der Beamten, vom Kerkermeister oft gequält und mishandelt; durch die Unsauberkeit des Ortes und dessen ungesunde Verhältnisse erkranken sie; kurz, die meisten Gefängnisse sind eine Schande für Rußland und ein Herd der Ansteckung. In dieser Beziehung wären umfassende Reformen dringend nothwendig.

Nikolaus Lenau und die schwäbische Dichterschule.

Von

Th. Ebner.

Gegenüber jenem Uebermaß und Ueberströmen des zum großen Theil auch in persönlicher Eitelkeit und Selbstüberschätzung wurzelnden poetischen Schaffens und Treibens der Romantischen Schule, macht ein kleiner Kreis von Dichtern, der sich in der Zeit unsers beginnenden Jahrhunderts in Schwaben zusammengefunden, eine wohlthuende und sympathisch anmuthende Wirkung. Eine so vorwiegende Rolle auch im schwäbischen Charakter das Gefühlsleben nach all seinen Richtungen spielt, so besitzt derselbe doch einen natürlichen Widerwillen gegen jedes Uebermaß derselben, wie es sich gerade in der Tendenz der Romantischen Schule aussprach, und vermöge einer eigenthümlichen frischen und kräftigen Sinnlichkeit ist es ihm jederzeit möglich, das Gleichgewicht nach beiden Seiten hin wiederherzustellen. Wenn ihm dadurch auch immerhin eine gewisse Enge des Horizonts mit einem guten Theil eines selbstgenügsamen Provinzialismus und eines liebenswürdigen Philisterthums anhängt, so blieb es gerade deshalb doch in einer Zeit, wo die Romantische Schule eine gewaltige Gärung auf dem Gebiet der gesammten deutschen Literatur hervorrief, vor jenem Ueberschreiten der natürlichen und verstandesmäßigen Grenzen bewahrt, das den Bestrebungen dieser Richtung jeden dauernden Werth raubte.

Freilich wurzelten die ursprünglichen Erzeugnisse dieses ganzen Dichterkreises, der auf der Universität Tübingen in Uhland, Kerner und Karl Mayer seine ersten und mit dem später sich ihnen anschließenden Schwab auch hauptsächlichsten Vertreter fand, noch so ganz auf dem Boden und in den Anschauungen der Romantischen Schule, daß sie im Gegensatz zu dem 1806 unter dem Einfluß des bekannten Satirikers Friedrich Chr. Weisser gegründeten und in seinen Anfängen sehr antiromantischen „Morgenblatt für gebildete Leser" für ein handschriftlich erscheinendes „Sonntagsblatt für ungebildete Leser" sich alle Grundsätze der Romantik aneigneten und mit den Worten: „Nun, so laßt uns Schwärmer heißen und gläubig eingehen in das große romantische Wunderreich, wo das Göttliche in tausend verklärten Gestalten umherwandelt", sich zu begeisterten Anhängern derselben bekannten. In diesem Blatt, in welchem Kerner unter dem Pseudonym Clarus und Uhland unter dem des Florens als Dichter auftraten, und zu

welchem Uhland im Tone Weisser's eine Vorrede schrieb, stand auch ein von Florens-Uhland verfaßter Artikel „Ueber das Romantische", dem die obigen Worte entnommen sind. Daneben erschienen freilich in dem von Leo von Seckendorf herausgegebenen „Musenalmanach" Dichtungen der beiden Freunde, und selbst das antiromantische „Morgenblatt" rühmt bei Erwähnung des „Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1809" die Gedichte des „talentvollen L. U. und drei klare Lieder von Justus (sic!) Kerner", während gar Varnhagen von Ense des überschwenglichsten Lobes für Uhland voll ist, dessen Lieder „poetisch" seien, d. h. nicht Goethe nachgeahmt, sondern im gleichen Werth mit dessen Liedern, ebenso wahr und rein, so frisch und süß. Sobald sich indeß einmal die jugendliche Begeisterung geklärt hatte, zeigte es sich auch, daß die Beziehungen des schwäbischen Dichterkreises zur Romantischen Schule keineswegs auf einer innerlichen und geistigen Verwandtschaft und gleichen Grundsätzen begründet waren, sondern nur auf der beiderseitigen Hinneigung zur Natur und ihrer elementaren Poesie, für welche außerdem die Schwaben noch ein besonderes Verständniß besaßen, zu den Erinnerungen des Mittelalters, denen die Schwaben durch die eingehendsten wissenschaftlichen Studien innere Wahrheit zu geben suchten, und zu dem volksthümlichen Ton, der bei ihnen besonders lebhaften Widerhall fand. Der geistigen und moralischen Emancipation, der gerade die Häupter der Romantischen Schule zum Opfer fielen, stellt sich das behagliche, auf die eigene Häuslichkeit und den Verkehr mit Gesinnungsgenossen begründete Leben des Schwaben entgegen, das trotz alledem durch die mannichfachen Beziehungen nach der Außenwelt und ihrem geistigen Treiben, sei es nun im Geben oder im Empfangen, immer auf der Höhe der Zeit und ihrer Kämpfe und Bestrebungen war. Denn was das Stuttgart von heute den nüchternen Beschauer gänzlich vermissen läßt, die Vereinigung aller geistig und wissenschaftlich wirkenden Kräfte der Stadt und des ganzen Landes zu einem Bunde: das besaß die Stadt damals in einem hohen Maße.

Grund und Anfang dieses reichen geistigen Strebens dürfen wir schon in dem Verkehr des hochverdienten Verlegers Cotta mit Schiller finden. Denn dadurch und durch die spätere Verbindung Schiller's mit Goethe, die auch diejenige des letztern mit Cotta vermittelte, erhielt nicht allein das Geschäft des letztern, das seit dem Jahre 1811 nach Stuttgart verpflanzt worden war, eine seltene Bedeutung für die ganze Schriftstellerwelt Deutschlands, sondern es wurde auch Stuttgart selbst ein Mittelpunkt alles geistigen Lebens. Zumal als das im Jahre 1807 gegründete „Morgenblatt" mit seiner Beilage, dem „Literaturblatt", sich allmählich zu einer Autorität auf dem Gebiet der Dichtkunst und der Kritik aufschwang und im Lauf der Jahre die Namen der bedeutendsten Dichter mit Beiträgen aufweisen konnte. Den Höhepunkt seines Ansehens erreichte dasselbe, als nach verschiedenen Wandlungen der Redaction, bei denen wir den Namen einer Therese Huber und eines Wilhelm Hauff begegnen, die des poetischen Theils in die Hände Gustav Schwab's, die des literarischen in diejenigen Wolfgang Menzel's überging. Durch die erstern waren aber auch dem „Morgenblatt" die Beiträge all der bedeutenden und gesinnungstüchtigen Männer, die sich um

die Person eines Uhland und Schwab gesammelt hatten, gesichert, und ebenso sorgte Menzel in seinem Theil dafür, daß dem Blatt überall eine gebührende Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Freilich ist es gerade die Person des letztern, die noch einer nach allen Seiten hin gerechten Beurtheilung harrt, um das Unbehagen, das uns bei der Lektüre seiner Selbstbiographie, aus der auf jeder Seite zwischen den Zeilen der mit seinem eigenen Ruhm kokettirende Schriftsteller hervorblickt, zu verscheuchen. Wechselnd in seiner Stellung zu den sich bekämpfenden Parteien, sodaß er die spätere Jungdeutsche Schule, zu deren Begründern er wol gerechnet werden darf, nachher aufs bitterste verfolgte, und allmählich so ganz im Bann romantischer Anschauung, daß bei ihm jedes Verständniß für eine freiere geistige Bewegung, wie sie das Auftreten von D. F. Strauß und seiner Geistesgenossen mit sich brachte, erstickt wurde, blind in seinem, nur auf persönlicher Abneigung beruhenden Haß gegen Goethe, dem er in seiner „Deutschen Literatur" den entschiedensten Ausdruck verlieh und der ihn in mannichfache Collision mit der ehrlichen Begeisterung seines Mitredacteurs Schwab brachte, darf er auf der andern Seite doch wieder das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, gerade den Bestrebungen der schwäbischen Dichter ein liebevolles und aufrichtiges Verständniß entgegengebracht zu haben. Freilich hatten auch zu der Zeit, da Menzel mit ihnen in Berührung kam, diese Dichter schon einen Erfolg hinter sich, der sie den Besten gleichstellte, und Uhland zumal, der nach einer wechselvollen politischen Wirksamkeit erst einen Lehrstuhl für deutsche Literatur innehatte, den er aber bald mit dem behaglichen Leben eines Privatgelehrten vertauschte, und neben ihm J. Kerner, der sich in dem reizenden Weinsberg eine eigene kleine poetische und durch die seltenste Gastfreundschaft berühmte Wohnstätte errichtet, hatten sich mit ihren Liedern schon so tief in ihres Volkes Herz hineingesungen, daß sie das wegwerfende Urtheil des großen Weimaraners, nicht der giftige und unlautere Spott eines Heine oder die hochmüthige Beurtheilung der ersten Repräsentanten Jung-Deutschlands nicht mehr daraus zu verdrängen vermochte. Schwab selbst, seit 1817 Professor in Stuttgart, war vermöge seiner ganzen dichterischen Anlage weniger der Mann des Volkes, erhielt aber eine desto größere Bedeutung durch ein freundliches, allezeit dienstfertiges Entgegenkommen nach allen Seiten, sowie durch eine stete Aufmunterung aller derer, die sich, um Rath und Urtheil bittend, an ihn wandten. So wurde er und sein gastfreies Haus nach außen hin der Mittelpunkt des ganzen Kreises, mit welchem die beiden von Stuttgart abwesenden Uhland und Kerner, zu denen sich dann auch noch der gemüthvolle Karl Mayer gesellte, durch steten brieflichen und persönlichen Verkehr in Verbindung blieben. Daneben begegnet uns mancher bekannte Name, dessen Träger entweder persönlich bei Schwab erschien, und, von ihm an seine Dichtercollegen empfohlen, überall die liebenswürdigste Aufnahme fand, oder sich durch Dichtungen dem Redacteur des „Morgenblattes" empfahl. Wir hören von dem edeln Dichter der „Griechenlieder" Wilhelm Müller, dem zu Ehren Kerner die griechische Flagge auf seiner Villa aufziehen ließ; wir erfahren von dem Besuch eines Platen, eines Anastasius Grün, eines Friedrich Rückert, und sehen neben der immer wehmüthig anmuthenden Gestalt Wilhelm Hauff's die ritterliche Erscheinung des Grafen Alexander

von Würtemberg; wir begegnen in den Spalten des „Morgenblattes" den Namen von Adolf Schöll, Karl Simrock, Wilhelm Wackernagel, Georg Rapp, Eduard Mörike, Ludwig Bauer, Friedrich Notter, Gustav Pfizer, Reinhold Köstlin, Johannes Fallati, Heinrich Kurz, Ludwig Seeger, Ferdinand Freiligrath, Niklas Müller, C. D. Gries und noch so manchen andern von großem Ruf.

Eines Tages wird der vielbeschäftigte Redacteur Gustav Schwab bei seinem Nachhausekommen vom Gymnasium von seiner Ehefrau mit der Nachricht empfangen, es sei ein interessant aussehender Ungar dagewesen, um sich nach dem Schicksal seiner schon von Karlsruhe aus gesandten Dichtungen zu erkundigen. Und eben als Schwab das Manuscript in die Hand nimmt, tritt der Fremde ins Zimmer; Schwab zieht sich nach der ersten Begrüßung zurück, indem er den Gast seiner Frau und dem eben anwesenden Gustav Pfizer einstweilend überläßt; rasch liest er das Manuscript durch und kehrt schon nach einigen Minuten mit freudestrahlendem Gesicht zurück, um dem schnell in seinem ganzen Werth gewürdigten Dichter herzlichen Willkomm zu bieten. Lange nach Mitternacht schieden die beiden, die sich so rasch nahegetreten — das war Nikolaus Lenau und sein Eintritt in Schwaben! Als Dichter war Niembsch von Strehlenau schon 1830 unter jenem Namen in Spindler's „Damenzeitung" aufgetreten und wurde von allen, die ihn kannten, unter denen sein treuer Schwager Schurz und der wackere österreichische Dichter Schleifer zu nennen sind, seiner großen poetischen Begabung halber sehr hoch gestellt. Wenn ihm daneben auch noch von seiten der Seinigen, unter denen am meisten seine durch viel Leiden und Unglück wol gebeugte, aber keineswegs erschütterte Mutter, und seine älteste Schwester Therese hervortreten, die grenzenloseste Liebe und Bewunderung zutheil wurde, so möchte man namentlich bei der erstern nicht das ganze Verständniß für die glänzende Begabung des Sohnes voraussetzen; vielmehr suchte das Herz der unglücklichen Mutter in einer blinden und leidenschaftlichen Liebe für den einzigen Sohn Ersatz für alle ihr von anderer Seite entzogene Liebe. Freilich vergalt Lenau diese Liebe auch mit der vollen Zuneigung, und überall da, wo er das Wort „Mutter" ausspricht, dürfen wir glauben, daß ihm dabei stets das Bild seiner eigenen Mutter vorgeschwebt. Nur ließ sich dadurch nicht verhüten, daß die Liebe der Mutter schon in dem kleinen, so sichtlich und überall bevorzugten Knaben den Hang zum Eigensinn und Eigenwillen, wie auch zu einem manchmal etwas zu schroff hervortretenden Werthbewußtsein bestärkte, der deutlich in dem Conflict, welcher sich zwischen Mutter und Großältern des Knaben wegen entspann, hervortrat. Denn Lenau ging in seinem ganzen Bildungsgange, zu dem ihm die Großältern die ausreichendsten Mittel boten, seine eigenen Wege, nicht in dem ruhigen Maße allerdings, das die Sicherheit eines endlichen bestimmten Zieles bietet, sondern, von einem Studium zum andern überspringend, mit der unruhigen, umhertastenden Eile, die so oft dem unbewußten Drang dichterischen Schaffens und Gestaltens entspringt. Freilich war es bei Lenau dann auch nicht allein die Aussicht auf den anregenden und fördernden Verkehr mit den schwäbischen Dichtern und die geschäftliche Verbindung mit dem Hause Cotta, was ihn aus der Heimat forttrieb, oder der schon

damals sich regende Gedanke einer Auswanderung nach Amerika, sondern namentlich auch die ihm als drückende Fessel erscheinenden politischen Verhältnisse und die Erinnerung an ein Mädchen, das mit seiner Liebe unwürdiges Spiel getrieben. Zudem war im Jahre 1829 seine Mutter gestorben. So begab er sich Ende Juni 1831 auf die Reise nach Stuttgart, und schon am 22. Juli hören wir in einem seiner Briefe ein Urtheil über unsere schwäbische Heimat: „In Würtemberg weht bereits eine mildere Luft als in Baiern; der Himmel hat ein schöneres Blau, die Menschen sind wärmer. Eine Cultur hat der Boden in Würtemberg und Baden, wie ich noch nicht gesehen — aber, lieber Bruder, ich konnte mich eines gewissen Eindruckes des Kleinlichen nicht erwehren, und armselig kam mir der Mensch vor, der wie ein Bettler, ein Zudringlicher, seine Hand auf jeden Stein reckt, in jedes Loch steckt, daß ihm die Natur was hineinwerfe!" Und wenn er nun auf die Bewohner zu sprechen kommt: „Hier hört man schwäbeln, Bruder! Abends geht es immer an ein allgemeines Promeniren — ich weiß nicht, was es ist, aber ich könnte mich schwerlich in eine Schwäbin verlieben. Wahrscheinlich ist es ihre Geschwätzigkeit. Der schwäbische Dialekt klingt mir übrigens sehr angenehm." Von Karlsruhe aus, wo Lenau diese Worte an seinen Schwager Schurz gerichtet, hatte er denn auch an Gustav Schwab geschrieben und ihm zwei Gedichte, das eine „Der Gefangene", das andere „An den Schmerz" von seinem Freund Schleifer zur etwaigen Aufnahme ins „Morgenblatt" geschickt.

Schwab selbst beeilte sich, nachdem er den Dichter erst einmal persönlich kennen gelernt, ihn auch mit seinen andern Freunden bekannt zu machen, und so sehen wir Lenau, der einen indessen gefaßten Plan, noch einmal zu seinem Freunde Schleifer nach Ort zu reisen, schon in München wieder aufgegeben und den Rückweg nach Stuttgart angetreten hatte, bald auf einem Ausflug zu Uhland nach Tübingen in Schwab's Gesellschaft. Ein Besuch bei Uhland war nach der Erzählung seiner Witwe eine „wohlthätige Erheiterung für diesen, denn Niembsch's liebenswürdiges Wesen und sein Dichtertalent machten ihn Uhland sehr werth; er hatte aber schon früh ein fast ahnungsvolles Gefühl von dem Krankhaften in Niembsch's Stimmung". Lenau selbst erklärt diese Tage für unvergeßliche. Wenn im Verlauf seiner Freundschaft mit den schwäbischen Dichtern gerade Uhland derjenige ist, der brieflich nur einmal, und zwar in der traurigsten Periode von Lenau's Leben, während seines Aufenthalts in Winnenden, mit dem Dichter verkehrt, so darf hieraus keineswegs der Schluß gezogen werden, daß sich diese beiden, allerdings grundverschiedenen Naturen nicht nach ihrem Werth gegenseitig erkannt hätten. Daß dies bei Lenau der Fall war, entnehmen wir mit Sicherheit mancher brieflichen Aeußerung über Uhland: „Ich liebe ihn, wie es der Herrliche verdient", schreibt er einmal an Mayer, und „ich werde Uhland und seine gastfreundliche gute Emma lieben, wenn sie mich auch gar nicht mehr mögen sollten", wie er auch über Uhland's schriftstellerische Thätigkeit bei Gelegenheit von dessen mittelalterlichen Studien das schöne Urtheil ausspricht: „Uhland hat sich ganz in Liebe hingegeben an das Mittelalter. Sein Buch ist für unsere Zeit ein Segen. Das klopft einmal wieder an der rechten Thür, am rechten Herzen. In einer Zeit,

wo alles Abstraction, ist die Beschäftigung mit dem alten Volksliede viel werth. Es ist wieder Naturboden. Es ist das Schwerste, alles so umfassend und prächtig einfach hinzustellen wie er; man sieht dem Mittelalter bis ins Herz hinein. Und diese Spürkraft, die Uhland hat! Wie der Indianer im Grase, weiß er die leiseste Spur zu finden." Daß trotzdem sich aber nicht ein inniges Verhältniß zu Uhland, bei dem alles nur „starke vollsaftige Sprossen ohne alle unnütze Schößlinge trieb", wie zu den andern schwäbischen Dichtern bildete, nimmt niemand wunder, der das volle Verständniß für die charakteristischen Eigenthümlichkeiten beider besitzt! Dabei blieb eine herzliche Freundschaft nicht ausgeschlossen, und wenn uns auch keine Aeußerung Uhland's über den Sangesgenossen überliefert ist, so läßt sich doch schon aus Uhland's unbestechlicher Rechtlichkeit bei jedem Urtheil folgern, daß er in Lenau den Dichter nach all seinen Eigenthümlichkeiten zu würdigen wußte. Freilich schließt eine Würdigung nicht auch einen ungetheilten Beifall ein, und diesen mußte Uhland, seiner ganzen persönlichen Anschauung und poetischen Wirksamkeit nach, dem Manne versagen, den Uhland's Gedichte selbst auf seinen einsamen Wanderungen durch die Urwälder Amerikas begleiteten. Denn es läßt sich wol schwerlich etwas Gegensätzlicheres denken als die Poesien Lenau's und Uhland's. Bei dem schwäbischen Dichter ein ruhiges, stilles und allmähliches Entfalten der Fähigkeiten, wie im wissenschaftlichen, so im praktischen Schaffen, das ja bei Uhland sein ganzes Leben lang Hand in Hand ging; kein geniales Hasten und Rennen, kein banges Ringen, Zweifeln und Brüten über den Fragen des Endlichen, kein Greifen nach augenblicklich blendenden und grellen Effecten, und kein Streben, das eigene Ich mit all seinen Leiden und Schmerzen in den Vordergrund zu stellen; nicht einmal da, wo so manche Disharmonie froh in einem gemeinsamen Tone ausklingt, im Anschauen und Verständniß der Natur, für die doch beide bei all ihrem Wechsel ein feines Gefühl besaßen, sehen wir sie einen gemeinsamen Weg gehen. Denn Lenau sieht in allem Entstehenden und Bestehenden, mag es sich vor seinen Augen noch so herrlich entfalten, schon den Todeskeim und das Zeichen der Vergänglichkeit; für ihn ist in der That alles, was entsteht, nur werth, daß es zu Grunde „geht", und mitten aus dem warmen blütevollen Leben heraus grinst ihn die fahle Vergänglichkeit an! Zwar will es uns bisweilen bedünken, als ob bei einem einigermaßen festen Willen in seiner Lebensanschauung und dadurch auch in seinem Schicksal gar manches eine andere Gestalt hätte bekommen können. Allein bei einem überall sichtbar hervortretenden Hang zur Eitelkeit und dem Bewußtsein, daß das einmal begonnene Hervorheben einer innerlichen Zerrissenheit und in ihm fortnagenden Melancholie ihn in den Augen des Publikums, und namentlich des weiblichen, zu einem Märtyrer und Opfer eines unbarmherzigen Schicksals mache, wurde es ihm augenscheinlich zuletzt Bedürfniß, diese besonders liebevoll zu pflegen und sich ohne jeden Versuch, durch einen entschiedenen Willen diese Fesseln abzuwerfen, nur immer fester in dieselben zu verstricken. Dabei ist die Möglichkeit, daß Uhland's nüchterner und einfacher Sinn dies früh in ihm erkannt, keineswegs ein für allemal abzuweisen.

Einen um so innigern Bund schloß dann Lenau mit dem gemüthvollen Naturdichter Karl Mayer, der als Oberamtsrichter in Waiblingen lebte. Als ihm Schwab den neuen Freund, „Herrn Niembsch von Strehlenau, einen in Wien ansässigen Ungar", schickte, schrieb er zugleich dem Freunde: „Niembsch ist ein vortrefflicher Mensch, und ein Dichter, den Du aus seiner kleinen geschriebenen Sammlung, die er bei sich hat, kennen lernen mußt. Ich bin gewiß, daß er Euch so wohl gefällt wie uns, bei denen er ein rechter Hausfreund geworden ist." Diese Hoffnung Schwab's ging auch in Erfüllung, denn unter allen schwäbischen Dichtern ist es gerade Karl Mayer, mit dem wir Lenau am innigsten und dauerndsten verbunden sehen, und nach Mayer's eigenem Bericht war die ganze Erscheinung des Ankömmlings eine so herzgewinnende, daß es ihm bald zu Muthe war, als wenn ihnen schon „Jahre in freundlicher, lebendiger Mittheilung dahingegangen wären". Einen womöglich noch begeistertern Empfang hatte Lenau zuvor schon bei seinem erstmaligen Besuche, im Hause des Arztes, Dichters und Geistersehers Justinus Kerner, erfahren. Frankl in seinen „Erinnerungen an Lenau" läßt diesen zwar von einem sonderbaren Anblick erzählen, der sich ihm darbot, als er zum ersten mal das Haus betrat. Denn da lagen in einem Zimmer auf dem Boden ein Mann, ihm zur Seite eine Frau, und zur rechten und linken Seite die beiden Kinder. „Sie lagen unbeweglich, doch konnte ich bemerken, daß sie leben. Ich blieb betroffen stehen; die liegende Gruppe that ebenfalls nichts dergleichen, als ob ein Fremder eingetreten wäre. Ich nannte endlich meinen Namen. «Ach willkommen, lieber Niembsch, wir probiren da eben, wie es sein wird, wenn wir nebeneinander im Grabe liegen werden.»" Schwab aber schrieb an Kerner: „Hier schicke ich Dir Herrn Niembsch von Strehlenau aus Wien, einen Ungar, einen herrlichen Dichter und Menschen, wovon Du Dich bald überzeugen wirst. Er hat bei mir gewohnt, und ist für ewig mein Freund geworden; wir sind auch bei Uhland in Tübingen gewesen, und um Deinetwillen reist er über Weinsberg nach München."

Indessen war auch der Vertrag mit der Cotta'schen Verlagshandlung am 29. Aug. 1831 abgeschlossen worden, und wenngleich sich die Herausgabe der Gedichte wegen später Ablieferung des Manuscripts noch bis in den Sommer 1832 verzog, so war doch Lenau damit ans Ziel gekommen und konnte sich nun um so leichter entschließen, den Plan auszuführen, seine zuletzt in der Heimat betriebenen medicinischen Studien in Heidelberg zu vollenden. Von Stuttgart meldet er dann auch seinem Schwager Schurz von seinem Aufenthalt: „Ich lebe jetzt in Stuttgart im Hause meines innigen Freundes, Professor Schwab, und meiner innigen Freundin, dessen Gemahlin. Vielbereichert an schönen Erfahrungen über den wahren Menschenwerth, reicher an manchem Freunde und an Lebensmuth und an Selbstvertrauen bin ich geworden seit unserer Trennung. Bruder, ich habe eine poetische Wallfahrt gemacht zu Uhland, Mayer, Justinus Kerner; die lebhafteste Theilnahme, die feurigste Ermunterung wurde mir zutheil von allen, die ich hier genannt habe. Aber enthusiastisch war schon bei unserer ersten Begegnung Schwab von meiner Poesie ergriffen! Ich muß Dir gestehen, daß es mir unendlich behaglich war, zu sehen, wie jeder Gedanke sogleich zündete in

dem empfänglichen Gemüth dieses Mannes, eine solche Wirksamkeit hätte ich meinen Leistungen nicht zugetraut, ist auch vieles davon auf die große Lebhaftigkeit Schwab's zu setzen." Und an Schwab selbst hatte er schon im August von München aus geschrieben: „O mein tiefgeliebter Freund, wie selig war der Abend aller Abende. Ich danke den Göttern, daß sie mir einen Hauch von Poesie in die Brust geweht, der hat mir Dein Herz gewonnen und das meines geliebten Pfizer. Ich glaube, wir werden uns ewig lieben. Wie träge sind dagegen die Entwürfe der Freundschaft im gewöhnlichen Menschenleben. Wir haben uns in wenigen Stunden erfaßt. Segenvoll wird mir jener Abend sein für das ganze Leben, und wenn ich je etwas in der Dichtkunst leiste, ich werde nie vergessen, welchen Antheil Du hast an meinem Gedeihen, durch die väterliche Huld, die Du meiner Muse erwiesen, durch das Selbstvertrauen, das Du meiner Seele gegeben. Von solchen Männern ermuntert zu werden ist wohlthätig für den Beginnenden." Lenau's Schuld war es aber auch allein, die in dieses so schön beginnende Freundschaftsverhältniß eine entfremdende Abneigung brachte, wenn wir aus dem Bericht von Schwab's Schwiegersohn Klipfel und neuerdings auch aus dem von Schwab's Sohne entnehmen, daß „eine scheinbar tiefe Neigung Niembsch's zu einer Verwandten des Hauses Veranlassung gab, bei ihm einen Mangel an sittlicher Zuverlässigkeit und Willensstärke zu entdecken, der Schwab um so schmerzlicher überraschte, als er neben allen den herrlichen Eigenschaften des Freundes auch jene als die Grundlagen vorausgesetzt hatte, die ihm so unentbehrlich dünkten". Auch in einem Briefe Lenau's an seinen Schwager findet sich die Schilderung eines Mädchens, das ihm gleich beim ersten Begegnen, durch die Musik, eine Neigung einflößte, die sich bald zur Leidenschaft steigerte. So wird man wol nicht irren, wenn man in der nun oft in Lenau's Briefen erwähnten „Lotte" das Mädchen sucht, das Anlaß zu jener Entfremdung gab. Schon die Beschreibung, die Lenau von seiner gar bald hell aufflammenden Leidenschaft gibt, muthet uns peinlich an, und wenn er das Mädchen als ein „sehr liebes Mädchen mit einem edeln deutschen, frommen Gesicht, tiefen blauen Augen und einer kindlich fromm gütigen, und doch so geistigen Stirn" beschreibt, so können wir aus dieser lebhaften Schilderung doch genug entnehmen, um uns das anmuthende Bild einer durch und durch sympathischen Erscheinung zu bilden. Wenn er auch gleich darauf sich entschließt: „Werd' ihr entsagen", und diesen Entschluß in tausenderlei Variationen mit allen möglichen Ausschmückungen immer von neuem wiederholt, so hat doch gewiß seine persönliche Eitelkeit hier ein ungerechtes Spiel mit der ehrlichen Neigung eines jungen Herzens getrieben; der Rath seines Freundes Klemm, der in Stuttgart Lotten kennen gelernt und darauf an Lenau schrieb: „Weißt Du, was ich an Deiner Stelle thäte? Ich promovirte, kaufte mir ein kleines Gütchen bei Stuttgart, suchte mir eine kleine Praxis und begehrte Lotte zur Frau", konnte, so treu und ehrlich er gemeint war, doch Lenau zu keinem festen Entschluß bestimmen. Wenn er daher kurz vor seiner Abreise nach Amerika schreibt: „Von meiner Lotte bin ich getrennt. Das Mädchen hat die Sache sehr ernst genommen; und da ich keine Aussicht auf Heirathen geben kann, jetzt gar nach Amerika gehe, ist die Mutter um die Gesundheit des sehr gefühlvollen

Mädchens bekümmert und hält uns auseinander. Hilft aber nichts — wir lieben uns doch und werden es immer thun, obgleich wir nie ein Wort davon gesprochen" — so verliert dies allen Anspruch auf Wahrheit, zumal nach seiner Rückkehr aus Amerika Lotte ganz vergessen war.

Zwei andere Bekanntschaften, die, um diese Zeit in Stuttgart angeknüpft, sich zur dauernden Freundschaft entwickeln sollten, sind die mit dem Ehepaar Reinbeck und dem „alten Herrn mit seinem schönen Ernst und seinem wirthlichen Schatten der Augenbrauen", dem Geheimrath Hartmann, sowie die mit Graf Alexander von Würtemberg, „einem prächtigen Kerl, wild und muthig, ritterlich und herzlich". Unter allen Freunden aber, die er sich bei seinem ersten Aufenthalt in Stuttgart erworben, stellt Lenau keinen so hoch wie Karl Mayer mit seiner „beinahe leidenschaftlichen Anhänglichkeit und einer Freundeszärtlichkeit, die unter die moralischen Seltenheiten gehört, ein wahres Freundgenie".

Niembsch hatte indessen den Plan, seine medicinischen Studien in Heidelberg fortzusetzen, verwirklicht und so einen Kreis verlassen, dessen Beurtheilung seitens eines Mannes wie Karl Gutzkow sich keineswegs zu einem Lob für Schwaben gestaltet. „Als sich zu Nikolaus Lenau und Anastasius Grün", berichtet dieser in den „Rückblicken auf sein Leben", „gar noch ein Graf von Würtemberg in den Kreis der Lyriker begeben hatte, da scheute man sich nicht, jeden Kaffeebesuch innerhalb dieser Sphäre zum Anlaß von Schilderungen zu machen, die für die Chronik der Literatur des deutschen Volkes maßgebend sein sollten." Und von Lenau selbst erzählt er: „Nikolaus Lenau, Freiherr von Niembsch-Strehlenau, eine kleine, schmächtige, eindruckslose Gestalt, war von Wien nach Stuttgart gekommen, theils um überhaupt nach Amerika auszuwandern, theils um einen Band Gedichte beim alten Cotta anzubringen. Mit jenem süddeutschen Respect vor allem, was adelig ist, einer Deferenz, die Norddeutschland nicht kennt, wurde der Dichter nur als der «Herr Baron» oder auch als der Magyare gefeiert. Die Maßlosigkeit der Bewunderung der Muse des später so unglücklichen Dichters empfand niemand so mismuthig als Menzel. Die Gedichte, die später Lenau's Ruf begründeten, waren noch nicht erschienen, und bereits thronte er bei einem Hofrath Reinbeck, der einige unverheirathete Töchter hatte, dicht neben Schiller und Goethe. Der alte Cotta sagte anfangs Quod non! und wollte die Sammlung nicht verlegen. Doch erschien sie im nächsten Jahre und erwarb dem Sänger verdiente Anerkennung. Sein persönliches Auftreten war bescheiden, nicht diese Vergötterung voraussetzend." Lenau selbst gibt einmal bei Erwähnung der Familie Reinbeck seinem Schwager Schurz eine Beschreibung derselben: „Der alte Herr, ein großer stattlicher, sehr ernster und ebenso gutmüthiger Mann. Die Mutter eine geborene Italienerin, sehr lebhafte alte Frau, Fräulein Julie, ungeheuer gebildet, Fräulein Mariette ditto, malt allerliebst. Die dritte ist Lotte, gutes liebes Mädchen, singt angenehm. Die vierte Tochter, eigentlich die erste, als die älteste, ist an Hofrath Reinbeck verheirathet, das ist eine köstliche Frau. Ein ganzes Zimmer hat die Frau mit herrlichen Landschaften behängt, alles ist ihre Arbeit. Reinbeck ist Schriftsteller; Novellen, Dramen sind von ihm da. Die wohnen nun alle in einem

Hause beisammen, das sie sich nur für sich gebaut haben. Was Traulicheres, Liebevolleres gibt's nicht, als das Zusammenleben dieser Menschen. Alle Schöngeister, die nach Stuttgart kommen, haben sich in diesem Hause eingefunden. Matthisson, Tieck, Jean Paul, Rückert u. a. waren oder sind noch intime Hausfreunde. Der Hofrath Reinbeck baut vortrefflichen Spargel und hat seine Passion mit dem Ausschneiden und Essen dieser Gewächse. In letzterm Geschäft bin ich oft sein treuer Gehülfe."

Als Dank für die Gastfreundschaft, die Lenau während voller drei Monate in Gustav Schwab's Hause genossen, und weil er es eigentlich gewesen war, der Lenau in der literarischen Welt bekannt gemacht hat, widmete er ihm die erste Sammlung seiner Gedichte, und auch noch während der ersten Zeit seines Aufenthalts in Heidelberg, der von etwa Mitte October an zu datiren ist, schrieb er dem Freunde in den begeistertsten Worten seinen Dank für dessen Liebe. Zumal wenn ihm „das laute bunte Treiben in einer kleinen Universitätsstadt, das wie ein literarischer Jahrmarkt" ist, nicht behagte, mußten ihm die Tage seines Aufenthalts in Stuttgart in um so glänzendern Farben vorschweben, und so konnte er an Schwab schreiben: „Dort war mein ganzes Leben ein Freudenfest. So gut wird mir's nimmer. Ganz niederdrückend ist das Gefühl meiner Ohnmacht, euch je zu vergelten, was ihr mir Liebes und Gutes erzeigt habt. Ich habe das alles nicht verdient — kann es nie verdienen. Euere Güte hat etwas so Ueberwältigendes, daß ich verzagen muß an jedem Wort des Dankes, worin mein Herz ausströmen möchte. O meine Freunde, ich liebe Euch! Mehr kann ich nicht sagen." Ebenso später: „O mein Freund, wie schmerzlich entbehre ich Deinen geliebten Umgang! Wenn Du mit mir sprachst, war es mir immer, als hörte ich den reinen vollen Quell weiser Lebensfreude tönen, der mich erfrischte und stärkte. Du hast mir das Sakrament der poetischen Confirmation ertheilt, und all mein Glück in Stuttgart, das wol für immer das schönste meines Lebens bleiben wird, danke ich Dir." Denn schon um diese Zeit trat der Gedanke einer Reise nach Amerika wieder von neuem vor seine Seele, und er ließ durch seine Freundin, Frau Professor Schwab, „seinen wilden Alexander" auffordern: „Er soll sich nur parat halten. Wir wollen in Amerika zusammen rauchen, schießen, in den Urwäldern die Affen ausspotten. Ich freue mich schon recht darauf, mit meinem ungestümen Freunde diese drolligen Bestien zu necken, und laut einzufallen in das wilde Affengelächter, das uns von allen Bäumen begrüßen wird."

In dem durch Lenau's Entfernung hervorgerufenen Briefwechsel mit den schwäbischen Freunden begegnen wir von seiten der letztern gar oft der Klage über Lenau's Saumseligkeit im Beantworten ihrer Briefe, und namentlich Kerner leistet im Schmollen und Grollen mit dem neugewonnenen Freunde Außergewöhnliches. Daß er es als eine seiner ersten Aufgaben betrachtete, Lenau in sein ganzes spiritistisches Glaubenssystem einzuweihen und in ihm einen Anhänger dafür zu werben, dürfte auch ohne ausdrückliche Belege aus seinen Briefen mit Sicherheit angenommen werden. Daneben bilden dieselben freilich, nicht allein durch die steten Eifersüchteleien und den nimmermüden Argwohn einer Verdächtigung seiner Person bei Lenau, sondern auch durch ein Spielen mit Em-

pfindungen und eine in ihrem Uebermaße unsympathische Zärtlichkeit, den am wenigsten erquicklichen Theil der Freundesbriefe Lenau's. Kerner hält es für seine Pflicht, die trüben Stimmungen desselben, dem manchmal ist, „als ob er einen Todten in sich herumtrüge", aufs eifrigste mit Gleichem zu vergelten, und sich selbst und andere mit dem beständigen Gedanken einer absichtlichen Hintansetzung getreulich zu quälen! „Wäre ich nicht", klagt er deswegen schon im Anfang des Jahres 1832 gegen Lenau, „besonders seit der Zeit, wo ich Geister nicht blos wie Sie und andere in Novellen und Gedichten aufführe, sondern Beweise für deren Wirklichkeit anführe, gewohnt worden, daß auch sehr gute Freunde mitleidungsvoll über mich den Kopf schütteln und mich auch bei andern zu verdächtigen suchen, so könnte mich Ihre Unfreundlichkeit befremden. So aber bin ich derlei, wie ich sage, schon seit Jahren auch an ältern Freunden gewohnt, und es ist nun einmal so und ich kann mich trösten." „Aber", so erklärt er bald darauf seinem Niembsch, dem „schrecklich geliebten": „Sie kennen mich noch nicht, sonst wäre Ihnen mein Klaggeschrei nicht aufgefallen. Ich liebe innigst und komme sogleich in Verzweiflung, wenn ich mich verstoßen fühle. Derlei Briefe können Schwab und Uhland und Mayer in Menge von mir aufweisen, denn von diesen glaubte ich mich auch schon oft verlassen. Seit diese Weiber genommen, sind sie so ganz erkaltet; so wird es auch mit dem brennenden Alexander gehen; mit Ihnen aber möge es nicht so gehen. Bleiben Sie ledig wie — Suso. Ich habe auch ein Weib genommen, aber ich blieb dennoch gleichwarm und getreu. Verbergen kann ich auch nicht, daß ein Mistrauen in mir ist, seit ich von Menschen, die sich jahrelang meine Freunde nannten und denen ich mit unsäglicher Offenheit und Wärme entgegenkam, in der That verrathen und mishandelt wurde. Das that aber keiner von denen Menschen, die Sie in Würtemberg kennen lernten."

Aber auch Karl Mayer findet sich gar bald veranlaßt, über Lenau's Stillschweigen zu klagen, und dieser kann als Entschuldigung nichts als „seine äußerst trübe Stimmung" anführen; denn „ich müßte mir das Herz aus dem Leibe reißen, das ungerührt geblieben wäre von so viel Liebe, wie Du mir geschenkt, Du, den ich lieben müßte, und wäre ich Dir ewig gleichgültig geblieben. Aber ich glaubte, unsere Liebe sei stark genug, um eine Weile auch ohne Nahrung leben zu können. O Mayer, wenn Du stirbst, kommt keiner mehr, der singt wie Du! Du bist Volksstimme der Natur, das vergiß nicht. Das verborgene wunderbare Volk der Naturkräfte hat Dich schon in Deiner Wiege erkoren zu seinem Deputirten. Wenn ich ein Gedicht von Dir lese, meine ich immer die Natur selbst zu hören, die mir einmal die Freude machen will, in meiner Sprache zu reden. Du solltest nicht sterben!" Die Weihnachtsfeiertage dieses für Lenau so ereignißreichen Jahres brachte er wiederum in Stuttgart bei Schwab zu „und in Tübingen bei Uhland, mit dem ich Brüderschaft getrunken, und in Waiblingen beim Oberamtsrichter Mayer, dem zärtlichsten meiner Freunde. Das ist ein wunderbarer Mensch. Wir wollen ihn einschließen in unsern heiligen Ring, hörst Du, Schurz und Schleifer"; aber kaum wieder nach Heidelberg zurückgekehrt, fühlt er sich auch schon veranlaßt, Schwab's Verzeihung wegen seiner trüben Stimmung nachzusuchen. „Ich thue alles, mich zu einem erträglichen Menschen zu machen, nur schade, daß mich meine

lieben Freunde in Stuttgart in meiner sauertöpfischen Qualität zu genießen hatten." Und dennoch hatten die stuttgarter Freunde alles gethan, um diesen Aufenthalt Lenau's möglichst lang auszudehnen. „Schwab hatte sogar", berichtet dieser an Mayer, „während ich in den letzten Tagen in Waiblingen war, den für mich bereits bezahlten Platz im Eilwagen an einen andern abgetreten, damit wir noch einige Tage zusammen sein und uns wieder auf den schönen Wegen der Freundschaft ergehen könnten", und von Mayer's Liebe überwältigt, bezeugt er diesem: „Außer meiner seligen Mutter würde sich niemand so weit um mich bekümmert haben; Deine Freundschaft zu mir hat auch noch andere Züge gemein mit der zärtlichen Liebe, die meine Mutter für mich trug. Hingegen spüre auch ich etwas in meinem Herzen für Dich, was ich nur für meine Mutter gefühlt." Daneben spielt in seinen Briefen die Neigung zu Lotte, aus der um diese Zeit Lenau's weitaus schönster Liedercyklus, die „Schilflieder" entstanden, immer noch eine große Rolle. „Ich habe eine Neigung niederzukämpfen gesucht, das gelang mir schlecht bisjetzt. Ich liebe das Mädchen unendlich. Aber mein innerstes Wesen ist Trauer und meine Liebe schmerzliches Entsagen." Daß ihm aber für diese Trauer das Heilmittel der unermüdeten Arbeit für den Dichter unfehlbar nicht zu Gebote stand, kündigt uns seine Lebensweise in Heidelberg an: „Ich spiele nun fleißig Guitarre in meiner Spelunca, pfeife mir meine steirischen Ländler und schlage, oder vielmehr schnalze mit meinem wieder gesunden Daumen die Castagnetten dazu — ich verdampfe eine Pfeife nach der andern, eine Cigarre nach der andern, und gehe viel auf den schönen Bergen herum, die mir täglich besser gefallen." Daneben nimmt er sich dann freilich vor: „Ja Freund, ich will leben, arbeiten, handeln — doch ich entscheide, für wen und wozu. Du hast mich so ganz wieder gestellt in meine Kraft, daß ich mit kühnen Entwürfen umgehe. Ich will noch was Tüchtiges leisten in der Kunst, ich will arbeiten für die Welt, und mich veredeln für meine Freunde."

Jedenfalls war sich Lenau jetzt schon wieder seines Ueberdrusses an den in Heidelberg fortgesetzten medicinischen Studien am deutlichsten klar; und damit war ihm auch der Aufenthalt in Heidelberg lästig. Deswegen meldet Kerner schon Mitte Januar 1832 an Mayer: „Niembsch ist freilich ein großer neuer Genius. Er versprach mir zu kommen, und dann mußt Du auch kommen." Allein Mayer war es nicht vergönnt, einmal gleichzeitig mit Lenau Kerner's seltene Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen, während Graf Alexander von Würtemberg oft zugleich mit dem Freunde sich dort aufhielt. Kerner wetteiferte mit Schwab in der Gastfreundschaft, die freilich auch von allen Seiten her gern in Anspruch genommen wurde. Von Reben umkränzt, mit einem Anbau in schweizerischem Stil und halb verdeckt von Bäumen, geschmückt auf der ersten Galerie mit einem großen Crucifix, bot sein Haus schon von außen einen solchen einladenden Anblick, daß jeder freudig über die Schwelle trat, um sich im Kreise der Kerner'schen Familie mit echt schwäbischer Herzlichkeit empfangen zu sehen. Emma Niendorf weiß in ihren Erinnerungen: „Lenau in Schwaben", die im übrigen wegen ihres Strebens, Lenau über die Schranken des Menschen hinauszuheben, eine ziemlich unerquickliche Lektüre bilden, gar viel und manchmal herzlich Unbedeutendes von

des Dichters Aufenthalt zu erzählen. Dorthin eilte nun Lenau, um endlich der Sehnsucht des freundschafts- und liebebedürftigen Kerner einmal recht Genüge zu thun. „Ja ich bin wirklich glücklich in Weinsberg. Kerner hat eine unergründliche Seelengüte", berichtet er an Mayer in einem Briefe, in dem er neben einer eingehenden Kritik von dessen Gedichten auch von einem Ausflug nach dem benachbarten Heilbronn zu erzählen weiß. Aber auch in Weinsberg duldete es ihn nicht lange, und obgleich wir bisjetzt noch nicht dem Entschluß einer Auswanderung bei ihm begegnen, so mag doch damals schon seine Europamüdigkeit einen ziemlich hohen Grad erreicht haben. Er spricht in einem Briefe an seinen Freund Klemm nur von einer Reise nach München, wo er Professor Schuberth zu Liebe den ganzen Sommer bleiben wolle, da in Heidelberg die Leute „so ganz trockene geistlose Wissenschaftler sind, daß ihm angst und bange wird unter ihnen". Auch Kerner wäre mit diesem Entschluß ganz einverstanden gewesen, denn „da hätte er innern Frieden und Glauben gewonnen, die ihm so sehr fehlen". Aber bald muß er an Mayer berichten: „Niembsch ist von Amerika ganz besessen — seine ganze dämonische Phantasie malt ihm da Dinge vor, die ganz nach seinen Wünschen sind", und der Geisterseher kann sich nicht enthalten hinzuzufügen: „Es ist völlig Wahrheit, daß in Niembsch ein Dämon ist, der ihn furchtbar plagt und der in einer Viertelstunde sein Gesicht zwanzigmal verändert. Derselbe zeigt sich auch durch wirkliche Krämpfe in ihm, die sich durch ein augenblickliches Erstarren, namentlich seines Gesichts, aussprechen." Und Lenau selbst meldet gleich darauf an Mayer: „Ich reise diesen Frühling nach Amerika. Gefällt es mir in Amerika, so bin ich gesonnen, etwa fünf Jahre dort zu bleiben. Künstlerische Ausbildung ist mein höchster Lebenszweck. Ich will mich selbst ans Kreuz schlagen, wenn's nur ein gutes Gedicht gibt. Du sendest Deine Gedichte mir nach übers Meer, und ich werde sie den schönsten sinnenden Blumenbäumen Amerikas vorlesen. Du, Uhland, Kerner, Schwab und alle andern Dichterfreunde von mir, jeder erhält seinen eigenen Bezirk von mir in meinem Waldgebiet, und jeder dieser Bezirke wird eingeweiht mit dem schönsten Gedicht seines Patrons, und der ganze Urwald wird von Sehnsucht ergriffen werden nach Euch."

Bei Lenau's manchmal für ihn so verhängnißvollem Eigensinn war von Haus aus nicht anzunehmen, daß die Warnung einer seiner Freunde ihm nützen würde. Schon als er jene Worte schrieb, hatte er sich zuvor in Bönnigheim in die amerikanische Gesellschaft mit 5000 Fl. für 1000 Morgen Land zum Anbau eingeschrieben — und Kerner kann nur noch hoffen: „Es ist vielleicht das Land der Prüfung für ihn, und Gott wird es nicht ohne seine weisen Absichten zulassen." Lenau stand bei dem Gedanken seiner Reise nach Amerika so ganz in dem Zwang einer überwuchernden und blendenden Phantasie, daß es am Ende bei seinem reizbaren Temperament das Beste schien, ihn gewähren zu lassen. Wol versuchte namentlich Kerner alle möglichen Mittel, ihm den Gedanken auszureden, und allen begeisterten Worten Lenau's gegenüber kann er nur sagen: „Das ist alles so dichterisch, es klingt rein dämonisch. Ich sah kürzlich seinen Dämon, es ist ein haariger Kerl mit einem Wickelschwanz, der flüstert ihm von jenen Urwäldern so zu, der läßt ihm keine Ruhe. Um Gottes willen, Mayer,

komm hierher und rette mir den Niembsch aus dem Wickelschwanz dieses amerikanischen Gespenstes." Aber da war nun nichts mehr zu machen, denn „ich will meine Phantasie in die Schule schicken", erklärt er seinem Schwager Schurz, „in die nordamerikanischen Urwälder, den Niagara will ich rauschen hören und Niagaralieder singen. Das gehört nothwendig zu meiner Ausbildung. Ein ungeheuerer Vorrath erwartet mich dort — eine Fülle göttlicher Auftritte, die noch da liegt jungfräulich und unberührt wie der Boden der Urwälder. Ich verspreche mir eine wunderbare Wirkung davon auf mein Gemüth." Obgleich aber bald darauf eine gewisse Ernüchterung bei Lenau eintrat, denn „mit der Actiengesellschaft stinkt es, es ist allerlei Gesindel dabei, man hat mir hier von allen Seiten die Hölle heiß gemacht", obgleich ihn seine sorgende Schwester Therese bat, seinen Vorsatz aufzugeben, und die ursprünglich geplanten fünf Jahre in seinem Entschluß bald auf ebenso viele Wochen herabsanken, und er zuletzt von allen Seiten noch einmal bestürmt wurde, dazubleiben, erklärte er: „Ich reise doch. Mich regiert eine Art Gravitation nach dem Unglück. Sozusagen ein Dämon des Unglücks. Merkt dieser Kerl ja, daß mir ein Stern aufgehen wolle, flugs wirft er mir seine rauhe Pelz- oder Narrenkappe über die Augen." Der Stern, der in diesem Falle den Namen „Lotte" trug, stand ihm noch immer vor Augen, aber es scheint ihm: „Es hat sich ein anderer Geist als der Dämon des Unglücks in mein Herz begeben, und treibt mich nach Amerika. Ich will mir dort eine bessere Existenz schaffen." Obgleich ihm Kerner räth: „Die Lotte ließe ich nicht, wenn ich Dich wäre, den andern Menschen. Ich würde sie noch sprechen, ihr sagen, daß ich sie liebe und auf ihre Liebe baue, dann würde ich aber auch von nun an zahmer werden. Wenn Du der Lotte aber wirklich etwas versprichst, und ihr dann nicht streng Wort hältst, so hole Dich der Teufel, das sage ich Dir auch", entscheidet er sich bald. Noch einmal hatte Kerner einen sonderbaren Versuch gemacht, Lenau festzuhalten, indem er in einem Schreiben an einen Ungenannten diesen benachrichtigte, „daß der Herr, der heute mit Herrn Oesterle bei Ihnen war und sich Niembsch von Strehlenau hieß, aus meiner Irrenanstalt ohne mein Wissen sich entfernt. Schon seit Jahren hat er die fixe Idee, er müsse in den Urwäldern Afrikas zu einem Affen werden, und da er in den Zeitungen von Ihrem Unternehmen las, wurde er auf einmal aufs stärkste mit seiner Affenlust befallen, schnitt die furchtbarsten Fratzen und entwischte mir. Ich bitte Sie nun sehr, all dasjenige, was er mit Ihnen ausmachte, und wozu er sich verpflichtete, zu annulliren, und sollte er wieder bei Ihnen erscheinen, ihn in meine Anstalt unter sicherer Begleitung zurücktransportiren zu lassen". Aber auch das schlug fehl, und Lenau zog Mitte Juni mit einer Schar Auswanderer aus der Heimat dem neuen Lande entgegen! Und noch angesichts des Meeres schrieb er von Amsterdam seinem Schwager mit den schönsten Hoffnungen: „Ich werde mir dort eine Strecke Landes kaufen, von etwa 1000 Morgen, und den Philippum als Pächter daraufsetzen. In drei bis vier Jahren hat sich dann der Werth meines Eigenthums wenigstens auf das Sechsfache gesteigert." Zugleich aber setzt er, da sein Name durch die inzwischen erschienenen Gedichte ein guter geworden, seine Hoffnung auf eine Anstellung in Schwaben. „Die Stelle eines Doctor legens an der tübinger

Universität hätte ich schon bekommen können; ich durfte nur ein philosophisches Doctordiplom nehmen, was eine alte Formalität ist und höchstens 100 Fl. kostet; aber ich mag mich an nichts binden. So viel habe ich indessen auf jeden Fall gewonnen, daß Cotta alles druckt, was ich ihm gebe, und daß er mir hierzu alle seine Blätter, «Morgenblatt», «Hesperus», «Politische Annalen» u. a. sehr artig eröffnet hat. Verhungern kann ich nicht mehr, aber ein reicher Mann kann ich werden in Amerika."

Die Anregungen, die Lenau der schwäbischen Dichterschule geboten hatte, waren für sein poetisches Schaffen nicht verloren.

Chronik der Gegenwart.

Revue der Erd- und Völkerkunde.

Ein Trauerfall ist es, den wir an die Spitze unserer heutigen Rundschau stellen müssen: Gustav Nachtigal, der große Afrikaforscher, der zuerst das geheimnißvolle Wadai entschleierte, der liebenswürdige, anspruchslose Gelehrte, welchen die deutsche Reichsregierung als ihren Commissar nach Westafrika entsandt hatte, um dort die Interessen ihrer Landeskinder nach Kräften wahrzunehmen, ist als einer der ersten den Strapazen zum Opfer gefallen, denen er in unerschütterlicher Berufstreue und in dem Streben, seinem Vaterlande zu dienen, in dem mörderischen Klima sich ausgesetzt hatte. Es ist hier nicht der Ort, dem unvergeßlichen Manne einen panegyrischen Nachruf zu widmen. Was er für deutsche Colonisationsbestrebungen in Afrika geleistet, ist ja noch in jedermanns Gedächtniß; seine vergangenen Thaten aber sind so groß, daß sein Name für immer in der Entdeckungsgeschichte Afrikas mit unauslöschlichen Lettern glänzen wird. Dr. Gustav Nachtigal, am 23. Febr. 1834 zu Eichstädt in der Nähe von Stendal geboren, erreichte kaum das Alter von 51 Jahren. Am 19. April 1885 starb er auf hoher See an Bord des deutschen Kriegsdampfers Möwe, an der Malaria, welche er sich während seines Aufenthalts an der Mahinküste zugezogen hatte. Am 20. April fand seine Leiche die letzte Ruhestätte auf Cap Palmas, in jenem afrikanischen Boden, dessen Erforschung er sein Leben geweiht hatte.

Glücklicher als er entrann den Gefahren des verderblichen Klimas, eines verhängnißvollen Angebindes der neuen deutschen Erwerbungen an der Westküste des Schwarzen Erdtheiles, der jugendliche Dr. Hugo Zöller, der thatkräftige Correspondent der „Kölnischen Zeitung". Durfte man denselben schon vor seinem Besuche Westafrikas mit Fug und Recht als einen „Weltreisenden" bezeichnen, so ist derselbe nunmehr auch zum geographischen Entdecker geworden. Seine vorjährigen Forschungen im Togolande hat er in einem kürzlich erschienenen Buche „Das Togoland und die Sklavenküste" (Stuttgart, W. Spemann) niedergelegt, welches man wol als die erste ausführliche Schilderung des behandelten Gebietes bezeichnen darf. Dr. Zöller unternahm aber auch eigene Excursionen und Entdeckungsfahrten in das Innere des Landes, von dem bisher eigentlich blos der Küstensaum, und dieser nur mangelhaft, bekannt war, und entdeckte dabei, daß die Togolagune bedeutend kleiner sei, als die britischen Seekarten annahmen, sowie daß im Norden der Lagune ein bisher völlig unbekannt gewesener Fluß, der Haho, welchen er eine Strecke weit befuhr, einmünde. Das Togoland schätzt Dr. Hugo Zöller, welcher in seinem Buche übrigens auch ziemlich ausführlich Gorée und Liberia schildert, auf 1300 Quadratkilometer mit 40000 Einwohnern. Am 12. Dec. 1884 bestieg der wackere Forscher in Begleitung der seither vielgenannten Polen Rogoszinski und Janikowski den Großen Kamerun-Pic, den Mongo-Ma-Loba oder Götterberg, der an Höhe unserm Montblanc etwa gleichkommt. Von der Insel

Mondoleh fuhren die Reisenden nach dem Festlande und erreichten am ersten Tage Boando, die fernste Ansiedelung am Gebirge. Am zweiten Tage mußte ein Weg durch den Urwald gebahnt werden zur Höhle Issuma, jenseit des Kleinen Kamerunberges. Von dieser zweiten Station ging es am dritten Tage bis zur höchsten Quelle, Mann's Spring, nachdem kurz zuvor, bei 2100 Meter Höhe, die Grenze des Urwaldes erreicht worden. Das vierte Nachtquartier wurde in ungefähr 2800 Meter Höhe in der sogenannten Hunters-Hut aufgeschlagen. Um 3¾ Uhr nachmittags erreichten endlich die Reisenden nach Ueberwindung großer Strapazen die Spitze des Berges. Es ist dies die vierte Ersteigung des Kamerungipfels. Spuren neuester vulkanischer Thätigkeit wurden nicht entdeckt, auch die von Richard Ferdinand Burton, dem ersten Ersteiger, erwähnte Solfatara konnte nicht aufgefunden werden. Der Abstieg nahm nur drei Tage in Anspruch. Vom Kamerun wandte Dr. Zöller sich südwärts nach Klein-Batanga. Dort mündet in das Meer der Batanga- oder Moangostrom, von dem bisher nicht viel mehr als die Mündung bekannt war. Im März 1885 untersuchte ihn nun Dr. Zöller auf einer zweitägigen Bootfahrt, bis zu einem 32 Kilometer von der Küste entfernten Punkte, wo ein 10 Meter hoher Wasserfall, von ihm nach dem jetzigen Besitzer der „Kölnischen Zeitung" Neveu-DuMontfall benannt, die Schiffahrt unterbrach. Wie unser unternehmender Forscher von den hier ansässigen Bakoko erfuhr, besteht von diesem Punkte aus durch den Nepembe-Creek eine Wasserverbindung mit dem Edea, und gelangen die Eingeborenen auf diesem Wege in drei Tagen nach Malimba. Durch den Ndongo-Creek, weiter unterhalb, besteht außerdem eine Verbindung mit dem im Süden bei Plantation mündenden Lokundje. Das ganze Gebiet zwischen Malimba und dem Moango ist niedriges, menschenleeres Land.

Anschließend an diese Leistungen des deutschen Reisenden, hat der im Auftrage des französischen Unterrichtsministeriums reisende Léon Guiral seine Aufmerksamkeit den weiter im Süden ausmündenden Flüssen Westafrikas zugewandt. Im Februar 1885 befuhr er den Ejo oder San-Benito bis an das Ende seiner Schiffbarkeit, welches auch hier, wie bei fast allen afrikanischen Flußläufen, durch die Stromschnellen von Yobe bezeichnet wird. Guiral drang dann noch eine kurze Strecke oberhalb zu Lande vor und errichtete bei dem Dorfe Jvava eine Station. Längs des obern Ejolaufes wohnen bereits Oscheba und Pahuin oder Fan, die bekannten Kannibalen des äquatorialen Westafrika, namentlich des Gabun- und Ogowegebietes. Was den letztgenannten Strom anbelangt, so ist durch die Positionsbestimmung, welche Lieutenant Mizon an der Einmündung des Dilo in den nördlichsten Bogen des Ogowe ausführte, bestätigt, daß dieser Strom den Aequator nach Norden nicht überschreitet, obwol er ihm sehr nahe kommt, nämlich bis auf 0° 13′ 55″ südl. Br.

Kein Theil Afrikas erregt ein so lebhaftes Interesse wie das Becken des Congo. Als der verstorbene Geograph Dr. Eduard Behm im December 1872 zuerst die damals nur mit Kopfschütteln aufgenommene Vermuthung aussprach und zu begründen versuchte, daß der für den obern Nil gehaltene Lualaba Livingstone's der Congo sei, von welchem man zu jener Zeit blos den äußersten Unterlauf kannte, ahnte wol niemand, daß nur zwölf Jahre später das Gebiet dieses unbekanntesten aller afrikanischen Ströme den Gegenstand ernster diplomatischer Verhandlungen unter den Mächten Europas abgeben und in dieser Terra incognita ein eigenartiges Staatswesen erstehen werde. Die Ursprünge desselben hat H. M. Stanley, der verdiente Congoschiffer, soeben in einem fesselnden, umfangreichen Werke „Der Kongo und die Gründung des Kongostaates. Arbeit und Forschung" (2 Bde., Leipzig, F. A. Brockhaus) erzählt, welches von einer großen zweiblätterigen Karte begleitet ist. Aber das Werk der Congoforschung ist noch lange nicht abgeschlossen, und ihm wenden sich zahlreiche wissenschaftliche

Kräfte zu. Zu den rührigsten dieser Forscher zählen die Baptistenmissionare Comber und Grenfell. Aus ihren Beobachtungen ergibt sich mit Sicherheit, daß der nach Stanley's erster Recognoscirungsfahrt angenommene Verlauf des Kuango oder Kwa, wie er im Unterlauf genannt wird, unrichtig ist. Eine Strecke von 48 Kilometer dampften sie von seiner Mündung in den Congo in Nordostrichtung, dann ebenso weit direct nach Osten. Bei Mushie, dem Hauptort der Wabuma, kommt der Fluß fast 48 Kilometer aus Südosten bis zu der Vereinigung des aus Nordosten kommenden, dem von Stanley entdeckten Leopold II.-See entspringenden Fluß mit dem aus Südsüdost strömenden Kuango, welcher jenem an Umfang und Wassermassen bedeutend nachsteht. Mit der Aufnahme des Kuangolaufes ist auch der italienische Lieutenant Massari beschäftigt, welcher dieselbe bis etwa 4° südl. Br. fortgesetzt hat. Da Major von Mechow, ein gewiegter Geodät und Topograph, von Süden her bis 5° gelangt ist, so harrt nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil noch der Erforschung. Die zu gleichem Zwecke ausgesandte deutsche Expedition unter Lieutenant Schulze hat dagegen, nachdem ihr Führer in San-Salvador verstarb, sich getheilt. Lieutenant Kunth und Tappenbeck beabsichtigten am 15. März 1885 von Underhill am linken Congoufer nach dem Stanley-Pool aufzubrechen und bis zur Kwamündung zu fahren, um diesen Fluß dann stromaufwärts aufzunehmen. Dr. Büttner wollte seinerseits nach einem erfolgreichen Ausfluge zu den Fällen des Ambrizette am 8. April von San-Salvador direct zum Kiamvu am Kuango reisen, wohin auch Dr. Wolff von Ndamba sich begeben hat. Auch über mehrere der übrigen bedeutendern Congotributären hat der obengenannte Grenfell seine Untersuchungen ausgedehnt. Der Ikelemba, welcher unmittelbar nördlich vom Ruki mündet, strömt in seinem Unterlaufe aus Nordost, im Mittellaufe (150—200 Kilometer) direct aus Ost. Diese Aufnahme gibt eine Bestätigung für die Aussage der Eingeborenen, daß der Lulemgu im allgemeinen dem Congo parallel verläuft und das ganze Gebiet bis zur Lubilaschmündung entwässert; daher erklärt sich auch das Fehlen größerer südlicher Zuflüsse in dem großen Bogen des Congo. Den Lubilasch befuhr Grenfell bis 1° 33′ südl. Br., und von den nördlichen Zuflüssen den im Bangalande mündenden bedeutenden, am Ausfluß 11 Kilometer breiten Mbundga-Liboko bis 1° 25′ nördl. Br., den Ukere oder Ngala, den er auf höchstens 100 Kilometer Länge schätzt, bis 2° 6′ nördl. Br., den Mbura oder Loika bis 2° 55′ nördl. Br. Etwas weiter im Süden ist Lieutenant Wißmann thätig. Nachdem es ihm durch sein Zusammentreffen mit dem verstorbenen Dr. Pogge möglich war, seine Karavane schnell zu organisiren, brach er am 17. Juli 1884 mit seinen Begleitern, Lieutenant Meyer jun., Dr. Wolff und Zimmermann Buschlag, von Malange auf, wo schon im Februar Lieutenant Meyer sen. der Dysenterie erlegen war. Am 10. Nov. 1884 erreichte er Lubuku, die Hauptstadt des Mukenge, woher bis vor kurzem die letzten Nachrichten stammten. Sechs Tage nach ihm traf dort auch Lieutenant Meyer jun. ein, welchen Wißmann vom Fluß Lutschiko aus mit zwölf Trägern nordwärts zum Muata-Cumbana entsendet hatte. Wißmann hat in Lubuku die seit Pogge's Abreise stark verfallene Station wieder organisirt und eine neue Station am Lulua selbst, welche er Luluaburg nannte, unter 5° 57′ südl. Br. und 22° 20′ östl. L. von Greenwich gegründet. Während der Zimmermann der Expedition die zur Fahrt auf dem Kassai stromabwärts nach dem Congo erforderlichen Boote herrichtete, sollte Dr. Wolff einen Vorstoß nach Nordosten zu dem durch Menschenopfer berüchtigten Bakubahäuptling Lukengo unternehmen. Wie nun soeben der Telegraph meldet, ist Wißmann in der That an der Mündung des Kuango angekommen, und soll festgestellt haben, daß der Kassaifluß sich nicht, wie bisher angenommen wurde, oberhalb der Aequatorstation in den Congo ergießt, sondern daß er einen großen Bogen macht und in den See Leopold II. fließt.

Günstige Fortschritte macht auch die portugiesische Expedition zum Muata-Jamvo unter Führung des Majors H. de Carvalho. Derselbe war am 17. Dec. 1884 in Shinge gewesen und hatte am 6. Jan. 1885 die Station Cossa e Silva in dem Gebiet des Häuptlings Capenda-Camubenba am rechten Ufer des Kuango unter 8° 47′ 15″ südl. Br. und 17° 12′ 50″ westl. L. erreicht. Zwei andern Portugiesen, Capello und Ivens, welche seinerzeit den Major Serpa Pinto begleitet, sich aber bald von ihm getrennt hatten, gelang die von Wißmann zuerst ausgeführte Durchwanderung Centralafrikas in der Richtung von West nach Ost auf einer etwas südlichern Route. Ihr Ausgangspunkt war Mossamedes; nachdem sie vom Kubango aus die Quellgebiete des Congo, Sambesi, Lualaba und Luapula durchwandert, trafen sie im Juli 1885 in Mozambique an der afrikanischen Ostküste ein.

Um diese kurze Uebersicht der neuesten Forschungen in dem bis nach Ostafrika hinüber sich erstreckenden Congobecken zum Abschluß zu bringen, verzeichnen wir noch den bedeutenden Erfolg, welchen der französische Marinelieutenant Giraud in der Aufhellung des Congoquellgebietes davongetragen hat. Der Bangweolosee, welchen Livingstone in seinen letzten Lebenstagen nur ungenau feststellen konnte, verliert durch Giraud's Untersuchungen bedeutend an Umfang und schrumpft aus einem länglichen Oval zu einem unregelmäßigen runden See zusammen, an den sich im Süden eine weite Sumpflandschaft anschließt. Der Lualaba entströmt dem Bangweolo nicht im Nordwesten, sondern im Südwesten, und fließt dann in weitem, nach Westen ausweichendem Bogen dem Moerosee zu, welcher in Lage und Gestalt gleichfalls ansehnliche Veränderungen erfährt. Neben Thomson's Expedition nach dem Kenia wird Giraud's leider vorzeitig beendete Unternehmung die bedeutendsten Correcturen in der Karte von Ostafrika hervorrufen. Das Dreieck zwischen den Quellflüssen des Congo, dem Lualaba Cameron's im Westen und dem Lualaba Livingstone's oder Luapula im Osten war auch der Schauplatz der sogenannten Deutschen Ostafrikaexpedition, welche 1882 in Anbetracht der zu entwickelnden deutschen Colonialbestrebungen ausgesandt worden war. Sie bestand ursprünglich aus dem Astronomen Dr. E. Kaiser, dem Zoologen Dr. Richard Böhm, dem Meteorologen Dr. Paul Reichard und dem Lieutenant Storms, welche sich zunächst nach Sansibar begaben. Die Expedition begründete zuvörderst eine deutsche Station Kakomba und ließ sich daselbst häuslich nieder. Die Forscher trieben eifrig Jagd und erbauten am Ugalafluß die Jagdhütte „Weidmannsheil", von wo aus größere Jagdtouren unternommen wurden. Das erste Mitglied, welches der Tod hinwegraffte, war Dr. Kaiser, welcher am 8. Nov. 1882 am Ufer des Hikwasees, infolge eines Bades im See, starb. Die Expedition bezog hierauf eine andere Station, Gonda oder Mimamgombe im Lande Ugunda, und hernach die belgische Station Karema am Tanganjikasee. Von Karema aus versuchten die Mitglieder der Expedition, deren Leitung nach Kaiser's Tode Dr. Böhm übernommen hatte, über den Tanganjikasee zu fahren und dessen Uferlandschaften zu durchstreifen. Sie erforschten das Volk der Kalimba und der Wanjarunga, wurden aber in Fehden mit den Eingeborenen verwickelt und machten förmliche Feldzüge gegen die Rivalen dortiger hervorragender Häuptlinge mit. Böhm wurde von dem gefürchteten Mirambo, einem der größten Machthaber im Innern, Ostafrikas empfangen. Bald darauf erhielt er aber in einem Kampfe bei Katakwa mehrere Schußwunden und lag infolge derselben mehrere Monate danieder. Die Wunden öffneten sich häufig wieder, das rechte Bein war ihm ganz steif geworden. Böhm und Reichard verließen am 1. Sept. 1883 die belgische Station Mpala am Westufer des Tanganjika und erreichten, nach Südwesten ziehend, bereits am 27. Sept. den Luapula. Einen Monat später gelangten sie in die Landschaft Katanga, welche von einem Häuptling, Namens Msiri, beherrscht wird. Am 26. Nov. wurde der Lufira, der Hauptzufluß des

Lualaba, bei der Mündung des Likulwe, überschritten; nach einmonatlichem Aufenthalt in Kagoma an letzterm Flusse ging es im Januar 1884 nach Westen der Landschaft Urua, dem Reiche des Kasongo, entgegen, um sich einem Feldzuge Msiri's anzuschließen. Am 4. Febr. entdeckten die beiden Forscher im Süden von Cameron's Kassali oder Kikondscha den noch bedeutend größern See Upamba, welcher wol identisch ist mit dem von Cameron erkundeten, aber unrichtig aufgezeichneten See Lohemba. In der Nähe dieses Sees, bei dem durch heiße Schwefelquellen ausgezeichneten Ort Katapena, welcher von Msiri belagert wurde, fand Dr. Böhm nach zehntägigem sehr schweren und schmerzhaften Krankenlager am 27. März 1884 am Fieber seinen Tod. Dr. Reichard, welcher Tag und Nacht nicht von seinem Lager gewichen, begrub ihn unter einem schönen alten Baum, und versuchte dann Katanga in südlicher Richtung zu durchwandern, um nach den Quellen des Lualaba und Lufira zu gelangen. Nur zehn Tagereisen von der letztern entfernt, wurde er durch die Feindseligkeiten der Waramba, der Bewohner der Landschaft Iramba, zur Umkehr gezwungen. Auch Msiri trat jetzt feindselig auf und trachtete ihm selbst nach dem Leben, sodaß Reichard nur mit Waffengewalt seinen Rückzug nach dem Tanganjika ausführen konnte. Am 25. Sept. erfolgte der Aufbruch von Unkäa, Msiri's Hauptstadt, in dessen Nähe die reichhaltigen Kupferminen untersucht worden waren. Drei Tage später erfolgte der Uebergang über den Lufira und die Passage des Kunde-Irundegebirges. Fast einen Monat irrte die Expedition, von den Führern verlassen, durch die Wildniß, mit Hunger und den Eingeborenen kämpfend, bis am 15. Oct. die alte Route wieder aufgefunden wurde und am 6. Nov. der Luapula, eine Tagereise nördlich von seinem Ausfluß aus dem Moerosee, überschritten werden konnte. Am 30. Nov. 1884 traf Reichard mit seinen Leuten wieder in Mpala ein und setzte am 18. Febr. 1885 nach Karema zum Ostufer über. Auf dem Marsche nach Tabora, woselbst Reichard am 13. Mai eintraf, wurde die Expedition durch Krieger des Nachfolgers Mirambo's angegriffen, bei welchem Kampfe vier Leute der Expedition verwundet wurden, während auf gegnerischer Seite fünf Mann fielen. Dr. Reichard begab sich dann nach Sansibar, wo er am 29. Aug. eintraf und von wo er nach Deutschland zurückzukehren gedenkt.

Abgesehen von mehrern andern in Gang befindlichen und von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft ausgesandten Expeditionen dürften namentlich die zur Aufsuchung der im Nilgebiet bis unlängst vermißten Forscher Dr. Junker und Dr. Schnitzler ausziehenden Dr. Fischer und Oskar Lenz, von denen der eine von Osten, der andere von Westen den Gegenden zustreben sollen, wo die Vermißten vermuthet werden, neue Beiträge zur Geographie des Congoquellgebietes bringen. Dr. Lenz, der rühmlichst bekannte Afrikaforscher, will insbesondere die Wasserscheide zwischen Congo und Nil erforschen; von Hamburg am 30. Juni abgereist, ist er wohlbehalten an der Westküste angelangt; in seiner Begleitung befindet sich der durch seine Studien in Montenegro vortheilhaft bekannt gewordene junge Naturforscher Dr. O. Baumann. Dr. Fischer befindet sich auch schon in Sansibar.

Aus den südlichern Regionen Afrikas ist die von Dr. Pechuel-Loesche aus dem Damalande mitgebrachte Nachricht zu registriren, daß die hydrographischen Verhältnisse des centralen Afrika seit kurzer Zeit eine sehr wesentliche Umgestaltung erfahren haben müssen. „Der Ngamisee ist ausgetrocknet, verschwunden; das Gethier ist ausgewandert oder verdorben, die Vegetation vernichtet. Der Okavango fließt in den Sambesi, desgleichen der Tamatakan." Eine wichtige Reise hat auch Dr. Aurel Schulze in Natal ausgeführt, indem er längs des Tschobe oder Cuando, des Hauptnebenflusses des Sambesi, nach Westen vordrang und bis zum Kubango gelangte, wo Feindseligkeiten der Eingeborenen ihn zwangen, über den Ngamisee nach Transvaal und Natal zurückzukehren. Es ist das erste mal,

daß ein Europäer diesen nördlichen Theil der Kalahari besucht hat. Eine kleine, aber interessante Excursion quer durch die Drakensberge vom Basutolande nach Griqualand East führte im October 1884 der französische Missionar E. Jacottet aus. Von seiner Station Morijah mußte er vier Parallelketten, welche die Zuflüsse des Oranje, den Makhalaneng, Makhaleng, Senkunyane und Maletsunyane voneinander scheiden, passiren. Die letztere Kette, welche von einer fünften Kette, der Wasserscheide zwischen dem Oranje und den Zuflüssen des Indischen Oceans, an Höhe wahrscheinlich noch übertroffen wird, wurde in einem 3420 Meter hohen Passe überschritten, welcher von einem um 60 Meter höhern Gipfel, Mount Hamilton genannt, noch überragt wird. Die Basuto benennen dieses Gebirgssystem Malutis. Zum ersten mal endlich ist auch die Einfahrt in den Limpopo oder Krokodilfluß durch einen Dampfer erzwungen worden. Die Maud unter Kapitän G. A. Shaddock fuhr am 14. April 1884 den südlichen Mündungsarm stromaufwärts, von welchem sie glücklich die Barre passirt hatte, und gelangte bis Manjobas Kraal. Shaddock's Annahme, daß der Limpopo bis zur Grenze Transvaals, wenn auch nur bei hohem Wasserstande, eine Schiffahrtsstraße bilden könne, ist freilich wenig wahrscheinlich.

Im Lande der Galla waren zwei wiener Forscher, Dr. von Hardegger und Dr. Philipp Paulitschke, recht erfolgreich thätig. Nach einem einmonatlichen Aufenthalt in Harar trafen sie am 21. März in Zeila, und Mitte April 1885 in Wien wieder ein. Professor Paulitschke hat die Route von Zeila nach Harar genau festgelegt, während des Marsches sorgfältig die meteorologischen Instrumente abgelesen und in ethnographischer Hinsicht hauptsächlich die Essa-, Gadibursi- und Nolle-Galla erforscht. Von Harar wurden vom 25. Febr. bis 7. März Excursionen nach den Seen von Timti, Adèle, Haramâja und Jabâta, sowie ein Vorstoß nach Süden bis zu den Annîa-Galla und den Ruinen der Stadt Bia Worába gemacht. Die beabsichtigte Reise von Harar nach Schoa mußte aber der unsichern Verhältnisse wegen leider unterbleiben.

Auch aus Asien sind mehrere nicht unwichtige Forschungen zu melden. So ist zum ersten mal die Halbinsel Korea in ihrer Ausdehnung von Norden nach Süden durchwandert worden. Herr Gowland, Assistent der Münze in Osaka, brach nach zehntägigem Aufenthalt in der Hauptstadt Seul im Innern auf und gelangte nach zwanzigtägigem Marsch nach dem japanischen Freihafen an der Südostküste. An keinem Punkte erhebt sich das Gebirge höher als 1300 Meter über den Meeresspiegel; die Centralkette wurde auf einem 750 Meter hohen Passe überschritten. Wälder haben keine große Ausdehnung, aber weit erstrecken sich die Culturen von Reis, Gerste und Bohnen, und es scheint, daß die Bevölkerung ausschließlich auf die Erzeugnisse der Landwirthschaft angewiesen ist. Von dem oft gerühmten Reichthum des Landes an nutzbaren Mineralien, den noch 1881 der amerikanische Geolog Dr. Cowan prognosticirt hatte, konnte Gowland keine Spur entdecken. Im Juli, wie es scheint 1884, reiste dann der amerikanische Marineoffizier S. B. Bernerston von Seul nordwärts nach Peng Yang, der Hauptstadt der nordöstlichsten Provinz Puing-an-do, deren Bewohner hauptsächlich im Handel ihren Erwerb finden; sie liegt am Flusse Ta Tong, 96 Kilometer oberhalb der Mündung, doch ist es unbekannt, ob der Unterlauf des Flusses schiffbar sei. Auch ein deutscher Geologe, Dr. C. Gottsche, verweilte, nach einem kurzen, nur zur Orientirung dienenden Aufenthalt im August 1883, während des Jahres 1884 acht Monate in Korea und unternahm während dieser Zeit, abgesehen von kleinen Ausflügen, zwei größere Reisen von seinem Standquartier Seul aus, bei denen er alle acht Provinzen des Reiches durchkreuzt und etwa 80 der 350 Districtsstädte besucht hat. Zum Theil auf denselben Routen und zu derselben Zeit wie Dr. Gottsche durchreiste auch der englische Viceconsul W. R. Carles

das nördliche Korea. Von Seul am 27. Sept. 1884 aufbrechend, reiste er auf der großen Straße nach Norden über Kai-seng, Phyeng-san, Phyeng-yang, An-ju bis an die chinesische Grenze bei Wi-gu am Yalakiang; an diesem Flusse ging er bis Wi-wou stromaufwärts, und von hier quer durch die Halbinsel über Kang-ge und Chang-nyeng, bis die Ostküste bei Ham-heung erreicht wurde. Längs derselben zog der Reisende nun nach Süden bis zum Freihafen Gen-san und von dort, wiederum die Halbinsel kreuzend, nach Seul.

Wenden wir uns nach dem asiatischen Festlande, so vernehmen wir erst jetzt von der Reise der beiden Franzosen de Mailly-Chalon und Baron Bénoist-Méchin, welche vom 9. Oct. bis 2. Dec. 1881 auf selten begangenen Pfaden die chinesische Mandschurei durchkreuzten. Von Ying-tse am Golf von Lia-Tong reisten sie bis Kirin auf der schon wiederholt benutzten Straße über Mukden und Kiyuen. Von Kirin aus gingen sie aber nach Nordost weiter nach Ninguta, wandten sich dann südwärts und betraten in Possiet am Golf d'Anville russisches Gebiet. Russische Forscher, Prschewalski und Potanin, sind es auch, welche wiederum die bedeutendsten geographischen Leistungen in Asien vollbracht haben.

Einen sehr bedeutenden Erfolg errang zunächst der tapfere Oberst Prschewalski, indem es ihm gelang, die Strecke von Zaidam bis zum Lop-nor zurückzulegen und die gänzlich unbekannten Gebiete Nordtibets, südlich vom Altyn-dagh, zu erforschen. Von Ende August 1884 bis Anfang November zog die Expedition zwischen der centralen Kuen-Lünkette und dem Altyn-Dagh nach Westen anfänglich über eine weite Salzmoorebene, in welcher der durch die im Kuen-Lün entspringenden Flüsse Bajan-gol, Naidmin-gol und Unu-muren gebildete See Dobassun-nor entdeckt wurde. Das Schilfdickicht ist hauptsächlich von Fasanen bevölkert. Nach Norden und Nordwesten von letzterm Flusse erstreckt sich eine weite, wasserlose, gänzlich unfruchtbare und unbewohnte Ebene, in welcher nur zwei an Quellen und Weide genügend reiche Plätze gefunden wurden: Gausy und westwärts Gasch mit einem 48 Kilometer im Umfang messenden See. In Gasch traf die Expedition Anfang November ein; in den nächsten zwei Wochen untersuchten mehrere Kosaken die Wege zum Lop-nor und gelangten nach Ueberschreitung des Altyn-Dagh bis zu Prschewalski's fernstem Punkte von 1877. Dann trat Prschewalski eine fünfundvierzigtägige Excursion nach Westen durch das 4270 Meter hohe, 240 Kilometer lange Thal zwischen Kuen-Lün und Altyn-Dagh an. Den Knotenpunkt des centralen Kuen-Lün bildet das über 6000 Meter ansteigende Dschin-Ri-Massiv, von welchem nach Osten die Marco-Polokette ausläuft. Dieser parallel ziehen die Goringa-, Dsucha- und Toroigebirgszüge. Vom Dschin-Ri nach Nordwest erstreckt sich die Columbuskette, die in der Moskaukette sich bis zum Altyn-Dagh fortsetzt. Ein dritter, direct nach Westen vom Dschin-Ri auslaufender Gebirgszug wurde nur aus der Ferne gesichtet. An Niederschlägen ist Nordwesttibet sehr arm, Wassermangel tritt aber auch im Sommer nicht ein infolge der Schneeschmelze, welche eine Reihe ansehnlicher Flüsse entstehen läßt. Der Goldreichthum ist nicht geringer als in Nordosttibet. Im April und Mai 1885 hat Prschewalski laut Depesche vom 8. Juni aus Kiria in Khotan die Gebiete vom Lop-nor bis Kiria durchforscht. An letzterm Punkte errichtete er ein Depot und stand im Begriff, mit dem größten Theil seiner Expedition nach dem Süden aufzubrechen, um die Gebirge, welche Khotan vom eigentlichen Tibet scheiden, zu untersuchen. Ende August 1885 wollte er wieder in Kiria sein, und dann über Aksu die Rückkehr auf russisches Gebiet antreten.

Potanin, welcher in Begleitung seiner Frau, des Naturforschers Beresowsky und des Topographen Skassi am 25. Mai 1884 von Peking aufbrach, um die südliche Mongolei eingehend zu erforschen, erreichte über Fu-ping, die Hauptstadt der Provinz Schan-si, Tai-juan-fu. Statt dann, wie beabsichtigt, bei Fu-ko über den Hoang-ho zu gehen, setzte er seine Reise durch Schan-si fort bis Kuku-choto,

von wo er am 31. Juli (12. Aug.) 1884 wieder aufbrach, um drei Tage später den Strom in seiner nordöstlichen Biegung bei Che-kou zu überschreiten. Quer durch Ordos ging es nun in Südwestrichtung auf ganz neuer Route über Jedschen-choro, das Heiligthum der Choschune, wo die Gebeine von Dschingis-Khan aufbewahrt sein sollen, nach Boro-balgassun, einer katholischen Missionsstation. Bei Lin-tscheu, in dessen Umgebung eine sehr dichte Bevölkerung sich findet, wurde der Hoang-ho wieder erreicht, aber erst am 29. Oct. (10. Nov.) bei Ssin-juan gekreuzt und am 3. (15.) Nov. später, nach Uebersteigung eines Schieferrückens, in die bedeutende Stadt Lan-tscheu-fu eingezogen. Während des Winters trennten sich die Mitglieder der Expedition. Potanin selbst ging ethnologischen Studien unter den Ssaloren und Schorengol-Mongolen im Westen nach; der Naturforscher Beresowsky begab sich nach Süden zu den katholischen Missionaren in Choi-ssjan an der Südgrenze von Kansu und auf der Wasserscheide des Hoang-ho und Yang-tse-kiang, der Topograph Skassi blieb in Lan-tscheu-fu zurück. Im Frühjahr 1885 wollten sie dann alle gemeinsam nach Süden zum Min vorrücken.

Politische Revue.

15. September 1885.

Die politische Windstille ist neuerdings durch den deutsch-spanischen Conflict unterbrochen worden, dem man eine größere Bedeutung nicht beimessen kann, so viel Staub er auch in Madrid und in Paris aufgewirbelt haben mag. Es ist charakteristisch für die Signatur unserer Zeit, daß die Collisionen zwischen den europäischen Staaten, mit denen sich die Diplomatie beschäftigen muß, jetzt meistens aus der Colonialpolitik derselben hervorgehen, und daß die Blau- und Grünbücher mit Depeschen angefüllt sind, welche Afrika und die Südsee betreffen. Die innere französische Politik, Bestand und Sturz der Ministerien, wird wesentlich durch die Tongkingexpedition von Ostasien her bestimmt; für den letzten englischen Cabinetswechsel waren die Vorgänge im Sudan und in Afghanistan entscheidend: kurz, die europäische Politik hat in den andern Continenten jetzt das wichtigste Terrain für Conflicte und ihre Ausgleichung und für die Wahrung nationaler Interessen gefunden.

Am wenigsten hätte man nach den freundlichen Beziehungen zwischen den Höfen von Madrid und Berlin, nach der spanischen Reise des Kronprinzen des Deutschen Reiches den Ausbruch eines Conflicts zwischen diesen beiden Staaten erwarten dürfen — und doch schien es wenige Tage, als würden die deutsche und die spanische Flotte bei den Korallenriffen der Carolinen oder im Golf von Biscaya sich Seeschlachten liefern, und die Franzosen sahen schon den Krieg vor den Thoren.

Als sich in Madrid die Nachricht verbreitete, daß die deutsche Reichsflagge auf der Insel Yap, der Hauptinsel der Carolinen, aufgehißt worden sei, ehe die beiden spanischen, von Manila abgeschickten Kriegsschiffe das spanische Banner dort entfaltet hatten, sodaß den Spaniern nichts übrigblieb, als gegen den vorgreifenden Act des deutschen Kriegsschiffes Protest zu erheben, bemächtigte sich der madrider Bevölkerung eine hochgradige Erregung; die Ehre Spaniens schien ihr beschimpft zu sein und der erhitzte Patriotismus führte zu lärmenden Scenen und bedauerlichen Unruhen. Am 23. Aug. versammelte sich eine Menschenmenge von etwa 30000 Personen auf dem ungeheuern Raum des Prado; viele Studenten und Militärs und Mitglieder der politischen und militärischen Clubs befanden sich darunter. Eine große Zahl patriotischer Reden über die Carolinenfrage wurde gehalten, Hochs ausgebracht auf Spanien und die spanische Armee; auf den Balkonen der Amtswohnung des Premierministers wurde eine spanische Flagge aufgehißt. Die Menge zog durch die Hauptstraßen, von den Balkonen der Clubs

wurden mehrfache Anreden an sie gehalten. Unverkennbar waren in diesem ersten Stadium der Bewegung auch die officiellen und officiösen Kreise von dem Taumel ergriffen: die Aeußerungen der Regierungspresse und der monarchisch gesinnten Zeitungen ließen darüber keinen Zweifel übrig. Erst allmählich lenkten die officiösen Blätter ein: die ruhige Haltung der deutschen Regierung und die französischen Hetzereien, welche die Bewegung in das republikanische Fahrwasser zu lenken suchten, riefen diese Wendung hervor. Die Erregung des Volkes blieb indeß dieselbe: mindestens zeigten die Kundgebungen gegen das „räuberische Deutschland", daß die Freundschaft zwischen den Höfen von Madrid und Berlin kein Band tiefer gehender Sympathie zwischen den beiden Nationen geknüpft hat. Der damals herrschenden Stimmung gab der Brief, welchen der General Salamanca, der sich darin als echter miles gloriosus entpuppte, an den Kronprinzen des Deutschen Reiches gerichtet hatte, einen in Brillantfeuer des erhitzten spanischen Patriotismus leuchtenden Ausdruck. Der General schickte das Großkreuz des Rothen Adlerordens zurück, indem er erklärte, er habe es nur angenommen als Zeichen der Freundschaft der beiden Großmächte; jetzt aber habe die von dem deutschen Geschwader auf den Carolinen verübte That, welche die einfachsten Grundsätze der Freundschaft und des Völkerrechtes verletze, den einzigen Grund zunichte gemacht, der ihm gestattete, es ohne Schädigung seiner Ehre anzulegen; er sende es deshalb zurück, indem er sich vornehme, die Lücke, die dadurch auf seiner Brust entstehe, durch eine andere im Kampfe gegen Deutschland erworbene Auszeichnung auszufüllen, wenn die Regierung, wie er wünsche, seine Dienste gebrauchen wolle. Wo sich der General nur den Kriegsschauplatz für diesen Kampf eigentlich gedacht hat! Doch Kampf gegen Deutschland war ja eine Woche lang die allgemeine Losung in Spanien: die Studenten, die für die spanische Flotte sammelten, dachten hierin praktischer als der General, der doch kein Admiral ist; denn von einem Seekriege konnte doch eigentlich nur zwischen Spanien und Deutschland die Rede sein, und daß die spanische Flotte einer wesentlichen Aufbesserung und Verstärkung bedurfte, um der deutschen ebenbürtig zu sein, darüber ist man in Spanien nicht im Unklaren; schon seit 1879 werden alljährlich Vorschläge zur Reorganisation der Flotte gemacht: der Bau einiger Panzerschiffe ist beschlossen worden: aber die dazu nöthigen 200 Mill. Pesetos sind noch nicht zusammengekommen. Der Sammeleifer ist aber durch die jüngste Krisis von neuem angestachelt worden. Nur 2 spanische Kriegsschiffe sind ganz aus Eisen construirt; daneben befinden sich 3 hölzerne Panzerschiffe; Deutschland würde diesen Kriegsschiffen 13 Panzerschiffe meist ersten Ranges und 14 Panzerfahrzeuge entgegenstellen; ähnlich ist das Verhältniß mit den Kreuzerschiffen. Die spanische Armada würde daher dem Deutschen Reiche keinen Schrecken einflößen.

Die Volksdemonstrationen beschränkten sich indeß nicht blos auf die Hauptstadt; sie fanden in allen größern Städten statt. In Barcelona stürmte eine große Volksmasse das Regierungsgebäude, wurde indeß durch das Militär auseinandergetrieben; in Saragossa, Cadix, Valencia fehlte es nicht an Versammlungen, Aufzügen und Reden. Den Höhenpunkt erreichte aber die ganze Bewegung, die allmählich einen revolutionären Charakter angenommen hatte, bei den Vorgängen in Madrid am 5. Sept. Es wurden Wappen und Fahnenstange vom deutschen Gesandtschaftshotel abgerissen und unter dem Rufe: „Nieder mit Deutschland!" von der Menge öffentlich verbrannt. Die Truppen sprengten die Menge auseinander, die mit spanischen Fahnen durch die Straßen zog. „Tod den Deutschen! Es lebe Spanien!" war der Ruf, der überall ertönte. Der deutsche Gesandte Graf Solms, der in La Granja verweilte, wurde vom Gouverneur der Hauptstadt am Bahnhof empfangen und von diesem in seiner Equipage unter dem Schutze einer Cavalerieescorte nach dem Gesandtschaftshotel geleitet.

Unter Sagasta's Vorsitz hatten sich an diesem Tage die höhern Offiziere, die

der liberalen Partei angehören, versammelt, einen Protest gegen das Vorgehen Deutschlands beschlossen und eine Adresse an die Regierung gerichtet, in der sie sich bereit erklärten, ihr Blut für die Ehre des Landes und die Integrität des spanischen Gebiets zu vergießen. Auch Marschall Serrano kam nach Madrid und die Spanier aus Paris von der Partei Zorilla's folgten in großer Zahl seinem Beispiel. Es wehte die Luft der Revolution, und ihre alten Sturmvögel stellten sich ein. Im Lande der politisirenden Generale, die sich gelegentlich, wie das auch neuerdings in den Cortes geschah, von dem Königthum in ziemlich unverblümter Weise lossagen, hat das letztere keine feste Stütze in der Armee. Daß General Salamanca neuerdings ein Pronunciamiento beabsichtigte, welches noch rechtzeitig beseitigt wurde, ist ein neuer Beweis hierfür. Zunächst haben die Erklärungen der deutschen Reichsregierung den heraufbeschworenen Sturm der öffentlichen Meinung in Spanien beschworen; ob aber die gesammelten revolutionären Elemente nicht doch gelegentlich explodiren werden, ist eine andere Frage. König Alfons XII. zeigt Energie und Selbständigkeit des Urtheils; aber er hat mit der überreizten Empfindlichkeit seines Volkes zu rechnen, und da er auf der andern Seite die Freundschaft mit Deutschland nicht leichten Sinnes opfern möchte, so steht er zwischen Thür und Angel.

Das kleine Kanonenboot Iltis, das mit seinen 87 Mann und 4 Geschützen die ganze spanische Hauptstadt in eine tumultuarische Bewegung versetzt hat, gehorchte einem Befehl des berliner Auswärtigen Amtes, als es die deutsche Flagge auf der Insel Yap aufhißte. Wie es deutscherseits in überaus maßvollen und entgegenkommenden Depeschen ausgesprochen wird, habe man keineswegs ältere Rechte präjudiciren wollen, als man die Insel Yap auf den Wunsch der dortigen deutschen Handelsfirmen unter den Schutz des Deutschen Reiches stellte. Als Spanien im Jahre 1876 Ansprüche auf die Carolinen geltend machte, seien diese durch eine Erklärung Englands und Deutschlands zurückgewiesen worden, und Spanien habe damals keinen Protest erhoben. Ein Gegenbefehl an das Kanonenboot Iltis sei aber wegen mangelnder Verbindungen unmöglich gewesen: indeß lege Deutschland auf die Priorität der Besitzergreifung kein Gewicht; möge Spanien seine Ansprüche auf die Carolinen beweisen, und im Fall sich Deutschland nicht darüber mit ihm verständigen könne, eine andere Macht als Schiedsrichter entscheiden. Die Antwort der spanischen Regierung an die deutsche ist inzwischen eingelaufen. Allen Verhandlungen mußte doch die Genugthuung für die Beschimpfung vorausgehen, welche der deutschen Fahne und dem deutschen Wappen zugefügt worden ist: das verlangen auch die englischen Blätter, welche in der ganzen Angelegenheit für Deutschland Partei ergreifen, und auch die französischen sind in ihrer Mehrheit durchaus nicht geneigt, dem aufbrausenden Stolz der Spanier unbedingt recht zu geben. Dem Vernehmen nach besteht jene Antwort aus zwei Theilen: in dem ersten wird um Entschuldigung gebeten für jene Beschimpfung und die Bestrafung der Schuldigen in Aussicht gestellt. Der zweite Theil soll die Souveränetätsansprüche Spaniens auf die Carolinen aufrechterhalten, aber einen Vorschlag zur Einigung machen, indem den Deutschen die ausgedehnteste Handelsfreiheit im Carolinenarchipel bewilligt würde. Nur der erste Theil ist zunächst im Auswärtigen Amt verlesen worden.

Und wie steht es mit den Rechtsansprüchen Spaniens auf die Carolinen? Es ist wol möglich, daß auf einigen spanischen Schulkarten diese res nullius, quae cedit primo occupanti mit den spanischen Farben angestrichen worden sind; gibt es doch auch deutsche Karten, wo das der Fall ist; auch in einigen deutschen geographischen Handbüchern werden die Carolinen zum spanischen Colonialbesitz gerechnet: man darf es also den heißblütigen Spaniern nicht übel nehmen, wenn sie dieselben für Nationaleigenthum halten und mit Feuer und Schwert zu vertheidigen gesonnen sind. Freilich in ihren großen geographischen Lexicis ist nirgends

davon die Rede, daß die Carolinen von Spanien verwaltet würden und seiner Herrschaft unterworfen seien; ja Francisco Coello, der Abgeordnete Spaniens beim Congocongreß und Herausgeber der besten Karte der überseeischen Besitzungen, spricht nur von gewissen Rechten der Spanier auf die Palaos und Marianen, erwähnt aber ausdrücklich, daß Spanien nach den Carolinen, von denen einige von seinen Schiffen im 16. Jahrhundert entdeckt wurden, zwar 1710 und 1730 Missionare geschickt habe, daß diese Missionen aber keinen Fortgang genommen hätten. Offenbar wollte die spanische Regierung jetzt das Versäumte gut machen und in einer Zeit, wo alle Staaten in der Südsee energisch zugriffen, auch seinen Colonialbesitz vermehren. Daher die Expedition der drei Kriegsschiffe nach der Insel Yap, der, als sie die Besitznahme vorbereiteten, das deutsche Kanonenboot zuvorkam. Der einzige Rechtstitel der Spanier ist eine Erklärung der Häuptlinge der Insel Babalthuap, welche durch Vermittelung des Kapitäns eines spanischen Kreuzerschiffes Frieden schlossen und die Souveränetät des Königs Alfons über die Carolineninseln ausdrücklich anerkannten. Ebenso ist ein Actenstück aufgefunden worden, in welchem, vor etwa drei Jahren, die Häuptlinge des Archipels die Souveränetät der Spanier über die Inseln anerkannten, und welches der Befehlshaber eines Kriegsschiffes nach Spanien brachte. Der Gouverneur von Yap — dieser Nachricht zufolge hätte es doch dort spanische Verwaltung gegeben — ist infolge jenes Vorganges abgesetzt und wie der zögernde Commandant des Kriegsschiffes zur Untersuchung gezogen worden.

Wir meinen, daß die Haltung in Spanien jetzt eine abwartende ist, wenigstens in Madrid, während die Aufregung in den Provinzen fortdauert. Daß die deutsche Regierung, bei allem Entgegenkommen in der Form, der Sache nach nicht so nachgiebig sein wird, wie man es am madrider Hof wol wünschen möchte: das wird schon dadurch bewiesen, daß die letzte eingehende Depesche nach Madrid die Unterschrift des Fürsten Bismarck trägt.

Frankreich scheint sich mit seiner Expedition nach Tongking und mit seiner ganzen ostasiatischen Politik doch in eine Sackgasse verlaufen zu haben. Die Beruhigung, welche der Friede mit China gewährte, hat neuen Besorgnissen Platz gemacht, seitdem der Ueberfall in Hue, wo General Courcy nur mit dem ganzen Aufgebot seiner Macht und der französischen Tapferkeit sich der anstürmenden Annamiten erwehren konnte, zur Genüge gezeigt hat, daß auf Verträge mit Annam nicht der geringste Verlaß ist. General Courcy hat vollkommen eingesehen, daß mit Verträgen nichts gethan ist, und bei der französischen Regierung durchzusetzen gesucht, daß er Annam annectiren dürfe. Das Radicalmittel konnte aber zunächst nicht acceptirt werden, da die Kammer dem Vertrag mit Annam ihre Genehmigung ertheilt habe; außerdem hätte auch eine Verletzung der chinesischen Hoheitsrechte darin gelegen und würden möglicherweise neue Verwickelungen in Aussicht stehen. Courcy befindet sich auf einem ausgesetzten Posten, obschon er mit seinen 30000 Franzosen eine Zeit lang Herr der Lage bleiben kann und auch nicht um Verstärkung und Nachschub bei der Regierung nachgesucht hat. Der junge König von Annam hält sich mit seinem Premierminister Thayet, dem Führer der antifranzösischen Bewegung, in den Bergen von Thanhoa auf. Courcy hat von der Regierung das Recht erhalten, diesen König abzusetzen, und hat auch einen Verwandten desselben, Chan-luong, als Scheinmonarchen auf den Thron gesetzt, den er in Hue unter seiner Obhut hat. Doch der König selbst ist nicht in seiner Gewalt, und solange dies nicht der Fall ist, kann es sich nur um die Einsetzung eines Gegenkönigs handeln; Courcy selbst leitet wieder die militärischen Operationen, während bisher General Proudhomme die Armee befehligte, die siegreich bis an die Thore von Pin-kingh vordrang und diese Stadt besetzte. Einen klaren Ueberblick über die militärische Situation kann man aus den bruchstückweisen Berichten

aus Annam nicht gewinnen. So viel steht indeß fest, daß es sich um einen neuen Feldzug handelt, und daß der Krieg, der im Delta des Rothen Flusses beendigt ist, in den Provinzen Annams seinen Fortgang nimmt. Das Trostloseste dabei ist, daß diese Experimente der französischen Colonialpolitik das Verderben vieler tausend Christen zur Folge haben, die von den fanatischen Annamiten niedergemetzelt wurden. Solche Schreckensnachrichten kommen neuerdings wieder aus den Provinzen Quinhoa und Turana. Außer dem Krieg in Tongking steht aber auch noch der Krieg in Madagascar auf dem Programm der französischen Colonialpolitik; ohne große finanzielle Opfer werden die Franzosen auf jener Insel nicht den Sieg erlangen, den sie ihrer nationalen Ehre schuldig zu sein glaube. Die Forderung eines Credits von 12 Mill. Frs. für die Operationen in Madagascar hatte die Kammern in vier Sitzungen noch kurz vor Thoresschluß beschäftigt: es sollte sich nicht um Eroberung der Insel, sondern um Behauptung der jetzt gewonnenen Positionen handeln.

Die innere Politik Frankreichs wird durch die Wahlkämpfe bestimmt und durch die Vorbereitungen zum entscheidenden Hauptkampf: die Namen Ferry und Clémenceau stehen im Vordergrunde der Bewegung. Am 6. Aug. wurden die Kammern geschlossen. Für den 4. Oct. sind die Neuwahlen festgesetzt, Ferry hat durch seine große Vertheidigungsrede in einer jener Debatten über Madagascar die Verantwortung für die Colonialpolitik auf sich genommen und sich dabei durch große diplomatische Gewandtheit und oratorisches Geschick wieder in den Vordergrund gestellt, nachdem er seit dem 10. März vom politischen Schauplatz verschwunden war. Auch seine Rede in Lyon zeigte, daß er sich noch immer in der Mitte der Bewegung hält und eine politische Rolle spielen will. Er suchte den Gegensatz zwischen Opportunisten und Radicalen zu verwischen, indem er die erstern für gemäßigte Radicalen erklärte, welche den thatsächlichen Verhältnissen Rechnung trügen, und sie als radicaux du gouvernement bezeichnete. Was die Colonialpolitik betrifft, so erklärte er wie Brisson, Frankreich solle keine neuen Colonien erwerben, sondern die vorhandenen „verdauen": ein Verdauungsproceß, der allerdings in Tongking viele Indigestionen zur Folge hat.

Der jetzige Ministerpräsident Brisson erklärte in einer Wahlrede sich heftig gegen die Monarchisten, die er unfähige und gefährliche Leute nannte, welche allein die Schuld an dem blöden verbrecherischen Kriege von 1870 trügen. Sie sehnten sich nach der Regierung, aber die Republik werde ihnen diesen fragwürdigen Ehrgeiz gründlich verleiden. Gleichzeitig einigten sich indeß die Orléanisten bei einer Zusammenkunft in der Nähe von Pontoise über ein Programm, welches gegen die bisherigen Thaten der Republik und die unerhörte Wirthschaft ihrer Regierungsmänner energisch protestirt, den blutigen, kostspieligen und unfruchtbaren Krieg verurtheilt, der 4000 Meilen von den französischen Grenzen geführt wird. Ebenso wird der abscheuliche Krieg gegen die Religion mit dem Anathem belegt, der religiöse Friede zurückverlangt; eine starke Regierung soll den Handel beleben, die Landwirthschaft fördern, Frankreich zurückhalten auf der schiefen Bahn der Anarchie und des Untergangs. Die Aufrechthaltung des Friedens betonen indeß die Orléanisten, wie sie Brisson betont hatte. Man sieht, die Parteien lassen es an den heftigsten gegenseitigen Anklagen nicht fehlen: doch sind die Monarchisten durchaus ohnmächtig; nur zwischen den verschiedenen republikanischen Parteien wird der Entscheidungskampf bei den Wahlen ausgefochten.

In England ist die Parlamentssession am 14. Aug. geschlossen worden: die wichtigsten Gesetzentwürfe, die zur Erledigung kamen, betrafen die Erleichterung des Ankaufs der Pachtgüter seitens der Pächter in Irland, die Verbesserung der Arbeiterwohnungen, den Schutz junger Mädchen gegen Verleitung zur Prostitution. Das Torycabinet hat sich jedenfalls die Sympathien der Iren erworben: sie wollen

bei den nächsten Wahlen für die „ehrenhaften" Tories stimmen, während sie die Radicalen für Heuchler erklären, mit denen sie nichts gemein haben wollen. Was die auswärtige Politik betrifft, so ist die afghanische Streitfrage zunächst aus der Welt geschafft; Rußland hat sich am Zulfikarpaß eine feste Grenze nach Süden gesichert, England die russischen Vorschläge acceptirt! Es ist jetzt seine Sache, Herat zu befestigen und gegen ein weiteres Vorschreiten der Russen einen Wall aufzuthürmen. Für die Afghanen muß es freilich Bürgschaft leisten, was immerhin nicht ohne Bedenken ist. In Bezug auf Aegypten ist die Sendung Sir Drummond Wolff's nach Konstantinopel das wichtigste Ereigniß. Das Cabinet Salisbury knüpft an die Traditionen des Lord Beaconsfield wieder an, zu denen die englisch-türkische Freundschaft gehört: Gladstone war bekanntlich ein in der Wolle gefärbter Türkenfeind. Der Sultan ist indeß von England viel zu lange beiseitegeschoben worden, um nicht gegen die ihm jetzt wieder angetragene Freundschaft Mistrauen zu hegen. Die Oberhoheit des Sultans über Aegypten ist die Basis der Verhandlungen; man glaubt so am leichtesten über die Schwierigkeiten hinwegzukommen, die sich in Aegypten zu fast unlöslicher Verwickelung gehäuft haben. Am nächsten liegend scheint die Annahme, daß die Engländer wünschen, der Sultan möge jetzt selbst gegen die rebellischen Sudanesen Krieg führen. Es gab ja eine Zeit, wo selbst Gladstone nicht abgeneigt schien, den Sultan die Kastanien aus dem Feuer holen zu lassen und mit einer türkischen Armee die Scharen des falschen Propheten aus dem Felde zu schlagen. Später schlug indeß das englische Cabinet einen andern Weg ein mit der verhängnißvollen Sendung Gordon's, einen Weg, der zum Verlust des Sudan führte. Die Nachrichten aus dem Sudan lauten übrigens nicht tröstlich: die Eroberung Kassalas durch die Scharen Osman-Digma's bestätigt sich. Aus der Nähe von Suakim wird über neue Scharmützel berichtet, welche zeigen, daß die Araber wieder gegen die Meeresfeste vorrücken. Wie es heißt, ist Drummond Wolff neuerdings nach Aegypten gereist, um dort eine Executionsarmee zu bilden. Das Cabinet Salisbury hat es also doch auf eine Wiedereroberung des Sudan abgesehen.

Die Zusammenkunft des Deutschen und Oesterreichischen Kaisers in Gastein und die des letztern mit dem Russischen in Kremsier gelten für Bürgschaften der europäischen Friedensära: Kaiser Wilhelm erschien zwar nicht in Kremsier, doch dies that der Bedeutung des Drei-Kaiser-Bundes keinen Eintrag. Deutschland und Oesterreich sind durch eine Interessengemeinschaft miteinander verknüpft, sodaß ihr Bund als das mitteleuropäische Friedensbollwerk erscheinen muß; einzelne widerstreitende Interessen auf wirthschaftlichem Gebiet harren wol eines baldigen Ausgleichs. So eng ist die Vereinigung Deutschlands und Oesterreichs mit dem großen Russenreiche nicht: beide Staaten haben manches auf dem Herzen gegenüber dem östlichen Nachbar. Während die Monarchen sich freundschaftlich begrüßen, werden russische Unterthanen, um der Slawisirung der preußischen Ostprovinzen vorzubeugen, aus Preußen ausgewiesen: in Rußland und auch in Galizien, da auch einige österreichische Polen demselben Lose verfielen, droht man mit Repressalien und der Ausweisung der Deutschen. In Riga und Reval sind die deutschgesinnten Bürgermeister, die gegen Verletzung der verbrieften Rechte protestirten, ihres Amtes entsetzt worden: die Russificirung der Ostseeprovinzen macht bedenkliche Fortschritte. Auch in Oesterreich wird das Deutschthum unterdrückt, besonders in Böhmen und Siebenbürgen. So glimmen überall zahlreiche Funken unter der Asche.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig.
Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mi-carême.

Novelle
von
E. Vely.

I.

Der Vorabend von Aschermittwoch — die letzten Lebensstunden des römischen Carnevals. Er war in diesem Jahre, wie schon lange, nicht mehr das gewesen, was die Fremden der Tradition nach in ihm suchen; die rennenden Pferde hatten auf dem Corso gefehlt und die rechte Betheiligung des eigentlichen Volkes in dem Getümmel — die Fremden hatten eine Art Surrogat geschaffen mit künstlerischen Aufzügen und bildeten sich vielleicht dabei ein, Carneval zu feiern, aber die Bürger blieben in ihren Häusern. „Carnevale non è piu Carnevale" — und mit diesem Wort, „es ist kein Carneval mehr", streikten die eigentlichen Römer.

In dem Theater Constanzi war die letzte Veglione. Aber auch das war nicht das lustige, bunte Treiben eines Maskenfestes, wo sich unter dem Schutz der Larve und des Costüms die fröhliche Ausgelassenheit und der Scherz ein Genüge thun oder wo der ernsthaft verhüllende Domino heimliche Stelldichein ermöglicht. In dem großen prächtigen Raum, im Glanz der Lichter und beim Plätschern der Springbrunnen, zwischen dem frischen Grün, das die Bühnenapparate verdeckte, wanderten die Menschen hin und her, gelangweilt, steif, die meisten fremden Damen und Herren in Straßentoilette, einander gleichgültig ins Gesicht schauend, hier und da eine Charaktermaske, die sich ohne Hinblick auf die ausgeschriebenen Preise wol nicht der Mühe der Verkleidung unterworfen hätte; der lebhafteste und beweglichste blieb hier wie auf den Straßen Pulcinella, der weiße Harlekin, der, mag er noch so harmlose Späße machen, stets sein dankbares Publikum findet — sollte er auch schließlich nur allein lachen.

In den Logen, deren hohe Preise sie nur der vornehmen oder der Halbwelt zugänglich machen, saßen Damen in eleganter Soiréetoilette, schauten gelangweilt auf das langweilige Treiben hinab, wechselten hier und da ein paar Worte mit ihren Cavalieren und bewegten lässig den Fächer im Takt der Musik, nach welcher sich dort drüben vereinzelte Paare drehten.

Am Ende der Logen, da, wo sonst die Bühne sich abtheilt, standen drei Herren, einer im Straßenanzug, die beiden andern trugen Dominos, von denen sich als

Abzeichen gelbe und rothe Schleifen abhoben. Sie hatten schon eine geraume Zeit die wandelnden Spaziergänger an sich vorüberziehen lassen, ohne selbst recht zu wissen, was sie mit sich beginnen sollten.

„Das ist also das Vergnügen einer Veglione?“ fragte der eine und reckte sich ein wenig. Es war eine schlanke, elegante Gestalt.

„Darum Räuber und Mörder — oder vielmehr eine solch häßliche Fledermaus?“ lachte der zweite. „O Klaus und die ungezählten Franken dazu, Sparpfennige deutscher angehender Gelehrten — die wir besser ernsthaftern Zwecken geweiht hätten.“

Der dritte lachte. Er war rothhaarig, gedrungen, hatte ein unschönes Gesicht mit breiten, gedunsenen Zügen, aber seine Augen sahen klug und scharf unter den Brillengläsern hervor.

„Beim Tiziano und seinen Genossen! Noch Anklagen? Habe ich's euch gerathen? Mußte euch nicht euer gesunder Verstand sagen, wenn der Klaus Bemeyer es verschmäht, seinen Rothkopf unter einer Lockenperücke und seine Figur in einem spanischen Wams zu verbergen, dann muß an der ganzen Geschichte nicht viel sein? Denn die edle Weiblichkeit ist nun einmal — meine Schwäche, und ich zöge gewiß jede Gelegenheit ernstlich in Frage, wo ich voraussetzen könnte, daß ich mich mit «erborgtem Schein» in eine holde Wirklichkeit hineinzuschwindeln vermöchte. Natur, Natur — das sind hier fehlschlagende Versuche, Uebercultur, Nachahmung pariser Verhältnisse — paßt nicht. Dixi!“

„So gehen wir, wo das Volk sich amusirt“, sagte der Große, rasch den Arm des Freundes nehmend.

„Das hast du ja draußen auf der Piazza Navona genügend gehabt — ich schlage etwas Besseres vor, pilgern wir zum Wein; da werden wir nicht enttäuscht — denn ich —“

Er stockte plötzlich, machte sich mit einem Ruck los und stieß einen kräftigen italienischen Fluch aus.

Die beiden Dominos sahen ihm verwundert zu, wie er dicht vor einer Loge stehen blieb und mit einer Unbefangenheit, die ihnen fast unverschämt vorkam, der allein darin sitzenden Dame ins Gesicht starrte.

„Komm!“ drängte der Große.

„Ist das nun südlich oder künstlerisch?“ fragte der andere Domino, dann wandte sich der Gescholtene.

„Was es ist, gilt gleich, sofern ihr mir nicht bestreiten wollt, daß dies blonde zierliche Geschöpf eins der bestrickendsten weiblichen Wesen ist, das man je gesehen hat.“

„Oho — vom Standpunkt des Künstlers aus!“ rief der zweite, dann legte sich ihm aber auch die Hand des Schlanken auf die Schulter.

„Nein — sogar von dem des Archäologen, Peter.“

„Oho, auch du?“

„Die Augen —“, flüsterte der wieder, während Klaus Bemeyer sagte: „Wenn ich da jetzt in einem von euern Dominos steckte, beim Pinturicchio — ich ginge in ihre Loge.“

„Warum sollen wir das denn nicht können — ich, Peter Deuben, und er, Wolf Viborg, wohlbestallte junge Doctoren der edeln Wissenschaft, die man —“

„Halt“, fiel der Maler ein, „du, Wolf, stellst am meisten vor, geh du hin — red' sie in allen Sprachen der Welt an, und bring' heraus, wer sie ist. Du zögerst? Bist du etwa ein blöder Schäfer? und gingst doch auf die Veglione, um Abenteuer zu suchen?“

„Einer Dame —“

„Pah!“ Klaus Bemeyer schnippte mit den Fingern. „Ueber ihre Naturgeschichte sind wir nicht im Klaren; du sollst ja erst Licht schaffen, und meinst du, sie ist in der edeln Absicht gekommen, sich zu langweilen?“

Der schlanke Archäolog stand erst noch unschlüssig, dann, wie um das Lächeln der andern zu entwerthen, sagte er: „Gut — ich gehe. Mehr als —“

Klaus Bemeyer machte eine bezeichnende Handbewegung. „Mehr als eine Beförderung an die Luft kann dir nicht werden. Und, sieh nur, ich wette meinen Murillo, der mir für nichts feil ist, Madame weiß es schon, daß wir sie zum Gegenstand unserer Discussion gemacht haben. Leg' ein gutes Wort zu meinen Gunsten ein, Bruderherz!“

Wolf Viborg ging langsam, weder den Kopf nach den Freunden, noch nach der Loge zurückwendend. Die beiden andern aber blickten die Dame in derselben desto aufmerksamer an.

Halb zurückgelehnt, anscheinend auch gelangweilt von dem Schauspiel, das sie anders erwartet haben mochte, saß die Fremde in ihrem Fauteuil. Es war eine zierliche, kindliche Gestalt, die fast erdrückt schien unter dem um sie angehäuften Stoff von goldgelbem Atlas und blauem Plüsch; das Köpfchen war einfach frisirt; nur eine Perlenschnur schlang sich durch das wellige Haar, das hinten in einen Knoten zusammengelegt war. Die Nase war geradlinig, die Stirn schmal, der Mund eher groß; aber wie er sich plötzlich zum Lächeln verzog, als ein ungeschickter Harlekin den Versuch eines Sprunges gegen die Logenbrüstung mit einem unfreiwilligen Purzelbaum bezahlte, zeigten sich blendendweiße Zähne zwischen den dunkelrothen Lippen. Der Teint war klar und matte Röthe lag auf den Wangen, die Augen waren halb geschlossen; wenn sie dieselben aber hob, zeigten sich zwei Sterne von tiefstem Blau und seltener Größe, halb noch verschleiert von den goldenen Wimpern.

Die beiden Freunde sahen jetzt, wie sich die Logenthür hinter ihr öffnete und Wolf Viborg eintrat, auch wie sie diesem Ereigniß kaum mehr Beachtung schenkte, als daß sie sich mit einer flüchtigen Wendung umschaute und sich dann gleichgültig wieder in die alte Lage brachte.

„Komm“, sagte Klaus zu dem andern, „stehen bleiben können wir hier doch nicht den ganzen Abend — unser Abgesandter spielt überdies bisjetzt eine traurige Figur, sodaß wir nicht viel zu hoffen haben.“

Sie ließen sich an einem kleinen Tisch nieder, und Peter Deuben konnte daselbst bald die Beobachtung machen, daß die Laune seines Freundes wie gewöhnlich vom Uebermuth zum Sentimentalen umschlug. Er starrte halbe Stunden lang in sein Glas, ohne ein Wort zu reden, und gab nicht Acht darauf, daß sein Be-

gleiter, sich auf diese Weise freier fühlend, zuweilen den Versuch machte, den Vorübergehenden ein Schlagwort zuzurufen.

Endlich weckte den Träumer ein lustiger Zuruf.

„He, großer Artist, was haben wir nun nächstens wieder zu erwarten? Eine Verherrlichung der Braunen oder der Blonden?"

Der Stehenbleibende war ein berühmter Pianist, den die römische Gesellschaft übermäßig verzog.

„Ah — Pirollo", sagte Bemeyer, langsam über seine Augen streichend, „Sie verzeihen mir allerdings immer noch nicht, daß ich mehr Interesse an der Schönheit als an Euerer tönenden Kunst nehme — na, blond, sagt Ihr —"

Der Musiker richtete sich auf. „Lieber Freund, alles können wir nicht haben; da sagte mir gestern die Königin —"

„Blond — ja so!" rief Bemeyer lustig, „Sie sind ja das wandelnde Adreßbuch dieser Stadt, die glücklicherweise noch keins besitzt, aber schwerlich auf die Dauer vor dieser unangenehmen Erfindung bewahrt bleiben dürfte — blond! Sie werden es wissen!"

Und hastig zog er den Erstaunten mit sich, den Logenreihen entgegen.

„Sie wissen's natürlich, wir hätten unsers ungeschickten Kundschafters ja gar nicht bedurft — eine Kindergestalt, ein Köpfchen wie eine Heilige, Augen aber — da —"

Aber dann vollendete er nicht, sondern starrte halb entsetzt in die Loge, in welcher weder die Schöne noch der Domino mit der rothen Schleife zu erblicken war. Pirollo aber wußte, nachdem er sich einen Augenblick an der Enttäuschung des Eifrigen geweidet, doch seine Voraussetzung zu rechtfertigen:

„Blond, Kindergestalt, vorhin in der Loge? Amico mio, Sie können nur die einsame Baronin meinen."

„So viel hätte ich auch gewußt", murrte der Maler. „Einsam saß sie, bis unser Adonis sie wahrscheinlich verscheucht hat — und zu einer Baronessa und Principessa kann man hier leicht werden. Wenn Ihr's nicht besser wißt —"

„Pazienza", wehrte der Italiener, „sie heißt Desirée von Bloon — wohnt Trinità de' Monti, geht in keine Gesellschaften, in keine Concerte, viel in die Galerie — und nie in die Ateliers unserer berühmten Künstler. Voilà —"

Dann war er mit einer Schwenkung in dem Gedränge verschwunden. Der Maler öffnete den großen Mund, als müsse er ganz besonders Athem holen zu dem Wort: „Wolf hat's verdorben — ihr Jungen versteht euch auf nichts! Ihr grabt uns Venus und Vesta aus der Erde, aber kommen sie in Fleisch und Blut heran, ergreift ihr die Flucht. So wie ich da geh' und steh', mit diesem rothen Satyrgesicht, hätt' ich's besser gemacht. Komm, Peter — heimwärts." Und mismuthig schob er sich durch die Menge, dem Ausgang zu.

II.

Wolf, welcher mit festem Muth schon so manchen heftigen wissenschaftlichen Streit mit anerkannten Größen ausgefochten, fühlte doch ein bängliches Herzklopfen, als er die Thür öffnete, um zu der Fremden einzutreten.

Eine kaum merkliche Wendung des Köpfchens seitwärts, eine völlige Nichtbeachtung seiner befangenen Verbeugung, dann ging das Spiel mit dem Fächer, lässig wie vorhin, wieder an, und er stand unschlüssig, was er nun mit sich selber zu beginnen habe. Unter der Maske stieg es ihm heiß ins Antlitz. Wenn ihn die beiden andern von irgendeinem verborgenen Winkel aus beobachteten: sie mußten ja sehen, welch lächerliche Rolle er spielte.

Halb trotzig trat er einige Schritte vor, die Lehne des Sessels, in welchem die Schöne ruhte, war jetzt mit ausgestrecktem Finger zu erreichen.

„Signora!" murmelte er und erschien sich noch dümmer als zuvor.

Sie überhörte auch die von einem Seufzer begleitete Anrede, der Pfauenfederfächer senkte sich auf und ab; genau so regelmäßig hob sich eine feine Perlenschnur auf ihrem weißen Nacken.

„Non c'è carnevale!" sagte er dumpf, lustlos, wie's das Volk öfter im Lauf dieser acht Tage gerufen.

Da nickte das blonde Köpfchen vor ihm plötzlich und die schön geschwungenen Lippen erwiderten im reinen Italienisch: „Du hast recht, Maske — aber hast du das hier erst eingesehen?"

Er war so überrascht und zugleich so eingenommen von dem Wohllaut der Stimme, daß er eine kleine Pause brauchte, um zu sagen: „Nein — hier ist nur der Nachhall von draußen."

Die eine Hand legte sich auf die Logenbrüstung.

„Was suchst du aber nun?"

„Signora — ich trat ein —"

„Weil?"

Er richtete sich auf und antwortete in seiner ehrlichen Weise:

„Weil die Freiheit des heutigen Abends es mir gestattet, Sie in der Nähe zu sehen!"

Böse war sie nicht über seine kecke Wendung, aber auch nicht schmeichelhaft berührt. Weshalb sollte sie das auch sein, dachte er, dergleichen hat sie gewiß oft genug gehabt.

„Sie sind ein Deutscher, ich höre es."

„Dürfte ich sagen ein Landsmann?" rief er hastig.

„Nun — was würde das Besonderes sein?" gab sie spöttisch zurück, und er verbeugte sich leicht. „Pardon, allerdings."

Sie lächelte. „Ich habe nie derartige Privilegien verstanden, noch bewilligt — nur die Bildung, die Stellung berechtigt zu kleinen Vorzügen." Man starrte wieder unverschämt zu ihr empor; sie schien das aber nicht verletzend zu finden, deutete mit der Hand auf den Sessel zur Linken und sagte: „Wenn Sie müde sind, setzen Sie sich nieder."

„Sie beschämen mich, Signora — den Eindringling."

„Bah — c'è carnevale!"

„Sonst freilich auch", wollte er sich vertheidigen, da fiel sie lebhaft ein: „Lassen Sie das, Sie brauchen nicht erst zu bekennen, daß Sie sonst den Muth nicht gehabt haben würden — ich kenne euch deutsche jungen Herren genügend.

Und überdies — Ihre Maske schützt Sie ja, Sie können mir morgen auf dem Corso begegnen und sind nicht einmal zu einem Gruße verpflichtet. Also schlagen Sie meine Gastlichkeit nicht hoch an — ob Sie, ob ein anderer den Platz da einnimmt."

„Meine Gnädige!" klang sein lebhafter Protest; dann riß er die Larve herab und zeigte ihr sein im Augenblick etwas erregtes Gesicht mit den braunen, ehrlich blickenden Augen, der stolz gebogenen Nase, dem kecken Bärtchen, „begnadigen Sie mich mit dem Vorrecht, Sie grüßen zu dürfen, wo immer ich Sie sehe."

„Wenn Sie wollen, auch das!"

Es war eine so geringschätzende Miene, welche diese Worte begleitete, daß sie ihm deutlich sagte: jeder Lieferant, jeder Portier meines Hotels hat am Ende das Recht, was soll ich's dir weigern? Er biß ein wenig zornig seine Lippen. Die schöne Frau sah dem nie sich ändernden Gewoge im Saale zu, hob dann den Kopf und fragte: „Sie werden enttäuscht sein wie alle Fremden — auch das hätte sich also überlebt, wie eben alles."

„Vielleicht kommt man mit zu hochgespannten Erwartungen, vielleicht auch nicht — harmlos genug."

„Das mag's sein", gab sie mit einem ernsten Kopfnicken zurück. „Unsere Zeit steht den Volksbelustigungen harmloser Art ohne Verständniß gegenüber — ah, welch ein schöner Kopf!"

Er folgte der Richtung, die ihr Fächer andeutete; ein schlankes, junges Weib ging am Arme eines Mannes, der offenbar aus dem Volke war; sie trug ein fast modisch gemachtes Kleid, aber keinen Hut auf den schweren schwarzen Flechten, den Kopf selber jedoch hoch, wie eine Fürstin.

„Eine Minente!" erklärte die zierliche Frau, „eine echte Römerin, die sich gegen die Kopfbedeckung des Herkommens halber verschwört, sich degradirt unter einem Hut fühlen würde." Dann die Hände in den Schos legend, setzte sie hinzu: „Daß Sie sich diese Erklärung so geduldig geben lassen, beweist mir, daß Sie kein Maler sind."

„Archäolog!" schaltete er ein.

„Also doch eine von den herkömmlichen Bedingungen, unter denen man in Ihrem Alter hier zu sein pflegt."

„Auf der Zwischenstation nach Kleinasien."

Sie nickte, mehr wollte sie augenscheinlich nicht hören über seine Biographie. Er sah nach der Thür; die Höflichkeit gebot ihm nun doch immer dringender, sich bald durch dieselbe zu entfernen. Aber wie dem spottenden Klaus und dem lustigen Peter wieder unter die Augen treten? Geredet hatte er freilich mit der Schönen, aber herausgebracht, wer sie sei, durchaus nicht. Des Malers Neugier konnte nicht befriedigt werden, er selber aber fühlte die seinige bis aufs äußerste gespannt.

Ob die großen blauen Augen die Kunst des Gedankenlesens besaßen? Ueber die Handschuh streichend, sagte die Blondine:

„Immer das gleiche Bild! Sie haben versucht, meine Einsamkeit ein wenig zu beleben; wollen Sie mir jetzt Ihren Arm leihen bis zu meinem Wagen?"

„Oh, Signora —“

Er half ihr, das weiße Atlasmäntelchen um die Schultern zu legen, fühlte dann mit wonnigem Behagen ihr Händchen auf seinem Arm und ging wie in einem Nebel neben ihr her. Wenn er jetzt nur ein Wort gefunden hätte, das ihn der Alltagsrolle, welche er neben ihr gespielt hatte, entriß; aber noch eh' die zierliche Frau selber einen Wink geben oder ihn beauftragen konnte, rollte der Wagen, welcher sie erwartet hatte, heran.

Sein Arm wurde losgelassen, der Portier riß den Schlag auf, der kleinste Fuß, den Wolf Viborg je gesehen, betrat das Trittbret — „Gute Nacht!“ — dann war das spitzenumhüllte Köpfchen verschwunden.

Um ihn her ging und kam man, Masken und Leute in Straßenkleidern; es war zugig unter dem Portal, er fühlte es nicht, er merkte es auch nicht, daß er von Ungeduldigen zur Seite geschoben wurde. Endlich hatte er Mühe, zwischen den ab- und zurollenden Wagen hindurchzugelangen.

Erst als er eine Strecke weit von dem Theater entfernt war, sagte er, nachsinnend: „Zurückkehren? Jetzt ihre Spottreden anhören? Nein, nicht um eine Welt!“

Und wie er nun durch die Straßen ging, war's, als schwebe eine Kindergestalt vor ihm her, und er wußte auch plötzlich eine Masse Dinge derselben zu sagen und sie zu fragen.

> Wo fand die Liebe Adern Goldes, webend
> Zwei blonde Flechten? Und die frischen Rosen!
> Auf welchen Büschen?

Ja warum hatte er diese Anleihe bei Petrarca vorhin nicht gemacht? Wie jammervoll dumm hatte er neben der schönsten Frau gesessen, der echte deutsche Träumer mit dem „Innerlich haben“. Er hätte sich selber zausen mögen.

Als er vor seiner Wohnung, einem hohen Miethshause, das aufs Forum seine Aussicht hatte, stand und zu dem vierten Stock hinaufsah, von dem aus er auch über das Capitol hinblicken konnte, murmelte er: „Aber ich will und ich werde sie wiedersehen — ja, ich will!“

III.

Als Wolf Viborg am andern Morgen die Thür seines Schlafzimmers öffnete, welche in das gemeinschaftliche Wohnzimmer führte, stand Peter Deuben auf der gegenüberliegenden Schwelle, ebenfalls im Begriff, einzutreten, und von der Mitte her erschien auch Signora Elvira Sangallo, die Platte mit dem Caffè nero für ihre beiden Miether in den beringten Händen, den Morgengruß auf den Lippen.

So ziemlich zu gleicher Zeit gelangten die drei dann bei dem Tische in der Mitte an, der eine ultramarinblaue Decke trug, als schönen Gegensatz zu den safrangelben Polstermöbeln, auf welche die Wirthin so sehr stolz war.

Peter Deuben sah den Freund mit lustig blinzelnden Augen an, tippte ihm mit ausgestrecktem Zeigefinger gegen die Brust und fragte: „Wie heißt sie? Wo wohnt sie? Was denkt sie über dich? Welch eine Ansicht echt frauenzimmerlicher Art hat sie über unsere Wissenschaft?“ Worauf sich Wolf mit einer halben

Wendung capitolwärts stellte, denn so war er weniger dem hellen Licht ausgesetzt, und so unbefangen als möglich erwiderte: „Wenn du die blonde Dame meinst —"

„So hast du natürlich nichts herausgebracht —"

„Nein!"

„Ließ sich erwarten!" Der kleinere reckte sich dabei ein wenig. „Klaus meinte ja, deine Länge thät's — andere Leute pflegen aber doch auch auf niedern Schultern so etwas wie einen Kopf zu haben und — kurz und gut, ich weiß, wie sie heißt und wo sie wohnt."

„So sag's!" rief der andere aufbrausend mit einem raschen Blick.

„Daß ich ein Narr wäre — wenn ich später dich einführen soll, mit dem größten Vergnügen; denn, mein guter Wolf, wir haben bereits Mittel und Wege gefunden, uns Einlaß bei ihr zu verschaffen."

„Um so besser für dich!" sagte der Braune, mit den Fingern an die Scheiben trommelnd.

„Na — wenn es dich so ganz und gar nicht interessirt —"

„Gar nicht."

„Aha — elend abgefallen also?"

„Denke, was du magst."

„Werde ich besorgen!" lachte Peter, sich zu der runden Signora wendend, welche, die Hände über der Gegend, wo vielleicht einmal eine Taille bei ihr sichtbar gewesen, mit Vergnügen den völlig unverständlichen Lauten lauschte.

„Immer lebhaft, das ist gut", sagte sie, das Haupt würdevoll bewegend, wobei die großen, mit echten Perlen geschmückten Ohrringe in schaukelnde Bewegung geriethen.

„Die Jugend muß lebhaft sein! Dio, wie ich noch jung war! Da hätten Sie mich sehen sollen, meine Herren! Aber nach dem Carneval kommt der Aschermittwoch, nach der schönen Jugend das graue Alter — Asche aufs Haupt, Asche, meine guten Signori."

„Meinst du nicht, Wolf", lachte Peter, „daß diese edle Dame auch ihr Mittfasten, ihr mi-carême noch genossen haben wird? Donna Elvira ist eine Lebenskünstlerin noch heute — frag' sie doch einmal, du bist sprachgewandter und kannst's ihr besser auseinandersetzen."

Aber Wolf schien offenbar nicht zu Späßen aufgelegt; er hörte noch einmal gleichgültig die Versicherung der umfangreichen Dame, daß sie auch gehe, sich das Aschenkreuz zu holen. „Denn, meine Herren, nicht daß ich jetzt eine große Sünderin wäre — aber man muß in verständigen Zeiten denken, daß man doch vielleicht früher einmal zu wenig gethan hat. Nach dem Carneval der Aschermittwoch, so ist's immer gewesen."

Peter Deuben stellte sich noch einmal dicht vor den Freund hin, bewegte den Kopf nach rechts und links und fragte: „Du willst nicht beichten — und auch nichts gebeichtet haben, capisco, mein Freund; aber erlaube, daß ich mich baß wundere!"

Mit einem erleichternden Aufathmen sah Wolf ihn dann gehen, blickte ihm nach, bis er ihn hinter dem Portaleingang am Palatin, wo heute einer der Pro-

fessoren vom Archäologischen Institut ein Privatissimum halten wollte, verschwinden sah, und griff dann selbst nach Hut und Stock.

Jenem folgen wollte er nicht, aber wohin? So viel wußte er, daß es ihm heute ganz gleichgültig sein würde, ob man zweifellos feststelle, auf welcher Stelle das Haus gestanden, von welchem aus Tanaquil beruhigend zum Volke über ihren Gatten gesprochen; ihm erschien seit gestern Abend alles fad und blaß vor dem Glanz zweier blauer Augen und dem Goldgeflimmer seidener Haare, vor allen Dingen seine verstaubte, modrige Wissenschaft. Oh, Klaus Bemeyer hatte recht, sie vergaßen über den Torsi der Venus und Juno die Heben und Psychen von Fleisch und Blut.

Er sprang die Treppe hinab, schob sich unten durch eine Schar schreiender Kinder, die es noch in gutem Andenken hatten, daß er ihnen einmal Soldi gespendet, und befand sich dann neben Marc Aurel's stolzer Statue, immer mit der Frage beschäftigt: „Wohin?" Sie wiederzusehen versuchen — freilich, aber wie? „Ich will", hatte er allerdings am gestrigen Abend gesagt, trotzig, wie ein Schulknabe — aber nun weiter mit dem Vorsatz! Wenn Peter wirklich mehr wußte — ein zorniges Gefühl stieg in ihm auf, warum hatte er den nicht erst angehört?

Aber war der Ton nicht schon verletzend gewesen, in welchem derselbe von ihr geredet, von ihr, die, seit er sie gesehen, seit er den Wohllaut ihrer Stimme vernommen, seine Heilige geworden? Er wanderte ziellos dem Corso zu — vielleicht nur deshalb, weil dieser Name gestern in ihre Unterhaltung hineingeklungen war. Nicht, daß er träumte, es würde ihm ein Zufall günstig sein. Es war das Treiben und Schieben der Alltagswelt wieder; wo das bunte Narrenreich des Carnevals geherrscht, hasteten Geschäftstreibende und schlenderten Müßiggänger; selbst die gelbe Pozzulanerde war den Besen der Straßenreiniger zum Opfer gefallen. Mehr Damen als sonst, Kirchenbesucherinnen, geputzte und ungeputzte schienen jedoch unterwegs — und dabei fiel ihm der von Signora Elvira so scharf betonte di delle cenere ein. Die schlanken, schwarzgekleideten Gestalten, welche hier aus den Equipagen schlüpften und rasch unter den Kirchenportalen am Corso oder in den Nebengassen verschwanden, waren vielleicht die gefeiertsten Schönen der lustigen Carnevalszeit gewesen. Nur der Beichtvater durfte in das Geheimniß eindringen, wie nahe sie wol gar der Sünde gekommen! Freude — und Aschenkreuz.

Es fiel ihm ein, daß es ganz unterhaltend sein würde, einmal die Ceremonie mit anzusehen, und so folgte er einem gebeugten Mütterchen in die kleine Kirche Santa-Maria in Via Lata — diesmal nicht, wie bei einem frühern Besuch daran gedenkend, daß, der Legende nach, Paulus und Lukas in dem kleinen Oratorium gelehrt haben sollen. Eine dumpfe, beklemmende Luft, das Tageslicht zu einer Dämmerung herabgedrückt, nur wenig Lichter außer der Ewigen Lampe. Gestalten gingen und kamen nach dem Altar, beugten das Knie und senkten die Stirn vor dem Priester. Sündendämmerlicht — Asche — nothwendige Folge der hellen Lebenslust, des Festglanzes.

Seidene und Sammtgewänder und zerlumpte Bettlerfetzen streiften einander. An eine Säule gelehnt stand Viborg und sah der Ceremonie eine Weile zu, auch

andere Gestalten hielten sich hier und da im Hintergrunde; seine Gedanken schweiften dann aber doch plötzlich ab, er dachte, daß Kirchlein und Palazzo Doria auf den Grundmauern von Cäsar's und Agrippa's Bauten — der Septa Julia ständen, und welch archäologische Schätze somit unter dem prächtigen Palast begraben seien. Unweit von ihm rauschte ein Gewand, eine kleine Gestalt schlüpfte hinter einem Pfeiler hervor, dem Altar zu. Wie kam's, daß diese Bewegung ihn plötzlich stutzig machte? Wollte er in dem Halblicht, bei dem dumpfen Gemurmel sie wiedererkannt haben? Hastig machte er einige Schritte vorwärts, mochten durch das Geräusch einige in ihre Andacht versunkene Beter zum Emporschauen veranlaßt werden, mochte man in ihm selber einen Bußfertigen erblicken, gleichviel, er mußte voran.

Und nun stand er nahe genug, um zu wissen: dies zierliche Persönchen, das da eben demüthig seine Knie gebeugt und fromm seine Hände gefaltet hat, die weiße Stirn vor der Priesterhand senkt, kann nur sie sein; auch sie hat das Festgewand von gestern mit dem Bußkleide von heute vertauscht.

Nun erhob sie sich, er sah die blonden Haare im Nacken von dem schwarzen Hut freigelassen, sah den zarten Teint leuchten, meinte, er kenne jede ihrer Bewegungen. Geräuschlos glitt sie vor ihm her, ebenso folgte er ihr. Die den Eingang deckende Polsterthür hob sich von außen, ehe sie oder er sie in Bewegung setzen konnten, weil neu Eintretende sie ergriffen, und dann standen sie, ein wenig geblendet vom Tageslicht, mehr aber noch gehemmt von Ueberraschung, bewegungslos, einander in die Augen sehend.

Sie gewann zuerst wieder die Herrschaft über sich. „Ah, Sie haben Wort gehalten", sagte sie, und er vernahm einen befriedigten Klang aus ihrer Stimme.

„Wem Sie die Ehre eines Grußes verhießen, der soll doch wol keines Vergessens fähig sein", gab er zurück, den Hut in der Hand behaltend.

Sie lächelte, das mochte aber nicht ihm, sondern den eigenen Gedanken gelten. „Nach Carneval — Aschermittwoch."

Hatte auch sie ein Bedürfniß nach Buße gehabt? Wie am Abend zuvor schien sie seine Gedanken zu errathen.

„Der Contrast macht Sie staunen? Ich kam vorbei, trat ein — und wir Deutschen haben ja das Recht romantisch zu sein — so fügte auch ich mich der Schönheit des Gedankens, welcher in der Handlung liegt." Ein leichtes Zucken um den Mund mußte aber doch ihren Worten widersprechen.

Mit dem Sonnenschirm einen Wagen heranwinkend, machte sie eine kleine, abschiednehmende Kopfbewegung. Viborg riß den Schlag auf, das Füßchen hob sich, wie am Abend zuvor, aber es mußte nun auch wol auf seinen Zügen zu sehen sein, daß er sich nach der Freude des Begegnens herb durch die Kürze desselben enttäuscht fühlte; sie hielt inne, drehte sich rasch um und sagte: „Unsere zweimalige Begegnung ist immerhin so außergewöhnlich, daß es auch nichts verschlägt, wir fügen eine dritte Extravaganz hinzu. Sie sind Archäolog, ich fahre nach der Villa Borghese hinaus, wollen Sie mich begleiten und mir dort eine Frage erlauben?"

Ein seltsamer, freudiger Schreck durchzuckte ihn: dankte er diese Aufforderung

allein auch wol nur seinem Beruf, sie würde dieselbe doch nicht an ihn gerichtet haben, wenn er ihr nicht ein gewisses Vertrauen einflößte.

„Signora, Sie machen mich glücklich —"

„Nun, wenn dem so ist, war's keine schwere Arbeit", sagte sie, sich bequem in die Ecke legend. Sie trug ein kurzes, schwarzes Sammtkleid, welches die Perlmutterweiße ihres Teint noch hob, ein Hütchen, das von Jet flimmerte, und eine mattgelbe Rose an der Brust.

Fast zaghaft nahm er neben ihr Platz, wenn ihn Klaus und Peter doch sehen könnten! Nein, sagte er sich dann, ich möchte nichts durch ihre Späße entweiht wissen.

Ernsthaft glitten ihre Blicke über seine Züge, dann fiel sie ein: „Man fährt ja so oft Tage- und stundenlang miteinander, die Reisefreiheit macht kühn."

„Signora", wehrte er lebhaft, „wollen Sie mir durch die Entschuldigung die Freude dämpfen?"

„Nein", sagte sie ehrlich, „es war kleinlich von mir, ich wußte auf den ersten Blick, daß Sie nichts falsch auslegen würden."

„Wie danke ich Ihnen!" entgegnete er warm und schlug die Augen nieder, damit die nicht etwa mehr sprächen, als sie sollten. Dann freilich stieg's ihm doch ein wenig heiß in die Wangen — sie hielt ihn für nichts mehr als einen guten, unschuldigen Knaben, er hatte sich ja unschädlich genug bei ihr gestern Abend mit seinem ungeschickten Versuch eingeführt, und ein ungeduldiger Wunsch kam über ihn, es möchte ihm Gelegenheit geboten werden, sich ihr in einem andern Lichte zeigen zu können.

Sie war am Thor gekannt, denn man ließ sie zu dieser ungewohnten Zeit mit devotem Gruß passiren; Viborg's Arm nehmend, schlug sie den Weg nach den Ueberresten von Rafael's Villa ein, athmete dann aber, dort angekommen, tief die köstlich warme Luft ein und sagte: „Das thut gut — und darum wollen wir auch lieber nicht vom Gewesenen und Zerfallenen reden, sondern von Licht und Sonnenschein und Gegenwartsfreude."

Wolf Viborg bückte sich, als sie sich auf der Bank niedergelassen, nach Veilchen, die ihr Duft verrieth, und konnte nach wenigen Minuten ein ansehnliches Sträußchen davon in ihre Hände legen.

Sie bewegte dankend den Kopf. „Nun könnten wir darüber reden, daß Rafael und die Fornarina vielleicht auf dieser selben Stelle welche gepflückt, wie? Oder daß das Zimmer der schönen Pauline Borghese damit angefüllt war, als Canova ihren göttlichen Körper nachbildete. Verzeihen Sie mir diese Abschweifung von dem Naturprogramm aufs Kunstgebiet — die schöne napoleonische Venus entzückt mich mehr, als all euere antiken Dianen, Ariadnen und Priesterinnen drüben — nein, erwidern Sie nichts, ich bin eigensinnig genug, den Muth meines Urtheils zu haben."

Wenn sie nicht so eigenwillig dazu geblickt hätte, wie gern würde er ihr gesagt haben, daß er seit wenig Stunden selber eine ganz andere Stellung zur Antike genommen habe, so begnügte er sich mit einem Lächeln, häufte noch mehr Veilchen in ihren Schos und sah dann zu, wie sie dieselben ordnete.

„Sie haben den echt norddeutschen Accent", sagte sie.

„Ich bin aus einem Pfarrhaus Westfalens, Moor, Heide, eine etwas armselige Oase zwischen der meistens katholischen Bevölkerung."

„Aber Idylle, nicht wahr?"

Er nickte. „Den Frieden meiner Kindheit möchte ich um keinen Glanz der Welt vertauscht haben."

„Er wirkt nach in Ihnen", meinte sie.

Mit der Hand über die Stirn streichend, erwiderte er: „Es war des Vaters Lieblingsstudium, was nun mein Beruf geworden ist. Und so erlebt er's doch, daß ich über die Via sacra schreite, auf der er so oft in seinen Träumen gewandert ist."

„Ich bin in Indien geboren, meine früheste Erinnerung ist die an einen Sturm auf der Fahrt nach Europa", erzählte sie; und leiser fügte sie hinzu: „Der drohende Schiffbruch ist ein Omen geworden, mein Leben war stete Unruhe, ein am Rande des Grabes Schweben."

„Meine Gnädige", rief er erschreckt.

Sie lächelte, bezwang einen leichten Husten und fügte hinzu: „Es war ja nur ein Drohen, die Aerzte machten mich kränker, als ich war."

Von dem See herüber kam eine Gruppe Fremder, Diener des Hauses Borghese führten sie. Man wollte auch wol die sagenhaften Reste der Villa Rafael's betrachten. Eine schlanke, schwarze Dame sprach angelegentlich mit einem Monsignore, ein blonder Herr schenkte den Erklärungen weniger Aufmerksamkeit; es machte ihm Spaß, mit einem halberwachsenen Knaben, der vielleicht in der Villa zu Gast sein mochte, seine Scherze zu treiben. Sie schleuderten Steine nach vorher ausbedungenen Zielen. So kamen sie langsam näher, von den Sitzenden nicht beachtet. Wolf Viborg hatte ein Thema gefunden, er beschrieb das Vaterhaus und das Walten des jungen Schwesterleins in demselben, und er wurde immer unbefangener, je mehr er die Theilnahme der schönen Fremden bemerkte. Da, plötzlich ein Sausen durch die Luft — von der improvisirten Scheibe, einer gegenüberstehenden Steineiche, war der Stein abgeprallt und zurückschnellend traf er Viborg's Schläfe so heftig, daß dieser mit leichtem Schreckensruf, blutüberströmt, eine Bewegung machte, als suche er nach einem Halt. Das währte aber nur eine Secunde, dann richtete er sich mit der Versicherung: „Es ist nichts, meine Gnädige, in der That nichts!" auf.

„Aber Sie sind verwundet", rief sie erschreckt emporspringend, und dann sich mit zornsprühenden Blicken an die Herankommenden wendend: „Sehen Sie, mein Herr, was Ihre Unachtsamkeit angerichtet hat?"

Es wurden ihr demüthige Entschuldigungen gestammelt, ein Diener nach Wasser gesandt; sie hörte in ihrer Erregung nicht darauf und versuchte, ihr Tuch auf die Wunde pressend, das Blut zu stillen. Wolf hatte eine ungekannt selige Empfindung; sie beugte sich über ihn, ihre Finger berührten ihn, die herrlichen blauen Augen hatten den Ausdruck des Zornes und des Mitleids gehabt, seinethalben. Und dieses tröstliche Bewußtsein wäre ihm um nichts feil gewesen; ja, um es zu erkaufen, würde er einem größern Unfall getrotzt haben.

Der fremde Herr wollte sich, als man Wasser gebracht, an der Hülfeleistung betheiligen, wurde jedoch von der Dame zurückgewiesen.

„Das ist demüthigend", sagte der Blonde; „aber Sie haben ja von jeher die Kunst besessen, die Leute mit beschwertem Herzen aus Ihrer Nähe zu verbannen, Baronin!"

Jetzt erst sah sie ihm ins Gesicht, zuckte dann leicht mit den Achseln und erwiderte: „Ich habe Sie nicht erkannt, Graf."

„Beweis, wie wenig ich Ihnen in der Erinnerung blieb, ich habe übrigens auch nie die schmeichelhafte Hoffnung gehegt —"

Sie wandte sich an Wolf. „Glauben Sie, daß wir gehen können?"

„Darf ich Ihnen nicht unsern Wagen zur Verfügung stellen, Baronin?" beeilte sich der Fremde zu fragen.

„Nein — ich danke!" entgegnete sie, ihre Hand in den Arm des jungen Mannes schiebend.

„Wie eine Fata Morgana sind Sie aufgetaucht, um wieder zu verschwinden, Baronin Desirée!" flüsterte der blonde Mann. „Und ich wüßte doch jemand, den ein Wort mehr außerordentlich interessiren würde."

Sie stand still und ihre kleine Gestalt schien gewachsen, als sie den Kopf hob: „Sie meinen den Grafen Robert. Sagen Sie ihm — daß ich noch lebe. Es ist eine traurige Thatsache."

Ohne eine Entgegnung abzuwarten, zog sie ihren Begleiter von dannen. Wolf brauchte erst Zeit, sich in das Wunderliche seiner Lage zu finden; das Zwiegespräch unter den Steineichen, der Wurf, der Fremde, welcher mit seiner Anrede die schöne Frau plötzlich in eine andere Sphäre emporhob.

„Frau Baronin", stammelte er jetzt, roth im Gesicht vor Verlegenheit, „verzeihen Sie die Mühe, die Ungeschicklichkeit, den dummen Zufall —"

Sie hatte, die Lippen fest aufeinandergepreßt, vor sich hingesehen, auch wol seine Worte nur zur Hälfte vernommen.

„Sind Sie als guter Deutscher nun glücklich bei einem greifbaren Titel angelangt?" fragte sie spottend, „und nehmen Sie die Unachtsamkeit des andern auch noch auf Ihr Conto? Welch unvergleichlich unpraktische Leute ihr Männer der Wissenschaft doch seid. Jeder Gesellschaftsheld würde den Vorfall anders ausbeuten." Dann sah sie prüfend an ihm hinauf und hinunter. „Daß Sie es nicht thun, gefällt mir aber doch. Und nun wären wir am Thor! Was beginnen?"

Er trat mit einer leichten Verbeugung bescheiden zurück.

„Darf ich Ihnen den Wagen heranrufen? Ich selbst werde mich auf dem kürzesten Wege auch heimbegeben." Und dabei ging es ihm wie ein Stich durch die Brust, denn nun war es wieder einmal aus.

„Ist Ihre Wohnung hier in der Nähe?"

Er nannte die Gegend.

„Welch ein Kind Sie sind, und unmöglich kann man Sie sich selbst überlassen, Sie wären im Stande, sich ein kleines Wundfieber zuzuziehen. Ich bringe Sie nach Hause."

„Frau Baronin!"

Sie lachte über seine Verlegenheit. „Habe ich nicht die moralische Verpflichtung, für Sie zu sorgen? War ich's nicht, die Sie mitschleppte?" Und mit dem Zusatz „Senza ceremonie", den der Römer so oft braucht, winkte sie ihn an ihre Seite.

„Frau Baronin" — seine braunen Augen hatten einen kindlich bittenden Ausdruck — „wenn Sie wüßten, wie beglückt und beschämt zugleich ich bin. Ich habe das alles ja gar nicht verdient! Gestern auf der Veglione, halb aus Uebermuth, angespornt durch die Neckerei eines Freundes —"

Da hob sie protestirend die Hand: „Sie brauchten nicht zu beichten, ich traute das Kommen in meine Loge Ihrer eigenen Initiative auch gar nicht zu."

Er beugte sich herüber. „Sie sind so großmüthig gewesen — und seit heute, Frau Baronin, wünsche ich nichts heißer, als einmal —"

„Still — die Ritter ziehen nicht mehr für ihre Damen in den Kampf, ich bin auch nicht für solche forcirte Muthbeweise. Bewahren Sie unserer Begegnung ein rein menschliches Andenken, das lassen Sie alles sein."

Diese räthselhafte Frau mit dem tiefen Blick, der melodischen Stimme, dem Zauber ihrer Persönlichkeit — und wie er seine Befangenheit verwünschte. „Ich werde Sie nie vergessen können", sagte er mit einem schweren Athemzug.

„Und da wären wir", entgegnete sie, „nannten Sie nicht diese Nummer? Mitten in den classischen Trümmern, anders könnte es doch auch nicht sein. Und nun gute Besserung, und wenn's der Zufall einmal will, auf Wiedersehen."

Dann sprang er aus dem Gefährt, sie rief dem Kutscher eine Weisung zu — noch ein leichtes Kopfnicken, und der Wagen rollte davon.

„Wenn's der Zufall will — auf Wiedersehen!" sprach Wolf Viborg nach, „und ich stehe da und lasse mir das sagen, ohne die geringste Anstrengung, ohne Dankeswort. Sie hat recht, über mich zu lachen, mehr noch, mich für den ungeschicktesten Patron von der Welt zu halten."

Oben versuchte er, die Spuren der kleinen Verwundung soviel als möglich zu vertilgen, sie ließ sich vielleicht vor Peter durch einen Stoß erklären. Das feine Tuch mit dem gestickten D aber wurde verschlossen, damit es selbst Donna Elvira's spähenden Blicken entzogen blieb.

„Ein Abenteuer", sagte er dann, am Fenster stehend. „Ich soll ein Andenken an unsere Begegnung bewahren. O, wenn sie wüßte, was sie mir angethan hat!"

Drei Schläge gegen die Thür — so klopfte Klaus Bemeyer, und ohne den Hereinruf abzuwarten, trat er auch ein, warf einen Strauß Anemonen auf den Tisch und sich selber auf das Sofa. „Nun, Freund, woher ich komme, räthst du nicht — es ist auch so ungewohnt, daß ich's nur gleich selber sage. Diese Blumen sind auf der Villa Pamphili gepflückt; ja, dort bin ich den ganzen Tag wie ein blöder Träumer herumgelaufen, habe den Inhalt jedes Wagens gemustert und bin jeder zierlichen Figur nachgestiegen — na, wem das alles galt, wirst du ja wol errathen, obgleich du ein so dummes Gesicht dazu machst, daß es einen Stein erbarmen könnte."

„Ihr — der —“ Wolf kam nicht weiter, er bemühte sich ohnedies, seine verletzte Schläfe in der aufgestützten Hand kunstgerecht zu verbergen.

„Na, und wer den allgemeinen Besuchs- und Anemonentag dort oben bei der Acqua Paola nicht goutirte, war natürlich sie. Im Wagen also nach Trinità de' Monti — wo mir der Portier, ein ehrsamer Schuster, erzählte, daß Madame ausgefahren war, nur nicht dahin, wo ich sie gesucht. Der Mensch ist ungemein verständnißvoll und einem fünf Lirezettel gegenüber machte er mir das Zugeständniß, daß er schon hin und wieder erfahren könne, wohin man seine Schritte lenke. «Man hat doch Augen und Ohren», sagte der intelligente Thorhüter, wobei mir aber einfällt, daß du sie nicht zu haben scheinst, denn seit einer halben Stunde erzähle ich, und du zeigst nicht das mindeste Interesse.“

„Doch, Klaus, doch“, protestirte Wolf, die Blicke senkend, „du sprichst —“

„Von dem göttlichsten Weibe, das augenblicklich über Roms Steinpflaster wandelt, zu deutsch von der Baronin Desirée von Bloon, Nr. 8, Trinità de' Monti. Daß sie Geschmack hat, beweist das Factum, daß sie dort ihre Wohnung aufgeschlagen hat.“

„Dort also!“ sagte der Archäolog mit einem freudigen Aufblitzen seiner schönen Augen, „ja, Klaus, der Zufall —“

Aber der andere hatte keine Geduld, eine Entgegnung anzuhören, er trippelte durch das Zimmer, drehte, wie jedesmal bei seiner Anwesenheit zum Verdruß der Signora Sangallo, einen unglücklichen Oeldruck der Bella di Tiziano um und fuhr fort: „Ich habe manches Stadium durchgemacht, aber der Zustand, in welchem ich mich seit gestern Abend befinde, nachdem ich diese kleine Teufelin erblickt habe, ist mir ein völlig neuer — ehe ich die Augen nicht heraus habe, mit all ihrem grünblauen Geflimmer, eher finde ich keine Ruhe, sage ich dir.“

Wolf Viborg legte ihm erstaunt die Hand auf die Schulter. „Nur ein künstlerisches Interesse hast du an ihr? Kein anderes, menschliches?“

„Hahaha — menschliches! Freilich, bist zehn Jahre jünger als ich, das entschuldigt viel, und dann hast du mit steinernen Göttinnen zu thun gehabt. Soll wol nach der Seele suchen, wenn mich eine Farbenmischung, eine ungewöhnlich große Iris interessirt. Schaff' mir die Gelegenheit, die ich wünsche für meinen Pinsel, die Seelsucherei lasse ich dir.“

„In der That!“

Klaus Bemeyer schlug den Rock zurück, schob die Daumen in die Aermelöffnung und declamirte, hin- und hergehend: „Weib — für mich Sammelname — kennst du eins, kennst du sie alle — nicht der Mühe werth, Entdeckungsreisen zu machen. Aber die Ausstaffirung, das, worüber Schopenhauer in Wuth gerieth und was er als Lockung und Täuschung der Natur, als Männerfalle hinstellte, das ist's, was mich interessirt.“ Er blieb vor Wolf stehen, kniff die kleinen Augen zusammen und lachte: „Du hast wol einen andern Standpunkt.“

„Ja!“

„Natürlich — Pfarrdorf — Heimatluft — na, wie sollte sich das verleugnen können, so schnell häuten wir uns nicht ab — erst mit der Zeit.“

„Das ist Klaus, der Aschermittwochsprediger“, rief es von draußen, und dann

stand Peter Deuben im Zimmer, erhitzt und mit den Armen gesticulirend. „Tanaquil und Tullia — Distanzen gemessen, wie weit ihnen ein Ausschauen möglich war. Tullia hinter dem geliebten Gatten herblickend. Brrr! von wem Walter Kunz und ich die volle Zeit über geredet haben? Von ihr, und das heißt nicht von Tanaquil. Was gebt ihr mir für die Belehrung über die Naturgeschichte der Baronin Desirée von Bloon: Witwe, brustkrank, dem Süden verschrieben, hat sich ein wenig ruhelos in Griechenland und Alexandria herumgetrieben, besucht keine deutschen Gesellschaften, sieht wenig Menschen bei sich; Walter Kunz' Vetter, ein junger Attaché, soll uns beide aber einführen, und je nachdem, kann ich meine Protection auch auf euch ausdehnen."

Er lachte vergnügt, Klaus hob seine kleine, geballte Faust: „Wir, Klaus Bemeyer, fangen die Sache anders an", dabei gab er dem Strauß Anemonen einen Stoß, der sie weithin über den Tisch fliegen ließ.

„Und du, braunäugiger Adonis?" fragte dann Peter, zum Freunde tretend.

„Ich — verzichte auf deine Güte."

„Auch noch stolz nach deiner Niederlage? Es ist wenigstens originell, rief der andere.

„Laß mir den Wolf", sagte der Maler, „er wird sonst zu eitel. Mein schönstes Modell, die wilde Marietta, fragt ohnedies jeden Tag nach ihm. Und morgen, Kinder, geht's nach Ponte-Molle, das Wetter muß benutzt werden; für lustige Gesellschaft sorge ich."

Wolf Viborg ließ die beiden bei Rede und Gegenrede, er schlich in sein Schlafgemach, stand neben der Kommode mit der Marmorplatte, in welcher er Desirée's Tuch verborgen, und sah hinüber nach den Säulenresten des Forums — wenn die da innen um sein Erlebniß wüßten!

Wie mitleidig mußte er lächeln; der eine hatte die wiesigen Gründe am Janicolo durchstreift, der andere während der professorlichen Vorträge von ihr zu reden versucht, und er, welchen sie den Träumer nannten, durfte indessen in ihre Augen sehen, und heilend und kühlend hatten sich ihre kleinen Finger auf seine wunde Schläfe gelegt. Ja, wenn sie es wüßten! Und dann preßte er den Kopf gegen die Scheiben, sah auf die gestürzten Säulen dort unten und den Lauf der Via sacra, und seine Lippen flüsterten: „O Rom, wie ist es herrlich, in deinen Mauern sein — du bist und bleibst die große Zauberin und ewig wahr ist's: Roma caput mundi."

IV.

Langsam stieg Wolf um eine Nachmittagsstunde des folgenden Tages die steinernen Treppenstufen hinauf, welche zur Wohnung der Baronin Bloon führten, sah der Zofe, die auf sein Klingeln öffnete, an, daß sie der Sicherheit halber erst ihre Herrin halb verleugnete, händigte ihr die Karte ein, mühte sich, möglichst gleichgültig dazustehen während der Minuten des Wartens, und folgte ihr dann hastig durch das Vorzimmer und einen Salon in ein kleines Gemach. Es war ein kalter Tag, und Desirée erhob sich von dem hellflackernden Kaminfeuer, um ihren Gast zu begrüßen.

„Sie kommen, um sich als genesen zu melden, das ist freundlich!" sagte sie, ihm die Hand entgegenstreckend. Ihr Hausgewand aus olivefarbigem Plüsch fiel in eine lange Schleppe aus und war in der Taille mit einer dicken Goldschnur geschlossen; ihr gelöstes Haar hing über die Schultern hinab; sie sah wunderbar schön und eigenartig aus. Der Feuerschein lieh ihren bleichen Zügen Röthe. Wolf mußte an Klaus denken, das war ein Anblick, der den Künstler entzückt haben würde.

„Und Sie kommen gerade recht, die kalte Witterung zwingt mich, daheimzubleiben, plaudern wir!"

„Ich bin nie ein ungeschickterer Gesellschafter gewesen als Ihnen gegenüber, Frau Baronin!"

„Bessern Sie sich — wenn Sie diese Empfindung haben", scherzte sie, sah ihn dann aber kindlich an. „Nicht doch — ich hörte Sie gestern so gern von Ihrer Heimat sprechen; Sie zeigten sich ohne allen Zwang, das muthete mich an."

Und er mußte es glauben; ihr wahrhafter Ton konnte nicht täuschen; gar bald war er dann auch wieder in dem stillen Pfarrdorf, führte sie durch die gefährlichen Moorwege, schilderte die alten Häuser auf den Deichen, sprach vom Aberglauben und dem Zweiten Gesicht. Den Kopf auf die Hand gestützt, lauschte sie; das mochte wol ein seltsamer Contrast sein, die Schilderung des armen, nebeligen Heidelandes gegenüber ihrer farbenschillernden indischen Heimat.

„Es ist eine armselige Welt, Frau Baronin", schloß er endlich, „und doch möchte ich ihren Reiz nicht verleugnen, kaum wünschen, irgendwo anders geboren zu sein."

Sie nickte, ihre weiße Hand spielte mit den Quasten des rothen Atlassessels, in welchem sie lehnte.

„Es ist das Heimatsgefühl — das thut's! Wie Sie mich da sehen, kenne und kannte ich's nie — ich bin ein Zugvogel, nirgends heimatsberechtigt."

„Sie stehen allein?" fragte er mitleidig und doch mit dem heißen Wunsche im Herzen, daß diese Frage nicht mit Nein beantwortet werden möge.

„Ganz allein", dabei zuckte es um ihre Lippen, halb wie Spott; „und ich habe es so gewollt."

„Das ist's", sagte er, „denn sonst —"

„Bah", versetzte sie, ihm ins Gesicht blickend, „meinen Sie nicht, daß man trotz der engsten Bande allein sein kann, unsaglich einsamer als auf eines Berges Spitze? Es liegt und lag an mir; es gibt Naturen, welche prädestinirt sind für die Einsamkeit."

„Vielleicht, Frau Baronin, weil sie nicht die echte Gemeinsamkeit erprobten!"

„O Kind, junger Mann, wie weise Sie reden", lachte sie spöttisch, „ich muß wol gewärtigen, daß Sie mir noch eine Abhandlung über Seelenharmonie halten."

„Wenn Sie sie hören wollten, ja!"

„Nein!"

Etwas Uebermuth überkam ihn.

„Sie klagen sich selbst an, wol mit Recht — so jung, so schön, so klug und

liebenswerth, so geschaffen, zu beglücken und beglückt zu werden — und nichts als den Eigensinn conserviren."

Ganz leise legten sich ihre Finger auf die seinen, ihre Augen hatten einen grünlichen Schein, als sie fragte:

„Wie alt sind Sie, mein junger Prediger — in der Wüste?"

„Fünfundzwanzig Jahre!"

„Und ich bin eine Frau von dreißig — wissen Sie nun, welch ein Unterschied das ist? Vor Ihnen das ganze Leben — hinter mir die Erfahrung."

„Nur eine Grille", fiel er ein, „nur vielleicht momentane Blasirtheit —"

Wie getroffen schnellte sie empor.

„Das ist das Wort, nicht wahr? Und schnell fertig seid ihr alle damit. Kennen Sie nicht Dingelstedt's Wehschrei:

> Ahnt ihr, wie dem zu Muth ist, welchem hohl
> Und morsch sein Leben überm Kopf zerfiel?
> Der, des Genusses, wie der Arbeit satt,
> Mit jedem Wahn auch jedes Reizes bar,
> Zu nichts mehr Kraft, an nichts mehr Freude hat —
> Dem nur zu mühsam oft das Sterben war?"

Es war, als spreche sie unter Thränen, und doch sahen ihn ihre großen Augen unverwandt an; es lag nur in der Stimme — sie war zu sehr große, sich selbst beherrschende Dame, um sich hinreißen zu lassen.

Er senkte den Kopf, es that ihm unsaglich weh; wie sehr mußte diese Frau verwundet sein, daß sie so sprechen konnte. Dann suchte er ihre Hand und sagte mit Festigkeit: „Baronin, ich bin ein Mann, ich hoffe ein ganzer und wahrer — wo immer Sie eines Sklaven bedürfen, eines Armes, der Sie vertheidigt, einer Hand, die Sie stützen könnte —"

Von seinem Herzen wagte er nicht zu reden, und doch rief es darin mit tausend Stimmen: „Wenn du dich lieben lassen wolltest von einem Herzen, das von deinem Bilde ganz erfüllt ist."

Sie bewegte den blonden Kopf verneinend.

„Ich bedarf keines Ritters, denn ich erleide keine Angriffe — ich brauche auch keine Führung, denn mein Weg ist vorgezeichnet — zu einem frühen Grabe. Ich habe mich leider ein wenig auf den Stationen verspätet."

Nun verstand er sie plötzlich, Peter Deuben's kurze Charakteristik fiel ihm dabei ein. Diese zarte Blässe, diese Kindergestalt, die sanfte Röthe, der überirdische Glanz ihrer Augen: das alles sollte für den Zerstörer Tod blühen?

„Es ist nicht möglich, Desirée", schrie er, wie tödlich verwundet, auf, nicht einmal wissend, daß er ihren Namen gebraucht.

Sie lächelte. „Ich habe die Aerzte schon zwei Jahre in ihren Erwartungen getäuscht. Es ist mein Herz — Sie verstehen —"

„Nicht möglich!" rief er noch einmal und faßte die schlanken Finger und zog sie an die Lippen, „und es soll nicht sein — ich will es nicht."

„Armer, junger Freund", sagte sie wehmüthig, „Sie sehen, mit dem Ritter, der mich bedräut, ist kein Zweikampf möglich."

„Doch, Desirée — doch!" stammelte er, und dann mußte er denken, daß ihm einmal ein Arzt den besondern Reiz großblickender schöner Frauenaugen, als von einem Herzleiden herrührend, erklärt, und setzte laut hinzu: „Das Glück ist eine Waffe — wenn du dich ihm nicht verschließen wolltest, Desirée — ich liebe dich!"

Und neben ihrem Sessel niedergleitend, barg er sein Haupt in den Falten ihres Gewandes.

Sie saß einige Minuten regungslos, sehr blaß, aber mit einem Ausdruck tiefer Rührung in den Zügen, dann beugte sie sich über ihn.

„Stehen Sie auf — unser Gespräch hat eine Wendung genommen — stehen Sie doch auf, Wolf!"

Er hob den braunlockigen Kopf, schien jetzt erst zu fassen, was er gethan, sich zu besinnen, und tappte dann wie ein Wankender nach einem Stuhl.

„Ah, Baronin, Verzeihung — Sie hätten ein Recht, mich zu schelten, ich will auch gleich gehen. Wissen Sie, es ist die römische Luft, in der liegt der Anreiz zu Extravaganzen."

Sie sah seinen unbeholfenen Anstrengungen zu und entgegnete dann milde: „Wie können Sie denken, daß ich zürne — Sie dürfen auch nicht gehen, jetzt nicht —"

Er lachte schrill. „Wie gut Sie sind — man schlägt ein unartiges Kind auch nicht immer; aber ich wollte lieber, Sie hätten den Ungeschickten sofort zur Thür hinausgewiesen."

Er sah sich in dem zierlich ausgeschmückten Raum um, blickte dann ins Kaminfeuer und sagte: „Welch ein unverzeihliches Betragen, nicht wahr? Welch plebejisches Benehmen? Und ich habe doch die Ehre, zum ersten mal der Frau Baronin von Bloon gegenüberzusitzen!"

„Wolf!"

Wie sie seinen Namen sprach, stöhnte er schmerzlich, lehnte sich zurück und flüsterte: „Sie müssen mir helfen, wenn ich mich nicht mehr herausfinde."

„Ich werde es. Nur jetzt erst lassen Sie uns verständig sein — morgen, übermorgen sollen Sie von mir hören."

Er nickte. So machte sie es ja freilich am besten — nur erst mit guter Manier den Erregten hinausbringen. Er stand auf — zu viel Mühe sollte sie denn doch damit nicht haben, er würde schon gehen.

Eben als er in aller Form sich verabschieden wollte, trat die Zofe mit einer Meldung ein. Desirée's Brauen zogen sich zusammen — dann winkte sie, wie ihm vertraulich andeutend, daß er in dem Gemach zurückbleiben möge, legte noch einmal den Finger auf den Mund und ging langsam in den Salon.

„Eine Ehre, Graf Löhren, die mir nicht erwünscht ist", sagte ihre klare Stimme.

Es war der Herr von gestern, welcher darauf versetzte: „Bedauere, Baronin, bin ganz fest überzeugt von der Empfindung, welche mein Anblick in Ihnen erweckt; indeß, die Freundschaft hat auch ihre Pflichten, sollten dieselben auch denen der Galanterie gegenüberstehen."

„Wenn Sie kurz sein wollten! Sie kommen jetzt zum dritten mal im Auftrage Robert's von Bloon."

„Ganz recht, ich hatte die Ehre in Syrakus, in Neapel und —"

„Nun hier. Eh bien! Und um kurz zu sein, jetzt, wie zum funfzigsten mal gebe ich Ihnen die Antwort: ich will nicht!"

„Baronin, unbegreiflich, ich muß sagen —"

„Pardon, Graf, ich weiß, was das sein könnte, und überhebe Sie also der Mühe."

„Aber, Gnädigste", näselte der Besucher, „Sie werden mir zugestehen, daß es eine ungemein hochherzige Handlung ist —"

„Graf!" unterbrach ihn die Frauenstimme scharf.

„Ungemein hochherzig", fuhr jener wieder fort, „wenn Robert auf diese Weise einen Fehler reparirt — den er gar nicht zu repariren brauchte."

„Nicht soll, Graf Löhren, nicht soll", rief Desirée schneidend.

Der Graf stieß einen Laut des Schreckens aus. „Das ist, Pardon, eine Originalität, die noch nicht dagewesen ist. Parole d'honneur! Sonst wird eine solche Genugthuung ersehnt."

„Und hier verschmäht — und damit, Graf Löhren", hörte Wolf die Dame sagen, „wäre Ihre Mission wieder einmal erledigt."

„Bitte um Verzeihung, nicht ganz!"

„Ah — ich errathe — hat Graf Robert Wünsche — meine Chatoulle ist ja immer gefüllt und ich nehme ihm die kleine Anleihe auf sein künftiges Erbe wahrlich nicht übel. Reden Sie sans gêne!"

„Nein, Baronin."

„Wollen Sie die Resultate der letzten ärztlichen Conferenzen? Man ist erstaunt, daß ich noch immer Lebenskraft habe."

„Verehrte Baronin —"

„Was könnte es sonst sein?" fiel sie ungeduldig ein. „In der kleinen Spanne des Wartenmüssens wird Graf Robert sein Erbe sparsam verwaltet finden, ich habe nicht einmal mehr Lust am Geldausgeben."

Der Besucher dämpfte seine Stimme, sodaß Wolf jetzt nur einzelne Worte vernehmbar wurden: „Noch immer lieb, nicht vergessen — fürchten —"

„Aber", rief Desirée, „was wäre günstiger für ihn, als daß ich einmal den Namen Bloon abwürfe. Nur habe ich wenig Lust dazu." Sie seufzte.

Graf Löhren sprach wieder discret: „Wie gesagt, immer noch — lieb — mich beschworen —"

„Spionendienste zu thun?" herrschte die schöne Frau.

„Ah, Baronin! — Aber es würde mich interessiren", klang es jetzt lauter, „zu wissen, wem Sie gestern Ihre barmherzigen Tugenden angedeihen ließen — schon aus dem Grunde, weil es doch meine Pflicht ist, mich bei dem auffallend hübschen jungen Mann zu entschuldigen. Ich bitte um seinen Namen, Baronin!"

Laut und drohend klang Desirée's Stimme. „Nicht weiter, Graf — Sie werden beleidigend. Sie werden ebenso wenig seinen Namen erfahren, als ich Sie auffordere, Ihren Besuch noch zu verlängern."

„Ah — ah — in der That! Und Sie sind ja ganz en rage! Mon Dieu, wie das Robert interessiren wird —"

„Gehen Sie, Graf Löhren, oder ich bin genöthigt, die Dienerschaft zu Ihrer Unterhaltung hierher zu beordern — ich selber habe keine Zeit mehr."

Die Klingel, welche sie in Bewegung setzte, tönte schrill durchs Haus; kaum war aber das geschehen, als auch Wolf Viborg, nicht mehr Herr seiner Erregung, unter der Portière erschien und, vor den blonden Herrn tretend, sagte: „Sie wünschten meinen Namen: «Doctor Viborg» — und meine Aufgabe hier ist, Baronin von Bloon von Besuchern zu befreien, die keinerlei andere Andeutung verstehen als die deutlichste!" Dabei öffnete er die Thür nach dem Vorzimmer, verbeugte sich gegen die Hausfrau und blieb dem Fremden zur Seite, der keine Entgegnung hatte, als ein halblautes: „Ah — welche Ueberraschung."

Hintereinander stiegen sie die Treppe hinunter; im Hausflur zog Viborg seine Karte hervor, die Wohnung dazu nennend.

„Sie werden mich von Ihren Absichten in Kenntniß setzen, Herr Graf", sagte er in würdevoller Haltung.

Der andere balancirte die Karte zwischen Daumen und Zeigefinger, lächelte dann und erwiderte freundlichst: „Duell, mein Lieber? Gar nicht daran zu denken!"

„Mein Herr!" Das Blut wallte in dem Archäologen empor, ein Zornblitz schoß aus seinen Augen; aber ehe er mehr hervorzubringen vermochte, schob der andere seinen Arm in den seinigen und zog ihn die Stufen hinunter.

„Nicht um Ihretwillen, mein Verehrter, habe nicht den mindesten Zweifel an Ihrer Satisfactionsfähigkeit —"; sie waren so langsam bis zu dem Obelisken gekommen. Hier machte der Blonde halt, blinzelte nach dem Hause hinüber, in welchem die Baronin wohnte, und sagte: „Aber — man schlägt sich nicht einer Desirée von Bloon halber — verstehen Sie?"

Mit weitoffenen Augen starrte ihn der junge Gelehrte an.

„Nein, um Gottes willen, nein", stammelte er.

„Erkundigen Sie sich bei den Diplomaten des Capitols — Sie werden dasselbe hören. Und für Details und Belege, mein Bester, steh' ich zu Diensten — Piazza Venezia."

„Desirée von Bloon!" sagte Viborg und sah über das heute so trüb und grau daliegende Stadtbild hin.

„Das schönste Weib der Welt und eine geistreiche Frau dazu! Aber — die Geschichte mit der Pfirsich — der eine kleine Stich? Sie kennen sie, ich brauche sie also nicht zu erzählen! Stehen Sie nur nicht so niedergeschmettert da! Solche Dinge muß man nehmen, wie sie sind, und für sich das Beste daraus zu machen wissen. Au revoir — wird mich freuen, Sie einmal bei mir zu begrüßen, Landsleute müssen zusammenhalten — Piazza Venezia." Dann sprang er leichtfüßig der Spanischen Treppe zu, strich einer Ciocciarella liebkosend im Vorübereilen über die Wange und war verschwunden.

Wolf Viborg stand betroffen, er sah vorläufig nichts, nicht die riesige Wölbung der Peterskirche in der Ferne, nicht den mächtig gen Himmel weisenden Obelisken;

er wandte sich langsam; aber auch die gegenüberliegenden Häuser schienen seinen Blicken wie durch eine Nebelwand entrückt.

Was hatte er gehört? Welche Worte? Und war er's selber gewesen, der vorhin dort oben vor einer kleinen Gestalt auf den Knien gelegen und Worte der Liebe zu ihr geredet hatte?

„Desirée!" stammelte er, und dann erfaßte ihn eine wilde Wuth und der Wunsch stieg in ihm auf, zu ihr hinzueilen, ihr die Worte zu wiederholen: „Für eine Desirée von Bloon schlägt man sich nicht", und zu sagen — was? zu heischen, daß sie ihn freispreche, erlöse — von seiner Liebe zu ihr. War das möglich? Gab es eine Befreiung von dem mächtigen Gefühl, das sein ganzes Sein erfüllte? Wenn sie ihm je kommen sollte, mußte das nicht von selbst geschehen?

Und ziellos, wie neulich, als er sie gesucht, oder den Zufall, der sie ihm entgegenführte, rannte er in das Straßengewirr jenseit der Piazza del Popolo — nur jetzt nicht heim, jetzt nicht unter fröhliche Menschen, nicht nach Ponte-Molle hinaus, wo Klaus und Peter den Nachmittag verbrachten und er ihnen ein Rendezvous zugesagt. Allein — allein sein!

(Schluß folgt.)

Ludwig XVII.

Ein Essay
von
Rudolf von Gottschall.

I.

Der junge Prinz.

R. Chantelauze, Louis XVII, son enfance, sa prison et sa mort au Temple d'après des documents inédits des archives nationales (Paris, Firmin Didot, 1884).
Otto Friedrichs, Un crime politique. Étude historique sur Louis XVII (Brüssel, G. A. Tilmont, 1884).

Die Frage, ob Ludwig XVII. im Temple gestorben oder aus demselben entkommen sei, behandeln die beiden umfangreichen Werke von Chantelauze und Otto Friedrichs vom entgegengesetzten Standpunkt aus. Der erstere gibt nur eine Biographie des jungen Dauphin, die er mit der Darstellung seiner Krankheit und seines Todes abschließt. Da er diesen Tod unwiderleglich bewiesen zu haben glaubt, so hat die Prätendentenfrage für ihn keine Bedeutung mehr; denn sie ist ja mit jenem Nachweis ein für allemal gelöst, und es sind damit alle angeblichen Ludwig XVII., alle Pseudo-Ludwig für Betrüger erklärt, die nur in wenigen Sätzen an den Pranger gestellt zu werden brauchen. Otto Friedrichs aber sucht nachzuweisen, daß Ludwig XVII. nicht im Temple gestorben ist: der Schwerpunkt seiner Schrift ruht daher auf dem Nachweis der Rechte des einen Prätendenten, der gleichsam den Lebenslauf des jungen angeblich verstorbenen Prinzen fortsetzte. Und darüber kann wol kein Zweifel sein, daß von allen später auftauchenden Prätendenten der Uhrmacher Naundorff der einzige ist, welcher der geschichtlichen Forschung ausreichende Anhaltspunkte zur Prüfung seiner Ansprüche bietet.

Das Schicksal des jungen Dauphin, wenn er im Temple gestorben aus Mangel an Pflege oder durch die böse Absicht seiner Pfleger, wird stets gerechtes Mitleid erregen: ist aber dieser Ludwig XVII. damals aus dem Temple gerettet worden und hat er nur einen Theil jener Abenteuer bestanden, welche Naundorff in seinem „Mémoire" erzählt, so haben wir eine Tragödie des Prätendententhums vor uns, wie sie ihresgleichen nicht in der Geschichte hat. Hierzu kommt der romanhafte Reiz dieser Abenteuer, die ja auch Friedrich Bülau in einer der interessantesten

Abschnitte seiner Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten: „Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen" (Bd. 2, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1850), in fesselnder Weise erzählt hat, ebenso Heinrich Laube in seiner Schrift „Der Prätendent" (Leipzig, B. G. Teubner, 1842); denn romanhafter konnte nicht freie dichterische Erfindung sein als diese Vorgänge, mochten sie nun geschichtliche Thatsachen sein oder Träumereien des Größenwahns einer erhitzten Phantasie und berechneten Betrugs.

Nicht minder aber als Antheil und Spannung derjenigen, welche diesen Ereignissen ihre Theilnahme zuwenden, wird ihr Scharfsinn in Anspruch genommen; denn wir stehen hier offenbar vor einem geschichtlichen Räthsel, dessen Lösung noch immer nicht in überzeugender Weise gelungen ist. Das Für und Wider findet gleich beredte Advocaten. Die Geschichtschreiber von Fach haben freilich längst den Tod des Dauphin im Temple als eine feststehende Thatsache betrachtet und halten weitere Untersuchungen hierüber für überflüssig; das große Publikum hat aber diese Ansicht nicht getheilt: es sind überall, auch unter denen, die Naundorff persönlich kannten, Zeugen für die Authenticität dieses Prätendenten aufgetreten, und ein historisches Alibi gleichsam ist diesem so märchenhaft in der Poesie des kleinbürgerlichen Lebens der Mark Brandenburg auftauchenden „Herzog von der Normandie" niemals nachgewiesen worden.

Jedenfalls liegt in der Prüfung der Vorgänge im Temple, der Ansprüche, welche Naundorff für sich geltend macht, der Thatsachen, die für ihn zu sprechen scheinen, eine nicht so leicht zu lösende, nicht so kurz von der Hand zu weisende Aufgabe für eingehende Forschung, und wenn die vornehme Geschichtschreibung es verschmäht, sich mit einem vermeintlichen Lügengewebe zu beschäftigen, so wird der unbefangene Sinn, frei von vorgefaßter Meinung, es nicht ablehnen, sich mit den Documenten zu beschäftigen, welche Naundorff's Ansprüche beweisen sollen, um so mehr, als diese Ansprüche, wie auch das neuerschienene umfassende Werk von Friedrichs beweist, stets von neuem überzeugte und dabei ganz unabhängige und uneigennützige Vorkämpfer finden.

Das actuelle Interesse der Frage ist jetzt, nachdem der Sohn Naundorff's im Jahre 1883 in Breda gestorben ist, ein geringeres, obschon dessen Kinder, darunter ein Sohn, noch leben und obschon um die Tochter Naundorff's, Prinzessin Amélie, wie sie in einigen legitimistischen Blättern genannt wird, schon wegen ihrer Aehnlichkeit mit der Königin Marie Antoinette sich einzelne Gruppen der Monarchisten sammeln. Jedenfalls aber war weder Ludwig XVIII. noch Karl X. thronberechtigt, wenn der Dauphin, wenn Ludwig XVII. wirklich am Leben geblieben war. Und vor dem Grafen Chambord hätte der Sohn Naundorff's das Recht auf die Thronfolge in Frankreich vorausgehabt: nur seine deutsch-bürgerliche Mutter wäre für die Lilien der Bourbons eine sehr ungeeignete, den Stammbaum verderbende Repräsentantin gewesen.

Wenden wir uns dem Lebenslaufe des jungen Prinzen zu, soweit derselbe geschichtlich constatirt ist, so können wir dem Werke von Chantelauze folgen, der wol von allen bisherigen Geschichtschreibern und Biographen das Leben des Dau-

phin am eingehendsten und mit der ausgiebigsten Benutzung des vorhandenen Quellenmaterials beschrieben hat.

Louis Charles war der zweite Sohn Ludwig's XVI. und der Königin Marie Antoinette und am 27. März 1785 in Versailles geboren. Sein älterer Bruder, Louis Joseph Xavier François, war am 22. Oct. 1784 geboren, erlag aber einem skrofulösen Leiden bereits am 4. Juni 1789. Jetzt war Louis Charles der erste Dauphin Frankreichs, und wenn er bisher ein wenig vernachlässigt worden war, so wandte sich jetzt ihm die ganze Theilnahme der Aeltern zu. Er war gesund und frisch, von geradem Wuchs, kein Schmerzenskind wie der Bruder, hatte ein graziöses Wesen, blühende Gesichtsfarbe, große blaue Augen, welche an die der Königin Marie Antoinette erinnerten, eine von Intelligenz strahlende, etwas gewölbte Stirn, eine nur wenig gekrümmte Adlernase, einen feingezeichneten lächelnden Mund, Grübchen im Kinn, einen langen biegsamen Hals und das reizende Gesichtchen rahmten Haare ein von aschfarbenem Blond, welche in dichten Ringeln auf die Schultern herabfielen. Das reizende Pastellbild der Madame Vigée-Lebrun, welches man im Werke von Chantelauze neben dem Titelblatt erblickt, zeigt uns das sympathische Gesichtchen des jungen Prinzen. Mit seiner Erziehung beschäftigten sich Mutter und Vater zugleich. Marie Antoinette brachte ihm das Lesen bei, indem sie ihn durch das Vorlesen Lafontaine'scher Fabeln für diese Kunst zu interessiren suchte. Ebenso spielte sie ihm auf dem Klavier einfache Melodien vor, um ihm Geschmack an der Musik beizubringen. Der Vater leitete seine Erziehung, die er in die Hand des Abbé d'Avaux gelegt hatte: er betheiligte sich selbst an den Lectionen. Religion, Geschichte, Mythologie, Geographie standen auf dem Stundenplan; auch die Schwester, Marie Thérèse, nahm an diesen Stunden theil. Außerdem wurde auch den pädagogischen Grundsätzen Rousseau's, welche damals Eingang in alle gesellschaftlichen Klassen gefunden hatten, die körperliche Ausbildung des Knaben nicht vernachlässigt. Er war gewandt und lebendig, nicht so schwerfällig und etwas verschlafen wie der Vater. Hatte dieser das Schlosserhandwerk gelernt und es darin zu einer gewissen Meisterschaft gebracht, so sollte der Sohn Gärtner werden. Auf der Terrasse von Versailles, dicht am Schloß, wurde ihm ein kleines Terrain zur Verfügung gestellt, wo er mit Hacke, Schaufel, Rechen und Gießkanne tapfer herumhantierte und schöne Blumen für seine Mutter zog. Seine Gouvernante war anfangs die Herzogin Yolande de Polignac; doch nach der Erstürmung der Bastille mußte sich die Königin von ihr trennen und ernannte zur Erzieherin ihrer Kinder Madame de Tourzel. „Was ich bisher der Freundschaft vertraut hatte", sagte sie zu ihr, „lege ich jetzt in die Hände der Tugend."

Ein Charakterbild des jungen Prinzen hat Marie Antoinette selbst in einem Briefe an eine Freundin im Jahre 1789 entworfen: mit der Sorgfalt der Mutterliebe hatte sie alle Züge ihm abgelauscht und verschwieg auch seine kleinen Fehler nicht. Seine Nerven waren schwach, vor den Hunden fürchtete er sich; die Königin hoffte, daß sich diese Furcht legen würde, und hielt sie zunächst von ihm fern. Sie schildert ihn als beweglich, rasch in seinem Zorn, doch auch ebenso hingebend und zärtlich, von großer Selbstliebe erfüllt, treu, wenn er etwas versprochen hat,

doch sehr indiscret, indem er leicht wiederholt, was er gehört, und ohne lügen zu wollen doch geneigt ist, es phantasievoll auszuschmücken: das sei der größte Fehler des Knaben, worüber man ihn öfter zur Ordnung rufen müsse. Was die Vorliebe für solche phantasievolle Ausschmückung betrifft, so könnte der Prätendent Naundorff dies Urtheil über den Knaben Louis Charles zu seinen Gunsten anführen; denn selbst diejenigen, die in seinem „Mémoire" den Kern von Wahrheit anerkennen und seine Ansprüche in der Hauptsache für gerechtfertigt halten, werden zugeben müssen, daß allerlei abenteuerliche Erfindungen und Phantasieauswüchse jenen Kern überwuchern.

Der junge Prinz hatte Esprit, wie viele der von Madame de Tourzel mitgetheilten schlagfertigen Erwiderungen beweisen. Eines Tages, als er seine Lection studirte, begann er zu pfeifen; die Königin kam dazu und tadelte ihn. „Ich konnte meine Lection so schlecht", sagte er, „daß ich mich selbst ausgepfiffen habe."

Bald wurde der Dauphin Augenzeuge der stürmischen Bewegungen der Französischen Revolution. In den Octobertagen erschien die Königin selbst, ihn und die Tochter an der Hand haltend, auf dem innern Marmorhofe des Palais von Versailles, und als die Menge rief, sie solle die Kinder beiseitelassen, erschien sie dann kaltblütig selbst auf dem Balkon. Während der traurigen Fahrt von Versailles von Paris schlief das Kind meistens im Arm seiner Gouvernante. In den Tuilerien war die ganze königliche Familie bewacht, wie im Gefängniß: der König durch einen Divisionschef, die Königin und der Dauphin durch Bataillonscommandeure. Dem letztern war ein kleiner Garten auf der Terrasse der Tuilerien eingerichtet, wohin ihn stets die bewachenden Nationalgarden begleiteten. Er verkehrte mit ihnen in liebenswürdiger Weise und machte sich bei ihnen und dadurch bei der pariser Bevölkerung sehr beliebt. Ein kleines Régiment du Dauphin von jungen Parisern wurde für ihn geschaffen und uniformirt, und machte vor ihm militärische Uebungen. Nach damaliger Sitte ließ man ihn in römischem Costüm malen und gab ihm einen kleinen Degen, auf den die Worte eingravirt waren: „Tu Marcellus eris." Aeußerst willkommen war dem Knaben der Landaufenthalt in Saint-Cloud, wohin man den König ziehen ließ, damit bei dem Föderirtenfest den noch zum Theil royalistisch gesinnten Föderirten der König nicht zu sehr als Gefangener erschien. Als beim Feste selbst der König auf dem Marsfelde der Constitution den Schwur der Treue leistete unter allgemeinem enthusiastischen Zuruf, da hob Marie Antoinette den Dauphin in die Höhe und zeigte ihn dem Volke mit den Worten: „Seht meinen Sohn, er theilt meine Gesinnungen." Abermals stürmischer Jubelruf; es war der letzte Sonnenschein, der auf das Königthum fiel. Immer mehr wurde das Königthum eingeschränkt; der König durfte Paris nicht verlassen, solange die Versammlung ihre Sitzungen hielt, wenigstens nicht weiter als 20 Lieues von der Hauptstadt. Er erhielt den Titel Premier fonctionnaire public, der Dauphin wurde als Premier suppléant bezeichnet und durfte ebenso wenig Paris verlassen. Er empfand recht wohl schon die Demüthigungen des Königthums: als ihm der Architekt Palloi, welcher die Zerstörung der Bastille geleitet hatte, ein Domino zum Geschenk machte, das aus den Steinen des alten Bauwerkes gefertigt worden war, beherrschte er seinen Zorn

und gab eine höflich ausweichende Antwort; doch gleich darauf befahl er, ihm das Spiel nie mehr vor die Augen zu bringen. Bei der Flucht nach Varennes und der Gefangennahme des Königs war der Dauphin wol zugegen, doch, wie berichtet wird, verschlief er die bedenklichsten Katastrophen. Bei der Rückfahrt nach Paris saß er im Wagen mit Barnave zusammen, der mit ihm ein freundliches Gespräch anknüpfte. Zwei Monate lang nach der Rückkehr wurde die königliche Familie von den Offizieren Lafayette's in den Tuilerien bewacht. Alle Thüren zum Zimmer des Dauphin waren verschlossen: Schildwachen standen an allen Treppen im Innern des Schlosses. Im September wurde dem Könige die neue Constitution vorgelegt, und er erklärte in der Nationalversammlung, daß er sie annehme. Auch diesem feierlichen Acte wohnten die Königin und der Dauphin bei, ebenso der Fahrt durch die festlich illuminirten Champs-Elysées und über den Platz Ludwig's XV. Abbé d'Avaux setzte inzwischen seine Lectionen fort und begann auch Latein mit ihm zu studiren: es war ein munterer und geistreicher Knabe und seine gute Laune und glücklichen Einfälle trösteten den König und die Königin. Was er in den Geschichtsstunden gelernt, das wußte er oft rasch und glücklich zu verwerthen. Eines Tages steckte er in aller Stille eine Filigranlaterne ein, die man ihm gegeben, und that, als suche er etwas, was er verloren habe. Plötzlich wandte er sich um, reichte dem Abbé d'Avaux seine Hand und sagte zu ihm: „Ich bin glücklicher als Diogenes; ich habe einen Menschen gefunden und noch dazu einen guten Freund." Als er eine Darstellung der Gefangenschaft Ludwig's XI. gelesen, den Karl der Kühne in Péronne festhielt, sagte er leise zur Königin: „Sind wir nicht hier in Péronne?"

Bei dem Volksaufstand am 22. Juni, als die Banden Santerre's, mit den Megären aus der Hefe des Volkes vermischt, die Tuilerien überfluteten, in Zorn entbrannt gegen den König, der die eidweigernden Priester in Schutz nahm, hatte sich die Königin, den Dauphin und die kleine Prinzessin an der Hand führend, mitten in die Salle du Conseil begeben, mit muthigem Entschluß und wol in der Ueberzeugung, daß sie dort sicherer wäre, als wenn sie in ihren Gemächern von irgendeiner Horde überfallen würde. Sie setzte sich an einen Tisch in der Mitte des Saales: das Bataillon der Filles Saint-Thomas schützte sie gegen die anstürmende Volksmenge; auch Deputirte der Gironde, darunter Vergniaud und Isnard, eilten zu ihrem Schutze herbei. Wenn der Andrang der Menge nachließ, benutzten diese Deputirten den Augenblick der Ruhe, um den kleinen Dauphin zu examiniren, jedenfalls eine Prüfung unter den erschwerendsten Umständen; doch er bestand das Examen aufs beste. Einer der Examinatoren war taktlos genug, von der Bartholomäusnacht zu sprechen; ein anderer rügte dies und meinte: „Es gibt ja hier keinen Karl IX." „Und auch keine Katharina von Medici", setzte der junge Prinz hinzu: ein glückliches Impromptu, welches alsbald die Runde durch den Saal machte. Auch über die neue Eintheilung Frankreichs in Departements und Districte wußte der Prinz die beste Auskunft zu geben. Als Santerre selbst erschien, machte er der Königin Luft, zeigte sie dem Volke und ließ seine Horden vor ihr vorbeidefiliren. Eine Megäre reichte dabei der Prinzessin eine Phrygische Mütze, welche diese aber nicht aufsetzte. So wanderte sie auf den Kopf des

Dauphin, der darunter zu ersticken drohte, bis Santerre selbst sie ihm abnahm und in die Hand gab.

Immer düsterer gestalteten sich die Aussichten des Königthums: bei dem zweiten Jahresfest des Bastillensturmes, am 14. Juli 1792, wohnte die königliche Familie dem Fest auf dem Marsfelde bei, der Prinz sogar in der Uniform eines Nationalgardisten: doch bei der Rückfahrt begleiteten drohende, feindselige Rufe den königlichen Wagen. Der Dauphin verließ jetzt selten die Tuilerien. Außer d'Avaux war jetzt sein neuer Gouverneur, de Fleurieu, stets bei ihm. Es war Sitte, daß mit sieben Jahren ein französischer Dauphin seinen eigenen Hofhalt und einen Gouverneur erhielt. Diese Frage hatte viel Staub aufgewirbelt: die Assemblée wollte sich das Recht anmaßen, den Gouverneur zu ernennen; sie dachte an Condorcet und Pétion. Doch hatten sich gleichzeitig so viele unbedeutende Namen auf die Liste setzen lassen, daß man von einer Berathung darüber absah. Der König wählte nun Fleurieu; wieder kam es zu Debatten in der Versammlung; doch wurde die Entscheidung der Frage an eine Commission verwiesen, wo sie bei den wichtigern Ereignissen, die sich drängten, bald in Vergessenheit kam. Die Mittheilung Harmand's, eines alten Conventmitgliedes, der König habe damals an Robespierre als Gouverneur des Dauphin gedacht und dieser sei ein so wüthender Gegner des Königthums geworden, weil die erwartete Ernennung ausgeblieben, verdient deshalb keinen Glauben, weil der König jedenfalls ein Mitglied der Assemblée législative gewählt haben würde, Robespierre aber derselben nicht angehörte; er selbst hatte ja in der Constituante den Antrag gestellt, daß kein Mitglied derselben in die Legislative gewählt werden solle.

Die Sturmglocken des 10. Aug. läuteten den Sturz des Königthums ein: schon acht Tage vorher hatte Pétion in der Versammlung die Absetzung des Königs beantragt. Die Föderirten, vor allem die Marseiller, stürmten die Tuilerien. Der Generalprocurator Roederer beschwor die Königin, das Schloß zu verlassen: „Noch eine Minute, eine Secunde vielleicht, und es ist unmöglich, das Leben des Königs und der königlichen Familie zu retten." „Sie stehen für das Leben des Königs und das meines Sohnes", sagte Marie Antoinette mit fester Stimme. „Wir können nur versprechen, an Ihrer Seite zu sterben", erwiderte der Procurator, „das ist das Einzige, wofür wir einstehen können." Nun verließen König und Königin mit dem Dauphin das Schloß: mitten durch eine stürmisch bewegte Menge, welche sie mit Drohungen und Beschimpfungen überhäufte, mußten sie sich langsam die Bahn brechen zur Reitbahn, wo die Versammlung ihre Sitzungen hielt. Ein Grenadier hatte den jungen Prinzen in seine Arme genommen, und um ihn zu beschützen, ihn über die Häupter der Versammlung weggetragen. Die Familie des Königs wurde in einer Journalistenloge, wo man sich nicht aufrecht halten konnte und die ein wahrer Ofen bei der Hitze des Tages war, untergebracht, und wohnte hier lange Stunden, fast ohne Speise und Trank zu sich zu nehmen, den Verhandlungen bei. Jetzt war der Assemblée die Commune, die Vertreterin des pariser Volkes, über den Kopf gewachsen, welche die augenblickliche Entthronung des Monarchen verlangte. Die Assemblée sprach sich nur für die provisorische Suspension der executiven Macht aus: ein Nationalconvent sollte zusammen-

treten, um endgültig über diese Frage zu entscheiden. Der junge Dauphin schenkte diesen Verhandlungen wenig Aufmerksamkeit: er war beunruhigt über das Schicksal der Tochter der Madame de Tourzel, seiner Gespielin und Freundin, die in den Tuilerien zurückgeblieben war. Sobald er gehört, daß diese in Sicherheit sei, entschlummerte er ruhig. Die königliche Familie wurde zunächst im ersten Stock des Klosters der Feuillants untergebracht: dann wurde ihr auf den Beschluß der Commune der Temple zur Wohnung eingeräumt: diese jetzt souveräne Macht setzte ihren Willen durch gegen den der Versammlung, die anfangs das Palais de Luxembourg, später das Hôtel de la Chancellerie auf der Place Vendôme dem König und den Seinen als Aufenthaltsort anweisen wollte. Ludwig XVI. durfte die Personen bestimmen, die ihn in das Gefängniß — denn das war der Temple von jetzt ab für ihn — folgen sollten. Für den Dauphin wählte er den Kammerdiener Hue, Frau von Tourzel und Frau von Saint-Brice; auf das dringende Bitten des Dauphin durfte auch seine Freundin, Fräulein von Tourzel, seine Haft theilen. Am 13. Aug. stieg der König mit seiner Familie in den Hofwagen, der ihn in den Temple führen sollte: an seiner Seite saßen die Beamten der Commune. Zwei Stunden lang dauerte die Fahrt: denn die Menge hielt den Wagen auf und drängte sich an ihn heran, um die königliche Familie in der maßlosesten Weise zu beschimpfen. Es war ein Märtyrerthum, das schlimmste, das sie bestanden. An den Thüren des Temple empfing sie Santerre mit seinen Offizieren: die Commune hatte die Façade des düstern Gebäudes zur Feier des Tages illuminiren lassen. Tausend Kerzen erhellten den Salon, wo die sansculottischen Machthaber mit bedecktem Haupte ihre Opfer empfingen. Auch ein großes Souper war bereit, von dem die königliche Familie indeß nichts berührte. Der übermüdete Dauphin war eingeschlafen und lag auf einem Kanapee. Als sein Zimmer bereit war, nahm ihn ein Municipalgardist in die Arme und trug ihn so hastig davon, daß seine beiden Wächterinnen kaum folgen konnten. In einem öden Thurmzimmer war dem königlichen Prinzen die Stätte bereitet. Madame de Tourzel befürchtete anfangs, er solle von seinen Aeltern ganz getrennt werden; doch bald erschien zu ihrer Beruhigung Marie Antoinette und umarmte ihren Sohn. „Habe ich's Ihnen nicht immer gesagt, daß es so kommen würde?" sagte sie zu Frau von Tourzel, und in der That, ihre schlimmsten Befürchtungen hatten sich erfüllt.

Der düstere Temple, der früher dem Orden der Tempelherren gehörte, ist jetzt vom Erdboden verschwunden. Napoleon III. ließ ihn abtragen und verwandelte den Platz, wo er stand, in einen großen Square. Außer dem eigentlichen Temple befand sich in dem Umkreise, der zu ihm gezählt wurde, noch ein kleines modernes Hotel, welches zuletzt der Graf Artois bewohnt hatte und wo die obenerwähnten Empfangsfeierlichkeiten stattgefunden hatten. Der im engern Sinn so genannte Temple war ein imposantes Bauwerk, verwittert und von düsterm Anblick: ein hoher viereckiger Thurm mit vier Stockwerken, mit einem spitzen Dach und an seinen Ecken von vier spitzen Thürmen flankirt, welche über die Zinne des großen Thurmes emporragten. Neben diesem, an dessen rechte Seite angebaut, befand

sich ein kleinerer Thurm von derselben Form mit zwei spitzen Thürmchen, halb so hoch wie der große. Chantelauze gibt uns nach einer alten Zeichnung ein Bild des Temple und seiner nächsten Umgebung, wie uns auch durch verschiedene Zeichnungen und Aufrisse die innere Eintheilung der Gemächer anschaulich gemacht wird. Da sich der große Thurm in vollständigem Verfall befand, so wurde die königliche Familie, bis die nothdürftigen Wiederherstellungsarbeiten beendet waren, in dem kleinen untergebracht. Hier gelangte man durch eine niedrige Thür in einen Flur, von dem aus eine breitere Treppe bis zum ersten Stock in die Höhe führte, während die übrigen Stockwerke durch enge Wendeltreppen miteinander verbunden waren. Der Thurm hatte vier Stockwerke, ohne das Parterre, wo sich in einem großen Zimmer das Archiv befand. Im zweiten Stock wohnte die Königin: sie hatte zu ihrer Verfügung ein großes Zimmer mit Fenstern, die auf den Garten gingen; der Dauphin wohnte bei ihr. Durch ein düsteres Zwischenstübchen getrennt, wohnten Madame Elisabeth und die Prinzessin in einem zweiten Zimmer. Man mußte durch dasselbe hindurchgehen, um zur Garderobe in dem einen Thürmchen zu gelangen, die der königlichen Familie, den Municipalbeamten und Wachsoldaten gemeinsam war. Der König wohnte im dritten Stock: im großen Zimmer schlief er, ein Thurmzimmer diente ihm als Lesecabinet. Bald nach der Ankunft der königlichen Familie wurde das Gefängniß des „Tyrannen" fester und unzugänglicher gemacht, Verbindungsmauern, die sich an den großen Thurm anschlossen, niedergerissen, die Umfassungsmauern des ganzen Areals um das Doppelte erhöht. In der Nacht zwischen dem 19. und 20. Aug. erschienen zwei Municipalbeamte mit dem Auftrag, alle Personen, die nicht zur königlichen Familie gehörten, aus dem Temple als Gefangene mit fortzuführen. Die unglückliche Prinzessin von Lamballe, ebenso Madame de Tourzel und ihre Tochter Pauline mußten den Temple verlassen. Der Dauphin schlief fest und merkte erst am nächsten Morgen, daß ihm seine beste Freundin entrissen worden war. Der König selbst gab seinem Sohn Stunden in der französischen Grammatik, in Latein, Geschichte und Geographie, und ließ ihn einige Stellen aus Corneille und Racine hersagen. Bisweilen mischten sich die Municipalbeamten selbst in diese Lectionen, fanden die Grundsätze Montesquieu's, die der König aus dem „Esprit des lois" entnahm, um sie dem Dauphin zu dictiren, für eine republikanische Erziehung wenig geeignet, und corrigirten selbst lateinische Schnitzer, wenn sie der König im Pensum seines Sohnes übersehen hatte. Ludwig XVI. beschäftigte sich im übrigen fast fortwährend mit Lektüre: während seiner fünfmonatlichen Gefangenschaft im Temple las er mehr als 500 Bände. Um ihn davon abzuziehen, spielten die Königin und Madame Elisabeth mit ihm bisweilen Piquet und Tricktrack; auch liebte es der König, dem Dauphin bei Tisch Räthsel aufzugeben. Eine einstündige Promenade im Garten des Temple war den Gefangenen gestattet, doch nur, wenn Santerre, der Commandant der Nationalgarde, selbst zugegen war: der Dauphin ergötzte sich mit Ballspielen, Springen und Laufen in der Kastanienallee. Die Köche aus den Tuilerien waren mit in den Temple gezogen: die Commune fürchtete, republikanische Köche könnten den König vergiften wollen. Die Tafel war luxuriös: dagegen litt die Familie an Wäsche und Kleidern Mangel: Prinzeß

Elisabeth saß oft die Nacht hindurch auf, um die Kleider des Dauphin wieder in Stand zu setzen. Inzwischen hatte der getreue und ergebene Cléry es durchgesetzt, daß er im Temple wieder die Dienstleistungen bei der königlichen Familie übernehmen konnte. Die Königin überwies den Dauphin seiner Sorgfalt; für den übrigen Dienst hatte er sich mit Hue zu verständigen.

Die Katastrophe des 2. Sept. schien anfangs den Temple nicht zu berühren: die Prinzessin Lamballe war den Septembermorden zum Opfer gefallen; aber Madame de Tourzel und Pauline waren von den Volksgerichten freigelassen worden. Am 3. Sept. umdrängte eine wilde Bande das Gefängniß; das Haupt der Prinzessin Lamballe wurde auf einer Pike getragen, sodaß es durch die Fenster sichtbar werden mußte. Die Municipalgardisten suchten vergeblich das Volk zu vertreiben, welches zum König eindringen wollte. Zuletzt mußten sie zugeben, daß seine Abgesandten der Königin die Schreckenskunde von der Ermordung der Prinzessin brachten; sie fiel in Ohnmacht, die Kinder weinten und jammerten. Der Kopf und auch das Herz der Prinzessin erschien wieder vor den Fenstern; immer wilder wurde der Ansturm der Menge, aber die Stadtsoldaten des Gardebataillons leisteten den tapfersten Widerstand; durch drei Boten riefen sie die Commune, Santerre und die Nationalversammlung, aber vergeblich, um Hülfe an. Zuletzt gelang es einem derselben, durch eine geschickte und muthige Anrede die Menge zum Rückzuge zu bewegen.

Die Uebersiedelung in den großen Thurm, dessen Einrichtung inzwischen fertig geworden, war das nächste wichtige Ereigniß im Leben der Gefangenen. Dieser Thurm war in vier gewölbte Stockwerke getheilt, welche in der Mitte durch einen riesigen Pfeiler getragen wurden, auf dem oben das Gebälk des vierten Stockwerks ruhte: die Mauern hatten eine Dicke von neun Fuß. Das Erdgeschoß war für die Municipalbeamten bestimmt; der große Saal war zugleich ihr Speise- und Schlafsaal. Von den vier Thürmen, die ihn umgaben, war der eine das Cabinet der Commission, der zweite diente als Holzgelaß, der dritte als Garderobe: im vierten stieg bis zu den Zinnen eine gewundene Treppe empor. Beim Eingang jedes Stockwerkes waren zwei Thüren angebracht: die erste von festem Eichenholz mit dicken Nägeln, die zweite von massivem Eisen. Der erste Stock war für die Wachmannschaft bestimmt: er bestand nur aus einem einzigen großen Saal. Um den Pfeiler in der Mitte waren Gewehre und Piken zusammengestellt. Der zweite Stock war für den König bestimmt: er bestand aus einem einzigen Raum, der aber durch Holzwände in vier Zimmer eingetheilt war. Aus einem Vorsaal gelangte man in das Gemach des Königs, mit dem das Oratoire im Thurm, ein Bet- und Lesezimmer, zusammenhing: dem Bett des Königs zu Füßen stand das kleine Bett des Dauphin. Der Vorsaal hatte noch zwei Thüren; die eine führte in das Eßzimmer, die andere in dasjenige des treuen Cléry. Uebrigens war das Ameublement des Königs nicht ganz dürftig und geschmacklos; es war aus dem Palais du Temple entnommen. Die Bettstelle des Königs ward von vier Säulen getragen und mit Decken von grünem und weißem Damast geschmückt. Nur das Lager des Dauphin war sehr einfach. Zu dem andern Mobiliar gehörte ein Tisch mit grünem Saffian ausgeschlagen, eine

Mahagonikommode mit drei Schubladen und weißem Marmor oben, ein Secretär von Rosenholz, ein Großvaterstuhl von grünem Damast, zwei Lehnstühle von demselben Stoff und derselben Farbe. Ueber dem Kamin hing ein Spiegel aus einem einzigen Stück. Anfangs hatte man auf diesen Kamin eine Uhr gestellt mit der Fabrikmarke Lepauté's und dem Zusatze „Uhrmacher des Königs"; doch man stieß sich an dieser nicht mehr zeitgemäßen Bezeichnung und ersetzte jene Uhr durch eine andere von Dutertre, die mit einem Schlagwerk versehen war und auf einem Sockel von türkisblauem Marmor ruhte.

Die Gemächer der Königin und der Prinzessin befanden sich eine Etage höher; auch hier war der große Saal in vier Räume getheilt; das Zimmer der Königin lag gerade über dem des Königs. Der vierte Stock war leer und nur mit alten Möbeln angefüllt.

Mit seinem Vater zusammen verbrachte der junge Dauphin die Zeit seiner Gefangenschaft bis zur Hinrichtung desselben. Anfangs hatte ein Decret der Commune die vollständige Trennung der Gefangenen beschlossen; es war dies ein herber Schmerz für die Familie; doch man drückte ein Auge zu und gestattete, daß sie mittags im Eßzimmer sich zusammenfinden konnten. Dabei blieb es auch später. Daß man den Dauphin der Fürsorge der Königin entzog, war ein Act besonderer Feindseligkeit seitens der Commune: war doch die Oesterreicherin bei weitem verhaßter als der König selbst. An der guten Erziehung und Heranbildung des Dauphin, den man deshalb, wie man vorgab, den Händen der Weiber entziehen wollte, war den Republikanern wenig genug gelegen.

Die Bewachung des Königs und seiner Familie war eine überaus peinliche; überall befürchteten die Municipalbeamten geheime Correspondenz; sie brachen deshalb Makronen auf, schnitten Pfirsiche entzwei und spalteten die Kerne, und als Prinzessin Elisabeth ein Gebetbuch an die Herzogin von Sérent schickte, schnitten sie den Rand desselben ab, aus Furcht, es könne mit unsichtbarer Tinte etwas darauf geschrieben sein. Man durfte ihnen das alles nicht gerade als Böswilligkeit auslegen, denn es handelte sich dabei um ihren Kopf. Einer der Beamten, Toulau, der zu freundlich und hingebend gegen die Gefangenen gewesen, wurde in der That deshalb hingerichtet. Nach Tisch pflegten der Dauphin und seine Schwester im Vorsaal Federball zu spielen: die beiden Beamten waren nicht nur zugegen, sie hatten den König und die Königin zu bewachen, und waren gegeneinander mistrauisch, sodaß sie sich nicht trennen wollten. Prinzeß Elisabeth überwachte, ein Buch in der Hand, die Spiele der Kinder; auch Cléry war zugegen. Das war die Zeit, wo er ihr insgeheim Mittheilungen machte und Aufträge von ihr erhielt. Der Dauphin und seine Schwester machten bei ihren Spielen absichtlich großen Lärm, und gaben ein Zeichen, wenn sie die Annäherung der Beamten bemerkten.

Der treue Diener Cléry gibt uns folgende Charakteristik des liebenswürdigen Kindes in jener Zeit: „Er zeigte viel Gemüth, Anmuth und alle gewinnenden Eigenschaften seines Alters. Oft ließ er durch seine Naivetät, die Munterkeit seines Charakters und seine kleinen Eulenspiegeleien seine erhabenen Aeltern ihre schmerzliche Lage vergessen; aber er fühlte sie selbst sehr wohl; er wußte, trotz

seiner Jugend, daß er sich in einem Gefängniß befand und von den Feinden überwacht wurde. In seinem Benehmen und seinen Aeußerungen zeigte er jene Zurückhaltung, welche der Instinct, einer Gefahr gegenüber, wol jedem Lebensalter einflößt: ich habe ihn nie von den Tuilerien, von Versailles, von irgendeinem Gegenstande sprechen hören, welcher der Königin und dem Könige eine schmerzliche Erinnerung zurückrufen konnte. Wenn ein Beamter ankam, der milder gesinnt war als seine Collegen, so eilte er zur Königin, beeilte sich, es ihr mitzutheilen, und sagte zu ihr mit dem Ausdruck der größten Zufriedenheit: «Mama, heute ist es der und der.» Erblickte er aber ein Gesicht, an das sich eine peinliche Erinnerung knüpfte, so betrachtete er es mit unverwandten Blicken und nannte dann verstohlen und leise den Namen der unheimlichen Persönlichkeit."

So eingeschränkt und überwacht das Leben der Gefangenen war: man konnte bis dahin noch von einer Idylle des Gefängnisses sprechen; sie wurde aber jetzt bald von der Tragödie abgelöst. König Ludwig XVI. wurde in Anklagestand versetzt: Cléry hatte es von einer Commission der Commune, welche die Rechnungen des Temple zu prüfen hatte, vernommen, und so dem Könige insgeheim mitgetheilt. Am 11. Dec. 1792 wirbelte der Generalmarsch durch die Straßen von Paris; der Garten des Temple wurde von Cavalerie und Artillerie besetzt. Der König frühstückte eine Stunde lang mit den Prinzessinnen, die in banger Spannung der kommenden Dinge harrten: in Gegenwart der Wächter konnte man nur schweigende Blicke austauschen: dann begab sich der Dauphin mit dem Vater in dessen Gemach und spielte mit ihm „Siam" (ein Spiel, bei denen die Kegel durch einen Kreisel umgeworfen werden). Der Dauphin verlor beständig, und zweimal konnte er es nicht über die Zahl 16 hinausbringen. „Jedesmal, wenn ich bis zur 16 gekommen bin, verliere ich die Partie", sagte er ärgerlich. Der König antwortete nicht; aber Cléry bemerkte eine gewisse Erregung in seinen Zügen. Bald darauf wurde der Dauphin auf Befehl der Commune zu Marie Antoinette geführt: Chambray, der Maire von Paris, Chaumette, Santerre und andere erschienen und lasen das Decret des Convents, welches befahl, daß Louis Capet vor den Schranken desselben erscheinen solle. Jetzt war der Dauphin wie die übrige Familie bis zum Tode des Königs von diesem getrennt; nur durch eine List Cléry's wurde eine geheime Correspondenz zwischen ihnen vermittelt. Der Proceß des Königs, sein Verkehr mit seinen Vertheidigern, besonders Malesherbes, und mit seinem Beichtvater, seine letzten Stunden: das wird alles von Chantelauze eingehend und nach den besten Quellen erzählt: ein Gemälde, das einen rührenden Gesammteindruck macht. Des Dauphin gedachte der König in seinem Testament: die Größe dieser Welt solle er, wenn er verdammt sei, sie zu erproben, als gefährlich und vergänglich betrachten; wenn er das Unglück haben sollte, König zu werden, so solle er daran denken, daß er sich ganz dem Glück seiner Mitbürger hinzugeben habe; er solle jeden Haß und jeden Groll vergessen; man könne die Völker nur glücklich machen, wenn man nach den Gesetzen regiere; aber ein König könne das Gute, das er im Herzen trägt, nur dann zur Geltung bringen, solange

er das nöthige Ansehen hat; sonst sei er gebunden in seinem ganzen Wirken, mehr schädlich als nützlich.

Das Todesurtheil über den König war gesprochen; am Tage vor der Hinrichtung wurde ihm verstattet, noch einmal seine Familie zu sehen, und zwar allein. Dies stand im Widerspruch mit einer Ordre der Commune, welche befohlen hatte, daß er keinen Augenblick, bei Tag und Nacht, von den Wächtern aus den Augen gelassen werde. Man fand ein Auskunftsmittel, indem hinter der verschlossenen Thür des Speisezimmers, wo diese Begegnung stattfand, die Wache sie durch das Glasfenster beobachten sollte. Es war eine herzzerreißende Scene: fast eine halbe Stunde lang brachte niemand ein Wort über die Lippen; Schluchzen, Thränen, laute Schmerzensrufe; dann erzählte der König leise den Verlauf seines Processes; er bat sie, allen denen zu verzeihen, die seinen Tod verschuldet hätten, und sich nie an ihnen zu rächen; ja wie später die junge Prinzessin Marie Thérèse der Frau von Tourzel erzählte, nahm er dem Dauphin sogar den Eid darauf ab, den dieser unter Thränen schwor. Am Tage der Hinrichtung selbst wollte der König noch einmal seine Familie wiedersehen; er hatte es ihr bei jener Begegnung versprochen; doch auf den Rath des Beichtigers verzichtete er darauf, aus Rücksicht auf die furchtbare Aufregung, in welche die Königin dieser Abschied versetzen würde: war sie doch schon am Tage vorher in Ohnmacht gefallen beim Abschied. Als am 21. Jan. 1793 in der Frühe das Gerassel der Trommeln, welches die Sectionen zusammenrief, das Wiehern der Rosse, der Waffenlärm, das dumpfe Rollen der Geschütze über das Pflaster verkündeten, daß der verhängnißvolle Tag angebrochen sei: da erwarteten die Prinzessinnen in höchster Erregung die Stunde des letzten Abschieds: weinend lehnte der Dauphin im Schos seiner Mutter. Plötzlich bemerkt er, daß die erste Thür offen ist, reißt sich los aus der Umarmung der Königin, eilt ins Vorzimmer und will durch die andere Thür hinauseilen. Ein Commissar hält ihn auf und fragt ihn, was er wolle. „Ich will zum Volke sprechen", rief er aus; „ich will es bitten, daß es meinem Vater das Leben läßt." Diese Anekdote berichtet weder Cléry in seinem Journal, noch die Herzogin von Angoulême in ihren Memoiren: doch Simien-Despréaux, der von einigen Wächtern des Temple sehr gut über die Vorgänge darin unterrichtet war, in seinem Werke über „Louis XVII".

Der Dauphin befand sich von jetzt ab in der Obhut der Königin. Diese wollte nicht mehr in den Garten hinabsteigen, weil sie dann an der Thür der Gemächer des Königs hätte vorübergehen müssen: doch weil dem Dauphin frische Luft nöthig that, so ersuchte sie, mit ihm auf dem Thurm heraufgehen zu dürfen, was auch bewilligt wurde. Wegen der großen Verantwortlichkeit war der Dienst im Temple keineswegs von den Communards ersehnt: ja in einer Sitzung der Commune vom 26. Jan. wurde der Antrag gestellt, die Königin in ein anderes Gefängniß zu bringen; denn sie wollten nicht länger Kammerdiener der Madame Capet sein und mit ansehen, wie acht Köche für ihre luxuriöse Tafel arbeiteten. Darauf hielt Réal folgende Rede: „Das Gesetz hat nicht allein Louis Capet, sondern auch seine Familie unserer Obhut anvertraut. Nicht seiner Frau wegen geht

ihr in den Temple, sondern seines Sohnes wegen. Ihr haltet diese Wache für unnöthig; ich halte sie für wichtiger als je. Louis war fast nicht mehr zu fürchten; ein mit Schmach bedeckter, verbrecherischer König konnte nie wieder auf den Thron steigen, von dem ihn seine Schandthaten gestürzt hatten. Aber seinen Sohn, dies interessante Kind, noch auf ein altes Herkommen gestützt — den wollt ihr für nichts halten? Glaubt nur, das ist eine Geisel, die wir mit Sorgfalt hüten müssen; wenn ihr so wenig Wichtigkeit seiner Bewachung zollt, so erregt ihr den Verdacht, daß euch auch seine Flucht gleichgültig sein würde. Bürger, wenn dies Unglück einträte, werdet ihr bald sehen, wie sich zahlreiche Scharen um ihn versammeln und eine mächtige Partei bilden. Ich erinnere nur noch daran: Karl I. stieg aufs Schaffot, aber sein Sohn stieg wieder auf den Thron."

Die Hauptwache des Temple befand sich übrigens nicht in dem Thurm, sondern in dem Palais du Temple, das in derselben Enceinte lag. Hier waren über 200 Soldaten und Artilleristen einquartiert: auch eine Verringerung dieser Zahl wurde von der Commune abgelehnt; denn die Republik wurde immer mehr in einen Kampf auf Tod und Leben verwickelt, und die Empörungen der Hauptstädte in den Provinzen, vor allem der Aufstand der Vendée, trugen das Banner des Königthums, dessen legitimer Vertreter Ludwig XVII. war.

In jener Zeit gab es auch unternehmende Royalisten, welche die Befreiung der Gefangenen aus dem Temple anstrebten. Diese Verschwörungen wurden entdeckt und gaben den Anlaß, daß der junge Ludwig ganz von seiner Mutter getrennt wurde. Einer der unternehmendsten Verschwörer war der Baron von Batz, der schon die Befreiung Ludwig's XVI. geplant hatte, ehe der König das Schaffot bestieg: doch die außerordentlichen Vorsichtsmaßregeln des Convents und das große Truppenaufgebot hatten diesen Plan vereitelt. Batz, ein Millionär und ein Mann von großer Unerschrockenheit, bestach mit seinem Gelde mehrere Mitglieder des Convents und der Commune, auch viele einflußreiche Polizeibeamte. Er hatte sich in Paris einige geheime Verstecke gesichert, darunter eins bei dem Krämer Courtey in der Rue Richelieu, welcher die bewaffnete Macht der Section Lepelletier befehligte. Unter den Mitgliedern der Commune war es Michonis, ein Mann von großer Kaltblütigkeit und Verwegenheit, auf den Batz zählen konnte. Batz ließ sich von Courtey unter die Wachmannschaften einreihen, die im Temple stationirt waren, und besichtigte die Localitäten. Nach dieser Prüfung entwarf er seinen Plan: 30 Mann der Section Lepelletier gewann er dafür durch Gold. Es mußte der Tag abgewartet werden, wo Courtey und Michonis gleichzeitig im Temple ihr Amt versahen. Und als der Tag gekommen, traf Courtey seine Anordnungen so, daß die 30 von Batz gewonnenen Mann zwischen Mitternacht und 2 Uhr allein auf Posten standen in den Wachlocalen des Thurmes und der Treppe, oder die Patrouillen bildeten, während Michonis selbst sich die Wache im Zimmer der Prinzessinnen vorbehielt. So gehörte der Temple auf zwei Stunden den Befreiern der königlichen Familie, und nichts schien leichter, als ihre Flucht durchzuführen. Batz, der sich unter dem Namen Forget in das Bataillon eingeschlichen, hatte mehrere seiner Leute mit doppelten Uniformen bekleidet. Michonis sollte die Prinzessinnen dann uniformiren. Die Waffe im Arm, mit falschen Bärten

sollten sie in die Mitte einer Patrouille eingereiht werden, wo auch der junge Prinz versteckt werden konnte. Das große Thor des Temple wurde zur Nachtzeit nur auf Befehl des Höchstcommandirenden geöffnet: das war Courtey, und er wollte selbst die Patrouille hinausgeleiten. Pferde, Wagen, Relais: alles war bereit, um die Flucht so rasch wie möglich vor sich gehen zu lassen. Da, mit dem Glockenschlag 11 Uhr, erscheint der Schuhmacher Simon, der an diesem Tage die Wache im Temple hatte; er wirft einen forschenden Blick auf alle Gesichter und sagt dann zu Courtey: „Wenn ich nicht wüßte, daß du hier wärest, würde ich nicht ruhig sein.“ Er hat einen anonymen Brief erhalten: „Michonis wird euch diese Nacht verrathen“, und ihn der Commune mitgetheilt. Michonis mußte ihm folgen; doch es gelang ihm, Courtey noch ein Wort zuzuflüstern. Batz dachte anfangs daran, Simon niederzuschießen; doch der Lärm hätte alles verrathen. So schloß er sich einer Patrouille an, die Courtey selbst hinausführte: sobald man ihn erkannt, wäre alles verloren gewesen. So war nur Michonis verdächtig geworden; doch dieser wußte sich vor der Commune mit großer Geistesgegenwart glänzend zu rechtfertigen.

Neben dieser geheimen Entführung wurde zur Rettung der Königin und des Prinzen auch ein gewaltsames Attentat auf den Temple geplant: General Dillon stand an der Spitze einer Militärverschwörung; die Hauptwachen sollten gestürmt werden; mit den Kanonen sollten sich dann die Insurgenten auf der Place de la Révolution vereinigen und von dort in zwei Colonnen abmarschiren, die eine davon den jungen Ludwig XVII. aus dem Temple befreien, die andere den Convent zwingen, ihn als König zu proclamiren, unter der Regentschaft der Marie Antoinette.

Diese Verschwörung wurde dem Convent verrathen und hatte für die Theilnehmer und die Familie des Königs verhängnißvolle Folgen. Das Sicherheitscomité verordnete am 1. Juli, der Sohn Ludwig's XVI. müsse von seiner Mutter getrennt, in einem abgesonderten Gemach untergebracht und einem durch die Commune ernannten Aufseher anvertraut werden. Sechs Commissare verkündeten Marie Antoinette diesen grausamen Befehl. Die Königin warf sich vor das Bett des Dauphin, um die Annäherung derselben zu verhindern. „Ihr sollt mich tödten, ehe ihr meinen Sohn mir entreißt“, rief sie mit verzweifelter Energie. Eine Stunde lang dauerte diese Scene, da die Abgesandten der Commune, wie sie in ihrem Protokoll erklären, mit aller Schonung zu Werke gingen, welche der peinliche Auftrag verlangte: sie beschränkten sich auf Drohungen und brauchten nicht Gewalt, bis die Königin selbst erschöpft war und nachgab, ihren Sohn anzog und den Commissaren übergab, unter heißen Thränen: sie wußte, daß sie ihn nicht wiedersehen würde. Ludwig XVII. wurde in das Zimmer gebracht, in welchem er früher mit seinem Vater verweilt hatte.

Es beginnt jetzt die Leidenszeit des jungen Prinzen, ein ausgesuchtes Martyrium, dessen Stationen man nicht ohne Antheil verfolgen kann. Der Mann, dem er anvertraut wurde, war ein Satellit Robespierre's, jener Schuhflicker Simon, der die Verschwörung von Michonis scheitern machte. Er war seiner Gesinnung

nach ein wüthender Jakobiner und trotz seiner 57 Jahre noch rüstig, groß und vierschrötig, mit bronzenem Teint, rohen Zügen und einer rohen Stimme, buschigen Brauen, langen schwarzen, verwirrt herunterhängenden Haaren. Wenn ihn seine politischen Leidenschaften nicht bewegten, und wenn er nicht betrunken war, konnte er sich indeß mitleidig zeigen. Was seine erzieherischen Talente betrifft, so werden sie hinlänglich durch die Thatsache charakterisirt, daß, ehe er Mitglied der Commune wurde, er erst lernen mußte, seinen Namen zu schreiben. Die Frau Simon, ein Mannweib, Finnen im Gesicht, klein und robust, theilte den Fanatismus ihres Mannes und war mit der „republikanischen" Erziehung des Prinzen ganz einverstanden; dennoch sorgte sie in materieller Hinsicht für diesen und schützte ihn bisweilen vor den Mishandlungen ihres Mannes.

Chantelauze vertritt in seinem Werke die Ansicht, es sei durchaus nicht die Aufgabe Simon's gewesen, den jungen Prinzen aus dem Wege zu räumen: dazu sei er ihnen ein viel zu wichtiges Pfand gewesen gegenüber den Ansprüchen, die dann Ludwig XVIII. erhoben hätte; sie hatten ja den legitimen Herrscher in ihrer Gewalt. Simon sei bei dem Prinzen vorzugsweise als Spion angestellt worden, um durch die Aussagen desselben über die Beziehungen der Königin zu den Royalisten, zu einzelnen Municipalbeamten bei dem bevorstehenden Proceß ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale zu werfen; deshalb sei das „Püpplein geknetet und zugerichtet worden", bis es ein blindes Werkzeug in den Händen Simon's geworden sei. Nach dem Tode der Königin hätten jene grausamen pädagogischen Experimente aufgehört und drei Monate nachher sei auch Simon seines Amtes entlassen worden. Daraus gehe hervor, daß er gleichsam nur die Folter angewendet, um Zeugenaussagen zu erpressen.

Anfangs war der junge Ludwig rebellisch und trotzig. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, er sei aus dem Kerker entflohen: da führten ihn, um dasselbe zu widerlegen, zwei Conventsdeputirte in den Garten; doch schrie er dort so laut nach seiner Mutter, daß man ihn wieder in das Gefängniß bringen mußte. Doch wurde er später oft genug in den Garten geführt und auch auf den Thurm, um sich selbst ein Lebenszeugniß auszustellen. Marie Antoinette hatte davon Kunde und stand oft stundenlang hinter dem auf die Treppe gehenden Thürfenster ihrer Garderobe, um zu warten, bis er hinaufstieg und sie ihn erblicken konnte. Als die Republik erklärt worden war und der Donner der Kanonen dies verkündete, verlangte Simon von seinem Zögling, er solle rufen: „Es lebe die Republik!"; doch dieser weigerte sich hartnäckig trotz aller Drohungen; ebenso wenig wollte er das infame Volkslied singen „Madame Veto", durch welches seine Mutter beschimpft wurde.

Doch die Widerstandskraft eines achtjährigen Knaben kann nicht von nachhaltiger Zähigkeit sein: sie erlahmte bei den fortwährenden Mishandlungen, denen er ausgesetzt war. Simon tractirte ihn oft genug mit Schlägen; er ließ sich von dem Prinzen bei Tisch bedienen; dieser mußte die Teller waschen und die Stube auskehren. Frau Simon schnitt ihm seine langen blonden Haare ab; statt der Trauerkleider wurde er in eine Carmagnole von grobem rothen Tuch gekleidet, erhielt Hosen von dem gleichen Stoff und der gleichen Farbe, und man setzte ihm

eine rothe Phrygische Mütze auf. In diesem classischen Costüm der Sansculotten erblickte ihn seine Mutter einmal durchs Thürfenster und war außer sich über diese Verwandlung. Dann fand er sich allmählich darein, mit Simon die Marseillaise zu singen, besonders wenn ihn dieser betrunken gemacht; denn er mußte immer mittrinken und nicht weniger „manger horriblement", wie die Herzogin von Angoulême in ihren Memoiren sagt. Bei diesem Anlaß erfahren wir, daß bis zum Tode der Marie Antoinette die reiche königliche Tafel der Tuilerien im Temple beibehalten worden, und daß die Simon sich an diesem Luxus betheiligen durften. Täglich erhielten sie drei Flaschen feinen Wein. In den Archives nationales finden sich die Rechnungsbücher jener Zeit. Daraus geht hervor, daß im Temple in den Monaten August und September 1793 23237 Livres für die Küche aufgingen. Es war in der That eine sehr anständige Bewirthung, welche die hungerigen Sansculotten der gefangenen Königin zutheil werden ließen. Simon und seine Frau erhielten zusammen 10000 Livres Gehalt.

Nachdem der Dauphin als kleiner rother Prinz hinlänglich auf die Marseillaise und Carmagnole dressirt war und sich gewöhnt hatte, sklavisch Ordre zu pariren, und vor den Schlägen zitterte, wurde er im Proceß gegen seine Mutter als Zeuge aufgestellt und bestätigte wiederholt alle die Anklagen gegen dieselbe, auch diejenigen, die auf einen unzüchtigen Verkehr mit ihr Bezug hatten. Hébert und Chaumette hatten jedenfalls durch Simon dem jungen Prinzen diese Aussagen soufflirt, er mochte selbst nicht verstehen, was er sprach: gleichwol mußte ihm doch sein Instinct sagen, daß er feindselig gegen seine Mutter auftrat, und es bleibt immerhin psychologisch interessant, daß er dies mit solcher Consequenz that, wenn man bedenkt, mit welcher leidenschaftlichen Liebe er früher an seiner Mutter hing. Marie Antoinette benahm sich so würdevoll bei diesen Anklagen, daß sie die öffentliche Meinung für sich gewann. Für den Proceß selbst blieben sie ohne Folgen: Robespierre war empört über dies Vorgehen der Commune.

Marie Antoinette, die sich schon längere Zeit in der Conciergerie befand, wurde am 16. Oct. hingerichtet: die Bewohner des Temple erfuhren diese Kunde erst nach mehrern Tagen: der junge Dauphin erfuhr sie nie. Ebenso wenig vernahm er etwas von der Hinrichtung seiner Tante Elisabeth, welche seinetwegen angeklagt worden, weil sie dem Prinzen königliche Ehren erwiesen. Robespierre vermochte sie nicht zu retten, obwol er diese Hinrichtung für einen Justizmord hielt.

So brutal Simon gegen den prinzlichen Knaben war, so sehr er ihn demüthigte und gelegentlich mishandelte: so hatte er doch auch Anwandlungen von Humanität, die er allerdings in etwas barscher Weise zeigte. Er sorgte für die Unterhaltung seines Schutzbefohlenen, besonders wenn er selbst dabei nicht leer ausging. Ein Billard wurde auf seinen Antrag im Temple aufgestellt, wo er den jungen Prinzen unterrichtete und dann selbst mit ihm spielte. Später bemächtigten sich die Municipalgardisten dieses Billards; der Prinz wurde beiseitegeschoben, diente aber gelegentlich selbst zum Spielzeug, indem die Wachmannschaften sich denselben wie einen Fangball zuwarfen und ihm dabei den Tabacк aus ihren Pfeifen ins Gesicht qualmten. Außerdem war ein Vogelkäfig mit Zeisigen herbeigeschafft worden, und der junge Dauphin ergötzte sich an der Pflege dieser gefiederten Mitgefangenen. Jener

Käfig gehörte zum Inventar des Temple und enthielt einen künstlichen Zeisig, welcher mit den Flügeln schlug und dabei „La marche du roi“ sang; doch dies mechanische Kunstwerk erschien zuletzt dem jungen Prinzen zu einförmig, und sein Wunsch, den Käfig mit lebenden Wesen zu bevölkern, war begreiflich. Er wurde erfüllt: ein Dutzend Zeisige und ein paar Tauben brachte man darin unter. Doch wie das Billard, welches wegen jenes Excesses der Beamten, über die der royalistische Koch Klage führte, außer Curs gesetzt wurde, so mußte auch bald der Vogelkäfig wieder verschwinden, da der mechanische Vogel mit seinem Liede eine zu royalistische Gesinnung an den Tag legte, um im Temple geduldet zu werden.

Simon und seine Frau waren bald selbst vollständig als Mitgefangene zu betrachten. Der härteste Schlag traf sie, als der Prinz auf Antrag der Commune mit andern Gefangenen mehr in eine Linie gestellt wurde, indem man die luxuriöse königliche Tafel aufhob. Simon befand sich seitdem in der schlechtesten Laune, und da er auf seinen Gehalt nur sehr geringe Vorschüsse erhielt, da man ihm überdies zum Vorwurf machte, daß er als Mitglied der Commune und Gefängnißwächter zwei Aemter vereinige, was unzulässig sei, da er außerdem über die Erkrankung seiner Frau beunruhigt war, so beschloß er, seinen Dienst im Temple zu quittiren: dafür, daß er das unbesoldete Amt eines Mitglieds der Commune vorzog, wurde ihm noch eine Belobigung wegen seines Bürgersinnes zutheil. Der Wohlfahrtsausschuß aber beschloß, als er einen Ersatzmann für Simon wählen sollte, darauf zu verzichten; er überlieferte durch diesen Beschluß den Prinzen der ganzen Brutalität der Commune.

Jetzt begann für Ludwig XVII. die trostloseste Epoche seiner Gefangenschaft: er wurde wie ein gemeiner Verbrecher in dem frühern Zimmer Cléry's hinter Schloß und Riegel gehalten. Niemals wurde seine Zelle gereinigt; nur durch die kleine Oeffnung der schwerverschlossenen Thür erhielt er seine Nahrung; die brutalen Wachmannschaften riefen ihn herb an zum Essen, ohne sonst ein Wort mit ihm zu sprechen. Ratten, Mäuse, sonstiges Ungeziefer tummelten sich in dem schmuzigen Gemach; nie wurde das Bett gemacht, der Prinz wusch sich nie; ja er legte seine Beinkleider nicht ab, da sie ihm zu eng waren. Allmählich erkrankte er, wurde so matt und schlaff, daß er kaum das Essen holen kam; auch hatte er zuletzt keinen Appetit mehr. In diesem pestilenzialischen Aufenthalt, in welchem sein Märtyrerthum im Temple den Höhepunkt erreichte, blieb er bis zum 9. Thermidor, dem Tage, an welchem Robespierre und seine Anhänger, darunter auch der Schuster Simon, das Schaffot bestiegen.

Und während der arme prinzliche Knabe in solche Tiefe des Elends versunken war und in einem schmuzigen Kerker dahinvegetirte, von Männern aus der Hefe des Volkes mit rauhem Wort wie ein Thier der Menagerie zur Fütterung herbeigerufen, war es sein verhängnißvoller Name, dessen die Parteien im Convent sich bedienten, um sich gegenseitig zu stürzen. Die Männer, welche die Commune beherrschten, Hébert und Chaumette, wurden von Robespierre gestürzt, weil sie die Commune über den Convent erheben wollten; aber den Grund zur Anklage, welche Couthon im Convent gegen sie schleuderte, gab doch das Kind des Temple.

Es wurde ihnen vorgeworfen, daß die Gräfin von Rochechouart sie dafür gewonnen habe, die Gefangenen des Temple zu befreien. Hébert habe als Preis für seine Mitwirkung 2 Mill. verlangt, von denen die Hälfte von den emigrirten Prinzen ihm bereits ausgezahlt worden sei, während die andere ihm nach der Befreiung bezahlt werden sollte; es hieß sogar, Hébert habe selbst das Complot denuncirt. Der Père Duchesne, der cynische Jakobiner, der alles mit Schmuz besudelte, und Chaumette bestiegen das Schaffot um des Prinzen willen: das war die Nemesis, welche die Häupter der Commune ereilte, die den jungen Dauphin so grausam mishandelten. Am 17. Juni 1794 wurden die Herren von Rohan-Rochefort, von Saint-Maurice, von Marion, von Laval-Montmorency, von Sombreuil Vater und Sohn, die junge Cécile Renault, die einen Mordversuch auf Robespierre gemacht, hingerichtet, weil sie ein Complot zur Befreiung der Königin, der Auflösung des Convents und der Restauration der Monarchie in der Person Ludwig's XVII. gebildet. Der unsichtbare und unfaßbare Baron von Batz galt als die Seele dieser Verschwörung, und dieser Mann der 20 Millionen sollte ja auch Danton, Lacroix, Chabot, Bazire und andere Conventsmitglieder bestochen haben, die schon alle ihr Haupt aufs Schaffot getragen. Und selbst Robespierre entging dieser Anklage nicht: kaum war der Dictator gestürzt, als der doppelzüngige Barère ihn beschuldigte, er habe den Sohn Ludwig's XVI. auf den Thron erheben und auf seine eigene Rechnung Mademoiselle, die Tochter dieses Monarchen, heirathen wollen. So war der im Schmuz verkommende Dauphin das Schreckgespenst und der Racheengel der sich verfolgenden und vernichtenden Parteien.

Wenn die Darstellung von Chantelauze bisjetzt eine unbefangene war, so gewinnt sie von nun an einen mehr polemischen Anstrich, und man merkt die Absicht, die Gegner, welche von einer Flucht des Prinzen aus dem Temple und von der Unterschiebung eines andern Kindes sprechen, von Haus aus ad absurdum zu führen; daher die eingehende Krankheitsgeschichte des Prinzen. Wir wollen seinen Mittheilungen zunächst ohne weitere Kritik folgen; wir können das um so mehr, als ja die Geschichtschreibung fast einstimmig sich dafür erklärt hat, daß der Prinz im Temple gestorben sei.

Der Aufenthalt in dem verpesteten Kerker hatte zur Folge gehabt, daß sich ein schweres skrofulöses Leiden, Geschwülste an den Knien, ein juckender Ausschlag am Hals, bei dem Prinzen entwickelte, daß seine Extremitäten sich im Misverhältniß zum Rumpf verlängerten. Auch war ja sein älterer Bruder als Kind schon einem skrofulösen Leiden erlegen. Am 10. Aug., kurz vor der Hinrichtung Robespierre's, erschien Barras, der als General des Convents nach Erstürmung des Stadthauses ihn gefangen genommen, in Generalsuniform mit einigen Conventsmitgliedern. Ueber den Besuch von Barras bei dem jungen Prinzen berichtet Chantelauze nach drei bisher nicht bekannten Quellen: den noch nicht veröffentlichten Memoiren von Barras, den Memoiren seines Freundes Lombard und dem Bericht seines Advocaten Grand. Barras, von altem Adel, hatte den Prinzen in den Tuilerien gesehen und zweifelte nicht daran, trotz des kläglichen Zustandes, in dem er ihn fand, daß er ihn auch jetzt vor sich sehe. Zum ersten mal seit fast sechs Monaten

hatte sich die eiserne Kerkerthür geöffnet. Der General fand den Prinzen auf einer kleinen Schlafbank liegen, auf der er sich nicht ganz ausstrecken konnte; der Knabe, der seit längerer Zeit seinen Wächtern keine Antwort mehr gegeben, ließ sich durch den milden Ton von Barras' Stimme bewegen, diesem zu antworten. Doch zu gehen vermochte er nicht ohne Schmerzen, ohne zusammenzubrechen. Der General ließ ihm die Beinkleider aufschneiden, die der Knabe nicht auszuziehen vermochte, und fand die Knie außerordentlich angeschwollen und von gelblicher Farbe. Barras fragte ihn nach seinen Schmerzen, nach seinem Befinden, ertheilte sogleich Befehl, daß der Kleine morgens und abends in den Höfen des Temple spazieren gehe, daß man ihm einen Krankenpfleger an die Seite stellen und zwei Frauen, die für seine Bedürfnisse sorgen, seine Wohnung rein halten sollten. Zum Wächter bestimmte er einen Creolen Laurent, einen sanften Mann, obgleich er ein fanatischer Revolutionär war. Diese Wahl wurde später von den Ausschüssen bestätigt. Es dauerte indeß lange, ehe das Zimmer gereinigt und gelüftet wurde und der Prinz eine anständige Kleidung erhielt. Die Mäuse und Ratten wurden durch Arsenik vertrieben. Um jene Zeit hatte im Convent Duhem den Antrag gestellt, die beiden Gefangenen an die Grenze zu befördern, um aus Frankreich den Grund beständiger Unruhen zu verbannen. Dieser Antrag war in brüske Phrasen gekleidet, um jeden Schein einer royalistischen Gesinnung zu vermeiden: es kam die Wendung vor: „Vomir loin de nous non seulement ses rejetons, mais encore toute cette famille infernale des Capets et tous ceux qui y adhérent." Der Antrag hatte keine Folge, doch sprach man sehr viel von dem Prinzen, und Laurent fühlte, daß seine Verantwortung eine große sei; er bat daher den Convent, ihm einen zweiten Wächter an die Seite zu stellen. Dies geschah am 8. Nov. 1794: der Bürger Gomin, seines Zeichens ein Tapezierer, ebenfalls guter Republikaner, doch von scheuer und schüchterner Gemüthsart, wurde Laurent an die Seite gestellt. Gleichzeitig hob der Sicherheitsausschuß die Bestimmung auf, der zufolge sieben Commissare der Commune den Temple überwachen sollten, und beschloß, daß an jedem Tage abwechselnd jedes der Comités der 48 Sectionen von Paris zu diesem Zweck eins seiner Mitglieder delegiren solle. Gomin war mitleidig und bereitete dem Dauphin manche Zerstreuung: ob dies möglich war, kam auf den Charakter der Commissare an, unter denen es auch einige wohlwollende gab. So erhielt Ludwig XVII. Blumen, Karten, allerlei Spielzeug und vor allem Licht, sobald es dunkel geworden: eine Wohlthat, nach der er sich lange vergeblich gesehnt hatte. Im Convent wurde inzwischen der Duhem'sche Antrag von Leguinio erneuert und diesmal den beiden Ausschüssen überwiesen, in deren Namen Cambacérès sprach; er rieth, den Dauphin im Temple nach wie vor zu verwahren. Er sagte in seiner Rede: „Nehmen wir an, der Erbe Capet's befinde sich in der Mitte unserer Feinde: ihr werdet bald erfahren, daß er überall gegenwärtig ist, wo unsere Legionen Feinde zu bekämpfen haben. Selbst wenn er aufgehört hätte zu leben, würde man ihn überall wiederfinden, und diese Chance würde lange Zeit die verbrecherischen Hoffnungen der gegen ihr Vaterland verrätherisch gesinnten Franzosen nähren." In dieser Wendung soll sich nach der Ansicht derjenigen, die Ludwig's Flucht aus dem Temple annehmen, bereits das

böse Gewissen der Machthaber verrathen haben, welche von dieser Flucht wußten und ihm bereits ein anderes Kind substituirt haben.

Das Befinden des Prinzen verschlimmerte sich so sehr, daß auf die Anzeige der Wächter täglich ein Chirurg kam, um seine Wunden zu verbinden. Auch die Commune sandte ihre Commissare, und zuletzt der Convent drei seiner Mitglieder, darunter Harmand, der später über diesen Besuch genauen Bericht erstattet: danach hatte der Prinz auf die wohlwollendsten und dringlichsten Fragen keine Antwort ertheilt; das Gehen machte ihm Schmerzen; man bemerkte Anschwellungen am Knie und am Daumen.

Im März 1794 wurde Laurent von Lasne abgelöst, einem alten Militär, der anfangs auf den Knaben einen wenig Vertrauen erweckenden Eindruck machte, sich später aber als wohlgesinnt und fürsorglich zeigte. Die neue Commission des secours publics, welche der Convent ernannt und der er auch die Fürsorge für die Gefängnisse anvertraut hatte, kehrte wieder zu dem Standpunkt zurück, daß die Gefangenen im Temple als Staatsgefangene behandelt werden müßten. Dadurch wären die Wächter in den Stand gesetzt worden, ihnen bessere Nahrung und manche Erleichterung zukommen zu lassen, wenn nicht jene Beschlüsse blos auf dem Papier gestanden hätten. Der junge Prinz hatte bis zu seinem Tode nur die Verpflegung, wie sie den gemeinen Verbrechern zutheil wurde. Im Mai 1795 verschlimmerte sich sein Zustand so, daß auf die wiederholten, immer dringlicher werdenden Anzeigen der Wächter der Oberarzt Desault, ein berühmter Chirurg, vom Sicherheitsausschuß den Auftrag erhielt, den Kranken zu besuchen. Er fand ihn sehr elend, verordnete ihm Einreibungen, die dieser sich ruhig gefallen ließ, und einen Trank von Gerstenwasser, den er einzunehmen sich weigerte, bis Lasne ihn zuerst trank, um jeden Verdacht zu verscheuchen. Desault kam mehrere mal, erkrankte dann plötzlich selbst und starb vor dem jungen Prinzen. Am 5. Juni erst erschien als sein Stellvertreter der Arzt Pelletan, welcher alsbald die Lage für so ernst ansah, daß er um Beiordnung eines zweiten Arztes bat. Dumangin ward ihm an die Seite gestellt: doch was jetzt auf ihren Wunsch zur Erleichterung des Kranken geschah, kam zu spät. Er starb am 8. Juni in den Armen seines Wächters Lasne, in Gegenwart des Commissars Damont, der auf Geheiß des Convents über seine Zeit hinaus im Temple blieb. Zwei Tage darauf fand die Autopsie und Section der Leiche statt. Die Beerdigung des Prinzen war eine einfache: er wurde im Kirchhof von Saint-Marguerite in „la fosse commune" begraben.

Das ist die kanonische Darstellung des Lebens, Leidens und Sterbens des jungen Dauphin, wie sie schon vorher Beauchèsne in seinem allerdings romanhaft aufgeputzten und widerspruchsvollen Werke „Louis XVII, sa vie, son agonie, sa mort" gegeben hat und wie sie auch Eckard's „Mémoires historiques sur Louis XVII" und den Anschauungen, welche die Mitgefangene im Temple, die Herzogin von Angoulême, in ihren „Mémoires" ausspricht, zu Grunde liegen. Chantelauze in seinem Werke verspricht aber aus bisher unveröffentlichten Quellen die unwidersprechliche Wahrheit zu constatiren. Ludwig XVIII. ließ durch seinen Minister Decazes nach den Beamten des Temple Nachforschungen anstellen, welche

sich Ludwig's XVII. mit treuer Pflege angenommen, um ihnen seinen thatsächlichen Dank abstatten zu können; Gomin, Lasne, Pelletan wurden protokollarisch vernommen, ebenso Frau Simon. Der wichtigste Zeuge aber ist Damont, der als Commissar bei dem Tode des Dauphin zugegen war und die nächsten Tage noch im Temple verweilte. Eckard hat diesen Zeugen schon erwähnt und verhört: doch Chantelauze, der die Protokolle der Untersuchungen Ludwig's XVIII. in den Archives royales entdeckte, veröffentlicht zum ersten mal die mündlichen und schriftlichen Aussagen Damont's und glaubt damit seiner Ueberzeugung, daß Ludwig XVII. im Temple gestorben sei, die beste Stütze zu geben. Beiläufig gehörte Damont nicht zu denen, die sich um den jungen Prinzen irgendwelche Verdienste erworben haben, und schon daraus geht hervor, daß die Nachforschungen des Königs Ludwig XVIII. auch noch andere und wichtigere Zwecke hatten als die bloße Belohnung treuer Dienste.

Neben dieser kanonischen Darstellung der letzten Lebensjahre des jungen Prinzen geht aber, wie wir gleich sehen werden, eine apokryphische, auf welche das Prätendententhum sich stützt, und welche ebenfalls eifrige Anhänger und begeisterte Vertreter gefunden hat. Dieser Darstellung zufolge ist Ludwig XVII. aus dem Temple entkommen: eine weitverbreitete Meinung, welche sich mehrere Prätendenten zu Nutze gemacht haben; doch wird Naundorff als der alleinberechtigte von den Schriftstellern anerkannt, die sich mit dieser Frage beschäftigt haben.

Die deutsche Auswanderung und ihre Ziele.

Von

Dr. Hermann von Ihering.

II.

Wenn im Vorausgehenden vielfach auf das wichtige Werk von Bordier Bezug genommen wurde, indem wir dessen Inhalt mit den in Deutschland gewonnenen Ansichten wie mit eigenen Erfahrungen verglichen, so dürfte das dem deutschen Leser wol manche beachtenswerthe Anregung geboten haben. Zu einer Uebersetzung ins Deutsche freilich würde sich das doch fast ausschließlich den französischen Colonien gewidmete Werk nicht empfehlen; wohl aber fehlt es der deutschen Literatur an einem ähnlichen Buche, in welchem nicht sowol die nationalökonomische als auch die anthropologische Seite der Auswanderung eingehend und mit sorgfältigster Berücksichtigung der einschlägigen anthropologisch-medicinischen Literatur, zumal der Franzosen und Engländer, dargestellt ist: eine Aufgabe, würdig der Feder eines Richard Andree oder Gerland, oder einer Preisausschreibung.

Wie vielfach heutigentags noch gegen die mancherlei hier besprochenen Grundsätze wissenschaftlicher Colonisation gefehlt wird, möge ein Beispiel zeigen. Abgesehen sei hier von den mancherlei unreifen und unverantwortlichen Rathschlägen, die neuerdings anläßlich der deutschen Erwerbungen in Afrika auftauchten. Es soll nur Bezug genommen werden auf Brasilien und Argentinien. Beide Staaten bieten in ihren nördlichen und südlichen Provinzen die größten Gegensätze dar. In Bahia und Pernambuco sind die eingewanderten Portugiesen völlig acclimatisirt, im Amazonasthale wären auch sie zu schwerer Arbeit im Freien und Bodencultur nicht geeignet. Den Deutschen sagt nur in den südlichen Provinzen das Klima zu. Während die nördlichste Provinz vom Aequator durchschnitten wird, kommt im äußersten Süden die Banane nicht mehr dazu, Früchte anzusetzen, wogegen Aepfel und Birnen mit bestem Erfolg gezogen werden. Trotzdem besteht keinerlei Anordnung bezüglich der anlangenden Einwanderer, die meist aus Italienern und Portugiesen sowie aus Deutschen bestehen. Das Princip aber für die Besiedelung der unbewohnten Gebiete müßte für Brasilien, wie zuerst von mir in einer Eingabe an die Central-Einwanderungsgesellschaft ausgeführt wurde, sein: die Deutschen und andern Mittel- und Nordeuropäer in den südlichen Provinzen des Kaiserreiches, etwa noch mit Einschluß von San-Paulo, unterzubringen; die Italiener und Portugiesen in der Kaffee- und Zuckercultur der centralen Pro-

vinzen nutzbar zu machen, und die Waldungen des Amazonasthales den Indianern und Negern zuzuweisen. Brasilien wird nur dann nach Aufhören der Sklaverei ernsten Unzuträglichkeiten ausweichen können, wenn es sich entschließt, alle Neger, welche zu regelmäßiger Arbeit nicht zu gebrauchen sind, nach denjenigen Landestheilen zu deportiren, welche der Bodencultur durch Weiße verschlossen sind. Man würde damit nicht nur die unnützen Elemente in den centralen und südlichen Provinzen los, sondern hätte auch den Vortheil, immense Gebiete, welche durch andere Rassen als Indianer, Neger und Mischlinge nicht können der Cultur erschlossen werden, colonisirt zu sehen. Aehnliche Gegensätze bestehen auch in Argentinien zwischen den weizenbauenden Pampascolonien und den der Zuckerrohrcultur so dienlichen Nordprovinzen, für welche nur Südeuropäer als Colonisten in Aussicht genommen werden dürften.

Auch in einer andern Hinsicht begeht man in Brasilien einen groben Verstoß gegen die Principien verständiger Colonisation. Man mischt ganz beliebig Colonisten aller Nationalitäten untereinander, wie sie gerade ankommen. Der neu Eingewanderte, welcher die Sprache des Landes noch nicht versteht und Jahren voller Sorgen und schwerer Arbeit entgegengeht, darf doch zum wenigsten verlangen, daß er sich mit seinen Nachbarn verständigen kann. Die vereinzelten Deutschen, welche man zwischen die Italiener der Staatscolonien von Rio Grande untergebracht hat, haben sich da sehr unglücklich gefühlt und großentheils ihre Landlose wieder verlassen. Im Gegensatz dazu hatte J. Rheingantz in der von ihm gegründeten Colonie San-Lourenço die Pommern und Rheinländer in verschiedenen Picaden angesiedelt: eine Maßnahme, die sich sehr bewährt hat und den Colonisten in Bezug auf gemeinsame Angelegenheiten, Schule, Kirchenbau u. s. w. auch sehr zu statten gekommen ist.

Man würde vielleicht einwenden, daß ja in den Vereinigten Staaten auch die Einwanderer aller Nationalitäten durcheinandergewürfelt werden. Allein dort liegen die Verhältnisse infolge des hochentwickelten Bahnnetzes völlig anders. Brasilien hat erst wenig Eisenbahnen, die, oft neben schiffbaren Strömen hingeführt, den bestehenden Verkehr zu erleichtern geeignet sind und auf die Erschließung von Colonisationsgebieten gar keine Rücksicht genommen haben, während in den Vereinigten Staaten die Locomotive dem Verkehr vorausgeeilt ist, ihn geschaffen hat. So befindet sich Brasilien außer Stande, den Eisenbahnbau in ähnlicher Weise zu fördern, in ungleich ungünstigerer Lage schon deshalb, weil alle leicht zu erreichenden Ländereien in festen Händen sind. Jede neugegründete Colonie muß daher bis zu einem gewissen Grade sich selbst herausarbeiten, mitwirken an Herstellung zur Erhaltung von Fahrstraßen, und hat so vielerlei eigenartige und gemeinsame Bedürfnisse und Interessen, daß es in der That ein unverzeihlicher Fehler solcher Colonisation ist, wenn sie der Nationalitätenfrage nicht Rechnung trägt. Uebrigens ist dies ein Grund mehr, die Begründung deutscher Colonisationsgesellschaften zu erstreben. Vermuthlich wird nach dieser Richtung hin bald ein Umschwung in Brasilien erfolgen, indem man von dem bisherigen System der Gewährung von Zinsengarantien zurückkommt und vermuthlich zu jenem der Landschenkung an Eisenbahnunternehmer übergehen wird.

Die gemäßigten Theile Südamerikas sind also nicht nur als gesegnete zukunftreiche Länder der deutschen Auswanderung im höchsten Grade zu empfehlen, sondern auch die einzigen zur Aufnahme großer Auswanderermassen befähigten Theile der Erde, in welchen das eingewanderte Deutschthum sich lebensfähig erwiesen hat und in welchen daher auch die heutige deutsche Auswanderung Aussicht darauf hätte, der deutschen Cultur und Sprache erhalten zu bleiben. Es sei mir an dieser Stelle gestattet, kurz auf eigene Erfahrung Bezug zu nehmen. Als ich mich im Frühjahr 1880 zur Auswanderung nach Südbrasilien entschloß, waren für mich bei der Wahl gerade dieses Theiles von Amerika die Unterredungen mit meinem verehrten Freunde Richard Andree maßgebend, welcher mich darauf hinwies, wie in Nordamerika der Deutsche zum Yankee werde, in Südbrasilien aber sein Deutschthum in erfolgreicher und ehrenvoller Weise erhalten habe. Diese Mittheilungen, ergänzt durch persönlichen Verkehr mit den Herren Sellin und Jannasch und das Studium der neuern handelsgeographischen Literatur, waren für mich bestimmend, und nur der Umstand, daß die deutsche Reichsregierung das Auswanderungsverbot nach Brasilien auch für den Süden des Kaiserreiches noch aufrecht erhält, erregten mir Zweifel gegen die Richtigkeit alles dessen, was die Handelsgeographen und Vorkämpfer für eine deutsche active Colonialpolitik vertraten. Ich habe dann aber, jetzt seit fünf Jahren in deutschen Colonien lebend, mich davon überzeugt, daß die deutsche Wissenschaft auch hierin völlig recht hatte — im Gegensatz zur preußischen Regierung, welche stets nur für die Schattenseiten Brasiliens Verständniß hegte und die wichtigen in Südbrasilien engagirten deutschen Interessen wenig förderte, außer zur Zeit, wo Herr von Eichmann preußischer Gesandter in Rio war. In gleicher Weise ging aber auch dem Reichstage das Verständniß für die überseeische Politik Deutschlands ab. Die Deutschen von Rio Grande do Sul hatten schon 1872 die gleiche Erfahrung gemacht, als eine von 2300 Deutschen unterzeichnete Adresse die Aufhebung des von der Heydt'schen Erlasses gegen die Auswanderung nach Brasilien vom Reichstage, trotz der günstigen Berichterstattung Georg von Bunsen's, vergebens erbat. Kein Kenner der Verhältnisse, kein Freund deutscher Colonialpolitik kann den Bericht über jene Reichstagssitzung lesen ohne ein Gefühl der Beschämung. Doch genug von diesen unerfreulichen Bildern der Vergangenheit — in Zukunft wird Unkenntniß sich gewiß in ähnlicher Weise nicht wieder breit machen: Bürge dafür ist die Bewegung, welche im ganzen deutschen Volke zu Gunsten der Colonialpolitik platzgegriffen hat.

Wenn somit unter allen, welche sich mit diesen Fragen befaßt haben, nur Eine Stimme herrscht, wenn speciell auch alle deutschen Reisenden, welche in den letzten Jahren Südbrasilien besuchten, in gleichem Sinne sich äußerten, so darf man wol getrost darin den Ausdruck zutreffender und wahrer Beurtheilung erblicken. Ganz besonders werthvoll ist in dieser Hinsicht das Urtheil des preußischen Abgeordneten Oberamtmann Spielberg, welcher als erfahrener Landwirth besonders berufen zu solcher Prüfung war und durch Reisen in Canada und den Vereinigten Staaten sowie in Brasilien und Argentinien sich ein selbständiges Urtheil bilden konnte. In ähnlicher Weise sehen wir oben auch den französischen Fachmann sich aussprechen.

Ueber die natürlichen Vorzüge des gemäßigten Südamerika besteht daher kein Zweifel. Andererseits aber sehen wir, daß in den Vereinigten Staaten das Deutschthum keine Aussicht hat auf Bestand. Von 11—12 Mill. Deutschen und Nachkommen solcher, welche zur Zeit in den Vereinigten Staaten leben, und von denen über 2 Mill. im Deutschen Reiche geboren wurden, sind zwar fast die Hälfte noch der deutschen Sprache mächtig; aber kein Kenner der Verhältnisse täuscht sich darüber, daß das dortige Deutschthum nur so lange Bestand hat, als der Nachschub aus Deutschland anhält, indem die Nachkommen der Eingewanderten früher oder später der deutschen Sprache verlustig gehen. Auch wirthschaftlich war es eine Täuschung, zu glauben, daß der Heimat Vortheile erwachsen würden aus der deutschen Auswanderung nach Nordamerika. „Los von Nordamerika" muß daher in der That, wie Hasse zuerst ausführte, die Parole der deutschen Colonialpolitik werden, insoweit sie auf die Auswanderung Bezug nimmt. Darin liegt weder eine feindliche Absicht gegen die Vereinigten Staaten, noch ein Mistrauensvotum gegen unsere dortigen Landsleute. Aber in Politik und Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf, und das geeinigte, in die Reihe der Colonialmächte eingeführte Deutschland hat nicht nur Anspruch darauf, sondern wird auch im Interesse seiner nationalen Cultur und seines Handels dazu gezwungen, seine Auswanderer nicht fernerhin als Völkerdünger preiszugeben, sondern so zu dirigiren, daß sie ihm wenigstens geistig und commerziell erhalten bleiben. Es erinnert denn doch zu sehr an die letzten Zeiten deutscher Zerfahrenheit und unpraktischen Kosmopolitismus, wenn man sich über das Aufgehen der Deutschen im Anglo-Amerikanismus so leichthin mit den Redensarten tröstet, daß das deutsche Wesen befruchtend wirkt, ja daß der Amerikaner, was er jetzt ist, nur durch den Deutschen geworden sei. Dies alles zugegeben — ist das ein Ersatz für die steten Verluste an Kapital und Menschen, welche Deutschland durch die Auswanderung erleidet; sollen wir stets wie der bei der Theilung der Erde zu spät gekommene Dichter uns mit idealen Gütern begnügen, indeß das praktische Albion jahraus jahrein fortfährt, mit jedem Auswanderer, den es ziehen läßt, das Bereich seiner Sprache und seines Handels zu erweitern? Ob Australien es für rathsamer befindet, mit England noch vereint zu bleiben oder sich loszureißen: Englands Einfluß, Englands Handel wird dort doch immer in erster Reihe stehen und bleiben, gerade wie England auch nach 1783 in den Vereinigten Staaten eine reiche Quelle des Gewinns behielt. Nicht der politische Zusammenhang ist es, den die Colonisation der Zukunft sich von angemessener Placirung der Auswanderer versprechen muß, sondern die Erweiterung des Cultur- und Sprachgebietes, die Förderung des überseeischen Handels.

Wenn mithin über das, was hinsichtlich der deutschen Auswanderungsfrage zu erstreben ist, volle Klarheit gewonnen wurde, so möge noch erörtert werden, welche Schritte praktischer Art geboten sind, in welcher Richtung sich die Thätigkeit der Freunde deutscher Colonialpolitik zu bewegen hat. In zwei verschiedenen Richtungen ist offenbar eine solche Förderung der Auswanderungsangelegenheit möglich und zu erhoffen: einerseits durch Eingreifen des Staates, andererseits

durch die Thätigkeit von Gesellschaften und Vereinen. Untersuchen wir zunächst, was man in dieser Richtung vom Staat erwarten darf, welche Anforderungen man der deutschen Reichsregierung, resp. dem Reichstage gegenüber wird erheben dürfen.

Der Norddeutsche Bund und später das Deutsche Reich haben Colonisation und Auswanderung nach überseeischen Ländern als ihrer Beaufsichtigung und Gesetzgebung unterliegend in Anspruch genommen. Ein längst in Aussicht genommenes Auswanderungsgesetz ist jetzt, wie in der Reichstagssitzung vom 8. Jan. 1885 der Staatsminister von Bötticher mittheilte, in Vorbereitung begriffen. Hoffentlich führt die Berathung und Ausführung desselben zugleich auch zur Anerkennung der Nothwendigkeit der Begründung eines eigenen Reichsamtes für Auswanderungs- und Colonialangelegenheiten.

Eine für ganz Deutschland maßgebende einheitliche Regulirung des Auswandererwesens entspricht anerkanntermaßen einem Bedürfniß. Manche Punkte harren in dieser Beziehung der Erledigung, so namentlich das Wesen der Agenturen. Wenn neuerdings sogar der Wunsch nach gänzlicher Unterdrückung derselben laut wurde, so heißt das doch wol nur das Kind mit dem Bade ausschütten. Es wäre das ohne Zweifel ein großer Fehler, um so mehr, als die Gesetzgebung ja die Hand zur Bekämpfung etwaiger Misstände bietet. Das Interesse des Auswanderers erheischt die Agentur, dasjenige des Staates eine hinreichende Beaufsichtigung desselben, und beide sind sehr wohl vereinbar. Im allgemeinen sind die bestehenden gesetzlichen Bestimmungen auch hinreichend. Als ein zu ändernder Misstand ergab sich die unzureichende Controlirung der über außerdeutsche Häfen befördernden Dampferlinien. Hasse machte in der „Deutschen Colonialzeitung" (1884, S. 488) darauf aufmerksam, „daß Leute, welche sich der Militärpflicht oder der Aufmerksamkeit der Polizei entziehen wollen, nichtdeutsche Häfen und Schiffslinien zur Auswanderung zu benutzen pflegen, Linien, auf denen es aber auch dem loyalen Auswanderer herzlich schlecht zu ergehen pflegt. Und doch sind die Agenturen solcher Linien in Deutschland nicht schärfer unter Aufsicht gestellt als die Agenturen der bekannten deutschen, jeder Staatsaufsicht zugänglichen Rhedereien". Dieser Aufsatz von Hasse sei überhaupt der Beachtung bestens empfohlen.

In der Schweiz hat man die Erfahrung gemacht, daß es von Nachtheil ist, wenn Auswandereragenturen an Leute vergeben werden, welche Wirthschaften unterhalten, da diese sich leicht zu falschen Vorspiegelungen hinreißen lassen und ihre Gäste zur Auswanderung überreden. Auch hat sich eine allzu große Anzahl der Unteragenturen als nachtheilig erwiesen. In dieser Hinsicht dürfte die Auswanderungsgesetzgebung von Baden*) und der Schweiz und die in diesen Ländern gemachten Erfahrungen besonders beachtenswerth, auch diejenige Italiens zu studiren sein.

Im allgemeinen wird nur derjenige, welcher allen diesen Fragen fern steht, sich dem Glauben hingeben können, als ob mit dem Auswanderungsgesetz das

*) Vgl. „Export", 1885, Nr. 4, über das Auswanderergesetz von Baden vom 7. Nov. 1865. Ueber das schweizerische Bundesgesetz vom 24. Dec. 1880 vgl. „Export", 1881, Nr. 24, und 1883, Nr. 30.

Deutsche Reich der wesentlichsten Verpflichtung nachkäme, welche es gegenüber der Lösung dieser wichtigsten Frage seiner überseeischen Beziehungen hat. Solcher Polizeimaßregeln, wie die Auswanderungsgesetze es ja doch schließlich sind, wird man nie entbehren können; aber die Aufgaben, welche der Colonialpolitik des Reiches aus der Auswanderungsfrage erwachsen, sind denn doch unvergleichlich höhere. Auch wäre es ein großer Irrthum, wollte man das Bedürfniß nach diesem Gesetz sehr hoch anschlagen. Thatsächlich erfreut sich dieser Punkt der Fürsorge des Reiches, auch ohne das Eingreifen der Reichsgesetzgebung, einer recht befriedigenden Regulirung. Ueberall bietet die Particulargesetzgebung eine einigermaßen ausreichende Controle über die Auswandereragenturen, und der deutsche Reichscommissar für das Auswanderungswesen controliert die betreffenden Bestimmungen der Behörden, veranlaßt nöthige Aenderungen in der Ausrüstung und Proviantirung der Auswandererschiffe und controlirt die Logirhäuser an den Hafenplätzen. Trotz der riesigen Dimensionen, welche gerade in den letzten vier bis fünf Jahren die Auswanderung angenommen hatte, lautete das Urtheil des Reichscommissars im ganzen völlig anerkennend. Wirkliche Ausschreitungen werden streng verfolgt; die Rhederei von Bremen und Hamburg aber bietet zu ernsten Klagen keinen Anlaß, geht im Gegentheil oft über das Maß dessen hinaus, was sie zu bieten hätte. So wird man es sicher nur sehr dankbar anerkennen müssen, daß seit 1881 der Norddeutsche Lloyd und weiterhin auch die Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Actiengesellschaft und die Carre'schen Linien den Zwischendeckspassagieren unentgeltlich Matratzen und Kissen liefern.

Etwas mehr als die nordamerikanischen dürften noch die südamerikanischen Linien einiger Pflege im Interesse der Auswanderer bedürftig sein. Es ist jedenfalls eine recht misliche Sache, wenn deutsche Auswanderer von Lissabon aus ihre Lagerräume mit Portugiesen, welche vielfach der Hefe des Volkes angehören, theilen müssen oder Deutsche und Italiener durcheinandergemischt werden. Soweit als möglich müßte wenigstens auf diese Verhältnisse Rücksicht genommen werden. Ich erinnere mich, wie es auf die Zwischendeckpassagiere des Santos einen deprimirenden Eindruck machte, als die auf der Reise nach Rio de Janeiro in Lissabon aufgenommenen portugiesischen Auswanderer zu ihren Mahlzeiten Wein erhielten, welcher den deutschen vorenthalten blieb. Die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrt-Gesellschaft, welche durch die Concurrenz zu dieser Maßnahme gezwungen ist, gibt an, daß im Verhältniß die Passage von Hamburg aus niedriger gestellt sei und derartige Extraleistung nicht zulasse. Immerhin bleibt es für den deutschen Auswanderer, welchem man ja von Lissabon ab den billigen portugiesischen Wein schließlich auch gönnen kann, unverständlich und verletzend, auf einem deutschen Schiffe die Portugiesen bevorzugt zu sehen, welche noch dazu an Bildung und Besitz meist unter ihm stehen.

Die Ausarbeitung eines Auswanderergesetzes entspricht daher einem Bedürfniß, ist aber von verhältnißmäßig geringer Bedeutung. Die eigentliche Lösung der Auswanderungsfrage liegt auf einem andern Gebiet; sie besteht in der Ablenkung des Auswandererstromes von Nordamerika, in der Hinleitung desselben nach der südlichen

Hälfte Südamerikas. Die Freunde Nordamerikas werden dagegen natürlich einen erbitterten Kampf führen, der um so wirksamer sein muß, als ihnen viele große Zeitungen zu Diensten stehen, und die Zahl der direct oder indirect als Eisenbahnagenten u. s. w. im Solde der Vereinigten Staaten stehenden Publicisten eine große ist. Brasilien dagegen unterhält keinerlei ähnliche Agenturen und wird lediglich von deutschen Handelsgeographen und Reisenden gegen die üblichen Verleumdungen in Schutz genommen. Wunderbar ist die Leichtgläubigkeit, welche in dieser Hinsicht in Deutschland herrscht. Eine große Zahl hochgebildeter und patriotischer Deutscher lebt in Südbrasilien, zahlreiche ernste deutsche Forscher, Reisende, Landwirthe u. s. w. haben es in den letzten Jahren besucht und übereinstimmend den blühenden Zustand der deutschen Colonien gerühmt, und doch macht jede noch so haarsträubende Lüge über Südbrasilien die Runde durch die Zeitungen. Haben wir doch neulich erst aus dem „Echo" erfahren müssen, daß die Deutschen von Südbrasilien hohlwangig, mit blauen Ringen um die Augen, umherwandeln, resp. taumeln, da sie meist dem Trunke ergeben seien. Zwar haben gediegene unparteiische Reisende wie Dilthey, Zöller, Spielberg u. a. übereinstimmend das Gedeihen des südbrasilischen Deutschthums anerkannt, welches wahrlich eher ein Gegenstand des Stolzes für Deutschland sein sollte als ein Ziel der Verdächtigungen; allein, heißt es: dem steht jetzt das Zeugniß des Colonisten Ruckstuhl, oder wie er sonst gerade heißt, entgegen. Es gibt keine Frage, in der es nicht verschiedene Meinungen und Urtheile gäbe: ist es also zulässig, Urtheil gegen Urtheil zu stellen, soll man sich nicht auch fragen: von wem es herrührt? Auch mögen wir uns darüber nicht täuschen, daß der deutsche Auswanderer oft ein unleidlich anmaßender Patron ist, der den Mund um so weiter aufreißt, die Ansprüche um so höher schraubt, je weniger er in der Heimat in der Lage war, solche zu erheben. Wenn dann die Phantasiebilder nicht stimmen, die Nichtbeachtung von Sparsamkeit und Einschränkung ihre Folgen haben, dann soll das neue Land daran schuld sein, und man spricht gar von Sklaverei, wie es brutaler Unverstand deutscher Plantagenarbeiter auf Hawai versuchte. Ist es Sache urtheilsfähiger Leute, jedem unreifen Geschwätz willig ihr Ohr zu leihen?

Die Freunde Nordamerikas, soweit sie nicht wieder zur oft bewährten Waffe der Verleumdung Brasiliens greifen, werden einer solchen Politik gegenüber betonen, daß man die Auswanderungslustigen nicht bevormunden (warum denn nicht?), „daß man die Freiheit der persönlichen Entschließung nicht beeinflussen oder beschränken dürfe". Hiermit sind wir ganz einverstanden, fordern dann aber aus denselben Gründen die Aufhebung des Auswanderungsverbotes nach Brasilien. Der Staat kann und soll weder die Auswanderung fördern, noch kann er das Ziel derselben vorschreiben. Und doch hat er es bis zu einem gewissen Grade in der Hand, einen Einfluß auszuüben, indem er nämlich die hauptsächlichsten der Auswanderung nach Südamerika entgegenstehenden Hindernisse beseitigt, so zunächst also dies Auswanderungsverbot und sodann die höhern Kosten der Passage, indem er durch geeignete Dampfersubvention den Fahrpreis nach Südamerika unter das Maß desjenigen nach Nordamerika hinabdrückt.

Der von der Heydt'sche Erlaß von 1859, welcher die Beförderung von Aus-

wanderern nach Brasilien den Agenturen untersagt, ist anerkanntermaßen von jeher eine Ungerechtigkeit gewesen gegen die drei südlichen Provinzen des Kaiserreiches, in denen Parceria- oder Halbpachtverträge nie bestanden, auch wegen des Mangels an großen Ackerbau treibenden Gutsbesitzern nicht zu verwerthen sind. Statt daher durch ein ganz Brasilien treffendes Auswanderungsverbot die für deutsche Colonisation so empfehlenswerthen südlichen Provinzen der deutschen Auswanderung zu schließen, wäre es doch fraglos besser, sich mit der brasilischen Regierung dahin zu verständigen, daß Arbeitscontracte mit Deutschen nicht zulässig, resp. eo ipso rechtsungültig sein sollen. Um den Preis der Aufhebung des Auswanderungsverbotes wird Brasilien gewiß dieser Forderung entsprechen. Uebrigens ist eine solche wahrscheinlich jetzt auch, zumal nach Abschluß des deutsch-brasilischen Consularvertrages, überflüssig. Der auswandernde Deutsche geht, sofern er sich nicht auf einem deutschen Consulat immatriculiren läßt, seiner Reichsangehörigkeit erst nach zehn Jahren verlustig, gleichviel ob er sich in seiner neuen Heimat auch naturalisiren läßt oder nicht. Der Vorschlag von E. Hasse, diese Frist auf Lebensdauer zu erweitern, dürfte sehr beachtenswerth sein.*) Es hört mithin auch die Fürsorge für den auswandernden Deutschen seitens des Reiches keineswegs im Moment auf, wo er an Bord des Oceandampfers steigt. Die einfache Erklärung Deutschlands, daß es die Abschließung von Arbeitscontracten mit Deutschen nicht für bindend anerkenne, dürfte daher zur Vermeidung solcher ausreichend sein. Uebrigens wird sich auch Brasilien um so eher bereit finden lassen, hierin die Auffassung des Deutschen Reiches zu acceptiren, als ja die in diesen Fragen jetzt einflußreiche Central-Einwanderungsgesellschaft in Rio de Janeiro die Arbeitscontracte gleichfalls verwirft, wie denn dieselben überhaupt nur in jenen kaffeebauenden Provinzen erstrebt werden, welche für die deutschen Auswanderer ohnehin weniger in Betracht kommen als für die Italiener.

Der zweite und wichtigste Punkt in einem rationellen Programm der deutschen Auswanderungspolitik wäre die Subventionirung einer südamerikanischen Dampferlinie bis zur ungefähren Höhe von 5 bis 6 Mill. Mark pro Jahr. Eine solche Linie würde nicht nur dem bereits außerordentlich entwickelten Handel Deutschlands mit Südamerika zu statten kommen, sondern auch im Stande sein, die Passagepreise für Zwischendeck, vielleicht auch für Kajüte, so niedrig zu bemessen, daß der Auswanderer billiger nach Südamerika gelangen würde als nach Nordamerika. Im Jahre 1876 machte der Norddeutsche Lloyd der argentinischen

*) So erinnere ich z. B. an folgenden Fall. Ein Deutscher, Namens Hermann Wagner, wurde, wie mir scheint, unschuldig verurtheilt, war ohne Zweifel das Opfer eines haarsträubenden Processes. Der damalige deutsche Consul in Porto-Allegre theilte meine Ansichten und Wünsche, konnte aber nichts für den Mann thun, weil er nicht als Deutscher immatriculirt war. Nur wer dafür von Zeit zu Zeit bezahlt, bleibt Deutscher. Man möge sich von diesem kleinlichen bureaukratischen Standpunkt zu dem des „civis romanus sum" erheben, ohne darum die jetzt schon zulässige doppelte Staatsangehörigkeit zu beschränken; denn es ist nöthig, daß der Colonist da, wo er seine neue Heimat sich gründet, sich auch naturalisiren läßt.

Regierung den Vorschlag, die Beförderung von Auswanderern nach dem La-Plata zum gleichen Preise wie nach Nordamerika zu übernehmen, sofern die argentinische Regierung eine Subvention gewähren wolle, welche betragen solle: für den Erwachsenen 18, für Kinder von 6 bis 12 Jahren 11, und für solche von 1 bis 6 Jahren $5^1/_2$ Peso f. (à 4,1 Mark). Nach der Statistik der deutschen Auswanderung von 1884 entfallen auf letztere Altersklasse 15 Proc., auf die vorhergehende 7 Proc. der gesammten Auswanderermasse. Es würde also durchschnittlich pro Kopf eine Subvention von $15^1/_2$ Peso f. oder circa 64 Mark von der argentinischen Regierung zu entrichten gewesen sein. Für Rio de Janeiro würde sich eine entsprechende Offerte jedenfalls erheblich billiger stellen. Von dort ab befördert die brasilische Regierung kostenfrei die Einwanderer bis zu ihrem Bestimmungsort. Sollte man sich deutscherseits zur Schaffung einer südamerikanischen Linie entschließen, so wäre es natürlich angebracht, daß Deutschland mit Brasilien einen besondern, das Einwanderungswesen regelnden Vertrag abschlösse, in welchem auch diese Weiterbeförderung stipulirt, die Bedingungen über Vermessung und Verkauf von Ländereien festgesetzt und die Ungültigkeit von Arbeitscontracten mit deutschen Unterthanen ausgesprochen würde.

Es sind mithin mancherlei Aufgaben, welche der Reichsregierung aus der Auswanderungsfrage erwachsen würden, wenn man sie in einer, den culturellen und commerziellen Bedürfnissen der Nation entsprechenden Weise lösen wollte. Natürlich erfordern andere Verhältnisse auch andere Ansprüche an die Leistungen der officiellen Vertreter Deutschlands in Südamerika. Ein ausgiebiger Wechsel des Personals dürfte in dieser Hinsicht ganz besonders wünschenswerth sein. Einmal, um überall die Leitung der diplomatisch-consularischen Angelegenheiten in die Hände von Männern zu bringen, welche für die Aufgaben des Deutschthums in Südamerika volles Verständniß haben, und dann, weil die seit Jahren ortsansässigen Vertreter vielfach zu sehr in die Verhältnisse eingelebt, zu sehr an Acte der Willkür und des Nativismus gewöhnt sind, um eine Misachtung deutscher Interessen auch nur zu empfinden. So besteht im Estado oriental (Uruguay) seit einigen Jahren ein Regierungsdecret, welches den von Fremden geleiteten Privatschulen bei harter Strafe, ja bei Schließung der Schule verbietet, eine andere Sprache als die spanische als Unterrichtssprache zu gebrauchen. Ein Vertreter des Deutschen Reiches, welcher für Erhaltung deutscher Sprache und Cultur Verständniß und Herz besäße, würde eine solche nicht einmal völkerrechtlich zulässige Vergewaltigung der deutschen Sprache wol im Keime erstickt haben, selbst dann, wenn vorzugsweise deutsch-schweizer Colonisten davon betroffen sein sollten.

Es ist buchstäblich wahr, daß der Deutsche viel zu lange mit Füßen getreten worden ist, um jede Beleidigung seiner Nationalität zu empfinden. Anzuerkennen ist freilich, daß in dieser Hinsicht die deutsche Faust sehr viel mannhafter für die deutsche Ehre eingetreten ist als die Diplomatie. Beleidigungen der deutschen Nationalität sind z. B. in Rio Grande do Sul jetzt sehr selten, im Gebiet der deutschen Colonien kommen sie kaum noch vor. Die Diplomatie aber hat gerade in Brasilien viel gesündigt. Man lese nur den Bericht, welchen nach gerade vierwöchentlichem Aufenthalt in Brasilien, resp. Rio de Janeiro 1872 der deutsche

Gesandte Graf Solms über die Lage der Deutschen in Brasilien seiner Regierung erstattete, man erinnere sich, wie das Consulat in Rio de Janeiro in früherer Zeit von einem Manne besetzt war, welcher nicht nur die unrichtigsten Ideen über Südbrasilien und seine deutschen Colonien hegte, sondern es auch für passend hielt, den durch Rio kommenden deutschen Auswanderern durch Schilderung dessen, was ihnen seiner Idee nach drohte, das Herz schwer zu machen und ihnen allen Muth zwecklos zu benehmen, oder wie die deutsch-brasilische Ausstellung von Porto-Allegre durch die deutschen Consuln von Porto-Allegre und Rio Grande geradezu bekämpft wurde, so wird man von der Förderung deutscher Interessen durch die berufenen Vertreter derselben keine hohe Meinung haben können. Das Deutschland des Jahres 1884, welches zielbewußt in die Bahnen der Colonialpolitik einlenkte, hat offenbar auch nach dieser Richtung hin andere Aufgaben zu erfüllen als dasjenige der siebziger Jahre, welches seine Stellung in Europa sichern und sich zur überseeischen Vertretung erst eine respectable Flotte schaffen mußte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Italien uns in Vertretung seiner mit der Auswanderung zusammenhängenden überseeischen Interessen weit überlegen ist. Es verfolgt die Ziele derselben und die Erfolge italienischer Colonien mit größter Aufmerksamkeit. Das italienische Parlament unterstützt die in Amerika angesiedelten Landsleute in Betreff ihrer Schulen mit Summen, welche auch die eifrigsten Freunde der Colonialpolitik wol nicht wagen würden zur Unterstützung deutscher Schulen im Auslande vom Reichstage zu erbitten. Es ist übrigens in dieser Richtung dankbar anzuerkennen, daß der Reichstag schon manches gethan hat, wie er z. B. Beiträge zu deutschen Schulen in Konstantinopel und Montevideo u. a. gewährte. Empfohlen möchten in diesem Sinne noch die Realschulen in Joinville und Porto-Allegre sein, denn zur Unterhaltung höherer Unterrichtsanstalten reichen in den Colonien die Mittel meist nicht hin. Im allgemeinen sollte man aber bei derartigen Unterstützungen mehr als bisher den Grundsatz maßgebend sein lassen, solche Beiträge nur da zu gewähren, wo in geschlossenen deutschen Colonien das Deutschthum Aussicht auf dauernden Bestand hat. In diesem Sinne möchte hier noch darauf hingewiesen sein, daß die schweizerischen Hülfsgesellschaften im Auslande Unterstützungen aus der Heimat beziehen im Betrage von 16500 Frs. von seiten des Bundes und 20650 Frs. von seiten der Cantone. (Vgl. „Export", 1883, Nr. 30.)

Wenn somit von Regierung und Reichstag noch vieles und wesentliches zur Lösung der Auswanderungsfrage erwartet werden kann, so ist andererseits auch der Privat- und Vereinsthätigkeit ein weites Feld geöffnet. Vieles fällt in dieser Hinsicht den im Auslande wohnenden Deutschen selbst zu und ihren Hülfsvereinen und Einwanderungsgesellschaften. Besonders rühmlich bekannt ist ja allgemein die segensreiche Wirksamkeit der deutschen Gesellschaft in Neuyork. Sehr anzuerkennen ist es auch, daß die Deutschen in Antwerpen seit einigen Jahren einen Verein zum Schutz deutscher Seeleute und Auswanderer mit Informationsbureau, Lesezimmer u. s. w. unterhalten. Ehre all den wackern Männern! Auch in Deutschland ist reges Interesse erwacht für die Deutschen im Auslande, doch ist im

allgemeinen diese platonische Liebe nicht im Stande, den nationalen überseeischen Interessen zu dienen; dazu müßte sie mehr werkthätig werden. Vor allem ist es nöthig, daß auch deutsches Kapital an der Begründung von Ackerbaucolonien theilnimmt. Bisjetzt sind es lediglich Engländer und Italiener, welche große Landankäufe in colonisirbaren Theilen Amerikas machen. Geschäftlich muß deutsches Kapital bei derartigen Unternehmungen ebenso gut seine Rechnung finden können wie englisches oder italienisches, es ist daher höchste Zeit, daß auch das deutsche Kapital den Aufgaben sich gewachsen zeige, die seiner im nationalen Interesse harren. Vor allem wäre zu wünschen, daß gegen große Landschenkungen Gesellschaften zum Eisenbahnbau in Brasilien sich entschlössen, resp. um entsprechende Commissionen sich bewürben. Auch Colonisationsvereine würden darauf rechnen können, bei der brasilischen Regierung Unterstützung für ihre Bestrebungen zu finden. Eine andere Form für die Bethätigung des Kapitals ist die namentlich bei den Italienern beliebte Landgesellschaft, welche sich darbietende Gelegenheitskäufe benutzt, um bequem gelegene Ländereien zu erwerben und nach beendeter Vermessung in kleinern Parcellen an Colonisten zu verkaufen. Derartige Landgesellschaften werden zwar das Land immer viel theuerer erwerben als Colonisationsvereine, welche Regierungsländereien zu billigem Preise ankaufen; sie haben dafür aber auch den Vorzug leichtern Absatzes, resp. weit geringerer Ausgaben für Straßenbau. Die Leitung solcher Unternehmungen wird am besten in die Hände von erfahrenen Feldmessern gelegt, welche also gleichzeitig die Vermessung und Direction übernehmen. An landeskundigen tüchtigen Feldmessern fehlt es in Südbrasilien nicht, ebenso wenig an geeigneten Ländereien.

Wie der Großhandel sich neuerdings, seit er auf volle Vertretung und Schutz seiner Interessen rechnen kann, an der Colonisation rührig betheiligte, so sollte auch die Begründung von Ackerbaucolonien vom deutschen Kapital in Angriff genommen werden. Wir haben schon einmal in Deutschland eine Periode gehabt, in welcher man der deutschen Auswanderung großes Interesse zuwandte und sich zum Theil auch zu positiven Unternehmungen aufraffte. Die Stürme der Jahre 1848—49 haben alle diese wohlgemeinten Bestrebungen hinweggefegt; nur der hamburger Colonisationsverein von 1849 war lebensfähig, und ihm dankt die deutsche Nation größtentheils die brillanten Erfolge deutscher Colonisation in Santa-Catarina, wo ein Gebiet von mehr als 100 Quadratmeilen durch diesen Verein mit Deutschen besiedelt ist. Möchte der hamburger Verein, der trotz aller Schwierigkeiten, die man hüben wie drüben seinen patriotischen Bemühungen in den Weg gelegt hat, in seinem Bestreben fest geblieben ist, in dem erwachten Verständniß der Nation für seine verdienstliche Thätigkeit einen Sporn weitern Schaffens erkennen; möchte er bald Nachahmer auch in andern Gebieten Südamerikas finden! Dieser Verein ist in seinen Bestrebungen und Erfolgen das Muster, mit seinen Erfahrungen der wünschenswertheste Lehrmeister für alle ähnlichen Unternehmungen in Südamerika.

Unter den wieder eingegangenen Vereinen gebührt die meiste Anerkennung dem mainzer „Verein deutscher Fürsten, Standesherren und Edelleute", welcher, 1844 gegründet, die deutsche Auswanderung nach Texas zu leiten bestrebt war.

Texas war damals infolge ungenügender Communicationsverhältnisse für ein solches Unternehmen wenig geeignet; mangelnde Erfahrung in der Leitung, widrige Umstände und die für ein so groß angelegtes Project zu geringen Mittel ließen leider einen Miserfolg nicht abwenden. Immerhin genügt es, an das so geschickt angelegte blühende deutsche Städtchen Neu-Braunfels zu erinnern, um zu beweisen, daß auch positive Errungenschaften zu verzeichnen waren. Unsere in der Beurtheilung derartiger Angelegenheiten erfahrenere Zeit ist auch in dieser Frage zu gerechterm Urtheil befähigt. Der Zweck des Vereins: „die deutsche Auswanderung soviel als möglich nach einem einzigen günstig gelegenen Punkte hinzuleiten", zeigt, daß die hochherzigen Gründer desselben im Verständniß des nationalen Bedürfnisses in Bezug auf die deutsche Auswanderung so weit ihrer Zeit vorausgeeilt waren, daß man nur wünschen kann, es möchte in den gleichen Kreisen das nämliche opferbereite Wohlwollen für die deutsche Auswanderung auch heute noch bestehen und sich von neuem bethätigen.

Die Betheiligung des deutschen Kapitals an der Gründung von Ackerbaucolonien in Südamerika ist gerade wegen der im nationalen Interesse erstrebten Geschlossenheit deutscher Ansiedelungen besonders nöthig. In Brasilien sowol, wie in den Republiken am La-Plata oder in Chile sieht der Nativismus der eingeborenen romanischen Bevölkerung mit Neid und Misgunst die Zunahme der Fremden, und zwar ganz besonders, wenn sie in geschlossenen Ansiedelungen zusammenleben. Man möchte gern die schwach bevölkerten Provinzen colonisiren, möchte die Hülfsquellen des Landes erschließen und beneidet die Vereinigten Staaten um ihre großartige Einwanderung; aber in kleinlicher Sorge um die Landessprache wagt man nicht die Einwanderung in großartigem Maße zu fördern; man möchte alle Vortheile der Einwanderung genießen, ohne den neuen Pionieren der Cultur auch nur den Gebrauch ihrer heimatlichen Sprache zu gönnen. So bestimmte in Chile ein Ministerialerlaß vom März 1882, daß zwar Einwanderer und Colonisation erwünscht seien, daß aber die fremden Colonisten untermischt werden müßten mit chilenischen, welche die Gebräuche des Landes und dessen nationale Einheit erhalten. Aehnliche Gesichtspunkte sind vielfach auch in Brasilien maßgebend gewesen, z. B. in dem Contract mit Pinto, welchem ausdrücklich anbefohlen war, dafür zu sorgen, daß höchstens die Hälfte der von ihm eingeführten Einwanderer aus Deutschen bestehen dürfte. Die Kurzsichtigkeit des vorcolonialen Deutschland hatte aber durch das Auswandererverbot bereits dafür gesorgt, daß die Befürchtungen der brasilischen Regierung gegenstandslos wurden. Die ungezählten Millionen, welche die zur Aufnahme der Pinto'schen Einwanderer gegründeten Staatscolonien verschlangen, sind lediglich den Italienern zugute gekommen. Rio Grande, welches seine jetzige Blüte zum großen Theil den Erfolgen deutscher Colonicarbeit verdankt, hat jetzt nur noch italienische Einwanderung. Es ist Zeit, daß das wieder anders werde, daß man in Deutschland dem Ziel und Wohlergehen des Auswanderers das gleiche Interesse widme, welches man ihm in Italien längst bezeugt.

Wenn somit engherziger Nativismus seine Anhänger zu leicht dazu verleitet, die Colonisten zu vertheilen, die Colonien systematisch zu untermischen,

so gibt es deutscherseits das eine einfache Mittel dagegen, durch Anlage von Privat- oder Vereinscolonien, oder lediglich durch Landankäufe an geeigneten Stellen das Ziel des Auswanderers selbst zu bestimmen. Das ist es, was deutsches Kapital, welches sich in den Dienst der nationalen Bestrebungen stellen will, erfüllen muß. Die Vereinsthätigkeit wird sich mehr auf andern Gebieten bewegen können, wie z. B. auf dem der Unterstützung Auswanderungslustiger. Solange namentlich noch durch das Fehlen einer subventionirten südamerikanischen Linie die Zwischendeckpreise in bisheriger Höhe sich halten, könnte durch Passageunterstützung das Ziel des Auswanderers beeinflußt werden. Hasse hat einst den Vorschlag der Begründung eines Passage-Vorschußvereins für Auswanderung nach Südamerika gemacht. Der Vorschlag verdient, wenn auch in etwas veränderter Form, unbedingt und bald zur Ausführung gebracht zu werden. Die Unterstützung sollte nämlich nicht als Vorschuß, sondern einfach als Geschenk gewährt werden. Wer will es auch auf sich nehmen, zu bestimmen, ob und wann der Colonist jenen Vorschuß zurückzahlen kann; wie will man, wenn er sich dessen weigert, die Einklagung der Schuld durchführen, ohne Proceßkosten, deren Höhe oft diejenige der Schuld weit übersteigen dürfte? Auf Rückerstattung des Betrages wird ohnehin niemand rechnen, der einen solchen Verein unterstützt. Auch Erwägungen ethischer Art, die hier zu erörtern zu weit führen würde, sprechen gegen solchen Vorschuß.

Das Ziel für die deutsche Auswanderung soll mithin das ganze gemäßigte Südamerika werden, soweit es Bedingungen bietet zum Gedeihen deutscher Colonien. In dieser Hinsicht lassen sich keine allgemeinen Vorschriften machen; bald werden hier, bald dort sich bessere Chancen bieten, die jedesmal mit Geschick zu benutzen wären. Selbst das vielgeschmähte Paraguay verdient es, sehr in Betracht gezogen zu werden, jedoch nur von Gesellschaften, die durch bedeutendes Kapital befähigt sind, am Ausbau der mangelhaften Communicationsmittel sich zu betheiligen. Die bessern Colonisationsländer sind dort nur durch Eisenbahnbau zu erschließen, für den es darauf ankommt, durch Landschenkung eine Unterstützung von der dortigen Regierung zu erlangen. In Bezug auf allgemeinen Fortschritt, industrielle Regsamkeit und rasche Förderung des Eisenbahnbaues steht Argentinien allen Nachbarstaaten voran, von denen allerdings Uruguay gleichfalls sehr günstige Bedingungen der Colonisation bieten könnte, wenn man deutscherseits mit Unterstützung der Reichsregierung und des Großkapitals sich darum bemühen wollte. Die angenehmsten, man möchte sagen civilisirtesten Verhältnisse hat für das Leben auf dem Lande Südbrasilien aufzuweisen. In Gegenden, in welchen Deutsche nur vereinzelt leben, sind sie leicht der einheimischen Bevölkerung gegenüber im Nachtheil, wenn sie von Behörden oder den Gerichten Gerechtigkeit fordern. Je mehr die Ansiedelungen sich mehren und geschlossener werden, um so rascher bessert sich das; dann wählen sich ja auch die Colonisten selbst aus ihrer Mitte ihre Friedensrichter, Kammerräthe u. s. w. In den deutschen Colonien von Rio Grande lebt man so sicher, und weil die entbehrlichen Polizeiplackereien fehlen, noch ungenirter als in Deutschland. In dieser Hinsicht steht es in Argentinien auf dem Lande minder gut. Wenn meine persönliche Erfahrung und Neigung mich auch zu der Meinung

zwingt, daß im südlichen Brasilien den deutschen Colonisten die Verhältnisse ganz besonders zusagen müssen, so möchte ich doch andererseits gegen jeden beschränkten Localpatriotismus und gegen neidische Rivalität der concurrirenden Gebiete protestiren. In Bezug auf die deutsche Auswanderung sind die Interessen aller dem gemäßigten Südamerika angehörigen Staaten und Provinzen solidarisch.

Die Erörterungen, welche hiermit ihren Abschluß erreicht haben, werden wenigstens als ein den realen Verhältnissen Rechnung tragendes Programm für die deutsche Colonisationspolitik, insoweit sie auf Auswanderung Bezug nimmt, anerkannt und geprüft werden können. Sie enthalten vielleicht nicht viel Neues, da sie im wesentlichen den Ideen jener vielen Freunde deutscher Colonialpolitik entsprechen, welche in der Lösung der Auswanderungsfrage den eigentlichen bisher noch nicht berührten Kern der Colonialfrage erblicken.

Die Colonialfrage ist eben, wie immer noch zu wenig anerkannt wird, eine Doppelfrage, indem theils die Handelscolonisation in tropischen und andern der deutschen Auswanderung verschlossenen Erdtheilen gefördert werden soll, theils die Aufgabe besteht: den deutschen Auswandererstrom von Nordamerika abzulenken, um ihn nach Ländern hinzuleiten, wo er culturell und wirthschaftlich der Heimat erhalten bleibt. Nur die erstere Seite dieser Frage hat sich bisher der Förderung seitens des Reichskanzlers, des Reichstages und des Großhandels zu erfreuen gehabt. Und doch stehen wir nicht an, zu behaupten, daß die vernachlässigte zweite Seite nicht nur im Interesse des nationalen Gedankens, sondern auch in jenem der Industrie und des Handels die wichtigere ist, namentlich auch sofern man die Zukunft ins Auge faßt. Unsere Handelscolonisation kann günstigstenfalls Aehnliches schaffen, wie es England in Indien that. Ein unglücklicher Krieg mit Rußland kann aber England um alle Früchte seines Fleißes bringen, welche dann nicht ihm selbst, sondern seinem Gegner zu statten kämen. In Australien und Neuseeland dagegen wird England sich der Früchte seiner Initiative auch dann noch freuen, wenn diese Colonien es für passender finden, das lockere politische Band mit dem Mutterlande ganz zu lösen. Gleichzeitig hat aber England in Australien wie früher in Nordamerika seiner Cultur und Sprache ein enorm erweiterungsfähiges neues Gebiet erschlossen. Eine derartige friedliche Culturarbeit ist es, die wir auch für Deutschland erstreben müssen.

Es möge niemand die Freude an den bisherigen Erfolgen deutscher Colonialpolitik, an den neuen Gebietserwerbungen durch solche Betrachtungen verkümmert werden; von ernsten, einsichtsvollen Leuten aber kann man verlangen, daß sie sich nicht durch äußern Schimmer blenden und täuschen lassen — denn Täuschung wäre es, zu glauben, daß auf dem bisherigen Wege die Lösung der Hauptaufgaben deutscher Colonialpolitik angebahnt oder auch nur möglich wäre. Wenn der Reichskanzler scherzhaft behauptete, die deutsche Colonialpolitik werde von den Commis der großen Handelsfirmen gemacht, so identificirte er damit die Handelscolonisation mit der Colonialpolitik. Was aber das deutsche Volk dringender bedarf als Flaggenaufziehen in tropischen Ländern, sind Ackerbaucolonien zur Aufnahme seiner Auswanderer. Mit Bezug hierauf haben die bisherigen Er-

werbungen keinerlei Bedeutung.*) In diesem Sinne möge hier noch das Urtheil eines competenten Handelsgeographen, Max Schwert, Platz finden, welcher kürzlich im „Export" schrieb: „Wenn der in Colonisationsfragen sonst so kühle Herr Virchow ganz vor kurzem im Reichstage die Aufmerksamkeit des letztern sowie der Regierung auf die Erfolge der deutschen Colonisation in Südbrasilien gelenkt hat, so ist das ein Beweis mehr, daß die Sympathien bei uns immer mehr und mehr sich jenen Ländern zuwenden. Dies hier gerade im Augenblick zu betonen, in welchem die Schwärmerei für Afrika anfängt, überspannte Erwartungen hervorzurufen, halten wir für nothwendig, um die ernsthaften Freunde deutscher Colonisation zu veranlassen, colonialpolitischen Phantastereien gegenüber auf reale Leistungen und Ziele deutscher colonisatorischer Thätigkeit hinzuwirken."

Man erinnere sich nur des Umstandes, daß von 1872 bis 1882 im ganzen 923655 Deutsche der theilweise übervölkerten Heimat durch Auswanderung entzogen wurden, also fast 1 Mill. Menschen. Wenn gleichwol in demselben Zeitraum die Bevölkerung des Deutschen Reiches noch um 5 Mill. Seelen anwachsen konnte, so wird niemand unsern Beruf zur Colonisation verkennen oder leugnen können. Wir sind auch nach den neuern Erwerbungen immer noch das „Volk der Colonisten ohne Colonien". Die Millionen Deutsche, welche im Verlaufe eines Jahrhunderts dem Deutschen Reiche entzogen werden, culturell, sprachlich und wirthschaftlich der Heimat zu erhalten, ist für Deutschland eine so unendlich wichtige Lebensaufgabe, daß ihre Regelung als Preis eines großen Milliarden verschlingenden Krieges nicht zu gering wäre. Wie viel mehr muß eine solche Aufgabe die vereinten Anstrengungen von Regierung, Volksvertretung und Großkapital herausfordern, wenn sie ohne übermäßige Ausgaben auf friedlichem Wege durch Verträge, Landkauf, Eisenbahnbau, Dampfersubvention und Zinsengarantien gelöst werden kann. Wenn deutsches Kapital hierin nicht freiwillig dem Bedürfniß entgegenkommt, warum sollte dann das Deutsche Reich nicht Eisenbahnunternehmungen in den zu colonisirenden Ländern, oder Colonisationsvereine durch Zinsengarantie sichern oder ermuntern? Die Mittel und Wege werden sich finden lassen, wenn erst einmal die Nothwendigkeit des Handels zur nationalen Ueberzeugung geworden.

Man hat in Frankreich berechnet, daß die Franzosen etwa 13 Proc. der civilisirten Bevölkerung der Erde ausmachen; aber bei der langsamen Vermehrung der Bewohnermasse des Landes in 50 Jahren nur noch 6 Proc. repräsentiren werden, während sie 1815 noch 20, 1789 noch 27 und 1698 noch 38 Proc. der Gesammtbevölkerung civilisirter Staaten bildeten. Frankreich muß sich in sein Schicksal finden, denn es hat keine durch großen Geburtenüberschuß bedingte Auswanderung. Deutschland aber mit seinem so großen jährlichen Geburtenüberschuß kann colonisiren, ohne sich selbst zu schwächen. Wenn nach wie vor die deutschen Auswanderer nach Nordamerika ziehen, so stärken sie das englische Element immer mehr. Dann geräth schließlich die ganze Erde unter englischen Cultureinfluß; die

*) Die Colonien in Ostafrika und Neuguinea sind doch auch in dieser Hinsicht sehr beachtenswerth. D. Red.

englische Sprache wird die Weltsprache, und die deutsche Literatur der Zukunft sinkt herab auf einen Bruchtheil, welcher dem gegenwärtigen Verhältniß der dänischen oder niederländischen Literatur entspricht.

Sollte der deutschen Cultur kein höheres Ziel gesetzt sein? Nein und aber nein! Darum los von Nordamerika mit unsern Auswanderern, darum ein Ende mit dem Aufgehen deutscher Volkskräfte in englischer Cultur! Unsere Auswanderer müssen dorthin dirigirt werden, wo sie Aussicht haben, ihre Sprache dauernd zu erhalten, wo nicht herrschender englischer Einfluß sie früher oder später sich assimilirt. Mit der Gründung deutscher Handelscolonien, der Etablirung deutscher Schutzherrschaft ist das Eis binnenländischer Beschränktheit in Deutschland durchbrochen, das Fahrwasser frei. Das Schiff der deutschen Colonialpolitik aber möge nicht planlos umherirren, sondern dem Ziele zusteuern, auf welches die Bedürfnisse des nationalen Lebens es hinweisen. Nur wenn sie die Auswanderungsfrage in den Vordergrund stellt und sie in den culturellen Entwickelungsgang der Nation als wesentlichen Factor einfügt, kann sie dauernd populär bleiben. Möchte diese Aufgabe immer klarer erkannt, ihre Lösung bald mit Geschick und Energie in Angriff genommen werden. Dahin zu wirken muß im weitern Verlauf der deutschen Colonialpolitik das Streben aller Freunde derselben sein, diesseit wie jenseit des Oceans.

Die Administration des Präsidenten Arthur.

Von

Rudolf Doehn.

I.

Nachdem Präsident James A. Garfield in der Nacht vom 19. auf den 20. Sept. 1881 in der nahe bei dem Badeort Long Branch im Staate Neujersey gelegenen Ortschaft Elberon gestorben war*), sandte der Justizminister MacVeagh sofort eine Depesche an den in Neuyork weilenden Vicepräsidenten Chester A. Arthur, in welcher er letztern von Garfield's Hinscheiden in Kenntniß setzte und pflichtgemäß aufforderte, sich möglichst schnell als Amtsnachfolger des verstorbenen Präsidenten den Eid abnehmen zu lassen und nach Long Branch zu kommen. Obschon tief erschüttert durch die traurige Nachricht, zögerte Arthur nicht, der Aufforderung ohne Zeitverlust nachzukommen; er ersuchte Brady, Mitglied des höchsten Gerichtshofes der Union, ihm den vom Gesetz vorgeschriebenen Amtseid abzunehmen, und eilte, nachdem dies in der herkömmlichen Weise geschehen war, in Begleitung des Staatssecretärs Blaine und des Kriegsministers Lincoln nach Long Branch, um mit den übrigen dort bereits versammelten Cabinetsmitgliedern, dem Finanzminister Windom, dem Marineminister Hunt, dem Generalpostmeister James, dem Justizminister MacVeagh und dem Minister des Innern Kirkwood, eine kurze, aber nothwendige Cabinetssitzung abzuhalten und die Maßregeln zu besprechen, welche das Hinscheiden Garfield's als passend und wünschenswerth erscheinen ließ.

Die Lage des Präsidenten Arthur war beim Beginn seiner Administration eine äußerst schwierige, und die Aussichten für seine Regierung, deren Zügel er über die blutige Leiche Garfield's hinweg ergreifen mußte, waren weder einladend für ihn noch vielversprechend für die amerikanische Nation. Als Arthur in das Weiße Haus einzog, war er verhältnißmäßig dem amerikanischen Volke noch wenig bekannt. Aufmerksame Zeitungsleser wußten höchstens von ihm, daß er vom Präsidenten Grant im Jahre 1871 die Stelle eines Hafencollectors von Neuyork erhalten hatte; dieses Amt zählt allerdings zu den lucrativsten Stellungen, welche ein Präsident der Vereinigten Staaten zu verleihen im Stande ist. Nach Ablauf seines ersten

---

*) Vgl. „Die Administration Garfield's und der Guiteau-Proceß“ in „Unsere Zeit“, 1882, II, 250 fg.

Amtstermins verlieh Grant die genannte Hafencollectorstelle Arthur zum zweiten mal, und letzterer behielt dieselbe, bis er im Jahre 1878 durch den Präsidenten Hayes daraus entfernt wurde. Die Auszeichnung durch den Präsidenten Grant verdankte Arthur wahrscheinlich seinem bedeutenden Organisationstalent, durch welches er 1871 die Erwählung des frühern Hafencollectors Murphy in den Staatssenat von Neuyork durchgesetzt hatte. Sein Talent sicherte ihm auch die Freundschaft des einst so einflußreichen und mächtigen Bundessenators Roscoe Conkling, welcher, nachdem die Grant-Anhänger oder „Stalwarts" im Juni 1880 in der republikanischen Nationalconvention zu Chicago mit der dritten Präsidentschaftscandidatur Grant's unterlegen waren, die Nomination Arthur's für das Amt des Vicepräsidenten durchsetzte.

Seit dem 4. März 1881 führte Arthur als Vicepräsident der Vereinigten Staaten den Vorsitz im Bundessenat, und bewährte sich, obschon ihm die Erfahrungen des parlamentarischen Lebens vielfach abgingen, als ein leidlicher Parlamentarier. Aus seinem frühern Leben dürfte noch Folgendes von allgemeinem Interesse sein: Chester A. Arthur ist der Sohn des Dr. W. Arthur, eines aus Irland stammenden protestantischen Geistlichen, und wurde am 5. Oct. 1830 in Franklin-County im Staate Vermont geboren; er erhielt eine gute College-Erziehung und wurde, wie so viele hervorragende Juristen, Politiker und Staatsmänner Amerikas, zunächst Dorfschulmeister. Nachdem er sich in diesem Beruf 500 Doll. erspart hatte, begab er sich nach Neuyork und studirte Jurisprudenz. Nach bestandenem Examen erhielt er bald eine einträgliche Praxis und heirathete die Tochter des Seehelden Herndon, der im Bürgerkriege sein Leben verloren hatte. Die Ehe war eine glückliche, doch wurde ihm die Frau im Jahre 1879 durch den Tod entrissen. Schon im Jahre 1852 erwarb sich Arthur einen Namen als Abolitionist, indem er in Gemeinschaft mit dem bekannten Juristen und Staatsmann William M. Evarts acht Negersklaven die Freiheit verschaffte, welche der virginische Pflanzer Jonathan Lammon nach Neuyork brachte, um sie von dort nach Texas überzuführen. Dieser Fall wirbelte zu jener Zeit viel Staub auf und versetzte die südlichen Sklavenhalter in den größten Zorn; die beiden siegreichen Advocaten aber, welche keinen geringern Gegner als den renommirten Juristen Charles O'Conor hatten, erwarben sich einen nationalen Ruf. Im Jahre 1856 wurde eine Negerin in Neuyork aus einem Stadteisenbahnwagen gewaltsam entfernt, nachdem sie ihr Fahrgeld bezahlt hatte; sie wandte sich an den jungen Vorkämpfer ihrer Rasse, Chester A. Arthur, und dieser erwirkte ihr eine Entschädigung von 500 Doll., indem er zugleich durchsetzte, daß die betreffende Bahngesellschaft auch Negern die Benutzung der Stadtbahnwagen erlaubte. Arthur war Mitglied der denkwürdigen Saratoga-Convention, auf welcher die republikanische Partei gegründet wurde. Kurz vor Ausbruch des Secessionskrieges wurde er Auditeur der zweiten Milizbrigade des Staates Neuyork, und als Gouverneur Morgan inaugurirt wurde, ernannte dieser ihn zum Stabschef der Miliz. Im Jahre 1861 war er Inspector der Miliz und bald darauf Generalquartiermeister; trotz seiner vielfachen Thätigkeit wurden seine Rechnungen beim Kriegsministerium stets pünktlich eingereicht und in Ordnung befunden. Besonders anzuerkennen war, daß er jedes Geschenk,

welches ihm in seinen verschiedenen Amtsstellungen übersandt wurde, prompt zurücksandte, um den Verdacht der Bestechlichkeit zu vermeiden.

Das lange Krankenlager Garfield's vom 2. Juli bis 19. Sept. 1881 mit allen seinen Hoffnungen und Befürchtungen, die in raschem Wechsel aufeinanderfolgten, hatte dem amerikanischen Volke Zeit zu einer ruhigen Erwägung der Verhältnisse gegeben, während ein schneller Tod des geliebten Präsidenten leicht den Ausbruch wilder Leidenschaften hätte veranlassen können. Thatsache ist, daß die elf Wochen, welche zwischen der Verwundung Garfield's und seinem Hinscheiden verstrichen, das Vertrauen der Nation auf die Dauerhaftigkeit der staatlichen Institutionen der Republik und die Achtung vor dem Gesetz eher stärkten als schwächten. Die Regierung der Vereinigten Staaten war in Wirklichkeit nahezu ein Vierteljahr lang ohne ein actives Haupt gewesen, und daß die Regierungsgeschäfte während dieser Zeit dennoch verhältnißmäßig gut besorgt wurden, war weniger beachtenswerth, als daß die Gemüther, trotz der leidenschaftlichen Impulse, welche sie bewegten, sich selbst so vollkommen zu beherrschen wußten; die öffentliche Meinung wies allen Ehrgeiz, der gewiß der Versuchung unterlag, sich die Hülflosigkeit des Präsidenten zu Nutze zu machen, mit so ruhiger Entschiedenheit in seine Schranken, daß der Sinn für gesetzliche Ordnung nicht die geringste Störung aufkommen ließ. Auch darf der Einfluß nicht unterschätzt werden, welchen die langen Wochen gemeinsamer Sorge und Trauer auf das Verhältniß zwischen dem Norden und Süden der Union ausübten. Die Sympathie, welche aus allen Südstaaten dem leidenden Garfield entgegenkam, war so allgemein und so unverkennbar einem aufrichtigen und tiefen Gefühl entsprungen, das Bewußtsein der nationalen Zusammengehörigkeit sprach sich darin so klar und kräftig aus, daß mit Wahrheit gesagt werden kann, das von einem ruchlosen Mörder vergossene Blut Garfield's sei zu einem neuen Kitt der nationalen Einheit der Union geworden. Ein im herzlichen Gefühl neu verbundenes Volk reichte sich über seinem Grabe die Hände.

Was bei dem Regierungsantritt Arthur's die wahren Patrioten am meisten besorgt machte, war einestheils die Befürchtung einer zeitweiligen Unterbrechung der fortschrittlichen Bewegung, welche auf Grund und im Einklang mit der von dem demokratischen Bundessenator Pendleton eingebrachten Bill eine systematische Reform des öffentlichen Dienstes zum Ziele hatte*), anderntheils der schwer zu vermeidende Kampf der sich innerhalb der republikanischen Partei gegenüberstehenden Fractionen um das Uebergewicht in der neuen Administration. Niemand war sicher, ob Arthur die Kraft haben würde, seinen alten Freunden, den Stalwarts, und dem Führer derselben, Conkling, mit derselben Energie entgegenzutreten, wie es Garfield gethan hatte. Dazu bedurfte es in der That eines ungewöhnlich starken Willens. Die Stellung des neuen Präsidenten war, wie gesagt, eine sehr schwierige, und verlangte ebenso viel Muth wie patriotische Entschlossenheit; aber Arthur zeigte sich im ganzen der ihm gestellten Aufgabe gewachsen. Am 22. Sept. 1881 leistete er im Capitol zu Washington in Gegenwart der Minister, der Mitglieder des obersten Gerichtshofes und mehrerer Mitglieder des Bundessenats und des Re-

*) Vgl. „Unsere Zeit", 1882, II, 260.

präsentantenhauses den vom Gesetz vorgeschriebenen Amtseid; nachdem dies geschehen, verlas er eine kurze Ansprache, die sogenannte Inauguraladresse, welche von der Presse des Landes fast durchweg günstig aufgenommen wurde, und zwar mit Recht. Arthur widmete in seiner Rede dem Andenken seines Amtsvorgängers einige würdig gehaltene Sätze und versprach, das gute Beispiel, welches Garfield gegeben, solle ihm, seinem Nachfolger, und der Union zu Nutze kommen. Er sagte nicht zu wenig und nicht zu viel; es war selbstverständlich nicht zu erwarten, daß er bei der in Rede stehenden Gelegenheit in seinen Auslassungen sehr ins Einzelne gehen würde. Anerkannt aber muß werden, daß die Adresse nach Form wie nach Inhalt durchaus den Umständen und Verhältnissen angemessen war. Das amerikanische Volk gab ihr denn auch die günstigste Auslegung; es kam nur darauf an, ob Präsident Arthur seinen Worten die entsprechenden Thaten nachfolgen lassen würde. Es lagen zu jener Zeit keine großen und dringenden Fragen von öffentlichem Interesse vor, über welche das amerikanische Volk sich wesentlich hätte aufregen können. Das Land befand sich im ganzen in einem zufrieden stellenden Zustande; auch war allem Anschein nach in nächster Zukunft nichts zu befürchten, wodurch das allgemeine Wohlbefinden hätte geschädigt werden können. Die Hauptgefahr lag darin, ob Arthur die richtige Wahl zwischen der Zufriedenheit der Majorität seiner Partei und des Volkes auf der einen und der Zufriedenheit seiner frühern persönlichen Freunde auf der andern Seite treffen würde. Dieser Alternative konnte er sich, wie die Dinge einmal lagen, nicht entziehen. Die kommenden Herbstwahlen in einzelnen Unionsstaaten, namentlich im Staate Neuyork, kamen ihm bei dieser Entscheidung zu Hülfe.

Am 10. Oct. trat der Bundessenat zu einer außerordentlichen Sitzung zusammen, um an Arthur's Stelle, der bisher als Vicepräsident der Vereinigten Staaten nach den Bestimmungen der Bundesverfassung den Vorsitz in dieser Körperschaft geführt hatte, einen Senatspräsidenten zu wählen. Eine solche Wahl war nothwendig für den Fall, daß, wenn Arthur regierungsunfähig wurde oder gar durch den Tod seiner hohen Stellung entrissen worden wäre, sofort ein neues legitimes Oberhaupt an die Spitze der Union treten mußte. Auf Antrag des demokratischen Senators Pendleton aus Ohio wurde Thomas Francis Bayard aus Delaware, ebenfalls der demokratischen Partei angehörig, mit 34 gegen 32 Stimmen zum zeitweiligen Vorsitzenden des Senats gewählt, und diese Wahl verlieh ihm die Machtstellung eines Vicepräsidenten der Vereinigten Staaten. Auf diese Weise hatte die Union in Chester A. Arthur einen republikanischen Präsidenten, in Thomas Francis Bayard aber einen demokratischen Vicepräsidenten.

Wie bereits angedeutet, sind die Wahlen in einzelnen Unionsstaaten häufig nicht ohne Einfluß auf die allgemeine Politik der Vereinigten Staaten; dies war auch mit den im Herbst 1881 abgehaltenen Staatswahlen der Fall, insofern sie vorwiegend günstig für die republikanische Partei ausfielen. Es wurden in denselben nicht nur hohe Beamte für die Einzelstaaten, sondern mehrfach auch Congreßrepräsentanten und Bundessenatoren gewählt. In der Regel ist die Betheiligung bei denjenigen Staatswahlen, die in dem auf eine Präsidentenwahl folgenden Jahre

vorgenommen werden, eine verhältnißmäßig matte. Der Grund ist theils darin zu suchen und zu finden, daß sich das öffentliche Interesse durch die vorausgegangene, das ganze Volk in Mitleidenschaft ziehende Präsidentenwahl stark erschöpft hat, theils darin, daß die erste Periode einer neuen Administration häufig gewisse Enttäuschungen mit sich bringt. Es kommt deshalb nicht selten vor, daß die in der Präsidentenwahl siegreiche Partei bei dem nächsten Wahlkampf hier und da empfindliche Niederlagen erleidet. Diesmal war das weniger der Fall als bei frühern ähnlichen Gelegenheiten. Von den Staatswahlen des Jahres 1881 waren außerdem zwei von besonderer Bedeutung: die in Virginien und die im Staate Neuyork. In Virginien hatte die republikanische Partei insofern ihre Selbständigkeit aufgegeben, als sie sich ganz und gar unter die Leitung eines gewissen Mahone und des sogenannten Readjusterflügels der demokratischen Partei stellte. Mahone, ein gewandter und energischer Politiker, hatte denjenigen Theil der demokratischen Partei, welcher sich für „Repudiation", d. h. Nichtabzahlung eines Theiles der virginischen Staatsschulden, erklärte, um seine Fahne gesammelt. Daß diese Repudiationspolitik von rechtlich denkenden Menschen und von denjenigen, welche Ehrlichkeit als die beste Politik anerkennen, nicht gerechtfertigt werden kann, liegt auf der Hand. Die Opposition gegen das Programm Mahone's wurde indeß einigermaßen durch die Thatsache abgestumpft, daß die Gegenpartei, welche die alten Sklavenhalter, auch „Bourbonen" genannt, in sich schloß, zwar viel von ehrlichem Schuldenzahlen zu reden wußte, sobald es sich aber darum handelte, für das ehrliche Schuldenzahlen praktische Vorbereitungen zu treffen, ebenso wenig ihre Schuldigkeit that wie die „Readjuster" oder „Repudiationisten", welche dies zu thun sich weigerten. Der Kampf in Virginien fand also thatsächlich zwischen zwei Parteien statt, von denen die eine offen einen Theil der Staatsschulden nicht anerkannte und ihn darum auch nicht abtragen wollte, während die andere laut gegen die Nichtanerkennung der Schulden protestirte, eine wirkliche Tilgung derselben aber ebenfalls nicht ins Werk setzte. Dazu kam, daß Mahone das jüngere, rührige Element der virginischen Bevölkerung an sich zu ziehen verstand und daß er sich ohne Rückhalt für die politische Gleichberechtigung der Rassen und die Beschützung der Farbigen bei der Ausübung des Stimmrechtes aussprach. Dadurch erhielt seine Partei einen liberalen, unionsfreundlichen Anstrich, der sie der republikanischen Partei näherte, und ihr Sieg stellte die Sprengung des separatistisch gesinnten „einigen Südens" in Aussicht. So erklärte sich auch der Zorn, den die Mahone-Bewegung in der demokratischen Partei, welche die politische Gleichberechtigung der farbigen Rasse noch immer schel ansah, hervorrief, und daher zugleich die Bereitwilligkeit vieler Republikaner, Mahone zu unterstützen. Das Resultat der Wahl in Virginien war ein Sieg der „Readjuster", welcher der republikanischen Partei insofern zum Vortheil gereichte, als Mahone später als Bundessenator nicht selten bei entscheidenden Fragen mit den Republikanern und gegen die Demokraten stimmte.

Was die Staatswahl in Neuyork anbetrifft, so war dieselbe vorzugsweise deshalb von hoher Bedeutung, weil es sich dabei um den Sieg oder die Niederlage des frühern Bundessenators Roscoe Conkling, des Meisters in der corrupten Beute-

oder Maschinenpolitik, handelte. Conkling hatte bekanntlich als Mitglied des Bundessenats einen harten Kampf mit dem Präsidenten Garfield wegen der Vertheilung der Bundesämter zu bestehen. Er war in diesem Kampfe unterlegen und hatte mit seinem Freunde und Mitsenator T. C. Platt seinen Sitz im Senat der Vereinigten Staaten aufgegeben.*) Nach Garfield's Hinscheiden und Arthur's Einzug in das Weiße Haus hielt Conkling nun die Zeit für gekommen, den aufgegebenen Sitz im Bundessenat wieder einzunehmen. Allein die Zeiten hatten sich geändert; die „Stalwarts" und das „Boßthum" hatten ihre Machtstellung verloren; an die Stelle der Grant-Republikaner waren im Staat Neuyork die Garfield-Republikaner getreten. Was Garfield, dem Lebenden, vielleicht nicht gelungen wäre, das erreichte Garfield, der Todte; wie in der republikanischen Staatsconvention, so unterlag Conkling bei der darauffolgenden Wahl, und als Bundessenatoren wurden die republikanischen Candidaten Miller und Lapham, ersterer der Fraction der unabhängigen Republikaner angehörig, gewählt. Präsident Arthur hatte sich taktvoll bei der ganzen Wahlagitation vollständig unparteiisch verhalten, und kam durch die Niederlage Conkling's, von der sich dieser einst so machtvolle und gefürchtete Politiker niemals wieder erholte, nicht in die Verlegenheit, seinem frühern Gönner und Freunde feindlich gegenübertreten zu müssen.

Eine wohlthuende Abwechselung brachte in die politischen Parteikämpfe die am 19. Oct. 1881 abgehaltene Centennialfeier der Uebergabe von Yorktown, die bekanntlich das Ende des Unabhängigkeitskrieges herbeiführte. Zu dieser Feier waren die Nachkommen der Generale von Steuben und von Lafayette eingeladen worden. Wie hoch George Washington die Verdienste Steuben's um die amerikanische Armee schätzte, geht unter anderm aus einer Generalordre hervor, welche der „Vater des Vaterlandes" am 18. Juni 1782 nach einer Truppenrevue erließ; diese Ordre lautet in deutscher Uebersetzung: „Nachdem die Armeeinspection brigadeweise beendigt ist, freut sich der Obergeneral, daß sich ihm die Gelegenheit darbietet, dem Generalmajor Baron von Steuben für den unermüdlichen Eifer und die besondere Aufmerksamkeit, die er bei der letzten Inspection und Revue bewiesen hat, sowie für seine hervorragenden unablässigen Dienste bei Hebung der Disciplin der Armee seinen Dank abzustatten." Zu der erwähnten Centennialfeier kamen aus Deutschland sieben Verwandte des Generals von Steuben nach Amerika und wurden dort als Gäste der Republik aufgenommen. Präsident Arthur hielt eine Rede, in welcher er die alte Freundschaft der Vereinigten Staaten mit Deutschland und Frankreich warm betonte, und nicht minder herzlich die Sympathie hervorhob, welche die Königin Victoria bei dem Hinscheiden Garfield's dem amerikanischen Volke gegenüber zum Ausdruck gebracht hatte. Auf die Begrüßungsrede Arthur's erwiderte unter andern der Oberst Arndt von Steuben in deutscher Sprache.

Von friedlichen Ereignissen, welche um diese Zeit stattfanden, ist noch kurz die großartige Baumwollausstellung zu erwähnen, welche zu Atlanta im Staat Georgien abgehalten wurde. Beachtenswerth war der Empfang, welcher bei dieser Gelegenheit dem General William T. Sherman zutheil wurde. Niemand dachte mehr

*) Vgl. „Unsere Zeit", 1882, II, 47 fg.

an Sherman's berühmten, für die südliche Conföderation so verderblichen Zug an das Meer und an seine damals so verhaßten Soldaten, „Bummers" genannt, welche den Kroaten des Dreißigjährigen Krieges gleichgestellt wurden. Daß der General 1864 bei Atlanta eine siegreiche Schlacht geschlagen hatte, wobei ein Theil der Stadt in Flammen aufging, schien ebenfalls vergessen zu sein. Der Norden und der Süden der Union reichten sich in Atlanta die Freundeshand, und volkswirthschaftliche Interessen halfen den durch locale Verhältnisse veranlaßten Hader der Parteien und sonstige politische Streitigkeiten mildern, wenn nicht ganz schlichten.

Als Arthur das Präsidentenamt antrat, ersuchte er sämmtliche Mitglieder des von Garfield gebildeten Ministeriums, ihre Posten zu behalten; allein dies geschah nicht, denn schon nach wenigen Wochen schieden der Finanzminister Windom und der Justizminister MacVeagh aus ihren Aemtern und wurden durch Folger und Brewster ersetzt. Im December legten auch der Staatssecretär Blaine, der Minister des Innern Kirkwood und der Generalpostmeister James ihre Stellen nieder; ihre Amtsnachfolger waren der im Mai 1885 verstorbene Frelinghuysen, Teller und Howe; der Kriegsminister Rob. Lincoln und der Marineminister Hunt behielten dagegen auch unter Arthur ihre Aemter.

Am 5. Dec. 1881 trat der 47. Congreß zu seiner ersten regelmäßigen, gewöhnlich sehr lange dauernden Sitzung zusammen. Das Repräsentantenhaus zählte damals 293 Mitglieder, von denen 146 Republikaner, 137 Demokraten und 10 unabhängige Papiergeldleute oder „Greenbackler" waren; da von den letztern in der Regel mehrere mit den Republikanern stimmten, so hatten diese die Majorität. Aehnlich war das Parteiverhältniß im Bundessenat, weil der unabhängige David Davis und der Readjuster Mahone bei entscheidenden Fragen mit den republikanischen Senatoren zu stimmen pflegten. Präsident Arthur hatte demnach mit einem republikanischen Congreß zu regieren, doch durfte er es an Vorsicht nicht fehlen lassen, wenn er mit seiner Politik reussiren wollte. Die schönen Tage der sechziger Jahre, in denen alle Maßregeln und Vorschläge der Administration von einer Zweidrittel-Majorität des Congresses gebilligt wurden, in die dann auch die Anhänger zu der unter Grant's Administration üppig emporwuchernden Corruption fielen, waren vorüber; die beiden großen Parteien der Republikaner und Demokraten hielten sich nahezu die Wage. Die Botschaft, welche Präsident Arthur am 6. Dec. dem Congreß vorlegte, wurde später als gewöhnlich bekannt, und war sehr ausführlich gehalten; sie war in den verschiedensten Volkskreisen mit einer gewissen Spannung erwartet worden, denn gerade diese Gelegenheit hatte das Andenken an den gemordeten Garfield wieder lebhaft wachgerufen. Arthur löste indeß seine Aufgabe in angemessener Weise; er gedachte rühmend und mit würdigen Worten seines Amtsvorgängers. Aber auch in anderer Beziehung genügte das in Rede stehende Actenstück allen billigen Anforderungen und trug namentlich den nothwendigen Reformen gebührend Rechnung.

Nachdem der Präsident ziemlich ausführlich die freundschaftlichen Beziehungen der Union zu den europäischen Staaten, die Ausstellungen in Melbourne, Sydney

und Atlanta, die Münzconferenz in Paris, die Centennialfeier der Uebergabe von Yorktown, die Convention zu Genf und die internationale Sanitätsconferenz in Washington berührt hatte, sagte er über den Krieg in Südamerika Folgendes: „Die Unionsregierung sieht zu ihrem großen Leidwesen, daß die feindlichen Beziehungen zwischen Chile, Bolivia und Peru noch immer fortdauern. Ein baldiger Friede zwischen diesen Republiken ist sehr zu wünschen, nicht nur damit ihnen ferneres Elend erspart bleibe, sondern auch weil nach meiner Ansicht ihr fortgesetzter Antagonismus Folgen nach sich zu ziehen droht, welche die Interessen einer republikanischen Regierung überhaupt gefährden und dazu angethan sind, die besten Elemente einer freien und friedlichen Civilisation zu vernichten. Da bei der aufgeregten Stimmung, die gegenwärtig in diesen Ländern herrscht, die Stellung der Vereinigten Staaten ernstlich misverstanden worden ist, und da der diplomatische Verkehr mit jedem derselben durch besondere Gesandte mitunter wegen der mangelhaften Communicationsmittel zu vorübergehenden Misverständnissen Anlaß gibt, so habe ich es für zweckdienlich erachtet, einen außerordentlichen Gesandten abzuschicken, der bei allen diesen Republiken beglaubigt und mit allgemeinen Instructionen versehen ist, welche, wie ich annehmen darf, ihn in den Stand setzen werden, freundlichere Beziehungen zwischen diesen Mächten wiederherzustellen. Die Regierung von Venezuela behauptet ihre Stellung und zahlt mit großer Regelmäßigkeit die monatlichen Quoten ihrer Schuld. Ohne die Richtung anzugeben, in welcher der Congreß vorgehen könnte, mache ich auf die schwebenden Fragen aufmerksam, welche die Vertheilung der bis dahin empfangenen Summen berühren. Die aus derselben Schuld hervorgegangenen Beziehungen zwischen Venezuela und Frankreich sind seit einiger Zeit unbefriedigender Natur gewesen, und die diesseitige Regierung hat in ihrer Eigenschaft als Nachbar und einer der größten Gläubiger Venezuelas sich inzwischen bei der französischen Regierung verwendet, um einen freundschaftlichen und ehrenhaften Ausgleich herbeizuführen."

Schon in diesen Worten deutete der Präsident Arthur an, daß er in milderer Weise, als dies durch den Minister Blaine unter Garfield's Administration geschehen war, den andauernden Kampf zwischen Chile einerseits und Peru und Bolivia andererseits zu schlichten bemüht sein würde, wenn dies auch dem außerordentlichen Gesandten der Vereinigten Staaten, Trescott, nicht sonderlich gelang. Das herrische Auftreten des frühern Gesandten der Union in Peru, Hurlbut's, und dessen Federkrieg mit seinem diplomatischen Collegen in Chile, dem General Kilpatrick, hatten nicht allein an Ort und Stelle, sondern auch in allen civilisirten Ländern ein für die Regierung der Vereinigten Staaten nicht besonders schmeichelhaftes Aufsehen erregt. Ohne Zweifel hatte der Gesandte Hurlbutt nicht das Recht gehabt, der Republik Chile in dictatorischer Weise zu sagen, was sie den besiegten Republiken Peru und Bolivia gegenüber in Bezug auf Friedensbedingungen thun oder lassen solle, er hatte durch ein solches Vorangehen nur den Verdacht erweckt, daß die Vereinigten Staaten sich in eigennütziger Weise eine Art von Vormundschaft über die kleinen Schwesterrepubliken anmaßen wollten, und chilenische Zeitungen sprachen bereits offen aus, die große Nordamerikanische Union strebe nicht nur nach einem Protectorat über die kleinern Republiken Amerikas, sondern es sei

mit diesem Streben allem Anschein nach auch eine geschäftliche Speculation verbunden, welcher Blaine persönlich nicht allzu fern gestanden. In einem Rundschreiben vom 21. Dec. 1881 an die diplomatischen Vertreter von Chile gab der chilenische Minister des Auswärtigen, Balmaceda, eine genaue Darstellung der Ursachen des Krieges mit Peru und Bolivia, der Kriegsereignisse und der Interventionsversuche der Vereinigten Staaten und beharrte auf der Forderung einer Gebietsabtretung, die er als unvermeidliches Zahlungsmittel und als eine auf dem internationalen Recht begründete Sicherheitsbedingung bezeichnete. Auch verfehlte dieser Staatsmann nicht, daran zu erinnern, daß die Unionsregierung bei ihren nationalen Conflicten, namentlich in den Kriegen mit Mexico, nicht das mindeste Bedenken getragen habe, Gebietsabtretungen im größten Umfange dem besiegten Gegner aufzuerlegen.

In Bezug auf den Panamakanal*) sagte Präsident Arthur: „Mein Amtsvorgänger hielt es für Pflicht, den europäischen Mächten darzulegen, wie infolge des Vertrages mit der Regierung von Columbia von 1846 den Vereinigten Staaten besondere Vorrechte eingeräumt worden, welche die Einmischung einer fremden Macht als einen überflüssigen und unfreundlichen Act erscheinen lassen. Da ich voraussah, daß sich die englische Regierung wahrscheinlich auf den Clayton-Bulwer-Vertrag stützen werde, welcher Großbritannien einen Antheil an der Garantie des Werkes zugestand, so habe ich nicht versäumt, das Verfahren meines Vorgängers zu ergänzen und der englischen Regierung eine Modification jenes Vertrages vorzuschlagen, damit die Clauseln aus demselben entfernt werden, welche nicht mit den Verpflichtungen der Vereinigten Staaten gegen Columbia oder den hauptsächlichsten Interessen der beiden Parteien in dieser Angelegenheit übereinstimmen." Die gewünschten und vielleicht nothwendigen Abänderungen des Clayton-Bulwer-Vertrages kamen indeß weder unter Arthur's Administration noch später zu Stande, weshalb dieser Vertrag aller Wahrscheinlichkeit nach noch wiederholt den Gegenstand von Unterhandlungen zwischen England und der Nordamerikanischen Union bilden wird. Glücklicher als bei den Vermittelungsversuchen zwischen Chile einerseits und Peru und Bolivia andererseits, sowie bei den Verhandlungen hinsichtlich des Panamakanals waren die Bemühungen der Union bei dem Ausgleiche zwischen der Argentinischen Republik und Chile. Der zwischen diesen beiden Staaten ausgebrochene Grenzstreit wurde unter Beihülfe des Gesandten der Vereinigten Staaten durch den Vertrag von Buenos-Ayres beigelegt. Diesem Vertrage gemäß blieb Chile im Besitz der Meerenge von Magellan, mit Ausnahme ihrer östlichen Ausmündung in den Atlantischen Ocean; das Feuerland wurde getheilt, und in Patagonien bildeten die Cordilleren der Anden die Grenzlinie, sodaß der östliche, größere Theil an Argentinien, der westliche Theil mit dem schmalen Küstensaum und den vorliegenden zahlreichen Inseln im Großen Ocean an Chile fiel. Insofern konnte Präsident Arthur in seiner Botschaft allerdings sagen: „Wir dürfen uns Glück wünschen, daß unsere Regierung Gelegenheit gehabt hat, ihre guten Dienste für die Abwehr von Zwistigkeiten zwischen den Republiken des amerikanischen Conti-

*) Vgl. „Unsere Zeit", 1882, II, 251 fg.

nents erfolgreich zur Geltung zu bringen." Auch die Verhandlungen mit China, welche theils die chinesische Einwanderung, theils die Unterdrückung des Opium-handels betrafen, waren erfolgreich; ebenso blieb das Verhältniß zu Japan, welches Arthur als „die fortgeschrittenste Nation im Orient" bezeichnete, ein durchaus freundschaftliches.

Zu der innern Politik übergehend, berührte der Präsident in seiner Botschaft zunächst die Finanzlage der Union, welche ein viel befriedigenderes Bild darbot, als dies mit manchen Beziehungen zum Auslande der Fall war. Die aus verschiedenen Quellen fließenden ordentlichen Einnahmen betrugen in dem mit dem 30. Juni 1881 abschließenden Finanzjahre 360,782292 Doll. 57 C., zu welcher Summe die Zölle mit 198,159616 Doll., und die Binnensteuern mit 135,264085 Doll. das meiste beigetragen haben. Der Gesammtbetrag der Ausgaben belief sich während desselben Zeitraums auf 260,712887 Doll. 59 C., wodurch sich ein Ueberschuß in den Einnahmen von 100,068404 Doll. 98 C. ergab, der vom Präsidenten im Einklang mit dem Finanzminister vorzugsweise für den Tilgungsfonds der öffentlichen Schuld verwandt wurde. Bei dem verhältnißmäßig günstigen Zustande der Finanzen hielt Arthur die Zeit für gekommen, die Binnensteuern herabzusetzen und theilweise ganz abzuschaffen; beibehalten wollte er die Steuern auf Tabacк in seinen verschiedenen Formen und auf destillirte Spirituosen und gegorene Getränke, sowie auf solche Fabrikate, die leicht zu Fälschungen und Betrügereien Veranlassung geben können. Hinsichtlich der Zölle bemerkte die Botschaft: „Die Tarifgesetzgebung bedarf ebenfalls einer Revision; damit aber den einander gegenüberstehenden Interessen der Bürger die gebührende Berücksichtigung zutheil werde, sollten tief einschneidende Veränderungen nur mit Vorsicht vorgenommen werden." In Bezug auf die Silberprägung billigte der Präsident die vom Finanzminister in Vorschlag gebrachte baldige Einziehung der Silbercertificate. Die Emittirung dieser Certificate fand statt, um die Silberwährung der Goldwährung möglichst nahezubringen, und um dieses Ziel noch leichter zu erreichen, wurden die Certificate für alle Zölle, Steuern und öffentlichen Abgaben als Zahlungsmittel verwandt. Das Finanzdepartement hatte, wie die Botschaft hervorhob, monatlich wenigstens 2 Mill. Doll. in Silber prägen lassen; so waren gegen 102 Mill. solcher „Standard-Dollars" geprägt worden, von denen jedoch kaum 34 Mill. in Umlauf waren, weil sie das Publikum aus guten Gründen nicht liebte. Der Bundesdirector der Münze, Burchard, erklärte deshalb auch in seinem Jahresbericht, da die internationale Münzconferenz in Paris resultatlos auseinandergegangen sei, würden die Vereinigten Staaten klug handeln, wenn sie die weitere Prägung von Silbermünzen einstellten, bis ein internationales Uebereinkommen zwischen den Haupthandelsnationen von Europa und Amerika bezüglich der Prägung von Gold- und Silbermünzen getroffen worden sei. Hierauf sich stützend empfahl denn auch Arthur, daß die gesetzliche Vorschrift, monatlich wenigstens 2 Mill. Silberdollars prägen zu lassen, aufgehoben und künftig nur so viel geprägt werde, als für die Befriedigung der Nachfrage erforderlich sei. Allein so weise dieser Rath auch war, so wenig fand er doch bei der nationalen Gesetzgebung der Vereinigten Staaten Gehör.

Von Interesse ist, daß Präsident Arthur bei der Besprechung der Zölle und Steuern die Bevölkerung der Vereinigten Staaten in Betracht zog, indem er von der vielfach getheilten Annahme ausging, daß, wenn die jährlichen Einnahmen und Ausgaben dieselben bleiben würden wie im Jahre 1881, die gesammte Schuld der Union binnen zehn Jahren getilgt werden könnte. Er bemerkte, daß die öffentliche Schuld und die Zinsenlast unter diesen Umständen nahezu in demselben Grade schwinden würden, wie die Bevölkerung wachse. Der officielle Census vom Juni 1880 hatte nämlich festgestellt, daß zu dieser Zeit die Bevölkerung der ganzen Union sich auf 50,155773 Seelen belief, während dieselbe zehn Jahre vorher nur 38,558371 Seelen betrug. Beachtenswerth war hierbei noch der Umstand, daß die Bevölkerung in den frühern Sklavenstaaten unverhältnißmäßig zugenommen hatte. Neuere Statistiker bringen diese Zunahme der schwarzen Rasse mit der Befreiung derselben aus dem Zustande der Sklaverei in Verbindung.

Der Kriegsminister Robert Lincoln empfahl eine Vergrößerung der Bundesarmee von 25000 auf 30000 Mann, um die Ruhe an den weit ausgedehnten Grenzen der Union genügend aufrecht erhalten und die Ansiedler gegen die Angriffe von Indianern hinlänglich schützen zu können, und der Präsident glaubte die Forderungen des Kriegsministers unterstützen zu müssen, da in verschiedenen Territorien, z. B. in Arizona und Neumexico, Indianeraufstände vorgekommen waren. Auch der dem Kriegsministerium unterstellte Signaldienst und das Wetterbureau machten Geldbewilligungen seitens der Bundesgesetzgebung nothwendig. Die Kriegsmarine lag sehr im Argen und die Küstenbefestigungen ließen viel zu wünschen übrig; deshalb erklärte der Präsident in seiner Botschaft: „Wir müssen uns besser, als es bisher geschehen, bereit halten, unsere Häfen gegen Angriffe zu vertheidigen, durch Vertheilung unserer Kriegsschiffe auf den Heerstraßen des Welthandels die vielfachen Interessen unsers auswärtigen Handels und die Person und das Eigenthum unserer im Auslande lebenden Bürger zu schützen und überall die Ehre unserer Flagge zu wahren, sowie die hervorragende Stellung, die wir unter den Nationen der Erde mit Recht beanspruchen dürfen." Schlimmer noch als mit der Kriegsmarine war es mit der Handelsmarine bestellt, sodaß Arthur mit Recht klagte: „Die Flotte von Kauffahrteischiffen, welche unter der Flagge der Vereinigten Staaten segeln, wird immer kleiner, und dabei liefern wir den größten Theil der Fracht für die Schiffe. Unsere Schiffahrt ist fortwährend im Abnehmen begriffen, sie ist unbedeutender, als sie zu jener Zeit war, wo unsere Aus- und Einfuhr nicht die Hälfte von dem ausmachte, was sie jetzt ist." Der Hauptgrund dieses Uebelstandes war in dem Schutzzoll zu suchen, der das Rohmaterial für den Schiffbau unverhältnißmäßig vertheuerte und die einst so blühende amerikanische Rhederei fast ganz vernichtete.

Günstiger als der Bericht über die Kriegs- und Handelsmarine lauteten die Mittheilungen aus dem Departement des Innern. Zwar hatte es nicht an Conflicten und blutigen Grenzkriegen mit den Indianern gefehlt; aber es war doch gelungen, verschiedene Indianerstämme an eine mehr civilisirte Lebensweise zu gewöhnen, indem man ihnen gewisse bürgerliche Rechte verliehen hatte und von ihnen die entsprechenden Pflichten forderte. „Der Indianer solle", so erklärte

Arthur in seiner Botschaft, „durch das Gesetz geschützt werden, man solle ihm gestatten, sein Recht vor Gericht zu suchen. Er hat schon wiederholt darum gebeten. Dieses Recht würde sehr werthvoll für ihn sein und seine Civilisation bedeutend fördern.“ Da viele Rothhäute ein lebhaftes Interesse für Landwirthschaft zeigten, so gab Arthur den Rath, ihnen den Besitz von Grundeigenthum für längere Zeit zu ermöglichen und auf diese Weise die Auflösung der alten Stammesverhältnisse herbeizuführen. Diese bilden nämlich einen Hauptzug im Leben der Wilden und verhindern am meisten ihre Civilisation. Selbstverständlich wurde auf eine liberale Unterstützung der unter der Präsidentschaft von Hayes durch Karl Schurz ins Leben gerufenen Indianerschulen gedrungen; wünschten doch selbst unter den wildesten Stämmen verschiedene Häuptlinge und ältere Mitglieder die Erziehung ihrer Kinder durch weiße Lehrer oder Lehrerinnen. „Es ist zu bedauern“, heißt es in der Botschaft, „daß die Mittel, welche dem Departement des Innern für die Indianerschulen zu Gebote standen, gänzlich unzulänglich waren. Der Congreß sollte nicht nur für die drei vorhandenen Anstalten in Hampton, Carlisle und Forest Grove liberale Verwilligungen machen, sondern noch weitere Schulen ähnlicher Art einrichten.“*) Nach dem Urtheile von Sachverständigen sind die solchen Schulen anvertrauten Indianerkinder ehrlich, wahrheitsliebend und verträglich, sodaß unter ihnen selten oder nie Streitigkeiten vorkommen, ganz im Gegensatz zu den Negerkindern, die nur zu häufig diebisch, faul und streitsüchtig sind. Bezeichnend ist es auch, daß die Anlagen der jungen Indianer besser sind und ihre Bildsamkeit leichter ist, je weiter nördlich die Stämme leben, denen sie angehören, d. h. je weiter sie der Civilisation entrückt waren. Die entfernter von den Niederlassungen der Weißen lebenden Stämme sind stolz und kräftig; den in der Nähe der Eisenbahn Wohnenden hat das Betteln und der Whisky den Stolz und die Kraft gebrochen.

Nachdem der Präsident noch einschneidende Maßregeln gegen die Vielweiberei der Mormonen in Utah und gegen das gesetzlose Treiben der sogenannten „Kuhjungen“ (cow-boys) in Arizona und andern südwestlichen Territorien eindringlich angerathen, berührte er schließlich das Postwesen, in welchem manche Betrügereien stattgefunden hatten, den öffentlichen Unterricht und die Civildienstreform. Hinsichtlich des öffentlichen Unterrichts sagte er: „Obgleich unser Regierungssystem nicht beabsichtigt, daß die Nation ein bestimmtes Erziehungssystem vorschreibe oder unterstütze, so haben doch der Congreß und die Executive die Maßregeln, welche diesen Zweck verfolgen, niemals mit Gleichgültigkeit betrachtet. Ein großer Theil unserer öffentlichen Domäne wurde für Erziehungszwecke reservirt, und man ist jetzt der Ansicht, daß die Regierung das Schulwesen auch noch in anderer Hinsicht fördern sollte. Viele von denen, die jetzt das politische Stimmrecht ausüben, sind nicht im Stande, ihren Stimmzettel zu lesen, wenn sie, erst seit kurzer Zeit aus der Sklaverei befreit, die Rechte des freien

*) Ein sehr günstiges Urtheil über die Indianerschulen, namentlich die in Forest Grove, fällt C. Herzog, kaiserlicher Staatssecretär z. D., in seinem interessanten Buche „Aus Amerika“, I, 223 fg.

Bürgers ausüben. Es hat mich gefreut, zu erfahren, daß das Schulwesen im Süden der Union, d. h. in den frühern Sklavenstaaten, bedeutende Fortschritte gemacht hat; allein, was auch nach dieser Richtung hin von Gemeinden und Privatleuten gethan worden ist, es sollte noch durch die Bundesregierung unterstützt werden, sobald es verfassungsmäßig geschehen kann. Ich möchte deshalb den Vorschlag machen, daß, wenn eine Geldsumme für diesen Zweck ausgeworfen wird, dieselbe nach der Rate der Ununterrichteten unter die Staaten vertheilt werde, da auf diese Weise die Gegenden, welche der Unterstützung am meisten bedürftig sind, die Wohlthaten derselben am ersten genießen." Aus diesen Worten geht hervor, daß Präsident Arthur als Haupt der Regierung nichts unterlassen wollte, um die Bildung in allen Schichten des amerikanischen Volkes zu heben. In ähnlicher Weise äußerte er sich über die Reform des öffentlichen Aemterwesens oder Civildienstes; er erklärte, daß seines Erachtens kein Mann ein öffentliches Amt bekleiden solle, dessen Pflichten ehrlich und umsichtig zu erfüllen er aus dem einen oder dem andern Grunde unfähig sei. Indem Arthur im wesentlichen die Prüfung billigte, welche durch das vom Bundessenator Pendleton, dem gegenwärtigen amerikanischen Gesandten in Berlin, ausgegangene Gesetz später vorgeschrieben wurden, betonte er mit vollstem Rechte, daß es nicht allein auf theoretische Kenntnisse, sondern ebenso sehr auch auf praktische Geschäftstüchtigkeit ankomme; ein rascher Stellenwechsel sei möglichst zu vermeiden, dagegen die Beförderung verdienstvoller Beamten zu empfehlen. „Die Prüfungscommission", so schloß der Präsident seine Bemerkungen über den Civildienst, „solle den Charakter des Candidaten ebenso prüfen wie dessen sonstige Fähigkeiten, da beides für einen guten Beamten gleich nothwendig sei."

Den Schluß der wohldurchdachten Botschaft bildete eine beachtenswerthe, durch den Tod Garfield's veranlaßte Bemerkung über das Präsidentenamt. Die Bundesverfassung bestimmt in der sechsten Clausel der ersten Section des zweiten Artikels unter anderm Folgendes: „Im Fall der Amtsentsetzung des Präsidenten, seines Absterbens, Verzichtleistens oder seiner Unfähigkeit (inability), die Gewalten und Pflichten dieses Amtes auszuüben, soll dasselbe dem Vicepräsidenten übertragen werden." Arthur machte nun nicht ohne Grund darauf aufmerksam, daß die Verfassung keine nähere Definition des Wortes „Unfähigkeit" (inability) enthalte; dieselbe könne dauernd, vorübergehend u. s. w. sein; auch sei durch die Verfassung nicht festgestellt, welche Instanz über die „Unfähigkeit" zu entscheiden habe: der Präsident selbst oder der Vicepräsident oder der Congreß. Leider wurde über diese wichtige Frage vom 47. Congreß kein befriedigender, definitiver Beschluß gefaßt.

Bei der Organisation dieses Congresses übernahm den Vorsitz im Senat Davis aus Illinois, der sich mehr der republikanischen Partei zuneigte, und im Repräsentantenhause wurde der der Conkling-Fraction angehörige Republikaner Keifer mit 148 Stimmen zum Sprecher gewählt; sein Hauptgegencandidat, der Demokrat Randall aus Pennsylvanien, ein starker Schutzzöllner, erhielt 124 Stimmen. Weder Davis noch Keifer zeichneten sich durch besondere Fähigkeiten aus. Einer

der ersten Beschlüsse des Congresses war eine gemeinsame Resolution des Senats und des Repräsentantenhauses, der gemäß der frühere Bundessenator und Minister James G. Blaine vor versammeltem Congreß zum Andenken an den verstorbenen Garfield eine Rede hielt. Blaine unterzog sich dieser Aufgabe als talentvoller Redner mit anerkennenswerthem Geschick. Es wohnten dieser Feier nicht nur die Congreßmitglieder, sondern auch der Präsident Arthur, die Minister, die Mitglieder des Oberbundesgerichts, die Gesandten der fremden Mächte, die Gouverneure der Einzelstaaten der Union und die höhern Offiziere der Landarmee und der Flotte bei. Die Thätigkeit des 47. Congresses, dessen erste Session am 8. Aug. 1882 ihren Abschluß fand, kann gerade nicht als eine besonders fruchtbare bezeichnet werden; es kamen indeß doch einige Gesetze zu Stande, welche vorzugsweise die innern Verhältnisse der Union betreffen und nicht ohne Wichtigkeit sind, und zu diesen gehörten in erster Linie eine Mormonenbill und ein Chinesengesetz.

Was zunächst das Mormonengesetz anbetrifft, so brachte der republikanische Bundessenator Edmunds von Vermont im Februar 1882 eine Bill ein, die unter anderm folgende Bestimmungen enthielt: „Der Act der Polygamie soll fernerhin mit einer Geldbuße bis zu 300 Doll., oder mit einer Gefängnißstrafe bis zu sechs Monaten belegt werden. Niemand, der entweder selbst mehr als eine Frau hat oder an die Rechtmäßigkeit der Vielweiberei glaubt, darf als Geschworener in einem auf die Anklage der Vielweiberei begründeten Strafverfahren fungiren. Den Vielbeweibten und ihren Frauen ist in Bezug auf öffentliche und politische Aemter das active und passive Wahlrecht entzogen, sodaß z. B. kein Polygamist als Delegirter das Territorium Utah im Congreß vertreten kann." Außerdem ermächtigte die Bill den Präsidenten der Vereinigten Staaten, allen, die bis zum Erlaß des neuen Gesetzes in Vielweiberei gelebt hatten, Amnestie zu ertheilen, und erklärte alle bis zum Januar 1883 in Vielweiberei erzeugten Kinder für legitim. Nachdem die nach ihrem Urheber genannte Edmunds-Bill vom Senat angenommen worden und im März auch die Zustimmung des Repräsentantenhauses gefunden hatte, wurde dieselbe vom Präsidenten Arthur unterzeichnet und erhielt damit Gesetzeskraft. Eine fernere Bestimmung des Gesetzes ging noch dahin, daß alle diejenigen, welche nach Veröffentlichung desselben der Polygamie huldigten, mit Gefängniß bis zu fünf Jahren und zugleich mit einer Geldbuße von 500 Doll. bestraft werden sollten. Im September 1882 wurden von der Unionsregierung Commissare nach Utah gesandt, um die möglichst genaue Befolgung des Anti-Mormonengesetzes zu sichern; dieselben legten allen Männern und Frauen, welche der Mormonensekte angehörten und sich bei einer öffentlichen Wahl betheiligen wollten, einen Eid vor, in dem folgender Passus vorkommt: „Ich schwöre feierlich, daß ich kein Bigamist oder Polygamist bin, daß ich die Gesetze der Vereinigten Staaten, wodurch die Bigamie oder Polygamie verboten ist, nicht verletze, daß ich nicht mit mehr als einer Frau (oder einem Mann) in ehelicher Verbindung stehe, oder mit irgendeiner Frau (oder einem Mann) eine Verbindung angeknüpft habe, wodurch das gegen die Bigamie oder Polygamie erlassene Gesetz übertreten wird." Hiergegen erließen die Häupter der Mormonen-

sekte, nämlich John Taylor, George O'Connor und Joseph F. Smith, eine in den Mormonenkirchen veröffentlichte Adresse, die folgende Punkte enthielt: „Die Geschichte der Mormonen weist manche schwere Zeiten auf; aber der erste Präsident der christlichen Kirche der «Heiligen vom letzten Tage» hat uns, seinen Nachfolgern, für gewisse Fälle klare und bestimmte Weisungen hinterlassen. Die gegenwärtigen Verhältnisse sind derart, daß die jetzigen Vorsitzenden der Mormonenkirche sich verpflichtet fühlen, euch, den Gläubigen, folgende Adresse zukommen zu lassen: «Am 22. März 1882 ist eine vom Bundessenator Edmunds eingereichte Bill zum Gesetz erhoben worden, wodurch in allen Theilen der Vereinigten Staaten uns das durch unsere Religion erlaubte Institut der himmlischen Ehe (celestial marriage) verboten ist. Auf Grund des Gesetzes sind fünf Commissare in unser Territorium gesandt worden, damit sie die Befolgung desselben überwachen. Wir aber haben zu wiederholten malen feierlich versichert, daß die jetzt gesetzlich verbotene eheliche Institution (Polygamie) ein Theil unserer Religion und uns durch den allmächtigen Gott selbst offenbart ist, daß unsere theuersten und heiligsten Hoffnungen in diesem und dem zukünftigen Leben damit verbunden sind. Aus diesem Grunde können wir uns auf kein Compromiß einlassen; wir beharren vielmehr bei unsern religiösen Grundsätzen, die von Gott selbst stammen und alle Reiche und Mächte der Welt überdauern werden. Laßt uns daher in geschlossener Phalanx der Zukunft entgegengehen und unsere religiösen Rechte als freie Männer im Vertrauen auf Gott vertheidigen.»" Es ist schwer zu sagen, was das Ende dieses Mormonenfanatismus sein wird. Zurückweichen kann und darf die Unionsregierung nicht; sie muß das Gesetz vollziehen, wenn sie nicht ihre eigene Autorität schwer schädigen will. Auf die Dauer aber wird die Mormonenkirche den Kampf mit der staatlichen Macht nicht aushalten können, sobald letztere fest und consequent den gesetzlichen Weg verfolgt. Was die ultramontane Papstkirche im großen, das ist das Mormonenpapstthum im kleinen; die verderbliche Macht beider kann nur durch eine auf Recht und wahre Freiheit gegründete, mit Festigkeit und umsichtige Ausdauer geleitete Macht des Staates gebrochen werden. Schon jetzt liegen deutliche Anzeichen dafür vor, daß sich das Mormonenthum innerhalb der Grenzen der Vereinigten Staaten in seiner bisherigen Weise nicht wird halten können, sondern gezwungen sein wird, entweder die Polygamie aufzugeben oder das Gebiet der Union zu verlassen. Wie neuere Nachrichten aus Amerika melden, bleibt die Anwendung des Edmunds-Gesetzes nicht ohne Wirkung, und die Mormonen denken daran, weiter südlich zu ziehen und sich anderswo, etwa in Mexico, niederzulassen und dort neue Tempel zu bauen. Bevor dies aber geschieht, werden noch immer mehrere Jahre vergehen müssen.

Nächst der Mormonenfrage hatte die Chinesenfrage schon wiederholt die nationale Gesetzgebung beschäftigt, ohne daß irgendwie durchgreifende Maßregeln getroffen worden waren. Bald nach Eröffnung des 47. Congresses brachte der Bundessenator Miller von Californien ein Bill ein, wodurch in der strengsten Weise allen gewöhnlichen chinesischen Arbeitern die Einwanderung nach den Vereinigten Staaten für die Dauer von 20 Jahren verboten wurde. Der wesentliche Inhalt dieser im März 1882 von dem Senat und dem Repräsentantenhause angenommenen

Bill war folgender: „Nach Ablauf von 90 Tagen, nach Annahme der in Rede stehenden Bill, sollen 20 Jahre lang keine chinesischen Arbeiter nach den Vereinigten Staaten kommen; jeder Schiffseigenthümer oder Schiffsführer, der während jener Zeit chinesische Arbeiter nach Amerika bringt, soll mit einer Geldbuße bis zu 500 Doll. und mit einer Gefängnißstrafe bis zu einem Jahre belegt werden. Dagegen dürfen gewisse Klassen von Chinesen, wie Kaufleute, Lehrer, Studirende, Reisende, diplomatische Persönlichkeiten und Arbeiter, die schon am 17. Nov. 1880, dem Tage, wo der letzte Vertrag mit China abgeschlossen wurde, in den Vereinigten Staaten waren, sich in Amerika aufhalten oder den amerikanischen Boden betreten, sobald sie einen von der chinesischen Regierung zugleich mit einem genauen Signalement ausgestellten Paß vorzeigen können; dieser Paß muß von dem diplomatischen Vertreter der Vereinigten Staaten in China oder von dem am chinesischen Abfahrtshafen befindlichen amerikanischen Consul vidimirt sein." Der chinesische Gesandte in Washington, Jung-Wing, machte hierauf dem Präsidenten Arthur ernste Vorstellungen in Bezug auf den gefaßten Congreßbeschluß und erklärte, man sei in Peking zu den äußersten Repressalien entschlossen, falls die Bill im Weißen Hause sanctionirt werden sollte; die chinesische Regierung werde Gleiches mit Gleichem vergelten. Keinem Bürger der Union werde der Aufenthalt auf chinesischem Boden gestattet sein; die nordamerikanischen Missionen würden aus dem Lande verwiesen, die in chinesischen Diensten stehenden amerikanischen Beamten fortgeschickt und der Flagge der Union alle chinesischen Häfen geschlossen werden. Kurzum, alle vertragsmäßigen Gerechtsame, welche die Amerikaner seit einem Menschenalter auf dem ostasiatischen Festlande sich erworben, alle die Handelsvortheile, welche sie dort im Wettbewerbe mit den seefahrenden Nationen der alten Welt errungen, würden mit einem Schlage verloren gehen, wenn die vom Senator Miller eingebrachte und vom Congreß angenommene Bill durch die Sanction des Präsidenten Gesetzeskraft erhalten würde. Hierzu kam, daß auch viele Repräsentanten des Ostens der Union, der unter der chinesischen Einwanderung nicht zu leiden hatte, die Bill misbilligten. Selbst im Westen der Union erhoben sich einflußreiche Stimmen gegen die Miller'sche Bill. So erklärte z. B. Karl Schurz in der in Saint-Louis im Staate Missouri erscheinenden „Westlichen Post": „Vornehmere und reichere Chinesen, sowie chinesische Nichtarbeiter dürfen zu uns nach den Vereinigten Staaten kommen, aber sie müssen sich mit Paß und Signalement, vom amerikanischen Gesandten oder Consul beglaubigt, als solche, nämlich als Nichtarbeiter, legitimiren. Hier haben wir zwei Dinge, welche uns auf amerikanischem Boden einigermaßen sonderbar vorkommen müssen. Wir schließen Einwanderer von unsern Küsten aus, weil sie willige und geschickte Arbeiter sind und wegen ihrer Frugalität ihre Arbeit billig liefern können, und zweitens, wir führen die Anfänge des Paßwesens ein, um eine gewisse Klasse von Einwanderung auf Nichtarbeiter zu beschränken. Wenn wir den ersten Grundsatz auf die Chinesen anwenden, können wir ihn auch auf jede andere Klasse von Einwanderern anwenden, denn in der That macht jeder einwandernde Arbeiter den Preis der Arbeit geringer. Erst vor kurzer Zeit wurde der Streik von Arbeitern in einem Eisenwerke in Pennsylvanien dadurch vereitelt, daß

die Stellen der Ausständigen mit einer frischen Ladung von Einwanderern aus Europa zu geringern Löhnen ausgefüllt wurden. Und was das Paßwesen betrifft, so sollen wir in der Republik der Vereinigten Staaten damit anfangen, während andere Staaten damit aufhören? Die chinesische Einwanderung bringt unzweifelhaft große Uebelstände mit sich; aber man sollte sich bei solcher Gelegenheit wohl hüten, eine Arznei anzuwenden, die schlimmer wirken könnte als die Krankheit selbst." Diese und andere Erwägungen bestimmten auch den Präsidenten Arthur, der vom Bundessenator Miller eingebrachten Bill am 4. April sein Veto entgegenzustellen. In der das Veto begleitenden Botschaft erklärte der Präsident, daß sich sein wesentlichster Einwand gegen die zwanzigjährige Suspension der Chineseneinwanderung richte, welche er „thatsächlich als prohibitorisch und demnach als eine Verletzung der Unterhandlungen betrachte, auf deren Grundlage der letzte Vertrag mit China geschlossen worden sei." Die Maßregel schließe folglich einen Bruch des guten Glaubens in sich. Arthur hob noch einige andere Bestimmungen der Bill hervor, die nach seiner Ansicht geändert werden müßten, da sie nicht demokratisch und dem Geiste amerikanischer Institutionen feindselig seien, und bemerkte, daß gewisse Industriezweige durch die Anwesenheit der Chinesen in den Pacificstaaten in nicht geringem Grade gefördert worden seien. Schließlich empfahl die Botschaft, die Dauer der Periode, für welche die Chineseneinwanderung gehemmt werden sollte, nicht näher zu bestimmen, sondern dieselbe von dem Ergebniß des Ausschließungsversuches abhängen zu lassen. Die Bemerkungen des Präsidenten blieben nicht ganz erfolglos; der Congreß zog den betreffenden Gesetzesvorschlag noch einmal in Erwägung und setzte, von andern unwesentlichen Abänderungen abgesehen, die zwanzigjährige Ausschließungsdauer der Chineseneinwanderung auf eine zehnjährige fest. Das Recht, in den Vereinigten Staaten zu wohnen, hatten nach der modificirten Bill nur diejenigen Chinesen, welche ihren Aufenthalt dort bereits genommen hatten, oder innerhalb der 90 Tage nach Annahme der Bill dort landeten. In dieser Form unterzeichnete der Präsident am 8. Mai die Bill, sodaß dieselbe Gesetzeskraft erhielt.

Die hohe Bedeutung, welche man in den Vereinigten Staaten der Chinesenfrage beilegte und zum Theil noch beilegt, könnte zu der Annahme berechtigen, daß sich jährlich ein Strom von Hunderttausenden einwandernder chinesischer Zopfträger über die Westküste der nordamerikanischen Union ergossen habe und daß es hohe Zeit gewesen sei, die kaukasische Rasse angesichts dieser mongolischen Ueberflutung durch die energischsten Maßregeln zu beschützen. Einer solchen Annahme widerspricht aber der im Jahre 1880 aufgenommene Census, wonach in diesem Jahre die chinesische Bevölkerung in der ganzen Union sich nur auf 105465 Köpfe belief, also ungefähr nur ein Fünftel von einem Procent der Gesammtbevölkerung der Vereinigten Staaten betrug. Die chinesische Einwanderung begann bald nach der Besitznahme von Californien durch die Amerikaner im Jahre 1848; sie hatte es daher in 32 Jahren nur auf wenig mehr als 100000 Personen gebracht. Ein besonderer Grund zu der Befürchtung, daß die mongolische Rasse der kaukasischen gefährlich werden und mit letzterer gar um die Herrschaft kämpfen könnte, lag mithin nicht vor. Allerdings ist die chinesische Einwanderung, wenn sie auch ihrer

Gesammtzahl nach ziemlich geringfügig war und noch ist, schon aus dem Grunde für die Pacificstaaten von größerer Bedeutung, weil sie sich dort in ihrer Hauptmasse concentrirt. Ueberwältigend droht sie freilich auch in den Staaten am Stillen Ocean nicht zu werden: einmal, weil die meisten eingewanderten Chinesen ihre Frauen nicht mitbringen und darum nicht, wie andere Eingewanderte, auf amerikanischem Boden sich zahlreich fortpflanzen und vermehren, zweitens, weil sie durchgängig mit der Absicht nach Amerika kommen, wieder nach China zurückzukehren, sobald sie sich eine gewisse Summe Geldes verdient haben. Da sie dieser Absicht in der Regel treu bleiben, so wechselt der Ein- und Auswanderungsstrom der Chinesen, sie nehmen der Zahl nach in den Vereinigten Staaten wenig zu, und ein starkes, plötzliches Anschwellen des mongolischen Elements ist kaum zu fürchten. Die Hauptursache, weshalb man in Amerika die Chinesen haßt, ist, daß sie, wie bereits angedeutet, für niedrigere Löhne als die Weißen arbeiten und letztern daher eine empfindliche Concurrenz machen. Starke Concurrenten sind sie namentlich in der Wollmanufactur und bei der Tabacksfabrikation in ihren verschiedenen Zweigen. Auch haben die Chinesen bei Eisenbahnbauten Dienste geleistet, für welche sich oft keine weißen Hände finden ließen; ebenso bearbeiteten sie den Abfall von Minen und die Erze niedern Grades, welche die Weißen nur zu oft verschmähen. Doch haben die Chinesen nach und nach angefangen, sich in den Vereinigten Staaten einer Reihe von Arbeits- und Geschäftszweigen zu bemächtigen, in denen ihre Concurrenz den Weißen allerdings bedrohlich wird, da der Chinese mit äußerst genügsamer Lebensweise auch sehr große Geschicklichkeit und bedeutenden kaufmännischen Geist verbindet. Ebenso wenig verschmilzt der Chinese in seinen gesellschaftlichen, moralischen und politischen Anschauungen mit der Civilisation der Amerikaner, und falls die chinesische Einwanderung in großen Massen nach den Vereinigten Staaten herüberkäme, würde sie in dem amerikanischen Gemeinwesen als ein entschieden fremdartiges und störendes Element dastehen. Als abschreckendes Beispiel mögen in dieser Beziehung die Lasterhöhlen des verrufenen Chinesenviertels in San-Francisco und die berüchtigten Opiumlocale in Neuyork und andern Städten der Union dienen. So ist es begreiflich, daß die Chinesenfrage, auch nachdem die vom Bundessenator Miller eingebrachte Chinesenbill in Kraft getreten ist, nicht vollständig von der Tagesordnung schwand, sondern bis in die neueste Zeit hinein immer wieder auftaucht. Die aus Neuengland stammende und theilweise ins Werk gesetzte Idee, die eingewanderten Mongolen zum Christenthum zu bekehren und sie dadurch mehr mit dem Amerikanerthum zu verschmelzen, hat sich nur wenig bewährt. Die in San-Francisco eingerichteten Missionsanstalten machten meist insofern ein gründliches Fiasco, als die neubekehrten Chinesen schon bald auf den abgefeimtesten Betrügereien ertappt wurden und es sich herausstellte, daß sie nur zur Erreichung selbstsüchtiger Zwecke die Bekehrung hatten über sich ergehen lassen. Daß übrigens unter Umständen die aus den Vereinigten Staaten nach China zurückkehrenden Chinesen ihrem alten Vaterlande in ehrenhafter Weise Vortheil bringen, geht daraus hervor, daß gegen Ende des Jahres 1881 nahezu 40 chinesische Studenten ihre alte Heimat wieder aufsuchten, um mit den in Amerika erworbenen Kennt-

nissen bei den Torpedo-, Telegraphen- und medicinischen Departements der Regierung in Tientsin angestellt zu werden.

Einen eigenthümlichen Gegensatz zu dem Hasse gegen die Chinesen bildete die lebhafte Sympathie, welche sich infolge der im Jahre 1881 in verschiedenen Theilen des russischen Reiches stattgefundenen Judenverfolgungen in mehrern großen Städten der Union kundgab. In einer äußerst zahlreich besuchten Volksversammlung in der Stadt Neuyork, welcher auch der am 23. Juli 1881 verstorbene Expräsident General Grant beiwohnte, wurde unter anderm der Beschluß gefaßt, die Regierung der Vereinigten Staaten aufzufordern, ihren Einfluß auf die russische Regierung zu Gunsten der Juden geltend zu machen. Von den zu Tausenden nach Amerika aus Rußland auswandernden Juden war leider eine verhältnißmäßig nicht geringe Anzahl für die Arbeit ganz unbrauchbar. Da indeß im Juni 1882 gegen 100 Juden aus Odessa über den Ocean gingen, um sich in Oregon als Farmer niederzulassen, faßte man den Plan, jüdische Ackerbaucolonien zu gründen. So wurde in Neujersey eine Ackerbauschule errichtet, in welcher israelitische Einwanderer für die Landwirthschaft herangebildet wurden. Bei dieser Gelegenheit mag bemerkt werden, daß 1879 und in den nächstfolgenden Jahren die Flut der Einwanderung nach den Vereinigten Staaten bedeutend zu steigen begann und die atlantischen Dampfergesellschaften nicht im Stande waren, die Emigranten den gesetzlichen Vorschriften gemäß über den Ocean zu befördern. Man scheute sich nun in manchen Auswanderungshäfen nicht, die Zwischendecke der Schiffe mit lebendiger Fracht vollzupfropfen. Dampfer, welche nach ihrem Tonnengehalt berechtigt waren 600 bis 800 Auswanderer zu befördern, landeten in Neuyork und Baltimore 1300 bis 1500; selbstverständlich war die Sterblichkeit unter den Passagieren eine größere und die Beschwerdebücher der Zollämter füllten sich mit Klagen. Die Bundesbehörden jener beiden amerikanischen Hafenstädte verhafteten mehrere Kapitäne wegen Verletzung der betreffenden Gesetze; doch schlaue Advocaten kamen diesen zu Hülfe und bewiesen, daß die Gesetze für den Segelverkehr erlassen worden seien und darum auf Dampfschiffe keine Anwendung finden könnten. Das Uebel dauerte fort und nahm immer mehr zu. Aus diesen Gründen brachte der deutsch-amerikanische Congreßrepräsentant Deuster aus Wisconsin im 47. Congreß eine Bill ein, welche die alten, für den Segelverkehr erlassenen Vorschriften erneuerte und verschärfte und den Seeverkehr überhaupt, die Dampfer mit eingeschlossen, nach den fortgeschrittenen Grundsätzen der Zeit regelte. Der erste Versuch Deuster's mislang; allein der rührige Volksvertreter gab seine gute Sache nicht auf und setzte es später durch, daß am 1. Nov. 1882 eine neue Zwischendecksbill Gesetzeskraft erlangte, welche den Einwanderern den nöthigen Schutz während der Seereise gewährte. Die amerikanischen Zollinspectoren erhielten den Auftrag, die in den verschiedenen Einwanderungshäfen einlaufenden Auswanderungsschiffe genau zu untersuchen und darauf zu achten, daß die Bestimmungen des Deuster-Gesetzes in keiner Weise verletzt würden.

Was die für die Vereinigten Staaten in politischer und moralischer Beziehung so wichtige Aemterfrage anlangt, so muß constatirt werden, daß der 47. Congreß

nicht das Geringste gethan hat, obschon die bereits erwähnte, vom Bundessenator Pendleton aus Ohio eingebrachte Reformbill als dankenswerthes Material vorlag und von dem republikanischen Senator Dawes aus Massachusetts eine denselben Zweck verfolgende Bill empfohlen wurde. Pendleton ging in der Rede, die er am 13. Dec. 1881 zur Begründung seines Gesetzesvorschlags hielt, von der sicher nicht unberechtigten Behauptung aus, daß die Ermordung des Präsidenten Garfield als eine directe Folge des corrumpirenden „Beutesystems“ anzusehen sei. Seine Bill, die sich in ihren Hauptpunkten den in der Jahresbotschaft Arthur's ausgesprochenen Ansichten anschloß, enthielt im wesentlichen folgende Bestimmungen: 1) Es sollten offene Concurrenzprüfungen behufs Ermittelung der Fähigkeiten der Applikanten für Anstellungen im Regierungsdienste vorgenommen werden; 2) die Anstellungen sollten nach Maßgabe des Bestehens der Prüfungen erfolgen; 3) jeder in den Regierungsdienst eintretende Candidat sollte von unten auf anfangen; 4) es müsse eine Probezeit absolvirt sein, bevor eine definitive Anstellung erfolge; 5) die Beförderung der Beamten dürfe nur nach Maßgabe ihrer Verdienste und ihrer Fähigkeiten stattfinden; 6) die Besteuerung der Beamten zu politischen Parteizwecken sei abzuschaffen; 7) es müsse verhindert werden, daß die Autorität oder die Machtstellung der Beamten zur politischen Beeinflussung von Personen oder Körperschaften benutzt werde; 8) in Fällen, in denen sich eine Concurrenzprüfung als nicht praktisch erweisen sollte, müßten gewöhnliche Prüfungen vor einer Commission stattfinden. Der Unterschied zwischen der Bill des Senators Dawes und der seines demokratischen Collegen bestand in der Hauptsache darin, daß letzterer eine Controlprüfungs- und Ernennungsbehörde in Aussicht nahm, während Dawes eine solche Prüfungsbehörde für jedes einzelne Executivdepartement in Vorschlag brachte.

Hinsichtlich der vom Präsidenten Arthur empfohlenen Unterstützung der Indianerschulen stellte der republikanische Senator Hoar den Antrag, daß der Minister des Innern ermächtigt werde, für die Versorgung und Erziehung aller Indianer, die westlich vom Mississippi lebten und nicht zu den fünf civilisirten Stämmen im Indianerterritorium gehörten, die Summe von 2 Mill. Doll. anzuweisen; 2 Mill. erschienen dem Congreß jedoch zu viel und wurden zu dem genannten Zweck nur 250000 Doll. bewilligt. So sparsam die Majorität des Congresses mit ihren Ausgaben für Indianerschulen war, so liberal, wenn nicht verschwenderisch zeigte sie sich bei der Berathung und Beschlußfassung über die Pensions- und Fluß- und Hafenbill. Wol kein Land der Erde hat reichlicher und besser für seine verwundeten und kranken Veteranen gesorgt, als die Vereinigten Staaten es für die Vertheidiger der Einheit und Freiheit der Union in dem langen und blutigen Bürgerkriege gethan haben; dennoch nahm der Congreß eine Bill an, die für jeden, der irgendeinmal die Uniform der Union getragen, eine nicht geringe Pension aussetzte. Da diese Bill wesentlich darauf berechnet war, Stimmen bei öffentlichen Wahlen zu gewinnen, so konnte es nicht fehlen, daß sie zu Misbräuchen Veranlassung gab und die Höhe der Pensionsgelder gewaltig anschwoll: konnten doch selbst frühere Unionssoldaten, die seit Jahren in Europa, z. B. in Deutschland, lebten und dort recht gut existirten, durch einflußreiche Verbindungen

in Amerika nachträglich ansehnliche Pensionen erhalten, die sie ruhig diesseit des Oceans verzehren durften. Die vom 47. Congreß angenommene und durch die Gegenzeichnung des Präsidenten zum Gesetz erhobene Pensionsbill bewilligte für das Jahr 1882 die Summe von 100 Mill. Doll. Um einigermaßen den Betrügereien vorzubeugen, welche dadurch entstehen, daß Personen, die nicht die mindeste Berechtigung dazu haben, Pensionen beziehen, beantragte der Senator Beck aus Kentucky ein Amendement, welches verfügte, daß in jedem County eine Controlliste der Pensionäre einmal im Laufe des Jahres veröffentlicht werden sollte; allein dieses Amendement drang nicht durch.

Aehnlich, wie mit der Pensionsbill, verhielt es sich mit der Fluß- und Hafenbill, auch „Omnibusbill" genannt, in welche seit Jahren Geldbewilligungen für wichtige und unwichtige, nöthige und unnöthige Dinge aufgenommen werden. Diese Bill, welche vom Präsidenten Arthur mit seinem Veto belegt ward, darauf aber sowol von dem Senat wie dem Repräsentantenhause mit der in einem solchen Falle erforderlichen Zweidrittel-Majorität angenommen und somit Gesetz wurde, bewilligte nahezu 19 Mill. Doll., wovon wenigstens die Hälfte ebenfalls zu politischen Parteizwecken verwandt wurde. Der Präsident bezeichnete seine Stellung zu der Bill kurz und klar: „Mein Haupteinwand gegen die Bill ist, daß sie Bewilligungen für Zwecke enthält, die nicht der gemeinsamen Vertheidigung oder dem allgemeinen Wohle dienen und den Handel und Verkehr zwischen den Einzelstaaten der Union befördern, sondern im Gegentheil lediglich den besondern Localitäten, in welchen die Anlagen und Bauten vorgenommen werden sollen, zum Vortheil gereichen werden. Ich betrachte eine solche Verwendung der Bundesgelder als über die Befugnisse hinausgehend, welche die Constitution dem Congreß und dem Präsidenten verleiht. Außerdem haben Bewilligungen dieser Art für rein locale Zwecke die Tendenz, an Zahl und Größe zu wachsen." Als Beleg für seine Ansicht führte der Präsident das Wachsen der in Rede stehenden Bill von Jahr zu Jahr seit 1870 an. Im Jahre 1870 bewilligte sie 3,975900 Doll., 1875 schon 6,648517 Doll., 1880 8,976500 Doll., 1881 11,451300 Doll. und die von 1882 bestimmte die Verausgabung von sogar 18,743815 Doll. Die öffentliche Meinung hatte Präsident Arthur in diesem Fälle mit seinem Veto jedenfalls für sich, wie sich aus den Urtheilen der bessern und größern Blätter der verschiedensten politischen Richtung deutlich ergab.

Die Zoll- oder Tariffrage hat schon wiederholt bei politischen Parteikämpfen in den Vereinigten Staaten eine hervorragende Rolle gespielt, und zwar waren es die Demokraten, welche für den Freihandel in die Schranken traten, während ihre alten Gegner, die Whigs, mehr schutzzöllnerischen Grundsätzen huldigten. Aber auch in der letzten Zeit des Präsidentenwahlkampfes im Jahre 1880 wurde der Tarif als ein brauchbares Agitationsmittel von der republikanischen Partei in den Vordergrund gestellt, und zwar in schutzzöllnerischem Sinne. Man appellirte an die von dem Schutzzoll begünstigten Fabrikanten und erregte bei ihnen die Befürchtung, daß sie durch einen Sieg der Demokraten ihre Vortheile verlieren würden. Man appellirte aber auch an die Arbeiter, indem man die Behauptung aufstellte, daß die Beschäftigung und die Löhne von der Beibehaltung eines hohen

Tarifs abhingen, und daß der Sieg der demokratischen Partei dies alles gefährden würde. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Taktik von Wirkung war und der republikanischen Partei manche Stimme zuwandte, obschon die Demokraten sich durchaus nicht als Freihändler gerirten. Nach der Wahl verfehlten die Schutzzöllner nicht, der Vertheidigung eines hohen Tarifs das Hauptverdienst für den Sieg der Republikaner zuzuschreiben. In Wahrheit hatte jedoch die Schutzzollagitation nicht in dem Maße zur Erwählung des republikanischen Präsidentschaftscandidaten beigetragen, wie die Schutzzolleute es behaupteten. Die neue Blüte, die einer vorangegangenen drückenden Geschäftsklemme gefolgt war, hatte, wie einsichtige Organe der republikanischen Partei selbst zugaben, das amerikanische Volk im allgemeinen abgeneigt gemacht, vorläufig in der ökonomischen Politik der Union eine bedeutende Störung eintreten zu lassen, und selbst Garfield, der nach seiner eigenen Erklärung im Princip dem Freihandel günstig gestimmt war, wollte fürs erste nicht allzu heftig an dem Tarif rütteln. Die Demokraten, welche zuerst in ihrer Plattform eine Reform des Tarifs befürwortet hatten, ließen diese Befürwortung sofort fallen, als sie bemerkten, daß das Volk in Bezug auf alle diese Fragen sehr conservativ gesinnt war: sie zwangen ihren Präsidentschaftscandidaten, den General Hancock, in einem öffentlichen Schreiben sich zu Gunsten des Schutzzolls auszusprechen. Und noch mehr: nach der Wahl gingen einige demokratische Führer mit Sack und Pack zu den Schutzzöllnern über, indem sie aus dem republikanischen Siege die Lehre ziehen zu müssen glaubten, der Schutzzoll sei für lange Zeit die feststehende Politik des Landes, und keine Partei dürfe sich ungestraft an ihm vergreifen. Die Sache gewann jedoch nur zu bald ein anderes Ansehen. Kaum waren die durch die Hitze des Wahlkampfes aufgeregten Gemüther wieder etwas ruhiger geworden, als der „zweite nüchterne Gedanke" (the sober second thought) sich geltend machte und das Verlangen nach einer Revision des Tarifs zuerst von einzelnen Stimmen, dann aber immer allgemeiner ausgesprochen wurde. Dieses Verlangen wurde in kurzer Zeit so stark und so dringend, daß selbst die Schutzzöllner darüber besorgt zu werden anfingen; wußten sie doch sehr wohl, daß die Tarifgesetze, welche in der Noth des Bürgerkrieges zu Stande gekommen waren, um Mittel zur Kriegführung zu schaffen, allerlei üble Folgen, namentlich in Bezug auf den Schiffbau und die Handelsmarine, gehabt hatten und manche ungeheuerliche Bestimmungen enthielten, die ein genaueres Eingehen nicht vertragen könnten und über kurz oder lang eine starke und begründete Opposition wach rufen mußten. „Manche Anhänger des hohen Tarifs", so erklärte Karl Schurz im April 1882 in der neuyorker „Evening Post", „würden gern der Abschaffung gewisser Auswüchse des Tarifs beistimmen, wenn sie nicht die Furcht hegten, daß das ganze System in Gefahr gerathen würde, sobald einmal die Reform an irgendeinem Punkte in Angriff genommen sei." Besteht doch die politische Stärke des Schutzzollsystems vornehmlich darin, daß eine ansehnliche Zahl von Industriezweigen durch Interessengemeinschaft sich miteinander verbindet und sich gegenseitig beisteht, zum wirklichen oder eingebildeten Schutz gegen das Ausland, mag die Mehrheit der Nation darunter leiden oder nicht. In Amerika

waren es z. B. die Wollindustrie, die Eisenindustrie, die Baumwollindustrie, die Salzproduction und einige andere Interessen, die gleichsam einen „Ring" zur gegenseitigen Beschützung bildeten und im Congreß einen mächtigen Einfluß ausübten. Wenn dieser Ring einmal an irgendeiner Stelle gebrochen war, d. h. wenn einem der bezeichneten Industriezweige die Protection entzogen wurde, so war die bis dahin geschlossene Interessengemeinschaft gelockert und das ganze Schutzsystem stand in Gefahr. Da nun aber der Ruf nach Tarifreform im Volke immer stärker wurde, so ergriffen die Schutzzöllner im Congreß, die doch auf die Volksstimme schon der Wiederwahl halber etwas achten mußten, das Auskunftsmittel einer Commission, der die ganze Frage zur Untersuchung und Berichterstattung übergeben werden sollte. Man hoffte, diese werde so zusammengesetzt werden, daß sie den Schutzzöllnern nicht allzu sehr schadete; jedenfalls war doch Zeit gewonnen. Außerdem hatte, wie bereits oben bemerkt, Präsident Arthur eine, wenn auch nicht gerade tief einschneidende Revision der bestehenden Zollgesetze in seiner Botschaft empfohlen. Nach langen Debatten wurde denn auch endlich eine aus Repräsentanten und Senatoren gebildete Tarif- oder Zollcommission niedergesetzt, deren Mitglieder für jeden Tag, an dem sie wirklich in Thätigkeit waren, 10 Doll., sowie eine Vergütung der Reisegelder und sonstiger nothwendiger Auslagen erhielten. Die Commissare hatten alle Fragen zu untersuchen, welche auf Ackerbau, Handel, Fabrikwesen, Bergbau und die industriellen Verhältnisse und Interessen der Vereinigten Staaten überhaupt Bezug hatten, und zwar so weit, als dies nothwendig war, einen zeitgemäßern Tarif festzustellen, oder um den bestehenden Tarif und das bestehende System der Bundessteuergesetze in einer Weise abzuändern, die allen berechtigten Interessen gerecht würde. Die Commission hatte dem Präsidenten von Zeit zu Zeit zu berichten und ihren letzten Bericht nicht später, als am ersten Montag im Januar 1883 einzureichen. Die allgemeine Ansicht im amerikanischen Volke ging indeß von vornherein dahin, daß die in Rede stehende Commission so zusammengesetzt sein und so arbeiten würde, daß an eine nennenswerthe Herabsetzung der Zölle nicht zu denken wäre; und diese Ansicht ging schließlich auch im wesentlichen in Erfüllung. Neben der Zollfrage trat auch die sogenannte Monopolfrage, namentlich mit Bezug auf die Fracht und die Personentarife der Eisenbahnen immer mehr in den Vordergrund. Im Staate Neuyork fand im Mai 1882 eine Conferenz von Delegirten der „Anti-Monopolliga" statt, um die nöthigen Schritte zu einem wirksamen Eingreifen bei den demnächst vorzunehmenden Staatswahlen zu berathen.

Ueber die Handelsbilanz der Vereinigten Staaten für das volle, am 30. Juni 1882 abschließende Fiscaljahr enthielt der officielle Bericht des statistischen Bureau in Washington unter andern folgende Angaben: „Der Ueberschuß des Exports über den Import betrug nur 25,727856 Doll., gegen nahezu 260 Mill. im Vorjahr. Dieser kolossale Abfall war zumeist dadurch entstanden, daß die Waarenausfuhr um ungefähr 151 Mill. Doll. abgenommen, die Waareneinfuhr um fast 82 Mill. zugenommen hatte. Hätte nicht die Ausfuhr von Petroleum die des Vorjahres um 12 Mill. Doll. übertroffen, so würde der Ueberschuß des Waaren

exports nur etwa 13 Mill. Doll. betragen haben. Hand in Hand mit dieser ungünstigen Waarenbilanz der Union ging die Metallbewegung. Statt eines Ueberschusses des Imports von Edelmetall zum Betrage von 41 Mill. Doll. im Vorjahr hatten die Vereinigten Staaten in diesem Fiscaljahr nur einen Ueberschuß des Exports von beinahe 7 Mill. Das war der Segen des hohen Schutzzolls. Der Handel hat aber seine eigenen Gesetze und es läßt sich gegen dieselben nicht ungestraft mit schutzzöllnerischen „Hebeln und Schrauben" vorgehen.

Von der Thätigkeit der mit dem 8. Aug. 1882 endenden Congreßsitzung ist nichts mehr zu sagen. Der Vorschlag des Präsidenten, die Silberprägung einzuschränken, wurde nicht beachtet, vielmehr versuchten die Silberfreunde, diese Prägung noch zu vergrößern; da ihnen aber dies nicht gelang, so wußten sie wenigstens die Ausgabe von sogenannten Silbercertificaten durchzusetzen. Im Schatzamt zu Washington häufte sich die Masse der Silberdollars immer mehr an, während der Goldvorrath abnahm. Jeder Monatsausweis des Finanzministeriums zeigte ein Steigen der Silbervorräthe und ein Abnehmen der Goldreserve im Bundesschatze. Am 1. Juni 1882 hatte man 116,155630 Doll. Silber im Schatzamte und nur noch etwa 149 Mill. Doll. Gold. Da die Zölle meist in Silber oder Papier bezahlt wurden, so erhielt der Goldvorrath nur einen verhältnißmäßig geringen Zuwachs, während die Silbervorräthe noch monatlich durch eine Prägung von 2,500000 Doll. angeschwellt wurden. Die Gefahr rückte immer näher, daß der Finanzminister nicht mehr im Stande sein würde, der Verpflichtung, die Zinsen der Bundesschuld in Gold auszuzahlen, nachzukommen. Die Gesammtproduction an Gold und Silber in den Vereinigten Staaten während des mit Juni 1882 endenden Fiscaljahres war noch immer eine bedeutende und überstieg die Summe von 75 Mill. Doll. Der Hauptlieferant an Edelmetallen war der Staat Colorado, der Nevada und Californien entthront hatte. Die Production Colorados belief sich auf 20,200000 Doll., wovon 17 Mill. auf Silber fielen.

Im Laufe des Jahres 1882 beschäftigte die Regierung und das Volk der Vereinigten Staaten wiederholt die interoceanische Kanalfrage. Es galt, dem bekannten Lesseps'schen Unternehmen, wenn nicht durch die Monroe-Doctrin, so doch durch ein ausschließlich amerikanisches Concurrenzunternehmen Schach zu bieten. Es waren nämlich dem Congreß zwei Vorlagen unterbreitet worden, von denen die eine, welche der Kapitän Eads entworfen hatte, eine Schiffseisenbahn über die Landenge von Tehuantepec in Aussicht nahm, während die andere, vom Senator Miller aus Californien ausgehend, den Bau eines Schleusenkanals von Nicaragua empfahl. Beide Projecte hatten ihre Freunde und Gegner, aber weder das eine noch das andere gelangte zur Ausführung. Als ganz aufgegeben darf man indeß diese Angelegenheit noch nicht ansehen, da selbst die Unionsregierung sich später noch lebhaft dafür interessirt hat und dem Congreß bestimmte Vorschläge zum Bau eines Nicaraguakanals machte.

In Bezug auf den Einfluß des deutschen Elements dürfte nachstehende Notiz nicht ohne Interesse sein. Im Sommer 1882 tagte in Buffalo der 13. „Deutsch-amerikanische Lehrertag". Das von demselben niedergesetzte statistische Comité legte

einen Bericht vor, der folgende Angaben enthielt: die Gesammtzahl der Städte in den Vereinigten Staaten, in welchen die deutsche Sprache in der Schule gelehrt wurde, belief sich, soweit sich die Nachforschungen des genannten Comité erstreckten, auf 1105. Unter diesen 1105 Städten befanden sich 208, in denen deutscher Unterricht in den öffentlichen Schulen von 918 Lehrkräften an 109712 Schüler ertheilt wurde. Ferner gab es 47 Städte, in denen die deutsche Sprache von 164 Lehrkräften 7222 Schülern in Privatschulen gelehrt wurde. In 850 Städten endlich befanden sich deutsche Kirchenschulen mit 2273 Lehrkräften und 158041 Schülern. Die Gesammtzahl der deutschen Lehrkräfte betrug somit 3355, wovon 1177 Lehrer und 2178 Lehrerinnen waren. Leider gingen dem statistischen Lehrercomité aus den Städten Neuyork, Philadelphia und Neuorleans keine Nachrichten zu, sodaß die Tausende von Kindern, welche in diesen drei Städten Deutsch lernen, in obigen Zahlen nicht mit einbegriffen sind. So viel dürfte aber doch wol aus diesem Bericht hervorgehen, daß die deutsche Sprache in der Nordamerikanischen Union sobald nicht ausstirbt und deutscher Einfluß daselbst im politischen und socialen Leben noch lange ein mächtiger sein wird. In dem Jahre 1882 auf 1883 kamen nahezu 800000 Einwanderer nach den Vereinigten Staaten, 1883 auf 1884 sank diese Zahl auf etwa 500000, und vom 1. Juli 1884 bis 1. Juli 1885 belief sie sich nur noch auf 387000 Köpfe. Das deutsche Element war bei dieser Einwanderung stets mit am stärksten vertreten.

Unter den vielen und äußerst verschiedenartigen Vereinen, welche im Laufe der Zeit von deutschen Einwanderern in den Vereinigten Staaten gegründet sind, steht keiner kräftiger und einflußreicher da als der „Nordamerikanische Turnerbund", der übrigens durchaus nicht in exclusiver Weise einzig und allein Deutsche zu seinen Mitgliedern zählt, sondern auch Abkömmlingen anderer Nationen die Aufnahme gestattet. Gewünscht wird allerdings, daß die Mitglieder des Bundes der deutschen Sprache mächtig sind, und das von letztern ins Leben gerufene Turnlehrerseminar, welches sich gegenwärtig in Milwaukee befindet, kann nur von solchen Schülern besucht werden, die des Deutschen „bis zu einem gewissen Grade" kundig sind. Die Turner der Vereinigten Staaten bezwecken, auf Grund ihrer Plattform, „durch ihre Verbindung sich gegenseitig in der Heranbildung von körperlich und geistig tüchtigen Menschen zu unterstützen, und erkennen in der Verbreitung von Bildung und in der Pflege von Sittlichkeit die einzigen Mittel zur gründlichen Reform auf socialem, politischem und religiösem Gebiet". Zu den Pflichten der Turnvereine gehört, daß sie in ihrem Wirkungskreise auf Errichtung und Vervollkommnung guter deutsch-englischer Privatschulen, in denen Musik, Gesang, Zeichnen und Turnen als Bildungsmittel ihre volle Berechtigung erhalten, und auf obligatorischen Schulbesuch hinwirken, auch dafür Sorge tragen, daß die deutsche Sprache in den öffentlichen Schulen (public schools) gelehrt werde. Die Vereine sind ferner verpflichtet, belehrende Vorträge, Vorlesungen oder Debatten einmal monatlich abzuhalten, und sollen hierzu vorzugsweise solche Themata gebraucht werden, die sich auf Beschlüsse und Grundsätze des Bundes beziehen. Was die Bewerber um die Aufnahme in einen Bundesturnverein anlangt, so müssen dieselben das 18. Lebensjahr zurückgelegt haben und einen unbescholtenen Charakter be-

sitzen, sie müssen Bürger der Vereinigten Staaten sein oder Schritte gethan haben, es zu werden; sie dürfen ferner aus keinem Bundesverein ausgeschlossen worden sein; schließlich müssen sie sich einer vierwöchentlichen Probe unterziehen und bei der Aufnahme sich durch Ehrenwort verpflichten, sowol die Platform und Statuten des Bundes, als auch die Statuten des betreffenden Turnbezirks oder -Vereins pünktlich zu beobachten. In der elften Tagsatzung des Nordamerikanischen Turnerbundes, welche in den ersten Tagen des Juni 1884 zu Davenport im Staate Iowa abgehalten wurde, hielt der Mayor dieser Stadt, Ernst Claußen, früher selbst ein eifriger Turner, die Begrüßungsrede, in der er unter anderm sagte: „Die Turner Amerikas haben das große Verdienst, das bessere Element des Deutschthums mit aller Kraft und Zähigkeit behauptet zu haben, ohne dabei in beschränkte Deutschthümelei zu verfallen oder ihre Vereinsgenossen davon abgehalten zu haben, sich im bessern Sinne des Wortes zu amerikanisiren. Nie ist es ihnen eingefallen, einen Staat im Staate bilden zu wollen oder eine Sonderstellung in politischer Beziehung einzunehmen: im Gegentheil, der Turnerbund hat immer seinen Mitgliedern eingeprägt, sie sollten amerikanische Bürger werden und als solche alle vernünftigen Reformbewegungen unterstützen, die Gesetze und die Constitution dieses Landes achten und aufrecht erhalten, ohne jedoch die alten guten Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten der alten Heimat nativistischer Anmaßung zum Opfer zu bringen, die guten Eigenschaften des eingeborenen Amerikaners anerkennen, seiner Energie und Thatkraft nacheifern, seinen gesunden Realismus, seinen glänzenden Wohlthätigkeitssinn, seinen politischen Takt und seine schnelle und sichere Auffassung der Verhältnisse sich zu eigen machen. Auf der andern Seite hat aber auch der Turnerbund darauf bestanden, daß die deutsche Einwanderung den reichen Inhalt ihres Gemüthslebens, die Schätze ihrer Gedankenwelt im Kampfe für die politischen und allgemeinen menschlichen Interessen auf dem großen Gebiet der Union in die Wagschale werfe, wohl wissend, daß ihr Einfluß um so größer ist, je mehr sie an dem festhält, was Deutschland der Welt Großes und Schönes gegeben hat." Die Wahrheit dieser Worte wird jeder bestätigen, der die neuere und neueste Geschichte der Vereinigten Staaten kennt. Als im Jahre 1861 der blutige Bürgerkrieg entbrannte, wo es sich um die Erhaltung der Union und die Abschaffung der Negersklaverei handelte, da zählten die deutschen Turner zu den ersten, welche für die Einheit und die Freiheit ihres Adoptivvaterlandes zu den Waffen griffen, und die Geschichte der Turnerregimenter von Neuyork, von Missouri, von Illinois und Iowa verzeichnet die glänzendsten Ereignisse des Freiheitskampfes.

Einen schneidenden Gegensatz zu der Thätigkeit des Turnerbundes und der zu Davenport abgehaltenen Tagsatzung bilden die ultramontanen Wühlereien der römischen Papstkirche, die auch jenseit des Oceans stattfinden. So wurde z. B. im Frühjahr 1882 in Cincinnati ein Provinzialconcil katholischer Bischöfe abgehalten, welches unter anderm erklärte, „die Lehre von der Gleichheit aller Menschen vor dem Gesetz sei ein grober Irrthum", ebenso sei es irrig zu glauben, „daß alle Gewalten im Volke beruhten". Gegen dieses Vorgehen der katholischen Bischöfe in der Republik der Vereinigten Staaten trat selbstverständlich die amerikanische Tagespresse mit Ent-

schiedenheit auf; so erklärte z. B. der in Neuyork erscheinende „Herald“, die römisch-katholische Kirche beginne mit der erwähnten Erklärung auf amerikanischem Boden einen offenen Krieg gegen diejenigen politischen Grundsätze, auf denen die Freiheit des amerikanischen Volkes beruhe, und Karl Schurz besprach in der neuyorker „Evening Post“ dieselbe Bischofserklärung und meinte unter anderm, „dieselbe enthalte Vorschläge, welche darauf berechnet seien, Unfrieden zu stiften, denn sie behaupte, daß die Kirche nicht nur in Glaubenssachen, sondern auch in häuslichen, socialen und politischen Verhältnissen die Quelle aller Autorität sei“. Dergleichen ultramontane Uebergriffe stehen in den Vereinigten Staaten nicht vereinzelt da, und die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß auch jenseit des Atlantischen Oceans einmal ein „Culturkampf“ entbrennt.

Die im Jahre 1882 vorgenommenen Herbstwahlen waren aus verschiedenen Gründen für die Union von höchster Bedeutung. Dies zeigte sich namentlich bei dem Anwachsen des Repräsentantenhauses und bei der damit zusammenhängenden Umänderung des Machtverhältnisses der Parteien.

Nach den Vorschriften der Constitution der Vereinigten Staaten mußte im Jahre 1882 die Neuwahl, keine Ergänzungswahl, eines nationalen Repräsentantenhauses der Union stattfinden. Daß eine solche Wahl für die innere und äußere Fortentwickelung der großen transatlantischen Republik von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist, liegt auf der Hand, und man hat mit Recht eine weise Einrichtung darin erblickt, daß die amerikanische Verfassung, ungleich den Bestimmungen der Constitutionen anderer großer Reiche, ausdrücklich vorschreibt, daß das Repräsentantenhaus, auf Grund einer neuen Festsetzung der Zahl der einzelnen Unionsstaaten und der Bevölkerung derselben, alle zehn Jahre vollständig neu gewählt werden muß. Als die Union ins Leben trat, zählte das Repräsentantenhaus der 13 Staaten, welche die Republik bildeten, nur 65 Mitglieder, indem auf je 30000 Einwohner höchstens ein Abgeordneter kam, jeder Staat aber mindestens einen Repräsentanten stellte. Im Laufe der Zeit und namentlich infolge des schnellen Anwachsens der Bevölkerung machte sich ein Gesetz, die sogenannte „Apportionment-Bill“, nothwendig, wonach das Repräsentationsverhältniß der einzelnen Unionsstaaten in Gemäßheit des alle zehn Jahre vorzunehmenden Census festgestellt wurde. Auf dieser Grundlage zählte das Repräsentantenhaus des Congresses im Jahre 1792 auf 33000 Einwohner 106, hingegen im Jahre 1802 schon 141 Mitglieder. Im Jahre 1811 wurde der Divisor auf 35000, im Jahre 1832 auf 47700 Einwohner erhöht, und es stieg nichtsdestoweniger die Mitgliederzahl des Hauses 1811 auf 181 und 1832 auf 240 an. Um ein ferneres zu starkes Anwachsen zu verhindern, mußte in den Jahren 1850 und 1860 der Divisor noch wesentlich vergrößert werden; dennoch bestand das Repräsentantenhaus nach dem Census des letztgenannten Jahres aus 241 Mitgliedern, nach 1870 aus 293 und nach der Volkszählung von 1880 wies das Haus 325 Abgeordnete auf, obschon die durch einen Repräsentanten zu vertretende Bevölkerungszahl ganz bedeutend erhöht worden war. England hat viel weniger Einwohner als die Nordamerikanische Union, und dennoch ist die Zahl der Mitglieder des englischen Unterhauses mehr als doppelt so groß

als die Zahl der Mitglieder des amerikanischen Repräsentantenhauses. Man glaubt aber, wie es scheint, in Amerika nicht mit Unrecht, daß eine allzu große Volksvertretung nicht besonders dazu angethan und befähigt sei, in ruhiger und wirksamer Weise das Wohl der Nation zu berathen. Je größer die Anzahl der Abgeordneten, so fürchtet man, desto stärker kann die Macht der Leidenschaften werden, desto endloser die Berathung und desto schwieriger die Handhabung der Geschäftsordnung. Auch würde die Verdoppelung der Mitgliederzahl des Repräsentantenhauses ohne Zweifel eine Mehrausgabe von wenigstens 1 Mill. Doll. jährlich nach sich ziehen. Der Kostenpunkt ist indeß ziemlich untergeordnet und man kann von demselben bei dem Stande der Finanzen der Union füglich absehen. Indem jedoch die Amerikaner bemüht sind, einer Klippe auszuweichen, stoßen sie unvermeidlich auf eine andere. Es ist nämlich offenbar schon jetzt ein Uebelstand, daß auf nahezu 155000 Einwohner nur ein Vertreter kommt, und es ist klar, daß, wenn dies Misverhältniß der Volksvertreter zur Einwohnerzahl steigt, eine Corruption oder Fälschung des Repräsentativsystems eintreten muß. In dieser Verlegenheit wird die Union sich übrigens wol noch längere Zeit mit Nothbehelfen durchzubringen wissen; zuletzt aber wird diese Frage doch eine brennende werden und die Vereinigten Staaten werden zu zeigen haben, ob sie im Stande sind, die Freiheit und Einheit der repräsentativen Republik in Form eines Bundesstaates mit voller Berücksichtigung der Volkszahl aufrecht zu erhalten.

Was die Vertheilung der Repräsentanten im Congreß auf die einzelnen Theile der Union, resp. die einzelnen Unionsstaaten, betrifft, so ist auf Grund des neuesten Census ein beachtenswerther Umschwung eingetreten, insofern der Schwerpunkt der Volksvertretung, soweit derselbe durch die Zahl der Abgeordneten bedingt wird, von Osten nach Westen verlegt werden wird oder bereits verlegt worden ist. Man pflegt gewöhnlich die Nordamerikanische Union in sechs geographische Sectionen einzutheilen: 1) in die Neu-Englandstaaten, 2) in die Mittelstaaten, 3) in die südlichen Staaten, 4) in die westlichen Staaten, 5) in die südwestlichen Staaten und 6) in die Pacificstaaten. Die erste Gruppe, zu welcher die Staaten Maine, Neuhampshire, Vermont, Massachusetts, Rhode-Island und Connecticut zählen, sandte bis 1882 28 Vertreter in das Repräsentantenhaus, kann aber bei dem 48. Congreß nur noch 26 dorthin senden; die zweite Gruppe (Neuyork, Neujersey, Pennsylvanien, Delaware und Maryland) stellt statt 74 jetzt 76 Volksvertreter; die dritte Gruppe (Virginien, Nord- und Südcarolina, Georgia, Florida und Alabama) sendet 46 statt früher 41; die vierte Gruppe (Westvirginien, Ohio, Indiana, Illinois, Jowa, Michigan, Wisconsin, Nebraska, Minnesota und Kansas) sendet 104, statt, wie früher, 88; die fünfte Gruppe (Kentucky, Tennessee, Missouri, Arkansas, Mississippi, Louisiana und Texas) stellt 64 statt 55; die sechste Gruppe endlich (Californien, Oregon, Nevada und Colorado) sendet statt 7 jetzt 9 Volksvertreter in das Repräsentantenhaus.

Die vorstehenden statistischen Angaben beweisen, daß die Neu-Englandstaaten allein 2 Repräsentanten verloren haben, während die Mittelstaaten mit den wichtigen Staaten Neuyork und Pennsylvanien nur 2, die südatlantischen Staaten aber 5, die westlichen 16, die südwestlichen 9 (darunter Texas allein 5) und die

Pacificstaaten 2 Repräsentanten gewannen. Der Westen und Südwesten der Union sind also auf Kosten des Ostens und der südatlantischen Staaten in der Volksvertretung bedeutend stärker geworden. Thatsächlich stellen gegenwärtig die Staaten in dem großen und fruchtbaren Mississippithale im Congreß-Repräsentantenhause die absolute Mehrzahl der Volksvertreter (von 325 Repräsentanten 168). Dies ist, solange die Vereinigten Staaten bestehen, zum ersten mal der Fall. Der Grund dieser Erscheinung ist vor allen Dingen darin zu suchen, daß die europäische Einwanderung, in erster Linie die deutsche, sich vorzugsweise den Westen und Südwesten der Union zur Niederlassung auswählt und dadurch diese Gegenden verhältnißmäßig so stark bevölkert wurden.

Es liegt die Frage nahe, ob nicht durch diesen Umschwung in der Zusammensetzung der nationalen Volksvertretung die bisherige Politik der Vereinigten Staaten wesentlich verändert wird. Nach der Ansicht urtheilsfähiger Amerikaner wird dies in der nächsten Zukunft und in hohem Grade noch nicht der Fall sein, wenigstens nicht in der äußern Politik. Die Nordamerikanische Union wird vor allen Dingen keine eigentliche Eroberungspolitik treiben, denn sie hat Ueberfluß an Land und bedarf keiner neuen Landerwerbungen; wohl aber muß die Union ihre Machtstellung auf dem amerikanischen Continent stärken. Dies zeigt sich schon in neuester Zeit in dem Bemühen, die oft genannte Monroe-Doctrin europäischen Staaten, namentlich England und Frankreich, gegenüber, z. B. bei der Frage des Isthmuskanals, aufrecht zu erhalten. Anders steht es mit der innern Politik. Hier wird der Westen unzweifelhaft im Laufe der Zeit bei Steuer-, Zoll- und Finanzfragen seine Stimme mit immer größerm Nachdruck erheben. Die westlichen und südwestlichen Staaten der Union sind in der Hauptsache Ackerbau und Viehzucht treibende Staaten, während im Osten und in den Mittelstaaten das Fabrikwesen und die Geldmacht vorwalten. Die Pacificstaaten liegen noch vielfach in der politischen Kindheit, der sie indeß bald entwachsen werden; inwieweit das eingewanderte Element, namentlich das deutsche, sich hier hervorthun wird, läßt sich gegenwärtig nicht näher nachweisen. Unter allen Umständen aber wird Europa mit den Vereinigten Staaten in der Weltpolitik immer mehr und mehr zu rechnen haben, und dem Deutschen Reiche sind Chancen genug geboten, sich die Freundschaft der großen transatlantischen Republik zu sichern.

Bei den Herbstwahlen des Jahres 1882 traten nun vornehmlich drei Momente in den Vordergrund; dies waren die oben besprochene Zoll- oder Tariffrage, die Steuerfrage und die Aemterfrage, daneben gingen die Gold- und Silberfrage, die Temperenzbewegung und verschiedene andere Fragen, welche die Gemüther des Volkes bewegten und ihrer Lösung harrten. In beiden Parteien, bei den Demokraten wie bei den Republikanern, gab es Gegner und Freunde der bestehenden Zollgesetze und Binnensteuern, sowie der Beutepolitik im öffentlichen Aemterwesen. Aehnlich verhielt es sich mit der Gold- und Silberfrage, nur das heuchlerische Temperenzwesen hatte fast allein im republikanischen Parteilager seine Anhänger. In den wichtigen Staaten Neuyork, Pennsylvanien und Illinois scharten sich die regulären Republikaner um die alten Führer der Stalwarts, die von einer Reformpolitik, eine mäßige Herabsetzung der Binnensteuern etwa ausgenommen,

nichts wissen wollten; und diese Führer waren Conkling, Cameron und Logan, die bekanntlich das Triumvirat bildeten, welches vor einigen Jahren, allerdings vergeblich, die dritte Präsidentschaftscandidatur Grant's befürwortete. In den Reihen der Republikaner trat die Meinungsverschiedenheit schärfer und schroffer hervor als bei den Demokraten; namentlich war dies der Fall im Staat Pennsylvanien, wo die Uneinigkeit so weit ging, daß sich die dortige republikanische Partei vollständig in zwei Fractionen spaltete, von denen jede ihre besondern Candidaten aufstellen. Der Gouverneuramts-Candidat der unabhängigen oder Reformrepublikaner, ein Herr Stewart, erklärte öffentlich, „die Ueberzeugungen der ehrlichen Republikaner Pennsylvaniens seien seit einem Jahrzehnt nicht zum wahren Ausdruck gekommen, dank der «Boßherrschaft» des Herrn Cameron, und wenn man sage, die Existenz der republikanischen Partei sei durch die Bewegung der unabhängigen Republikaner gefährdet, so glaube er nicht daran; müsse aber diese Partei einmal untergehen, so wolle er lieber ihre letzten Stunden durch einen Kampf für Recht, Freiheit und Wahrheit verherrlicht sehen, als durch einen Wettlauf um die Beute". Auch im Staat Neuyork war die republikanische Partei in sich nicht ganz einig; auch hier regte sich der Geist der Unabhängigkeit, welcher von der Dictatur einiger herrschsüchtiger Parteiführer, „Boßes" genannt, nichts wissen wollte. Zu den talentvollsten und einflußreichsten Führern der unzufriedenen Republikaner zählte in Neuyork Karl Schurz, der, einen Umschwung in dem politischen Parteileben der Vereinigten Staaten voraussehend, in der „Evening Post" erklärte: „Der jetzt in so vielen Unionsstaaten herrschende Geist der Unabhängigkeit ist stark genug, die Parteiklepper in beiden Lagern, im republikanischen wie im demokratischen, zu beunruhigen. Dieser Zustand der Dinge pflegt großen Veränderungen in der Gruppirung, um nicht zu sagen Neubildung der Parteien vorauszugehen, welche ohne Zweifel von ungezählten Tausenden von Republikanern und Demokraten mit Freuden begrüßt werden würde."

Bis zu einer vollständigen Neubildung der politischen Parteien kam es nun allerdings bei Gelegenheit der Herbstwahlen im Jahre 1882 nicht; aber die republikanische Partei erlitt doch eine schwere Niederlage nicht nur bei den Staatswahlen, sondern auch bei den Congreßwahlen, bei welchen Mitglieder der nationalen Gesetzgebung gewählt wurden. Diese Herbstwahlen dürfen in der That als Vorläufer der Präsidentenwahl vom Jahre 1884 angesehen werden, wo die Partei der Republikaner ihre herrschende Machtstellung verlor. Fehler und Sünden hatte allerdings diese einst so ruhmvolle Partei, der man in den sechziger Jahren die Erhaltung und Neuconstruction der Union auf freiheitlicher Basis nach Aufhebung der Negersklaverei verdankte, die späterhin mit erfolgreicher Energie die ehrliche Abzahlung der Bundesschuld und die Aufrechterhaltung des Nationalcredits der Republik bewirkte und auch sonst manches Gute durchsetzte, genug begangen, um es begreiflich zu finden, wenn sie am 4. März 1885 die entscheidende Machtstellung an ihre alte Gegnerin, die demokratische Partei, abgeben mußte, nachdem sie nahezu ein Vierteljahrhundert die Geschicke der Union geleitet hatte. Außer in andern, weniger wichtigern Staaten erlitten die Republikaner eine harte Niederlage in Ohio, Massachusetts, Pennsylvanien und Neuyork. In dem letztgenannten Staate

siegte als Gouverneuramts-Candidat Grover Cleveland über seinen republikanischen Gegner, den Finanzminister Charles J. Folger. Cleveland war ein junger, talentvoller Mann, der sich von der alten verrotteten Demokratie seines Staates ziemlich losgesagt hatte und selbst bei vielen Republikanern nicht unbeliebt war; ihm war es vorbehalten, der Amtsnachfolger des Präsidenten Arthur zu werden, allerdings mit Hülfe der unabhängigen Republikaner.

Die Botschaft, welche Präsident Arthur dem 47. Congreß bei Eröffnung der letzten Sitzung desselben am 4. Dec. 1882 vorgelegt hatte, lenkte die Aufmerksamkeit der Vertreter des amerikanischen Volkes zunächst auf die Beziehungen der Union zum Auslande. Der Präsident gab der allerdings nicht in Erfüllung gegangenen Hoffnung Ausdruck, es werde dem Gesandten der Vereinigten Staaten, dem General Logan, gelingen, endlich den Frieden zwischen Chile, Peru und Bolivia herzustellen. Die Panamakanalfrage, meinte er, werde eher und leichter durch die Zeitverhältnisse, als durch directe Verhandlungen mit England und andern Nationen gelöst werden. Vielleicht zog er hierbei den wohl zu beachtenden Umstand in Rechnung, daß die Vereinigten Staaten schon durch ihre geographische Lage und verschiedene wichtige Handels- und Industrieplätze an der Küste des Stillen Oceans in den Stand gesetzt sind, erfolgreich mit den Engländern an der Westküste Amerikas zu concurriren, und zwar um so mehr, als der Nicaraguakanal oder die Schiffseisenbahn des Kapitäns Eads noch vor der vielfach angezweifelten Vollendung des Panamakanals zu Stande gebracht werden könnte. Dann theilte der Präsident mit, daß ein neuer Handelsvertrag mit Mexico in naher Aussicht stehe, während ähnliche Verträge mit Spanien und Belgien abgeschlossen worden seien und der mit Korea zu Stande gekommene Vertrag dem Senat zur Bestätigung vorgelegt werde. In Betreff des von Garfield geplanten Friedenscongresses wollte er erst die Ansicht der Bundesgesetzgebung hören, bevor die Regierung nach dieser Richtung hin weitere Schritte thue. Das Verhältniß der Union zu den übrigen Mächten Europas, Asiens u. s. w. erklärte er als in der Hauptsache erfreulich und zufrieden stellend.

Auf die innern Verhältnisse des Landes übergehend, bemerkte Arthur, daß von seiten der Regierung alles geschehen sei, um eine zu starke Chineseneinwanderung zu verhindern; auch die letzte Mormonenbill habe wohlthätig gewirkt, obschon in dieser Beziehung noch manche Hindernisse zu überwinden seien. Die Lösung der Indianerfrage sei zwar mehrfach angebahnt, doch würde dieselbe den Congreß noch wiederholt beschäftigen. Er wiederholte seine frühern Empfehlungen hinsichtlich der Ausdehnung des Rechtsschutzes auf die Indianer, der Ueberweisung von Ländereien im Einzelbesitz an solche, die es wünschten, und der Erziehung der Jugend, welche sich nicht nur auf die intellectuelle Ausbildung, sondern auch auf den Unterricht in Handarbeiten und Gewerben erstrecken sollte. In Betreff der Armee und der Kriegsmarine sei eine Vermehrung und Stärkung entschieden zu wünschen; die Küstenvertheidigung befinde sich in einem Zustande, der zu den ernstesten Erwägungen Veranlassung gebe; die betreffenden Fortificationen seien ganz unzulänglich und gewährten den großen Häfen und Städten, für deren Vertheidigung sie angelegt worden seien, nicht den geringsten Schutz. Wohlthuend

wirkte das Bestreben Arthur's, das Nationalgefühl zu fördern. Was die Aemterfrage anlangt, so enthielt die Botschaft zwar manche gute Wünsche, doch vermißte man hier, wo es sich um ein tiefgewurzeltes Erbübel der Union handelte, leider einen bestimmten, wohldurchdachten und durchgreifenden Plan; gegen eine Fluß- und Hafenbill erklärte sich indeß der Präsident mit vollster Entschiedenheit, insofern dieselbe zu Misbräuchen Veranlassung geben könnte. In Bezug auf die Finanzfrage konnte Arthur unter anderm constatiren, daß die Nationalschuld um die ansehnliche Summe von 160 Mill. Doll. vermindert worden sei und daß der Jahresüberschuß der Einnahmen mehr als 145½ Mill. Doll. betragen habe, was gegen das vorige Fiscaljahr ein Plus von etwa 45 Mill. ausmachte. Es wurde daher eine wesentliche Herabminderung der Binnensteuern, aber keine vollständige Aufhebung derselben empfohlen. Der betreffende Passus der Botschaft lautete: „Aus verschiedenen Gründen erscheint mir eine plötzliche Aufhebung aller Inlandsteuern eine unweise Maßregel zu sein. Zwei dieser Gründe bedürfen der speciellen Erwähnung: 1) Es ist durchaus nicht erwiesen, daß das jetzige Import-Zollsystem allein genug abwerfen wird, um allen Ansprüchen der Regierung zu genügen. Nach einer vorliegenden Veranschlagung wird z. B. die Regierung während des kommenden Jahres 100 Mill. Doll. für Pensionen zu zahlen haben. Dabei ist in keiner Weise dargethan, daß diese Summe der Maximalbetrag ist, der erreicht werden wird; meiner Ansicht nach würde schon diese Ungewißheit allein dazu berechtigen, denjenigen Theil der Inlandsteuern, der am wenigsten Anstoß erregt, beizubehalten. 2) Die Totalaufhebung der Inlandsteuern würde unfehlbar jeder gründlichen Tarifrevision und einer daraus folgenden Aenderung, resp. Herabsetzung, der Einfuhrzölle schwere, wenn nicht unüberwindliche Hindernisse in den Weg legen." Auf die fatale Silberfrage übergehend, erklärte Arthur: „In Betreff der Prägung von Silberdollars und der Einziehung der Silbercertificate habe ich nichts gehört, was meinen im vorigen Jahre über diesen Gegenstand kundgegebenen Ansichten widerspricht, wohl aber vieles, was dieselben bekräftigt. Ein Vergleich der am 1. Nov. 1881 und am 1. Nov. 1882 circulirenden Silberdollars ergibt die nur geringe Zunahme von 1½ Mill. Doll., und doch wurden während dieses Zeitraumes im ganzen noch solche Münzen im Betrage von 26 Mill. geprägt. Von den jetzt geprägten 128 Mill. sind kaum mehr als 35 Mill. in Circulation. Es haben sich daher so kolossale Massen geprägter Silberdollars im Schatzamt angehäuft, daß das zur Lagerung derselben bestimmte Gewölbe dieselben kaum noch zu fassen vermag; deshalb liegt kein stichhaltiger Grund vor, weshalb man diese Prägung von Silbermünzen in einem so starken Maße fortsetzen soll, da der öffentliche Bedarf mehr als gedeckt ist." Der Präsident erklärte demgemäß die Einziehung der minderwerthigen Silberdollars für wünschenswerth und brachte die Umwandlung der 4- und 4½proc. Staatspapiere in 3proc. in Anregung. Auf den letztern Vorschlag ging später der Congreß ein, auf den erstern aber noch bis heute nicht.

Das bestehende Tarifsystem bezeichnete die Botschaft als „ein in vieler Hinsicht ungerechtes, weil es die Lasten und Vortheile in ungleicher Weise vertheile".

Der Präsident unterbreitete der Bundesgesetzgebung den Bericht der vom Congreß eingesetzten Tarifcommission, welcher sich für eine Ausdehnung der Freiliste und eine Reduction der am höchsten bezollten Artikel von 20—30 Proc. aussprach; auch der Finanzminister Folger begünstigte eine Herabsetzung der Zölle auf folgende Hauptartikel: Zucker, Wein, Wolle, wollene Güter, Stahl, Eisen, Seide und Baumwolle. Um jedoch die amerikanischen Schutzzöllner nicht zu sehr zu verletzen, bemerkte Arthur mit der ihm eigenen Vorsicht, er sei, wenn er auch erhebliche Zollherabsetzungen anrathe, doch weit davon entfernt, das Aufgeben einer Politik zu empfehlen, durch die der Production des Inlandes Vorschub geleistet und derselben der namentlich im Detail nothwendige Schutz gewährt werde. Sein Streben sei vor allem darauf gerichtet, das bestehende Zollsystem nur bis zu dem Grade zu revidiren, daß eine gerechtere Vertheilung der Lasten und Gewinne für alle Volksklassen eintrete und den gegenwärtigen Bedürfnissen der Industrie genügt werde. Außerdem trat die Botschaft für einen größern Schutz der Wälder, für ein zweckmäßiges nationales Bankrottgesetz und dafür ein, daß Alaska, welches nicht ohne reiche Hülfsquellen sei, bald eine geordnete Civilregierung erhalte.

Die Thätigkeit des 47. Congresses in seiner verhältnißmäßig kurzen zweiten und letzten Sitzung war keine besonders fruchtbare. Eine zeitgemäße Silberbill kam nicht zu Stande, wohl aber eine Tarifbill und ein Steuergesetz, wodurch die Einnahmen der Union um ungefähr 70 Mill. Doll. verringert wurden. Der Versuch, eine Fluß- und Hafenbill durchzusetzen, mislang infolge des vom Präsidenten erhobenen Protestes und der schlagenden Argumente des Kriegsministers Lincoln. Auch hinsichtlich der Civildienstreform that die zweite Congreßsession durch Annahme der Pendleton-Bill einen starken Schritt zur Besserung, indem die gröbsten Misbräuche, welche bei Anstellung und Entlassung von Bundesbeamten bisher vorkamen, entweder vermindert oder ganz abgeschafft wurden. Ferner gelangte eine Pensionsbill zur Annahme, die 85 Mill. Doll. für das am 1. Juni 1883 beginnende Fiscaljahr bewilligte. Schließlich erhielt die Bill Gesetzeskraft, welche die seit längerer Zeit schwebende und vom Präsidenten angeregte Frage regelte, wie es mit der Besetzung des Präsidentenamtes für den Fall gehalten werden sollte, daß kein Präsident oder Vicepräsident der Vereinigten Staaten vorhanden wäre. Die damaligen Verhältnisse, wo es nach dem Tode Garfield's keinen Vicepräsidenten gab, weil Arthur den Präsidentenstuhl bestiegen hatte, sicherten die Erledigung dieser Frage. Die betreffende Bill verfügte Folgendes: Im Falle des Todes, der Absetzung, der Resignation oder der Unfähigkeit des Präsidenten oder Vicepräsidenten der Vereinigten Staaten soll der Staatssecretär die Pflichten des Präsidenten übernehmen. Wenn ein Staatssecretär nicht vorhanden ist oder im Falle der Absetzung, des Todes, der Resignation oder Unfähigkeit sollen die folgenden Cabinetsmitglieder in nachstehender Reihenfolge die Pflichten des Präsidentenamtes erfüllen: der Finanzminister, der Kriegsminister, der Justizminister, der Generalpostmeister, der Marineminister und der Minister des Innern, und zwar soll der Betreffende als Präsident fungiren, bis die Unfähigkeit aufgehoben oder bis die Vacanz anderweitig besetzt ist. Ein solcher Beamter muß

jedoch die von der Constitution vorgeschriebenen Eigenschaften für das Präsidentenamt besitzen und darf zu der Zeit, wo das Amt auf ihn fällt, nicht unter Anklage seitens des Repräsentantenhauses stehen. Ein fremdgeborener Bürger kann zwar einen Ministerposten bekleiden, aber nicht als Präsident fungiren. Wenn auf einen jener Minister das Präsidentenamt fällt und der Congreß zu dieser Zeit nicht Sitzungen abhält oder sich binnen 20 Tagen nicht zu einer regulären Sitzung versammelt, so soll der Betreffende verpflichtet sein, den Congreß zu einer Extrasitzung zu berufen.

Am 4. März 1883 fand die Schlußsitzung des 47. Congresses statt.

Die Lage der Landwirthschaft im Deutschen Reiche.

Von

Karl Birnbaum.

II.

1) Die ausländische Concurrenz.

Alle Staaten, welche über 70 Einwohner auf 1 Quadratkilometer haben, bedürfen, wenn sie nicht besonders für den Ackerbau durch Klima und Lage begünstigt sind, der Zufuhr für Lebensmittel, oder für Rohstoffe, oder für beide; die Ausfuhr an diesen wird um so größer, je schwächer die Bevölkerung ist, je mehr die Verhältnisse den Ackerbau begünstigen und der inländische Ueberschuß sicher verfrachtet werden kann und je größer der Unterschied zwischen inländischem Erzeugungs- und auswärtigem Marktpreis ist.

Bis in die Mitte des 7. Jahrzehnts wurde bei uns Rußland als Ausfuhrland gefürchtet und für dieses Land eine unbegrenzte Zunahme der Ausfuhr erwartet; selbst in den Vereinigten Staaten von Nordamerika klagten die Farmer über die Ueberschwemmung Europas mit russischem Getreide. Unser früherer Landsmann, Friedrich Hecker, schrieb im Jahre 1873 („Georgika, Monatsschrift für Landwirthschaft u. s. w.", 4. Jahrg., S. 695 fg.), daß die dortigen Farmer mit den osteuropäischen Ländern nicht mehr concurriren könnten, weil die Frachtsätze bis an die Ausfuhrplätze den geringen Gewinn verzehrten und die Arbeitslöhne zu hoch seien infolge des Wegzuges der Arbeiter in die Städte, zum Eisenbahnbau, in die Minen und in die Westgebiete. Kost, Lohn und Logis berechneten sich zu 24 Mark pro Tag bei einem Weizenpreis von höchstens 21,4 Mark pro Centner.

Wenige Jahre später wurden die Vereinigten Staaten von Nordamerika als das zu fürchtende Ausfuhrland betrachtet und die osteuropäischen Länder kaum noch erwähnt; wieder wenige Jahre später klagte man sowol in Amerika wie bei uns über Indien, und notirte zeitweise den Weizenpreis bei uns fast gleich hoch wie in Neuyork; so wie seinerzeit von Rußland und dann von den Vereinigten Staaten, so wird jetzt von Indien eine unbegrenzte, stetig sich steigernde Ausfuhr angenommen und ferner noch auf Australien verwiesen. Es ist nothwendig, die Productionsverhältnisse der Getreide bauenden Länder genau zu kennen.

Ob Indien noch viel geeignetes, zur Zeit unbebautes Weizenland hat oder nicht, ist zweifelhaft; englische Kenner des Landes geben dafür sehr weit ausein-

andergehende Ziffern. Buck sprach in der Society of Arts am 22. Jan. 1885 von 100 Mill. Acres = 40,467 Mill. Hektar; James Caird, Mitglied der im vorigen Jahrzehnt nach Indien geschickten Hungersnothcommission, sagt, daß bei der großen Bevölkerung, jetzt fast schon 70 Einwohner auf dem Quadratkilometer, das brauchbare Land bis auf zahlreiche Dschungels, deren Melioration zu kostspielig und zu schwierig sei, in Angriff genommen worden ist, und im Landwirthschaftlichen Departement in Indien sagte man bezüglich des von James Caird erstatteten Berichts (Blaubuch), daß es noch nicht überall Uebervölkerung gebe und z. B. in der Grafschaft Assam nur 39 Einwohner auf den Quadratkilometer kommen.

Sicher ist, daß Indien im Gegensatz zu den Vereinigten Staaten die billigsten Arbeitslöhne der Welt und in Bezug auf den Verbrauch von Lebensmitteln die anspruchsloseste Bevölkerung hat, sicher aber auch, daß bevor nicht ein vollkommenes System der Bewässerung allenthalben eingerichtet worden ist, der Ertrag derart von der Witterung beeinflußt bleibt, daß Hungersnoth und Ueberfluß stetig abwechseln. Vollständige Hungerjahre, während welcher Hunderttausende zu Grunde gingen, gab es 1860, 1865, 1869 und 1877, und zwar in dem Grade, daß die Einfuhr und die Einsetzung einer besondern Commission zur Berathung über die Mittel zur Linderung des Elends nothwendig wurden.

Die Ausfuhr in bedeutendem Umfang begann vom Jahre 1879 ab und zwar infolge guten Wetters, der Aufhebung des Ausfuhrverbots, des Ausbaues der Eisenbahnen und der Speculation bezüglich des in Europa entwertheten Silbers, mit welchem dort, wie man sagt, mit 15—20 Proc. Gewinn, der Weizen bezahlt werden kann. Die rasche Vermehrung der Ausfuhr ist also durch das Zusammenwirken verschiedener Ursachen möglich geworden, und diese sind fast alle nicht bleibender Natur. Schon im Jahre 1884 sank die Ausfuhr, welche in den Vorjahren bis zu 39 Mill. Ctr. gestiegen war, wieder auf 22 Mill. Ctr., und in dem anerkanntesten Fachblatt, in Beerbohm's „Corn Trade List", wird der Ueberschuß für jetzt nur auf 28 Mill. Bushel, d. i. 10,136 Mill. Hektoliter oder etwa 8 Mill. Ctr. angegeben.

Indien bleibt ein bedeutendes Land für die Erzeugung von Getreide; die Bevölkerung wird aber bald die Ziffer von 70 Einwohnern auf den Quadratkilometer überschritten haben, und für die erforderlichen Meliorationen, um hohe Ausfuhren sicherzustellen, wird sich, abgesehen von andern Schwierigkeiten, das erforderliche Kapital nur sehr langsam finden lassen. Politische Wirren, wie die jetzigen Vorgänge in Afghanistan, können sehr leicht die ganze Ausfuhr in Frage stellen; unter dem Einfluß solcher Ereignisse hat zur Zeit und wol auf Jahre hinaus Indien schon aufgehört Ausfuhrland zu sein.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika gibt es noch nicht 7 Einwohner auf den Quadratkilometer; an brauchbarem Land zum Getreidebau ist noch unberechenbarer Ueberfluß vorhanden, und gutes Land ist zu wenigen Dollars zu kaufen; die Bevölkerung vermehrt sich aber unter allen Ländern der Welt am stärksten; die Erträge werden ebenfalls leicht durch die Witterung gefährdet, und Land in der Nähe der nothwendigen Eisenbahnen und Kanäle soll schon nur

schwierig zu erlangen sein. Thatsache ist, daß etwa von 1868 ab die Ausfuhr in großartiger Weise sich gesteigert hat, Thatsache aber auch, daß in den letzten Jahren diese wieder eine sehr bedeutende Abnahme zeigt und für 1886 infolge schlechter Ernte nur gering sein kann.

Die stärkste Vermehrung der Ausfuhr fällt in die Zeit des raschen Ausbaues der Eisenbahnen und in die der großen Handelskrisen, durch welche Tausende in den Städten und Industriebezirken brotlos wurden; nicht wie bei uns haben diese vergebens auf Unterkommen gewartet; sie sind in vollständiger Organisation westwärts gewandert, um als Farmer Unterkommen zu finden. Mit der den Amerikanern eigenen Energie und mit bestem Erfolg agitirten zugleich die Farmer, im großartigen Grangerbund vereinigt, gegen die übermäßigen Frachtsätze der Eisenbahngesellschaften, und diese begannen den für sie verhängnißvollen Krieg zur Erringung des Monopols mit Ueberbieten in der Herabsetzung der Frachten, sodaß selbst die großartigen Kanalanlagen aus Mangel an Frachtgut unrentabel wurden und der Ueberschuß aus dem Innern zu Preisen an die Seeplätze kam, wie man sie hier bis dahin nicht gekannt hatte. Wiederum gleichzeitig wurden auch großartige Verbesserungen in der Seefracht gewonnen, sodaß auch diese billiger geliefert werden konnte. Gegen Ende des 7. Jahrzehnts rechnete man aus dem fernsten Innern bei 8 Mark Erzeugungskosten für den Centner Weizen im höchsten Satze nur noch 9 Mark Fracht und Spesen bis Liverpool, sodaß die Ausfuhr, welche im Jahre 1850 den Werth von 52 Mill. Mark dargestellt hatte, im Jahre 1880 auf den Werth von 1156,2 Mill. Mark stieg, im Weizen von 0,217 auf 41,78 Mill. Ctr., im Mais von 1,168 auf 24,99 Mill. Ctr. Der Anbau von Weizen hat sich von 1874 bis 1884 von nicht ganz 10 auf 20,8 Mill. Hektar vermehrt. Von 1880 an beginnt aber das Sinken der Ausfuhrziffer und die Abnahme der Anbaufläche; im Jahre 1884 war die Ausfuhr nur noch 115,278 Mill. Bushel = 40,3 Mill. Hektoliter oder etwa 31 Mill. Ctr., und nach Mittheilungen der „New-Yorker Handelszeitung" hat sich in den 17 Hauptstaaten für Weizenbau, welche fast den ganzen Ertrag liefern, die Anbaufläche um 3,9 Mill. Acres vermindert. Der diesjährige Winter war sehr hart und deshalb wird für 1885 im ganzen ein Ausfall von 100 Mill. Bushel berechnet; das ist fast der ganze Ausfuhrbetrag von 1884.

Canada kann großer Transportschwierigkeiten wegen und aus klimatischen Ursachen nicht viel für die Ausfuhr leisten; von den übrigen amerikanischen Staaten erwartet man nur von Chile eine Steigerung, wenn die Folgen des letzten Krieges überwunden sein werden, die Zahl der Farmer wächst und Frieden bleibt.

Australien führt für etwa 30—40 Mill. Mark Getreide aus; Algiers Mehrausfuhr ist sehr wechselnd, zwischen 1 und 2 Mill. Ctr.

Rußland kommt vorzugsweise für Roggen in Betracht; trotz des Jahreszuwachses der Bevölkerung, welcher auf 1 Mill. Köpfe pro Jahr angegeben wird, und trotz der Vermehrung der Eisenbahnen liegen die Verhältnisse dort doch noch so, daß im Innern selbst die Ausgleichung von Ueberfluß und Mangel nicht möglich ist, und eine Vermehrung der Anbauflächen bei noch großen unbebauten oder wenig in Angriff genommenen Gebieten nur sehr langsam erfolgt. Alljährlich

gibt es in einzelnen Theilen des Reiches Hungersnoth, in andern unverkäufliches Getreide, für welches die Fracht nicht gewagt werden kann. Von 1850 ab stieg die Ausfuhr bis zu unserer Zeit von 10 auf 50 Mill. Ctr. Getreide, in unserm Jahrzehnt zeigt sich aber ebenfalls Abnahme. Die höchste Ausfuhrziffer gab es 1879 mit für 360 Mill. Rub., im folgenden Jahre aber sank die Ausfuhr schon auf 218 Mill. Rub., 1881 war sie 235 Mill. Rub., 1882 wieder etwas über 300 Mill. Rub., und von da ab wieder geringer; für 1884 gibt man 270 Mill. Rub. an.

Auch Rumänien hat im Jahre 1879 die höchste Ausfuhr mit 116 Mill. Mark an Werth gehabt und in den folgenden Jahren einen Rückgang bis zu und selbst unter 100 Mill. Mark. Serbiens Ausfuhr ist zu unbedeutend.

Oesterreich-Ungarn hat jetzt diesseit 74 und jenseit 49, im Durchschnitt 61 Einwohner auf den Quadratkilometer; es nähert sich also dem Verhältniß, von welchem ab die Ausfuhr sinken muß. Die höchste Ziffer der Ausfuhr fällt in die Jahre 1878 und 1879 mit über 200 Mill. Mark, für 1882 sind 184 Mill. Mark verzeichnet und von da ab kleinere Ziffern. Daß die Monarchie noch bedeutend mehr Getreide als bisher erzeugen kann, ist unbestreitbar; die gesammten politischen und wirthschaftlichen Verhältnisse haben aber den weitern Aufschwung der Production unmöglich gemacht, und schon nimmt man vielfach an, daß deren Rolle als Ausfuhrland ausgespielt sei.

Dänemark zeigt noch eine nicht unbedeutende Ausfuhr, wechselnd zwischen 44 Mill. Mark (1880) und 28 Mill. Mark (1881); der Ueberschuß von Schweden, in welchem Lande die Landwirthschaft nach jeder Richtung hin großartige Fortschritte seit etwa einem Jahrzehnt zeigt, genügt nicht zur Deckung des Fehlbedarfs von Norwegen.

Alle übrigen Staaten Europas bedürfen der Einfuhr mit immer größern Ziffern, in England ist diese bis 1884 auf über 70 Mill. Pfd. St. = 1400 Mill. Mark gestiegen.

In Beerbohm's Liste wird für unser Jahr der Bedarf der europäischen Einfuhrländer zur Deckung des Fehlbedarfs der Ernten auf 266 Mill. Bushel, der versendbare Ueberschuß der Ausfuhrländer auf 272 Mill. Bushel, der Vorrath also nur noch mit 6 Mill. Bushel angegeben, d. i. 2,172 Mill. Hektoliter oder nicht ganz 1,7 Mill. Ctr.

Aus diesen Mittheilungen erhellt, daß die Gefahr durch auswärtige Zufuhren im Reichstage bedeutend übertrieben worden ist, und daß auch hierfür eine Auf- und Abwärtsbewegung sich zeigt, je nach den Ernten im In- und Auslande, sowie aus andern natürlichen Ursachen. Die Zufuhr kann, wenn Europa für längere Zeit Frieden behält, eine große sein, weshalb ein Schutz gegen zu niedrige Preise sich rechtfertigen läßt; es können aber auch gleichzeitig schlechte Ernten und verringerte Zufuhren infolge des Zusammenwirkens verschiedener Ursachen gleichzeitig eintreten, und deshalb ist die Begrenzung im Schutz geboten.

Sicher ist nur, daß die Bevölkerungen wachsen, wenn Frieden bleibt und verheerende Seuchen nicht massenhafte Opfer erfordern, und daß die Zahl der Ausfuhrländer in Europa abnimmt.

2) Unsere Handelsbilanz.

Die Vertheidiger der Zollerhöhungen rühmen die Erfolge der Zollpolitik von 1879 und verurtheilen auf das schärfste die Zeit von 1867 bis 1874 als die, in welcher, wie behauptet wird, die freiheitliche Gesetzgebung am schlimmsten gewirkt habe. Vergleicht man das Schlußjahr dieser Zeit, 1873, mit dem letzten Jahre, über welches schon genaue Angaben vorliegen, 1883, so erhält man folgendes Bild über Ein- und Ausfuhr.

Es zeigten in Millionen Mark:

1873.

	Mehreinfuhr.	Mehrausfuhr.
Getreide	165,0	—
Gegorene Getränke	25,6	—
Sämereien und Früchte	63,3	—
Thiere und thierische Lebensmittel	113,4	—
Taback und Cigarren	74,2	—
Colonialwaaren	182,3	—
Rohstoffe zusammen	815,3	—
Fabrikate zusammen	—	204,1
Dünger, Abfälle u. s. w.	219,1	—
Im ganzen	1658,2	204,1
Ab Mehrausfuhr	204,1	
Bleibt Mehreinfuhr	1454,1	

1883.

	Mehreinfuhr.	Mehrausfuhr.
Getreide	282,6	—
Gegorene Getränke	—	26,1
Sämereien und Früchte	93,8	—
Thiere und thierische Lebensmittel	140,9	—
Taback und Cigarren	47,4	—
Colonialwaaren	—	85,7
Rohstoffe zusammen	487,3	—
Fabrikate zusammen	—	1129,9
Dünger, Abfälle u. s. w.	182,2	—
Im ganzen	1234,2	1241,7
Ab Mehreinfuhr		1234,2
Bleibt Mehrausfuhr		7,5

Für diejenigen, welche die wirthschaftliche Lage lediglich nach der Waarenbilanz bemessen, ist dieses Ergebniß ein glänzendes zu Gunsten von 1883; das Bild wird aber schon ein anderes, wenn man auch noch den Münzen- und Edelmetallverkehr mit in Betracht zieht; dieser zeigt für 1873 eine Mehreinfuhr von 214,1 Mill. Mark, im Jahre 1883 eine Mehrausfuhr von 26,6 Mill. Mark, in jenem Jahre eine Gesammtbewegung, Ein- und Ausfuhr, von 688,5 Mill. Mark, in diesem Jahre nur eine von 93,4 Mill. Mark. Mit dieser war ein Gesammtumsatz im Jahre 1873 von 6746,2 Mill. Mark gemacht worden und im Jahre 1883 war dieser 6625,9 Mill. Mark, also geringer.

Auf den Kopf der Bevölkerung war der Umsatz im Jahre 1873 bei 41,4 Mill. Einwohnern fast 163 Mark, und im Jahre 1883 war er bei 45,5 Mill. Einwohnern pro Kopf nicht ganz 146 Mark.

Wieder ein anderes Bild ergibt sich, wenn die Handelsbewegung nur in den Waaren, welche Erzeugnisse der Landwirthschaft darstellen, zusammengestellt wird. Die officielle Statistik verzeichnet diese unter 1) Genußmittel, worunter auch die Colonialwaaren, und unter diesen Zucker, Cichorien u. a. m. verzeichnet werden, 2) Rohstoffe, wozu die Haare, Häute u. s. w. und die Spinnstoffe zu zählen sind, 3) Fabrikate, 4) Verschiedenes, worunter Dünger, Abfälle, Fette, Oele aufgeführt werden, ferner Harze, Chemikalien, Droguen u. s. w. Bei den Genußmitteln müßten Reis, Mais, Sago, Sagosurrogat, Tapioca, bei den gegorenen Getränken Arak, Franzbranntwein, fremde Weine u. s. w. ausgeschieden werden, bei Taback und Cigarren das überseeische Product, bei den thierischen Nahrungsmitteln alles, was aus der See kommt, der Fleischextract u. s. w.

Die sämmtlichen Ab- und Zuschläge sind nicht zutreffend genug zu machen; man muß sich damit genügen lassen, die Gruppenziffern zusammenzustellen. Man bekommt alsdann für die Mehreinfuhr von 1873 die folgenden Zahlen in Millionen Mark: Getreide 165, Getränke 25,6, Sämereien u. s. w. 63,3, Thiere u. s. w. 113,4, Taback und Cigarren 74,2, Spinnstoffe 429,3, Haare, Häute u. s. w. 105,5, Zucker, Stärkezucker, Cichorien u. s. w. etwa 10, Verschiedenes, abzüglich von Chemikalien, Droguen u. s. w. 138,9, also zusammen 1125,2 Mill. Mark Mehreinfuhr; für das Jahr 1883 erhält man Getreide 282,6, Sämereien, Früchte 93,8, Thiere u. s. w. 140,9, Taback, Cigarren 47,4, Spinnstoffe 388,3, Haare, Häute u. s. w. 169,5, Verschiedenes, ebenso berechnet, 107,1, zusammen Mehreinfuhr 1229,6 Mill. Mark; von diesen Ziffern sind aber abzuziehen als Mehrausfuhr für Getränke 26,1 und für Zucker (über 4,5 Mill. Ctr.), Cichorie u. s. w. mindestens 210 Mill. Mark, zusammen also 236,1, und bleiben demnach als Mehreinfuhr etwa 993 Mill. Mark übrig, also weniger als für 1873. Scheidet man den Taback und die Cigarren und die Gruppe Verschiedenes aus, so bleibt für 1873 eine Mehreinfuhr von etwa 912,1 Mill. Mark und für 1873 eine von nur 838,5 Mill. Mark.

Die Handelsbilanz in den Waaren, welche die in- und ausländische Landwirthschaft liefert, hat demnach eine Mehreinfuhr gezeigt von

1873 zusammen 1125,2 Mill. Mark oder pro Kopf 27,15 Mark
1883 „ 993 „ „ „ „ „ 21,82 „

Das günstigere Resultat für 1883 ist hauptsächlich der vermehrten Ausfuhr von Branntwein, Zucker, Cichorie u. s. w. zu verdanken und spricht demnach für eine Verbesserung der landwirthschaftlichen Verhältnisse. In Getreide, Sämereien und thierischen Nahrungsmitteln war die Mehreinfuhr

1873 zusammen 341,7 Mill. Mark oder pro Kopf 8,25 Mark
1883 „ 517,3 „ „ „ „ „ 11,37 „

trotz der 1879 eingeführten Zölle dennoch für 1873 pro Kopf um 3,12 Mark und im ganzen um 175,6 Mill. Mark größer.

Die Handelsbewegung für Colonialwaaren, deren Verbrauch man als Wohl-

habenheitsmesser betrachten kann, zeigt für 1873 abzüglich des auf Zucker u. s. w. kommenden Antheils eine Mehreinfuhr von 172,3 Mill. Mark, pro Kopf 4,26 Mark, für 1883 aber, ebenfalls abzüglich Zucker u. s. w, nur 124,3 Mill. Mark, d. i. pro Kopf 2,73 Mark.

In Getreide allein sind die Mehreinfuhren fast 4 und 6,2 Mark, in thierischen Nahrungsmitteln allein fast 2,74 und nicht ganz 3,1 Mark pro Kopf.

In Fabrikaten war die Mehrausfuhr pro Kopf 4,93 und 24,83 Mark; die Landwirthschaft hat als Mehreinfuhr pro Kopf 27,15 und 21,82 Mark zu verzeichnen, die Industrie als Mehrausfuhr 4,93 und 24,83 Mark für Fabrikate und als Mehreinfuhr von Rohstoffen, wenn man die unter der Landwirthschaft verrechneten ausscheidet, 6,77 und 0,71 Mark.

Die Landwirthschaft hat im Jahre 1883 gegen 1873 die Handelsbilanz um 5,33 Mark, die Industrie die ihrige um 25,96 Mark verbessert.

3) Der landwirthschaftliche Betrieb der Gegenwart.

In der Mehrzahl der landwirthschaftlichen Vereine, in fast allen landwirthschaftlichen Zeitschriften und in den Verhandlungen im Reichstage wird die Lage der Landwirthschaft seit 1874 als eine überaus traurige geschildert. Infolge der Klagen der Landwirthe sind seitdem in großer Zahl Enquêten über die Verhältnisse veranstaltet worden, Commissionen thätig gewesen, um die übeln Zustände darzulegen, Denkschriften ausgearbeitet und von Einzelnen Schriften und Aufsätze veröffentlicht worden.

Das Gesammtresultat aller dieser Bestrebungen hat unsere Landwirthe nicht befriedigt; es wurden wol mancherlei Uebelstände entdeckt; im ganzen aber konnte ein besonderer Nothstand nicht bewiesen werden, und nicht selten ergaben die Untersuchungen ein viel erfreulicheres Bild, als erwartet worden war.

Klagen der Landwirthe ähnlicher Art kann man in den fachlichen Zeitschriften aus jedem Jahrhundert finden, bald mehr, bald minder lebhaft und bald über diesen, bald über jenen Uebelstand. Arbeiter- und Creditnoth, Benachtheiligung durch die Tarife und durch die Besteuerung und neuerdings die auswärtige Concurrenz spielen dabei die Hauptrolle.

Unsere Landwirthe rühmen die Zeit, in welcher es Getreide- und Viehzölle, Mehrausfuhr und niedrige Löhne gab; in Bezug auf die Preise ist schon gesprochen worden; von Interesse muß es sein, auch die Urtheile der Fachgenossen aus den als glücklichen bezeichneten Jahren zu hören; man wird ganz ähnlichen Klagen begegnen.

Block besprach in dem angeführten Werke die vielfachen Sequestrationen und meinte, daß die Hauptursachen dafür in dem Misbrauch des gegebenen Credits, in den zu hohen Kauf- und Pachtpreisen und in der großen Emission verzinslicher Staatspapiere, durch welche bequemere Geldanlagen geschaffen wurden, zu suchen seien, daß aber die Uebelstände nicht, wie die Praktiker glaubten, bleibende sein könnten.

Veit sagte in der Vorrede des ersten Bandes (1837 erschienen): „Von allen Seiten her vernimmt man den allgemeinen Jammer, die Landwirthschaften tragen

nichts, die in dem landwirthschaftlichen Gewerbe angelegten Kapitalien verinteressiren sich nicht, man gewinnt nicht mehr die Productionskosten u. s. w. ... Die größten Hindernisse will der eine in den Steuerlasten, der andere im Zehnt und Feudalismus, der dritte im wilden Hirtenstab und der vierte in der Wohlfeilheit der landwirthschaftlichen Erzeugnisse gefunden haben. Als probates Rettungsmittel wird bald die Zückerrübe, bald der Mistdampf, hier die Freiheit, dort die Sperre vorgeschlagen. Die Landwirthschaft muß wider Willen krank sein ... sie ist es auch, aber nur, weil aus Unkenntniß ihrer Natur an sie Forderungen gestellt werden, welche sich mit ihrer Constitution nicht vertragen, und weil man ihre Lebenskräfte und die Bedingungen der höchsten Entwickelung nicht kennt. Unkenntniß, Irrwahn und blinder Glaube sind es, in welchen der Status morbi der Landwirthschaft liegt, weil diese Geister der Finsterniß von der Erwerbung jener Kenntnisse abhalten, durch welche allein man Meister des ersten aller Gewerbe werden kann."

Auch Veit widersprach der Meinung, daß die Uebelstände dauernde seien und der baldige Ruin Aller folgen müsse.

K. Fraas in „Die Ackerbaukrisen und ihre Heilmittel" (Leipzig 1866) besprach zunächst die Zustände im alten Rom und in Griechenland in ganz derselben Weise, wie jüngst im Reichstage geschehen ist; dann die Symptome von herannahenden Krisen, welche er in dem enormen Steigen der Güterpreise, in Urbarmachungen und Entwässerungen ohne Rücksicht auf Betriebskapital, in Verrückung der alten Marktplätze und der alten Tauschgebiete, in der Hast zur Veredelung und anderweitigen Verwerthung der Producte, also in Einführung neuer Betriebszweige, in Ueberproduction und andauernder Wohlfeilheit des Getreides sieht. Der Abschnitt „Hülfsmittel" wird mit einer Betrachtung darüber eingeleitet, daß seit einem Jahre und darüber die Zeichen dafür sich mehren, daß die Klagen der Landwirthe nicht von der gewöhnlichen, „gleichsam gewerbsmäßigen" Art seien, sondern tiefer begründet und auf besondere Hartnäckigkeit des Uebels deuteten. Viele Landwirthe verkündeten eine finstere Zukunft. „Jetzt kommt bei Roggen der Arbeitstag um 12 Kr., der Gespanntag um 1 Fl., ebenso die Verwaltung, der Landpacht aber um das Doppelte höher zu stehen, sodaß die Productionskosten auf sicher 50 Fl. und der Erlös nur auf 52 Fl. (pro bairisches Tagewerk) sich stellen. Der Roggenbau deckt gewiß oft die Kosten nicht." Im weitern werden die Hülfsmittel besprochen, und im ganzen wird ebenfalls der baldige Ruin prophezeit, wenn nicht Zollschutz und anderes die Zufuhren abwehren lasse. Das war im Jahre 1866.

Die Befürchtungen, welche im Jahre 1826 (niedrigste Preise), im Jahre 1836, und im Jahre 1866 ausgesprochen wurden, haben sich nicht erfüllt; der „baldige Ruin Aller" ist ausgeblieben, und den schlechten Jahren sind auch wieder gute gefolgt. Alles, was heute über die Lage gesagt wird, ist seit Anfang des Jahrhunderts alle 10—15 Jahre mindestens einmal ebenso gesagt worden, und nie ist der allgemeine Untergang gekommen.

Schlimme wirthschaftliche Zeiten kann man an verschiedenen Symptomen erkennen; verringerter Verbrauch von solchen Lebensmitteln, welche mehr dem Wohlbehagen dienen, und verringerte Einlagen in den Sparkassen gehören in erster

Linie dazu; bisjetzt hat noch nicht festgestellt werden können, daß der Wohlhabenheitsverbrauch der Landwirthe wesentlich kleiner geworden ist, oder in höherm Maße abgenommen habe als bei der ganzen Bevölkerung überhaupt, und fast überall constatirt man die Ueberfüllung der Sparkassen, welche in Verlegenheit sind, wie sie das Geld unterbringen sollen; mindestens aus vielen Gegenden aber wird bekannt, daß vorzugsweise die Landleute die Einlagen machen.

Die Wohlfeilheit der Getreidepreise in den letzten Jahren ist sicher, die zunehmende Verarmung der landwirthschaftlichen Bevölkerung aber ist bisjetzt nicht erwiesen und wol auch nicht erweisbar. Der Landwirth gewinnt am meisten, wenn er hochwerthige Erzeugnisse in nächster Nähe absetzen kann; unter der heutigen Entwickelung des Welthandels ist das Getreide nicht mehr hochwerthig; es hat seine Rolle als „vornehmste" Frucht ausgespielt.

Alle Erzeugnisse der Thierzucht zeigen erhöhtere Preise; sie sind hochwerthiger geworden, und das wird so bleiben und immer mehr der Fall sein, je mehr die Kaufkraft unsers Volkes überhaupt wächst.

Unsere Zuckerfabrikanten betonen angesichts der durch ihre sinnlose Ueberproduction veranlaßten Krisis in allen ihren Versammlungen, daß darauf hingewirkt werden müsse, den Verbrauch zu steigern; er bewegte sich bei uns bisjetzt zwischen 7,5—9 Kilogramm pro Kopf; in England, welches Land vor dem wirthschaftlichen Ruin stehen soll, war er bis vor kurzem noch auf 12—18 Kilogramm angegeben worden; er soll jetzt über 30 Kilogramm sein; aus Rußland wird er mit höchstens 3 Kilogramm angegeben: eine Ziffer, welche auch bei uns noch bis 1855, zu der Zeit, als wir die volle nationale Getreideerzeugung und noch die Mehrausfuhr hatten, galt. Die Ziffer 5 Kilogramm haben wir überschritten zu der Zeit, als die Mehreinfuhr von Getreide dauernd wurde.

Aehnliches gilt von dem Verbrauch der thierischen Nahrungsmittel; England steht in diesem, wie in dem der Colonialwaaren und der Getränke obenan; wir haben etwa kaum die Mittelstufe erreicht und nur für Bier schon die Ziffer von 87 Liter pro Kopf.

Mit weit mehr Recht kann man angesichts der niedrigen Getreidepreise sagen, daß auf Vermehrung des Verbrauchs von thierischen Nahrungsmitteln gewirkt werden müsse, weil eine solche auch den Kraftzustand des Volkes steigert.

Von ärztlichem Standpunkt aus nimmt man an, daß die Normalernährung pro Kopf 120 Liter Milch, 16 Kilogramm Butter und 15 Kilogramm Käse erfordere: ein Verbrauch, welcher in England und in den Vereinigten Staaten überschritten, bei uns aber nicht erreicht wird, obschon Milch und Milchfabrikate, wie die Agriculturchemiker ermittelt haben, allenthalben noch die preiswürdigsten Nahrungsmittel sind und die Nährstoffe, durch welche wir zur Leistung befähigt werden, billiger als die meisten andern Nahrungsmittel liefern.

Obige Verbrauchsziffer besagte für die in nächster Zeit anzunehmende Bevölkerung von 50 Mill. Einwohnern eine Beschaffung in Milch von 120 × 50 Liter = 6000 Mill. Liter frische, 16 × 28 × 50 = 22400 Mill. Liter zu Butter, etwa noch 3000 Mill. Liter zu Käse, soweit solcher nicht als Nebenproduct beim Buttern gewonnen würde, zusammen 31400 Mill. Liter Milch.

Man kann annehmen, daß Ziegen und Schafe etwa ein Zehntel davon liefern; es blieben also über 28000 Mill. Liter durch Kühe zu decken; man rechnet hoch, wenn man pro Kuh im Durchschnitt 1600 Liter annimmt; der Bedarf setzte 17—18 Mill. Kühe voraus; wir besitzen kaum die Hälfte davon, führen noch Butter und Käse mehr aus als ein, und haben in den jüngsten Tagen von einer drohenden Milchkrisis, d. h. von Ueberproduction unserer Melkereien reden hören.

Unser Volk ernährt sich noch nicht rationell genug; der stärkere Verbrauch an Milch und Milchfabrikaten ist auch bei geringer wirthschaftlicher Kraft erschwingbar, der von Fleisch nicht. Unser Fleischverbrauch ist mit ungefähr 30 Kilogramm pro Kopf kaum halb so groß wie der des englischen Volkes, welches durch die Masseneinfuhr vor dem Ruin stehen soll.

Im Reichstage fragte der Kanzler die Gegner der Zollerhöhung, welche Mittel sie für die Landwirthe empfehlen könnten, wenn die Preise des Getreides anhaltend zu niedrig blieben, und fügte dazu: „Sie haben keine."

Die Antwort lautet: „Vermehrung des Verbrauchs von thierischen Nahrungsmitteln, in erster Linie von Milch und Milchfabrikaten seitens der städtischen und seitens der industriellen Bevölkerung, welche jetzt schon 53 Proc. der Gesammtbevölkerung betragen."

Für diese wird der stärkere Verbrauch möglich, wenn die Preise erschwingbare bleiben; die Landwirthe im Stadtrayon klagen allenthalben darüber, daß sie kaum 18 Pf. pro Liter Milch lösen können, die Städter darüber, daß sie 25—40 Pf. bezahlen müssen, in Curanstalten vereinzelt selbst bis 50 Pf., also für die Milch, welche für Kinder und Kranke unentbehrlich ist. In Amerika übernehmen die Farmer contractlich die Lieferung dieser wichtigen Lebensmittel an eine bestimmte Anzahl von Kunden, und überbieten sich in der Fürsorge für vortreffliche Waare und in gefälligster Verpackung; den vertheuernden Zwischenhandel kennt man dort nicht. Einzelne Landwirthe bei uns haben die directe Versorgung der Familien in den Städten mit Butter übernommen. Aus der tilsiter Gegend gehen z. B. sehr zahlreiche Postsendungen bis Leipzig und weiter.

Ein Theil des oben berechneten Bedarfs wird gedeckt durch abgerahmte Milch; früher gar nicht verkäuflich, erlangt solche jetzt in manchen Städten Preise bis zu 7 und 9 Pf. pro Liter, mehr, als viele Landwirthe von ihren Milchpächtern für die ganze Milch erhalten; ein anderer Theil wird gedeckt durch Obstmus, Kunstbutter u. dgl.

Rechnet man daher nur, daß ein Viertel der angegebenen Menge mehr verbraucht würde, also der Verbrauch um etwa 6000 Mill. Liter zunimmt, und für ein Liter nur den geringsten Durchschnittspreis mit 10 Pf., so gewinnt unsere Landwirthschaft jährlich 600 Mill. Mark mehr, womit der Ankauf der Mehreinfuhr an Getreide reichlich gedeckt wird, da dafür die höchste Ziffer 400 Mill. Mark ist. Die Haltung von etwa 11—12, statt 7—8 Mill. Kühe gibt weitere Vortheile durch die Zucht und für den Betrieb. Auch die Ausfuhr kann vermehrt werden, wenn gutes Fabrikat geliefert wird: in welchem Grade, zeigen Dänemark, Schweden und Nordamerika. Jede Steigerung des Fleischverbrauchs um 1 Kilogramm pro Kopf bedeutet für die Landwirthschaft 50 Millionen mal mindestens 50 Pf., also 25 Mill. Mark.

Die Erschwerung der Einfuhr des amerikanischen Specks hat die Einfuhr von 1881 mit 17 Mill. Kilogramm im Jahre 1882 auf 5000 Kilogramm zurückgehen lassen; aus andern Ländern gingen 650000 Kilogramm ein; es sind infolge der Erschwerung also 15,345 Mill. Kilogramm weniger geliefert und verbraucht worden.

Fleisch und Fleischwaaren können von überseeischen Ländern nicht zu so billigen Preisen geliefert werden, daß sie dem Verbrauch von frischem Fleisch wesentlich Einhalt thun; am meisten wird bei uns Corned-beef verbraucht, weil es in vorzüglicher Beschaffenheit und preiswürdig geliefert wird. Unsere Landwirthe in entlegenen Gegenden könnten eben solche Waare versenden und dadurch die Erträge sich verbessern. Amerika liefert uns sein an sich schlechteres Obst in großen Mengen; bei uns verfault der Erntesegen in guten Jahren zum Theil oder wird verfüttert. Honig und Wachs müssen wir vom Auslande kaufen; wir könnten an das Ausland für Millionen verkaufen bei voller Bedarfsdeckung. Frankreich gewinnt großartige Summen aus seiner Geflügelzucht; wir müssen für Millionen Eier vom Auslande kaufen, und könnten die drei- bis vierfache Summe vom Auslande lösen, wiederum bei voller Bedarfsdeckung. In Gemüseconserven leisten die Amerikaner Großartiges, unsere Landwirthe noch so gut wie nichts. Die ungünstige Handelsbilanz läßt sich verbessern; sie wird dies schon wesentlich durch Zucker, dessen Absatz nur momentan stockt, durch Branntwein, Bier, Kartoffeln u. s. w.; sie kann noch weit mehr verbessert werden durch Butter, Käse, Mastvieh, Fleisch, Eier, Honig, Wachs u. s. w., also dadurch, daß Viehzucht und Viehhaltung besser betrieben und deren Erzeugnisse so vorzüglich, wie die Amerikaner es verstehen, im In- und Auslande hergestellt, verpackt und verschickt werden.

Im Flachs sind wir dem Auslande stark tributpflichtig; der Anbau ist mit am lohnendsten, bei uns in vielen Gegenden möglich und auch für Großgrundbesitzer empfehlenswerth.

Mit andern Worten: die Lage der Landwirthschaft wird eine wenig erfreuliche bleiben, wenn dem Getreide das Uebergewicht eingeräumt bleibt; sie kann eine befriedigende werden, wenn dessen Anbau beschränkt wird, Viehhaltung und Viehzucht durch größern Verbrauch lohnender werden und alles, was wir selbst mit Erfolg erzielen können, allenthalben soweit thunlich erzielt wird. Block rechnete bei fast jeder Art von Hausthieren die Zucht und Haltung unter den damaligen Verhältnissen höchstens mit Deckung der Kosten; wir verlangen und erhalten jetzt bei einigermaßen guten Einrichtungen hohe Reinerträge und verzeichnen solche bei Milchkühen z. B. schon bis zu über 300 Mark im Bezirk der Städte, und mit mindestens 50—100 Mark pro Stück bei verständigem Betrieb auf dem Lande. Viehmast und Aufzucht sind lohnend zu gestalten, und selbst für Wollproduction kann das noch der Fall sein, wenn sie am rechten Ort und in der rechten Weise betrieben wird.

Jeder Landwirth muß für seine Verhältnisse auf dem Wege exacter Berechnung Einrichtungen finden können, durch welche ihm eine anständige Kapitalverzinsung möglich wird, vorausgesetzt, daß er nicht zu hoch gekauft oder gepachtet hat und nicht zu viel mit fremdem Kapital arbeitet, oder doch, wenn er sehr weit in der Aufnahme von Hypotheken gehen mußte, seinen Betrieb und sein Leben nach Maßgabe des Vermögens, welches er selbst besitzt, einrichtet.

Man findet noch viel zu viel Einrichtungen, welche local nicht mehr passen, viel zu wenig Sorgfalt für Sicherung des Absatzes durch Vorzüglichkeit der zu Markt gebrachten Waare, und viel zu wenig Studium der Marktverhältnisse bezüglich der Wünsche und Neigungen der Käufer. Die Zeiten sind vorbei, in welchen dem Landwirth die Waare abgekauft werden mußte und die Preisbestimmung hauptsächlich in seiner Hand lag; die Concurrenz ist unbequem, sie zwingt aber zur Vervollkommnung des auf den Markt gebrachten Gutes, zur Rührigkeit und Umsicht, zum Nachdenken über Betriebsverbesserung und zur Calculation, um das Geeignetste zu finden.

Allenthalben gibt es bei Großstädten noch Landwirthe, welche Milchvieh selbst züchten und Butter machen; genaue Berechnungen sagen, daß hier unter 6—800 Mark eine gute Kuh nicht gezogen werden kann, und daß man durchschnittlich 28 Liter zu 1 Kilogramm Butter braucht, und 60 Proc. vom Milchpreise für diese rechnen muß. Die Viehzucht ist nur da vortheilhaft, wo billigeres Land gegeben ist, besonders gute und billige Weide, die Butterfabrikation nur lohnend, wenn 1 Liter Milch nicht über 12 Pf. gilt. Auf dem Lande gibt es noch viele Landwirthe, welche die Milch zu 7 Pf. pro Liter an Unternehmer vergeben und an diese in Form mannichfacher Verwendungen noch Hunderte bezahlen. Mastkälber sind gesuchte Waare; 1 Kilogramm Zuwachs erzielt man mit 8—10 Liter Milch, die Mast ist lohnend beim Milchpreise von 10 Pf. abwärts, sie findet sich bisjetzt nur in Gegenden, in welchen die Milch weit mehr kostet.

Dänemark und Schweden haben musterhafte Milchwirthschaften, wir solche nur vereinzelt.

Wer Vieh züchten muß oder will, gewinnt das Höchste, wenn er für bestimmte Absatzgebiete in bestimmter Richtung züchtet; bisjetzt geschieht das nur ausnahmsweise; die Mehrzahl arbeitet ohne Fühlung mit andern. In manchen Gegenden klagt man über zu hohe Preise für Jungvieh, in andern über Mangel an Absatz bei zu schlechten Geboten.

Die letzte hamburger Viehausstellung gab ein glänzendes Zeugniß für die von einzelnen gemachten Fortschritte, leider aber auch den Beweis dafür, daß nur wenige Landwirthe daran theilhaben; Oldenburg allein hat im ganzen Lande die Viehzucht wesentlich verbessert und die Einnahme großartig gesteigert; es kann nicht Zuchtvieh genug liefern, und gleiches gilt für alle, welche Hervorragendes leisten. Diese klagen sicher nicht.

Noch müssen wir für viele Millionen Material von auswärts beziehen, schwere Pferde aus Belgien, Frankreich und England, Milchvieh aus der Schweiz, Schweine und Fleischschafe aus England; die dafür zu zahlenden Summen könnten wir selbst gewinnen und das gute Material, welches wir haben, noch wesentlich verbessern. Die Viehzucht hat sich in 10—20 Jahren nicht wesentlich vermehrt; theilweise gibt es sogar Rückgang; die Qualität aber hat sich derart verbessert, daß wir trotz noch zahlreicher minderwerthiger Bestände die Wertherhöhung in Hunderten von Millionen Mark veranschlagen dürfen.

Unsere Landwirthe klagen über die Amerikaner, welche z. B. schon 14 Mill. Kühe haben und alljährlich den Bestand um 1 Mill. Stück vermehren; die Amerikaner

haben seit wenigen Jahrzehnten erst gutes Zuchtmaterial aus Europa geholt, aber dieses rasch im Inlande vermehrt und im Molkereibetrieb die großartigsten Fortschritte gemacht; in Frankreich und in England haben amerikanische Pferde die ersten Preise gewonnen und Zuchtthiere aus Amerika sind mit enormen Summen nach Europa verkauft worden, selbst Kälber mit Preisen bis zu 70000 Mark. Früher galten 2800 Liter Milch als höchster Jahresertrag pro Kuh; wir gewinnen jetzt im Durchschnitt ganzer Bestände schon bis 4000 Liter und mehr, und vereinzelt bis 6000 Liter und mehr; der Durchschnittsertrag für Oesterreich diesseit ist kaum 1000 Liter, der im Königreich Sachsen wird zu 1680 Liter angegeben und die Amerikaner wollen in den besten Gegenden bis 2000 Liter gewinnen; 20 Proc. der Kühe stehen in der Regel trocken. Früher war man, und noch bis vor kaum 20 Jahren, bei der Mast mit dem Tageszuwachs von 1 Kilogramm auf 500 Kilogramm Lebendgewicht hoch zufrieden; wir rechnen jetzt mit bis zu 3 Kilogramm und haben schon über 5 Kilogramm erzielt.

Gleiches gilt von den Erträgen aller Feldfrüchte; die Durchschnittsziffern übertreffen jetzt die Maximalerträge früherer Jahrzehnte bei all den Landwirthen, welche einen starken Viehstand in reicher Fütterung halten und dem Getreide eine bescheidenere Rolle zuweisen.

Die Ertragssteigerungen sind bei tüchtigen Landwirthen allenthalben bedeutend größer, als die Vermehrung der Betriebskosten, und deshalb kann die Lage im allgemeinen keine schlechtere geworden sein, wenn das Richtige gethan wird. Leicht wird es dem Landwirth der Gegenwart nicht, den Betrieb lohnend zu gestalten und als solchen sich zu erhalten; unmöglich aber ist das nicht.

Viele Landwirthe sehen mit Neid auf die Erfolge, welche tüchtige Männer im Gewerbe, im Handel und in der Industrie erzielen; sie meinen, daß das mobile Kapital begünstigt sei. Würden sie die gleiche Sorgfalt und Umsicht mit dem gleichen exacten Rechnen und stetem Calculiren verbinden, so könnte auch ihnen der Erfolg nicht fehlen; thatsächlich fehlt er auch all denen nicht, welche in ähnlicher Weise verfahren; es gibt der Beispiele genug von ganz außerordentlichen Erfolgen im landwirthschaftlichen Betrieb; die Mehrheit der Landwirthe kann nur bescheidenere Renten erzielen, und ganz dasselbe Verhältniß findet sich auch anderwärts.

Es gibt keine Erwerbsart im Deutschen Reiche, welche mühelos große Gewinne bringt, und es kann solche nicht geben, weil bald die Ueberfüllung den Gewinn erniedrigen würde; es gibt aber auch keine, welche den Tüchtigen umsonst arbeiten läßt, weil bald niemand mehr damit zu thun haben wollte, wenn das der Fall wäre.

Das Mittel, um heutzutage in der Landwirthschaft bestehen zu können, liegt in der Beschränkung auf das, was örtlich den höchsten Erfolg gewährt, und in der Verfolgung bestimmter Ziele mit Ausdauer, Geschick, Umsicht und Sorgfalt. Auf den meisten Gütern bei uns findet man noch zu vielerlei Zuchten, Haltung und Anbau, und darunter zu viel, was nicht oder nur wenig lohnen kann. Nur eine Art Vieh halten und nur eine Pflanze bauen, kann kein Landwirth; es dürfen aber nur die Erzeugnisse die Hauptsache bilden, welche gut und sicher lohnen; das Getreide gehört bereits für die Mehrzahl nicht mehr dazu.

Schlimm sind zur Zeit nur die Landwirthe daran, welche dem Getreide noch das Uebergewicht einräumen müssen, lohnendere Betriebszweige nicht einführen können und keinen Markt in der Nähe dafür haben, sodaß sie nur Massenartikel dahin versenden können, wo sie mit billiger producirenden Collegen concurriren müssen. Der Schutz gegen zu niedrige Preise kann den Getreidebauern einige Hülfe gewähren und mag ihnen deshalb gegönnt sein; völlig zufrieden stellen kann er sie aber nicht, solange sie nicht theilnehmen können an der Erzeugung hochwerthigerer Waaren, solange es in ihren Bezirken an Absatz dafür fehlt, und solange sie für das, was sie hervorbringen, Frachtsätze zahlen müssen, welche den Gewinn zu sehr schmälern.

Die glücklichsten Verhältnisse auch für Landwirthe finden sich in Sachsen; wenn von hier aus geklagt wird, so muß entschieden dagegen protestirt oder die Ursache der Unzufriedenheit in persönlichen Verhältnissen, besonders in zu hohen Kauf- und Pachtgeldern gesucht werden. Niemand kann bei Tausenden von Mark für den Hektar im landwirthschaftlichen Betrieb auf Erfolge rechnen, und selbst bei sehr dichter Bevölkerung nicht, weil zeitweise die Conjunctur auch niedrigere Preise für Mastvieh und anderes bringt, wenn diese unter der Ungunst der Verhältnisse den Verbrauch an Fleisch, Butter u. s. w. beschränken muß. Der Zollschutz für Lebensmittel bedeutet hier die Verringerung des Verbrauchs in den Erzeugnissen, auf welchen der höhere Erfolg beruht.

Unsere zur Zeit maßgebenden Wirthschaftspolitiker haben die Zölle im Jahre 1879 eingeführt, die anhaltend niedrigen Preise infolge der oben geschilderten Verhältnisse haben zu der Vorstellung, als bringe der Zollschutz keine Vertheuerung für den Inländer, verleitet, die Erhöhung der Zölle im Jahre 1885 ist deshalb begehrt worden; auch diese mag für die kaufenden Klassen noch erträglich sein, solange die Einwirkungen auf Preiserniedrigung im Weltmarkt andauern; ganz ohne Folgen aber ist sie nicht, und schon jetzt werden Bäcker, Müller, Metzger und Krämer an hochwerthigen Waaren die Abnahme im Absatz beobachten können.

Wenn es richtig ist, daß der Landwirth am meisten da gewinnt, wo ihm eine zahlreiche und kaufkräftige Bevölkerung gegenübersteht, dann erscheint die Zollerhöhung mit der Folge der Schwächung dieser Kaufkraft wie ein Recept, welches an den vielbesungenen Dr. Eisenbart erinnert.

Seit 1873 befinden wir uns noch in einer allgemeinen Krisis, deren Heilung durch Wiederbelebung des Vertrauens bisjetzt nicht hat ermöglicht werden können. Handel, Gewerbe und Industrie sind im Gegentheil seit dieser Zeit unablässig beunruhigt worden und in Ungewißheit geblieben über das, was ihnen etwa noch zugemuthet werden soll. Zur Stärkung der Kaufkraft unsers Volkes hat das sicher nicht beigetragen.

Die Zölle im Jahre 1879 sind von vielen schließlich nur aus dem Grunde bewilligt worden, um Handel und Wandel endlich zur Ruhe kommen und die „ehrliche Probe" darauf machen zu lassen.

Man streitet sich darum, ob die geringe Wendung zum Bessern, welche seit 1880 in manchen Branchen beobachtet wird, den Zöllen oder andern Ursachen zu danken ist; genügt haben die Zollsätze des Tarifs von 1879 den Begehrenden nicht;

schon nach wenigen Jahren war es mit der ehrlichen Probe vorbei und wurden einzelne Sätze erhöht. In der Handelswelt glaubt man vielfach, daß auch die jetzigen Erhöhungen bald nicht mehr für genügend befunden werden, und schon aus diesem Grunde ist es zu empfehlen, klar zu bestimmen, daß wenigstens die Getreidezölle begrenzt werden auf die Dauer niedriger Preise, unter welchen sie nützlich wirken können, und nur so lange, als sie nicht zu schaden vermögen, den Verzehrern durch Schwächung der Kaufkraft, den Landwirthen durch Verleitung zur Ueberspeculation. Die Zuckerkrisis lehrt, wie nothwendig es ist, diese zu vermeiden. Der Staat soll durch seine Gesetze helfen in der Noth und schützen, nicht aber zu schwindelhaften Unternehmungen verleiten.

Inwieweit die Zollerhöhung der Landwirthschaft wirklich Nutzen bringen wird, kann heute niemand wissen; daß der Nutzen nie so groß zu werden vermag, um allen Uebelständen, über welche die Landwirthe klagen können, abzuhelfen, ist gewiß. Unsere Landwirthschaft bedarf noch für viele Gegenden besserer Verkehrsbedingungen und billigerer Frachtsätze für Bezug und Entsendung von Artikeln, welchen kein hoher Werth beiwohnt; vielen könnte dadurch allein geholfen werden, vielen andern wirksamer oder doch ebenso gut wie durch Zölle. Secundär- und Tertiärbahnen, Kanäle, soweit solche möglich sind, gute Straßen und für diese angemessene Vertheilung der Kosten, Tarifreformen u. dgl. sind nothwendig und jedenfalls für alle nützlich, während die Getreidezölle nur den eigentlichen Getreidebauern wirkliche Vortheile sichern.

Ein weiteres Gebiet für den Staat, um die wirksame Hülfe für die Landwirthschaft zu bethätigen, ist die Steuerreform. Sie kann hier nur kurz berührt werden; ob unser jetziges Steuerwesen für Landwirthe oder für andere in höherm Grade nachtheilig wirkt, ist nicht leicht zu entscheiden; sicher ist, daß die Zucker- und die Branntweinsteuer unrichtig veranlagt sind, daß die Exportbonification zur Ueberproduction veranlaßt hat, daß die Raumsteuer für Branntwein in sehr ungleichem Verhältniß die Brennereien belastet und daß die Verschiedenheit der Sätze im Reichsgebiet für Bier und Branntwein vom Uebel ist. Der Beweis dafür, daß da, wo es Grund- und Gebäudesteuer und Einkommensteuer gibt, die Landwirthe über Gebühr belastet werden, ist schwer zu führen; die Vermuthung spricht dafür, daß das der Fall ist, wenn die Grundsteuer auf den Reinertrag basirt ist; als quasi Vermögens- oder Kapitalsteuer würde sie keine Doppelbesteuerung und keine Mehrbelastung bedeuten, wenn die Einkommensteuer durch eine Besteuerung der Art, bei welcher auch das mobile Kapital entsprechend herangezogen wird, ergänzt würde.

Das Verlangen nach Steuerreform darf nicht als Beweis maßloser Steigerung der Ansprüche aufgefaßt werden; ihm liegt die Empfindung zu Grunde, daß die Zölle allein nicht zu helfen vermögen, und jedenfalls kann dafür mehr Berechtigung als für Zollerhöhung geltend gemacht werden. In dem Wunsche zeitgemäßer Reformen begegnen sich die Landwirthe und andere, auch die Handels- und Industriewelt kann über Doppelbesteuerung und über Ueberbürdung klagen. Das Bessere wird nur nicht leicht gefunden und noch viel weniger leicht durchgeführt.

Studien zur Physiologie der Gesellschaft.

Von

Eduard Reich.

II.

Betrachtungen über Moralstatistik und Socialethik.

Aus den Zahlen der Statistik kann bewiesen werden, daß die gesitteten Nationen in voller moralischer Entartung dahinleben, und es kann ebenso bewiesen werden, daß dieselben, moralisch gesund, in ununterbrochenem Fortschritt sich befinden. Die einen Statistiker behaupten, die Verbrechen hätten gegen früher zugenommen, während die andern das Gegentheil behaupten. Und das Gleiche ist in Bezug auf alle Erscheinungen des sittlichen Lebens der Fall. Demgemäß können die Zahlen der Statistik nur auf sehr bedingungsweise Geltung Anspruch machen und sind für sich allein bedeutungslos. Die moralischen Zustände der Völker schwanken, wenn man den Lauf der Geschichte von höhern Standpunkten aus betrachtet, ununterbrochen: während einer Periode nehmen Verbrechen, Laster, Wahnsinn, Selbstmord u. s. w. zu und während der andern Periode ab.

Es hängt dies zusammen mit dem Verhältniß aller Lebensbedingungen, insbesondere der materiellen, mit dem Stande des Kapitalismus und des Proletarismus, der Großmannssucht und der Bescheidenheit, mit dem Einfluß der Religion auf das Leben und mit der gegenseitigen Stellung von Egoismus und Altruismus. Ferner darf nicht vergessen werden, daß das moralstatistische Gemälde eines Zeitraumes nicht blos der Spiegel seiner gesammten Zustände und Verhältnisse ist, sondern auch die Wirkung der gleichen Momente des vorhergegangenen Zeitraums, ja auch früherer Jahrzehnte und Jahrhunderte.

Lassen wir dies außer Acht, so werden wir auch von den nach den besten Methoden statistischer Forschung gewonnenen Thatsachen irregeleitet, indem wir Zustände annehmen, die nicht vorhanden sind, und vorhandene, oft genug verhängnißvolle Zustände leugnen.

Der Mensch ist die Einheit von Physik und Moral; was seine physische Seite angeht, spiegelt in der moralischen sich wider; was die moralische Seite angeht, kommt auch in der physischen zum Ausdruck. Es ist also schon von vornherein klar, daß die sittlichen Lebensäußerungen und Zustände nach Maßgabe der wirth-

schaftlichen und körperlichen sich gestalten müssen, und daß, dem wirthschaftlichen Elend und dem leiblichen Gebrechen und Siechthum entsprechend, sittliches Elend, moralische Gebrechen und Leiden zu Tage treten werden.

In der That, wir finden alle Arten von Elend, Siechthum und Leiden stets auf der gleichen Erdscholle; wo viel krankes Blut, Zerrüttung des Nervensystems sich zeigt, da finden sich viel Verbrechen, Laster, Wahnsinn, Selbstmord, wirthschaftliches Elend, Vernachlässigung von Leibespflege und Erziehung, Mangel natürlicher Religion. Hören wir, es seien viele Menschen dem Hunger, der Noth, dem Drangsal ausgesetzt, wohnten gesundheitswidrig, entbehrten der Erziehung, kennzeichneten sich entweder durch Gleichgültigkeit oder durch Haß, durch grimmige Verachtung alles Bestehenden, so dürfen wir mit größter Gewißheit glauben, daß auf einem solchen Gebiet nicht allein der Kapitalismus seinen Herrschersitz aufgeschlagen, sondern auch Verbrechen, Laster, Krankheit und Siechthum in größerer oder kleinerer pandemischer Ausbreitung vorkommen.

Nicht selten behaupten da kluge Statistiker, die das Gras wachsen hören und die exactesten Methoden der Forschung erfanden, Verbrechen und Laster, Krankheit und Siechthum seien im Rückgang, bessere Zustände im Fortschritt, Lebensnoth und Drangsal nur die Folge von Unfleiß, Trägheit, schlechter Wirthschaft, Unwissenheit. Leider haben sie ihre, an sich ohne Frage sehr vortreffliche Methode falsch angewandt und zugleich vergessen, jene Umstände zu ermitteln, welche auch mit Hülfe der besten und am geistvollsten eingerichteten Zählkarten nicht ermittelt werden können.

Es gibt mancherlei Gegenden, wo weder Kapitalismus und Fabrikwesen herrscht, noch auch Proletarierthum irgendwie in Betracht kommt; und doch zählen daselbst die geschickten wie ungeschickten Meister der moralischen Statistik so viel Verstöße gegen die Moral, daß sie die Lust anwandelt, beim Wortführer der Pessimisten um Aufnahme in ihre Kaste zu flehen. Durch die Statistik können die hier in Betrachtung kommenden Ursachen nicht entdeckt werden; auch Mikroskop, Retorte, Vivisection und andere Hülfsmittel der Forschung lassen da, wie in so unendlich vielen Fällen, grausam im Stiche; selbst wenn man auf die höchste Sprosse der Leiter von Namen und Jahreszahlen, Schablonen und Rubriken der gewöhnlichen Geschichtsforschung klettert, entdeckt man nicht die Ursache, sondern sieht das reine Nichts, und wird, auf diesem Standpunkt verharrend, zum Nihilisten. Was hier allein zum Ziele führt, ist umfassende Beobachtung ohne Vorurtheil, Dünkel und Tendenz.

Im Zeitalter der Exactheit wird dieser naturgemäßen, nüchternen Beobachtung alle und jede Berechtigung bestritten; was durch dieselbe auch an das Licht gefördert werden möge, es darf und soll nicht gelten. Und doch kann es kein besseres Hülfs- und Ergänzungsmittel der auf Erkenntniß von Ursachen hinauslaufenden moralstatistischen Forschung geben, als die bezeichnete Beobachtung. Der Moralstatistiker muß, um Moral- und Socialphilosoph zu werden, den Seelsorger, den Arzt, den Erzieher, den Polizisten, und alle Menschen, welche die verschiedenen Klassen des Volkes von Angesicht zu Angesicht sehen, um Mittheilung ihrer Beobachtung bitten und gleichzeitig die Geschichte des Ortes studiren und dessen natür-

liche Beschaffenheit, dessen Zusammenhang mit dem Staatsgebiet und sociale Entwickelung.

Auf dem Boden der Moralstatistik kann kein Denker und Praktiker stehen bleiben; denn dieselbe ist nur Mittel zur Erkenntniß einerseits und Ausübung andererseits, und nicht Zweck dieser beiden. Freilich demjenigen, welcher es sich zur Aufgabe macht, blos moralstatistische Thatsachen zu ermitteln, ist und bleibt die genannte Wissenschaft Zweck. Ein solcher kennt nur den Selbstzweck der Wissenschaft und ist oft genug darüber empört, wenn aus den mühsam von ihm aufgefundenen Thatsachen durch Theoretiker und Praktiker Folgerungen gemacht werden, und die Ergebnisse seiner Arbeit auf dem Markte der Philosophie ebenso wie auf dem der Praxis einen andern Werth haben als in seinen Augen.

Was nützte es, ganze große Magazine mit Thatsachen überhaupt anzufüllen! Bedeutungslos ist alle Forschung, auch die scharfsinnigste, wenn niemand über die Ergebnisse derselben nachdenken, die letztern zu Bausteinen eines Tempels der Erkenntniß gestalten, auf das Leben anwenden und zu Lösung der Fragen des Daseins benutzen soll. Immerhin möge und muß fleißig geforscht werden; aber nicht in der Absicht, um Thatsachen blos aufzuspeichern, sondern um dieselben, nachdem sie genau festgestellt, geistig zu beleben, zu combiniren, in den Fluß der Erkenntniß zu bringen und mit dieser letztern die allgemeine Wohlfahrt zu fördern. Und was von der Wissenschaft überhaupt gilt, hat in unserm Falle von der Moralstatistik insbesondere seine Geltung.

Bei all den vielen Zählungen und Ermittelungen moralischer Thatsachen ist doch dieser Theil der Statistik sehr lückenhaft; denn es gibt zunächst keine Statistik der Leidenschaften. Eine solche wäre von außerordentlicher Wichtigkeit, und zwar nicht blos für die Erkenntniß des Volkstemperaments und der Volksseele, sondern auch für richtige Maßnahmen einer naturgemäßen Socialpolitik. Wollte man Zählkarten ausschicken zu dem Zweck, Menge und Art der Leidenschaften innerhalb einer Bevölkerung oder Volksklasse zu ermitteln, so erreichte man damit gar nichts; denn unter tausend Menschen wäre nur einer so gut, einsichtsvoll und ehrlich, seinen seelischen Charakter zu zeichnen oder anzudeuten. Die größte Mehrzahl der Gefragten antwortete mit oder auch ohne Absicht falsch, und es wäre somit unmöglich, mit Hülfe der Statistik ein halbwegs getreues Bild menschlicher Leidenschaften zu erhalten.

Von dem Stande dieser letztern bei einer Bevölkerung oder Volksklasse macht man sich nur auf dem Wege der einfachen, ohne vorgefaßte Meinung veranstalteten Beobachtung einen annäherungsweise rechten Begriff. Auf diesem höchst bedeutungsvollen Gebiet leistet vorurtheilsfreie Beobachtung in Wahrheit Einziges, und Aerzte, denen nicht Lohnreceptschreiberei und Experimentirwuth den Kopf verdreht, Geistliche, Polizisten, Advocaten und Lehrer, Krämer und Gastwirthe sind hier im Stande, nicht allein die interessantesten und werthvollsten Aufschlüsse zu geben, sondern auch den Weg anzudeuten, auf welchem die Wahrheit gefunden wird.

Alle sittlichen Handlungen stehen in genauester Beziehung unmittelbar und zunächst mit Temperament und Leidenschaft. Unzählige dieser Handlungen sind

dem Auge der Statistik vollkommen entrückt: unzählige Folgen sittlicher Geschehnisse bleiben nicht nur der Statistik fremd, sondern auch der Wahrnehmung aller jener Praktiker, die durch ihre Amtspflicht verbunden sind, um den Menschen und seine Thaten sich zu bekümmern. Die Moralstatistik bleibt also immer etwas mehr oder weniger Bruchstückweises, und darum ist es nicht möglich, aus derselben bedingungslos Schlüsse zu ziehen; sie ist und bleibt ein gewiß höchst bedeutungsvolles und schätzbares Hülfsmittel, darf aber in ihrem Werth nicht überschätzt werden.

Vor einigen Jahren erschien die dritte Auflage eines Werkes, welches die Aufgabe sich setzt, die Moralstatistik als solche und in ihrer Bedeutung für die Socialethik zu bearbeiten und darzustellen. Der Verfasser desselben, Alexander von Oettingen*), nimmt das Verdienst in Anspruch, mit Hülfe der moralischen Statistik die sociale Ethik auf feste, sagen wir auch wissenschaftliche Grundlagen gebracht, oder doch wenigstens den Versuch hierzu gemacht zu haben. Es ist sein Verdienst, nicht bei Ausmittelung von Thatsachen stehen geblieben zu sein, und dieselben vor Aufspeicherung bewahrt zu haben; er gelangte zu Erkenntnissen von großer Tragweite für Wissenschaft und Leben, und wurde zum Begründer einer Richtung, welche durch bedeutende Stromkraft ausgezeichnet ist und befruchtend auf die sociale und moralische Anthropologie und Hygieine wirkt.

„Was man", sagt Oettingen, „von dem ehrlichen Mann der Wissenschaft ... fordern kann, ist dreierlei: erstens, daß er seinen Standpunkt nicht verhehle, sondern rücksichtslos bekenne; zweitens, daß er den Thatsachen nicht Gewalt anthue oder sie im Dienste der Tendenz umbiege; drittens, daß er dem Leser die Möglichkeit einer Controle darbiete." Soweit der Mensch seine eigene Natur zu meistern im Stande, hat Oettingen dies gethan; da aber des stärksten Menschen Wille und Kräfte beschränkt sind und niemand über sich selbst hinaus kann, hat er zwar den Thatsachen Gewalt nicht angethan, jedoch auch nicht verhindern können, daß die Unsicherheit der Thatsachen der, wenn auch vielleicht mehr unbewußten, Tendenz Nahrung zuführte und Stärke verlieh. Zwar bemühte sich der genannte Gelehrte redlich, Voreingenommenheit zu bannen; allein etwas vom Theologen, und gerade nicht immer vom weichherzigen, blieb denn doch zurück und beeinflußte die Deutung schwankender und fester Thatsachen. Doch dies lege ich Oettingen keineswegs zur Last; denn niemand fordert von einem Gelehrten Unfehlbarkeit, Abtödtung alles Menschlichen; niemand sucht in der Arbeit des Gelehrten eine Art göttlicher Offenbarung. Man lese jedes Buch mit Vorbehalt und denke, daß jeder Verfasser eine individuelle Persönlichkeit ist und als solche einen besondern Standpunkt der Betrachtung einnimmt und naturgemäß einnehmen muß. Von einem Autor zu verlangen, daß er bedingungslos unsern Standpunkt einnehme, ist allermindestens ungerecht, ja unvernünftig. Was der Philister vom Zeitungsschreiber zu fordern sich anmaßt, darf der Gelehrte nicht vom Gelehrten fordern.

Das Verfahren Oettingen's ist inductiv und deductiv mit einem mal. Und

---

*) „Die Moralstatistik in ihrer Bedeutung für eine Socialethik" (3., vollständig umgearbeitete Auflage, Erlangen, A. Deichert, 1882).

weil es so ist, ist es das allein richtige. „Wollen wir", sagt dieser Autor, „allgemeingültige Gesetze der Lebensbewegung in Natur und Geschichte finden, so muß die Entwickelung aus allgemeinen Begriffen (Deduction) an dem Nachweis aus einzelnen Beobachtungen (Induction) ihre Stütze und Controle finden. Umgekehrt wird die Sammlung und Ordnung der aus der äußern Erfahrung entnommenen Thatsachen (Induction) nur durch die Macht der Idee oder der aus innerer Erfahrung stammenden Principien (Deduction) zu einem seelenvollen Ganzen verbunden. In allen Naturwissenschaften gilt meist der Weg äußerer Erfahrung oder Beobachtung als die berechtigte und vorwaltende Untersuchungs- und Begründungsform. In den Geisteswissenschaften meint man, das idealisirende (speculative) Verfahren eher als das sachgemäße zugestehen zu können. Allein man täuscht sich nur zu leicht, wie über das Wesen der Natur und des Geistes, so über das gegenseitige Verhältniß der beiderseitigen theoretischen Erkenntnißarten." „Wie aber Nothwendigkeit und Freiheit sich in dem Geheimniß des Lebens nicht auszuschließen brauchen, so stehen auch die äußere und innere Beobachtung, Experiment und Ideenentwickelung nicht in Widerspruch miteinander; sie ergänzen sich vielmehr zu gegenseitiger Stütze in der Erforschung der Wahrheit. Deshalb darf die Geisteswissenschaft nicht stolz auf die naturwissenschaftliche Methode herabsehen, noch auch die Naturwissenschaft die Macht der Idee unterschätzen. Sich gegenseitig Handreichung zu thun, dazu sind beide berufen."

Ein sehr vernünftiger, berechtigter Standpunkt, dessen allgemeine Annahme höchst geeignet ist, Philosophen, Naturforscher und Förderer der politisch-moralischen Wissenschaften gemeinsamen Weges wandeln zu lassen nach dem Ziele der Erkenntniß und Humanität: ein Standpunkt, der die genannten Gelehrten vor schädlicher Einseitigkeit bewahrt, und die Brücke schlägt von den Naturwissenschaften zu den Staats- und Gesellschafts-, Cultur- und Geisteswissenschaften! Oettingen näherte sich dieser Auffassung allmählich. Es wäre höchst vortheilhaft, wenn von seiten der sämmtlichen Naturforscher, Staatskundigen und Philosophen dasselbe geschähe.

Zu den für die politisch-moralischen Wissenschaften bedeutungsvollsten grundlegenden Momenten gehört die Freiheit der Persönlichkeit. Ueber diesen Punkt gehen die Meinungen der Naturkundigen und der Geisteskundigen auseinander. Jene leugnen die centrale Seele und sprechen dem Individuum die Fähigkeit freien Wollens ab. Diese schlagen den Einfluß der Physik auf die Moral, oder des Leibes auf die Seele, zu niedrig an und die Freiheit des Willens zu hoch.

Je intensiver wir über die Erscheinungen des Lebens nachdenken, desto mehr drängt die Nothwendigkeit sich uns auf, eine centrale Seele anzunehmen. Diese, ich nenne sie activen Aether, ist das transscendentale Subject und als solches nicht an die Beziehungen von Zeit und Raum gebunden, somit nach unsern Begriffen frei. Nun aber ist wohl zu bedenken, daß die organische Einheit des activen Aethers und der materiellen Formelemente den Organismus ausmacht, die Persönlichkeit. Durch diese Thatsache wird die Freiheit der Seele eingeschränkt, und zwar nicht selten bis auf ein kaum in Betrachtung kommendes Minimum.

Die Persönlichkeiten jeder Gattung möge man einer galvanischen Säule vergleichen; an dem einen Pol derselben stehen diejenigen, welche so entwickelt sind,

daß die Seele den Leib beherrscht, soweit dies überhaupt möglich ist; an dem andern Pol stehen diejenigen, bei denen das Umgekehrte der Fall ist. Wir verstehen somit, daß der Begriff der seelischen Freiheit und das Verhältniß von letzterer ungemein schwanken wird je nach der Persönlichkeit und den Umständen des Daseins, der ganzen Entwickelung und der Gesundheit. Hieran muß festgehalten werden zum Wohle der Menschheit, und die Freiheit auch des seelenkräftigsten Individuums muß eingeschränkt werden, weil die Macht unserer leiblichen Vorgänge und der in der Außenwelt gelegenen Momente jede volle Bethätigung der Willenskraft verhindert.

„Im Wesen der sittlichen Freiheit liegt", sagt Oettingen, „ein Moment der Nothwendigkeit. Je consequenter jemand handelt, je mehr seiner sittlichen Idee entsprechend er sich bestimmt, desto freier ist er. Weil der Mensch nun in seinem Willensleben an die Gattung, aus der er stammt, gebunden ist, weil all sein Denken und Handeln bereits durch Sprache und Sitte, durch Erziehung und Gewöhnung von Haus aus eigenartig gefärbt ist, so wird auch seine Selbstbestimmung nie dem Einfluß der Umgebung entgehen, nie von der Ordnung des Ganzen sich schlechthin emancipiren können. Ja, der einzelne wird seine Freiheit nur in dem Maße zu bethätigen im Stande sein, als er im Bewußtsein der gliedlichen Gemeinschaft als ein Bestandtheil des großen Ganzen sich bewegt und handelt. Die tiefbegründete Gesetzmäßigkeit in der Freiheit, oder die Macht der Sitte in der persönlichen Willensbewegung des Menschen zu beobachten, dafür ist die Moralstatistik ein sehr geeignetes, fruchtbares Mittel."

Und ferner bemerkt Oettingen: „Gleichwol erscheinen die Einzelnen als frei sich bewegende Glieder in der Kette alles Geschehens, allerdings in ihrer Freiheit beschränkt durch den Zusammenhang ihrer eigenen, ererbten Willensart oder -Unart, aber nicht der äußern Nothwendigkeit eines Zwanges, sondern den Motiven und Impulsen dieses ihres Willens folgend. Hier wurzelt das Problem, jenes Geheimniß der Freiheit in ihrer Einheit mit höherer Gesetzmäßigkeit! Es mag zugestanden werden, daß kein menschlicher Verstand dasselbe endgültig wird lösen können. Aber annäherungsweise können wir im Lichte der äußern und innern Erfahrung es zu erfassen suchen." ... „Sittliche Freiheit im humanen Sinne ist nur da, wo eben die Sitte mit der Freiheit, das Gemeinsame mit dem Individuellen, das Gesetz und die Ordnung mit dem Willen und Gewissen sich paaren."

Freiheit des Individuums sinkt herunter in dem Maße der Zunahme von Individuen auf einer bestimmten Erdscholle. Bewohnt eine Person irgendwelche Insel oder Halbinsel ganz allein, so sind ihrem Willen nur die durch Organisation und äußere Natur bedingten Schranken gezogen; diese Persönlichkeit wird im Stande sein, schrankenlos folgerichtig zu handeln und ganz ihrer sittlichen Idee entsprechend sich zu bestimmen. Mit der Freiheit im gesellschaftlichen Zusammenleben gestaltet es sich so, daß die meisten Menschen durch das Machtgebot der Gesellschaft auf die Stufe des Automaten heruntergedrückt werden. Nur bei einer unbedeutenden Minderzahl, bei den Individuen mit kerngesunder, urkräftiger Seele, wirken die durch Natur wie Gesellschaft bedingten Hemmnisse stärkend auf das psychische Leben und lassen die Freiheit des Willens deutlich hervortreten. Es

wird da zu Bildung von Persönlichkeiten kommen, die das höchste Maß sittlicher Freiheit, welches überhaupt zu erlangen möglich ist, für sich in Anspruch nehmen dürfen. Aber auch diese Einzelwesen haben im ganzen genommen nur wenig von seelischer Freiheit, ob sie gleich hierin ihre Mitlebenden gewaltig überflügeln.

Alle Freiheit des Individuums muß in demselben sich entwickeln. Dergleichen geschieht vorbereitend durch Erziehung und günstige Lebensverhältnisse, sodann indem das Individuum sich selbst Audienz gibt, in sich selbst sich zurückzieht und zu einer guten Weltanschauung gelangt. Ist das Einzelwesen von Natur aus körperlich nicht zähe wie Schmiedestahl und geistig weder elastisch noch harmonisch beanlagt, gewinnen auf diese Art die hemmenden Einflüsse der Gesellschaft allzu große Macht, so kann von irgendwelcher Entwickelung individueller Freiheit kaum die Rede sein. Je heißer der völlig sinnlose Kampf um Habe und Brot, desto mehr Zwang und Machtgebot, desto weniger die Möglichkeit der Entwickelung seelischer Freiheit gegeben. Unter solchen Umständen erscheint auch die äußerste Consequenz des Handelns nicht als Folge freier, sondern als Wirkung erzwungener Arbeit unserer Logik, und wir verlieren nichts vom Charakter des Automaten.

Dasjenige, was man sittliche Freiheit nennt, muß also nothwendig mit Zunahme des wüsten Kampfes um das tägliche Brot kleiner werden und immer mehr zurückgehen; daß dem wirklich so, beweist in der That die unter solchen Umständen beobachtete Vermehrung der Folgen sittlicher Unfreiheit: der bösen Leidenschaften, Laster, Verbrechen, des Selbstmordes und Wahnsinns. Und die materielle Grundlage der sich vermehrenden sittlichen Unfreiheit und ihrer Folgen ist Entartung, erwachsen auf dem Boden von Elend und Ueberbürdung einerseits, von Müßiggang und Ausschreitung der Sinnlichkeit andererseits.

Bedeutungsvoll für das gesellschaftliche und sittliche Dasein der Völker ist die Proportion der beiden Geschlechter innerhalb der Gemeinschaft. Hier kommt aber als Vorfrage in Betrachtung, ob Ein- oder Vielweiberei das für die Menschheit Ersprießlichere sei. Um über diesen Punkt richtig, naturgemäß entscheiden zu können, müssen wir alles Vorurtheil beiseite lassen und dürfen weder blos christliche, auch nicht blos mohammedanische Theologen hören, sondern entweder beide oder gar keinen. Doch wir müssen von dem Standpunkt naturgemäßer Auffassung aus von vornherein der Monogamie den Vorzug geben und dahin uns erklären, daß Polygamie gesetzlich unzuläßig sei.

„Die sittliche Idee der Ehe", sagt Oettingen, „das Ein-Fleisch- und Ein-Geistsein, die Begründung der Einen Hausgenossenschaft, das Wesen ehelicher Liebe, die Familiengemeinschaft und Kindererziehung — alle diese Momente werden die Monogamie als die einzig sittlich berechtigte Form ehelicher Gemeinschaft darthun können und müssen. Nichtsdestoweniger ist es von tiefgreifender Bedeutung, daß auch die innerhalb der Menschheit waltende Naturordnung, der geordnete Haushalt in dem ewigen Kreislauf, in der steten Reproduction der Geschlechter die desfallsige Bestimmung des Menschen aufs klarste und unzweideutigste gekennzeichnet. Wie häufig haben seichte und rohe Menschen, ohne zu wissen, was sie redeten, die vermeintlich aus der geschlechtlichen Naturordnung geschöpfte Behaup-

tung gewagt, die größere Zeugungskraft des Mannes berechtige, ja nöthige eventuell zu Polygamie. Allein die Idee, daß die Bevölkerungsvermehrung durch Relaxationen in diesem Punkte, d. h. mittels Durchbrechung der strengen Monogamie gefördert werden könne, ist längst statistisch widerlegt."

Und weiter: „Die auf monogamischer Ehe ruhende Familie bildet die Grundlage für alle socialethische Bewegung." . . . „Die Verkehrung dieser Naturordnung, sei es durch Polygamie, sei es durch wilde Ehe und zuchtlose Bethätigung des Geschlechtstriebes, kann und wird allerdings die Verkrüppelung der socialethischen Zustände in haarsträubender Weise uns vergegenwärtigen."

Nach unserm bloßen Gefühl können wir die Frage, ob Ein- oder Vielweiberei, und welche für das normale Zusammenleben der Menschen ersprießlicher sei, nicht gut entscheiden. Wir dürfen auch nicht sogleich moralisch entrüstet sein, wenn wir das Wort Polygamie hören, sondern müssen die leiblichen und seelischen Beziehungen des Menschen, des Klima und der Sitten und mancherlei Dinge sonst noch prüfen. Wir kommen dann zu Erkenntnissen, die hier und da mit den anerzogenen Gefühlen, Anschauungen und gesellschaftlichen Schnurrpfeifereien in Widerspruch stehen; und wir sehen ein, daß alles in der Welt zwei Seiten hat und nach den Umständen gut oder böse ist.

Aus dem Gesichtspunkte der Gesundheitspflege des Leibes und der Seele, des Individuums und der Gesellschaft, ist und bleibt die Monogamie die beste und ersprießlichste Form der Ehe; Mann und Weib, sowie Nachkommenschaft, stehen sich unter normalen Verhältnissen dabei am besten. Unter normalen Verhältnissen, d. h. wenn die Altersverschiedenheit der Ehegatten entsprechend, deren Gesundheitszustand befriedigend und deren Zeugungsleben um absolut die nämliche Zeit erlöschend ist.

Wirkliche Vielweiberei, die zerstörenden Einfluß nimmt auf Familienleben und öffentliche Sittlichkeit, betreiben in der Welt mit europäischer Civilisation nur die sogenannten Lebemänner. Diese Art von Menschen haucht moralische Pest aus ringsumher und zerstört mit ihrem vergiftenden Odem alle Welt, die mit ihnen unmittelbar oder mittelbar verkehrt. Gegen die Laster und die ganze naturwidrige Lebensweise solcher Gesellschaftskreise kann nicht laut genug protestirt werden; aber dergleichen unterlassen die officiellen Sittenprediger wohl und weislich, dergleichen übersehen auch die Organe der öffentlichen Sicherheit, und die Gesellschaft, welche sich als tonangebende aufspielt, weiß hier den Mantel der Duldsamkeit, Nachsicht, Entschuldigung sehr wohl anzuwenden — aus Gründen, deren Erläuterung überflüssig wäre.

Gäbe man in Europa ein Gesetz, wonach jedem Manne es freistünde, mehrere Frauen zu heirathen, so sähe man, ganz ebenso wie im Orient, die allergrößte Zahl der Männer nur mit einer Frau leben und blos die allerkleinste Minderheit sinnlicher Lebemenschen mit mehrern Weibern vermählt. Die Polygamie bliebe ganz und gar die gleiche wie jetzt; nur daß man laut davon spräche, während jetzt blos leise davon gesprochen wird. Aber mit Aenderung des wirthschaftlichen Systems, mit Annahme des Systems der Gegenseitigkeit und Gemeinverbindlichkeit wäre das Laster und die sittenverderbende Vielweiberei ver-

schwunden, wirkliche Gesundheitspflege erst möglich und Monogamie auf fester Grundlage.

Die Proportion der beiden Geschlechter schwankt je nach Lebensalter, Land und Leuten, Umständen und Verhältnissen. Auf Grund der Betrachtung endloser Reihen von Ziffern kommt Oettingen zu dem Ergebniß, „daß trotz aller geringfügigen Schwankungen im einzelnen, doch im großen und ganzen während der Periode des heirathsfähigen Alters sich die Geschlechter die Wage halten". Dies bleibt wahr unter allen Umständen; allein es gibt Zeiten und Verhältnisse, in und unter denen das Gleichgewicht gestört ist und dadurch abnorme Beziehungen veranlaßt werden im Leben des gesellschaftlichen Organismus; es möge hier erinnert werden an die Folgen von Kriegen und übermäßiger Auswanderung. Doch die Natur strebt danach, das Gleichgewicht wiederherzustellen.

„Vor allem", sagt Oettingen, „kann sich das in Zeiten der geschlechtlichen Disproportion gesteigerte factische Bedürfniß der Bevölkerungen derart subjectiv geltend machen, daß es im Gesammtgefühl des Volkes den gesteigerten Wunsch, ja die intensive Willensrichtung auf compensirende Geburten rege macht; und dieser Collectivwille, sozusagen, muß wol die nervösen Stimmungen beeinflussen, von welchen in einer für uns allerdings geheimnißvollen Weise, vielleicht schon bei der Zeugung, der geschlechtliche Charakter der Geborenen mit bedingt sein mag."

Es ist sehr schwierig, über diesen Punkt halbwegs genau sich zu entscheiden; man wird niemals mehr, als eine nur schwache Vermuthung hegen können, daß der Wunsch der Zeugenden, mehr männliche oder mehr weibliche Nachkommen zu besitzen, auf die Entstehung einer oder der andern Kategorie wirklich Einfluß nehme. Möglich, daß dies der Fall ist; ebenso möglich ist das Gegentheil. Von seiten der Statistik wird gar kein Anhaltspunkt geboten, und die gewöhnliche Beobachtung täuscht uns. Wahrscheinlich trifft die Natur den Ausgleich der Schwankungen im Gleichgewicht der Geschlechter ohne alles Zuthun seitens des Willens der Persönlichkeit.

Für den Fortschritt der Civilisation ist das Institut der Ehe etwas unbedingt Nothwendiges. Oettingen sagt mit dem größten Maße von Berechtigung: „Die Ehe ist ein für die Weltgeschichte und organische Menschheitsentwickelung unbedingt nothwendiges Institut. Sie zwangsmäßig zu verbieten und gesetzlich zu hindern, ist ebenso verderblich und verwerflich, als sie zuchtlos zu bethätigen oder ihre Ausschließlichkeit und Unauflöslichkeit in ehebrecherischem Gelüste anzutasten."

Ich halte es für das Vortrefflichste, wenn die einmal geschlossene Ehe für das ganze Leben geschlossen bleibt. Es könnte dies auch leicht der Fall sein unter Herrschaft eines naturgemäßen wirthschaftlichen Systems, welches die Menschen leiblich und seelisch gesund erhielte und dieselben nicht veranlaßte, die Ehe zum Gegenstand selbstsüchtiger Berechnung zu machen, der Ehe aus Liebe Lebensluft sicherte und Raum gäbe. Solange jedoch das System des Eigennutzes waltet und alles im öffentlichen und privaten Leben auf Einzelerwerb sich gründet, solange wird Ehe aus schmuzigem Egoismus, Ehebruch, Gemeinheit pandemisch und nicht erschwerte Ehescheidung nothwendig sein. Doch auch unter dem glücklichsten System

der öffentlichen Wirthschaft kommt dieses und jenes Ehepaar zu der Erkenntniß, daß es sich täuschte, und begrüßt die Ehescheidung als das rechte Mittel, Verhängniß und Jammer, Unglück und Elend zu verhüten.

Die Ehe ist kein bloßer Vertrag. Oettingen thut sehr wohl daran, der allgemein verbreiteten Auffassung, daß die Ehe ein Vertrag sei, entgegenzutreten. So warm ich ihm hierin beistimme, so wenig kann ich alle seine Ansichten über die Ehescheidung gelten lassen. Hören wir einige Worte dieses Gelehrten: „Es kann die Ehe nur dann auf wahrer Liebe beruhen, wenn über ihre Unauflöslichkeit kein Zweifel besteht, da die Behauptung der Auflöslichkeit eins ist mit der selbstsüchtigen Tendenz eventuellen Wechsels. Feste Bindung widerspricht der Freiheit nur dann, wenn dieser die Liebe fehlt. Ist doch die Familiengründung durch die Ehe der erste Ausfluß des hohen Urrechts des Menschen: der freien Persönlichkeit. Nur beim Thiere verbinden sich die Geschlechtsindividuen gattungsmäßig, und eben darum nur vorübergehend; bei dem Menschen verbinden sich die Personen auf die Lebensdauer." „Aber ... die Erleichterung und Häufigkeit der Ehescheidung stumpft das sittliche Urtheil der Gesellschaft in Betreff der Heiligkeit geschlechtlicher Beziehungen überhaupt ab. Je corrumpirter die Gesellschaft in dieser Hinsicht, je leichtfertiger sie über die Zuchtlosigkeit in Betreff ehelicher Verhältnisse urtheilt, je indifferenter sie sich namentlich zur Wiedertrauung Geschiedener verhält, desto mehr muß auch der Spiegel unantastbarer Heiligkeit der Geschlechtsgemeinschaft erblinden. Es wird Thür und Thor jener Herzenshärtigkeit geöffnet, die nur nach dem eigenen Gelüste fragt, nicht aber um das Wohl des Ganzen sich kümmert, geschweige denn um desselben willen Opfer zu bringen oder das Kreuz (in den meisten Fällen die selbstverschuldete Last) einer unglücklichen Ehe zu tragen vermag." Oettingen fordert Trennung der Ehegatten von Tisch und Bett in jenen Fällen, wo das fortgesetzte Zusammensein der Gatten für beide oder für einen derselben Unheil wäre, und will nur dann wirkliche Scheidung gestatten, wenn die Thatsache des Ehebruchs gegeben ist.

Liebe und Auflösbarkeit oder Unauflösbarkeit der Ehe haben wenig miteinander zu thun. Ob die Ehescheidung schwer oder leicht gemacht wird, hat auf die eigentliche Liebe wol keinen Einfluß; denn diese letztere ist eine Frage der Gesundheit von Leib und Seele, eine Frage der Moral und Erziehung, nicht der bürgerlichen Institutionen; sie hängt noch eher mit den Verhältnissen des Besitzes und des wirthschaftlichen Systems zusammen, als mit der Auflösbarkeit oder Unauflösbarkeit der Ehe. Was in der Ehe die Liebe zerstört, ist, um durch ein Wort es auszudrücken, die Gesammtheit der Schattenseiten des gesellschaftlichen Systems vom Wieviel — Soviel, der intensive Kampf um das materielle Dasein, die Sittenlosigkeit, die Großmanns-, Hab- und Genußsucht. In einer solchen entarteten Gesellschaft, der es an Religion und naturgemäßer Moral fehlt, kann eine leicht zu bewerkstelligende Ehescheidung als Wohlthat gelten. Und dort, wo Religion und Moral zu Hause sind, Elend, Laster, Gebrechen, Ueppigkeit nicht vorkommen, sind alle Bestimmungen über leichte oder erschwerte Ehescheidung nutzlos.

Es gibt Arten von Thieren, bei denen Mann und Weib für die Lebenszeit

einander angehören, und andere, bei denen jede Brunstzeit andere Gatten aufweist. Der Mensch gehört, im ganzen genommen, zu der erstern Art von Thieren, und für den gesitteten Zweihänder ist aus verschiedenen Gründen die Heilighaltung der ehelichen Gemeinschaft unerläßlich. Aber dergleichen geschieht keineswegs durch Erschwerung der Ehescheidung, sondern durch Verbesserung von Hygieine und Moral bei allem Volke.

Abgesehen hiervon, ist es ungemein berechtigt, wenn Oettingen ausspricht: „... Nicht auf den einzelnen oder die einzelne gilt es, den Stein zu werfen, sondern es will die sociale Sünde, an welcher jeder mehr oder weniger seinen Theil hat, mit ernster Selbstkritik gestraft sein, damit der einzelne einen Halt für sein sittliches Streben und einen Damm für sein ehebrecherisches Gelüste finde. Die Verhältnisse und die denselben zu Grunde liegenden Schossünden der Zeit wollen mit unbarmherziger, schonungsloser Schärfe, die einzelnen, ihnen zum Opfer fallenden Persönlichkeiten mit Milde und im Bewußtsein gemeinsamer Schuld nicht ohne Mitgefühl beurtheilt sein."

Jederzeit muß alle sittliche Besserung bei den einzelnen beginnen; das Individuum muß an sich selbst arbeiten, mit sich selbst streng in das Gericht gehen, seinen Egoismus überwinden und vernünftige, sympathische Lebensart annehmen. Abirrung des einzelnen vom Pfade der Natur ist stets die nothwendige Folge von Unnatur der gesellschaftlichen Zustände und Verhältnisse, Wirkung eines falschen socialwirthschaftlichen Systems, welche die leibliche und sittliche Entwickelung der Einzelwesen hemmt oder verdirbt. Die Gesammtheit kann demnach logischerweise nicht anders, als das Individuum milde beurtheilen, und das letztere ist, damit die Gesammtheit sich bessert, entschieden genöthigt, sehr streng mit sich selbst zu verfahren. Nur auf solche Art kann wirklicher Fortschritt, sittliche Besserung, Heilighaltung von Liebe und Ehe, ideales Leben, wahre Religion in ihrem Bestand gesichert und das Uebel gebannt werden.

Ohne Frage, die öffentliche und geheime Prostitution der Frauen ist eine der größten Schattenseiten des gesellschaftlichen Lebens, und der Wunsch, dieselbe auszutilgen, ein im höchsten Grade berechtigter. Allein, solange Elend als Folge eines falschen socialen Systems sich geltend macht und Millionen von Menschen in den Pfuhl der Entartung treibt, solange wird es Prostitution als Gewerbe und Lobredner dieses Gewerbes bei den Aufgeklärten geben.

Hier sehen wir schon den Pfad, der aus dem Wirrsal herausleitet: nicht Bestrafung der prostituirten Frauen, nicht gewaltsame Schließung der Häuser des Lasters und der Schande, sondern Aenderung des socialen Systems, Beseitigung von Elend und Ueppigkeit hierdurch, dies verhindert das Entstehen der Prostitution und läßt die Häuser des Lasters und der Schande in Staub zerfallen, in Asche. Davon freilich sprechen weder die Moralisten noch die Polizisten, weder die Praktiker noch die Theoretiker der Philosophie, Medicin, Jurisprudenz und Theologie. Und doch ist ohne Anwendung dieses radicalen Mittels gar nichts Gutes zu erwarten, jede Hoffnung auf Besserung aller Umstände und Verhältnisse, aus denen die Prostitution sich hervorbildet, vergeblich.

Ungemein viel Wahrheit und Berechtigung hat folgender Ausspruch von

Oettingen: „Alles was dieselbe (die Prostitution nämlich) unterstützt oder in versuchlicher Weise öffentlich zu fördern geeignet ist, muß der Staat mit polizeilicher Strenge zu unterdrücken suchen. Dazu gehören alle öffentlich ausgestellten obscönen Bilder, alle sogenannten Vergnügungslocale, die als Markthallen der Verführung die Nacktheiten frech ausstellen und das ekle Geschäft der Gelegenheitsmacherei fördern. Hier müßten die polizeilichen Autoritäten, statt durch die Finger zu sehen und selbst mitzumachen, energisch durch Verbote und Strafgesetze eingreifen und dem Aergerniß, wo es sich auf Straßen und Markt, in öffentlichen Localen und auf den Schandbühnen breit macht, einen Damm entgegensetzen. Das Widerwärtigste von allem ist jenes Kuppler- und Zuhalterwesen, wie es sich in den sogenannten Louis breit macht, diesem Abschaum der Menschheit, wo nicht die Leidenschaft, nicht das Elend, sondern lediglich die gewinnsüchtige Gemeinheit das Motiv zur Ausbeutung des Gewerbes ist. Soweit die Polizei ihrer habhaft werden kann, was freilich bei der allgemeinen gesellschaftlichen Verderbniß oft sehr erschwert ist, da sollte sie dieselben die ganze Strenge des Strafgesetzes fühlen lassen."

Hier ist ausschließlich von Palliativmitteln die Rede; denn der allergrößte Theil des Angebots der Frauenleiber zum Geschlechtsgenuß ist durch das falsche System der Arbeit und öffentlichen Wirthschaft und die daraus entsprungenen Misverhältnisse bedingt. Und betrachtet man das Kuppler- und Zuhalterwesen genauer, so bemerkt man alsbald den Zusammenhang mit Elend infolge der zuletzt angedeuteten Misverhältnisse, und erkennt in dem durch das System der Erwerbsarbeit bedingten moralischen Elend den unmittelbaren Anstoß zu Ergreifung des schändlichen Gewerbes.

Im Interesse der Moral ist es geboten, das öffentliche Angebot der Frauen zu verhindern. Nun aber kommen die Prostituirten und sagen: „Wenn man uns daran hindert, unsere Arbeit, von der wir leben, anzubieten, so verschließt man uns den Arbeitsmarkt und nimmt damit uns das Leben." Was hier die Moral fördert, vernichtet die Wirthschaft und damit das Leben. Unter Herrschaft des jetzigen Systems muß also jederzeit auch die Prostitution nach Angebot drängen und, wenn solches staatlich verboten ist, durch das Kupplerthum den Markt auf dem Privatwege suchen.

Ungemein löblich ist es, wenn Oettingen die Emancipation der Frauen und alles bekämpft, was auf Verminderung der Nachkommenschaft abzielt, und was auch wieder in neuester Zeit auftauchte, und zwar zumeist von Individuen befürwortet wurde, denen es bei weitem weniger um das Menschenwohl zu thun ist, als unendlich mehr um Befriedigung des persönlichen Ehrgeizes, zu den modernen Schreiern ersten Ranges zu gehören.

Die Zahl der Sprößlinge steigert in krankhafter Weise das Elend. Mit der Zahl der Kinder in einer elenden Bevölkerung nimmt die Gebrechlichkeit der Nachkommen zu. Wohlstand, Gesundheit, Harmonie der geistigen und sittlichen Kräfte: dies alles beschränkt die Zahl der Kinder auf das natürliche Maß und verbessert die Beschaffenheit, die Art derselben. Es bedarf also keines jener verwerflichen Mittel, um die Zahl der Sprößlinge zu vermindern, sondern es bedarf

zunächst eines wirthschaftlichen Systems, welches die Arbeit aller allen gleichmäßig nutzbar macht, jede Gattung von Elend verhütet, Wohlstand und Gesundheit allgemein verbreitet, ungehemmt die Harmonie der geistigen und sittlichen Kräfte ermöglicht und erwirkt, und so das Menschengeschlecht physisch und moralisch verbessert.

Indem dies alles geschieht, hören auch alle Veranlassungen zu der Bestrebung so vieler (und innerhalb krankhafter Zustände der Gesellschaft immer zahlreicher werdender) Weiber auf, von den Normen ihres Geschlechts sich zu emancipiren und auf Gebieten um das Dasein zu kämpfen, die naturgemäß nicht das Feld sind, welches zur Bethätigung der weiblichen Kräfte gehört.

Aus den Zahlen der Statistik in Bezug auf die Menge der unehelichen Kinder kann kein sicherer Schluß gezogen werden auf den Stand der Unsittlichkeit eines Volkes; vielleicht ließe daraus sich noch leichter auf die Unsittlichkeit seiner Gesetzgeber und Verwalter irgendwelcher Schluß ziehen. Jedenfalls müßte man, um sicher zu gehen, neben die Zahlen für die unehelichen Nachkommen auch die Ziffern stellen für das vorhandene Elend, für die Ausschreitungen und Schwelgereien, für die Auspfändungen und Ausplünderungen, und genaue Uebersichten herstellen über die gesetzlichen und gesellschaftlichen Hemmnisse der Eheschließung. Es kann sich ereignen, daß durch besondere Kunststücke der Gesetzgeber und Verwalter in einem Lande mit gutem Wohlstand, viel Gesundheit und Sittenreinheit ein höherer Procentsatz unehelicher Kinder sich zeigt als in einem Lande mit entgegengesetzten Zuständen der Bevölkerung.

Bei leichtlebigen, wenig vorsichtigen Rassen, denen es an Lebensmitteln nicht fehlt und die einen Erdstrich mit gutem Klima bewohnen, bemerkt man zuweilen auch ohne jene Kunststücke der Gesetzgeber und Verwalter mehr uneheliche Kinder, als eigentlich gut und nützlich wäre. An dieser letztern Thatsache sind somit zwei Momente schuld: Fehler des Temperaments und Fehler der Erziehung. Man nennt Nationen dieser Art unsittlich; aber, man ist außer Stande, dieselben für ihre Unsittlichkeit verantwortlich zu machen. Man verbessere ihre Fehler, und die Zahl der unehelichen Kinder wird bald sich verkleinern!

„Karge Zeiten", sagt Oettingen, „üben einen günstigen, d. h. auf die außereheliche Fruchtbarkeit einen hemmenden, überreiche, durch Wohlfeilheit des Lebensunterhalts sich charakterisirende, einen ungünstigen, d. h. einen fördernden Einfluß aus. Man sollte denken, daß, wenn bei theuern Jahren die Eheschließung zurücktritt, die wilden Schößlinge der Völkervermehrung um so geiler hervorsprießen werden. Das ist aber keineswegs der Fall. Die Depression in geschlechtlicher Hinsicht scheint dann eine allgemeine, auch die wuchernde Lebenskraft des Volkes eine gehemmte zu sein." Oettingen nennt das Hungerjahr 1846 ein „heilsames Zuchtmittel". Man könnte dies eigentlich mehr für einen schlechten Witz halten. Sollte es aber Ausdruck einer Weltanschauung sein, so ist diese eine geradezu entsetzliche.

Aus einer großen Zahl unehelicher Kinder erwächst der bürgerlichen Gemeinschaft niemals Nutzen; denn zumeist fehlt es diesen armen Unglücklichen an Erziehung, und leider nur zu oft auch an den nothwendigen Bedingungen der

Gesundheitspflege. Hätten sie beides, so wäre ihr Ursprung etwas absolut Gleichgültiges.

Es ist keineswegs ohne Begründung, wenn Oettingen ausspricht: „Namentlich in moralischer und geistiger Hinsicht sind sie eine Plage der Gesellschaft. Meist selbst schlecht erzogen und mit einer verderblichen Mitgift ausgestattet, pflanzen sie die Sünde ihrer Aeltern wie ein erbliches Gift auf den socialen Gesammtkörper fort und helfen das Siechthum desselben mit begründen oder fördern.“ Aber dies ist jedenfalls übertrieben; denn so arg gestalten sich die Verhältnisse der unehelichen Kinder doch nur ausnahmsweise, nur innerhalb einer vom Pestgift der Sittenlosigkeit zerfressenen Gesellschaft. Und in einer solchen sind große Bruchtheile der ehelich Erzeugten mindestens ebenso entartet und ohne Erziehung wie große Bruchtheile der unehelichen Kinder.

In Ländern, woselbst Findelhäuser bestehen, werden solche Kinder zuweilen massenhaft diesen Anstalten übergeben. Ohne Zweifel hat eine bestimmte, allerdings auch unter den schlimmsten Verhältnissen sehr kleine Zahl von Menschen hierbei den Zweck, der Bequemlichkeit und Genußsucht wegen ihrer Nachkommen sich zu entledigen und diese letztern in sichere Pflege und Schutz zu stellen. Die allergrößte Mehrzahl der Mütter aber übergibt ihre armen Sprößlinge aus reiner Lebensnoth dem Findelhause. Man möge also diese Anstalten als höchst nothwendig betrachten, als Mittel zur Linderung des Elends, und möge für beste und höchst gesundheitsgemäße Beschaffenheit der Findelhäuser Sorge tragen. Solange Lebensnoth, Elend und in weiterer Folge auch Sittenlosigkeit herrscht, so lange werden Aeltern, und besonders Mütter unehelicher Kinder, in die Lage kommen, die letztern andern Händen anzuvertrauen.

Wenn Oettingen ausspricht: „Jedenfalls steht fest, daß für den sittlichen Gesammtzustand, wie für das Wohl dieser unglücklichen Wesen es am geeignetsten ist, ihre Sonderexistenz so wenig als möglich kenntlich werden und in die Oeffentlichkeit treten zu lassen. Denn der Stempel der Herkunft, den sie an sich tragen, wird in tausend Fällen der Anlaß zu weiterer Entartung in sittlicher Hinsicht, selbst wenn sie physisch die Calamitäten überstanden haben und ins bürgerliche Leben als selbständige Glieder des Gemeinwesens eingetreten sind“, — und wenn dieser Gelehrte hervorhebt, daß in Bezug auf Verbrechen die unehelich Geborenen, und besonders der weibliche Theil derselben, stärker zur Bethätigung kommen, so entspricht dies alles durchaus den Grundsätzen der Humanität und der Erfahrung, und ist geeignet, zur Betretung von Pfaden Anstoß zu geben, deren Verfolgung die Wohlfahrt außerehelich gezeugter Kinder sicherstellt.

Ohne Zweifel ist es, bei den augenblicklich noch waltenden Vorurtheilen der großen Massen und der so sich nennenden Gebildeten, von höchster Nothwendigkeit, daß der äußerliche Ursprung eines Menschen wohl verborgen bleibe. Es wird aber, damit dies der Fall sein kann, sich nothwendig machen, in Geburts- und Taufzeugnissen von Angaben über ehelichen oder außerehelichen Ursprung gänzlich abzusehen, und andererseits niemand nach seinen Aeltern zu fragen. Wozu auch ein armes Wesen, welches sich selbst nicht in das Leben rief, dafür verantwortlich

machen, daß seine Erzeuger ihrem Naturtrieb gemäß handelten, ohne einer Formalität sich zu unterziehen!

Darum erhob auch Karl IV. von Spanien alle unehelichen Kinder in den Adelsstand, um ihr Fortkommen zu erleichtern und ihr armes Dasein soviel als möglich sicherzustellen. Eine Maßregel, voll von Humanität und Berechtigung!

Auf der Leiter der Entwickelung der Menschheit heruntersteigend zu den einfachen Verhältnissen wildester Völker, finden wir, daß Staat, Schule und Kirche nicht getrennt sind, sondern als Einheit sich darbieten, als Keim, aus welchem im Fortgang der Vervollkommnung jene drei Kategorien immer deutlicher voneinander sich sondern. Und die ursprüngliche Einheit von Staat, Schule und Kirche kennzeichnet nicht allein das Zusammenleben der wilden Menschen, sondern in ihren Anfängen auch das der einfachsten Thiere. Ja, es kann gar niemals von wesentlichen Unterschieden zwischen dem Staate der Ameisen und dem Staate der Chinesen, Türken, Engländer die Rede sein.

Oettingen glaubt, daß Staat, Schule und Kirche den socialen Organismus der Menschheit von dem gesellschaftlichen Organismus jeder andern Thiergattung unterscheiden, daß dasjenige, was man Fortschritt in der Cultur nennt, und auch Sprache bei den andern Thieren nicht gegeben sei, daß endlich bei diesen letztern wol eine Socialphysik vorkomme, aber keine Socialethik.

Wo Socialphysik waltet, da waltet auch Socialethik; wo Leib ist, da muß auch Seele sein; wo Gesellschaft ist, da muß auch Ethik sein, ganz einerlei, ob die Gesellschaft aus Insekten oder Zweihändern, und letzternfalls: aus Tschuktschen oder Niederländern, besteht. Alles, was in der menschlichen Gesellschaft Beweggrund ausmacht, macht auch in jeder andern thierischen Gesellschaft Beweggrund aus. Dies lehrt mich vorurtheilsloses, ununterbrochenes Studium der freien Natur und ihrer Wesen.

Jurisprudenz und Moral, Gesetz, Gerechtigkeit und Sittlichkeit, dies alles ist an sich reine Theorie, nur in Anwendung auf unser tägliches Dasein wahr und bedeutungsvoll; in diesem Punkte ist alles gerade so, wie wir selbst sind, es ist der treue Spiegel unserer eigenen Beschaffenheit. Demgemäß lernen wir aus Jurisprudenz und Moral, Gesetz, Gerechtigkeit und Sittlichkeit die Völker und Rassen kennen, und was dieser Kenntniß und Erkenntniß zu nicht geringem Theil uns nahebringt, ist auch die Moralstatistik.

Aber, aus den Thatsachen der Moralstatistik allein zu schließen, wäre geradezu fehlerhaft; denn die Selbstsucht und Niederträchtigkeit einzelner Personen, denen großer Einfluß zukommt, wirken abändernd auf die natürliche Gestaltung von Gerechtigkeit, Gesetzgebung, Sittlichkeit, und bewirken so auch andere Zustände des moralischen Lebens, als ohne Wirkung dieses Moments zu Tage getreten wären. Man muß überhaupt, um die Thatsachen der auf die sittlichen Handlungen bezüglichen Statistik wohl zu verstehen, die Interessen einzelner, soweit dieselbe gestaltend auf das Leben von Mehrheiten wirken, in das Auge fassen und erwägen.

„Alle factische Rechtsordnung und praktische Rechtsbildung beruht", sagt Oettingen, „ebenso wenig auf einem socialen Vertrag vieler Gleichberechtigten, wie

auf einem bloßen Majoritätsvotum der etwaigen Contrahenten. Autorität, nicht Majorität ist die Basis aller sittlichen Rechtsentwickelung, selbst in dem Falle, wo durch verfassungsmäßige Bestimmung die gesetzgeberische oder Recht ausübende Gewalt aus sogenannten Urwahlen, d. h. aus einer dismembrirten Gesellschaft hervorgegangen ist. Wie schon bei jenen Wahlen selbst die Einfluß übende Macht hervorragender Persönlichkeiten das entscheidende Gewicht in der Wagschale öffentlicher socialpolitischer Bewegung sein wird: so auch innerhalb des staatlich repräsentativen Körpers, wo die Macht des Geistes und des persönlichen Charakters, aller numerischen Abrechnung trotzend, von durchschlagender und entscheidender Bedeutung ist. Das Majoritätsprincip ist und bleibt bloße socialistische Theorie, zum Zweck der nivellirenden Desorganisation ersonnen; das Autoritätsprincip ist die Wurzel historischer Praxis, die Grundlage socialethischer, d. h. wahrhaft organischer Rechtsanschauung." „Nur die socialistische Gleichheitstheorie vernichtet die hohe sittliche Macht, und ebendeshalb auch die Verantwortlichkeit der sittlich freien Persönlichkeit, indem diese erdrückt erscheint von der Last einer rohen Majoritätsmasse." „Das Recht im socialpolitischen Sinne ist der Inbegriff jener Lebensvorschriften erzwingbarer Art, durch welche die gliedlich gearteten Organismen menschlichen Zusammenlebens sich gesetzmäßig ordnen und entwickeln."

Auf diese Worte Gewicht zu legen, wird geboten sein; denn die denselben zu Grunde liegende Auffassung wird sowol durch die Thatsachen der Geschichte, wie der Moralstatistik, wie auch durch genaue Beobachtung begründet und gekräftigt. Dem sogenannten Durchschnitt kommt nur quantitative, nicht qualitative Bedeutung zu. Den Schwerpunkt der Qualität macht jederzeit die bestimmt charakterisirte Persönlichkeit aus. Zu allen Zeiten und unter allen Umständen werden Recht und Sitte nicht von socialen Gesammtheiten gebildet, sondern nur von irgend hervorragenden Persönlichkeiten, und ebenso Unrecht wie Unsitte. Weil aber diese Persönlichkeiten von derselben Grundart sind, wie das ganze Volk, aus dem sie emporwuchsen, darum entspricht auch ihre Wirksamkeit der Wesenheit des Volkes und kennzeichnet den Charakter des letztern in seiner Ausprägung. Manchmal freilich bekunden diese hervorragenden Individualitäten, daß bei ihnen nur die schlechten Eigenschaften ihrer Rasse zur Entwickelung gelangten, sie demgemäß vollendete Spitzbuben sind. In einem Lande, woselbst dergleichen vorkommt, herrschen unerquickliche Rechts- und Sittenzustände.

Je schlimmer es um natürliches Recht und naturgemäße Moral steht, desto mehr wird weitgehende Arbeitstheilung zum Urquell von physischen und moralischen Uebeln. Jede zu weit gehende Theilung der Arbeit macht den Menschen zur Maschine, zerstört das natürliche Recht und vergiftet die Moral, schon indem sie die Gesundheit erschüttert und die Seele in die Gewalt des Egoismus liefert andererseits wieder die Selbstsucht auf das mächtigste fördert und die Gefühle der Gerechtigkeit, Billigkeit, Gegenseitigkeit vernichtet. Individuen, welche während ihres ganzen Lebens nur eine und dieselbe rein mechanische Arbeit verrichten, wozu nicht ein besonderer Gedanke erforderlich ist, verkommen geistig, suchen aber ihre Erschlaffung auf dem Wege sinnlichen Genusses zu überwinden. Die Folgen brauchen hier nicht auseinandergesetzt zu werden.

„Die wahre Arbeitstheilung", sagt Oettingen, „liegt bereits in der Berufsgliederung, und in ihr allein wahrhaft organisch begründet. Nur unter Wahrung des persönlichen Charakters der Arbeit, der rechtlichen und sittlichen Stellung des Arbeiters erscheint jene Theilung erlaubt und heilsam. Sonst bewirkt sie Mechanisirung und Verthierung der Arbeitskräfte und zerstört an ihrem Theil das wahre Interesse des Arbeiters an dem Arbeitsproduct." Oettingen hebt die Unerläßlichkeit der Ausgestaltung des Innungswesens hervor, wendet sich gegen den Socialismus, welcher „jegliche Ordnung und Unterordnung in rechtlich geschützten und familienhaft gegliederten Berufsgenossenschaften mit seiner scheinbar humanitären Gleichheits- und Brüderlichkeitstheorie zu Schanden" mache, und bemerkt vom Socialismus, es stehe derselbe „in schroffem Gegensatz zu der Socialethik, die an die Stelle unterschiedsloser Gleichheit und abstracter Verselbständigung der Individuen die historisch entwickelte, aus dem Familienboden entsprossene, rechtlich normirte gesellschaftliche Gliederung und dementsprechende berufsmäßige Thätigkeit der einzelnen, als sittlicher Persönlichkeiten, in den Vordergrund stellt."

Es wird hier der Socialismus in zu schwarzem, das Innungswesen in zu glänzendem Licht gesehen; aber entschieden zugegeben muß werden, daß die ungehemmte Wirkung dessen, was da unter Socialethik verstanden wird, unter Herrschaft des jetzigen gesellschaftlichen Systems weit förderlicher für die allgemeine Wohlfahrt zur Geltung kommt, als die Wirkung dessen, was da unter der Bezeichnung Socialismus verstanden wurde. Socialismus, auch in der Oettingen'schen Auffassung, und Socialethek lassen beide zum Vortheil der Gesellschaft sich bethätigen; aber, nur unter einer Voraussetzung: nämlich, daß gesunde, sittliche und öffentliche Zustände herrschen.

Ungemein richtig ist der Ausspruch Oettingen's: „Ohne sittliche Tendenz und Schranke wird das Kapital ein Zerstörer, mit jener eine Basis der Volkswohlfahrt; materielles ohne moralisches Kapital ist, wie die sociale Calamität der Gegenwart beweist, das wahre Kreuz, ja der wahre Fluch der politischen Oekonomie, der tyrannische Erzeuger der communistischen Revolution, welche ihrerseits nur die demokratische Kehrseite der finanziellen, entsittlichten Bourgeoisie ist." Aber, woher sittliche Tendenzen und Schranken nehmen, wenn solche bei Staat und Gesellschaft, Kirche, Familie und Individuum im Verschwinden sind.

Allen aus dem Menschen organisch sich heraus entwickelnden Verbrechen liegen Elend und Trieb der Selbsterhaltung einerseits, Ueppigkeit und gesteigerte Selbstsucht andererseits zu Grunde. Beseitigen wir durch Verwirklichung eines naturgemäßen, auf Sympathie und Gegenseitigkeit gegründeten Systems der öffentlichen Wirthschaft, welches die Arbeit aller zum allgemeinen Nutzen macht, Elend und Ueppigkeit, so verhindern wir auch jede krankhafte Steigerung des Triebes der Selbsterhaltung, jedes Wuchern von Selbstsucht, und machen alles und jedes Verbrecherthum zur Unmöglichkeit. Dieses Geheimniß liegt offen zu Tage; wer die farbige, von der Ueberlieferung ihm aufgesetzte Brille abnimmt, sieht klar und deutlich.

Manche erkennen das Uebel gesteigerter Selbstsucht als Ursache des Verbrecherthums an, aber übersehen vollkommen dasjenige, was diese Steigerung veranlaßt.

„Der egoistische Zug des Menschen", sagt Oettingen, „infolge dessen er dem Nächsten die bevorzugte Stellung oder den reichern Besitz nicht gönnt, die Sucht, für sich zu haben und zu genießen, verbunden mit der Scheu vor selbstverleugnender Arbeit im Schweiße des Angesichts, zeigt uns in jedem menschlichen Herzen jenen Keim des Verderbens, welcher schrankenlos und zuchtlos fortwuchernd im Verbrechen zu Tage treten und in kolossalen Dimensionen um sich greifen muß. Daß die Versuchungen von außen, welche durch die ökonomischen Verhältnisse und das sociale wie häusliche Elend herbeigeführt werden, jenen innern Hang leichter zur That werden lassen, versteht sich von selbst. Aber das eigentliche Motiv ruht in der zerstörenden Macht der Selbstsucht, in jenem Egoismus, den so viele moderne Nationalökonomen als den Haupthebel gesunder ökonomischer Entwickelung und nationaler Lebensbewegung zu rechtfertigen und zu verherrlichen sich nicht scheuen."

Ungemein nothwendig ist es, auf diesen Egoismus hinzuweisen, denselben als sichtbare Quelle der großen Uebel im Leben des Einzelnen und der Gesellschaft zu bezeichnen; aber der in allen Wesen keimende Hang zur Schädigung des Mitbruders und der Gesellschaft, welcher durch Steigerung des Egoismus erst zur Geltung kommt, würde ohne ein socialwirthschaftliches System, welches geradezu das höchste Maß der Selbstsucht herausfordert, gar nicht belebt werden; es wäre dem Neid die Gelegenheit genommen emporzuwuchern und Verbrechen zu veranlassen; es gäbe keine Ueppigkeit, welche den Nächsten in Schande und Laster treibt um eines augenblicklichen Sinnestaumels willen.

Anstatt nun die Ursachen des Verbrechens in den socialen und bürgerlichen Verhältnissen und Einrichtungen zu entfernen, bemüht man sich, auf strenge Strafen hinzuwirken, und spottet über das gegenwärtig stärker sich geltend machende Gefühl der Menschlichkeit. „Infolge eines übertriebenen, unsere Zeit charakterisirenden Humanitätsgefühls", sagt Oettingen, „waltet in dem richterlichen Collectivurtheil eine Milde, die schlecht stimmt zu der sich mehrenden Delinquentenzahl." Nein, wegen der Milde richterlicher Urtheile wächst die Zahl der Verbrecher nicht, sondern nur allein wegen Zunahme des physischen und moralischen Elends.

Ueber den Zusammenhang von Geistesbildung und Moral könnte wol mancherlei gesprochen werden. Alle statistischen Forschungen und gewöhnlichen Beobachtungen führen zu der Erkenntniß, daß stärkere Ausbildung der intellectuellen Kräfte an sich noch nicht moralisirend wirke, ja daß unter schlimmen Voraussetzungen Verfeinerung des Verstandes sogar Verfeinerung der Schurkerei und Gaunerei befördere. Wenn von vielen Leuten behauptet wird, Religion sei überflüssig und möge durch Unterricht ersetzt werden, so ist dergleichen die größte Thorheit, gegründet auf völlige Unkenntniß aller menschlichen Bedürfnisse und Verhältnisse, und entstanden aus Verwechselung von Seelsorge und Pfaffenthum, von Religion und Theologie. Ohne Pflege naturgemäßer Sittlichkeit kann auch der beste Unterricht in allen nur denkbaren Schulen niemals eine diesen Namen verdienende wahre Civilisation hervorbringen. Derjenige, welcher hundert mündliche und schriftliche Examina mit einem noch niemals dagewesenen Erfolg bestand, kann bei alledem der verächtlichste Schuft und grausamste Barbar sein.

Oettingen schließt aus seinen Untersuchungen, daß die fortschreitende Intelligenz „ohne sittliche Willens- und Herzensbildung höchstens die Verantwortlichkeit des Menschen steigert, ihn jedenfalls aber in der Bethätigung gesetzwidriger Lust raffinirter, bürgerlich glätter macht und gegen die tiefern Versuchungen des sündlichen und verbrecherischen Hanges nicht zu schützen oder überhaupt moralisch nicht zu bessern vermag", und „daß die geförderte Erkenntniß ein gefährliches Mittel zum Bösen in der Hand der Volksmassen ist, wenn dieselbe nicht auf der Basis religiös-sittlicher Erziehung ruht, und wenn mit der erhöhten Fähigkeit des Erwerbes und der selbständigen Arbeitsleistung jene Gesinnungstüchtigkeit nicht Hand in Hand geht, welche den Menschen aus den Fesseln des Egoismus zu lösen und durch liebende Hingabe an den Gemeinschaftszweck zu befreien im Stande ist".

Im jetzigen Zeitalter sucht man gemüth- und religionslose, intelligente Erwerbsmaschinen zu züchten. Die fortschreitende Intelligenz, weil fast nur auf Gelderwerb gerichtet und fast nur als Mittel zu einem noch niemals dagewesenen Kampf um das Bestehen betrachtet, fördert Gewissenlosigkeit, Heuchelei, Herzenskälte, Genußsucht, und zerstört die Grundfesten des religiösen Daseins. Wenn alles so weiter geht wie bisher, ist an Besserung nicht zu denken; die versteinerten Kirchen sind wirkungslos. Eine neue, active Religion und Kirche, welche die Menschheit versittlichen und der fortschreitenden Intelligenz die echte humane Wirksamkeit verbürgen soll, muß nothwendig ein naturgemäßes System der nationalen Wirthschaft voraussetzen, welches den Einzelnen sicherstellt und seine Arbeit unter allen Umständen werthvoll macht. Ohne diese Voraussetzung treibt die ganze Menschheit, welche den Namen der gesitteten sich beilegt, in den Pfuhl der Entartung; aus der angeblich höchsten Gesittung entsteht durch Umschlag Barbarei.

Wenn wir die Thatsachen sorgfältig verwerthen, welche wir der moralischen Statistik verdanken, fördern wir damit eine Weltanschauung, die weiter und tiefer sich gestaltet und für unser menschliches Zusammenleben ersprießlicher ist als die Weltanschauung der einseitigen Mikroskopiker, pathologischen Anatomisten und pharmaceutischen Destillirer. Keineswegs sei hiermit auch nur im geringsten eine Minderachtung der Thatsachen, welche man der Naturforschung verdankt, ausgesprochen; wohl aber sei bemerkt, daß die Ergebnisse der Natur-, Social- und Geisteswissenschaften zusammengenommen erst den Weg zu einer Weltanschauung weisen, die mehr befriedigend und wahre Gesittung fördernd ist, und auch mehr Anspruch darauf machen kann, der Wahrheit sich zu nähern.

Aus dem Ganzen der Moralstatistik leitet Oettingen folgende Maxime für das Verhalten des Individuums: „Sei treu im kleinen, bewache dich in den leisesten Regungen deines Herzens, erforsche und erkenne dich selbst und die deiner Individualität inwohnenden Gefahren; vermiß dich nicht, mehr sein zu wollen als du bist, und nutze deine Kraft, als ein geringfügiges Glied an dem großen Ganzen mitzuarbeiten und mitzuwirken für die gewaltige Aufgabe der Menschheitsgeschichte; vor allem aber hasse die Sünde bis in ihre keimartigen Faserwurzeln hinein, und

vergiß nie, daß ihr Zerstörungswerk sich nach einem unheimlichen Gesetz des Fortschritts vollzieht."

Bei gewissenhafter allgemeiner Beobachtung dieser in der That aus jedem genauen Studium der Natur, des Menschen und der Geschichte sich ergebenden Maxime hört die Welt des gesitteten Erdensohnes gar bald auf, ein verpesteter Eiskeller, ein Morast, ein Kampfplatz gemeiner Interessen von brutalem Egoismus zu sein, sondern wird zur Stätte wahrer Gesittung des Leibes und der Seele, echter Gesundheit, dauernden Friedens und wirklicher Glückseligkeit.

Chronik der Gegenwart.

Musikalische Revue.

In unserer letzten Revue hatten wir Gelegenheit, die segensreiche Wirksamkeit des leipziger Thomanerchors hervorzuheben. Nach dem Muster desselben waren früher die meisten Gymnasialchöre eingerichtet; leider sind dieselben in vielen Städten eingegangen, und zwar infolge von ganz falscher Beurtheilung der Gymnasialverhältnisse von seiten einzelner Stadtvertreter, welche sich besonders klug dünkten. So z. B. ist auch in Görlitz, wo früher ein herrlicher Gymnasialchor existirte, derselbe schon vor längerer Zeit aufgehoben worden, ebenso wie in andern Städten, wo man sich aber jetzt mit Recht bemüht, das Musikwesen auf den Gymnasien wieder zu heben und mit diesem veredelnd auf die jungen Herzen einzuwirken. Nach unserer Ueberzeugung sind die Gymnasialchöre weit wichtiger als die vielen Gesangvereine, insbesondere Männergesangvereine, mit welchen die Welt jetzt geradezu überschwemmt wird. Dieselben könnten allerdings bei richtiger Pflege auch eine höhere Mission erfüllen, wie dies ja von einzelnen hervorragenden Vereinen erfolgreich geschehen ist. Aber großentheils vergißt man den Hauptzweck bei den vielen zeitraubenden Tändeleien und Späßen, mit welchen die Vereinsabende und Stiftungsfeste gewürzt werden. Dialektlieder zweifelhaften Werthes verdrängen das edle deutsche Lied eines Weber, Schubert, Mendelssohn, Schumann, der carnevalistische Eifer zieht die Aufmerksamkeit von der ernstern Uebung ab, Possen aller Art füllen die Winterabende aus und im Sommer müssen bei den Sommerfesten wieder die Kräfte zur spaßhaften Unterhaltung abgenutzt werden, sodaß es niemals zu consequentem, der Bildung dienlichem Streben kommt. Würden sich die Dilettantenvereine, die aus dem sogenannten kleinen Bürgerthum hervorgehen, zu besserm Streben erheben können, dann fänden auch sicherlich die Theaterdirectoren tüchtigeres Material für die Opernchöre vor, die mitunter geradezu von trauriger Beschaffenheit sind. Die Theaterchoristen besitzen häufig gar keine Kenntniß im Notenlesen, sodaß der Chordirector oft die allerschwerste Aufgabe bei dem Studium neuer Opern zu lösen hat, und nicht selten haben eben Werke, deren Durchführung ohne eine compacte und correct vorbereitete Chormasse nicht zu denken ist, sehr unter den mislichen Chorverhältnissen zu leiden. Selbst der „Freischütz“ von Weber, diese nicht umzubringende Volksoper von größter Eindrucksfähigkeit, wird ohne genügenden Chor von den Intentionen des edeln Tondichters auch nicht ein annähernd richtiges Bild geben können; denn die in den Chor verlegte volksthümliche Melodik bildet oft den Hauptapparat für die Fortbewegung des Ganzen. Solche Volksopern sind leider nicht mehr geschrieben worden; der Neßler'sche „Trompeter von Säkkingen“ ist nur ein Schattenbild dagegen; er reicht an Lortzing's Werke bei weitem nicht heran, deren Ursprünglichkeit auf dem Gebiet des Humors einen ganz andern fruchtbringenden Boden und Grund erkennen läßt. Volksthümliche Opern im engern Sinne des

Wortes, so nach Art des „Freischütz“ oder in bedeutend absteigender Linie in der Weise von Lortzing's „Zar und Zimmermann“, „Waffenschmied“, „Wildschütz“, Nicolai's „Lustige Weiber“, haben wir nicht in neuerer Zeit. Der rechte gemüthvolle Volkston und der ungekünstelte Humor scheint ausgegangen zu sein. Betrachten wir das Register der neuen Opern, so finden wir entweder Nachahmungen des großen Wagner-Stils oder hin und wieder etwas feine lyrische Musik im Fahrwasser von Mendelssohn und Schumann, oder endlich Operetten mit possenhafter Haltung. Genialer, stark quellender und dabei taktvoller Humor kommt leider nicht zur Erscheinung; wenigstens wird von solchem nichts berichtet.

Die folgende Uebersicht der im Jahre 1884 neu inscenirten Opern ruft uns so manche vergebliche Mühe in das Gedächtniß zurück; aber wir sehen auch, wie das wirklich Große fortwirkt und trotz der wenig angenehmen Operetten- und Possengeschmacksrichtung sich tapfer auf deutschem Boden erhält. Ausländisches ist verhältnißmäßig nur wenig importirt worden; die Fruchtbarkeit im Componiren ist bei unsern jüngern deutschen Tondichtern so groß, daß von seiten der Theaterdirectoren dem Streben des jungen musikalischen Deutschland gar nicht Genüge geleistet werden kann. Wie im Concert, so sind auch auf dem Gebiet der Oper manche Werke aufgetaucht, die schnell wieder wegen ungenügender Eindrucksfähigkeit verschwanden. Zu bedauern bleibt dabei die Mühe der an der Ausführung Betheiligten, welche oft für ein schwaches Erzeugniß die Zeit vergeuden müssen, die einer bessern Sache hätte gewidmet werden können. Man wird in Anbetracht solcher Verhältnisse mit Recht verlangen können, daß vor der Vorbereitung eine recht strenge und gewissenhafte Kritik über den Werth oder Unwerth geübt werde. Dem kann aber mit einiger Berechtigung der Ausspruch Moritz Hauptmann's entgegengehalten werden, daß die volle und gerechte Würdigung erst nach lebendiger Erscheinung, nicht aber nach der an sich todten Partitur eintreten könne. Immerhin wird sich ein tüchtiger Kapellmeister, vorausgesetzt, daß er selbst durch eigenes Componiren nicht beirrt wird und sich in seiner Richtung vor Einseitigkeit bewahrt hat, nach dem Lesen der Partitur zur Klarheit bringen können, welche Compositionen der Wirkung sicher und der Theilnahme werth sind, sodaß absolute Geistesarmuth gar nicht in die Lage käme, um die Gunst des Theaterpublikums zu betteln. Dennoch ist dies der Fall gewesen, wie das nachstehende Register der Opern, mit welchen wir auch die Angabe der Operettenproduction verbinden, beweisen möge. Unter diesen Werken finden wir gewiß auch manches talentreiche und musikalisch gediegen gearbeitete; aber großentheils dominirt die Armuth in der Production in Verbindung mit aufdringlicher Verwendung äußerlicher Mittel, mit einer ganz unberechtigten Prahlerei, deren nähere Betrachtung die ganze innere Hohlheit erkennen läßt.

Von deutschen Opern gelangten zur Aufführung: „Der Graf Saint-Mégrin“, von Flotow (Köln, 10. Jan. 1881); „Hammerstein“, in vier Acten, von De Swert, Text von Jacoby (Mainz und Magdeburg); „Heini von Steier“, in einem Act, von Hugo Wittmann, Musik von S. Bachrich (Wien, Hofoper, 26. März); „Sakuntala“, in drei Acten, Text und Musik von Felix Weingartner (Weimar, 3. März); „Kunihild und der Brautritt auf Kynast“, von Cyrill Kistler (Sondershausen, 20. März); „Die Braut von Messina“, nach Schiller von Hostinsky, Musik von Fibich (Prag, 28. März); „Heliantus“, Dichtung und Musik von Adalbert von Goldschmidt (Leipzig, Stadttheater, 26. März); „Der Schmied von Gretna-Green“, von Felix Dahn, Musik von Oskar Bolck (Rostock, 28. März); „Der Trompeter von Säkkingen“, in drei Acten nebst Vorspiel, theilweise nach Scheffel's Dichtung von Rudolf Bunge, Musik von Victor E. Neßler (Leipzig, Stadttheater, 4. Mai; Hamburg, Darmstadt, Bremen, Dresden, Straßburg); „Gustav Wasa“, von Rost, Musik von Karl Götze (Düsseldorf, Königsberg); „Der Gang nach dem Eisenhammer“, nach Schiller's Ballade frei bearbeitet, Musik von Otto Claudius (Naumburg a. d. S.); „Almansor“, von A. Thierfelder (Berlin, Luisenstädtisches Theater); „Gudrun“, in drei Acten, von Karl Niemann, Musik von August Klughardt (Leipzig, 25. Oct.); „Der Papagai“, in einem Act, von Hugo Wittmann, Musik von A. Rubinstein (Hamburg, 11. Nov.); „Loreley“, in fünf Acten, von

Ad. Mohr (Breslau, Stadttheater); „Hero", in drei Acten, nach Grillparzer's Drama, Musik von Ernst Frank (Berlin, Königliche Oper, 26. Nov.); „Ingeborg", von Peter Lohmann, Musik von Paul Geißler (Bremen, 30. Nov.). Französische Opern: „Sigurd", in fünf Acten, von Ernest Reyer (Brüssel, Théâtre de la Monnaie, 7. Jan.); „Manon", in drei Acten und sechs Bildern, von Meilhac und Gille, Musik von Jules Massenet (Paris, Opéra-comique, 19. Jan.); „Pedro de Zelamea", in vier Acten und Vorspiel, von Benjamin Godard (Antwerpen, 31. Jan.); „Sappho", in vier Acten, von Emile Augier, Musik von Gounod (zuerst 1851 in drei, dann in zwei Acten, nun umgearbeitet, Paris, Große Oper, 2. April). Italienische Opern: „Diè Willis", in einem Act und zwei Abtheilungen, von Ferdinando Fontana, Musik von Giacomo Puccini (Mailand, Teatro Dal Verme, 30. Mai); „Isora di Provenza", in drei Acten, von Luigi Mancinelli (Bologna, im October); „Dejanice", von Catalani (Turin, 21. Oct.); „Marco Botzaris", von Bonicioli (Madrid, Alhambratheater); „Aldana", von Ponchielli (Petersburg); „Aben Hamet", von Detroyat, Musik von Dubois (Paris, Italienische Oper, 10. Dec.). Englische Opern: „Victorian", von Anderson, nach Longfellow, Musik von Jul. Edwards (London, Coventgarden-Theater, 19. Jan.); „Ostrolenka", von J. H. Bonawitz (London, Saint-George's-Hall-Theater, 1. April); „The Canterbury Pilgrims", von Gilbert und Beckett, Musik von C. V. Stanford (London, Drurylane-Theater, 28. April); „Savonarola", von Stanford (deutsch in Hamburg, 18. April; London, Coventgarden-Theater, Deutsche Oper, 9. Juli). Russische Opern: „Mazeppa", von Tschaikowsky (Moskau, Petersburg, 18. Febr.); „Eugen Onegin", von Tschaikowsky (Petersburg, Russische Oper). Es erübrigen noch einzureihen: „Le Haidouck", rumänisches Libretto, Musik von Oreste Bimboni (Bukarest); „El reloj de Lucerna", spanische Oper von Marqués (Madrid, Apollo-Theater).

Von komischen Opern, die auch in Menge producirt wurden, sind zu nennen: „Die Studenten von Salamanca", musikalisches Lustspiel in drei Acten, von Hermann Gräff, Musik von August Bungert (Leipzig, Stadttheater, 28. Jan.); „Jery und Bätely", von Goethe, Musik von Ingeborg von Bronsart (Berlin, Hoftheater, 20. Febr.); „Signor Lucifer", von Louis Dumack (Stettin, Stadttheater, 22. März); „Die Fürstin von Athen", von Wilh. Jacoby, Musik von Friedrich Lux (Mainz); „Schulmeisters Brautfahrt", Singspiel in einem Act, von Th. Gesky, Musik von C. Mengewein (Wiesbaden); „Nous dinons en ville", in einem Act, von Waucampt (Brügge); „Le roman d'un jour", von Masson und Lafrique, Musik von Anthiome (Paris, Volksoper, 7. März); „L'éducation d'Achille", in einem Act, von Mme. Pauline Thys (Paris); „Babolin", in drei Acten, von Paul Ferrier und Jules Prevel, Musik von Louis Varnoy (Paris, Théâtre Nouveautés, 19. März); „La nuit aux soufflets", in drei Acten, von d'Ennery und Ferrier, Musik von Hervé (Paris, Théâtre Nouveautés, September); „Joli Gilles", in zwei Acten, von Charles Monselet, Musik von Ferd. Poise (Paris, Opéra-comique, October); „Donna Ines", von Luigino Ricci (Turin, Theater Alfieri); „Un bacio al portatore", von Maëstro Tommaso Montefiore (Florenz, Theater Nicolini). „Princess Ida", von Gilbert, Musik von Arthur Sullivan (London, Savoy-Theater; Boston); „The Clans", von M'Ivor Morison, Musik von Christina Morison (Dublin, Gaiety-Theater).

Von neuen Operetten lernte die Welt kennen: „Gasparone", in drei Acten, von Zell und Genée, Musik von C. Millöcker (Wien, Theater an der Wien, 26. Jan.); „Der Marquis von Rivoli", von Schier und Genée, Musik von Louis Roth (Hannover, 8. März; Wien, Theater an der Wien; Berlin, Neues Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater); „Rafaella", von Schnitzler und Schirmer, Musik von Max Wolf (München, Theater am Gärtnerplatz); „Pfingsten in Florenz", von Richard Genée, Musik von A. Czibulka (Wien, Theater an der Wien, 20. Dec.); „Der Feldprediger", von H. Wittmann und A. Wohlmuth, Musik von C. Millöcker (Wien, Theater an der Wien, 31. Oct.; Pest); „Sulonnilla", Text und Musik von J. Aug. Prior (Halle, Interimstheater); „L'oiseau bleu", von Chivot und Duru, Musik von Lecocq (Paris, Théâtre Nouveautés); „La cosaque", Lustspiel mit Gesang in drei Acten, von Meilhac und Millaud, Musik von Hervé (Paris, Théâtre Nouveautés); „Le château de Tire-Larigot", phantastische Operette in drei Acten und zehn Bildern, von E. Blum und Raoul Toché, Musik von Gaston Serpette (Paris, Théâtre Nouveautés); „Le diable au corps", in drei Acten, von Blum und Toché, Musik von Mareneo (Paris, Bouffes Parisiens); „De la noche a la mañana", von Chueca und Valverde (Madrid, Teatro Variedades); „El Capitan Centellos", Zarzuela von Caballero und Almogro (Madrid, Teatro Apollo); „Come esta la sociedad", Musik von Rubio und Epino (Madrid, Teatro Eslava); „Hatmunul Baltag", rumänische Operette in vier Acten, von Negruzzi und Carageali, Musik von E. Caudella (Bukarest, Nationaltheater).

Daß trotz dieser Menge von neuen Erzeugnissen die geistige Ausbeute nur eine spärliche war und das Bedürfniß nach höherm Kunstgenuß rege blieb, bezeugen die Wiederholungen älterer Werke. Beethoven's „Fidelio", dieses hehre

Product eines der edelsten deutschen Geister, drang, wenn auch nur in concertmäßiger Form, bis nach Australien vor, und Mozart's, Weber's, Marschner's Schöpfungen waren in diesem Jahre fort und fort die künstlerischen Stützen des Repertoire, welchem allerdings die materiellen Zugmittel für die großen Massen nicht fehlen durften. Ohne Erfolg haben sich die Theaterdirectoren bemüht, Richard Wagner's „Parsifal" zu erwerben. Mit eiserner Consequenz scheint die Witwe an dem Grundsatz festzuhalten, daß sich das Werk nur für Baireuth eigne: eine Ansicht, die unserer Meinung nach ebenso unbegründet ist, wie die anfängliche Anschauung des verstorbenen Dichtercomponisten betreffs der „Nibelungen", welche er anfangs auch nicht einem andern Theater anvertrauen wollte. Jetzt aber haben viele Hoftheater und größere städtische Bühnen die „Nibelungen" inscenirt, ja sogar die berliner Hofbühne hat unter dem Generalintendanten von Hülsen der „Walküre" gehuldigt. Sollte die Witwe Wagner's über „Parsifal" schärfer urtheilen als Wagner selbst über die „Nibelungen"? In unserer Zeit, welche geistige Anregung in künstlerischer Beziehung braucht, würde Wagner's Schwanengesang jedenfalls tiefer wirken, als der ganze aus Gedankenspänen des Meisters zusammengelesene Vorrath seiner Nachahmer. Der Mangel an intensiver geistiger Kraft in den Producten der jüngern dramatischen Componisten hat wol auch die Anregung gegeben zu dem Versuch, ein Jugendwerk des hochgefeierten und populärsten dramatischen deutschen Tonkünstlers, Karl Maria von Weber's, wieder zum Leben zu erwecken. Dieser Meister hat bereits als Knabe von 14 Jahren eine Oper geschrieben, für welche der Director der karlsbader deutschen Schauspielergesellschaft, Ritter Karl von Steinsberg, den Text zur Verfügung stellte. Der genannte Schauspieldirector hatte den Knaben Karl Maria und dessen Vater Franz Anton von Weber im Jahre 1799, als beide von München nach Freiberg in Sachsen übersiedelten, in Karlsbad kennen gelernt und erneuerte die Bekanntschaft im August 1800 in Freiberg, wo der als musikalisches Wunderkind bekannte Karl Maria das Steinsberg'sche Libretto zur Oper „Das Waldmädchen", wahrscheinlich im October desselben Jahres, componirte. Die freiberger Aufführung am 24. Nov. 1800 rief eine sehr unerquickliche Polemik hervor, die jedenfalls vom Vater des Knaben mit dem Namen des letztern begonnen und weiter geführt wurde. Der Tondichter selbst äußert sich später im Jahre 1828 äußerst bescheiden über sein Jugendproduct in folgenden Worten: „Ich schrieb (in Freiberg) die Oper «Das Waldmädchen», welche im November 1800 auch da gegeben wurde und sich dann später weiter verbreitete, als mir lieb sein konnte (in Wien vierzehnmal gegeben, in Prag ins Böhmische übersetzt und in Petersburg mit Beifall gesehen), da es ein höchst unreifes, nur vielleicht hin und wieder nicht ganz von Erfindung leeres Product war, von dem ich namentlich den zweiten Act in zehn Tagen geschrieben hatte: eine der vielen unseligen Folgen der auf ein junges Gemüth so lebhaft einwirkenden Wunderanekdoten von hochverehrten Meistern, denen man nachstrebt." Dennoch ist ihm diese Jugendarbeit in ihren einzelnen Erfindungsmomenten, wie auch seine Worte andeuten, nicht ganz unwerth gewesen; denn die Oper „Silvana" des heranreifenden Meisters ist aus jenem dramatischen Versuch des Wunderknaben hervorgegangen. Der Tondichter sagt selbst in seinen hinterlassenen Schriften, daß er in Stuttgart eine Oper „Silvana", „nach dem Sujet des frühern «Waldmädchen» von Hiemer neu bearbeitet", geschrieben habe, welche Thatsache von Friedrich Rochlitz bestätigt wird, dessen Erörterungen erkennen lassen, daß ihm der Componist noch Ausführlicheres über die Benutzung der Motive aus dem Jugendversuch mittheilte. Als K. M. von Weber 1807 nach Stuttgart kam, lernte er bald den als Dichter beliebter Operntexte bekannten Franz Karl Hiemer kennen. Weber veranlaßte ihn, den Inhalt des in Dichtung und Composition unreifen vergessenen „Waldmädchen" neu zu bearbeiten, und zwar, wie es scheint, mit besonderm Hinblick auf Erhaltung von Einzelnem der Musik in der alten Oper,

wenn auch nur betreffs der Grundideen derselben. Bezüglich der Einzelheiten hat der verdienstvolle Herausgeber des thematischen Verzeichnisses von Weber's Werken Friedrich Wilhelm Jähns, nicht festzustellen vermocht, in welcher Ausdehnung die, Benutzung geschehen ist, weil seine eifrigen und wiederholten Nachforschungen nach der Composition des „Waldmädchen" in Freiberg, Chemnitz, Weimar, Prag und Wien vergeblich gewesen sind. Auch der Klavierauszug des dramatischen Jugendversuchs ist verschollen; „denn obwol Weber einen solchen der Handlung André in Offenbach in einem Schreiben vom November 1801 zum Verlage offerirt, hat sich doch weiter keine Spur von demselben aufgefunden. Dagegen hat sich „Silvana" mit dem Hiemer'schen Text in selten zu findendem Klavierauszug erhalten, nachdem sie vielfach mit großem Erfolg zur Aufführung gebracht worden ist. Im Jahre 1810 vollendet, hatte die Oper am 16. Sept. desselben Jahres in Frankfurt a. M. entschiedenen Erfolg; noch glanzvoller gestaltete sich derselbe in Berlin am 10. Juli 1812, nach welchem jedoch in der Presse eine scharfe Polemik nicht ausblieb. Die Fachpresse entschied sehr bald zu Gunsten des Autors, indem sie (in der „Leipziger Allgemeinen musikalischen Zeitung") hervorhob: „«Silvana» ist ein Werk, in dem der Künstler den höhern Forderungen an die dramatische Musik mit sichtbar glücklichem Erfolg zu genügen gestrebt hat. Feste Haltung und Einheit der Charaktere, Wahrheit des musikalischen Ausdrucks, lebendiges, inniges Gefühl, originelle und doch nie überladene Instrumentalbegleitung, verbunden mit vorzüglicher Reinheit des Satzes: dies sind die wesentlichen Vorzüge, die der Oper einen bleibenden Werth geben." Nicht allein in Berlin, sondern auch in Leipzig bereits 1816 und in andern Städten fand das Werk die günstigste Aufnahme. Die größte Herzensfreude bereitete dem Meister der prager Erfolg, über welchen ihm seine mit der Hauptrolle betraute Braut Bericht erstattete. An diese schrieb er dann unter anderm: „Ich habe mich wirklich recht von Herzen gefreut, indem diese Aufnahme meine kühnsten Erwartungen übertroffen hat und ich darin eine schöne Belohnung sehe dafür, was ich von jeher für anderer Arbeiten gethan habe. Am erfreulichsten und rührendsten ist mir die Liebe, mit der alle arbeiteten. Deine Freude, mein guter, geliebter Hammel, kann ich mir denken, und die des guten Jumph" (Weber's Arzt und Freund); „ihr mögt euch schön abgehetzt und geängstigt haben, während ich denselben Abend (2. Febr. 1817) ziemlich ruhig daran dachte, und eigentlich nur an Dich, Du armer Schneefuß, wie Du Dich abzappeln und tanzen und hopsen mußtest." (Die Braut war Tänzerin, und die Hauptpartie wurde nicht gesungen, sondern getanzt.) „Nun bist Du aber gewiß dafür belohnt durch den schönen Erfolg; denn Du hast ja eigentlich auch die Oper componirt" (Weber's Braut war schon in Frankfurt a. M. 1810 die erste Silvana unter seiner Direction gewesen) „und die Choristen hatten gar nicht unrecht, Dir die Hand dafür zu küssen. Hätte wol dabei sein mögen und die Sache mit ansehen! So gut soll es mir aber nun nicht werden. Wenn ich ein Vöglein wär', flög' ich zu Dir!" Seine dresdener Stellung als Hofkapellmeister verhinderte die Reise nach Prag, aber sie brachte seiner productiven Natur neue Anregungen, welchen sein Genius folgte, der mit dem „Freischütz" die herrlichsten Siege errang. Gewiß hat die eminente Wirkung des „Freischütz" wesentlich dazu beigetragen, daß die frühern Schöpfungen des Meisters vollständig in den Hintergrund traten. Um so bemerkenswerther ist aber im Hinblick auf die Bedeutung jener genialen deutschen Volksoper „Der Freischütz", welche durch ihre melodische Kraft den ausländischen Coloraturenglanz, den welschen Tand und Flitter besiegte, das nach einer Aufführung der „Silvana" im dresdener Hoftheater Ende Juli 1855 mit Ruhe und Sachkenntniß gefällte Urtheil. Die berliner „Vossische Zeitung" brachte dasselbe in folgender Form: „«Silvana» ist eine gesunde Musik, trotz mancher kleinen Auswüchse, die auf eine frühe Entstehung deuten. Wenn auch die klar ausgeprägte Genialität der spätern Werke in diesem nicht so prägnant

und scharf hervortritt, so begegnet uns doch schon die reiche, unversiegliche Quelle von Melodien, die charakteristische Wahrheit und Eigenheit der harmonischen Behandlung, die leichte, gefällige und anmuthige Gestaltung der Form, welche Weber's vollendetere Erzeugnisse charakterisiren und sie zu Lieblingen nicht nur der Kunstfreunde, sondern im besten Sinne des Wortes zu Lieblingen ganzer Völker gemacht haben." Trotz dieser schon früher erkannten musikalischen Vorzüge konnte inmitten der Wagner-Strömung, welche fortgesetzt nach einheitlichem dramatischen Bau, nach Wahrheit und Logik hindrängt, das Werk nicht auf den deutschen Bühnen erhalten werden; es wurde ein Opfer des Librettodichters, dessen Gestalten von armseligster Charakteristik den kühnen Schwung der Weber'schen Musik nicht vertrugen. Das Bedauern über ein solches Misverhältniß zwischen der edeln Weber'schen Melodik und der verunglückten, unserer Zeit gänzlich unangemessenen Textunterlage bestimmte zwei für die Genialität des deutschen Tondichters begeisterte Männer, ihre beste Arbeitskraft aufzubieten, um die Musik des Werkes zu retten und dem deutschen Volke, welches ein unbestrittenes Anrecht an die Erhaltung der Weber'schen Kunst hat, die gemüthvolle Melodik, wie sie sich auch in diesem Erzeugniß des hier zur dramatischen Höhe emporsteigenden Meisters offenbart, in ihrer vollen Schönheit zu vermitteln. Durchdrungen von dem Gedanken, in pietätvollster Weise aus dem vorhandenen Material der Oper ein Product im Geiste des Autors zu gestalten und mit Hinweglassung des lästigen Dialogs, den man sogar in der Oper „Oberon", einem fertigen Werke aus den reifen Meisterjahren, in neuester Zeit beseitigte, die recitativische Verbindung aus Motiven der Weber'schen Melodik zu gestalten und den lyrischen Zauber durch Einlage von passenden Liedern und Instrumentalstücken aus dem reichen Schatze seiner Productionskraft zu erhöhen, ist es nach langen Mühen dem Dichter Ernst Pasqué und dem Musiker Ferdinand Langer gelungen, das Ziel in wahrlich ganz überraschend gelungener Weise zu erreichen. Nur das vollständige Aufgehen in der Denkweise des Meisters und die gänzliche Selbstverleugnung ermöglichten den Aufbau einer Schöpfung, welche die eigenste Natur des genialen Tondichters widerspiegelt und zugleich den Glanz der Handlung in fertiger poesievoller Gestaltung erkennen läßt.

Waldscenerie und Hörnerklang sind für Weber's dramatische Musik fast unentbehrliche charakteristische Eigenschaften, und gerade diese Neigung zur Wald- und Jägerromantik prägt sich bereits in Weber's „Silvana" in der deutlichsten Weise aus. Derselben folgend, haben es sich die Neubearbeiter angelegen sein lassen, einen Stoff für die Textunterlage zu wählen, welcher dem innersten Denken und Empfinden des Meisters entspricht. In ihrem Nachempfinden haben sie den richtigen Weg zur Rettung des musikalischen Inhalts gefunden und in ihrer Ausarbeitung haben sie gezeigt, daß sie das Ziel mit technischer Kenntniß zu erreichen wußten. Die Herren Pasqué und Langer haben den alten Text von Hiemer mit dem unhaltbaren Dialog und der im einzelnen oft widersinnigen Handlung gänzlich verworfen und eine freie Bearbeitung gewählt, welche sich an die rheinische Sage von den Burgen Sternberg und Liebenstein anlehnt. In der Pasqué'schen Gestaltung entwickelt sich das dramatische Märchen, wie wir am liebsten die wiedergewonnene Oper nennen möchten, im Anschluß an eine That wildester Leidenschaft, welche der nun von Gewissensbissen gefolterte Rheingraf Boland von Sternberg begangen hat. Verschmähte Liebe war das Grundmotiv seines tiefen Hasses gegen den eigenen Bruder, welcher die edle Neigung einer blühenden Jungfrau gewann und somit den Nebenbuhler aus dem Felde schlug. Wüthende Fehde entbrannte zwischen den Brüdern nach der Verheirathung desjenigen, der die Liebe des Mädchens gewann. Boland erschlug den Bruder, während das Feuer die Burg erfaßte und dieselbe in Trümmer stürzte. Boland glaubte nun, daß auch Weib und Kind in den Flammen umgekommen seien. Jedoch er täuschte sich; denn auf wunderbare Weise

der Gefahr entronnen und im schützenden Waldesdunkel gerettet, konnte die Mutter bei einem Köhler das Töchterchen hegen und pflegen, bis der Tod sie vom irdischen Dasein abrief. Mutterstelle vertrat dann an dem Kinde die Waldfee Dryada, die auch als Waldweibchen mit der herangewachsenen Jungfrau im Walde spielt und tanzt, während der Rheingraf Boland auf seiner Burg von Gewissensbissen gequält wird. Nach freudenloser Ehe wendet er seine ganze Liebe dem Sohne Gerold zu, der, wild aufgewachsen, ruhelos die Wälder durchstreift. Dies erzählt in einem melodramatischen Vorspiel die Sage. Die im Vordergrunde deckende Linde verschwindet mit der malerischen Rheinlandschaft im Hintergrunde und der Wald ist nun der Schauplatz der beginnenden Handlung. In der Nähe der Köhlerhütte, wo Silvana gewöhnt ist mit der Fee Dryada zu spielen, findet des Rheingrafen Sohn Gerold die Jungfrau. Seine Liebe wird von derselben erwidert, sie folgt ihm zum Schlosse des Vaters, während ihr Pflegevater, der Köhler Ratto, durch die Jäger des jungen Grafen trunken gemacht, einschläft, nachdem Dryada ihm zugerufen hat:

Du magst im Walde säumen:
Und schlafen, von ihr träumen,
Bis deine Stunde schlägt.

Auch die Fee begibt sich heimlich in das Schloß des alten Rheingrafen, wo sie der Silvana erscheint und ihr in der Gestalt eines fahrenden Sängers als Schützerin nahe zu sein verspricht. Vom rein dramatischen Standpunkt aus würden sich vielleicht gegen dieses neue Motiv, welches zum dramatischen Conflict die Hauptveranlassung gibt, mancherlei Bedenken geltend machen lassen. Die musikalische Fassung hebt sie jedoch zum größten Theil auf, da sie an sich ganz reizvoll ist. Zunächst wird durch den fahrenden Sänger die Eifersucht des fest vertrauenden Gerold leise angeregt; sodann steigert sich die Situation bei einem Kirchweihfest des rheinischen Landvolkes, wo Gerold mit der geschmückten Braut vor dem alten Rheingrafen erscheint und der fahrende Sänger nun eine Ballade anstimmt von der verschmähten Liebe und von dem Brudermord des Rheingrafen. Dieser hört den Gesang nicht bis zum Ende. Mit wildem Fluch will er dem Sänger den Tod bereiten. Aber Silvana deckt denselben und will ihr Leben für das seine lassen. Durch solche Handlungsweise kommt sie in den Verdacht, die Buhlerin des Sängers zu sein, dessen eigentliche Natur sie ihrem Versprechen getreu verschweigt. Das Erscheinen des alten Köhlers Ratto verschlimmert noch die Situation, da nun der alte Rheingraf ihr noch die niedere Herkunft vorwirft. Immer mehr steigert sich die Scene zu einem wirklich bedeutenden Ensemble, welches dem besten aus der Feder des Tondichters an die Seite zu stellen ist. Silvana wird vom alten Rheingrafen verstoßen, der Zauberei angeklagt, zum Kerker und dann schließlich von den Richtern zum Tode verurtheilt, da sie sich selbst zur Zauberei bekennt, um den Geliebten, der sonst wegen der Absicht, den Vater zu tödten, auch dem Tode verfallen wäre, zu retten. Im Kerker erscheint der sanft Träumenden die Fee Dryada mit allen Waldnixen und mit dem ganzen Waldeszauber. Als dann am Morgen Silvana zum flammenden Holzstoß geführt werden soll, um mit ihrem Pflegevater Ratto, „wenn der Himmel kein Zeichen gesendet“, den Feuertod zu sterben, da tritt das Zeichen ein. Die Fee Dryada, welche als fahrender Sänger auf unerklärliche Weise, also durch Zauberei, aus dem Kerker verschwunden war, singt hinter der Scene ihre Ballade zu Ende. Das Geheimniß von der Rettung und dem Waldaufenthalt Silvana's wird enthüllt; der alte Rheingraf, beglückt durch die wiedergefundene Nichte, bittet zerknirscht um Verzeihung und alle Qual endet mit den Worten:

Reue entsühnt, Liebe verzeiht,
Wandeln in Frieden Qual und Leid.

Nun erscheint wieder die Sage, welche das Rheinland als das Wunderland, so reich an Poesie preist. In der herrlichen Schlußdecoration mit dem Loreleyfelsen tauchen auch die Rheintöchter auf, den Hort der Nibelungen in den Händen haltend, jedenfalls ein ungemein feiner und sinniger Hinweis auf Richard Wagner, welcher bekanntlich das Schaffen Weber's in enthusiastischen Worten gepriesen und ihn in Uebereinstimmung mit Beethoven's Worten als den Hort des Deutschthums in der dramatischen Tonkunst, als einen Retter des Volksbewußtseins für die deutsche Musik gepriesen hat. Mit Recht hebt Wagner als charakteristische Eigenthümlichkeit der Weber'schen Production mit Rücksicht auf das deutsche Volkslied (in seinem Werke „Oper und Drama") hervor: „Es ist ein charakteristischer Zug der deutschen Volksmelodie, daß sie weniger in kurzgefügten, keck und sonderlich bewegten Rhythmen, sondern in langathmigen, froh und doch sehnsüchtig geschwellten Zügen sich uns kundgibt. Ein deutsches Lied, gänzlich ohne harmonischen Vortrag, ist uns undenkbar: überall hören wir es mindestens zweistimmig gesungen; die Kunst fühlt sich ganz von selbst aufgefordert, den Baß und die leicht zu ergänzende zweite Mittelstimme einzufügen, um den Bau der harmonischen Melodie vollständig vor sich zu haben. Diese Melodie ist die Grundlage der Weber'schen Volksoper: sie ist, frei von aller localnationellen Sonderlichkeit, von breitem, allgemeinem Empfindungsausdruck, hat keinen andern Schmuck als das Lächeln süßester und natürlichster Innigkeit, und spricht so durch die Gewalt unentstellter Anmuth zu den Herzen der Menschen, gleichviel welcher nationalen Sonderheit sie angehören mögen, eben weil in ihr das Reinmenschliche so ungefärbt zum Vorschein kommt. Möchten wir in der weltverbreiteten Wirkung der Weber'schen Melodie das Wesen deutschen Geistes erkennen." Mit Recht hat der musikalische Bearbeiter, Ferdinand Langer, unterstützt durch die geschickte Textunterlage Pasqué's, die Melodik Weber's als den Quell der Wirkung erkannt und infolge dessen die bereits in der alten „Silvana"-Partitur vorhandene melodische Strömung in geistreicher, äußerst pietätvoller Weise erweitert. Die mit Weber'schen Motiven gebildeten recitativischen Verbindungen, die aufgenommenen Weisen aus dem lyrischen Schatze der Weber'schen Kunst und die Ergänzung der Balletmusik, wobei nur die Aufnahme der „Aufforderung zum Tanz", die mit all ihren verbindlichen Complimenten, Anfragen und Antworten mehr in den aristokratischen Salon der modernen Zeit, als in die Bauernfestlichkeiten und Ritterturniere des Mittelalters gehört, Bedenken erregt. Für die leipziger Inscenesetzung ist jenes Musikstück mit richtigem Takte gestrichen worden. Wäre dasselbe Ensemble noch vorhanden, so würden wir es für Pflicht halten, der Leistung eingehende Worte zu widmen. Leider ist aber die Hauptrepräsentantin, Fräulein Jahns, durch Hymen's Gewalt der leipziger Bühne entrückt worden, sodaß erst Ersatz gefunden werden muß, bevor das reizende dramatische Märchen dieselbe Wirkung ausüben kann. Jedoch sei die ungemein glänzende Ausstattung und das äußerst sinnreiche Arrangement zur Ehre des leipziger Stadttheaters und seines Directors Stägemann als eine der höchsten Anerkennung werthe Leistung besonders erwähnt. Wir wissen, daß geborene Rheinländer über die herrlichen Rheinlandschaften größten Enthusiasmus kundgegeben haben.

Desgleichen hatte der leipziger Theaterleiter auch große Sorgfalt auf die Inscenesetzung und würdige Ausstattung der Oper „König Manfred" von Karl Reinecke verwandt. Schon vor Jahren haben wir uns über das Werk sehr anerkennend ausgesprochen und es bleibt daher jetzt nur zu betonen übrig, daß Reinecke's Meisterhand für diese neue Inscenesetzung sorgsam gefeilt, einige wirksame Aenderungen vorgenommen und auch in die Instrumentation noch kräftig packende Züge eingeführt hat. Ob nun gerade der dramatische Vorgang und die textliche Unterlage von der Art sind, um dem Werke eine dauernd sichere Stellung im deutschen Bühnenrepertoire zu sichern, ist eine Frage der Zeit. Jedenfalls aber ist, von musikalischer Seite betrachtet, die ganze Schöpfung höchst achtung-

gebietend und in Bezug auf die weitere musikalisch dramatische Thätigkeit des leipziger Meisters von größtem Interesse. Daß derselbe bereits eine neue komische Oper mit dem Titel „Auf hohen Befehl" beendigt hat, möge den Theaterdirectoren Veranlassung sein, dieser Novität ihre Aufmerksamkeit zu widmen. Merkwürdigerweise sind wir einem reizenden Jugendwerk des Tondichters auf den deutschen Bühnen nicht mehr begegnet, und dennoch ist dieses feine, herzvolle Singspiel so leicht auszuführen, dabei aber auch so wirksam, daß es jedem Theater nur warm empfohlen werden kann. Der Text stammt von Theodor Körner und führt den Titel „Der vierjährige Posten". Diese bekannte volksthümliche und allerliebst durchgeführte Singspieldichtung hat Reinecke mit feinem Humor behandelt und für seine Zwecke dramatisch-musikalisch gestaltet. Selbst Dilettantenbühnen haben mit großem Glück das Werk reproducirt, und es würde dem Meister von seinem Ansehen gewiß nichts hinwegnehmen, wenn das genannte Jugendwerk wieder Aufnahme fände und dem deutschen Publikum dargeboten würde. Jetzt, wo das Gewandhausdirectorium und das königliche Conservatorium der Musik die fünfundzwanzigjährige Dirigenten- und Lehrerjubelfeier Reinecke's festlich begangen hat, ist es gewiß an der Zeit, auf das umfassende Schaffen des Tonsetzers hinzuweisen. Ist der Meister doch ein würdiger Nachfolger des unvergeßlichen Tondichters und Kunstförderers Felix Mendelssohn-Bartholdy, welcher am 4. Oct. 1835 zum ersten mal als Gewandhauskapellmeister an der Spitze des leipziger Musiklebens fungirte. Daß dieses funfzigjährige Mendelssohn-Jubiläum und die fünfundzwanzigjährige Reinecke-Jubelfeier zusammenfielen, war in der That ein bedeutsamer Beweggrund für Leipzigs Kunstfreunde, das Festgewand anzulegen und mit hoher Achtung zu den Errungenschaften emporzublicken, welche Leipzigs Kunstleben den Verwaltungsdirectoren, den Leitern, Concertmeistern und den Mitgliedern des Orchesters seit den Zeiten Mendelssohn's bis auf den heutigen Tag zu danken hat.

Mit Rücksicht auf Mendelssohn's Thätigkeit in Leipzig wäre es nicht unangemessen gewesen, mit einem Werke dieses genialen Tondichters das Programm des ersten Gewandhausconcerts zu schmücken. Da aber die Nachricht von der Thatsache, daß Mendelssohn vor 50 Jahren das erste Gewandhausconcert dirigirt habe, erst dann zur Kenntniß der leitenden Kreise durch das „Leipziger Tageblatt" gelangte, als bereits alle Dispositionen zur Reinecke-Feier getroffen waren, so ist es erklärlich, daß nur Compositionen Reinecke's in jenem ersten Concert zur Aufführung gelangten. Man wird jedenfalls nachträglich dem großen Vorgänger des Gefeierten durch Reproduction eines seiner größern Werke die versäumte Ovation darbringen. In Bezug auf Reinecke, dem auch von der Universität bei Einweihung des neuen Concerthauses zum Ehrendoctor creirten Jubilar, ist zu bemerken, daß schon am 30. Sept., an welchem Tage der Meister vor 25 Jahren zum ersten mal im Gewandhausconcert dirigirte, der Gewandhaus-Damenchor ihm einen kostbaren Notenschrank widmete und in seiner Wohnung durch Aufführung einer Märchendichtung desselben, sowie einer Festcomposition seines Schülers Paul Umlauft, eines sehr begabten und recht in Aufnahme gekommenen Componisten, die Festlichkeiten einleitete, worauf am 8. Oct. die eigentliche Gedenkfeier folgte.

Schon um 6 Uhr früh erschien die Kapelle des 134. Regiments, um ihm ein Ständchen zu bringen, und gleich darauf zu demselben Zweck die des 107. Regiments, sodaß beide Kapellen abwechselnd ihre Huldigung darbrachten. Um $8\frac{1}{2}$ Uhr folgte ein trefflich gesungenes Ständchen des Conservatoriumchors unter der Leitung Klesse's, und von jetzt ab kamen zahlreiche Deputationen; zuerst von seiten des Orchesters, ferner von den Directionen des Gewandhauses und des Conservatoriums, vom Magistrat, von den Lehrern des Conservatoriums, dem Leipziger Musikerverein, dem Leipziger Lehrerverein u. s. w. Sämmtliche Deputationen überreichten höchst werthvolle Geschenke, so die Direction des Gewandhauses

und des Conservatoriums Votivtafeln, die Schüler und Lehrer des Conservatoriums sehr schöne Silbergeschenke u. s. w. Ebenso waren von Privatpersonen äußerst zahlreiche und bedeutende Geschenke eingegangen, wie Büsten, Bücher, Noten (von Breitkopf u. Härtel die neue Palestrina-Ausgabe), Albums, Lorberkränze, Blumenspenden und vieles andere mehr. In ununterbrochener Folge erschienen im Laufe des Vormittags ebenso die persönlich Glückwünschenden, wie zahlreiche schriftliche Sendungen. Daß der Jubilar von seiten der Deputationen auch durch Ansprachen geehrt wurde, ist selbstverständlich. Oberbürgermeister Dr. Georgi, Director Dr. Günther, Musikdirector Jadassohn u. a. widmeten dem Meister warme, zum Herzen dringende Worte.

Abends fand das Gewandhausconcert statt, in welchem Instrumentalwerke und das Oratorium „Balsazar" des Gefeierten reproducirt wurden. Außerdem verherrlichten Frau Amalie Joachim und Fräulein Mary Krebs, mit welcher der Jubilar auch sein Impromptu für zwei Flügel über die „Rufung der Alpensee" aus Schumann's „Manfred" excellent zum Vortrag brachte, die Aufführung durch ihre künstlerischen Gaben; der Orgelvirtuos Paul Homeyer behandelte sein Instrument mit der oft an ihm gerühmten Meisterschaft, und als Gesangssolisten waren außer der genannten Frau Joachim noch die Herren Diersch aus Leipzig und Karl Mayer aus Köln thätig, während der Lehrergesangverein im Verein mit dem Damenchor die Chöre und das berühmte Gewandhausorchester mit den Concertmeistern Röntgen und Petri an der Spitze das instrumentale Ensemble bildeten.

Am 9. Oct. fand im Hôtel de Russie zu Ehren des Meisters ein von dem Gewandhaus-Concertdirectorium und dem Directorium des königlichen Conservatoriums der Musik veranstaltetes Festmahl statt, bei welcher Gelegenheit Kapellmeister Dr. Reinecke in vielseitiger Weise gefeiert wurde. Es möge noch besonders hervorgehoben sein, daß am 10. März 1886 das funfzigjährige Künstlerjubiläum Reinecke's stattfinden wird, weil an demselben Tage 1836 der zwölfjährige Knabe Karl Reinecke als Pianist und Schüler seines ausgezeichneten Vaters, den er erst vor zwei Jahren im Alter von 87 Jahren verlor, vor der Oeffentlichkeit mit großem Erfolg seine künstlerische Leistungskraft bekundete. Im übrigen ist auf die Würdigung hinzuweisen, welche sich in Dr. Alfred Dörffel's „Geschichte der Gewandhausconcerte" findet, wo folgende ehrende Worte gedruckt sind:

„Als Reinecke sein Amt in Leipzig antrat, hatte er hinlänglich Gelegenheit gehabt, mit praktischen Erfahrungen für seine neue Stellung sich auszurüsten. Ein wohlbegründeter Ruf als Klavierspieler, als Dirigent und als Componist stand ihm zur Seite. Gegenwärtig, wo man von dem Zeitraum eines Vierteljahrhunderts aus seine Wirksamkeit übersehen, alles, was er erstrebt und vollbracht, nach seinem Erfolge abwägen kann, wird man bekennen müssen, daß er nie seines Ruhmes ermangelt, ihn vielmehr von Jahr zu Jahr neu bewährt und neu befestigt hat. Er hat sein Dirigentenamt am Gewandhause, wie sein Lehramt am Conservatorium stets treu und eifrig und beinahe ohne alle Unterbrechung verwaltet; er hat sich als ausführender Künstler auf der Höhe der Zeit erhalten, sodaß er als Vorbild eines edeln, gediegenen und stilvollen Klavierspieles, insbesondere als Muster für die Begleitung von Gesangscompositionen anzusehen ist; er hat als Componist in jeder Gattung Werke geschaffen, die oft von dem Genius der Kunst berührt worden sind; er hat zahlreiche Uebertragungen angefertigt und sich bei der Redaction der Gesammtausgaben der Werke Beethoven's, Mozart's und Chopin's wesentlich betheiligt; er hat das Vereinswesen der Kunstgenossen durch seine persönliche Theilnahme gehegt und gefördert. Auf allen Gebieten des musikalischen Lebens hat er die emsigste Thätigkeit geübt. An Ehrenbezeigungen aller Art, an Beweisen aufrichtiger Anerkennung seines künstlerischen Wirkens hat es ihm denn auch nie gefehlt. So haben ihn die Akademien der Künste in Berlin und in Stockholm zum Mitgliede, die Gesellschaften zur Beförderung der

Tonkunst in Holland und in Böhmen, wie auch das Mozarteum in Salzburg zum Ehrenmitgliede ernannt, Könige und andere hohe Herren haben ihm Auszeichnungen verliehen."

Möge dem Meister noch lange die jetzt an ihm bewunderte Elasticität in der virtuosen Ausübung seiner Kunst erhalten bleiben!

Politische Revue.

23. October 1885.

In Preußen, in England und Frankreich ist die letzte Zeit mit Wahlbewegungen erfüllt gewesen, die in Frankreich bereits ein greifliches und zum Theil überraschendes Resultat ergeben haben.

Die Parteien in Preußen haben für die Wahl zum Landtage keine Manifeste mit eingehendem Programm veröffentlicht, nur Wahlaufrufe mit dem Hinweis auf die vom Landtage zu erledigenden Aufgaben. Der Angelpunkt der ganzen Wahlbewegung ist das Verhältniß der Conservativen zu den Nationalliberalen: mit Bezug hierauf zeigt sich innerhalb der erstern Partei ein offenbarer Zwiespalt, indem die „Kreuzzeitung" nach wie vor die Nationalliberalen perhorrescirt und lieber mit dem Centrum als mit diesen zusammengehen will; mindestens mahnt sie von dem principiellen Kampfe gegen dasselbe ab. Die „Kreuzzeitung" möchte den Conservativen die Wahl sichern, ob sie eine Mehrheit mit dem Centrum oder mit den Mittelparteien bilden wollen: mehr nach ihrem Herzen ist ihr eine durch Verbindung mit dem Centrum errungene Mehrheit: denn schon die Freiconservativen sind ihr ein Greuel. Diese Stellung der „Kreuzzeitung" erschwert aber auch den gemäßigtern Conservativen ein Zusammengehen mit den Nationalliberalen; denn diese würden sich eher weiter nach links wenden, als dem Centrum irgendwelche Zugeständnisse machen; sie sagen in ihrem Wahlaufruf: „Wir sind bereit, solche Maßnahmen der Staatsregierung zu unterstützen, welche ohne Preisgeben der unerläßlichen Rechte der Staatsgewalt in Wahrheit geeignet sind, den kirchlichen Frieden wiederherzustellen. Mit Festigkeit und Folgerichtigkeit aber müssen die stetig wachsenden kirchlichen Prätensionen zurückgewiesen werden. Unter allen Umständen ist der Grundsatz, daß die Schule eine staatliche Veranstaltung sei, für uns unantastbar." Auch Herr von Bennigsen bezeichnete in seiner auf dem Parteitage der hannoverschen Nationalliberalen gehaltenen Rede das Centrum als den unversöhnlichen Feind des deutschen Reichsgedankens, und er schloß, wenn er von einer Umbildung der bestehenden Parteien sprach, dabei jeden Gedanken an das Centrum aus. Die Bennigsen'sche Rede war sonst gerade von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Parteien einer solchen Umbildung entgegengehen; er wollte seiner Partei zwar den Charakter der liberalen wahren, aber damit keinen feindlichen Gegensatz gegen die conservative Tendenz bezeichnen, sondern nur einen Gegensatz, welcher die Voraussetzung aller politischen Entwickelung sei. Am meisten protestirte Bennigsen gegen das Ueberwuchern des Fractionsgeistes, der in die Nebenbuhlerschaft einzelner Persönlichkeiten ausarte: darunter leide das parlamentarische Wesen so schwer und er verglich diesen Fractionsgeist mit einer Mühle, die klappere, aber nicht mahle. Die geistreiche Rede des Führers der Nationalliberalen, der seit längerer Zeit außerhalb der parlamentarischen Praxis steht, arbeitet ohne Frage auf ein Bündniß der Liberalen und Conservativen hin, welches die erstern freilich ihren frühern Genossen, den Deutschfreisinnigen, gänzlich entfremden würde und welches nur dann möglich wäre, wenn von der conservativen Partei die äußerste Rechte, vielleicht die ganze Rechte, losgesprengt würde, die sogar ihren gemäßigtern Gesinnungsgenossen gegenüber

erklärt, daß sich bei ihr der politischen Gegnerschaft eine Nuance moralischen Widerwillens zugesellt habe.

Ueber die Resultate der Landtagswahlen lassen sich zunächst nur Vermuthungen aufstellen. Das Centrum wird wol seine Wahlkreise in den Rheinlanden und Westfalen behaupten, ebenso die Nationalliberalen in ihrem Stammlande Hannover, wo bekanntlich 28 Nationalliberale gegen 10 Abgeordnete anderer Parteien gewählt worden waren: nationalliberal-conservative Compromisse werden vielleicht wieder wie früher in Schleswig-Holstein stattfinden; in den Rheinprovinzen haben die Nationalliberalen bisweilen mit den Deutschfreisinnigen pactirt; in andern Wahlkreisen, wie in Hagen, entbrennt stets zwischen den beiden Parteien ein lebhafter Kampf. In Berlin haben die Nationalliberalen zum ersten mal eigene Candidaten aufgestellt, wodurch sich die Buntscheckigkeit der berliner Candidaturen noch vermehrt: zu den deutschfreisinnigen, socialdemokratischen, christlich-socialen treten diese neuen nationalliberalen, die mit keiner der andern ein Compromiß eingehen können.

In England ist die Wahlbewegung eine sehr lebhafte: alle Parteiführer haben ihre Programme in Wahlreden oder Manifesten veröffentlicht. Gladstone selbst hat ein solches an seine Wähler in Midlothian gerichtet, dessen Inhalt zu seinem gewaltigen Umfang — es umfaßt sechs riesige Spalten Petit — kaum im Verhältniß stehen dürfte, soweit es auf die positiven Aufstellungen ankommt; Agrarreform in engen Grenzen mit Schonung aller Eigenthumsrechte, Umgestaltung einiger Steuern, Reform der Geschäftsordnung des Parlaments, Einführung des Wahlprincips für die Localverwaltung: das sind die von Gladstone aufgestellten Hauptpunkte seines Programms. Die radicalen Forderungen: Trennung der Kirche vom Staat, Unentgeltlichkeit des Unterrichts, Abschaffung der erblichen Mitgliedschaft des Oberhauses, lehnt er gerade nicht ab, doch er behandelt sie wie Zukunftsmusik, die bei geeigneter Gelegenheit auf das Programm gesetzt werden kann. Ihm kam es vor allem darauf an, die Partei zu einigen unter seiner Fahne, und deshalb mußten etwaige Differenzen möglichst vertuscht werden. In der That ist die Vereinigung der Partei durch die spätern Wahlredner als Thatsache anerkannt worden: Lord Derby berief sich auf Gladstone's Rede, der er in allen Punkten beistimmte; Lord Hartington griff die auswärtige Politik Salisbury's an, obschon von derjenigen Gladstone's nicht viel Rühmens zu machen ist, und Gladstone selbst in Bezug seines Vorgehens in Aegypten pater peccavi gesagt hat; Göschen erklärte sich gegen Chamberlain's Forderung, die auf Zerschlagung des großen Grundbesitzes ging. Salisbury selbst vertheidigte seine auswärtige Politik und wol mit Recht: er hat England aus der centralasiatischen Sackgasse mit Ehren herausgezogen und auch die ägyptische Frage durch die Sendung Sir Drummond Wolff's nach Konstantinopel und durch die getroffenen Abmachungen mit der Türkei in eine neue Bahn gelenkt; der große Sieg, den die Abyssinier über Osman-Digma und die Scharen des Mahdi davongetragen, ist überdies ein Ereigniß, das Englands Politik im Sudan sehr zu statten kommt. Ueber die Politik auf der Balkanhalbinsel sprach sich Salisbury sehr vorsichtig aus: der Berliner Vertrag sei weder vereitelt noch ein Großbulgarien geschaffen worden; die türkische Herrschaft sei aufrecht gehalten, wo sich das mit der Wohlfahrt der Bevölkerung vereinbaren lasse. Mit Rücksicht auf die Frage des innern Staatslebens verlangte der Minister Decentralisirung der Localverwaltung, größere Erleichterungen für den Kauf und die Uebertragung von Ländereien, erklärte sich aber gegen den unentgeltlichen Unterricht und die Entstaatlichung der Kirche. Der Torydemokrat Lord Randolph Churchill will die Iren, während Salisbury die Integrität des Reiches in den Vordergrund stellt, durch Gewährung gleicher Rechte und eine gerechte, regelmäßige Verwaltung versöhnen.

In Frankreich haben bereits die entscheidenden Wahlen stattgefunden und das Resultat derselben ergab die Mehrheit der Republikaner in der neuen Deputirtenkammer, nachdem die ersten Wahlen ohne die Correctur durch die Stichwahlen bereits die Furcht vor einem drohenden Uebergewicht der Monarchisten wachgerufen hatten. Waren doch am 4. Oct. 188 Monarchisten und nur 134 Republikaner aus der Wahlurne hervorgegangen. Die Regierung war bestürzt; man begann schon in diesem Wahlsiege ein memento mori der Republik zu sehen; man glaubte, daß die Verstimmung eines großen Theils der Bevölkerung über die wirthschaftliche Lage, die unglückliche Tongkingexpedition, besonders da immer neue Nachrichten von der Niedermetzelung vieler tausend Christen in Tongking verbreitet worden, vor allem aber die Differenzen mit der Kirche, da der von Napoleon III. stets geschonte und begünstigte Klerus jetzt gegen die Republik wühlt, ein unerwartetes Gewicht in die Wagschale der Monarchisten gelegt hätten. Präsident Grévy soll für das Wahlresultat die von ihm stets bekämpfte Gambetta'sche Listenwahl verantwortlich gemacht haben, und es scheint, daß sie in der That dort, wo monarchische Herde vereinzelt vorhanden waren, ein Zusammenwirken derselben mehr als der frühere Wahlmodus unterstützt hat.

Alle diese Befürchtungen sind durch die Stichwahlen am 18. Oct. zerstreut worden. Die Zahl der gewählten Monarchisten wird nur etwa ein Drittel der Nationalversammlung ausmachen. Es wurden 208 Republikaner und 26 Conservative gewählt: die neue Kammer wird also ungefähr 200 Conservative und 384 Opportunisten und Radicale zählen. So sehr die monarchische Opposition angewachsen, so kann sie doch dem Bestand der Republik selbst keinen Schaden zufügen. Abgesehen von der so überwiegenden Mehrheit der Republikaner ist in dem auf mehrere Jahre hinaus republikanischen Senat ein starker verfassungsmäßiger Damm gegen monarchische Gelüste gegeben. Hierzu kommt, daß die Monarchisten untereinander in verschiedene und feindliche Parteien getheilt sind: eine Thatsache, aus welcher schon Thiers seinerzeit die Nothwendigkeit der Republik herleitete, und die heute noch wie damals fortbesteht. Ebenso fehlt es an einer Persönlichkeit, welche die Verwegenheit hätte, einen monarchischen Staatsstreich auszuführen, und an den günstigen Chancen für eine Zustimmung zu demselben in den verschiedenen conservativen Parteilagern. So ist die Zukunft der Republik für längere Zeit wieder gesichert; auch ist nicht anzunehmen, daß an Grévy's Stelle der Herzog von Aumale oder sonst ein Monk für die Orléans oder Bonapartes treten werde.

Die Vorgänge auf der Balkanhalbinsel nehmen das allgemeinste Interesse in Anspruch: noch ist nicht abzusehen, inwieweit dadurch die orientalische Frage wieder aufgerollt und welche Staaten dabei in Mitleidenschaft gezogen werden.

Der Friede von San-Stefano, welcher ein Großbulgarien schaffen wollte, das der Berliner Vertrag beseitigte, spukte immer in den Köpfen der ostrumelischen Bulgaren, und besonders lebhaft, als der Sultan am 7. Mai 1884 den Griechen Gavril-Pascha-Krestowitsch zum Generalgouverneur von Ostrumelien ernannt hatte: eine Ernennung, gegen welche die Bulgaren stets protestirten, da sie darin ein Schach erblickten, das ihrer Nationalität geboten worden. Seitdem waren unruhige Volksversammlungen in Ostrumelien an der Tagesordnung; mit den Bulgaren Macedoniens, deren Ideal natürlich auch ein Großbulgarien war, wurden Verbindungen angezettelt; kurz, bei der mangelnden Energie des Generalgouverneurs war der Boden hier gänzlich unterwühlt. Hierzu kamen innere Parteikämpfe zwischen den Conservativen (den russisch Gesinnten) und den Liberalen, die dann erst eine entscheidende Wendung nahmen, als der Parteigeist im Heere selbst zu wüthen begann. Die Conservativen, die das Ruder in der Hand hatten, nachdem Gavril-Pascha einem conservativ-ständischen Kammerausschuß sogar

die Wahl der Minister überlassen hatte, suchten sich der Liberalen, wo sie nur konnten, zu entledigen; ein liberaler Major Lusowski, der sich bei vielen Wühlereien betheiligt hatte, wurde aus dem Dienst entlassen: da hielten die liberalen Offiziere sich in ihren Stellungen für bedroht; sie conspirirten zusammen, gewannen die Truppen in Philippopel für sich, knüpften Verbindungen mit dem Minister Korawelow in Sofia an, da eine Vereinigung Bulgariens und Ostrumeliens als das wünschenswertheste Ziel erschien, das einer Umsturzpartei die Sympathien der Bevölkerung zuwenden mußte ... und die Frucht dieser Militärverschwörung, an deren Spitze Major Nikolajew stand, war der unblutige Putsch von Philippopel am 16. Sept., die Verhaftung des Generalgouverneurs, die Erwählung des Fürsten Alexander von Bulgarien zum Fürsten von Ostrumelien, welcher alsbald von Varna herbeieilte, durch Triumphbogen seinen Einzug in die ostrumelischen Städte hielt und alsbald in einer Proclamation sich „Fürsten von Nord- und Südbulgarien“ und noch dazu „von Gottes Gnaden“ nannte, obschon er nur durch die Gnade des Dr. Stranzky, des Leiters der Bewegung, und des Majors Nikolajew an die Spitze der Regierung „in Südbulgarien“ gelangt war.

Der erste Eindruck dieser Ereignisse war, daß Rußland den Moment für gekommen gehalten, auf seinem Vormarsch nach Konstantinopel eine neue Etappe zu gewinnen: der sympathische Jubel, mit welchem die russische Presse jene Vorgänge begrüßte, konnte die öffentliche Meinung hierin nur bestärken: ja mit der Zusammenkunft der Kaiser von Rußland und Oesterreich in Kremsier glaubte man den bulgarischen Putsch in Zusammenhang bringen zu müssen, und wies auf den Besuch hin, welchen Fürst Alexander kurz vorher dem Minister von Giers in Franzensbad gemacht hatte.

Doch bald wurde man schwankend in diesen Muthmaßungen, als Kaiser Alexander die russischen Offiziere aus der bulgarischen Armee zurückberief; jetzt weiß man, daß die Bewegung von Haus aus einen russenfeindlichen Charakter hatte, gegen die Conservativen gerichtet war, die mit Petersburg im engsten Zusammenhang stehen; man weiß, daß in Philippopel ebenso wie der türkische Gouverneur auch russische Offiziere verhaftet wurden, und daß jener Befehl des Kaisers Alexander III. zu spät kam, indem der Ausschluß der russischen Offiziere schon vorher bei den Bulgaren beschlossene Sache war. Und was den Fürsten Alexander betrifft, so hatte er, wie es scheint, gar keine Kenntniß von der geplanten Revolution und ist von jeder Initiative zu derselben freizusprechen; er verweilte ruhig in seiner Sommerresidenz Varna, als ihm die Kunde davon kam. Wenn er sich nicht an die Spitze der Bewegung stellte, stand seine Krone auf dem Spiel: er reiste daher sogleich nach Philippopel und ließ sich dort als Fürst von Südbulgarien huldigen. Den Mächten gegenüber blieb ihm ja die Ausflucht, er habe die Bewegung, die ohne ihn vielleicht einen verheerenden Umfang genommen hätte, einschränken und in eine ruhige Bahn leiten wollen. So suchte er, der rebellische Vasall der Pforte, diese trotzdem seiner Unterwürfigkeit zu versichern und mit Konstantinopel friedliche Verhandlungen einzuleiten, während eine nach Kopenhagen abgesendete bulgarische Deputation den Kaiser von Rußland, der dort verweilte, der Bewegung günstig zu stimmen suchte.

Inzwischen wurde nichts verabsäumt, um die neu eroberte nationale Einheit mit den Waffen vertheidigen zu können. Eine Massenaushebung aller Männer vom 18. bis zum 40. Jahre wurde angeordnet; alle Communicationen mit Konstantinopel durch bulgarische Offiziere zerstört, Milizen und Freiwillige an die türkische Grenze gesendet.

Am 23. Sept. richtete die Pforte ein Rundschreiben an die europäischen Cabinete, worin sie ihren Entschluß mittheilt, von dem Rechte Gebrauch zu machen, das ihr der Art. 16 des Berliner Vertrages verleiht und ihre Truppen in Ostrumelien einrücken zu lassen; doch ruft sie zunächst noch die Intervention der

Mächte an, sei es nun, um sich ein kriegerisches Einschreiten zu ersparen, oder um Zeit für ihre Rüstungen zu gewinnen, die gerade in letzter Zeit mit großer Energie fortgesetzt werden. Zahlreiche Truppen und Geschütze werden nach Adrianopel befördert, andere von Kleinasien aus auf Kriegsschiffen nach Salonichi. Zunächst sind am 1. Oct. die Botschafter der Großmächte in Konstantinopel zu einer Conferenz zusammengetreten, und haben als Resultat ihrer Berathungen der Pforte eine Note überreicht, in welcher ihr bisheriges correctes Verfahren anerkannt, der bulgarische Staatsstreich gemisbilligt wird.

Eine Personalunion zwischen Bulgarien und Ostrumelien ist keine seitens der Botschafterconferenz in Betracht gekommene Lösung, wenn sich auch England derselben zuzuneigen scheint.

Hinter der Botschafterconferenz zeichnet sich indeß in bereits sichtbaren Umrissen eine diplomatische Ministerconferenz ab; denn es handelt sich in der That darum, Europa vor dem Ausbruche eines neuen orientalischen Krieges zu schützen. Nicht blos um den Streit zwischen Bulgarien und der Türkei handelt es sich, sondern das Gleichgewicht auf der Balkanhalbinsel ist erschüttert. Das Gleichgewicht ist natürlich ein Schlagwort, hinter dem sich der Egoismus versteckt; die Serben und Griechen gönnen es den Bulgaren nicht, daß sie ihre Macht vergrößert haben; bei dem Halali der verendenden Türkei, das wieder durch die Lüfte tönt, wollen sie auch ihren Beutetheil, und sie rüsten, um tapfer zulangen zu können; Serbien will Altserbien von den Bulgaren haben, nach Macedonien strecken diese wie die Serben und die Griechen ihre Hand aus, während Oesterreich-Ungarn den Weg nach Salonichi als die große Völkerstraße seiner Zukunft sich offen halten will. Serbien und Griechenland wetteifern in sogenannter patriotischer Begeisterung, und die europäischen Cabinete vermögen kaum der Actionslust der Völker und der Fürsten die unerläßlichen Dämpfer aufzusetzen. In den großen Rüstungen selbst liegt schon eine nicht zu unterschätzende Gefahr: denn zum Kriegführen gehört nach Montecuculi Geld und Geld und immer wieder Geld, und die Finanzen Serbiens und Griechenlands sind nicht in einer so glänzenden Lage, um es lange aushalten zu können, daß die mobilisirten Armeecorps Gewehr bei Fuß stehen, und so theuere Rüstungen ohne Gewinn und Entscheidung werden ja von den Völkern selbst als ein Bankrott ihrer Politik angesehen werden. In Nordthessalien steht bereits ein Armeecorps von 25000 Mann; noch weiter vorgeschritten als die Griechen sind die Serben: der Aufmarsch ihrer Truppen an der obern Morawa ist beendet. Die Skupschtina hat mit dem nöthigen Enthusiasmus die verlangten Credite bewilligt. Bis zu einer europäischen Ministerconferenz werden diese Staaten ungern warten: haben sie doch aus den Vorgängen in Bulgarien und aus der Stellungnahme der europäischen Diplomatie zu denselben gesehen, von welchem Werth es ist, ein fait accompli zu schaffen; denn ein solches rückgängig zu machen ist eine weit schwierigere Aufgabe für die Diplomatie, als bei unverändertem Statusquo Vorkehrungen für die Zukunft zu treffen. Doch scheint die künftige Conferenz über die orientalische Frage den Statusquo als Ausgangspunkt zu haben, wie auch die jetzige Botschafterconferenz auf ihn hinweist.

Die Unruhen auf der Balkanhalbinsel haben die Carolinenfrage in den Hintergrund gelenkt: die maßvolle Politik des Fürsten Bismarck hat es verstanden, dieser Frage ihre Spitze abzubrechen insoweit, daß sie aus dem Stadium der ersten Aufregung, ohne kriegerischen Zwischenfall, in das Fahrwasser ruhiger Erwägungen hinübergeleitet wurde. Die deutsche Regierung ist indeß, wie man aus dem Inhalt der jetzt veröffentlichten nach Madrid gesendeten Note vom 1. Oct. ersieht, weit davon entfernt, ihren von Haus aus behaupteten Standpunkt aufzugeben. Spanische Hoheitsrechte über die Carolinen weigert sie sich anzuerkennen; was die Vorgänge auf der Insel Yap betrifft, so wird eine genauere Feststellung der That-

sachen in Aussicht genommen. Da aber die Anschauungen der deutschen und der spanischen Regierung unvereinbar sind, so hat die deutsche das Vermittleramt dem Papst anvertraut, was seitens der spanischen Regierung ohne Bedenken und vielleicht mit Dank angenommen worden ist. Es mögen dabei mancherlei Erwägungen mitgesprochen haben: Spanien stützt seine Ansprüche vorzugsweise auf die katholischen Missionen, die von ihm ausgingen — und deshalb schon ist der Schiedsspruch des Papstes gewiß wohl angebracht. Doch Fürst Bismarck wollte auch über die Häupter des kampflustigen Centrums hinweg in unmittelbare freundliche Beziehung zu dem Papst treten; die Katholiken, die nicht vom Fractionsgeist besessen sind, sollten daraus ersehen, daß zwischen Berlin und Rom keineswegs jede Brücke abgebrochen und die Annäherung, die durch den Besuch des Kronprinzen des Deutschen Reiches im Vatican stattgefunden, nicht blos ein vorübergehendes Augenblicksbild gewesen ist. Jedenfalls war die Wahl des Papstes als Vermittler ein feiner diplomatischer Schachzug.

In Oesterreich hat die Adreßdebatte des Reichsraths am 17. Oct. begonnen; es war vorauszusehen, daß, besonders unter dem Eindruck der tumultuarischen Scenen in Böhmen, die Geister heftig aufeinanderplatzen würden. Für diese Debatte haben sich nicht weniger als 68 Abgeordnete zu Worte gemeldet. Es lagen zwei Adressen vor: eine Majoritäts- und eine Minoritätsadresse. Für die letztere plaidirte Carneri mit einem Feuer, das bei den Gesinnungsgenossen stürmischen Beifall hervorrief. Zwei Stellen in seiner Rede wirkten besonders zündend; er erklärte, die Stimmen, welche der Opposition durch die Abänderung der Wahlordnung im böhmischen Großgrundbesitze, durch das vom österreichischen Standpunkte aus unqualificirbare Vorgehen der Regierung bei den Wahlen des tiroler Grundbesitzes verloren gegangen, seien geraubt und nicht verloren, und meinte dann, die Stimme seiner Gesinnungsgenossen werde allerdings nicht dorthin dringen, wohin die Stimme gelangt, die durch autonomistische Schleier gedämpft ist, aber darum nicht minder vernehmbar dem Kaiser von Oesterreich zuruft: „Fahre fort auf den eingeschlagenen Bahnen, zerschlage das mit deutschem Gut und Blut geschaffene Reich deiner Väter und hinterlasse deinem Sohn ein slawisches — ich weiß nicht was!“ Diese Rede ließ freilich an Deutlichkeit und Radicalismus nichts zu wünschen übrig. Maßvoller sprach der Czeche Rieger, welcher für die Bestrebungen seiner Partei den verfassungsmäßigen Boden in Anspruch nahm und die Mission Oesterreichs darin sah, mit der Nationalitätsidee Frieden zu schließen; die Aufgabe dieses Staates sei der Schutz aller Nationalitäten; alle unter dem Scepter des Kaisers versammelten Völker sollten, wie auch die Thronrede sagte, sich aneinanderschließen in gegenseitiger Rechtsachtung und gegenseitigem Rechtsschutze. Diese Reden bezeichneten die Gegensätze der Parteien im Reichstage so scharf, daß die spätern kaum etwas hinzuthun konnten. Am 19. Oct. beantwortete Graf Taaffe die Interpellationen betreffs der Excesse in Böhmen, erklärte, daß die Regierung aufs schärfste die jüngsten Ausschreitungen misbillige und mit ganzer Gesetzesstrenge gegen Wiederholungen einschreiten werde; er wies den Vorwurf zurück, daß er nur Czechen gegen Deutsche schicke. Die Majoritätsadresse wurde mit einer Mehrheit von 177 gegen 146 Stimmen angenommen.

In Braunschweig hat der Regentschaftsrath den Prinzen Albrecht von Preußen als Regenten vorgeschlagen und die Landesversammlung ihn am 21. Oct. einstimmig dazu gewählt.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Rudolf von Gottschall** in Leipzig.
Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mi-carême.

Novelle

von

E. Vely.

(Schluß.)

V.

Drei Tage hatte Wolf sein Zimmer nicht verlassen, auf keine Anfrage der Freunde Gehör gegeben, keinen Rath von ihnen befolgt — und schon begannen sie, die sonst so heiter und sorglos waren, sich kopfschüttelnd zu gestehen, daß mit Scherzen hier nicht geholfen sein würde. Aber was war's? Ein Fieberanfall? Heimweh? Unzufriedenheit im allgemeinen?

Klaus Bemeyer fühlte ihm den Puls, sah ihm in die Augen, recitirte gefühlvolle vaterländische Gedichte, schimpfte auf die „Steingräberei und Scherbengerichte", womit er die Archäologie meinte, und sagte endlich muthlos: „Alles nichts — bleibt nur ein Schluß — verliebt, Freund, verliebt bis über die Ohren — und zwar — hoffnungslos, unerwidert."

Wolf fuhr aus seiner Sofaecke hervor. „Laß deine Späße — auf dem Gebiet dulde ich sie nicht!"

„Heureka!" sagte der Maler in großer Ruhe, „also da sitzt das Uebel — und mein Junge, wie ist da zu helfen?"

„Noch einmal", rief Wolf, „wenn wir Freunde bleiben wollen — —"

„Hoffentlich", lachte Klaus, „und weil wir's sind, wollen wir auch helfen — nur ist dazu doch ein kleines Geständniß nöthig — wer, wo, wie?"

„Wolf und verliebt", sagte Peter Deuben, den Rauchwolken nachblickend, die er in die Luft sandte, „das wäre noch nicht dagewesen."

„Ein jedes Uebel stellt sich ein erstes mal ein."

„Bah — er sieht ja keine Dame an."

Wolf stützte den Kopf in die andere Hand; er mühte sich, möglichst ruhig zu bleiben, um sich nicht zu verrathen. Wer sollte und könnte ihm helfen? Wußte er doch selber nicht, wie er mit seinem Schmerz und seinem Groll fertig werden sollte. Es war zu hart gewesen — gleich nach dem Erkenntniß seiner vollen, alles überwältigenden Liebe die traurige Offenbarung, daß dieses heiße Gefühl einer Unwürdigen gelten sollte? Er hatte das Tageslicht scheu gemieden; ihm war,

als müsse ihm jeder gleich seinen Schmerz und seine Scham ansehen — hundertmal hatte er sich dann aber wieder grollend in seiner Einsamkeit einen Feigling gescholten. War's recht, sie auf das eine Wort eines Fremden hin zu verdammen? Oft überkam ihn der Wunsch, zu ihr zu eilen, ihr ins Auge zu sehen — Rechenschaft zu verlangen.

„Rechenschaft!" hatte er sich dann aber hohnvoll wiederholt — wofür? Er liebte sie, er hatte ihr dies Geständniß gemacht — dadurch hatte er aber kein Anrecht auf sie, auf ihre Bekenntnisse. War ihm doch auch nicht die leiseste Andeutung geworden, wie sie darüber denke; milde war sie gewesen, sanft, wie mit einem Kranken; fortsenden wollte sie ihn, um ihn vielleicht nie wieder vorzulassen.

Wol mochte Klaus Bemeyer den Kopf schütteln, wenn er seinen fiebererregten Puls fühlte — das war auch von römischer Luft — freilich von solcher, die ihm zu Kopf und Herzen gestiegen war.

„Apropos", sagte Peter Deuben, als das vierte Wachszündhölzchen zerbrach, mit einem Fluche, „wie weit bist du mit den «wunderbaren Augen», Klaus?"

„Accidenti!" fiel der mit der gleichen Angewohnheit der Römer ein, „nirgends haben sie scheinen wollen, meine Sterne. Seit drei Tagen bin ich wie ein Geheimpolizist um Nummer 8 geschlichen, habe drei Lirezettel an meinen verständnißvollen Portier verschwendet und kein anderes Resultat erzielt als die Antwort: «Die Baronesse ist weder ausgefahren, gegangen, noch hat sie Besuch empfangen.»"

„Stimmt", gab Deuben zu, dessen Cigarre nun endlich Feuer gefangen, „denn ebenso lange hat Walter's Freund täglich seine Karte abgegeben, um täglich abgewiesen zu werden."

„Eine wahre Principessa, meinte mein Portier", setzte Klaus hinzu, „indem er auf die Unberechenbarkeit ihrer Launen deutete."

„Gibt man's auf — oder reizt diese Fruchtlosigkeit aller Versuche erst zur Beharrlichkeit?" fragte der Archäolog.

„Wolf, thu' du den Ausschlag!"

„Ich", sagte der, wie aus einem Traum erwachend, „was fragt ihr mich?"

„Klingt das nicht wie: was habe ich mit euch zu thun?" lachte Klaus, „wir erbitten uns denn doch ein wenig mehr Respect! Und im Grunde bist du's, der uns das Spiel verdarb; mein böser Geist gab's mir ein, dich deiner schönen Figur halber zum Abgesandten zu machen. Du mußt gar zu ungeschickt gewesen sein — der Himmel verzeih' dir's — ich kann's vorläufig nicht."

„Morgen ist Mittfasten, da wollen wir lustig sein!" rief Peter Deuben, „sorg' für fröhliche Gesellschaft, Klaus."

„Bereits gethan, und du, Wolf, kommst mit — ich habe es der Hexe Marietta zugeschworen — sie sitzt mir sonst nicht wieder."

Wolf schritt einigemal unruhig im Zimmer auf und ab. Er hatte vorhin sich sorgfältig zum Ausgehen angekleidet; der Gedanke, Desirée nicht ohne weiteres verdammen zu dürfen, war immer dominirender in ihm geworden; dann aber hatte ihm schon vom Fenster aus die Helle, der Sonnenschein weh gethan — was sollte er draußen unter fröhlichen Menschen — er gehörte mit seiner Stimmung ins Dunkel.

Jetzt blieb er vor dem Maler stehen und fragte unvermittelt: „Kennst du einen Grafen Löhren?“

„Piazza Venezia — österreichische Botschaft“, brummte der.

„Ist er ein glaubwürdiger Mensch?“

„Bis auf die Behauptungen, daß er überall echte alte Meister auffindet.“

„Und sonst?“

„Ungefährlich!“

Der Archäologe wandte sich seufzend ab — was that er mit dieser Auskunft?

Peter Deuben, der gewöhnlich alle fünf Minuten irgendeine Ungeschicklichkeit beging, streute jetzt den Inhalt seines Streichholzschächtelchens auf den Boden und sagte dazu: „Willst du genealogische oder Charakterstudien machen? Graf Löhren ist ein Protégé der klerikalen Gesellschaftskreise — der Vetter von Walter Kunz kennt ihn gut —“

„Dieser sagenhafte Vetter!“ lachte der Maler.

„Nein, beim Parthenon, er existirt — ich hab' ihn selbst einmal gesehen, blond, lange Bartcoteletten, kutschirt four in hands, wenn ihm andere ihre Pferde dazu leihen, ist jeden Abend in vier Gesellschaften, hat keine Vorurtheile gegen Nationalität, Glauben oder politische Ansichten — weiß den Klatsch der Fremdencolonien und der römischen Gesellschaft — hat weiter keine winterlichen Auslagen als einen Frack und einen Chapeau claque —“

„Also der echte Gesellschaftstypus —“

„Ah, tutti santi“, ließ sich da schon vom weiten die Stimme der Wirthin vernehmen, und dann schob sich Signora Sangallo selber in die Thür, heftig athmend und die beringten Hände hebend. „Signor Wolfgango, sie hat meinen dringendsten Bitten nicht nachgegeben und unsere arme Wohnung mit ihrer köstlichen Gegenwart beehren wollen. Povera me! Sie glauben nicht, welch einen Aufwand von Worten ich verschwendet habe!“

„An wen? Warum?“ fielen Klaus und Peter ein, nur Wolf stand gleichgültig, als habe die Botschaft für ihn kein Interesse.

„Nun — die Dame, welche unten im Wagen sitzt und das Kind heraufschickte, daß es Herrn Wolfgango rufen möge, worauf ich denn selber hinabging, obwol ich das Treppensteigen nicht besonders liebe, denn man wird im Alter bequem; aber ich mußte ihr doch die Ehre anthun. Doch wie gesagt, sie war nicht zu bewegen — na, da bin ich denn wieder herauf. Und lassen Sie sie auch nicht gar zu lange warten, caro Signore, sie ist wirklich zu hübsch, und junge Herren können niemals zu galant sein — wenn Sie klug sind, lieber Herr Wolfgango, dann beherzigen Sie diesen kleinen Wink einer erfahrenen Frau!“

Klaus nahm das eine Handgelenk der Dame, Peter das andere, damit ihr kein Raum blieb, dem Sofa zuzuwanken, ehe sie ordentlich Rede gestanden.

„Wer? Eine Dame? Im Wagen? Will Wolf sehen? Unglaublich!“ schwirrte es um sie her.

„Si, si, Signori, sehen Sie doch nur gefälligst aus dem Fenster und pressen Sie einer armen Witfrau nicht so gewaltsam die Hände — es könnte ein Unglück

geben, denn zart bin ich von je gewesen — im übrigen geht meine Botschaft aber doch nur Signore Wolfgango an."

Klaus und Peter rissen zu gleicher Zeit die Fensterflügel auf, steckten die Köpfe hinaus und fuhren gemeinsam wieder zurück, auf den Freund zu.

„Das ist unmöglich!" rief der eine.

„Ein Irrthum!" sagte der andere.

„Oder Verrath —"

„Oder Heimtücke —"

„Was denn?" fragte Wolf gelassen, der immer noch nicht Signora Elvira begriffen zu haben schien.

„Sie — Desirée von Bloon unten im Wagen — auf dich wartend?" sagte Peter.

„Und du, ohne jede Aufregung über diesen — unerhörten Zufall?"

„Hast du einen Fund gemacht, den sie reclamirt?"

„Oder einen Diebstahl begangen?"

„Weder das eine noch das andere", sagte Wolf, einen tiefen Athemzug thuend, dann mechanisch nach seinem Hut fassend.

„Aha!" rief Peter, ihm an der Thür den Weg vertretend, „so ohne jede Explication? Nennst du das rücksichtsvoll?"

Klaus hatte einen eigenthümlichen kurzen Husten. „Da steckt's also — das ist das Fieber — hatte ich nicht recht mit meiner Diagnose? Verliebt — und «klüger», als ich gedacht."

Wolf aber stand niemand Rede, drängte sich an den beiden vorbei und sprang in großen Sätzen die Treppe hinab.

Sie war da, sie kam zu ihm, während er nicht gewagt hatte, an ihre Thür zu klopfen, im halbdunkeln Gemach immer nur jenen verleumderischen Worten nachgebrütet hatte; verächtlich, klein kam er sich vor, und hätte er seiner Regung folgen dürfen, würde er am Schlage des Wagens auf die Knie gesunken sein: „Verzeih' mir, du Heilige, du Reine." Aber über ihm wachten die Augen der Freunde, die Straße würde auch nicht die rechte Scene gewesen sein — und da sah ihm das liebliche Gesicht unter einem blauen Hut so freundlich lächelnd entgegen, und eine kleine, silbergrau bekleidete Hand streckte sich winkend nach ihm aus: „Steigen Sie ein — ich entführe Sie ins Freie! Das ist doch endlich wieder einmal erträgliches Wetter — und wir wollen's benützen."

Und als er nun neben ihr saß, ihr beglückt ins Antlitz blickend und kaum über die ersten Begrüßungs- und Dankesworte hinaus war, unterbrach sie ihn wieder: „Sie sehen, ich halte Wort — ich tauche schon zu rechter Zeit auf — ist's nicht so? — und hole mir meinen Ritter."

Wollte sie sein Geständniß ganz ignoriren auf diese unbefangene Weise? Nun auch dafür wollte er gewappnet sein, sie sollte ihn nicht wieder unmännlich schwach sehen.

Sie gebot den Weg nach dem Monte-Testaccio einzuschlagen und recht langsam zu fahren. „'S ist Ihnen doch recht? Und Sie sagen mir vielleicht ein neues Wort über die alten Gebäude, welche wir passiren?" bat sie.

Er blickte an ihrem blauen Frühjahrsgewand hinab, das sie so gut kleidete, so knapp ihre Kindergestalt umschloß — ein jedes andere Gespräch wäre ihm recht gewesen — sie wollte archäologische Excursionen; seufzend ergab er sich darein, ließ am Hause des Crescentius halten, welches das Volk zu einer „Casa di Rienzi" gemacht hat, und sprach über diesen malerischen Ziegelbau, als habe er eine Corona von Zuhörern um sich; dann stieg sie am Vestatempel aus, machte einige kluge Bemerkungen über den Cultus, der dieser Hüterin des häuslichen Herdes gewidmet war — und Wolf dachte dabei, wie sie ihm unter den Säulen des Rundtempels selber als Personification des häuslichen Glückes erscheinen wollte. Und doch wußte er nichts von ihr, ihrer Vergangenheit — als eine verleumderische Aeußerung.

Er biß die Zähne in die Lippen und wandte sich für einen Augenblick überwärts. Wie gelb und träge der Fluß heute seine Fluten dahinwälzte — er hätte gewünscht, daß er die aufsteigenden neuen Grillen hineinversenken könne in diesen wunderbaren Strom, der eine Vergangenheit gehabt wie kein anderer der Welt.

„Andiamo?" fragte da endlich die süße Stimme hinter ihm — und er sprang diensteifrig zu ihrer Hülfe herbei.

„Nun könnte ich von der Marmorata erzählen", sagte er, ganz im Banne ihrer schönen Augen; „aber ist es nicht eine leidige Angewohnheit, über der Vergangenheit den Reiz der Gegenwart ungenossen zu lassen? Sehen Sie doch nur nach dem Aventin hinauf und die Himmelsfärbung über Trastevere" — und wie sie gehorsam das Köpfchen rechts und links wandte, freute er sich und meinte dann den Eindruck, den alles auf sie mache, in ihren Zügen zu lesen und so zu genießen, wie Heine die Rheinfahrt in den Blicken einer schönen Frau sich spiegeln sah.

„Sie haben gut gethan, mich zu mahnen", sagte Desirée, und deutete, als sich der Wagen wandte, nach dem nun sichtbar werdenden Monte-Testaccio. „Das ist unser Ziel — Sie sehen, ich führe Sie ein wenig bergan — aber die Aussicht ist so lohnend, und droben, den Friedhof und die Pyramide zu unsern Füßen, wollen wir nicht von der Aussicht auf den Soracte und in die Campagna reden, auch nicht darüber debattiren, ob wir wirklich auf aufgethürmten Scherben stehen — sondern von uns. Das nämlich war der Zweck unsers Ausfluges."

„Desirée!" sein Ton war ein Laut des Entzückens.

„Still", flüsterte sie, den Blick in die Ferne richtend, „sagte ich nicht, daß wir ruhig reden würden?"

Er bezwang sich, lobte das Wiesengrün, durch welches sich ihr Gefährt jetzt wandte, belud sich mit dem Tuche, das sie als Schutz gegen den Wind dort oben mitgenommen, und fragte, als sie bereits zu steigen begonnen: „Wird das auch gut für Sie sein? Dürfen Sie's wagen?"

„Die Aerzte würden protestiren", lächelte sie. „Ich wag's, weil ich's will! Das Drobensein wird mich entschädigen — und ich bilde mir nun einmal ein, ich könnte nirgends so frei reden wie dort."

So führte er sie langsam, vorsorglich, wie man ein Kind, eine Genesende leitet — und sie ließ das gern geschehen, stützte sich mit Behagen auf seinen festen Arm, wie jemand, der eines Schutzes lange entbehrt hat.

Oben, unter dem Kreuz, standen sie dann nebeneinander, sich einige Zeit des Ausblicks freuend — aber ohne darüber zu reden.

Man konnte auch wol tagelang nachdenken über dieses einzige Bild: die Stadt „Roma caput mundi", die Sabiner- und Albanerberge, die weite Campagna mit der Gräberstraße, den Aquäducten, dem Tiberstrom, welcher Kaiserbarken aufwärts getragen.

Dann ließ sich Desirée unter dem Kreuz nieder; ihr Begleiter hüllte sie sorgsam in das Tuch und setzte sich so, daß er aufblicken mußte.

Sie zog, weit in die Ferne schauend, wie im gedankenlosen Spiel, die Handschuhe von den Fingern und legte die Hände im Schos zusammen. Dann sagte sie: „Das unverstandene Kind — ist die Mutter der unverstandenen Frau; glauben Sie mir das, junger Freund. Wer nicht als Kind gelernt hat, sich anzuschmiegen und seine kleinen Leiden und Freuden zu klagen und zu sagen, der wird auch später verschlossen bleiben."

„Freund" nannte sie ihn, sein Auge blitzte auf; doch wagte er keine Unterbrechung. „Da haben Sie den Schlüssel zu meinem ganzen Wesen!" fügte sie dann leiser hinzu.

„Wenn Sie unverstanden waren — blieben — kann nicht eine Zeit kommen, wo Sie sehen, daß es jemand gibt, der Ihres Vertrauens, des Erschließens Ihrer Seele würdig ist?" sagte er leidenschaftlich.

Sie lächelte. „Junger Heißsporn! Aber wie glücklich, so spontan empfinden zu können — sich zu äußern und zu geben! Denn ein Wagniß war's! Was wußten Sie von der Frau, der Sie neulich heiße Betheuerungen gaben? Nichts, nicht einmal, ob sie frei war, ob's nicht eine Verwegenheit wäre, ihr so — zu nahen."

„Desirée — so kühl, so überlegen habe ich mich freilich nicht gefragt, als mich das Gefühl übermannte!"

„St! und — hinterher — kam's nicht ebenso beschämend über Sie, als Sie Zeuge der Unterredung mit Graf Löhren waren? Ich ließ das absichtlich zu — gerade nach dem Vorfall, denn ich wollte ohne jedes Versteckenspielen Ihrer offenen, vertrauenden Natur gegenüber sein!"

Ihre Züge waren bleich geworden, eine herbe Linie zeigte sich um den Mund. Er senkte die Blicke, der Name war ihm unangenehm; jetzt, ganz dem Zauber ihres lieblichen Wesens gegenüber, hätte er am wenigsten daran erinnert sein mögen.

„Sie benahmen sich sehr correct, als Sie ihn hinausgeleiteten, und" — sie streckte die Hand aus, „ich habe Ihnen noch nicht einmal dafür gedankt, daß Sie mich auf solche Weise von ihm befreiten."

Er zog stumm die Finger an seine Lippen, sie sah ihm forschend ins Gesicht und lächelte dann: „Was ist's nur, das ich verändert an Ihnen finde? Sie sind, seit ich Sie nicht sah, männlicher geworden — ein Zug von Erfahrung ist lesbar — Sie haben gekämpft, Wolf."

„Ja, Desirée!"

Ein trauriges Kopfnicken. „Und ich weiß auch warum. Als Sie Graf Löhren

zum Verlassen meiner Wohnung zwangen, fürchtete ich nicht, daß Ihr muthiges Benehmen ein Duell für Sie zur Folge haben würde; aber ich wußte genau, was er Ihnen sagen würde — über mich!"

„Desirée — Barmherzigkeit!" flehte er qualvoll, denn sie marterte sich selbst. „Glauben Sie mir, ich habe —"

„Sie haben gezweifelt und gekämpft, Ihr Antlitz sagt es mir — und es ist natürlich genug. Meinen Sie, ich wäre nicht darauf vorbereitet gewesen? Nur auf Eins antworten Sie mir: haben Sie Graf Löhren zum vollen Aussprechen gezwungen?"

„Nein — ich wollte und vermochte es doch wieder nicht", gestand er.

Sie hob hastig das Haupt, warf den Hut ab, daß der Wind freies Spiel mit den blonden Locken über der Stirn hatte, und sagte dann: „Das — ist gut. Ich beichte lieber selber; ja, Wolf, hier auf dem Scherbenberge will ich von meinem zertrümmerten Leben reden."

Er nahm ihre beiden Hände in die seinen und hielt sie fest. „Nein, Desirée, rede nicht — sieh mich an, sag' mir das eine Wort, sag' mir, daß es aus tiefem Herzen kommt, daß du an mich glaubst! Und keine Macht der Welt soll es vermögen, meinen Glauben an dich zu erschüttern."

Sie lehnte sich, ihm die Hände lassend, an den Kreuzesstamm zurück.

„Jetzt glauben Sie das, Wolf, jetzt würden Sie eine Welt stürmen, sich jedem Zweifler gegenüberstellen, hochherzig und kühn, vertrauend und kindlich. Aber die Zeit kommt, käme sicher, wo in Ihrer eigenen Brust die feindliche Stimme erwachte, wo ein Blick, ein Achselzucken anderer Sie Todesqualen erdulden ließe — sagte ich kürzlich nicht, Sie hätten das Leben vor sich — und ich die Erfahrung hinter mir? Denken Sie über dies Wort nach — es ist wahr."

„Desirée!" sagte er, ihre kühlen Finger gegen sein heißes Gesicht pressend; „Sie wissen, ahnen nicht, was Sie mir geworden sind — ich sterbe fern von Ihnen wie der Verschmachtende in der Wüste! Was ist mir Ehrgeiz, Wissenschaft? Es gibt nur ein erstrebenswerthes Glück, das heißt: Desirée!"

Sie hatte Röthe auf den Wangen und ein liebliches Lächeln, das besagte, daß sie trotz aller Abwehr doch gern diese Sprache der echten Leidenschaft höre; aber dann kam das Kopfschütteln. „Die Erfahrung sagt: «Tout passe!»"

„Was ich empfinde, kann nicht vorübergehen — ich begreife erst jetzt den Sinn des Wortes «ewig!»", betheuerte er.

„Tout lasse, mon ami!"

„Desirée, dies heilige Gefühl kann nie ermüden und ermatten!"

„Tout casse aussi, mein armer Wolf!"

Er ließ ihre Hände fallen. „Du hast noch nie geliebt, Desirée", murmelte er.

Sie strich über ihre Augen. „Sie sprechen von ewig — ich bin das Bild der Endlichkeit und der Vergänglichkeit — wollen Sie den Kampf mit dem Ritter aufnehmen, der nicht ein Schwert, sondern Stundenglas und Sense trägt?"

„Ich glaube nicht daran", rief er laut; dumpf setzte er dann hinzu: „Und wenn es nur eine Gnadenfrist wäre — Desirée, sie wäre Seligkeit!"

„Meinst du?" fragte sie mit einem solch verzweifelten Ausdruck in der Stimme,

daß es ihm ins Herz schnitt, und dann schlug sie die Hände vors Gesicht und sagte ächzend: „Frist — Frist — das ist ein gar zu häßliches Wort!"

Er sah hinab auf das herrliche Bild und mußte denken, unter welch völlig andern Verhältnissen er es zuerst geschaut — in fröhlicher Gesellschaft war's gewesen. Aus den Kellern des Monte-Testaccio hatte man Wein geholt; die Becher kreisten, man trank der „Ewigen Stadt" gereimt und ungereimt zu; man ließ die Heimat leben und freute sich der köstlichen Fremde, man sprach den Segensspruch über die weite blutgetränkte Campagna, die in ihrem Schos so herrliche Schätze geborgen und hoffentlich noch barg — und heute entschied sich hier oben die wichtigste Frage seines Lebens, lauschte er mit qualvoll zitterndem Herzen den Aussprüchen von den Lippen einer schönen, heißgeliebten Frau.

Sie hatte ihre Fassung wiedererlangt, und sprach jetzt zusammenhängend, als wenn sie die Geschichte eines Fremden erzählte:

„Ich war ein einsames Kind, die Mutter starb in Indien, als ich bereits fünf Jahre, fern von ihr, im Hause der Großmutter gelebt. Sie war eine schöne, weltlustige Dame gewesen, und ungern fand sie sich in die Matronenrolle. Meine erste Neigung galt einem Cavalier, der schön, jung und arm war — dem Grafen Robert von Bloon; man verheirathete mich aber mit siebzehn Jahren an seinen Onkel, den letzten von der freiherrlichen Linie, der alt, kränklich und reich war. Ich selbst fügte mich — weil keine Aussicht war, daß ich je dem andern gehören könnte — und außerdem spukte mir der romantische Gedanke im Kopf, er müsse an der Art meiner Wahl sehen, daß mein Herz nicht gesprochen."

„Das Herz, das Herz", murmelte Wolf Viborg, als rede er zu einem unsichtbaren Dritten.

Die zierliche Frau fuhr mit einem unendlich traurigen Ton fort:

„Ich bin ganz wahr! Anfangs behagte es mir, im Reichthum zu leben, jeden Wunsch erfüllt zu sehen; ich achtete der Wunderlichkeiten des Kranken wenig, ich war keine geduldige Pflegerin — und dann kam die herkömmliche Leere. Das Herz wollte «zu thun» haben — ein Träumen und Sehnen nach der Vergangenheit. Um diese Zeit kam Robert von Bloon wieder in unser Haus —"

Wolf Viborg warf eine Scherbe, die er unter dem dünnen Rasen mit nervös zuckenden Fingern hervorgewühlt hatte, den Berg hinab; sie zersprang beim Aufschlagen.

„Solche Zeiten und solche Zufälle gehen ja stets zusammen", fuhr die schöne Frau fort. „Graf Robert war noch immer der berückende Mann — meine Phantasie staffirte ihn noch nebenher aus — wir sprachen von der Vergangenheit, die so schuldlos und rein war, und trieben in der Gegenwart immer mehr der Schuld entgegen."

Ein dumpfer Seufzer; Wolf mied jetzt ihren Blick; sie verstand, was er litt; aber sie mußte grausam sein, denn sie wollte ja wahr sein!

„Mich, die ich schon lange leidend war, zerrieb fast die Seelenqual — Graf Robert kam stets wieder, so oft wir auch schon für immer Abschied genommen; wir sagten uns beide die bittere Wahrheit, daß wir niemals vereinigt werden könnten. Man hatte meine Verbindung mit dem Freiherrn Neithard von Bloon eine Speculation

auf frühe Witwenschaft genannt. Wolf, ich leugne nicht, daß mir später, als Graf Robert wieder in meiner Nähe war, oft die frevelhafte Frage in den Sinn kam: Wann werde ich einmal frei sein? Plötzlich erklärten die Aerzte hinter meinem Rücken, daß voraussichtlich meine Lebensdauer kürzer sein würde als die des stets Leidenden — und mir gegenüber wurden ihre Mienen immer bedenklicher. Ich begann zu ahnen — Robert geberdete sich wie ein Verzweifelnder — endlich wollte ich Gewißheit. Er sollte sie mir von den Aerzten holen — damals —"

„Desirée", rief Wolf schmerzlich, „arme Desirée!"

„Still, ich will ganz sachlich erzählen", sagte sie, das Haupt hebend, das auf die Brust gesunken war. „Ich habe schon tapferer sein müssen als zu dieser Stunde."

Wolf blickte sie an; es leuchtete ihm doch etwas aus ihren Augen entgegen wie Wärme, wie Theilnahme. „Halt' ein, Desirée", bat er, „laß mich noch einmal schwören, daß ich an dich glaube!"

„Jetzt?" fragte sie. „Siehst du den Schatten Robert's von Bloon nicht schon greifbar neben mir — jetzt wäre es zu spät! Und dann — ich habe es so gewollt!"

Das Tuch fester um ihre Schultern ziehend, fuhr sie fort: „Er brachte mir die Nachricht, daß man mir kaum mehr als ein Jahr Frist zu leben gebe. Im vollen jungen Leben ein Todesurtheil. Aber zugleich riß mich Robert an seine Brust, schwörend, daß er sich und mich tödte, wenn ich ihm dieses eine Jahr nicht schenke — diese kurze Frist sei sein — er fordere sie vom Schicksal, ich schulde sie ihm. Und, Wolf Viborg — man hört die Sprache der Leidenschaft gern, wenn sie Widerhall in der eigenen Brust findet! Noch in derselben Nacht entfloh ich mit dem Grafen nach dem Süden!"

Der Archäologe stöhnte dumpf.

„Ja", sagte sie leise, „ich verließ den edeln Kranken, ich wollte die Frist dem Leben und dem Glück abtrotzen, ich hatte einen unsäglichen Durst nach Liebesglück — und Robert war seit meinem siebzehnten Jahre mein Ideal gewesen."

„Arme, arme Desirée", flüsterte der junge Doctor, sich abwendend.

„Liebe, Jugend ist egoistisch — ich fragte nicht, was der grauhaarige Mann litt, nicht nach dem, was die Welt sagte; ich war in meinem Taumel." Sie schwieg, beugte sich vor und berührte Wolf's Schulter. „Das ist das Bekenntniß meiner Schuld!"

Er gab keine Antwort.

„Darum — hat Graf Löhren gesagt: man schlägt sich nicht für eine Desirée von Bloon — so oder ähnlich war's doch!"

Der junge Mann zuckte unter der Frage zusammen. Sie lächelte eigenthümlich.

„Ich wußte es — und nun wissen Sie warum! Aber, Wolf Viborg, ich war nicht allein schuldig — ich habe auch gebüßt —"

„Ich wollte", sagte ihr Zuhörer, „Sie wären weniger wahr, Frau Baronin — denn es schmerzt."

„Freilich", nickte sie. „Aber ein guter Arzt kann keine Wunde schmerzlos heilen. Und ich will, daß Sie geheilt werden!"

„Nie!“ rief er fast wild auffahrend.

Sie sprach leise weiter:

„Der Taumel verflog schnell, der rosige Nebel wurde grau; mein Held hatte das Schicksal, bei näherer Betrachtung zu einem gewöhnlichen Menschen herabzusinken. Am herbsten war die Entdeckung nach Jahresfrist, daß wir von den Wohlthaten Neithard von Bloon's gelebt — derselbe hatte mich großmüthig nicht dem sichtbaren Elend überlassen wollen. Robert hatte im ersten Monat bereits heimlich in die Annahme seiner reichen Unterstützung gewilligt, von dem Gelde des betrogenen Gatten seine vornehmen Passionen befriedigt, gespielt — als ich, die in den letzten Wochen vergebens oft den Tod, der prophezeit war, herbeigewünscht, es erfuhr, faßte mich Ekel und Verzweiflung — ich ertrug's nicht länger, mit einem Ehrlosen zusammen zu sein — und als ich ihm den Vorschlag der Trennung machte, willigte er ohne viel Bedenken ein. Die Romanze war ausgesungen — tout casse, mein junger Freund!“

Sie machte eine kleine Pause und sah, verstohlen einen feuchten Schimmer in ihrem Auge zerdrückend, nach ihm hin.

„Bald bin ich zu Ende. Wenig Wochen darauf starb der Freiherr — er war auch großmüthig nach seinem Tode. Ich bin im Besitz des Erbes, solange ich den Namen Bloon trage oder mit einem Bloon eine Ehe schließe — er hat da an eine natürliche Retablirung durch Graf Robert gedacht. Sterbe ich, so ist jener Erbe. Einer Ehe mit ihm habe ich mich widersetzt, ich verachte ihn mehr, als mir eine gesellschaftliche Wiederherstellung je werth sein könnte — und der Tod läßt mich ungalanterweise warten.“

Sie hatte geendet — tiefe Stille um die beiden; bleich, mit zusammengepreßten Lippen, saß Wolf da; müde, einen fast verklärten Zug auf dem schönen Antlitz, lehnte Desirée am Kreuze.

Wolf hatte eine Vision gehabt, während sie die letzten Worte sprach — er mußte gewaltsam an sich halten, daß er nicht auf sie zusprang, sie wie ein willenloses Kind an seine Brust zog und rief:

„Es ist geschehen, Sie haben gesprochen; so grausam, wie Sie gegen sich selbst verfahren, Desirée, hätte kein Staatsanwalt Ihren Ankläger gemacht. Sie haben keinem Unwürdigen Ihre Beichte abgelegt. Sie waren ein Kind, eine Träumerin, eine Kranke — Sie sollen und werden genesen, Desirée, geliebtes Weib; sagen Sie, daß es in meinen Armen sein soll!“

Aber dann tauchte vor seinen Blicken ein einsames Pfarrhaus in düsterer Moorgegend auf; er sah auf der Schwelle die hohe, stattliche Gestalt eines grauhaarigen Mannes, neben ihm das milde Gesicht einer Matrone und das unschuldig lächelnde eines braunhaarigen Mädchens. So hatten sie ihm, zu einer Gruppe vereinigt, nachgesehen — die klugen grauen Augen des Vaters waren blitzend auf ihn gerichtet gewesen: „Du ziehst in die Länder meiner Sehnsucht, Wolf — kehre heim, wie du gingst, das blanke Schild der Ehre so unbefleckt heimtragend, wie du es mitnimmst — Familienehre, mein Sohn!“

Ja, so war's gewesen.

„Du wirst viel hören, sehen, lernen, mein Wolf — du wirst auch zahlen inner-

lich, das Lehrgeld, das wir dem Leben schulden. Zahl' nie mit deiner Ehre! Und wenn du uns über die stets rein gehaltene Schwelle einmal das Weib deiner Wahl zuführst, so sei dieser Worte eingedenk!"

Ja — so war's gewesen — er hätte es mit bitterm Schmerze hinausschreien mögen über die stolze Stadt am gelb hinströmenden Tiber — eingedenk war er — und zahlen sollte er, das schwere Lehrgeld ans schwere Leben!

Da, das Weib, welches er liebte, mit der mächtigen, ersten Liebesregung seines Herzens, für welches er willig jeden Tropfen Blut verspritzen könnte, das zu lassen ihm unmöglich däuchte. Und sie hatte sich selber angeklagt, war schuldig vor sich, vor der Welt — wie hätte er mit ihr vor jener Schwelle stehen sollen, auf der er die drei Menschen erblickte, von wo aus ihm des Vaters Mahnung entgegenklang: „Familienehre!"

Desirée hatte ihn beobachtet, sie wußte, daß er kämpfte, litt — ihre Augen blitzten, ihre Brust hob sich keuchend; dann sagte sie: „Wolf — ich weiß, was sich jetzt in Ihnen regt — kämpfen Sie nicht dagegen an! Sie haben mir nicht umsonst von Ihrem Dasein erzählen müssen, ich habe nicht umsonst geschwiegen, als ich neulich keine Entgegnung auf Ihr Geständniß fand — Sie müssen sich in den Richterspruch finden. Es war ein Traum — vielleicht war sie der Liebe und des Mitleids werth, nie aber des Opfers — ich bin schuldig gewesen, ich muß büßen, ich nehme den Richterspruch aus Ihrem Munde willig entgegen."

Wie eine matt gewordene Blume senkte sie das feine Köpfchen. Er stieß einen Wehschrei aus.

„So nicht, Desirée, so nicht — du warst jung, krank, du hast geirrt und gebüßt —"

„Ich bin nicht werth —"

„Nein", zürnte er, „nur selber nenne dich so nicht!"

Mit einem traurigen Lächeln sah sie zu ihm empor. „Soll es dein Vater dir einmal sagen?"

„Er! — redet er nicht täglich von Milde und Ergebung, von Verzeihen?"

Sie schrie und preßte beide Hände gegen die Brust, als habe ein scharfes Messer sie da verwundet. „O nur nicht das — ich bin zu stolz — ja noch immer zu stolz, um das Gleichniß vom schimmernden Tropfen, der herabfiel, vertragen zu können! Man mag mich niederschmettern mit einem kalten Spruch; ein Bröcklein Mitleid werf' ich jedem vor die Füße — auch Ihnen, Wolf."

Er fuhr mit beiden Händen durch die Luft, als zertheile er damit die Nebelbilder; dann zog er sie, wie er's vorhin gewollt, hastig empor an seine Seite.

„Desirée, das ist ein Wort, das mich aufweckt — wer hier als Schuldiger steht, bin ich — ich beuge mich vor dir, du geliebtes Weib und schwöre —"

Erst hatte sie den Wohllaut seiner Worte getrunken, dann schreckte sie vor dem Sinn derselben zusammen.

„Kein Schwur, keine Frage, kein Gelübde", bat sie angstvoll, seine Hand umklammernd. „Mit sich allein sollen Sie sein nach dieser Stunde — sehen Sie das Kreuz, Wolf, Sie stehen am Kreuzweg Ihres Lebens, da soll ein jeder erst vorsichtig die Richtung prüfen!"

Er schüttelte den Kopf, und ein stolzes Lächeln kam auf seine Lippen.

„Nur erst das eine süße Wort, Desirée, das mir Gewißheit gibt und Muth, dann trotze ich einer Welt."

Sie ging einige Schritte von ihm hinweg und deutete niederwärts.

„Wir fahren nun heim, wir müssen beide Zeit haben, uns zu besinnen."

„Ich habe meinen Entschluß gefaßt", betheuerte er.

„Sie sollen aber auch mit dem Verstande Rath halten — eine bescholtene Frau, eine Kranke, eine Arme endlich."

Er streckte seine Hände in die Luft. „Für eine Desirée arbeiten!"

„Und — ich kann so bescheiden sein", flüsterte sie selbstvergessen; dann lief die verrätherische Röthe über ihr Gesicht und sie wandte sich, das Tuch emporzuheben.

„Ihren Arm, Doctor Viborg!" Darauf stiegen sie schweigend hinab.

Als sie unten waren, winkte sie einen leer vorbeirollenden zweiten Wagen heran. Der Archäologe sah sie erstaunt an.

„Wollen Sie mich verbannen, Frau Desirée?"

„Aus dem Beichtstuhl geht man allein heim, mein Freund!"

Er fügte sich, ihr noch sagend: „Höre ich bald — von Ihnen — darf ich kommen?"

„Halten Sie ernste Zwiesprache", antwortete sie bedeutungsvoll, „das Herz ist gern vorlaut — kommen dürfen Sie nicht, ehe ich nicht rufe."

„Auf Wiedersehen!" sagte er mit einem Handkuß.

Sie fuhr an ihm vorbei; fest in die Wagenecke hatte sie sich geschmiegt. Sah das blasse Gesicht nach ihm zurück? Nein, nach dem Kreuz auf dem Scherbenberge, nach der sinkenden Sonne.

„Noch einmal Sonnenschein? Noch einmal Glück?" fragte Desirée mit zuckenden Lippen. „Es liegt in seiner Hand! Mein Gott, wenn er wankend würde? Hätte ich's nicht festhalten sollen?"

Und mit einem Wehlaut rief sie aus: „Dann wäre die Sonne für immer untergegangen!"

VI.

Bis sie ihn rufen würde! Wann konnte das sein? Drei lange Tage, die er in Qual und Selbstverzehrung zugebracht, hatte es gewährt, ehe sie ihn wieder in den Lichtkreis ihrer Augen hatte treten lassen. Wie lange würde er jetzt mit sich zu Rathe gehen sollen? Und doch gab es nichts mehr zu überlegen — sein Entschluß war gefaßt, errungen in der schlaflosen Nacht, die der Unterredung auf dem Monte-Testaccio gefolgt war. Noch einmal hatte sich des Vaters ehrwürdiges Haupt zu ihm gebeugt, waren die mahnenden Worte an sein Ohr geklungen, und hatte er alles besiegt mit dem Ausruf: „Ich liebe sie."

Und sie? Wenn sie nicht Neigung für ihn im Herzen trüge, würde sie ihm dann wol ihr Inneres so rückhaltslos gezeigt haben — es konnte sich nur um Tage handeln, die ertragen werden mußten. Und dann? Wenn ihm die Schwelle des Vaterhauses, ihr die Heimat verschlossen blieb, war die Welt nicht groß

genug? Für seine Wissenschaft gab's allerlei halbverlorene Posten — er würde sich überall hinschicken lassen, wohin ihn Desirée begleiten würde als sein Weib, wo ein Graf Bloon ihr nicht in den Weg treten konnte, wo sie ungekannt, von ihm gepflegt, doch wol noch Jahre dem Tode abzutrotzen vermöchten.

„Daß du wie ein Träumer herumgehst, ist begreiflich", sagte ihm der junge College, „aber heimtückisch ist's von dir, daß du uns die ganze Zeit seit der Veglione getäuscht hast. Hörst unsere Lamentationen mit kaltem Blute — und lachst heimlich ins Fäustchen."

„Thust du mit, oder trinkt man den Afternoon-tea auf Trinità de' Monti Nr. 8?" rief Klaus Bemeyer, im Begriff, sich nach seinem Atelier zu begeben, in die Thür. „Mittfasten ist die genialste Einrichtung, ein lustiger Tag mitten in alle Pönitenz hinein —"

„Ich thue mit", sagte Wolf, um so die Frager und Spötter los zu werden. Heute durfte er sicher noch nicht kommen — sie hatte ja von reiflicher Ueberlegung gesprochen.

„Also doch", lachte Peter, „na, daß du uns nicht vollends verleugnest, ist hübsch. Im übrigen will der Professor dich sehen, hat eine ganz besondere Aufgabe für dich. Glückspilz du, der Liebling schöner Frauen und gelehrter Männer."

Wolf Viborg ging nach dem Institut hinüber — es war ihm recht, daß die Pflicht ihn rief; er wünschte so viel an Arbeit und Zerstreuung für die nächsten Tage, daß er nicht zum Nachdenken gelangen konnte — um dann, wenn sie rief, zu ihren Füßen den Glückstraum zu beginnen.

Dennoch suchte er bei der Heimkehr die Tische ab, ob sich nicht ein zierliches Billetlein eingefunden, klopfte vergeblich an der verschlossenen Thür der Signora Sangallo, die Mittfasten bei ihren Freunden feierte, um zu erfahren, ob niemand nach ihm gefragt, und begab sich in einer frühen Nachmittagsstunde mit dem Maler und dem Archäologen hinaus. Wie gestern war das Ziel der Monte-Testaccio, aber diesmal nicht der ernste Platz am Kreuz, sondern eine der Wirthschaften am Fuße, mit einem kleinen Garten im Freien. Man nahm auf gewöhnlichen Holzbänken an langen Tischen Platz; der Wein, aus den berühmten Kellern des Scherbenberges aufgetragen, sollte für die Stimmung sorgen.

Als die drei ankamen, winkte man ihnen schon fröhlich zu — Pietro Vigilio, ein römischer Bildhauer, war in Begleitung eines schönen Mädchens aus dem Albanergebirge erschienen, das ihm für seine neueste Schöpfung Modell stand, das, braunäugig und braunhaarig, mit den ungemein sanften Zügen eher an ein etwas nördlicheres Vaterland erinnern konnte, für eine Hebe aber in der That wie erschaffen schien.

Sie hieß Vittoria, war noch scheu, antwortete nur befangen und sah die Tedeschi unter den langen Wimpern hervor mit prüfenden Blicken an.

Klaus Bemeyer that ärgerlich, daß ihm der Fund entgangen, der Bildhauer aber sagte spottend: „Bah, Vittoria will von den Forestieri nichts wissen."

„Vorläufig", brummte der Maler, „sie wird schon klüger werden, und wenn ihr die Bedeutung des Geldes erst besser aufgegangen ist, wird sie bald die Wahrnehmung machen, daß bei den Fremden die Soldi leichter aus dem Beutel

springen als bei den Landsleuten. Komm, Vittoria, kleine braune Hexe — auf die Zukunft, die dich doch auch einmal unter meinen Pinsel bringt."

Das Mädchen nickte, obwol es die Worte nicht verstand; mit ihrem Glase aber berührte sie das des Bildhauers allein, demüthig wie ein Kind zu ihm hinüberschauend. Dann rollte ein Wagen heran, und ehe er hielt, lehnte sich eine weibliche Gestalt, lebhaft winkend, aus demselben heraus.

„Marietta — brava Marietta!" rief Klaus.

Leichtfüßig herniederspringend, ein Scherzwort nach dem Kutscher zurückschleudernd, trat sie an den Tisch, stemmte die kräftigen Hände darauf und sagte: „Gebt dem Kutscher ein Glas, ich hab's ihm versprochen, er hat wie ein Teufel auf die Pferde gepeitscht — Dio, es war ein Spaß, ich habe mich außer Athem gelacht." Dann sank sie auf die Bank, nickte den einzelnen zu, nahm Wolf's Glas, leerte es und sagte: „Es war auf Euere Gesundheit, Signore Wolfgango."

„Die tolle Marietta!" lachte Peter Deuben, ihr frischen Wein reichend. „Komm' ich jetzt an die Reihe, bella mia?"

„Wartet, bis es mir einfällt", rief das Mädchen. „Bisjetzt habe ich noch kein Interesse an Euerm Wohlergehen."

„Aber an dem Signore Wolf's, was?" fragte jener geärgert.

„Ja, weil er mir gefällt. Un bell' uomo!" rief sie und zeigte die weißen Zähne.

Sie war eine große, kräftige Gestalt, mit einem ausdrucksvollen, regelmäßigen Gesicht, das schwarze Augen belebten, ein fester Zug um den rothen Mund zeigte Eigenwillen. Die blauschwarzen Haare waren zu einem Kranz über dem Scheitel zusammengelegt. Ein Schleier, den silberne Nadeln befestigten, fiel, das Gesicht umrahmend, über Kopf und Schultern und wurde auf der Brust über dem lichtblauen, ein wenig befleckten Seidenkleid, das seinen Aufenthalt in irgendeiner Trödelbude nicht verleugnen konnte, von einem Strauß Mimosen gehalten.

Sie zeigte im Gegensatz zu der schüchternen Vittoria ein keckes, sehr selbstbewußtes Wesen — seit Jahren schon war sie gewohnt, ihren Kopf und ihre prächtige Gestalt auf allen möglichen Bildern figuriren zu sehen, auf allen Kunstausstellungen, in jedem Atelier bewundert zu werden und „Marietta la bella" zu heißen.

Sie war aber auch bekannt ihres leidenschaftlichen Naturells, ihrer Heftigkeit wegen, und man sagte, daß sie trotz hoher Geldgebote da niemals zum Modellstehen zu bewegen sei, wo ihr der Künstler nicht gefiel.

„Was für ein Spaß war's denn?" fragte der Maler, eine Falte an ihrem Schleier ordnend.

„Tutti diavoli, ein köstlicher. Ich war in Euere Wohnung gegangen, weil — nun, weil ich dachte, am Ende hat sich einer von den dreien verspätet und nimmt mich mit" — daß ihr Wolf der liebste als Begleiter gewesen wäre, sagten dabei ihre Blicke unverhohlen. „Auf dem Wege dahin folgten mir zwei Herren, oh carità, köstliche Figuren, elegant, wissen Sie, daß man sie gleich zwischen Glasleuchter und Lampen setzen könnte — und als ich wieder herabkam, standen sie noch da und fragten: «Bella Marietta, wohin gehst du denn nun?» Gehen, sagte

ich, das gefällt mir wenig, denn wozu sind Wagen auf der Welt? «Willst du fahren?» Und dann riefen sie den Checco da, und ich sagte ihm, er solle tüchtig fordern, ich wolle nach dem Testaccio, aber ehe die andern eingestiegen wären, müsse er davon. Sie feilschten gar nicht um die fünf Lire, obwol's eine Sündenforderung war. Als er sie in der Hand hatte, sprang ich in den Wagen — hui sauste er dahin, und chi sà — vielleicht stehen sie noch da und haben sich nicht erholt."

Alle lachten, die kleine Vittoria legte im stummen Staunen die Hände zusammen, und Marietta hob ihr Glas. „Eviva lo scherzo — Signore Wolfgango, welch ein ernsthaftes Gesicht macht Ihr denn?"

„Ja so", sagte er, „es war freilich sehr lustig."

Sie näherte ihre Hand der seinen. „Ihr seht so träumerisch aus, als dächtet Ihr an ein Liebchen."

„Wenn's so wäre, Marietta", rief Peter Deuben, „würdest du eifersüchtig sein?"

Sie blinzelte den andern eine Weile an, seufzte dann und meinte: „Eifersüchtig nicht, denn er hat mir ja keine Liebe geschworen, aber — sonst —"

„Hui!" rief der Maler, „Gnade dem, der Marietta eher untreu wird, als sie Lust hat, es ihm zu werden."

„Ma!" antwortete sie, „es könnte doch auch einmal sein, daß ich beständiger würde — und wenn ich so recht, bis zum Tode liebte und einer verließe mich —"

Sie schob die Hand in die Falten ihres Kleides, ihre Züge wurden blaß und ihre Lippen bebten.

„Jetzt sieht sie wie eine Judith aus", murmelte Klaus, und sie hob bei dem Namen den Kopf.

„Wißt Ihr, malt mich einmal als eine solche! Die Herodias, die den Kopf auf der Schüssel trägt, welchen andere haben abschlagen lassen — bah, das ist keine forza di cuore."

„Herzensstärke nennt sie Madame Judith's That, nicht übel", rief der Bildhauer, „kleine Vittoria, junges Täubchen, was sagst du dazu?"

„Madre di Dio!" antwortete die entsetzt; Marietta aber warf den Kopf in den Nacken.

„Du bist eine Asinella, Kleine — ich muß dich einmal in die Schule nehmen."

Wenig Schritte von ihnen entfernt sprangen zwei Herren aus einem Gefährt, sahen forschend nach allen Seiten und kamen dann auf die Gruppe an dem Tische zu.

„Ist's erlaubt?" fragte der eine, sich an den Maler wendend, „man kann ja bessere Gesellschaft nicht treffen —"

„Graf Löhren", so stellte ihn dieser mit einer Handbewegung vor.

„Ah — habe theilweise bereits die Ehre — hier, Baron Kunz, jedenfalls den Herren auch schon im Gesellschaftstreiben begegnet — eh?"

Wolf Viborg sprang hastig empor, seine Brauen zogen sich zusammen, er wollte nicht mit dem Ankommenden an einem Tische sitzen. Aber schon stand der Graf vor ihm, den Hut in der Hand.

„Freue mich aufrichtig des Wiedersehens, haben doch damals über die kleine

Carambolage nicht weiter nachgedacht? Hat mir eigentlich hinterher noch leid gethan, daß ich mich hinreißen ließ — war damals im Zorn über die kleine Frau. Man kann außer der Herzensaffaire mit Freund Bloon ihr wirklich nichts vorwerfen! Muß das gestehen, nicht mehr als recht. Und eben schreibt mir Bloon, daß er sich persönlich bei ihr angemeldet hat, noch einmal seine Werbung selbst anbringen will — na, da erleben wir am Ende noch eine fröhliche Hochzeit."

Er faßte nach der herabhängenden Hand des jungen Mannes und schüttelte sie, als verbände sie beide die innigste Freundschaft. Wolf erwiderte kein Wort, aber er war wehrlos gemacht. An dem Berg hinaufsehend, dachte er, wie sie dort gestern gesessen — welch eine inhaltsreiche Stunde das gewesen war.

„Kleine, schwarze Hexe", näselte Graf Löhren, „toller Teufelsstreich, aber ganz brillant — und endlich doch gefunden, was?"

Marietta sah über ihn weg in die Luft. Baron Kunz wollte den Versuch eines Händedrucks machen, erhielt aber als Abwehr einen Guß des rothen Weines auf seine blendende Wäsche, sodaß er entsetzt zurückfuhr.

Klaus lachte: „Marietta hat ein künstlerisch verwöhntes Auge — eine große weiße Fläche ist ihr unangenehm."

Der italienische Bildhauer sang die Anfangsstrophen eines Trinkliedes, die andern fielen ein, es klang fröhlich hinaus in die weiche Abendluft, dann sprudelte über Marietta's Lippen eine lebhafte neapolitanische Weise:

Si bella, si buona,
Si tutt' amorosa —
Jo t'amo, io t'amo,
Jo moro p'e te.

Die Sonne rüstete sich zum Untergang, da schlug der vorsichtige Römer den Umzug in das kleine Wirthshaus vor, das halb in den Berg hineingebaut war. Marietta stand und bewunderte laut die Sprünge einiger kleinen Ziegenböcke, die der Hirt herangetrieben; dann kam sie plötzlich an Wolfgang's Seite, sah ihm mit einem forschenden Blick in die Augen und fragte:

„Seid Ihr nicht verliebt — ja oder nein?"

„Was soll's, daß du mich so fragst?"

Sie zuckte die stolzen Schultern.

„Damit ich weiß, wie ich daran bin — klarer Himmel über sich ist immer besser."

Sie that ihm fast leid mit ihrer Anhänglichkeit an ihn — eine Blume, die auf seinen Weg fiel und die er achtlos liegen ließ — und am Ende hätte sie weiter nichts begehrt, als nach Art der Blumen eine Weile sein Leben zu schmücken. „Desirée!" sagte er und faßte dann den Arm des schwarzen Mädchens. „Ich habe eine sposa, ich werde heirathen."

Sie grub mit einer heftigen Bewegung die Zähne in die Lippen, dann fuhr der Athem zischend aus ihrer Brust, und kaum hörbar sagte sie:

„Du bist doch ein ehrlicher Mensch — andere hätten's sich gefallen lassen" — und wie sie secundenlang vor sich niedergeschaut, fuhr sie fort: „Weißt du, die Heirathen machen die Heiligen im Himmel aus, dagegen kann man nichts thun.

Und geh nur auch gleich nach der Trauung in die erste Messe in Santa-Maria della Pace — dann ist immer Friede bei Euch."

„Gewiß, Marietta — den erhoff' ich."

Sie lächelte schelmisch, schüttelte sich ein wenig und meinte: „Nun sollst du's auch haben — erst war ich nämlich eifersüchtig und wollt's dir nicht geben, Diavolo! Wenn man nicht gleich an ein Rendezvous dächte!"

„Was denn?" fragte er hastig.

„Zitta, der Mensch muß doch erzählen können", sagte sie abwehrend. „Ich ging also die Treppe nach Euerer Wohnung hinauf, begegnet mir ein alter Bekannter, der früher auch einmal in Ateliers gearbeitet hat und aus meiner Heimat ist. «Buon giorno», sage ich, «Tonio, was suchst du denn so gotteslästerlich da in anderer Leute Häusern?»

„«Zum dritten mal», antwortet er, «steige ich hier hinauf — und das ruinirt die beste Laune.»

„«Wenn's jetzt dein Geschäft ist», meinte ich, denn er ist Commissionär für die Fremden geworden und das bringt Geld ein, sage ich Euch.

„«Accidenti», flucht er, «soll einen finden, den ich absolut nicht zu Hause treffe. Und daheim habe ich schon gesagt, daß die Sache in Ordnung wäre. Weißt, wenn man anfängt zu lügen, so gibt's kein Ende. Die Signora hat hinterher erst hinzugesetzt, es sei von großer Wichtigkeit, daß sie meiner Zuverlässigkeit vertraue und — möglich, daß noch eine besondere buona mancia abfiele. Konnt' ich ihr doch nicht drauf antworten, daß der Brief noch in meiner Tasche säße.»"

„Ein Brief?" Der junge Doctor faßte eifrig nach Marietta's Hand.

„Pazienza", fiel sie ein. „«Tonio, du bist ein Asino», sagte ich, «aber was ist da zu machen?»

„«Du bist immer klug gewesen», meinte er, «aber lesen kannst du nicht, und ich auch nur wenig, und wenn's herauskommt, jagt mich die Signora fort, und sie ist nicht geizig und sieht einem nicht auf die Finger, wenn man Nebengeschäfte macht. Darum.»

„«Zeig' mir den Brief, Tonio!» habe ich gerufen, und wie ich ihn in den Händen gehalten und das feine Parfüm roch und die Treppe hinaufguckte, mußte ich an Euch denken, Signore Wolfgango, und nannte Euern Namen.

„«Gerade an den ist's», rief der Tonio."

„Aber, Marietta —", unterbrach der Zuhörer, „dieser Brief —"

„Machte mich eifersüchtig — eine Dame brauchte Euch nicht zu schreiben, und daß ich diesen Brief unterschlagen sollte, wollten gewiß die Heiligen, denn wozu hätten sie mir sonst den Tonio in den Weg geführt? Ich behielt ihn also, sagte dem Tonio, daß ich Euch noch sähe, und — hier ist er nun, der Brief. Wenn's eine sposa ist, so muß die povera Marietta sich bescheiden." Sie wischte über die gebräunte Wange, zog das zerknitterte Billet aus dem Busen und war dann geräuschlos der Thür zugehuscht.

Wolf sah die Schriftzüge an — sein Puls klopfte fieberhaft — lag jetzt die Entscheidung in seiner Hand? War es ein ungünstiges Zeichen, daß er so unerwartet schnell von ihr hörte?

„Als ich gestern Abend heimkehrte, mein junger Freund, fand ich einen Brief, der mich in Schrecken, in einen Zustand der Hülflosigkeit versetzte. Der Neffe und einstige Erbe meines verstorbenen Gemahls theilte mir mit, daß er auf der Reise zu mir begriffen sei, daß er noch einmal mir Aug' in Auge gegenübertreten wolle, um die Frage an mich zu richten, auf welche ich bisher so beharrlich ein «Nein» gehabt.

„Wolf, theuerer Freund, das war zu der übergroßen Erregung, in welcher ich mich befand, eine unnöthige Zuthat; allein ich wollte abschließend mit mir zu Rathe gehen — warten auf das, was Sie mir vielleicht zu sagen hatten, erwägen, was ich thun durfte.

„Nun kam es so anders, und ich verbrachte eine qualvolle Nacht.

„Wolf, jedes Ihrer Worte klingt mir noch im Ohr, jeder Ihrer Blicke ist mir in die Seele gedrungen — ich habe Ihnen meine Vergangenheit gebeichtet, ich habe mit der schwersten Seelenpein Ihnen gesagt: ich bin Deiner nicht werth — und während dessen weinte und schrie mein Herz und hätte sich so gern an Deines geflüchtet; denn, Wolf, ich liebe Dich — liebe Dich — ich hungere und dürste nach dem wahren Glück; aber ich war mir auch bewußt, daß ich entsagen müsse. Du selbst hättest doch auch wol noch diesen Weg, den der Entsagung — als den richtigen befunden. Und nun in all diese Gedanken und Sorgen noch die Erscheinung jenes Mannes — heute früh meldete ihn ein Telegramm auf den Abend an.

„Wolf, ich habe keine Hoffnung, daß sich je unsere Wünsche erfüllen, ich sage «unsere» — und schon ist's vielleicht, nachdem der Rausch sich gelegt, nur noch meiner. Ich will es gar nicht. Aber an dem Scheidewege stehend, strecke ich doch noch einmal die Arme nach Dir aus, sage ich endlich, was zu hören Du mich nun zweimal vergebens beschworen: «Ich liebe Dich, liebe Dich — ich wollte, ich hätte Dir anders im Leben begegnen können — Deiner werth. Ich werde nach wie vor das unerschütterliche «Nein» für den Kommenden haben; Du aber sollst zuvor aus meinem Munde hören, aus meinen Blicken lesen, was meine zitternde Hand hier niedergeschrieben: «Ich liebe Dich!»

„Ich warte auf Dich, bis zum Sonnenuntergang. Warst Du bis dahin nicht da — dann hat sich das Rechte für Dich, das Fürchterlichste und doch Unabwendbare für mich ereignet. Du bist kaltblütig geworden, hast überlegt, hast — entsagt. Dann sparst Du Dir und mir ein Wiedersehen — dann ist das Urtheil gesprochen — eine geständige Schuldige war ich ja — dann lebe wohl, Wolf, lebe glücklich und denke an die Erscheinung Desirée's, als sei sie Dir durch einen Traum gegangen! Ich will mir sagen: In die lange Bußzeit fällt mi-carême, wo für einen Tag Lust und Freude und Lebenshoffnung zurückgekehrt sind — und am Ende ist dieser eine Tag auch die folgende lange, festlose, öde, bußgraue Zeit werth! Desirée."

Er rief den Namen laut, ließ die Hand mit dem Briefe sinken und sagte: „Und den ganzen Tag hat sie gewartet, vielleicht auf jeden Schritt, jeden Ton der Glocke gelauscht — und ich wußte nichts davon — konnte so viel Stunden früher dies Gefühl namenlosen Glückes im Herzen tragen." Aber er kam nicht

einmal zu einer Regung des Zornes über die Urheber der Verzögerung, er suchte seinen Hut, sprang in einen Wagen und drehte sich nach der untergehenden Sonne um.

„Sie kann den Glauben an mich doch nicht verloren haben", sagte er zuversichtlich.

Das Ave Maria-Läuten aus der Stadt klang zu ihm herüber — er hörte es stets so gern, heute erinnerte es ihn besonders an Waiblinger's herrliche Strophen:

Und von hundert Kirchen zumal ertönt
Fern und nahes Glockengeläut dem Tage
Schwermuthsvoll und feierlich noch sein Grablied:
Ave Maria.

Waiblinger — dort drüben bei der Cestiuspyramide war sein Hügel, auch über den hin klangen die ehernen Zungen.

Dumpf antwortend folgt ein gewalt'ger Nachhall
In der Seel', ein betend Gefühl, als klängen
Eben drei Jahrtausenden dieser Roma Glocken zu Grabe.

Er preßte den leise knitternden Brief an die Lippen und sprach dann laut vor sich hin:

Und man denkt der Stunde, da vors Gericht sie
Treten, wenn der Ewigen Stadt und mit ihr
Auch der Welt zum letzten mal schaurig tönet:
Ave Maria.

Der Kutscher mochte das Kopfschütteln, welches er sich eben erlaubte, des sonderbaren Fahrgastes willen haben. Wolf sprach vor sich hin, um nicht laut zu jauchzen, er lieh sich fremde, ablenkende Worte, um sein Glück nicht hinauszubeten in die ihn nun doch plötzlich leise durchschauernde Abendluft, und er meinte, er dürfe nicht einmal Mitleid mit der Geliebten haben, daß sie gewartet, vielleicht vom Balkon hinab die treppauf zum Platz steigenden Gestalten beobachtete.

Warum hatte sie gestern nicht gleich das erlösende Wort gesprochen — nun hatten sich tückisch die Vorfälle des heutigen Tages gegen sie verschworen, der ehrwürdige alte Professor, die lustige Gruppe am Testaccio, Marietta, die Eifersüchtige, selbst der unbedeutende Graf Löhren — ein jeder hatte in seiner Art als Hemmniß gedient.

Aber nun war das Haus erreicht, der Portier sagte sein „servo suo", der Diener öffnete, die Zofe kam und ging — noch Secunden — wie hatte er neulich hier gestanden, den Bescheid erwartend — jetzt knisterte es leise auf seiner Brust, er war willkommen. Bleich, die Arme erhoben, stürzte plötzlich die Cameriera wieder aus der Thür — „Oh Dio — oh Gesù" rufend, „Tonio, Signore, die Signora antwortet nicht, sie liegt wie schlafend — aber es ist kein Schlaf, oh, misericordia — es ist der Tod! Blut — Blut!"

Wolf stieß sie, die er für eine plötzlich wahnsinnig Gewordene hielt, zur Seite und sprang dem Salon zu.

„Morte, morte", gellte es hinter ihm her — er kam durch den ersten Raum, nicht wissend, daß die andern ihm folgten, dann in das kleinere Gemach, wo er

sie neulich am Feuer gefunden. „Desirée", schrie er, sich über die auf dem Ruhebett ausgestreckte Gestalt beugend — „Desirée!"

Ein schmaler, blutrother Streif ringelte sich von der Schläfe herab über das weiße, faltige Gewand zum Boden, sein Fuß stieß an einen kleinen Revolver — „Desirée!" So hatte sie ihn erwartet — er faßte die Hände, rief schluchzend ihren Namen, kalt, stumm — in den blonden Haaren, von denen er vorhin geträumt, daß seine Hand liebkosend über sie glitte, die Purpurrosen des Blutes.

„Desirée!"

Wie lange er da neben ihr gelegen, seine Stirn gegen ihre kalten Hände gepreßt, nie wußte er's. Selbst das Geräusch vieler Schritte, das Kommen von Aerzten und Gerichtspersonen, denen Tonio und die Cameriera die Erlebnisse des Tages, der sich in nichts von den vergangenen unterschieden, mit lauten Exclamationen erzählten, weckte ihn nicht aus seiner dumpfen Erstarrung.

Endlich legte ihm einer der Herren die Hand auf die Schulter.

„Signore — hier liegt ein Schriftstück, es ist in deutscher Sprache geschrieben."

„Ja!" sagte er und starrte auf die Lettern. Wie war dieser Inhalt so anders als der desjenigen Briefes, welcher ihn vom Monte-Testaccio herbeigerufen.

„Drei Stunden vergeblichen Wartens — Tonio sagt, daß er den Brief eigenhändig übergeben — was hält ihn zurück?

„Ich habe mir sein Kommen anders gedacht, hastiger — selbst wenn ... fünf Minuten! Ich sehe ein, wie ich mich belog, indem ich annahm, ich habe wenig Hoffnung — ich lebte nur von ihr!

„Immer noch nicht! Ich fürchte mich vor mir selber, ich kann meinen Gedanken nicht entgehen.

„Will er mich nicht sehen? —

„Er ist schnell mit sich fertig geworden, in einer einzigen, kurzen Nacht!

„Ja, fertig! Er kommt nicht mehr, er hat entschieden, er hält es so für besser. Aber Robert Bloon wird kommen!

„Wehrlos dem gegenüberstehen? Welch ein Schauder mir durch die Adern rinnt. Ach, Wolf, ich habe Dich so sehr lieb — und Du? — es war nur ein Taumel. Wie schrieb' ich Dir am frühen Morgen? Wie eine Traumgestalt wolle ich durch Dein Leben gehen! Selbst das wird nicht einmal sein.

„Da liegt der kleine Revolver mit dem Elfenbeingriff, mit dem Robert damals spielte und sagte, er solle uns beide sicher treffen — oh, damals wäre Sterben noch süß gewesen, denn der Wahn, heiß geliebt zu sein, umfing mich. Ich habe bis jetzt doch noch gehofft — wie schwach man ist!

„Er hat mich geprüft und nicht werth gefunden!

„Und meinst Du, Wolf, ich könne fortan leben mit diesem Brandmal in der Seele?

„Nein — nein! Nicht eine Nacht, nicht einen Tag, geschweige die Monate, welche mir vielleicht noch bleiben!"

Thränen waren auf das Papier gefallen und von ihren zitternden Händen verwischt.

„Mi-carême ist heute, die Leute singen fröhlich dort auf der Spanischen Treppe,

das Tamburin schallt, morgen ist's wieder Bußzeit — noch einmal ist auch die Freude in meine Brust gezogen gewesen — vorbei —

„Ich will nicht mehr leben.

„Der Tag ist zu Ende — das Ave Maria beginnt — welch ein Friedensgeläut, es begleitet den Sonnenuntergang — wie so anders war's gestern! Frieden mit Dir, Wolf — Ave Maria!"

Er wurde ersucht, die Worte zu übersetzen; mit einem herzzerreißenden Lächeln schüttelte er den Kopf; in demselben Augenblick, in welchem er dann zusammenbrach, erschien unter der Thür ein hochgewachsener Fremder in Reisekleidern — Robert von Bloon traf pünktlich ein.

VII.

Wolf Viborg wurde, nachdem er von dem römischen Fieber, an dem er lange gelegen, genesen, von seinem Freunde Peter Deuben an die tiroler Grenze gebracht; dort nahm die Mutter den Schwachen, der in der Heimatluft erst erstarken sollte, in Empfang. Sie brachte dem Vater im stillen Pfarrhause einen Brief des Malers mit — den aber Wolf selber nie zu sehen bekam.

„Es wird ihm nachhängen", schrieb der treue Pfleger, „das Fieber und das Erlebniß! Nur einige kleine Nachlässigkeiten und Misverständnisse — und solche Ergebnisse. Die Romane werden noch besser erlebt, als erdichtet.

„Es wird ihm lange nachhängen, aber da ihn der schwere Anfall nicht hingenommen, wird er sich erholen — und das andere — ihn erst zum Manne erstarken lassen.

„Sie war wol nie die rechte Frau für ihn — deshalb ist es besser so, aber Ehre hatte sie doch, trotz der Unehre.

„Und die Aerzte, welche sie seit Jahren aufgegeben hatten, mußten nun erklären, daß das Herz gesund, ganz gesund war.

„Wenn Wolf erstarkt ist, muß er nach Griechenland; kann sein, daß ich zu gleicher Zeit hingehe — er wird schon lernen zu verstehen, daß eines Menschen Herzeleid weder den Himmel verdunkelt, noch das Weltgetriebe stillstehen macht. Für ihn war die Passion für steinerne Schönheiten acceptabler — er wird als reuiger Sünder zu ihnen zurückkehren. Und später — wer kann von später reden? Das Leben ist ein Carneval mit Bußzeit und Mittfasten — wenn man sich unter Narren herumtummelt, hält's schwer, der Narrheit fern zu bleiben. Salve!

Klaus,
der Unverbesserliche."

Zum Gedächtniß Platen's.

(† 5. December 1835.)

Von

Paul Schönfeld.

Sowenig ein unbefangener Rückblick auf die letzten sechs oder sieben Jahrzehnte deutscher Literatur das abfällige Urtheil gewisser Autoritäten bestätigt, die mit der weimaraner Glanzperiode die Entwickelung der deutschen Dichtkunst für abgeschlossen erklären: sowenig knüpft sich die thatsächliche Weiterentwickelung, die sich während des gedachten Zeitraumes nach der inhaltlichen wie der formalen Seite in erfreulichem Umfange constatiren läßt, ausschließlich oder auch nur vorzugsweise an die Thätigkeit derer, die für die Mitlebenden im Vordergrunde des Interesses standen, die breiteste Wirkung auf dieselben ausübten. Schwerwiegenden, ernsten Leistungen, die den vorhandenen Besitz durch wirklich neue Schätze vermehren und dadurch der Zukunft den Boden bereiten, wird gerade auf dem Gebiete der Literatur nur zu häufig die gebührende Anerkennung lange vorenthalten und der Weg versperrt durch die Indifferenz der Massen wie durch die Skepsis kurzsichtiger kritischer Stimmführer, die sich beide darin begegnen, daß sie einen Fortschritt über das bereits Geleistete entweder für undenkbar oder für überflüssig erachten. Zur Genugthuung derer indeß, die eine Weiterentwickelung der deutschen Poesie nicht nur für möglich, sondern auch für wünschenswerth halten, gereicht die Wahrnehmung, daß wirkliche dichterische Kunstwerke allmählich doch dank der ihnen immanenten siegreichen Kraft sich die schuldige Würdigung erobern und über die werthlosen Gebilde triumphiren, die einst dem blöden Auge der Menge als Wunderwerke erschienen.

Dem großen Meister deutscher Dichtkunst, der nun bereits ein halbes Jahrhundert lang auf dem sonnigen sicilischen Eilande von einem kurzen, aber thatenreichen, einem wenig glücklichen, aber Glück verbreitenden Dasein ausruht, war es im Leben nicht vergönnt, das rastlose, eifrige Ringen, das er von früher Jugend an seinen hohen Idealen gewidmet, von seinem Vaterlande belohnt zu sehen. Ein wohlgerüsteter Streiter, der das undankbare, aber nur zu nothwendige Werk übernommen, die Sache der wahren Kunst gegen anmaßende Scheingrößen zu vertheidigen, sah Platen sich bis ans Ende seiner Laufbahn von der gereizten Meute verfolgt und verunglimpft, und über seinem Grabe noch erschollen, die spärlich nur sich hervorwagenden Stimmen der freundlich Gesinnten übertönend,

die schnöden Schmähungen des Neides und der Gemeinheit. Doch ob auch lange noch die von den Widersachern förmlich methodisch betriebenen Angriffe einer gerechten Würdigung des edeln Dichters entgegenwirkten und die Verbreitung seiner Werke nicht unwesentlich schmälerten, lassen sich heute doch die beiden Thatsachen nicht leugnen, daß die Verdienste Platen's von allen Urtheilsfähigen im wesentlichen zugestanden werden, und daß es nicht die letzten der nach ihm Geborenen waren, die seinen Fußstapfen folgten. Zwar gilt es auch heute noch, abgesehen von jenen längst widerlegten Schlagworten, die hier und da noch immer unter selbständiger Prüfung abholden oder dem Verständniß des Dichters nicht gewachsenen Geistern leichtgläubige Nachbeter finden, mehr als ein Vorurtheil zu entkräften, das manche Kreise, die auf Bildung Anspruch erheben, verhindert, aus den Schöpfungen unsers Dichters Gewinn zu ziehen, und namentlich manchen selbst Schaffenden eine Quelle der reichsten Anregung und Belehrung verschlossen hält. Und dieser Umstand wird, wie ich hoffe, den folgenden Blättern zur Rechtfertigung gereichen, wenn sie bisweilen ausführlicher, als es dem Kundigen vielleicht nöthig erscheint, auf Platen's dichterisches Schaffen eingehen. Doch auch den Lebensgang des Dichters zu verfolgen dünkt mich nicht nur im Hinblick auf die besondere Veranlassung angemessen, sondern durchaus unerläßlich in der Schilderung einer Persönlichkeit, bei welcher Leben und Dichten so innig Hand in Hand ging wie nur je bei einem echten Künstler; dazu kommt, daß das Biographische, das Goedeke in seinem verdienstlichen Vorwort zu der jüngsten Ausgabe der Platen'schen Werke bietet, sich den gezogenen Grenzen gemäß auf das Wesentlichste einschränkt, ausführliche biographische Quellen aber, wie der Briefwechsel des Dichters*), zerstreute Mittheilungen seiner Freunde und seine Tagebuchaufzeichnungen verhältnißmäßig nur Wenigen bekannt sind. Ist doch von den letztern, offenbar infolge ungenügenden Absatzes, noch immer nur der erste Theil zugänglich**), der sich nicht ganz bis zum 30. Lebensjahre des Dichters erstreckt, also für die reifste Periode seines Schaffens keinerlei Aufschlüsse darbietet: eine Lücke, die um so empfindlicher erscheinen muß in einer Zeit, in welcher die unermüdliche Geschäftigkeit mancher Literarhistoriker die gleichgültigsten biographischen Notizen über Größen vierten und fünften Ranges zu Tage fördert. Möge das zunehmende Interesse für Platen bewirken, daß die noch ungehobenen handschriftlichen Schätze recht bald von berufener Hand den Verehrern seiner Muse erschlossen werden! Denn neben dem reichhaltigen Material, das man über die persönlichen Verhältnisse und den innern Entwickelungsproceß des Dichters erhält, bildet die Fülle wahrhaft goldener Aussprüche über geistige und künstlerische Gegenstände, die schon in der ersten Abtheilung dieser Tagebuchblätter niedergelegt ist, eine wesentliche Ergänzung der poetischen Werke, ein unschätzbares Hülfsmittel zu ihrem Verständniß.

Ein eigenartiges Gepräge erhält Platen's Leben, das nicht mehr als die kurze Zeitspanne von 39 Jahren umfaßte, durch den reichen Inhalt, den weniger die

*) Herausgegeben von Joh. Minckwitz (Leipzig 1852).

**) Bearbeitet von Platen's Jugendfreund Engelhardt, herausgegeben von Karl Pfeufer (Stuttgart und Augsburg 1860).

Gunst äußerer Verhältnisse als die Gabe einsichtiger und muthiger Selbstbestimmung ihm zuführte. In der fränkischen Stadt Ansbach, wo sein Vater August Philipp Graf von Platen, einem alten angesehenen Geschlecht der Insel Rügen entsprossen, als Oberforstmeister in preußischen Diensten stand, ward August von Platen am 24. Oct. 1796 geboren. „Meine körperliche Erziehung", berichtet er in seinem Tagebuche, „war einfach und ohne Verzärtelung; man lehrte mich, wie dies damals infolge der Revolution bei den höhern Ständen allgemein wurde, zu meinen Aeltern Du zu sagen und stets freimüthig und offen gegen sie zu sein. Daß ich von Adel sei, daß ich einem alten Hause angehöre, hat man mir nie gesagt." Wie so häufig bei bedeutenden Männern, war auch in Platen's Kindheit der Einfluß einer hochgebildeten, feinsinnigen Mutter von ersprießlichster Wirkung auf die erste sittliche und geistige Entwickelung. Viel mit ihr allein, die sich ganz von der Welt zurückzog, um sich der Erziehung des einzigen Sohnes widmen zu können, erhielt der Knabe von ihr schon frühzeitig Geschmack für Lektüre eingeflößt, und schon im siebenten Jahre offenbarte sich sein poetischer Trieb in kleinen dramatischen Versuchen. Noch vor Vollendung des zehnten Lebensjahres dem Cadettencorps zu München als Zögling überwiesen, fand er für das Unangenehme des militärischen Schablonenwesens Entschädigung in der Freundschaft mit gleichgestimmten Altersgenossen, von denen mehrere, namentlich der hochsinnige Graf Friedrich Fugger, ihm zeitlebens aufs innigste verbunden blieben, in der begeisterten Hingabe an Wissenschaft und Dichtung und in eigenen poetischen Versuchen, die jedoch noch im Cadettenhause der Vernichtung anheimfielen. Schiller's lyrische Gedichte übten die begeisterndste Wirkung auf den offenen Sinn des Knaben, und Homer versetzte ihn „in eine andere Welt, in die reichste und schönste Periode der griechischen Fabelzeit". Als 1809 der Krieg mit Oesterreich begann, war die Neigung des jungen Cadetten, entgegen der allgemeinen Stimmung in Baiern, die in Napoleon ihren Abgott verehrte, auf der Seite der österreichischen Truppen, und allen Welschen wünschte er Untergang. Im September 1810 in die königliche Pagerie aufgenommen, hatte er sich einer größern äußern Ungebundenheit zu erfreuen und erhielt zudem durch das Leben am Hofe manchen anregenden Eindruck. Neben dem Studium der alten Sprachen begann er das des Italienischen und Englischen; es entstanden allerhand poetische Pläne, unter andern zu einer epischen Verherrlichung Gustav Adolf's und zu einer Tragödie „Konradin", welchen Vorwurf der Dichter indeß später als untragisch fallen ließ. Unzufriedenheit mit sich selbst und Zweifel an seinem Dichterberufe — Beweise für seine ernste Auffassung desselben — werden oft laut in den Tagebuchblättern jener Jahre. Im Frühling 1814, während des französischen Krieges, zum Lieutenant befördert, fühlte sich der Jüngling nichts weniger als glücklich in einer Stellung, die ihn zunächst nur in der Form des monotonen Garnisonsdienstes beschäftigte und seine Studien wesentlich beschränkte, suchte sich indeß nach Möglichkeit in das Nothwendige zu finden. Eine Erlösung brachte ihm im April 1815 der Abmarsch seines Regiments nach Frankreich, auf welchem jede freie Stunde der Lektüre fremder und vaterländischer Literaturwerke gewidmet ward und daneben eigene Dichtungen entstanden, von denen Platen freilich später, auf einem höhern Stand-

punkt angelangt, nur wenige der Veröffentlichung würdigte. Immerhin läßt sich aus der poetischen Epistel an Joseph Xylander wie aus den einschlägigen Partien des Tagebuches deutlich genug erkennen, daß die weltbewegenden Ereignisse jener Zeit den mächtigsten Widerhall in seiner Seele wachriefen. Hatte die französische Expedition, die durch längere Cantonnements in der Gegend von Manheim und im Departement der Yonne unterbrochen wurde, den glühenden Wunsch des jungen Offiziers nicht erfüllt, für sein Vaterland fechten zu dürfen, so sah er sich doch durch mancherlei ungewöhnliche Erlebnisse und Eindrücke bereichert. In Deutschland begannen nun wieder die leidigen Exercir- und Wachtdienstübungen, von denen der Dichter Erholung suchte in der bunten Welt Ariost's, in den Schöpfungen Goethe's, den er den Schacht seines Lebens nannte, und in den Werken anderer großer Meister. „Meine einzige Zuflucht", schreibt der neunzehnjährige Jüngling, „ist anhaltende Beschäftigung. Ich darf nicht daran denken, daß ich nichts bin. Wie andere Zerstreuung auf Zerstreuung, so muß ich Arbeit auf Arbeit häufen, wenn ich anders einige Zufriedenheit genießen will." Aus solchen und noch weit trübsinnigern Bekenntnissen, die sich in reicher Anzahl unter den Aufzeichnungen des Tagebuches finden, geht nur zu klar hervor, daß Platen nicht zu den glücklich angelegten Naturen gehörte, die sich den Freuden des Daseins unbefangenen Sinnes hingeben. Nachdem er im Sommer 1816 eine Zeit lang „dem traurigen Schlendrian entronnen", den bunten Rock und den „thatenlosen Degen" von sich geworfen, um in der Schweiz neue Anregungen zu suchen, fühlte er sich, nach München zurückgekehrt, wieder in der „alten Oede". „Ich habe nie", schrieb er unter diesem Eindruck, „dies gewöhnliche Leben ertragen können, ohne daß ich es mit phantastischen Träumen durchflocht. Auch jetzt würde ich jene idealischen Täuschungen wieder hervorrufen können, aber die Vernunft soll endlich vorwalten."

Noch während seiner activen Militärzeit begann der Nimmermüde das Studium des Spanischen und Portugiesischen; mit welchem Eifer, zeigt die Thatsache, daß er in letzterer Sprache, mit der er sich seit Anfang December 1817 beschäftigte, schon am 1. Febr. 1818 die beiden ersten Gesänge der „Lusiaden" gelesen hatte, und zwei Wochen später bereits ein eigenes Gedicht in portugiesischer Sprache verfaßte. Das Frühjahr 1818 brachte ihm die Erfüllung des längstgehegten Wunsches, sich ungetheilt den Studien widmen zu dürfen; mit königlicher Unterstützung, auf die er als gewesener Page Anspruch besaß, bezog er zunächst die Universität Würzburg. Hier lag er neben der Beschäftigung mit der Philosophie, in die er durch Wagner's Vorlesungen eingeführt ward, dem Studium der spanischen Dramatik, besonders Calderon's ob, das auch auf seine eigenen ersten Bühnenstücke von Einfluß war. In Erlangen, wohin er im October 1819 übersiedelte, war in erster Linie Schelling, der im Januar 1821 an der dortigen Hochschule seine Vorlesungen eröffnete und mit welchem der Dichter, wie bereits früher in München, wieder in den anregendsten persönlichen Verkehr trat, für seine allgemeine geistige Entwickelung wie für seine poetische Production von Bedeutung, wofür das 26. und 27. Sonett sowie die Zueignung zu dem Drama: „Der gläserne Pantoffel", Zeugniß ablegen. Das äußere Leben des Dichters verlief im ganzen ruhig und gleichmäßig. Einer intimern Betheiligung an dem studentischen

Leben waren einerseits die eifrigst betriebenen Studien, und nicht minder wol Platen's der großen Masse der akademischen Jugend überlegene geistige Reife entgegen; zwar stand er mit der deutschen Burschenschaft, die ihm bei seiner streng sittlichen und patriotischen Richtung am sympathischsten sein mußte, in äußerlichen Beziehungen, war jedoch weit davon entfernt, die politischen Extravaganzen zu billigen, zu denen sich so viele dieser jungen Leute hinreißen ließen. Charakteristisch für seinen Standpunkt ist eine auf Kotzebue's Ermordung Bezug nehmende Stelle des Tagebuches, an welcher jene „republikanischen Gelbschnäbel" energisch verurtheilt werden, die „auf eigene Faust die Geschichte corrigiren möchten und wähnen, etwas machen zu können, was nicht geworden und im innersten Volksleben gegründet ist".

In den Ferien unternommene Reisen verschafften dem jungen Poeten die persönliche Bekanntschaft bedeutender Männer, darunter Goethe's, Jean Paul's, Uhland's, Schwab's und Rückert's. Bei letzterm holte er sich namentlich Rath für die orientalischen Studien, die er, angeregt durch Goethe's „Westöstlichen Divan", J. von Hammer-Purgstall's Uebersetzungen und Friedrich Schlegel's Forschungen, in Erlangen begonnen hatte und auch poetisch in seinen 1821 und 1823 veröffentlichten „Ghaselen" verwerthete. Man kann die Berechtigung derartiger Nachbildungen, die, abgesehen von Rückert, bekanntlich auch bei neuern Dichtern wiederkehren, in Zweifel ziehen, da dieselben bei der Verschiedenheit morgen- und abendländischer Denkweise und Sprache nicht allein auf das deutsche Ohr, sondern auch auf das deutsche Gefühl bisweilen fremdartig wirken; gleichwol wird man bei vorurtheilsfreier Prüfung der Platen'schen „Ghaselen" einräumen, daß ihm auch auf diesem Gebiet Vortreffliches gelungen ist, und zwar nicht nur im leichten anakreontischen Genre, sondern auch in gedankentiefen Betrachtungen, wie z. B. in den unter Nr. 101 und 130 veröffentlichten Stücken dieser Abtheilung. In jedem Falle waren die „Ghaselen", die sich selbst bei Goethe beifälliger Aufnahme zu erfreuen hatten, eine formale Uebung, die dem Dichter für spätere Schöpfungen reiche Frucht eintrug. Früher bereits hatte er in Erlangen eine Sammlung „Lyrische Blätter" und „Vermischte Schriften" veröffentlicht, die jetzt den Anfang der gesammelten Werke bilden und in ihrer streng chronologischen Reihenfolge den Entwickelungsgang des Verfassers auf das klarste erkennen lassen. Schon unter den frühesten Stücken zeigen mehrere eine ungewöhnliche Gestaltungskraft, und es ist beachtenswerth, daß einige dieser Jugendlieder, wie „Erinnerung" aus dem Jahre 1814 oder das aus dem folgenden Jahre stammende: „Dufteu nicht die Laubengänge", auf Geibel und andere neue Lyriker direct einwirkten.*) Ein näheres Eingehen auf Platen's Lyrik, soweit sie sich auf dem Gebiet des Liedes bewegt, scheint kaum erforderlich, da diese Seite seiner Production verhältnißmäßig populär geworden ist, und Gedichte, wie „Laß tief in dir mich lesen", „Wie rafft' ich mich auf in der Nacht, in der Nacht" u. s. w., sogar in verbreiteten Anthologien Aufnahme gefunden haben. Es sei nur darauf

*) Weitere Nachweise bietet die Abhandlung von Lothar Böhme: „Zur Würdigung Platen's" (Programm der königlichen Realschule zu Annaberg, 1879), S. 4 fg.

hingewiesen, daß der Dichter auch in spätern Jahren, als er sich hauptsächlich in den höchsten Gattungen der Lyrik bewegte, daneben immer noch bisweilen zu den leichtern Liederstrophen zurückkehrte und noch kurz vor seinem Tode in schlichten kleinen Weisen, wie „Du denkst an mich so selten", und „Süß ist der Schlaf am Morgen", Töne anschlug, deren Gefühlsinnigkeit auch diejenigen Leser ansprechen muß, die dem Dichter auf seinen kühnen Flügen in die erhabensten Regionen der Lyrik nicht zu folgen vermögen. Charakteristisch für Platen's früh erwachte Freiheitsbegeisterung ist unter den „Vermischten und Gelegenheitsgedichten" namentlich „Kloster Königsfelden" aus dem Jahre 1816, für seinen religiösen Standpunkt die ein Jahr später zum Säcularfeste der Reformation gedichtete „Hymne der Genien", sowie die „Christnacht" und das „Osterlied", beide aus dem Jahre 1820 stammend. Ein Zeugniß für die ernste Lebensanschauung, die sich Platen schon als Jüngling gebildet hatte, wie für sein tiefes Naturgefühl, das von mancher Seite in Abrede gestellt wird, weil Platen allerdings über die landläufige Feld-, Wald- und Wiesenlyrik beträchtlich hinausgeht, sind die elegischen „Fragmente", die zugleich in formaler Hinsicht, wenn auch noch nicht die höchste Stufe Platen'scher Sprachgewalt bezeichnend, einen unverkennbaren Fortschritt über die bisherigen Versuche in deutschen Distichen aufweisen. Auch von den Balladen reichen einige der schönsten in Platen's Jünglingsjahre zurück, so der „Pilgrim vor Sanct-Just" und das „Grab im Busento", in denen sich bereits die Vorliebe für bedeutende historische Momente mit Entschiedenheit kundgibt.

In die erlanger Periode fallen auch Platen's erste dramatische Versuche, die allerdings weniger durch ihren selbständigen Werth als dadurch wichtig sind, daß sie uns den Dichter auf einem Felde thätig zeigen, das er bei längerer Lebensdauer höchst wahrscheinlich in größerm Umfange bebaut haben würde. Was eine durchgreifende Wirkung dieser Jugenddramen vereitelte, unter denen, abgesehen von der unvollendeten Skizze „Marat's Tod", besonders das 1823 entstandene Lustspiel „Der gläserne Pantoffel", eine Verschmelzung der Märchen von „Aschenbrödel" und „Dornröschen", der an die bekannte Erzählung Herodot's anknüpfende „Schatz des Rhampsinit" und das Schauspiel „Treue um Treue" anzuführen sind, ist meines Erachtens die Wahl der Stoffe, die, unter dem Einfluß der herrschenden romantischen Richtung stehend, den Ansprüchen der Gegenwart nur wenig Rechnung trug. Freilich wäre wol auch ein Schelling, der in gewissem Sinne mit vollem Recht bemerkte, daß ein Dramatiker, der das Volk hinreißen wolle, Partei nehmen müsse, und mit ihm noch mancher Philosoph und Aesthetiker schwerlich in der Lage gewesen, den Dramatikern jener Zeit geeignete Stoffe an die Hand zu geben; denn selten waren die Vorbedingungen für die Blüte einer nationalen Bühne in unzulänglicherm Maße vorhanden als in dem damaligen Deutschland. Daraus erklärt es sich denn auch, daß Platen seine dramatischen Stoffe nicht aus dem realen Leben der Gegenwart, sondern aus phantastischen Sphären schöpfte, die der poetischen Freiheit keine Hemmnisse bereiteten und überdies dem Anfänger die Bewältigung des Technischen wesentlich erleichterten. Prüft man die genannten Stücke auf ihre Composition hin, so wird man zugestehen müssen, daß sie keineswegs bloße Buchdramen, sondern durchweg mit Rücksicht auf die scenischen Anfor-

derungen geschrieben sind, ja daß sie eine für die Jugend des Autors nicht gewöhnliche Beherrschung der Bühnentechnik aufweisen, wie denn auch das Schauspiel „Treue um Treue" bei einer Aufführung in Erlangen seine Bühnenfähigkeit außer Zweifel stellte. In jedem Falle sind diese Stücke als das, wofür sie der Dichter selbst angesehen wissen wollte, als Studien zu betrachten. Daß es einem ernsthaften jungen Dramatiker nicht zur Ermuthigung dienen konnte, die seichten Producte eines Kotzebue, Raupach, Houwald und anderer leichtfertiger Dramenfabrikanten von den „Gebildeten" der Nation gefeiert zu sehen, ist leicht begreiflich. Obenan in der Gunst des Publikums standen in den zwanziger Jahren die sogenannten Schicksalstragödien, die, hervorgegangen aus einer durchaus schiefen Auffassung der antiken Tragödie und romantischen Elemente, namentlich gewisser Erscheinungen der spanischen Dramatik, dem Sensationsbedürfniß der nach den Freiheitskriegen in Abspannung und Erschlaffung versunkenen Gesellschaft mit ihren starken Reizmitteln, ihren maßlos gehäuften Greueln und Frevelthaten eine willkommene Nahrung darboten. „Man will nicht das Wahre und Erhabene", schreibt Platen an Gustav Schwab, als er bereits den Kampf mit dieser krankhaften Geschmacksrichtung aufgenommen hatte, „man will einen rasenden Effect, der übrigens sehr leicht zu erreichen wäre, da selbst Müllner und Consorten ihn im höchsten Grade ausgeübt. Nichts kann leichter sein, als alle Leidenschaften wie tolle Hunde loswüthen zu lassen, wenn nicht die wirklichen Kunstforderungen ins Mittel träten." Die Koryphäen dieser Unkunst durch theoretisches Raisonnement zu bekämpfen, konnte einer productiv angelegten Natur wie Platen nicht genügen. Er, der über das Wesen der Tragödie seit Jahren ernst und reiflich nachgedacht und ihre hohen Anforderungen durch das Studium der dramatischen Meisterwerke aller Zeiten kennen gelernt hatte, konnte im Gefühl der eigenen Kraft nicht in Zweifel darüber sein, daß es den Verirrungen der herrschenden Bühnenrichtung in künstlerischer Form das Ideal des echten Kunstwerkes gegenüberzustellen galt, um die Jämmerlichkeit jener Zerrbilder in desto grellere Beleuchtung treten zu lassen. Dies that er 1826 in der „Verhängnißvollen Gabel", einem Lustspiel, das zuerst seine künstlerische Individualität in voller Bestimmtheit offenbarte. Den Inhalt des Stückes als bekannt voraussetzend, beschränke ich mich darauf, hinsichtlich seiner literarhistorischen Stellung das Wichtigste hervorzuheben. In ihrer phantastisch-idealistischen Haltung sich an die Komödie des Aristophanes anlehnend und auch in der äußern Form wesentliche Elemente, vor allem die sogenannten Parabasen, in denen der Autor sich direct an das Publikum wendet, von dem attischen Meister adoptirend, verlangt die „Verhängnißvolle Gabel" einen andern Maßstab als eine gewöhnliche moderne Komödie, die irgendein Motiv aus dem Leben der Gegenwart in realistischer Weise behandelt und, je nachdem das Hauptgewicht auf die Charakteristik der Personen oder auf die Verwickelung der Handlung fällt, als Charakterlustspiel oder als Intriguenstück auftritt. Die „Verhängnißvolle Gabel", und ebenso der später entstandene „Romantische Oedipus", läßt sich keiner dieser beiden Hauptgattungen einreihen. Ihr Grundcharakter ist ein durchaus satirischer; die Satire geiselt indeß nicht sowol bestimmte Persönlichkeiten als solche, sondern vielmehr als typische Repräsentanten ganzer Zeitströmungen; eine individuelle

Charakteristik, die sich der Porträtmalerei vergleichen ließe, liegt ebenso wenig im Plan dieses Lustspiels wie eine auf Spannung berechnete Fabel. Sein Ziel besteht, wie die Schlußparabase es ausdrücklich sagt, darin, „deutsche Gebrechen" zu schildern, und so finden denn nicht etwa nur die Verirrungen der deutschen Schicksalspoeten ihre Verspottung, sondern es gelangen zugleich durch die Träger der komischen Handlung allerhand andere Dinge zur Sprache, wobei die triviale Wahrscheinlichkeit in genialem Uebermuth gar oft außer Acht gelassen wird. Gerade diese Anspielungen auf Zeitverhältnisse bilden einen Hauptreiz, der freilich nur für den Kenner der damaligen Zustände voll zur Geltung kommt; sie verleihen dem Werke jenen culturhistorischen Werth, der eins der wesentlichsten Kennzeichen echter Satire ausmacht. Da nun aber manche Bezüge, die den Zeitgenossen ohne weiteres verständlich sind, allmählich dunkler zu werden pflegen, so verlangen derartige satirische Werke früher oder später einen Commentar, um in ihrer Wirkung auf die Nachwelt nicht allzu sehr hinter der auf die Zeitgenossen ausgeübten zurückzubleiben. Daß wir zu der „Verhängnißvollen Gabel" und dem „Romantischen Oedipus" noch keine sachlichen Erklärungen besitzen, wäre wol der Beachtung unserer Literarhistoriker würdig, die ja sonst mit ihren „Erläuterungen" nicht eben kargen, selbst wo die Nothwendigkeit oft mindestens zweifelhaft erscheinen muß.

Was die beiden literarischen Lustspiele Platen's — denn es läßt sich nicht wohl von dem einen derselben sprechen, ohne zugleich auf das andere mit Bezug zu nehmen — hoch über eine bloße Parodie oder gar über ein gewöhnliches Pasquill erhebt, ist vor allem der höchst positiv zum Ausdruck gelangende Standpunkt des Dichters, der in den Parabasen mit der zündenden Beredsamkeit echter Begeisterung die heilige Sache der Kunst vertritt und auf die hohen Ziele hinweist, die ihren wahren Jüngern vorzuleuchten haben:

> Mündig sei, wer spricht vor allen; wird er's nie, so sprech' er nie,
> Denn was ist ein Dichter ohne jene tiefe Harmonie,
> Welche dem berauschten Hörer, dessen Ohr und Sinn sie füllt,
> Eines reingestimmten Busens innerste Musik enthüllt?
> Selten zeigt sich einer, welchem jeder Puls wie Feuer schlägt,
> Weil ihn die Natur als ihren Liebling auf den Händen trägt:
> Soll's auch diesem nicht mislingen, hab' er viel und tief gedacht,
> Aber ferne von Scholastik, die die Welt zur Formel macht!
> Wäre mit so leichten Griffen zu enträthseln die Natur,
> Hätte sie auf euch gewartet, ihr zu kommen auf die Spur?
> Auch das Beste, was ihr bildet, ist ein ewiger Versuch,
> Nur wenn Kunst es adelt, bleibt es stereotyp im Zeitenbuch.
> Weltgeheimniß ist die Schönheit, das uns lockt in Bild und Wort —
> Wollt ihr sie dem Leben rauben, zieht mit ihr die Liebe fort;
> Was noch athmet, zuckt und schaudert, alles sinkt in Nacht und Graus,
> Und des Himmels Lampen löschen mit dem letzten Dichter aus.

Daß das politische Gebiet in der „Verhängnißvollen Gabel" verhältnißmäßig selten berührt wird, findet seine Erklärung in der Ungunst der Zeiten, in denen bekanntlich über die Freiheit des öffentlichen Wortes die engherzigsten Begriffe obwalteten und die Censur mit plumper Hand jede freisinnige Regung unter-

drückte. Wie schmerzlich Platen diesen Druck empfand, spricht er gelegentlich aus in den Versen:

> Größ'res wollt' er wol vollenden, doch die Zeiten hindern es:
> Nur ein freies Volk ist würdig eines Aristophanes.

Auch später noch begegnet man seiner Klage darüber, daß er Wahrheiten verschweigen müsse; um so mehr ehrt ihn die Kühnheit der Sprache in jenen politischen Dichtungen, auf die wir weiterhin werden zu reden kommen.

Mit der „Verhängnißvollen Gabel", die ihn zuerst mit voller Entschiedenheit der classischen Richtung zugewandt zeigt, fand Platen's poetische Thätigkeit auf deutschem Boden ihren Abschluß. Im September 1826 brachte er den längst verfolgten Plan zur Ausführung, in jenes Land zu flüchten, „wo die Kunst so reich geblüht", und das ihm bereits 1824 durch einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in Venedig tief sympathisch geworden war, wie die prächtigen, in der deutschen Literatur wol unübertroffenen Sonette bezeugen, die unter den Eindrücken der erinnerungsreichen Lagunenstadt entstanden. Italien, das ihm von nun an mit wenigen kurzen Unterbrechungen zum Aufenthalt diente und mit dessen unermeßlichen Kunstschätzen er sich durch ausgedehnte Reisen aufs innigste vertraut machte, war, wie bei solcher Veranlagung nicht anders zu erwarten, für Platen's dichterisches Schaffen von der höchsten Bedeutung. „Das Gefühl, in Rom zu sein", schrieb er kurz nach seiner Ankunft in der Ewigen Stadt dem treuen Jugendfreunde Friedrich Fugger, „sich täglich den Genuß der größten Meisterwerke verschaffen zu können, die die menschliche Kraft hervorgebracht; in diesen Ruinen umherzuwandeln, die so malerisch zwischen Kirchen und Wohnungen und Weinbergen zerstreut liegen; sich an einem Orte zu befinden, der in der That unerschöpflich ist — dies alles läßt sich so leicht nicht mit dem Hasse des deutschen Pöbels vertauschen, der mir von nun an auf allen Lebenswegen folgen wird, aber in Rom mich nicht verletzen kann." Auf dem Gebiet der Lyrik führte die Uebersiedelung nach Italien für Platen's Entwickelung insofern einen scharf hervortretenden Wendepunkt herbei, als ihn fortan hauptsächlich die höhern Formen dieser Dichtungsgattung anzogen. Zunächst war es die Ode, die er mit Vorliebe pflegte, nachdem ihn bereits in Deutschland die Thronbesteigung Ludwig's I. zu einer schwungvollen Huldigung in Alcäischen Strophen inspirirt hatte. Während seines florentiner Aufenthalts nahm er in dem Gedicht, welches die „blühende Stadt" verherrlicht, und dann in Rom, wo im Verlaufe des Winters acht weitere Oden entstanden, die Beschäftigung mit dieser erhabenen Kunstform wieder auf, die, nach Klopstock in den Hintergrund getreten, in ihm ihren glänzendsten Repräsentanten innerhalb der deutschen Literatur finden sollte. Daß Platen's Verdienst in dieser Hinsicht noch immer nur von wenigen entsprechend gewürdigt wird, ist eine nicht zu leugnende Thatsache, die sich indeß leicht erklärt, wenn man bedenkt, daß dichterische Kunstwerke, die einen so wuchtigen Gedankengehalt erfordern wie die Ode, bei der großen Menge wenig Sympathie antreffen können. Gibt doch leider bei uns in Deutschland, trotz all der Gymnasien und sonstigen Bildungs-

stätten, die ungeheuere Mehrzahl auf literarischem Gebiet noch immer solchen Leistungen den Vorzug, die ihr keine besondere geistige Anstrengung zumuthen, sondern leichtverständliche, triviale Stoffe in entsprechender Form darbieten. Um so mehr hat sich Platen den Dank derer erworben, die in der Dichtkunst mehr erblicken als einen flüchtigen Zeitvertreib, und die doch auch den Anspruch erheben dürfen, daß ihren künstlerischen Bedürfnissen durch geistig bedeutende dichterische Schöpfungen Rechnung getragen werde. Damit soll selbstverständlich keineswegs die Berechtigung jener leichtern Erzeugnisse in Frage gestellt werden, die, in der Sphäre des Volksliedes sich bewegend, eine breitere Wirkung auf die Massen auszuüben pflegen und, indem sie diesen auf ihre Weise das Schöne vermitteln, ein unbestreitbares Verdienst besitzen. Je weiter indeß das geistige Leben der Culturvölker fortschreitet, je mehr es sich mit bedeutendem Inhalt erfüllt, um so weniger wird in der Lyrik wie in der Dichtung überhaupt das vorzugsweise als volksthümlich geltende Element, der naive Naturlaut den Ausdruck nationalen Geisteslebens bilden können. Je mehr auf der Bühne der modernen Welt das Individuum als solches hervortritt, um so mehr wird auch das dichterische Schaffen den Charakter des Subjectiven und damit der Kunstpoesie annehmen, die übrigens in ihren wirklich lebensfähigen Erscheinungen im Grunde durchaus nicht so verschieden von der Volksdichtung ist, wie manche wollen, sondern ebenso wie diese in der Volksseele wurzelt, auch wo sie sich zu hohen und höchsten Flügen zu erheben wagt.

Wenn Goedeke am erwähnten Orte die Hauptursache zu „jenen charaktergroßen Kunstschöpfungen und ihrer classischen Rundung" in der „ungestörten Muße" erkennen will, die Platen in Italien genossen habe, so bedarf dieser Ausspruch leider in mehr als einer Hinsicht erheblicher Einschränkung. Vor allem waren die materiellen Verhältnisse des Dichters, namentlich während der ersten Jahre des italienischen Aufenthalts, nichts weniger als derart, daß sie eine ruhige, sorglose Hingabe an seinen Lebensberuf gestattet hätten. Wer die aus jener Zeit erhaltenen Briefe durchgeht, wird sich nur zu häufig eines tiefen Bedauerns nicht erwehren können, und sich den Dichter, den sein Grafentitel noch heute vielen als beneidenswerthes Glied eines privilegirten Standes erscheinen läßt, in vielen Punkten menschlich näher gebracht sehen, als ihm lieb sein kann. Die kleinlichen und doch so hemmenden und niederdrückenden Verhältnisse, mit welchen Platen bis an sein Ende zu ringen hatte, sind ein gar düsterer Punkt in seinem Lebensbilde; sie dürfen indeß um so weniger verschwiegen oder beschönigt werden, als sie, wie gesagt, sich der Kenntniß weiterer Kreise bisher entzogen. Abgesehen von seiner Lieutenantsgage im jährlichen Betrage von 360 bairischen Gulden lediglich auf den Ertrag seiner Feder angewiesen, sah sich Platen bis zum Jahre 1828, wo er als Mitglied der Bairischen Akademie der Wissenschaften eine jährliche Pension von 500 Fl. ausgesetzt erhielt, oft dem drohendsten Mangel gegenüber, vor dem ihn nur die Hülfsbereitschaft edler Freunde bewahrte. Denn was ihm seine Werke als Honorar einbrachten, war so geringfügig, daß es auch die bescheidensten Bedürfnisse nicht zu decken vermochte; erhielt er doch z. B. für vier dramatische Arbeiten, worunter die „Verhängnißvolle Gabel", sowie sämmtliche bis 1827 entstandene lyrische Gedichte und wiederholte Beiträge ins „Morgenblatt"

von der Cotta'schen Verlagshandlung nicht mehr als 2000 Fl., und zwar erst nach langem Harren und Drängen in einzelnen Raten ausgezahlt; ja selbst eines seiner letzten und reifsten Werke, „Die Abassiden", sah er sich genöthigt, für die Summe von 300 Fl. loszuschlagen. Da ist es denn nicht zu verwundern, daß Platen trotz seiner anspruchslosen Lebensweise bisweilen dem Verhungern nahe war, daß er während eines strengen Winters zu Florenz blos des Abends sich in seiner Wohnung aufhalten konnte, um nicht zu viel Holz zu verbrauchen, und sich zu Syrakus, kurz vor seinem Tode, ausquartieren mußte, weil die Preise des Gasthofes für englische Parvenus normirt waren. Es begreift sich leicht, daß diese niederdrückenden Verhältnisse auf eine feinfühlige Natur wie diejenige Platen's doppelt einwirken mußten, der bei reichster Begabung und rastlosem Streben keine Möglichkeit sah, sein Dasein auch nur zu einem sorgenfreien zu gestalten, während die Heroen der Mittelmäßigkeit, ja die talentlosesten Routiniers an der vollen Tafel des Lebens schwelgten. Um so bewunderungswürdiger muß der mannhafte Sinn des Dichters erscheinen, der, allen Widerwärtigkeiten und Hemmnissen Trotz bietend, an seinem Entschluß festhielt, sein Leben ganz für die Kunst einzusetzen, und jeden Gedanken an eine „feste Stellung" zurückdrängte, die ihm blos „zur Erholung" in den Nebenstunden zu dichten erlaubt hätte. Selbst einen Antrag, in Berlin ein kritisches Wochenblatt über das Theater herauszugeben, schlug er ohne Bedenken aus, obwol ihm dafür jährlich die Summe von 2500 Thlrn. geboten worden war. Sein ernster Sinn war eben von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Dichtkunst wie jede andere Kunstübung eine ungetheilte Hingabe erfordere, und daß es sich stets räche, wenn man es für vereinbar hält, morgens zur Kanzlei zu gehen und des Abends den Musen zu dienen.

Doch nicht allein materielle Hindernisse waren es, die der freien Bewegung unsers Dichters entgegenstanden, sondern mehr noch als diese der Mangel an Beifall und Aufmunterung, diesen nöthigsten Vorbedingungen für alles künstlerische Schaffen. Wol hatte sich Platen der Anerkennung derer zu erfreuen, die auf der Höhe deutscher Bildung standen, und denen daher der eigenartige Werth seiner Schöpfungen nicht entgehen konnte; der Stimmen jedoch, die sich öffentlich und mit Nachdruck für dieselben erhoben, waren wenige, und daraus erklärt sich die Gleichgültigkeit, welche die Nation als solche seinem Wirken gegenüber bewahrte. Die unlautern Gepflogenheiten des Coteriewesens, das damals kaum minder geschäftig als heutzutage seine Schützlinge auf den Schild erhob, mußten einem Charakter wie Platen, ganz abgesehen davon, daß er in den Jahren seiner Meisterschaft fern dem deutschen literarischen Getriebe weilte, innerlich so tief zuwider sein, daß er sich keinen Augenblick versucht fühlen konnte, mit solchen Mitteln seine Popularität zu fördern. Die tödliche Kälte aber, in welcher Deutschland angesichts der edelsten Gaben seines Geistes verharrte, machen zweierlei erklärlich, was Platen in den Augen vieler zum Vorwurf gereicht hat: einmal die polemische Richtung, die seine Production einschlug, und ferner die in seinen Werken nicht seltenen Stellen, an denen er in eigener Sache das Wort ergreift und im Bewußtsein seines Werthes auch vor Aeußerungen nicht zurückschreckt, die einer übelwollenden Kritik bequeme und daher auch weidlich ausgenützte Gelegenheit darboten, ihn der

Eitelkeit und Ueberhebung zu bezichtigen. Mit welchem Unrecht, muß jeder Unbefangene einsehen, dem einerseits bekannt ist, mit wie großer Bereitwilligkeit, ja Begeisterung Platen stets vor wirklicher Größe, vor Männern wie Goethe, Jean Paul oder Schelling sich neigte, andererseits, wie oft er, sein hohes Ziel vor Augen, an seinem Dichterberufe fast verzweifelte, nicht etwa blos in den Jahren jugendlichen Ringens, sondern selbst als er bereits vielfältige und vollgültige Beweise für sein Können erbracht hatte. Sehr zutreffend betont Karl Pfeufer in dem Vorwort des Tagebuches, daß Platen, dem seine Zeit so wenig gerecht ward, schmerzlicher als die meisten seiner Mitstrebenden mit jener Angst zu kämpfen hatte, die keinem wahren Künstler erspart bleibt, hinter seinem Ideal allzu weit zurückgeblieben zu sein, und daß nur die Fernstehenden die Worte, mit denen er sich selbst Muth zurief, für einen Ausbruch der Selbstüberhebung halten konnten.

Doch es ist an der Zeit, die unterbrochene Betrachtung des Lebensganges und der Werke Platen's wieder aufzunehmen.

Nachdem der Dichter in Rom eine Sammlung seiner lyrischen Erzeugnisse zusammengestellt, vertauschte er den Aufenthalt in der Siebenhügelstadt, deren mildes Klima sich seiner Gesundheit verderblich erwies, im Frühling 1827 mit Neapel, dessen wonnige Natur ihn bis zum November festhielt. Hier schloß er mit dem Maler und Dichter August Kopisch ein enges Freundschaftsbündniß, das in mehrern Oden classischen Ausdruck fand. Mehr und mehr traten tragische Entwürfe in den Vordergrund; „Tristan und Isolde" beschäftigte ihn, es entstand der Plan zu einer „Iphigenie in Aulis". Daß diese Pläne, wol hauptsächlich infolge der abschreckenden Aussichten, die der Zustand der deutschen Bühne eröffnete, nicht zur Ausführung gelangten, ist um so mehr zu beklagen, als gerade Platen, um keinen Geringern als Goethe reden zu lassen, „der Mann war, um die beste deutsche Tragödie zu schreiben".*) Wahrscheinlich ist es in hohem Grade, daß wir bei längerm Leben des Dichters jene Dramen erhalten haben würden, da er noch in seinen letzten Jahren brieflich auf dieselben zurückkam und auch eine kleinere dramatische Arbeit, die „Liga von Cambrai", veröffentlichte. Mit dem einzigen größern Drama jedoch, das während seines italienischen Aufenthalts entstand, nahm er die Gattung des satirischen Lustspiels wieder auf, die ihm durch Angriffe aus Deutschland von neuem nahegerückt wurde. Heinrich Heine, damals noch nicht im Besitz seiner nachmaligen Berühmtheit, hatte in seinen „Reisebildern", einem Erzeugniß, das bereits die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Verfassers scharf hervortreten ließ, ein Xenion seines Freundes Karl Immermann aufgenommen, welches gegen Platen's „Ghaselen" gerichtet war und sich übrigens keineswegs durch besondern Aufwand von Esprit auszeichnete. Immermann, der heutzutage nur noch durch seine Romane bekannte, die, was wohl zu beachten, erst nach Platen's Tod veröffentlicht wurden, hatte um jene Zeit bereits seine dramatische Thätigkeit begonnen, deren literarischer Werth durch

*) „Gespräche mit Eckermann", II, 177.

ihre absolute Vergessenheit die unzweideutigste Kritik erfahren hat. Für Platen aber bildete sie den Ausgangspunkt, als er im „Romantischen Oedipus" den hingeworfenen Fehdehandschuh aufnahm. Man würde jedoch auch dieses Stück bedeutend unterschätzen, wenn man darin weiter nichts als eine persönliche Streitschrift erblicken wollte. Auch hier ist der Gegenstand des Spottes der Typus einer verbreiteten literarischen Richtung, diesmal der gesammten Romantik, und die Parodie des Sophokleischen Meisterwerkes bildet zugleich den Rahmen für mancherlei, was noch andere Kreise als die literarischen zu treffen bestimmt war: so findet man Anspielungen auf die politische Reaction, die deutsche Polizeiwirthschaft und den berliner Pietismus jener Tage eingestreut, die an Deutlichkeit und Schärfe nichts zu wünschen übriglassen. Der Fortschritt des „Romantischen Oedipus" gegenüber der „Verhängnißvollen Gabel" springt bei näherer Prüfung der Composition und der Ausführung in die Augen; das frühere Lustspiel erscheint bei allen Schönheiten nur als eine Vorstudie im Vergleich zu der hier erreichten Kunsthöhe. Wäre das Werk ein rein satirisches, so würde es schon als solches ein classisches Muster der Gattung bilden; allein es ist mehr als dies, in jedem Falle mehr als eine Satire im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Denn nicht nur derber Spott, schneidende Ironie und vernichtender Sarkasmus erscheint hier in reichster Entfaltung, sondern ebenso gelangen in den Parabasen und namentlich auch in der großartigen Rede des „Verstandes" das erhabenste Pathos, die edelste und reinste Kunstbegeisterung zu wahrhaft monumentalem Ausdruck. Und das ist es, was dem Werke selbst für Zeiten, denen seine historische Grundlage noch ferner gerückt sein wird als der gegenwärtigen Generation, einen hervorragenden Platz in der deutschen Literatur sichert. Nicht minder aber als in inhaltlicher Beziehung bezeichnet der „Romantische Oedipus" in formaler Hinsicht eine Stufe der Vollendung, die selbst alle frühern Leistungen Platen's unter sich läßt und seither in einem Werke von ähnlichem Umfange nicht wieder erreicht worden ist. Die Meisterschaft des Stils, die über alle Tonarten der poetischen Sprache mit gleicher Sicherheit gebietet, der berückende Wohllaut der kunstvollsten und doch durchaus ungekünstelten Rhythmen, in denen aller Skepsis zum Trotze der Beweis geliefert ist, daß die deutsche Sprache selbst mit der Muse von Hellas den Wettkampf wagen darf, erheben den „Romantischen Oedipus" zu einer Leistung, von der sich kühn behaupten läßt, daß sie in sprachlich-formaler Beziehung im Bereiche der modernen Literaturen kein Seitenstück findet.

Bei alledem waren die Folgen, die sich für den Dichter persönlich an diese reifste Frucht seines bisherigen Strebens knüpften, nichts weniger als erfreulich. Er hatte den Kampf mit Gegnern unternommen, die, unvermögend die empfangenen Streiche mit ebenbürtigen Waffen zu erwidern, die verwerflichsten Mittel nicht verschmähten, um sich für die erlittene Demüthigung zu rächen und ihren Gegner in möglichst weiten Kreisen zu discreditiren. Auf welche Weise Heine dafür thätig war, entzieht sich zum Theil der Erörterung aus Rücksichten auf Leser, denen die Fähigkeit abgeht, sich mit dem großen Bahnbrecher des literarischen Sansculottismus im Kothe zu finden und zu verstehen. Es sei nur hervorgehoben, daß derselbe namentlich auch darauf ausging, Platen öffentlich als Aristokraten zu ver-

dächtigen, was ihm thatsächlich, obwol man es kaum für möglich halten sollte, theilweise gelungen ist.

Der Wunsch, auch die nördlichen Gegenden der Apenninischen Halbinsel kennen zu lernen, hatte den Dichter, nachdem er den Winter in Rom verbracht, im Frühling 1828 durch Umbrien und Toscana, wo er in der Villa des Kunsthistorikers von Rumohr gastliche Aufnahme fand, und nach längerer Rast auf der Insel Palmaria nach Genua und Parma, sodann durch Piemont nach Mailand und Bergamo geführt, wo er in den Gebrüdern Frizzoni, zwei edelgesinnten Schweizern, ebenso verständnißvolle wie treue und aufopfernde Freunde fand, in deren Gesellschaft er noch zu wiederholten malen glückliche Tage verlebte. Nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalt in Florenz wandte er sich im December nach dem anmuthigen Siena, wo er eine epische Dichtung, die „Abassiden", in Angriff nahm und anregenden Verkehr im Hause einer kunstsinnigen Dame deutscher Abkunft, der Gräfin Pieri, genoß, der er in einer seiner Oden einen dankbaren Abschiedsgruß widmete. Auf neuen Reisen in den nordöstlichen Gebieten Italiens, die ihn mit Ancona, Ravenna, Bologna, Ferrara und andern kunstreichen Städten bekannt machten, arbeitete er weiter an seinem Epos und verfaßte außerdem eine Reihe von Epigrammen, in denen allerhand Beobachtungen, Eindrücke und Erlebnisse festgehalten sind. An diesen inhaltsreichen Distichen können weitschweifige Halbtalente lernen, wie wahr es ist, wenn in einem derselben gesagt wird:

Oftmals zeichnet der Meister ein Bild durch wenige Striche,
Was mit unendlichem Wust nie der Geselle vermag.

Nach einem Winteraufenthalt in Rom, während dessen der junge Historiker Ranke, der noch heute als Nestor seiner Fachgenossen Thätige, Platen's Hauptumgang bildete, aber Krankheit die poetische Production einschränkte, begab er sich im Sommer 1830 wieder in seine Lieblingsgegend, das Neapolitanische, wo er gegen Ende des Jahres die „Abassiden" vollendete. In dieser anmuthigen Märchendichtung, deren Stoff aus „Tausendundeiner Nacht" geschöpft ist und die er, beiläufig bemerkt, nur als Vorübung zu einem großen Epos aus der Geschichte der Hohenstaufen betrachtete, das, wie so mancher andere Plan, durch seinen frühzeitigen Hingang vereitelt ward, hatte Platen geflissentlich die metrische Form — der Vers ist bekanntlich der reimlose fünffüßige Trochäus — so einfach wie möglich gehalten, um, wie es auch der geistvolle Prolog ausspricht, seinen Widersachern zu zeigen, daß er auch ohne glänzende äußere Kunstmittel poetische Wirkung zu erzielen vermöge. Wol kaum läßt sich diese reizvolle Schöpfung besser würdigen, als es Gustav Gündel, kein Berufskritiker, aber dafür ein um so gründlicherer Beurtheiler, gethan hat, der dem Dichter Folgendes über sein Werk schrieb: „Es fühlt sich die Phantasie ohne alle Ermüdung mannichfach bereichert. Die verschiedenen Märchen gestalten sich, indem sie auseinander sich entwickeln, sich wieder ineinander verschränken und, obgleich selbständig ein jedes für sich, zum gemeinsamen Ziele gelangen, zu dem schönsten Ganzen; und so erscheint Ihr Gedicht, in dem Gebiet der Märchenwelt, ein entzückendes Familienepos, bei dessen Behandlung sich auf die sinnigste Weise griechische Kunst mit morgenländischer Art und Sitte verschwistert hat. Doch wird die Phantasie nicht blos ergötzt: unser

Gemüth sieht sich in gleichem Maße durch den innern Gehalt des Gedichts gerührt und gehoben. Es weht durch das Ganze die zarteste Sittlichkeit; das Ingredienz des Bösen ist nur insoweit vorhanden, als es zur Verklärung des Schönen wirkt. So lieblich, zart, ja fast ätherisch aber auch die Gestalten sind, so verschweben sie doch nirgends ineinander, sondern zeichnen sich, und ganz vorzüglich die Frauen, aufs anmuthigste voneinander ab. Wie zart ist Amine, dies holde Bild der Unschuld, mehr angedeutet als geschildert; wie lächelnd erhaben ist Heliodora im Entsagen! Gleichnisse, neu und homerisch ausgeführt, bei welchen jedoch dem heutigen Leser der Vergleichungspunkt nicht derb genug vorkommen mag, dienen der Veranschaulichung, und Sprüche wahrer Weisheit, im rechten Augenblicke vernommen, regen die sittliche Betrachtung an und wirken erhebend. Ueberhaupt hebt eins das andere; doch wird nirgends rhetorisch geschildert, sondern stets dichterisch angedeutet."

Lautredende Beweise für die Vielseitigkeit Platen's, der nicht nur „rückwärts gewandt in der Fabel Nacht" zu blicken verstand, sondern auch für das Leben der Gegenwart Auge und Herz offen hatte, bilden die politischen Dichtungen, die namentlich in den Jahren 1831 und 1832 entstanden. Will man das noch immer verbreitete Vorurtheil entkräften, das, eine Lücke in Goethe's weitem Stoffgebiet als Vorzug proclamirend, die politische Dichtung, wo nicht schlechthin verwirft, so doch als eine bedenkliche Abart betrachtet, so wird man bei Platen ein reiches und wirksames Beweismaterial finden. Gerade diese Seite seines Schaffens läßt recht deutlich die Hinfälligkeit theoretischen Raisonnements gegenüber der siegreichen That der schöpferischen Künstlerkraft zu Tage treten; gerade sie gibt den Kleinmüthigen, die den Fortbestand der Poesie durch die angebliche Nüchternheit der modernen Weltverhältnisse gefährdet wähnen, einen Fingerzeig, wie die Dichtung sich unmittelbar an der Gegenwart inspiriren muß, um kräftig und begeisternd auf dieselbe zurückzuwirken.

Der scharf ausgeprägte Charakter Platen's spiegelt sich wie in seinen künstlerischen und moralischen Grundsätzen, so auch in seinem politischen Standpunkt wieder, der, mag man ihn theilen oder nicht, jedenfalls als ein durchaus klarer und bestimmter anerkannt werden muß. Die Grundlage seiner politischen Anschauung ist reine, glühende Liebe zum Vaterlande, die Sehnsucht, es groß und geeinigt zu sehen. Auf welche Weise dieses Ziel erreichbar, stand ihm schon frühzeitig außer Zweifel, wie folgende Betrachtung des Neunzehnjährigen vom Februar 1816 zeigen möge: „Ich fürchte neue politische Erschütterungen. Die durch die Freiheitskriege erweckten Völker können so leicht nicht wieder zur Ruhe gebracht werden. Ich bilde mir ein, daß alle Klügern in dem Mittel einig sind, dieser Gärung eine wohlthätige und vortheilhafte Richtung zu geben. Dies Mittel ist eine repräsentative Verfassung, zu der die Geister gereift sind. Nur das ist eine wahre Staatsverfassung, an der alle Glieder des Staates theilnehmen. Es ist gar nicht zu berechnen, wie viel eine Constitution zur Aufklärung und Bildung des Volkes beitragen würde. Die Einheit Deutschlands, die aus den Verfassungen hervorgehen würde, ist mein sehnlicher Wunsch." Gleich weit entfernt vom feilen

Fürstenverherrlicher wie vom bramarbasirenden Tyrannenverfolger, gleich fern vom kühlen, egoistischen Aristokraten wie vom Buhler um Pöbelgunst, war Platen ein wahrer Freund und Anwalt des Volkes, der sich als Jüngling schon mit Alfieri nur deshalb seines Adels freute, um die Vorurtheile dieses Standes desto eher verachten zu können, ohne für neidisch gehalten zu werden. Einheitliches Zusammengehen von Fürsten und Volk auf dem Boden freier Institutionen ist Platen's Ideal; gleich hassenswerth sind Tyrannis und Ochlokratie in seinen Augen. Zu markigem Ausdruck gelangte seine Freiheitsbegeisterung in der durch die Julirevolution hervorgerufenen Ode an Karl X. von Frankreich, dessen Sturz ihm als eine gerechte Vergeltung erscheint für „uralte Blutschuld", die lange schon auf Capet's Haus gelastet, während er mit prophetischem Blicke an Ludwig Philipp die Geschicke Europas hangen sieht. Mit eindringlichen Worten mahnt er in der Ode „Kassandra" Deutschland zur Wachsamkeit, da die andern Völker keine genügende Sicherheit böten gegen den „unter dem Hauch des Nordpols" aufkeimenden Samen des Unheils. In Deutschlands Einheit das einzige Heil erblickend, wünscht er die alte Reichsverfassung zurück und fordert Franz II. auf, sich von neuem an die Spitze der Nation zu stellen, anstatt auf fremdem Boden seine Herrschaft auszudehnen:

Jedwedes Unheil, welches die Welt betraf,
Floß aus der Brust ehrsüchtiger Könige,
Die, unbefriedigt durch das Erbtheil
Ihres Geschlechts, in die Fremde schweiften.

Vergebens hoffst du, daß der Lombarde je
Dich lieben lernt, daß je es der Pole lernt!
Wol schleifte Mailand Barbarossa,
Aber es blutete Konradin auch.

Gib deinem Deutschland wieder ein deutsches Herz!
Dann wird, fürwahr, frohlockenden Jubelrufs
Dein wahres Volk aufnehmen seinen
Alten und kummergebeugten Kaiser.

Der tiefe Abscheu vor Rußland, als dem Herd der Despotie, der die Schlußstrophen dieser Ode erfüllt, kehrt als Grundton in einer ganzen Reihe von Gedichten wieder; am kräftigsten äußert er sich in jener Ode, in welcher der „künftige Held" besungen und als Rächer herbeigerufen wird:

Er komme, der mit strafendem Geiselhieb
Nach Asien heim stumpfnüstrige Sklaven peitscht,
Sie selbst und ihre längst entnervten,
Weibisch entgürteten Dschingiskane,

Die nur des Mords noch pflegen und nicht der Schlacht,
Des Völkermords! Dir, Siegender, möge dann
Mongolenblut aus jeder Locke
Ueber den faltigen Mantel triefen!

Es ist bezeichnend für die Kampfesweise, welche Platen's Gegner anwandten, daß ein Gedicht wie dieses einem Recensenten Anlaß bot, den Verfasser in Ruß-

land zu denunciren, und zwar, wie Platen selbst berichtet*), nicht etwa ein Ultra, sondern ein Mann, der sich als höchst liberal geberdete und Platen's Liberalismus als bloße Fiction hinstellte.

Ein herrliches, unvergängliches Zeugniß für die hochherzige Gesinnung wie für den Freimuth des Dichters, dem sich wol Weniges in unserer Literatur vergleichen läßt, sind die in den Jahren 1831 und 1832 entstandenen „Polenlieder". Bei der zündenden Begeisterung, welche diesen aus dem Augenblick herausgeborenen Gesängen innewohnt, kann es nicht genug bedauert werden, daß ihre Verbreitung nicht nur durch die damalige Censur verhindert ward, sondern selbst heute noch eine beschränkte ist, da die „Polenlieder" in ältern Ausgaben der „Gesammelten Werke" fehlen. Wer Platen die Gabe abspricht, volksthümliche Töne anzuschlagen und jedes lebendig fühlende Herz zu bewegen, wird schwerlich Zustimmung bei denen finden, die den „Gesang der Polen bei dem Vernichtungsmanifest des Selbstherrschers", „Warschaus Fall", das „Wiegenlied einer polnischen Mutter" oder die blutige Satire auf den russischen Zaren mit dem Refrain „Der König tanzt in Moskau" nicht blos von Hörensagen kennen. Wo finden wir Aehnliches in der deutschen Literatur? Wo finden wir unter der damaligen Dichtergeneration einen zweiten, der sich über die Fragen der Zeit so mannhaft und unerschrocken geäußert hätte, wie Platen in jenen dem Kronprinzen von Preußen, nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV., übersandten Strophen, die für den niedergetretenen Volksstamm um Menschlichkeit flehen und seinen Unterdrücker mit Worten voll flammenden Zornes verurtheilen:

Und sei's, und soll die Welt es glauben,
Der Mächtige darf sich kühn erlauben
Jedwede That;
Er wetze hunderttausend Klingen
Und lasse sein Tedeum singen
Vom Volke, das er niedertrat:

Nur borg' er nicht den Schein des Rechtes,
Er flehe nicht zu Gott für Schlechtes
Um Schutz und Wehr;
Er trage frei das offne Laster,
Und seine Stirn von Alabaster
Beflecke kein Erröthen mehr.

Nur rühm' er nicht sich und erdichte
Ein göttlich Recht. Es ruft Geschichte
Ihr lautes Nein.
Wie Manche, deren Gräber sprechen,
Erlangten Kronen durch Verbrechen:
Kann ein Verbrechen göttlich sein?

Manch Reich entstand durch Schwert und Flamme,
Es ist von manchem hohen Stamme
Die Wurzel faul.

*) „Briefwechsel", II, 275.

Und seit es Könige hat gegeben,
So rief sie nur das Volk ins Leben
Seit jenem ersten König Saul.

Nur um des Volkes Wunsch zu stillen,
Hat ihn gesalbt mit Widerwillen
Des Herrn Prophet.
O möchten Fürsten stets empfinden,
Daß Erdentage schnell verschwinden
Und nur des Namens Ruhm besteht!

Wenn Worte wie diese, was kaum zu verwundern, in der Umgebung des Prinzen Anstoß erregten, so gereicht es dem Fürsten selbst zu um so größerer Ehre, daß er durch huldvolle Erwiderung sich dieses Gedichtes würdig zeigte, von welchem Platen mit Recht an Bunsen schreiben durfte*), daß man es nur an einen großen Fürsten richten könne, und daß es mehr werth sei als Schmeichelei.

Die „Polenlieder" zeigen jedem, der überhaupt für Poesie Empfänglichkeit besitzt, daß in Platen, um mit Rudolf von Gottschall zu reden, die echte Kraft einer Dichterseele lebendig war. Auch das „Reich der Geister", in dem späterhin der unglückliche Ausgang der polnischen Erhebung sein Echo fand, und welches an zermalmender Wucht mit Dantischen Terzinen wetteifert, ist eine von jenen Leistungen, vor denen das vielbeliebte Gerede vom „Epigonenthum" unserer modernen Dichtung verstummen muß.

Während Platen in Neapel an den politischen Zeitereignissen so regen Antheil nahm, war er zugleich, einer alten Lieblingsneigung folgend, eifrig mit historischen Studien beschäftigt, die er in den 1833 erschienenen „Geschichten des Königreichs Neapel" niederlegte. Er hatte die zwiefache Genugthuung, anläßlich dieser Arbeit den Historiker Schlosser urtheilen zu hören: „Ihr historisches Werk könnte einen andern berühmt machen, es liest sich sehr gut; wer aber einen so großen Beruf hat, wem diese Begeisterung, diese Sprache, dieser Vers zu Gebote steht, der kann etwas Besseres thun."

Aus Neapel, wo sein Freund Fugger mehrere Monate hindurch bei ihm geweilt hatte, rief den Dichter im Sommer 1832, nachdem er ein Jahr zuvor seinen hochbetagten Vater verloren, die Liebe zu der greisen Mutter nach München, wo er den Winter verbrachte und das schon erwähnte dreiactige Drama „Die Liga von Cambrai" niederschrieb, in dem ein bedeutender Moment aus der Geschichte der Venetianischen Republik seiner Freiheitsbegeisterung den Stoff bot. Daß die auftretenden Personen nicht mit Shakspeare'scher Schärfe charakterisirt sind, liegt nicht sowol in der gedrängten Form des Ganzen, als in der Natur des Gegenstandes, bei dem, wie Goedeke sehr richtig betont, der Staat selbst die Hauptperson bildet und es sich um die Symbolisirung vieler gleichartiger Gedanken durch einen einzigen handelt.

Im Winter des nächsten Jahres war Platen von längerm Aufenthalt in dem geliebten Venedig nach der bairischen Residenz zurückgekehrt, namentlich mit einer

*) „Deutsche Revue", Jahrg. 1880, 3. Bd., 7. Heft, S. 37.

zweiten Ausgabe seiner Gedichte beschäftigt, in welcher er mit strengster Selbstkritik alles ausschied oder umgestaltete, was seinem jetzigen Standpunkte nicht mehr genügte, und andererseits neue Schöpfungen aufnahm, die im Bereiche seiner Lyrik und Balladendichtung eine weitere Stufe seiner künstlerischen Entwickelung bezeichnen. Auf letzterm Gebiet gilt dies besonders von dem „Tod des Carus", „Harmosan" und dem „Klaglied Kaiser Otto's III.", in dem sich eine großartige historische Auffassung mit einfachster Darstellung verbindet. Es konnte nicht fehlen, daß so vollgültige Proben einer stetig fortschreitenden dichterischen Production Platen's Ansehen bei allen Urtheilsfähigen befestigten und erhöhten. So nannte ihn der berühmte Philolog Gottfried Hermann das einzige ihm bekannte Beispiel eines deutschen Dichters, der auch Dichtkunst besitze, und Friedrich Thiersch beglückwünschte in einer Rede die münchener Akademie der Wissenschaften, weil sie den ausgezeichnetsten, eigentlich einzigen deutschen Lyriker unter ihre Mitglieder zählen dürfe.

Im Frühling 1835 verließ der Dichter von neuem die heimatliche Erde, die er fortan nicht mehr betreten sollte. Nach kurzer Rast in Toscana begab er sich nach Neapel, wo er den größten Lyriker des damaligen Italien, Giacomo Leopardi, und dessen hochsinnigen Freund, den Grafen Ranieri, persönlich kennen und schätzen lernte. Im September nach Florenz zurückgekehrt, wo er von nun an seinen Hauptsitz aufzuschlagen gedachte, wandte er sich besonders der Gattung des Hymnus zu, die er bereits vor acht Jahren in seinem „Abschied von Rom" sowie in zwei umfangreichen Gedichten des Jahres 1831 cultivirt hatte und welche, in Gehalt und Form noch über die Ode hinausgehend, den Gipfel dessen bezeichnet, was der lyrischen Kunst in der Richtung des Erhabenen und Großartigen überhaupt erreichbar ist. Es war der erste Versuch, in deutscher Sprache mit Pindar um den Preis zu ringen, und diesen Umstand wird eine besonnene Kritik im Auge behalten müssen, die sich Platen's „Festgesängen" gegenüber von schnellfertiger Negation wie von blinder Voreingenommenheit fern halten will. Daß diesem kühnsten Aufschwunge der Platen'schen Lyrik nur wenige zu folgen vermochten und noch vermögen, kann nicht befremden, da ja bereits gegen die Oden von vielen Seiten der Einwand erhoben worden ist, daß dieselben die Grenze des in deutscher Sprache Möglichen überschritten. Wird man diesem Urtheil bei entwickelterm Gefühl für kunstvolle Rhythmik keineswegs beipflichten, so muß dagegen die Frage, ob Platen's Hymnen durchweg die Schranken des deutschen Sprachgenius hinsichtlich ihres rhythmischen Baues innehalten, als eine auch unter den Stimmberechtigten zur Zeit noch offene bezeichnet werden. Daß sie in inhaltlicher wie compositioneller Beziehung eine Fülle von Schönheit in sich bergen, indem sich auch hier der edle Charakter und die patriotische Gesinnung des Dichters leuchtend widerspiegeln und die Durchführung eines tiefsinnigen Grundgedankens, die harmonische Verschmelzung des lyrischen Elements mit weiten epischen Perspectiven oft in genialer Weise gelungen ist, wird niemand, der für solche Vorzüge ein Organ besitzt, in Abrede stellen. Wohl aber kann man, wie gesagt, hinsichtlich der metrischen Form selbst bei speciellen Fachkenntnissen und nach langer Beschäftigung mit den Platen'schen Hymnen bezüglich einzelner derselben — denn sie sind trotz

gewisser allgemeiner Uebereinstimmungen keineswegs nach einem einzigen Maßstabe zu messen — Bedenken haben. Am ehesten werden noch der „Abschied von Rom" sowie die Gesänge an den Kronprinzen von Baiern und der zweite an die Brüder Frizzoni dem feinern Ohr faßbar sein, während die meisten der übrigen Compositionen selbst dem Kenner Pindar's durch die complicirte rhythmische Architektonik und die damit in Zusammenhang stehenden, oft fremdartigen Wortbildungen und gezwungenen Metaphern das Verständniß erschweren. Es würde zu weit führen und auch dem Zwecke unserer Betrachtung fern liegen, diese Andeutungen eingehender zu begründen, die andererseits nicht unterbleiben durften, da Platen's Hymnen, wenn anders die deutsche Lyrik sich in aufsteigender Linie entwickeln wird, voraussichtlich ein zunehmendes Interesse zu erwarten haben. Alsdann werden sie ohne Zweifel ihren Einfluß ausüben, wenn auch vielleicht nicht als direct zu verwerthende Vorbilder, so doch jedenfalls als lehrreiche Anläufe in der Richtung nach einer alle bisher vorhandenen überbietenden lyrischen Kunstform.

Den Faden der biographischen Betrachtung wieder aufnehmend, haben wir dem Dichter nunmehr nach Sicilien zu folgen, das er im Frühjahr 1835 zum ersten mal betrat und das dem „wandernden Rhapsoden" nur zu bald die letzte Ruhestätte bieten sollte. Vorerst verweilte er nur einige Wochen in Palermo, von wo er mehrere Ausflüge unternahm, und kehrte, nachdem er Calabrien durchwandert und somit das italienische Festland in seiner ganzen Ausdehnung kennen gelernt hatte, im Juli nach Neapel zurück, wo er den Herbst und Winter zu verleben gedachte. Allein die Cholera, die mittlerweile in Toscana ausgebrochen war und den Aufenthalt in dem volkreichen Neapel höchst gewagt erscheinen ließ, bestimmte ihn, seinen Plan aufzugeben und im September sich von neuem nach Sicilien einzuschiffen, wo er größere Sicherheit vor der Seuche zu finden hoffte. Zunächst wieder in Palermo Aufenthalt nehmend, trat er an seinem 39. Geburtstage die Reise nach Syrakus an, wo er am 11. Nov. eintraf und von Don Mario Landolina, an welchen er empfohlen war, mit der den Italiener auszeichnenden Liebenswürdigkeit aufgenommen wurde. Die anhaltende milde Temperatur, die ihn noch Mitte November Sommerkleider tragen ließ, ward ihm verhängnißvoll: am 24. desselben Monats erkrankte er, und da er von der Cholera befallen zu sein glaubte, bediente er sich eines aus Neapel mitgebrachten Arzneimittels, welches sein gastrisches Fieber dermaßen verschlimmerte, daß der zu spät herbeigerufene Arzt nicht mehr zu helfen vermochte. Der greise Landolina nahm sich des Kranken, nachdem er ihn vergeblich eingeladen, den Aufenthalt im Gasthof mit demjenigen in seinem Hause zu vertauschen, voll des rührendsten Eifers an, bis der Dichter am 5. Dec., nachmittags 3 Uhr, nach zwölftägiger Krankheit seinen Geist aufgab. Die irdische Hülle wurde tags darauf unter Begleitung des österreichischen Viceconsuls, des Ritters Landolina, des Sindaco von Syrakus und anderer angesehener Persönlichkeiten, ja sogar der katholischen Geistlichkeit, in den Garten der Villa Landolina übergeführt und fand daselbst neben den Gräbern anderer Ausländer eine Ruhestätte, würdig eines Dichters, dessen ganzes Dasein dem Dienste des Schönen geweiht gewesen.

Die Botschaft von Platen's Hinscheiden, die völlig unerwartet am Neujahrstage 1836 in München eintraf und wol von niemand schmerzlicher empfunden worden sein mag als von der greisen Mutter des Dichters, die ihn um mehr als zehn Jahre überleben sollte, rief in Deutschland Kundgebungen hervor, in denen sich, nach so lange beobachtetem Schweigen, die Ueberzeugung aussprach, daß es einer der edelsten Geisteshelden gewesen, den die Nation verloren. Mit Nachdruck und klarem Verständniß wurden die wesentlichsten Vorzüge seiner Dichtung von mehrern Seiten hervorgehoben; so betonte der Nekrolog der augsburger „Allgemeinen Zeitung" die Kraft und Tiefe der Gedanken, den Ernst und die Männlichkeit der Gefühle und die Vollendung der Form, an welcher Platen vielleicht alle Neuern überrage; „seine Poesie", heißt es daselbst unter anderm, „von dem verwöhnten Geschmack dieser unkräftigen Zeit oft verkannt oder zurückgestoßen, ist doch jetzt schon von den besten Männern der Nation als eine kostbare Frucht eines edeln Geistes betrachtet und wird bestehen, wenn von jenem endlosen Gekling unserer meisten sogenannten Lyriker auch der letzte Widerhall längst verklungen sein wird."

Was Platen bei längerm Leben, als Zeuge der glorreichen deutschen Thaten geleistet haben würde, die zur Verwirklichung brachten, was sein patriotischer Sinn so heiß ersehnt hatte — wer kann es ermessen? Fest steht das Eine: was Platen geistig an sich gearbeitet, er, der zwölf Sprachen erlernte, um die Schätze der Weltliteratur in ihrer Urform auf sich wirken zu lassen, der sich in Philosophie, Geschichte und Kunst mit nie rastendem Eifer versenkte, war auf ein reichlicher bemessenes Dasein angelegt, als es ihm vom Schicksal beschieden war. Doch schon das, was er seiner kurzen Lebensspanne abgerungen, vielfach gehemmt durch die Ungunst der Zeit, es genügt, um ihn an die Spitze derer zu stellen, die neben und nach Goethe durch ernstes, begeistertes Streben der deutschen Dichtung neue, lebenskräftige Elemente zugeführt, ihr neue, verheißungsvolle Bahnen erschlossen haben. Wer sein Verdienst zu bestreiten wagt, muß folgerichtig allem entgegen sein, was im Bereiche der Dichtkunst auf Classicität vollwiegenden Anspruch erheben darf; wer aber in der Größe und Klarheit der Weltanschauung, in der glühenden Begeisterung für alles Edle und Erhabene, in der innigen, harmonischen Verschmelzung von Inhalt und Form die Wahrzeichen echter Dichterkraft erblickt, wer von dem Dichter fordert, daß er sein Volk zu sich emporhebe, statt willfährig seinen Schwächen und Launen zu schmeicheln, daß er den Nachfolgern hohe ideale Ziele als Erbschaft hinterlasse, der wird in Platen einen herrlich ausgerüsteten, einen glänzend bewährten Meister seiner Kunst verehren. Wohl uns, wenn diese Verehrung sich immer mehr und mehr verbreitet: sie wird nicht nur ein Maßstab sein für den Stand der nationalen Geistesbildung, sondern zugleich eine Bürgschaft dafür, daß deutsche Poesie nicht, wie die Zweifler meinen, zu allmählichem Versiechen, sondern zu lebendiger, glorreicher Fortentwickelung bestimmt ist.

Die Administration des Präsidenten Arthur.

Von

Rudolf Doehn.

II.

Das Jahr 1883 zeichnete sich durch eine deutsch-amerikanische Nationalfeier aus, welche durch ihren Verlauf wirksam daran erinnerte, daß das deutsche Element schon von frühester Zeit her an der Colonisirung und Culturförderung Nordamerikas einen wesentlichen Antheil genommen hatte. Es war dies das deutsch-amerikanische Pionierjubiläum in Philadelphia, an dem sich die Deutschen in den Vereinigten Staaten in Masse betheiligten. Am 6. Oct. 1883 waren 200 Jahre vergangen, seitdem deutsche Auswanderer in der unmittelbaren Nähe Philadelphias in William Penn's „Waldlande" Germantown gründeten. Wie die Pilgerväter Neuenglands nicht nur für die östlichen Staaten der Union, sondern auch für die übrigen Theile derselben von der höchsten Bedeutung waren, so trugen auch die deutschen Pilgerväter Pennsylvaniens in Krieg und Frieden viel dazu bei, daß Freiheit und Gesittung jenseit des Oceans zur Blüte gedieh. Die Feier der Gründung von Germantown legte Zeugniß dafür ab, daß das jetzt nach Millionen zählende Deutschthum in den Vereinigten Staaten eine historische Berechtigung hat, seinen Einfluß auf die weitere Entwickelung der großen transatlantischen Republik geltend zu machen, daß die Deutschen von jeher neben ihren englischsprechenden Mitbürgern Vorkämpfer gewesen waren für religiöse und politische Freiheit, daß sie sich nicht zu unterschätzende Verdienste erworben hatten um die Fortschritte auf dem Gebiete des Ackerbaues, des Handels, der Industrie, der Kunst und der Wissenschaft. In diesem Sinne war das Pionierjubiläum in Philadelphia keine bloße Localfeier, sondern ein nationales deutsch-amerikanisches Gedenkfest, das in der ganzen Union seinen lauten Widerhall fand und darum hier erwähnt zu werden verdient.

Die vom 47. Congreß in dessen letzter Sitzung mit Bezug auf den Tarif gefaßten Beschlüsse trugen nicht gerade dazu bei, die Reihen der Schutzzöllner zu stärken; im Gegentheil, verschiedene Tagesblätter, die theils der demokratischen, theils der republikanischen Partei angehörten, wiesen ohne Rücksichtnahme auf politische Parteistellung in sachgemäßer Weise die Nothwendigkeit einer weitern Herabsetzung des Tarifs nach. Hierzu kam noch, daß auch die officiellen Berichte des

Finanzministeriums der Vereinigten Staaten klar darthaten, der hohe Tarif habe in keiner Hinsicht die amerikanische Industrie im Handelsverkehr mit dem Auslande gefördert. Der Gesammtwerth der Ausfuhren der Union stellte sich den officiellen Angaben zufolge in dem mit dem 30. Juni 1882 abgeschlossenen Finanzjahre folgendermaßen dar:

	Werth.		Procent der Gesammtausfuhr.
Landwirthschaftliche Producte . .	552,219819	Doll.	75,31
Industrieerzeugnisse	103,132481	„	14,07
Minenerzeugnisse incl. Petroleum	56,278887	„	7,67
Forstproducte	9,138984	„	1,25
Fische	6,197752	„	0,85
Andere Artikel	6,273859	„	0,85

Aus dieser Tabelle erhellt, daß mindestens 75 Proc. der Ausfuhr der Vereinigten Staaten in dem genannten Finanzjahre aus Bodenerzeugnissen bestanden, also aus Producten, deren Hervorbringung weniger von der Macht und Geschicklichkeit der Menschen, als vielmehr von Naturkräften, von Wind und Wetter abhängig war. Noch deutlicher ging aus nachfolgender Tabelle über alle Artikel, die mit mehr als einem Procent an der Gesammtausfuhr der Vereinigten Staaten participirten, der industrielle Antheil der Union am Welthandel während des erwähnten Finanzjahres hervor:

	Werth.		Procent der Gesammtausfuhr.
Baumwolle	199,812614	Doll.	27,26
Brotstoffe	182,670528	„	24,91
Provisionen	120,655701	„	16,46
Petroleum	51,232706	„	6,99
Holz und Holzfabrikate . . .	24,012028	„	3,27
Taback und Cigarren	21,430869	„	2,93
Eisen- und Stahlfabrikate . . .	20,748206	„	2,83
Baumwollfabrikate	13,222979	„	1,71
Lebende Thiere	9,729116	„	1,33
Leder und Lederfabrikate . . .	8,999927	„	1,23

Man kann hieraus leicht ersehen, daß die Ausfuhr amerikanischer Industrieproducte im Vergleich zu England, Frankreich und Deutschland keine allzu bedeutende war. So belief sich z. B. die ganze Ausfuhr von Eisen- und Stahlfabrikaten wie der Baumwollindustrie zusammen nur auf etwa 4½ Proc. der Gesammtausfuhr. Was die Vereinigten Staaten von industriellen Erzeugnissen exportirten und noch jetzt exportiren, das hängt mit ihrer landwirthschaftlichen Thätigkeit zusammen, und unter den amerikanischen Landwirthen finden sich viele Anhänger des Freihandels: sprach sich doch z. B. eine im Jahre 1882 in Saint-Louis im Staat Missouri tagende und stark besuchte Versammlung von Landwirthen ganz entschieden zu Gunsten einer bedeutenden Herabsetzung des Tarifs aus. In richtiger Erkenntniß der Sachlage brachte damals die in Saint-Louis erscheinende „Westliche Post" einen Artikel, dem wir folgende Stelle entnehmen: „Ein Land von den riesigen Hülfsquellen und dem Unternehmungsgeist der Vereinigten Staaten sollte auch riesige Ausfuhren in solchen Erzeugnissen haben, die nicht blos mit der Landwirthschaft zusammenhängen. Insbesondere sind alle Vorbedingungen dazu

gegeben, daß unsere Ausfuhren an Droguen und Chemikalien, an Papier, Uhren, Instrumenten und Textilfabrikaten füglich von Jahr zu Jahr wachsen sollten. Man vergesse nicht, daß nur ein Fortschritt der Industrie unsere wirthschaftliche Wohlfahrt von den Zufälligkeiten der Ernte unabhängig machen könnte. Freilich ist aber ein wahrer Fortschritt unserer Industrie nur dann möglich, wenn dieselbe in den Stand gesetzt wird, auf den fremden Märkten mit den fremden Industrievölkern zu concurriren. Dazu bedarf es einer gründlichen und einschneidenden Aenderung unserer Tarifpolitik. Vor allem muß energisch mit den hohen Einfuhrzöllen auf Rohmaterial und selbst auf Halbfabrikate aufgeräumt werden. Solange diese Zölle existiren, ist an einen gesunden Aufschwung unserer Industrie nicht zu denken. Dann aber müssen die hohen Zölle überhaupt fallen, damit die Arbeiter die ihnen zum Lebensunterhalt und Lebensgenuß nöthigen Artikel sich billiger beschaffen und daher nöthigenfalls selbst bei absolut niedrigen Löhnen relativ viel besser als jetzt leben können." In der That, ein Land mit einer so riesig anwachsenden, rastlos thätigen Bevölkerung, wie die Vereinigten Staaten sie aufweisen, sollte in seinem Wohlergehen nicht allein oder doch vorzugsweise von der Ernte abhängen, es müßte sich auch auf die Früchte seiner industriellen, für die Märkte der ganzen Welt berechneten Arbeit verlassen können. Eine große industrielle Weltstellung kann jedoch einem Lande nur durch eine erleuchtete Handels- und Tarifpolitik verschafft werden, nicht aber durch eine Politik Chinesischer Mauern, die ein großes, mit seltenen Hülfsquellen ausgestattetes, schaffenslustiges Volk nur einengen und beklemmen. Es liegt daher auch ziemlich nahe, daß die Tariffrage noch längere Zeit die Gesetzgebung der Union beschäftigen wird.

Was die Edelmetallgewinnung in den Vereinigten Staaten betrifft, so ergaben, nach dem officiellen Bericht des Generaldirectors der Münze, M. Burchard, im Jahre 1882 die im Betrieb stehenden Gold- und Silberminen der Union $32^1/_2$ Mill. Doll. an Gold und 46,800000 Doll. an Silber. Von dieser Gesammtproduction wurden in den verschiedenen Münzen des Landes 30,964958 Doll. in Gold und 41,460792 Doll. in Silber abgeliefert. Auf die einzelnen Staaten und Territorien vertheilte sich der Gesammtertrag an Edelmetallen folgendermaßen: Alaska Gold 150000 Doll., Silber nicht; Arizona Gold 1,065000 Doll., Silber 7,500000 Doll.; Californien Gold 16,800000, Silber 845000; Colorado Gold 3,360000, Silber 16,500000; Dakota Gold 3,300000, Silber 175000; Georgia Gold 250000, Silber nicht; Idaho Gold 1,500000, Silber 2,000000; Montana Gold 2,500000, Silber 4,370000; Neumexico Gold 150000, Silber 3,800000; Nevada Gold 2,000000, Silber 4,800000; Nordcarolina Gold 190000, Silber 25000; Oregon ungefähr Gold 11,000000; Südcarolina Gold 25000, Silber nicht; Utah Gold 19000, Silber 6,800000; Virginien Gold 15000, Silber nicht; Washington-Territorium Gold 120000, Silber nicht; Wyoming Gold 50000 Doll., Silber nicht u. s. w. Nach den vorstehenden officiellen Angaben machten sich Californien und Colorado hinsichtlich der Minenausbeutung den ersten Rang streitig; doch ist es wahrscheinlich, daß Californien sich in neuester Zeit die erste Stelle zurückerobert hat. Zuverlässige Nachrichten liegen uns jedoch hierüber nicht vor.

Im Juni 1883 kam endlich der berüchtigte, lange hingezogene Proceß wegen gröblicher Betrügereien im Postdepartement, gewöhnlich „Sternpost-Proceß" genannt, zur Entscheidung. Wider alles Erwarten lautete das Verdict der Geschworenen auf „Nichtschuldig". Die Hauptangeklagten waren der frühere Congreßrepräsentant Stephen W. Dorsey und ein gewisser Thomas J. Brady, die beide eine einflußreiche Stellung in der republikanischen Partei einnahmen. Die ersten Schritte zu ihrer gerichtlichen Verfolgung wurden schon unter Garfield's Administration gethan, unter Arthur aber begann erst der eigentliche Proceß. Die öffentliche Meinung hielt die beiden Angeklagten auch nach ihrer Freisprechung für schuldig, und zwar zum Nachtheil der republikanischen Partei. Die in Neuyork erscheinende „Times", ein maßgebendes und bei ihren demokratischen Gegnern hochgeachtetes Blatt, setzte den Krieg gegen die sogenannten Sternpostdiebe fort und erklärte: „Wir halten es dem amerikanischen Volke gegenüber für unsere Pflicht, den von uns begonnenen Kampf gegen die Betrügerbande nicht aufzugeben. Die republikanische Partei ist es sich selbst und der Nation schuldig, sich bei dem gefällten Wahrspruch nicht zu beruhigen. Wenn Stephen W. Dorsey, Thomas J. Brady und die übrigen Sternpostdiebe uns wegen unsers Vorgehens gegen sie verklagen, so werden wir mit Freuden die Gelegenheit wahrnehmen, der republikanischen Partei und dem Lande den größten Dienst zu erweisen, den zu leisten wir fähig sind, indem wir vor einem gesetzlichen Gerichtshofe den Beweis führen, daß jene Herren Diebe sind, und daß wir die Wahrheit sagten, wenn wir sie so nannten." Die so schwer Angeschuldigten verklagten die „Times" nicht, und die republikanische Partei hatte in den Herbstwahlen des Jahres 1883 und bei der Präsidentenwahl 1884 schwer darunter zu leiden, daß einige ihrer hervorragenden Führer nicht gewillt oder nicht im Stande waren, sich vollständig von den Anklagen zu reinigen, die nicht nur von ihren politischen Gegnern, sondern auch von Parteigenossen laut und offen gegen sie erhoben wurden.

Als Ergänzung zu den oben aufgeführten statistischen Angaben über den Ausfuhrhandel der Vereinigten Staaten in dem mit dem 30. Juli 1882 abschließenden Finanzjahr mögen hier noch folgende, das Jahr 1883 betreffende Bemerkungen Platz finden. Nach dem mit großer Sorgfalt und Genauigkeit ausgearbeiteten Bericht des Chefs des Statistischen Bureau in Washington über den gesammten auswärtigen Handel der Union während des mit dem 30. Juni 1883 endenden Fiscaljahres übertraf dieser Handel an Werth den Handel jedes vorangehenden Jahres, indem er sich, die kostbaren Metalle ausgeschlossen, auf mehr als 1½ Milliarden, genauer auf 1546,928485 Doll. belief. Die Zunahme zeigt sich bei dem Export, der 823,805819 Doll. aufwies und den Export des vorangegangenen Finanz- oder Fiscaljahres um mehr als 90 Mill. Doll. überstieg. Der Werth der Handelsgüter, welche in dem am 30. Juni 1883 abschließenden Fiscaljahre importirt wurden, betrug 723,122660 Doll. und war nur einmal etwas übertroffen worden, und zwar durch das vorangehende Finanzjahr, welches einen Import von 724,639574 Doll. zeigte. Was die einzelnen Exportartikel anlangt, so stellte sich heraus, daß dieselben nach wie vor zum weitaus größten Theile (etwas mehr als 72 Proc.) aus Baumwolle und Nahrungsmitteln bestanden.

Darum konnte denn auch die in Neuyork erscheinende „Times" erklären: „72 Proc. des Exports von Nahrungsmitteln und reinem Rohmaterial werden den Vereinigten Staaten keinen allzu großen Gewinn von fremden Ländern einbringen. Ein solcher Export repräsentirt das Minimalproduct von Arbeit, und deshalb auch des Gewinnes für die Union. Wenn der für rohes oder halbbearbeitetes Material, für Maschinen u. s. w. gültige Tarif allmählich reducirt werden könnte, so würde eine solche Herabsetzung desselben unvermeidlich den Export von amerikanischen Manufacturwaaren erhöhen. Wir Amerikaner könnten und würden unzweifelhaft bei einer weisen Finanzwirthschaft in manchen Fabrikzweigen auf dem Weltmarkte glücklich mit andern Nationen concurriren. Wol hat die künstliche Unterstützung durch den Schutzzoll die Fabrikation einiger roher Stapelartikel, wie z. B. Eisen und Stahl, Baumwolle und Wolle, gefördert; es liegt aber klar zu Tage, daß die Zeit gekommen ist, wo diese Unterstützung allmählich aufhören kann, denn die Zölle und Abgaben auf importirtes Manufacturmaterial wirken hundertfach hemmend und störend auf den Fortschritt und das Gedeihen unserer wachsenden Industrie ein." Im Rückgange befand sich übrigens, trotz der verhältnißmäßig hohen Schutzzölle, der Export der Vereinigten Staaten an fabricirten Waaren seit einer Reihe von Jahren nicht; er hatte vielmehr, mit Ausnahme des Jahres 1880, von 1878 an bis 1883 beständig, wenn auch in keinem hohen Grade, zugenommen.

Den ultramontanen Wühlereien, die auch in Amerika nicht fehlen, gegenüber muß constatirt werden, daß der vierhundertjährige Geburtstag Martin Luther's in den Vereinigten Staaten an vielen Orten festlich begangen wurde. Die deutsche lutherische Synode, welche im Juni 1883 in Neuyork tagte, bewilligte sogar 30000 Doll. zur Stiftung eines deutschen Lehrstuhls am Seminar in Philadelphia zur Erinnerung an den genannten Tag.

Schon während des Sommers 1883 traf man mit Eifer Anstalten für die im October und November in mehrern Unionsstaaten vorzunehmenden Wahlen. Die Sturmflut, welche sich hier und da das Jahr zuvor gegen die republikanische Partei erhoben hatte, wiederholte sich bis zu einem gewissen Grade, und zwar um so mehr, als die Herbstwahlen von 1883 nicht nur eine locale Bedeutung hatten, sondern auch die nationalen Interessen der ganzen Union berührten, da sie geeignet waren, die Parteiverhältnisse für die bevorstehende Präsidentenwahl zu klären. Den Reigen in der Wahlbewegung eröffneten die beiden Staaten Ohio und Jowa. Die dortigen Wahlen wurden nicht mit Unrecht als die Vorläufer der noch wichtigern Novemberwahlen in den Staaten Neuyork, Pennsylvanien, Massachusetts, Virginien, Minnesota u. s. w. angesehen. Was zunächst den Staat Jowa anbetrifft, so handelte es sich dort um die Erwählung eines Gouverneurs und mehrerer anderer höherer Staatsbeamten. Die Republikaner, welche in diesem Staate in der Regel den Sieg über ihre demokratischen Gegner davonzutragen pflegten, hatten in ihre Plattform zwei Punkte aufgenommen, die nach der Ansicht mancher republikanischer Blätter nicht besonders geeignet waren, ihnen diesmal wiederum den Sieg zufallen zu lassen. Sie hatten sich einmal

mit großer Entschiedenheit für ein äußerst strenges Prohibitions- oder Temperenzgesetz ausgesprochen, welches die Verfassung des Staates Iowa so amendirte, daß daselbst weder die Fabrikation noch der Verkauf von berauschenden Getränken erlaubt sein sollte; dann hatten sie nicht minder entschieden einen streng schutzzöllnerischen Standpunkt eingenommen, indem sie den Demokraten vorwarfen, daß sie den zu Recht bestehenden Tarif in freihändlerischem Sinne umändern wollten. Das Resultat der Wahl war, daß die Republikaner mit etwa 30000 Stimmen Mehrheit ihre demokratischen Gegner aus dem Felde schlugen.

Anders als in Iowa gestaltete sich die Sache im Staate Ohio. Auch hier traten die Republikaner als Anhänger von Temperenzgesetzen und als Schutzzöllner auf, wenngleich in dem ersten Punkte nicht mit solcher Schroffheit wie in Iowa; allein der Staat Ohio, welcher im Jahre 1876 den Republikaner Hayes und im Jahre 1880 Garfield zum Präsidenten wählte, entschied sich 1883 mit einer ansehnlichen Stimmenmehrheit für die Candidaten der demokratischen Partei, die weder in der Temperenzfrage noch in der Tariffrage rigorose Grundsätze aufgestellt hatte. Es lag Grund zu der Annahme vor, daß das deutsche Element, welches seit längerer Zeit in Ohio eine gewisse Machtstellung einnahm, in seiner Majorität diesmal für die demokratische Partei in die Schranken getreten war. Hierzu hatte zweifelsohne die sehr geschickt abgefaßte Plattform der Demokraten nicht wenig beigetragen; der die Temperenzfrage behandelnde Paragraph derselben wahrte nämlich vollkommen die persönliche Freiheit und wollte letztere nur beschränkt wissen, soweit „das allgemeine Wohl“ es erheische. Die Prohibition wurde vollständig verworfen und die bösen Folgen des übermäßigen Genusses von gebrannten Getränken sollten vorzugsweise durch eine „weise und richtig abgemessene Licenzsteuer“ abgewendet werden. Eine noch geschicktere Fassung hatte der das Tarifwesen behandelnde Paragraph der Plattform erhalten; derselbe lautete in deutscher Uebersetzung ungefähr also: „Wir begünstigen einen Finanzzoll (a tarif for revenue), der ohne großen Geldaufwand der nationalen Regierung die nöthigen Einnahmen verschafft, dabei aber unbillige Lasten vermeidet, die einheimischen Productionsinteressen fördert und den arbeitenden Klassen einen gerechten Lohn (just compensation) sichert, ohne dem Monopolwesen Vorschub zu leisten.“ Der 47. Congreß, in welchem bekanntlich die Republikaner in der Mehrheit waren, hatte den Einfuhrzoll auf rohe Wolle herabgesetzt, den auf wollene Fabrikate aber wesentlich erhöht; dagegen protestirten die Demokraten von Ohio, und nicht mit Unrecht. Republikanische Blätter erklärten nun, die Demokraten des Staates Ohio seien im Herzen Freihändler, sie wagten es nur nicht, sich offen dahin auszusprechen; dies aber sei einer großen politischen Partei unwürdig. Hieran war ohne Zweifel etwas Wahres; eine Thatsache aber blieb es doch, daß die Ohio-Demokraten dem Beispiel ihrer Parteigenossen in Kentucky folgten und sich nicht als entschiedene Schutzzöllner hinstellten. Die demokratische Partei operirte hier so klug, daß sie sich den Freihändlern nicht abgeneigt zeigte, ohne die Schutzzöllner geradezu abzustoßen; die Folge davon war, daß sie ihre republikanischen Gegner aus dem Felde schlug.

In Pennsylvanien gestalteten sich die Verhältnisse für die Republikaner etwas

günstiger, weil dort eine Wiedervereinigung der sich kurze Zeit sehr schroff gegenüberstehenden regulären und unabhängigen Mitglieder dieser Partei zu Stande kam. Die Staatsconvention der demokratischen Partei von Neuyork ging in der Zoll- und Steuerfrage sehr vorsichtig voran; sie legte den Schwerpunkt ihres Programms auf die anerkannt gute Verwaltung des Staates durch den Gouverneur Grover Cleveland, protestirte aber doch auch gegen die von den pennsylvanischen Republikanern empfohlene Fortdauer der hohen Besteuerung des Volkes. Die Republikaner von Neuyork sprachen sich gegen den unterwerthigen Silberdollar aus und befürworteten überhaupt in der Gold- und Silberfrage eine gesunde Reformpolitik; hinsichtlich des Tarifs und der Binnensteuern verhielten sie sich mehr conservativ.

Die demokratische Staatsconvention in Massachusetts endlich nahm eine Plattform an, welche bezüglich der nationalen Politik in der Hauptsache die von der letzten demokratischen Nationalconvention in Cincinnati aufgestellten Grundsätze billigte. Man verlangte eine durchgreifende Civildienstreform, einen Tarif nur zu Einnahmezwecken, d. h. einen Finanzzoll, und Abschaffung aller drückenden Kriegssteuern. Den Temperenzlern wurden keine Zugeständnisse gemacht; man erklärte sich vielmehr ausdrücklich gegen alle, die Rechte der persönlichen Freiheit beschränkenden Aufwandsgesetze. Die Republikaner von Massachusetts nahmen in ihrer Plattform dagegen einen mehr schutzzöllnerischen Standpunkt ein, während sie sich den Temperenzlern und Prohibitionisten ebenfalls nicht sehr geneigt zeigten, sodaß diese sich veranlaßt sahen, ein selbständiges Staatsticket aufzustellen. Der Gouverneuramtscandidat der Demokraten von Massachusetts war wiederum der alte reichbegabte, aber demagogische Benjamin F. Butler, früher ein eifriger Republikaner; sein republikanischer Gegner war der ebenso talentvolle wie ehrliche George D. Robinson. Die Papiergeldleute unterstützten die Candidatur Butler's, konnten aber nicht verhindern, daß Robinson den Sieg davontrug.

Das Resultat der Herbstwahlen veränderte die Machtstellung der beiden großen Parteien wenig, sodaß es schwer war, daraus Schlüsse in Bezug auf die kommende Präsidentenwahl zu ziehen; immerhin schien es, als wenn das amerikanische Volk anfinge, des Regiments der republikanischen Partei überdrüssig zu werden. Man unterschätzte nicht die großen Verdienste, welche sich dieselbe um die Union erworben hatte, aber man übersah auch nicht die groben Fehler, welche sie sich hatte zu Schulden kommen lassen, namentlich in Bezug auf das öffentliche Aemterwesen. Schon im Sommer 1883 regten sich in Neuyork den „regulären" Republikanern gegenüber die „Unabhängigen", denen Karl Schurz nicht fern stand und die von der dortigen „Times" eine gewisse Unterstützung erhielten. Im September des genannten Jahres ging eine ähnliche Bewegung in Massachusetts vor sich, die dahin führte, daß in diesem Staate unter dem Vorsitz Theodor Lyman's eine Conferenz der Unabhängigen zusammentrat und einen Aufruf veröffentlichte, welcher die Erklärung enthielt, daß sie, die Unabhängigen, bei der bevorstehenden Staatswahl für keine Partei in die Schranken treten würden, weder für die republikanische, noch für die demokratische, die einen Butler zu ihrem Gouverneuramtscandidaten erkoren habe. Die Unabhängigen verlangten in erster

Linie eine gründliche Reform im Civildienste und ein Aufgeben der corrupten Maschinen- oder Boß-Politik. Sie erklärten offen, daß die Zeit für die Bildung einer neuen großen Partei vielleicht noch nicht gekommen sei, daß sie aber die unabhängige Bewegung in Fluß erhalten würden, bis eine der bestehenden Parteien, sei es die republikanische oder die demokratische oder eine dritte, neu zu gründende Partei den gerechten Anforderungen der Zeit Genüge leisten würde. Wiederum war es die neuyorker „Times“, die dem Vorangehen der Unabhängigen in Massachusetts Beifall zollte und die Hoffnung aussprach, daß diese Bewegung nicht im Sande verlaufen würde; daß dies nicht geschah, lehrte die Präsidentenwahl im Jahre 1884.

In Virginien, dem „Old Dominion“, wurde der Bundessenator Mahone, der übermüthige Führer der „Readjusters“, aufs Haupt geschlagen. Die Befriedigung über die Niederlage Mahone's und seines Anhangs war bei den Demokraten und den Republikanern ziemlich die gleiche; es war nur zu wünschen, daß die in Virginien wieder an das Ruder gelangte Demokratie durch die That an den Tag legen möchte, ihre Opposition gegen Mahone und Consorten beruhe auf andern als rein parteipolitischen Motiven, und daß sie namentlich zur ehrlichen Bezahlung der Schulden jenes Staates beizutragen bereit sei.

Am 3. Dec. 1883 trat der 48. Congreß zu seiner ersten Sitzung zusammen. Das Repräsentantenhaus zählte 325 Mitglieder, davon gehörten 191 zur demokratischen und 119 zur republikanischen Partei; die übrigen Mitglieder hatten sich keiner bestimmten Partei fest angeschlossen, sodaß die Demokraten hier über eine absolute Mehrheit von 59 Stimmen geboten. Im Senat dagegen hatten die Republikaner noch immer eine schwache Majorität. Erwähnenswerth ist, daß im Vergleich zu früher das deutsche Element ziemlich zahlreich im Repräsentantenhause vertreten war, und zwar durch 6 Demokraten und durch 2 Republikaner; Jene waren: Johann J. Kleiner aus Indiana, Leopold Morse (Maas) aus Massachusetts, Julius Hausmann aus Michigan, Nikolaus Müller aus Neuyork, Wilhelm Fiedler aus Neujersey und Peter Victor Deuster aus Wisconsin; die beiden Republikaner waren: Eduard Breitung aus Michigan und Richard Günther aus Wisconsin. Morse, Deuster und Günther gehörten schon dem 47. Congreß an, während Müller früher einmal seinen District in der Nationalgesetzgebung vertreten hatte. Als Congreßcandidaten waren im ganzen 22 Deutsche aufgestellt gewesen. Außer den genannten Volksvertretern saßen noch einige in Amerika geborene Deutsche im 48. Congreß; dies waren die Demokraten Daniel Ermentraut aus Pennsylvanien, der sich in Wort und Schrift um das Deutschthum verdient gemacht hatte, Wilhelm Dorsheimer aus der Stadt Neuyork, der bereits das Amt eines Vicegouverneurs in diesem Staate bekleidet hatte, Perry Belmont, ebenfalls aus Neuyork, und Wilhelm Mutchler aus Pennsylvanien. Die erste wichtige Amtshandlung, welche das Repräsentantenhaus vorzunehmen hatte, war die Wahl eines Sprechers; da sich die Demokraten in der Majorität befanden, so handelte es sich nur darum, daß sie sich über die Person des Candidaten einigten. Hier aber gingen die Meinungen sehr auseinander; die demokratischen Schutzzöllner

stimmten für Randall aus Pennsylvanien, die dem Freihandel zugeneigten Demokraten begünstigten die Erwählung von Carlisle aus Kentucky. Randall, der schon früher einmal das Sprecheramt mit Geschick bekleidet hatte, zählte zu den mehr conservativen Politikern der ältern Schule und wollte von einer weitern Reduction des Tarifs nichts wissen; Carlisle dagegen war einer weitern Reduction der Binnensteuern und einer zeitgemäßen Herabsetzung des Tarifs nicht abgeneigt; zu seinen Freunden gehörten die freihändlerisch gesinnten Demokraten Henry Watterson, ebenfalls aus Kentucky, William R. Morrison aus Illinois und Frank Hurd aus Ohio. Die neuyorker „Times" sagte über Carlisle unter anderm: „Wenn Carlisle das Sprecheramt erhält, so ist dies als ein «issue», d. h. ein neuer Umschwung in der demokratischen Partei anzusehen. Seine Erwählung bedeutet einen Bruch mit den alten Vorurtheilen, die aus dem Bürgerkriege stammen." Das Resultat der Sprecherwahl war, daß Carlisle mit 191 Stimmen, gegen 112, die auf Keifer fielen, zum Sprecher gewählt wurde; die übrigen wenigen Stimmen fielen theils auf Robinson, theils auf Wadsworth von Neuyork u. a. Nachdem so die Wahl entschieden war, führten Randall und Keifer Carlisle auf den Sprechersitz. Von allen Seiten mit Beifall begrüßt, leistete er zunächst den vorgeschriebenen Amtseid und hielt dann eine kurze, wiederholt durch Beifall unterbrochene Rede. „Ich bin überzeugt", sagte er unter anderm, „daß alle Gegenstände, welche den 48. Congreß beschäftigen mögen, sorgfältig von den Vertretern des Volkes in Betracht gezogen werden, und daß die Haltung des Repräsentantenhauses eine weise, wahrhaft conservative und patriotische sein wird. Plötzliche und radicale Umänderungen in den gesetzlichen Bestimmungen, welche die Handels- und Industrieverhältnisse der Nation betreffen, sollten niemals vorgenommen werden, es sei denn, daß das öffentliche Wohl sie gebieterisch (imperatively) verlange. Nach meiner Ansicht werden solche Umänderungen unter den gegenwärtigen Verhältnissen von keiner großen Anzahl von Bürgern, welche diesen Fragen eine ernste Aufmerksamkeit gewidmet haben, mit Beifall begrüßt werden. Ohne Zweifel sind manche Reformen nothwendig, und es wird Ihre Pflicht sein, nach sorgfältiger Untersuchung und Prüfung des ganzen Gegenstandes nach allen seinen Seiten zu entscheiden, wie weit diese Reformen auszudehnen und wann und wie sie durchzuführen sind. Sollte jemand fürchten, daß Ihr Verfahren mit Bezug auf den erwähnten oder irgendeinen andern Gegenstand thatsächlich ein Interesse verletzen oder einen vernünftigen Grund zur Besorgniß geben werde, so bin ich fest überzeugt, daß jene Furcht in angenehmer Weise (agreeably) getäuscht werden wird. Was das Land mit vollstem Rechte erwarten darf, das sind folgende Punkte: äußerste Sparsamkeit in jedem Verwaltungszweige der Regierung, gerechte und weise Vertheilung der Steuern und Abgaben zum allgemeinen Wohl, genaue Beobachtung der Vorschriften der Verfassung und gewissenhafte Achtung vor den Rechten und Interessen des ganzen Volkes, damit dasselbe geschützt sei, soweit der Congreß die Macht besitzt, es gegen Gewaltthätigkeiten zu schützen, dieselben mögen kommen, woher sie wollen."

Bei der in Amerika weitverbreiteten Ansicht, daß Carlisle noch einmal eine hervorragendere Rolle, als dies bisher geschehen ist, in der politischen Partei-

geschichte der Union spielen wird, erscheint es gerechtfertigt, wenn wir folgende biographische Angaben über ihn folgen lassen: John Griffin Carlisle wurde im Jahre 1835 in Kenton County im Staate Kentucky geboren; in einer gewöhnlichen Gemeindeschule herangebildet, war er kürzere Zeit Lehrer, widmete sich aber bald dem Studium der Jurisprudenz und prakticirte mehrere Jahre als Advocat in Covington. Im Jahre 1859 wurde er in die Gesetzgebung seines Geburtsstaates gewählt, wo er bis 1871 theils als Repräsentant, theils als Senator wirkte. In letztgenanntem Jahre erwählten ihn seine engern Mitbürger zum Vicegouverneur von Kentucky; 1876 war er Präsidentenwähler und dann Mitglied des 45., 46. und 47. Congresses; er hat sich gründliche nationalökonomische Kenntnisse erworben, war ein hervorragendes Mitglied des Ausschusses für „Mittel und Wege" und wird als ein schlagfertiger und wirksamer Redner angesehen.

Nachdem sich auch der Bundessenat durch Erwählung des republikanischen Senators Edmunds von Vermont zum Vorsitzenden organisirt hatte, sandte Präsident Arthur seine Botschaft an den Congreß ein. Der wesentliche Inhalt dieses Actenstückes war folgender:

Die Beziehungen der Vereinigten Staaten zum Auslande waren andauernd freundschaftlicher Art. Anlangend die Lage amerikanischer Staatsbürger in Rußland halte die Regierung der Union an ihrer Ueberzeugung fest, daß im Auslande weilende Staatsangehörige ihres religiösen Glaubensbekenntnisses wegen keine Schmälerung ihrer Rechte erleiden dürften. Was die commerziellen Schwierigkeiten mit Cuba und Portorico betreffe, so hoffe die Regierung, Spanien werde den Forderungen der Vereinigten Staaten vollauf Genüge leisten. Die Herstellung freundlicher und intimer Beziehungen zu Mexico sei eine Nothwendigkeit. Die Botschaft schlug die Ernennung von Generalconsuln in jedem der zu Centralamerika gehörenden Staaten vor; die durch den Willen des Volkes in Peru eingesetzte Regierung werde von den Vereinigten Staaten anerkannt werden. Was die Schuld Venezuelas an Frankreich betreffe, so habe die Unionsregierung den Cabineten von Berlin, Kopenhagen, Haag, London und Madrid die Grundlagen eines Arrangements vorgelegt, das Frankreich vorgeschlagen habe und dem der Präsident der Vereinigten Staaten zustimme. Zur weitern Entwickelung und Ausbildung der Beziehungen Amerikas zu den orientalischen Ländern seien in Persien, Siam und Korea amerikanische Gesandtschaften errichtet worden. Bei der Thätigkeit der Internationalen Afrikanischen Association am Congoflusse könnten die Vereinigten Staaten nicht gleichgültig bleiben; amerikanische Bürger seien zur Zeit dabei zwar noch nicht interessirt, aber es könne doch nothwendig werden, daß die Vereinigten Staaten mit andern Handelsmächten zusammenwirkten, um die Rechte des freien Verkehrs und der Niederlassung im Congothale zu sichern, ohne die Intervention oder politische Controle irgendeines einzelnen Staates, welcher es auch sein möge. Unter Bezugnahme auf die dem amerikanischen Handel durch die Zolleinrichtungen auf den spanischen Antillen, in Brasilien, der Türkei und in andern Staaten auferlegten Beschränkungen gab die Botschaft dem Congreß

anheim, ob gegen diese Staaten repressive Zollmaßregeln angezeigt erscheinen könnten. Auf die von Frankreich und Deutschland gegen die Einfuhr von amerikanischem Schweinefleisch erlassenen Verbote übergehend, bemerkte die Botschaft, daß Frankreich dies Verbot aufgehoben habe, Deutschland dagegen nicht: letzteres habe sogar eine freundschaftliche Einladung, Sachverständige nach den Vereinigten Staaten zu senden, um zu untersuchen, ob der Genuß dieses Fleisches gesundheitsgefährlich sei oder nicht, entschieden abgelehnt. In Betreff Englands constatirte der Präsident, es seien von dort wiederholt solche Personen nach den Vereinigten Staaten gesandt worden, die nicht im Stande gewesen wären, sich in Amerika zu ernähren und dem Gemeinwesen hätten zur Last fallen müssen; man habe dieselben daher zurückgesendet. Infolge dessen habe die englische Regierung die Versicherung gegeben, sie werde Vorkehrungen treffen, daß solche arme Personen (paupers) ferner nicht mehr nach der Union eingeschifft würden; leider sei dies aber doch geschehen, allerdings nicht direct, sondern über Canada. Es erscheine daher nothwendig, für solche Fälle legislatorische Maßregeln anzuordnen. Ueber den vielbesprochenen Clayton-Bulwer-Vertrag werde die Correspondenz mit England fortgesetzt und seinerzeit dem Congreß übermittelt werden.

Auf die Finanzlage des Landes übergehend, erklärte die Botschaft, der dem Congreß mitgetheilte Bericht des Finanzministers enthalte eine vollständige und interessante Darlegung derselben. Die Einnahmen in den letzten neun Monaten des laufenden Finanzjahres (1883/84) würden auf 343 Mill. Doll., die Ausgaben auf 258 Mill. Doll. veranschlagt. Die zur Amortisirung verwandte Summe betrage rund 45 Mill., sodaß demgemäß ein disponibler Ueberschuß von etwas mehr als 39 Mill. Doll. bleibe. „Wenn die Einkünfte", so heißt es in der Botschaft, „für das mit dem 30. Juni 1885 ablaufende Finanzjahr auf Grundlage der gegenwärtigen Gesetze geschätzt werden, wird sich mit Einschluß der für den Tilgungsfonds nöthigen Summe ein Ueberschuß von 60 Mill. Doll. ergeben. Bisher wurde der Ueberschuß stets sofort zur Verminderung der Bundesschuld verwandt, und so sind die einzigen nach Belieben (at the pleasure) der Regierung einlösbaren Bonds, welche noch ausstehen, die 3proc. im Betrage von etwa 305 Mill. Doll. Die $4^1/_2$proc. im Betrage von 250 Mill. und die 4proc. im Betrage von 737 Mill. Doll. sind nicht vor den Jahren 1891 und 1907 einlösbar." Sollten die Ueberschüsse in Zukunft so groß sein, wie die gegenwärtigen Voranschläge des Finanzministers annehmen lassen, dann könnten sämmtliche 3proc. Bonds mindestens vier Jahre vor dem Fälligwerden irgendeines Theiles der $4^1/_2$proc. eingelöst sein. Letztere könnten, falls die Ueberschüsse immer dieselben blieben, beim Fälligwerden bezahlt werden und das zur Einlösung der 4proc. Bonds erforderliche Geld würde sich schon manche Jahre vor ihrem Fälligwerden im Schatzamte befinden. Der Präsident war nun aber der Ansicht, daß zwingende Gründe vorlägen, die öffentliche Schuld nicht so schnell zu tilgen, weil diese Tilgung nur durch übermäßige Steuern bewerkstelligt werden könnte. Wenn er die Klugheit einer Reduction der Steuern und des Zolltarifs auch vollkommen anerkenne, so rathe er doch, in der gegenwärtigen Session des Congresses keine Maßregeln zu ergreifen, welche die Höhe der Staatseinnahmen bedeutend ver-

mindern würden. Das Resultat der Gesetzgebung des vergangenen Jahres liege noch nicht klar genug vor, um eine durchgreifende Revision (a radical revision) oder große Veränderungen zu rechtfertigen. Die Botschaft machte daher den Vorschlag, einen Theil des Ueberschusses zur Verstärkung der Kriegsflotte und zur Verbesserung der Küstenvertheidigung zu verwenden. Da die 3proc. Obligationen, welche von den Nationalbanken als Garantie für ihre im Umlauf befindlichen Noten hinterlegt seien, möglicherweise eingelöst werden müßten, war der Präsident der Ansicht, das beste Mittel, eine Verringerung des Notenumlaufes zu vermeiden, würde ein Gesetz sein, durch welches die Taxen auf den Notenumlauf abgeschafft würden und die Banken die Erlaubniß erhielten, Banknoten bis zu einem Betrage von 90 Proc. ihres Effectiv- oder Curswerthes zu emittiren. Er brachte ferner die Einlösung der Trade- oder Handelsdollars, die im Verkehr nicht mehr angenommen wurden, zum Metallwerth in Vorschlag. Was die Verstärkung der Kriegsflotte angehe, so hätten die Vereinigten Staaten durchaus nicht die Absicht, eine Flotte zu schaffen und in Stand zu erhalten, welche der Kriegsmarine anderer großer Staaten Concurrenz machen sollte. Die Union beabsichtige keine Eroberungen im Auslande, auch sei keine Gefahr für Friedensstörung vorhanden, aber die Vereinigten Staaten müßten eine Flotte besitzen, die im Stande sei, ihre Häfen zu vertheidigen, den Handel zu schützen und die nationale Ehre aufrecht zu erhalten.

Auf Anrathen des Finanzministers empfahl Präsident Arthur die Verschmelzung gewisser Zollbezirke in derselben Weise, wie dies mit den Steuerbezirken geschehen war. Bezirke der letzten Art gab es am Schlusse der Sitzung des 47. Congresses 126, die seitdem durch den Präsidenten im Einklang mit einem Congreßbeschluß auf 83 vermindert worden waren. Ueber das Postdepartement enthielt die Botschaft nur günstige Mittheilungen, weshalb der Präsident den Vorschlag machte, in der ganzen Union das Porto für Stadtbriefe von 2 C. auf 1 C. herabzusetzen. Hinsichtlich des Telegraphenwesens war der Präsident der Ansicht, daß die Bundesregierung „eine Art von Oberaufsicht" (some sort of supervision) über das gesammte Telegraphenwesen in der Union ausüben müsse. Der Civildienst wurde in der Botschaft nur sehr kurz berührt; der Präsident begnügte sich mit der Mittheilung, daß die Wirkungen der Pendleton-Bill nur günstige gewesen seien; seit dem 16. Juli 1883 seien bei der Verleihung von öffentlichen Aemtern seines Wissens keine religiösen oder politischen Parteirücksichten genommen worden. Was die Polygamie bei den Mormonen anbetrifft, so reichten die bisher erlassenen Gesetze zur Unterdrückung dieses Instituts nicht aus; deshalb müßten „die stärksten Mittel" (the stoutest weapons), welche die Verfassung erlaube, angewandt werden. Schließlich empfahl die Botschaft mit warmen Worten, daß der Congreß die in Neuorleans geplante Centennialausstellung unterstützen und den Elementarunterricht in manchen Theilen des Landes mehr als bisher fördern möge, daß bessere Maßregeln zum Schutze der Wälder ergriffen und die gerechten Klagen des Handelsstandes und des Publikums überhaupt über die Bedrückungen, die ihnen die Eisenbahnmonopolisten zufügen, berücksichtigt würden.

Ohne Frage enthielt die Botschaft des Präsidenten Arthur eine ganze Reihe bedeutungsvoller Winke und empfehlenswerther Rathschläge, leider aber fand sich der Congreß nicht bewogen, denselben die gebührende Beachtung zu schenken. Nur in wenigen Punkten, und zwar nicht immer in den wichtigsten, lieh die Bundesgesetzgebung der Regierung den nöthigen Beistand. Es ist dies übrigens in den Vereinigten Staaten eine gewöhnliche Erscheinung, wenn eine Präsidentenwahl, wie dies für das Jahr 1884 der Fall war, in naher Aussicht steht. Man fürchtet sich dann, durch tief einschneidende Beschlüsse eine böse Stimmung im Volke wachzurufen; außerdem drängt die Präsidentenmacherei jede nützliche legislative Thätigkeit mehr als billig in den Hintergrund. Die in der ersten Hälfte des Juli abgehaltene Nationalconvention der demokratischen Partei veranlaßte den Congreß, sich am 7. Juli zu vertagen, nachdem er die zum regelmäßigen Fortgang der Regierungsmaschine unerläßlichen „Bewilligungsgesetze" (appropriation-bills) zu Stande gebracht und einige andere Maßregeln von mehr oder weniger untergeordneter Bedeutung getroffen hatte. Zu den bedeutungsvollern Handlungen des Congresses gehörte u. a. der vom Bundessenat ratificirte Zollvertrag zwischen den Vereinigten Staaten und Mexico. Nach den Bestimmungen dieses Vertrags wahrten sich die Regierungen beider Länder die Befugniß, Gesetze, Regulative und solche Bestimmungen zu erlassen, wie sie zur Verhütung von Zolldefraudationen für angemessen erachten mochten. Wenn aber die eine oder die andere der beiden Regierungen sich durch die getroffenen Veränderungen verletzt fühlte, so konnte sie den Vertrag kündigen, worauf derselbe nach 6 Monaten hinfällig wurde. Die Gesetze und Regulative sollten zur Ausführung der Vertragsbestimmungen binnen 12 Monaten nach der Ratificirung des Vertrages erlassen werden; letzterer sollte vorläufig 6 Jahre in Kraft bleiben. Ferner wurde auf Anregung des Repräsentantenhauses die Ernennung einer Commission beschlossen, welche zwei Jahre thätig sein und ihr Bestreben darauf richten sollte, den Handelsverkehr zwischen den süd- und mittelamerikanischen Staaten einerseits und der Nordamerikanischen Union andererseits zu fördern und zu erweitern. Die hierauf bezügliche Bill verfügte, daß die zu ernennende Commission die Staaten Mexico, Guatemala, Honduras, Salvador, Nicaragua, Costa-Rica, Columbia, Venezuela, Ecuador, Peru, Bolivia, die Argentinische Republik, Chile, Uruguay, Paraguay und Brasilien zu besuchen habe und daß die in jenen Ländern die Union vertretenden Gesandten und Consuln den Mitgliedern der Commission in ihren Bemühungen jede mögliche Unterstützung zutheil werden lassen sollten. Die Commission hat denn auch im Sommer 1885 einen Bericht über ihre Thätigkeit erstattet. Außerdem ging von dem im Repräsentantenhause „für öffentliche Ländereien" niedergesetzten Ausschuß eine Bill aus, welche die ungesetzliche Besitzergreifung von Regierungsland zu verhindern bestimmt war. Dieser Bill war ein in sehr starken und entschiedenen Ausdrücken abgefaßter Bericht beigegeben, aus welchem hervorging, daß der Unfug, welchem durch das betreffende Gesetz gesteuert werden sollte, in der That sehr groß war. Der erwähnte Ausschuß berichtete unter anderm, daß wiederholt weite Strecken fruchtbaren Landes in Wyoming, Texas, Dakota, Arkansas, dem Indianerterritorium u. s. w. von Viehzüchtercorporationen und deren Untergebenen, den so-

genannten „Kuhjungen" (cowboys), in ungesetzlicher Weise eingefriedigt, d. h. in Besitz genommen waren, und daß viele dieser offenbaren Landräubereien das Werk von Ausländern, namentlich Engländern, seien, die mit großer Dreistigkeit die Amerikaner an der regelrechten Besiedelung des der amerikanischen Regierung, d. h. der Union, gehörenden Landes verhinderten oder die Indianer auf deren Reservationen zu Aufständen trieben. Solche Aufstände fanden z. B. auch im Sommer 1885 statt, wurden aber durch den General Sheridan schnell unterdrückt und gaben dem Präsidenten Cleveland Gelegenheit, mit voller Energie gegen diese Viehzüchtercorporationen einzuschreiten.

Für die Centennialausstellung in Neuorleans bewilligte der Congreß 1 Mill. Doll.; dieselbe fiel im ganzen in zufriedenstellender Weise aus, Mexico betheiligte sich daran sehr freundnachbarlich. Ein von dem Repräsentanten Dorsheimer aus Neuyork gestellter Antrag, die von ihm zum Schutze gegen unbefugten Nachdruck eingebrachte Bill bald zu berathen, wurde, nachdem seltsamerweise der Deutsch-Amerikaner Deuster dagegen gesprochen, abgelehnt, womit die Bill begraben war. Die Vorschläge des Präsidenten hinsichtlich des Telegraphenwesens gaben zu längern Debatten Veranlassung, doch führten diese zu keinem befriedigenden Resultat; ebenso wurden zur Hebung der Rhederei keine wirksamen Schritte gethan. Die Gold- und Silberfrage blieb unerledigt; auch in Bezug auf den Tarif wagte der Congreß nicht reformirend voranzugehen; selbst die vom Repräsentanten William R. Morrison eingebrachte Bill, welche nur als ein sehr gemäßigter und conservativer Versuch, das Zollwesen besser zu regeln, angesehen werden konnte, blieb ohne Wirkung; nur die Debatten über die Ausfuhr von Fleischwaaren gaben Hoffnung, daß die Bundesregierung ein wirksames Inspectionssystem einführen würde. Hinsichtlich des Mormonenthums lautete ein von den nach Utah gesandten Commissaren an den Minister des Innern erstatteter Bericht dahin, daß die vom Congreß gegen die Polygamie erlassenen Gesetze nicht ohne Erfolg sein würden.

Die vom Repräsentantenhause des Congresses am 9. Jan. 1884 zu Ehren des Abgeordneten Eduard Lasker, der bekanntlich in Amerika starb, angenommene Resolution hatte in Deutschland nicht überall Anklang gefunden; dieser Umstand veranlaßte das Repräsentantenhaus, am 19. März die folgenden, von dem Ausschuß für auswärtige Angelegenheiten empfohlenen Resolutionen anzunehmen: „Der am 9. Jan. vom Repräsentantenhause angenommene Beschluß sollte der deutschen Regierung und dem deutschen Volke das Mitgefühl bei dem Tode eines angesehenen und geehrten Mannes ausdrücken, der in diesem Lande gestorben ist und der seinem Heimatlande als Mitglied der höchsten gesetzgebenden Körperschaft desselben gedient hatte, er sollte ein Tribut der Achtung für das Andenken jenes Mannes sein. Während der Ausschuß der Ansicht ist, daß der betreffende Beschluß in demselben Sinne der Herzlichkeit und des Wohlwollens, der ihm zu Grunde lag, hätte empfangen und befördert werden sollen, enthält er sich, weil das nicht in den Bereich seiner Beurtheilung fällt, jeder Meinungsäußerung darüber, ob der von den deutschen Behörden eingeschlagene Weg in Uebereinstimmung mit den auf die Regelung der innern Angelegenheiten des Deutschen Reiches bezüglichen Usancen gewesen ist. Die würdige Haltung, welche das Staatsdepartement beobachtet hat,

verdient das Vertrauen des Landes, welches ihm auch zutheil werden wird, indem jene Behörde den hohen Standpunkt, den sie seit der Einrichtung der Bundesregierung eingenommen, auch diesmal gewahrt hat. Was die am 10. März im Hause eingebrachten Anträge anlangt, so ist der Ausschuß der Ansicht, daß sie ihrem Wortlaut nach überflüssig, unerheblich und unnöthig sind, um die Würde und Ehre des Hauses zu wahren. Der Ausschuß stellt aber hiermit die betreffenden Anträge mit dem Wunsche, daß sie auf den Tisch des Hauses niedergelegt werden, zurück und empfiehlt an ihrer Stelle den folgenden Beschluß: daß die am 9. Jan. 1884 von diesem Hause aus Anlaß des Todes Dr. Eduard Lasker's angenommenen Resolutionen den Tribut der Achtung für einen in den Vereinigten Staaten gestorbenen hervorragenden fremden Staatsmann und volle Sympathie mit dem deutschen Volke, dessen ehrenwerther Vertreter er war, ausdrücken sollen; ferner, daß das Haus, da es officiell nichts mit den Beziehungen zwischen den executiven und legislativen Zweigen der deutschen Regierung zu thun hat, es nicht durch seine Würde für geboten erachtet, die Art und Weise der Entgegennahme der Resolution oder die Umstände, welche es verhinderten, daß dieselben ihre Bestimmung erreichten, nachdem sie auf dem geeigneten Wege der deutschen Regierung übermittelt worden waren, einer Kritik zu unterziehen." Diese Beschlüsse wurden angenommen; dasselbe geschah mit folgender Resolution: „Das Haus erwidert herzlich die von der Liberalen Vereinigung des Deutschen Reichstages ausgesprochenen Wünsche hinsichtlich einer engen Verbindung beider Nationen und würdigt ihre freundliche Anerkennung der von diesem Hause ausgesprochenen Sympathie für diejenigen, welche den Tod Eduard Lasker's betrauern." Beide Resolutionen wurden in das Protokoll des Hauses aufgenommen.

Schon zu verschiedenen malen war jenseit des Atlantischen Oceans in den Köpfen hochstrebender oder ehrgeiziger Politiker der Plan aufgetaucht, einen Congreß sämmtlicher Staaten des amerikanischen Continents zur Hebung und Förderung der handelspolitischen Beziehungen dieser Länder abzuhalten; immer aber wurde dieser Plan aus dem einen oder andern Grunde wieder fallen gelassen. Im Frühjahr 1884 wurde indeß der Gedanke eines panamerikanischen Congresses von neuem aufgenommen, indem im Bundessenat zu Washington der Ausschuß für auswärtige Angelegenheiten in Uebereinstimmung mit gewissen, vom Staatssecretär Frelinghuysen gemachten Vorschlägen ein Amendement zur Appropriations- oder Bewilligungsbill für den diplomatischen Dienst einbrachte, welches die Summe von 100000 Doll. für eine Commission bewilligte, deren Aufgabe es sein sollte, „die Beziehungen der Nordamerikanischen Union zu den verschiedenen Staaten Mittel- und Südamerikas zu prüfen, sowie die Frage, wie sich intimere nationale und commerzielle Beziehungen zwischen diesen Staaten und der Union am besten herstellen ließen, zu untersuchen und darüber zu berichten". Außerdem stimmte der Ausschuß der Abhaltung eines allgemeinen Congresses sämmtlicher amerikanischer Staaten in Washington bei, falls ein solches Vorgehen in amerikanischem Interesse rathsam erschiene. Dieser Schritt der Regierung der Vereinigten Staaten im Bunde mit dem Senat des Congresses erinnert daran, daß bereits James

G. Blaine während seiner kurzen Laufbahn als Staatssecretär unter dem Präsidenten Garfield das Zustandekommen eines solchen panamerikanischen Congresses mit aller Energie angeregt hatte. Blaine hatte jetzt die Genugthuung, den behutsamen und vorsichtigen Frelinghuysen in seine Fußstapfen treten zu sehen. Es war übrigens nicht möglich, daß Präsident Arthur, der sich mit Blaine von neuem um das Präsidentenamt bewarb, letzterm eine Waffe entwinden und für sich gebrauchen wollte, wobei er die Unterstützung Frelinghuysen's annahm; doch was auch immer der eigentliche Grund gewesen sein mag, durch den Arthur bestimmt wurde, den frühern Plan Blaine's zu dem seinigen zu machen, so viel steht fest, daß derselbe im amerikanischen Volke vielfach eine günstige Aufnahme fand. Die alte Monroe-Doctrin, nach welcher Amerika nur den Amerikanern gehört, hat in den Vereinigten Staaten zu allen Zeiten einen guten Klang gehabt. Die Gründe, welche das Zustandekommen des Congresses wünschenswerth erscheinen ließen, waren vom Minister Frelinghuysen sehr gut in einem Schreiben entwickelt, welches er dem Bundessenator Miller, dem Vorsitzenden des Senatsausschusses für auswärtige Angelegenheiten, übersandte. In diesem Schreiben heißt es: „Die Geschichte der Diplomatie beweist, daß enge politische Beziehungen und Freundschaften aus der Gemeinsamkeit der Handelsinteressen entspringen. Der Kaufmann oder Händler ist der Vorläufer oder Helfer diplomatischer Intimität und internationaler Freundschaft.“ Nur gegen eine sofortige Berufung des Congresses, wie sie in den Vereinigten Staaten von verschiedenen Seiten in Vorschlag gebracht und warm befürwortet worden war, wurden von Frelinghuysen gewichtige Bedenken erhoben. „Ich fürchte“, sagte er, „daß ein Congreß, der in so kurzer Zeit zusammenträte, ohne daß die verschiedenen amerikanischen Regierungen vorher darüber conferirt und ein durchgearbeitetes Programm für die Erörterung aufgestellt haben, nicht im Stande ist, ein werthvolles Resultat zu erzielen. Wie unzweckmäßig es ist, einen Congreß zu berufen, ohne sich vorher einer allgemeinen Uebereinstimmung versichert zu haben, das hat sich im Jahre 1880 gezeigt, als die columbische Regierung einen Congreß der spanisch-amerikanischen Staaten nach Panamá berief, um Maßnahmen zur Wahrung des Friedens vermittels internationaler Schiedsgerichte zu treffen. Nur wenige Staaten waren vertreten, und es gelang der Conferenz nicht, eine Uebereinstimmung der Ansichten zu erzielen; die Conferenz löste sich auf, ohne etwas geschaffen zu haben, außer vielleicht ein Vorurtheil gegen die Erneuerung eines ähnlichen Projects. Ueberdies ist es wahrscheinlich, daß andere Staaten, besonders die kleinern und schwächern, einen Allianzvertrag wünschen würden, der ihnen im Falle eines Angriffs Schutz und Vertheidigung seitens der Vereinigten Staaten sichern möchte. Es würde auch materielle Beihülfe zum Bau ihrer Eisenbahnen und ähnlicher öffentlicher Werke erwartet werden, und wir vermöchten uns weder auf das eine noch auf das andere einzulassen. In der Conferenz würde außerdem der kleinste Staat ebenso viel zu sagen wünschen wie die Vereinigten Staaten, und wenn wir auch durch die gefaßten Beschlüsse nicht nothwendigerweise uns als gebunden betrachten müßten, so würde unser Einfluß in manchen amerikanischen Staaten doch eher geschwächt als gestärkt werden, im Falle wir uns gezwungen fühlten, die von der Conferenz beschlossenen Maß-

nahmen zu verwerfen." Der Minister Frelinghuysen wollte schließlich nur den Abschluß einer Reihe von Handelsverträgen mit den Staaten von Central- und Südamerika erzielen und zu gleicher Zeit auf Adoptirung einer gemeinsamen Silbermünze, etwa dem Werthe des amerikanischen Golddollars entsprechend, hinwirken. Aus allen diesen Plänen ist aber nichts geworden, ausgenommen die Sendung der obenerwähnten Commission, deren Aufgabe es war, zunächst den Handelsverkehr zwischen der Union und den Staaten in Süd- und Centralamerika zu fördern.

Bevor wir auf die Schilderung der weitern politischen Ereignisse des Jahres 1884 eingehen, erscheint es angebracht, mit einigen Worten des Hinscheidens eines Mannes zu gedenken, der zu den Hauptaposteln der alten Abolitionistenpartei in den Vereinigten Staaten gehörte. Am 2. Febr. 1884 starb Wendell Phillips, der in gerader Linie von einem der alten Puritaner stammte, die sich, um religiösen und politischen Verfolgungen zu entgehen, im Jahre 1630 in Massachusetts niederließen und ein freies Gemeinwesen gründeten. Sein Vater, John Phillips, war erster Mayor der Stadt Boston. Am 29. Nov. 1811 geboren, besuchte Wendell Phillips zunächst die Schulen in Boston, darauf das Harvard-College und widmete sich alsdann in Cambridge bei Boston dem Studium der Jurisprudenz. Um diese Zeit gründete William Lloyd Garrison die Abolitionistenpartei, und Phillips schloß sich, obschon er bereits eine einträgliche Advocatenpraxis hatte, mit Eifer Garrison's Bestrebungen an. Eine feurige Rede, die er im December 1837 in der historisch berühmten Faneuil-Hall in Boston hielt, machte seinen Namen bald in weitern Kreisen bekannt, und in kurzer Zeit zählte er zu den gefürchtetsten und gehaßtesten Gegnern der Negersklaverei. Der Umstand, daß auch die Frauen von Neuengland leidenschaftliche Abolitionistinnen waren, trug wesentlich dazu bei, daß Phillips in späterer Zeit ein warmer Vertheidiger der sogenannten Frauenrechte wurde und die namentlich von Frauen geleiteten Temperenzbestrebungen unterstützte. Das Institut der Negersklaverei, dessen Bekämpfung Phillips im Jahre 1836 unternahm, schien in den Vereinigten Staaten so tiefe politische und sociale Wurzeln geschlagen zu haben, daß man zu jener Zeit ziemlich allgemein annahm, es würden zu dessen völliger Aufhebung und Vernichtung mehrere Generationen gehören; 17 Jahre, nachdem Phillips seine Advocatenlaufbahn aufgegeben hatte und Abolitionistenführer geworden war, bildete die Sklavenfrage den Kernpunkt der amerikanischen Politik, sodaß gegen sie alle andern Fragen, auch die Bank- und Tariffrage, zurücktraten. Die Schnelligkeit, mit welcher neue und lebenskräftige Ideen Wurzeln schlagen, ist oft eine erstaunliche und macht die Berechnungen großer Politiker zu Schanden. Was 1837 noch im Süden und Norden der Union vielfach als ein verbrecherischer Wahnsinn angesehen wurde, war 27 Jahre später eine vollendete Thatsache und wurde mit Recht als ein Sieg der Humanität gefeiert. Die Negersklaverei hatte aufgehört eine zu Recht bestehende Institution in den Vereinigten Staaten zu sein; aber Wendell Phillips, der ein geborener Agitator war, wurde nun ein verbissener Mensch, dessen Begeisterung sich vielfach in Fanatismus verwandelte. Sein unruhiger Geist ließ ihn stets neue Fragen auf-

suchen und neue Agitationen beginnen. Nicht zufrieden damit, daß die Neger gleiche Rechte mit den Weißen erlangt hatten, strebte er jetzt auch danach, den Frauen das politische Stimmrecht zu verschaffen. Er war eben nur ein gewaltiger Agitator, der wol durch seine glühende Beredsamkeit auch in guten Dingen die Leidenschaften entflammen konnte; aber das aufbauende Organisationstalent eines wirklichen Staatsmannes besaß er nicht. Was er zu thun vermochte, das war 20 Jahre vor seinem Tode in der Hauptsache vollendet. Wenn er sich nach der Aufhebung der Negersklaverei mit der Verwirklichung der sogenannten Frauenrechte befaßte, wenn er aus einem Abolitionsapostel ein fanatischer Temperenzapostel und ein Papiergeldmann wurde, der sich mit dem ebenso ehrgeizigen wie corrupten Benjamin F. Butler verbinden konnte, so trübte er damit seinen bis dahin glänzenden und unbefleckten Namen. Allein der Tod versöhnt so manches, und so wird auch das Andenken an Wendell Phillips im großen und ganzen dem amerikanischen Volke stets lieb und theuer bleiben, um so mehr, als er sich niemals durch selbstsüchtige und schmuzige Motive leiten ließ. Er war stets ein Freund der Armen und Nothleidenden, und da er über nicht geringe Geldmittel verfügte, war er stets bereit, mit offener Hand zu geben, wenn Bedürftige ihm nahten; auch liebte er es nicht, wenn von seiner Wohlthätigkeit irgendwie Aufhebens gemacht wurde. In religiöser Beziehung war er ein gläubiger Christ, aber kein Frömmler; das beweist seine treffliche Grabrede, die er Theodor Parker hielt. Die Kirche besuchte er sehr selten und hielt sich von den orthodoxen Theologen, die vor dem Bürgerkriege zumeist der Negersklaverei das Wort redeten, fern.

Der 48. Congreß hatte noch nicht seine erste Sitzung geschlossen, als die Partei der Republikaner am 3. Juni 1884 in Chicago ihre Nationalconvention abhielt, um aus ihren Reihen die Ernennung der Candidaten für das Amt des Präsidenten und das des Vicepräsidenten vorzunehmen. Den Vorsitz in der Versammlung führte das frühere Congreßmitglied John B. Henderson aus dem Staate Missouri. Es standen sich ziemlich scharf die Anhänger von James G. Blaine aus Maine, Chester A. Arthur und George F. Edmunds aus Vermont gegenüber. Bei der ersten Abstimmung fielen von 813 Stimmen auf Blaine 334, auf Arthur 278 und auf Edmunds, den Candidaten der unabhängigen Republikaner, 93; die übrigen Stimmen zersplitterten sich; erst die vierte Abstimmung führte ein endgültiges Resultat herbei, indem Blaine die absolute Majorität mit 541 Stimmen erhielt und damit zum Präsidentschaftscandidaten der republikanischen Partei ernannt war. Als Candidat für das Amt des Vicepräsidenten wurde einstimmig John A. Logan aus Illinois ernannt. Wenige Tage, nachdem dies geschehen, traten die Führer der unabhängigen Republikaner zusammen und organisirten sich unter dem Vorsitz von George W. Curtis als „unabhängiges republikanisches Comité“; zu gleicher Zeit wurde ein Aufruf erlassen, für den in der ganzen Union Unterschriften gesammelt wurden. Dieser Aufruf lautete also: „Die Unterzeichneten, welche gegen die Nomination Blaine's und Logan's protestiren, beabsichtigen gemeinsam mit ihren republikanischen Parteigenossen und unabhängigen Stimmgebern Vertreter zu einer allgemeinen Conferenz zu senden, welche unver-

züglich nach der demokratischen Nationalconvention gehalten werden soll. Diese Conferenz soll für den Fall, daß die demokratischen Nominationen nicht die Unterstützung von seiten der protestirenden Republikaner rechtfertigen, erwägen, welche weitern Schritte nothwendig sein mögen, um Candidaten zu erlangen, die an das Interesse einer reinen und ehrlichen Politik und an den nüchternen und rechtschaffenen Sinn des amerikanischen Volkes appelliren." Dieser Schritt der unabhängigen Republikaner blieb nicht ohne Folgen, er wurde verhängnißvoll für die Candidatur Blaine's.

Am 7. Juli tagte die Nationalconvention der demokratischen Partei ebenfalls in Chicago und zwar unter dem Vorsitz von William F. Vilas. Die Zahl der Conventionsmitglieder belief sich auf 820; die Hauptcandidaten waren Grover Cleveland aus Neuyork, James A. Bayard aus Delaware und Thomas H. Hendricks aus Indiana. Schon bei der zweiten Abstimmung erhielt Cleveland, dessen Candidatur auch den unabhängigen Republikanern genehm war, von 820 Stimmen 683 und damit die Nomination seiner Partei für das Präsidentenamt, während Hendricks nahezu einstimmig als Candidat für das Amt des Vicepräsidenten ernannt wurde. Cleveland's Nomination kam übrigens nicht ohne harten Kampf zu Stande; denn der ehrgeizige Benjamin F. Butler aus Massachusetts und John Kelly, der berüchtigte Führer von Tammany-Hall, einem meist aus Irländern bestehenden Vereine in Neuyork, bekämpften ihn äußerst hartnäckig, da er sich als Gouverneur des Staates Neuyork und schon früher als ein unbestechlicher Mann und entschiedener Gegner des corrumpirenden Beutesystems im Staatsdienste bewährt hatte.

Was die von den beiden Nationalconventionen angenommenen Plattformen anbetrifft, so berührten natürlich beide die zwei wesentlichsten Punkte: die Tariffrage und die Aemterfrage. Die Demokraten nahmen allerdings keinen freihändlerischen Standpunkt ein, aber sie sahen den Tarif doch vorzugsweise nur als eine Einnahmequelle (only for revenue) an, während die Republikaner als entschiedene Schutzzollfreunde auftraten und von einem Tarif „only for revenue" nichts wissen wollten. Hinsichtlich der Aemterfrage waren beide Plattformen nicht ganz befriedigend, da sie sich nicht mit vollster Klarheit und Entschiedenheit gegen das verderbliche Beutesystem aussprachen.

Außer den Republikanern und den Demokraten traten auch noch andere Parteien, die allerdings von geringerer Bedeutung waren, in den Wahlkampf ein. Die sogenannte Arbeiter- und Papiergeldpartei ernannte den wiederholt erwähnten Benjamin F. Butler zu ihrem Bannerträger; die Temperenzleute ernannten einen gewissen St. John zu ihrem Präsidentschaftscandidaten, und damit auch der Humor nicht fehle, erhoben die Anhänger des Frauenstimmrechts sogar eine Dame, Belva Lockwood, als Bewerberin um das Präsidentenamt auf ihren Schild.

Der im November stattfindenden Wahl der Electoren, oder Präsidentenwähler gingen noch einige Wahlen in einzelnen Unionsstaaten voran, doch ließ das Resultat derselben keinen bestimmten Schluß auf den Ausfall der Präsidentenwahl ziehen. Es waren jene Staatswahlen gleichsam nur kleine Vorpostengefechte, denen die Hauptschlacht nachfolgte. Der Präsidentenwahlkampf in den Vereinigten

Staaten gleicht in der That einem dreiactigen Drama, dessen erster Act mit der Nomination der Candidaten abschließt, während der zweite Act durch die Agitationen und Sonderwahlen in den einzelnen Staaten der Union (die Territorien nehmen an der Präsidentenwahl nicht theil) ausgefüllt wird, der dritte aber die Wahl der Electoren bildet, welche dann ihrerseits die ganze Wahl dem Abschluß entgegenführen. Wir nähern uns jetzt der Besprechung des dritten Actes. Selbstverständlich wurden von den einzelnen Parteien alle Mittel angewandt, um in der Electorenwahl den Sieg davonzutragen. James G. Blaine selbst scheute sich nicht offen zu erklären, daß ein Sieg der demokratischen Partei die Unterdrückung der kaum befreiten Neger in den Südstaaten zur Folge haben würde, und ein als Novellist nicht unrühmlich bekannter Mann, der Richter Tourgee, behauptete, daß die Erwählung eines demokratischen Präsidenten gleichbedeutend sei mit der Uebertragung der gesammten Bundesgewalt auf den Süden der Union, welcher die Hauptstütze der demokratischen Partei bilde und als der Todfeind jeder wahrhaft freien Regierung angesehen werden müsse. Andere republikanische Führer bemühten sich, der farbigen Bevölkerung des Südens die Besorgniß einzuflößen, daß der Uebergang der Präsidentur von einem Republikaner auf einen Demokraten den Farbigen unter allen Umständen die erworbenen politischen Rechte wieder rauben werde. Solchen falschen Darstellungen trat nun der sonst so zurückhaltende Cleveland selbst mit einer öffentlichen Erklärung entgegen: „Ich bin erstaunt darüber, daß unter der farbigen Bevölkerung des Südens die Besorgniß existiren soll, die ihnen von den Bundesgesetzen und der Constitution gewährleisteten Rechte sollten infolge der Erwählung eines demokratischen Präsidenten in irgendeiner Weise verkürzt werden. Man sagt mir sogar, daß manche Neger glauben, sie würden wieder zu Sklaven gemacht werden. All dieses Gerede kommt mir ganz sinnlos vor, ich bin fest davon überzeugt, daß eine vernünftige und ruhige Auffassung der Sachlage genügt, um alle jene Befürchtungen zu verscheuchen. Deshalb will es mir fast überflüssig erscheinen, diesen Gegenstand zu berühren. Ich brauche nur darauf hinzuweisen, daß eine Abänderung des rechtlichen und politischen Status der Neger ohne eine Veränderung der Constitution nicht zu Stande gebracht werden kann. Eine solche Constitutionsveränderung ist aber kaum möglich. Der jetzige politische Stand der Neger ist vom ganzen Volke anerkannt, sodaß der Versuch, ihn zu ändern, schwer denkbar ist; und wenn doch die Möglichkeit dazu da wäre, mag die Bevölkerung der Vereinigten Staaten sich versichert halten, daß die neue Administration ihre Macht dazu benutzen wird, die Rechte aller Bürger, der weißen wie der schwarzen, unverkürzt zu erhalten und die Bürger im Genuß aller Rechte, auf die sie als Bürger Anspruch haben, zu schützen. Es braucht nicht die geringste Besorgniß darüber zu existiren, daß die demokratische Partei oder die neue Administration mit dem Plane umgeht, einen Theil der Bevölkerung zu bedrücken oder zu Sklaven zu machen oder die Geschäftsinteressen des Landes zu zerstören. Wir hoffen im Gegentheil nur solche Schritte zu thun, die dem Volke zum Vortheil gereichen."

Die Wahl der Electoren fand am 4. Nov. 1884 statt; den Ausschlag bei derselben gab der Staat Neuyork. Es wählt nach der Verfassung jeder Unionsstaat

auf einer Liste so viele Wahlmänner, als er Mitglieder in den Congreß entsendet. Im ganzen waren diesmal 401 Wahlmänner zu wählen, sodaß die absolute Majorität 201 betrug. Den Demokraten waren die 153 Stimmen der Südstaaten von vornherein sicher; dazu gewannen sie den Staat Indiana mit 15 Stimmen und Neuyork mit 36, sodaß Cleveland und Hendricks den Sieg über Blaine und Logan davontrugen.

Die amerikanische Präsidentenwahl vom Jahre 1884 war in mehr als einer Beziehung von hoher Bedeutung. Ganz abgesehen davon, daß der Wahlkampf ein äußerst heftiger war und die Parteileidenschaften oft ungewöhnlich wild emporloderten, war das Resultat des Kampfes die Niederlage derjenigen Partei, die ruhm- und sieggekrönt aus dem blutigen Secessionskriege hervorgegangen war, die dem fluchbeladenen Institut der Negersklaverei ein Ende gemacht und seit 1861 als Regierungspartei die Geschicke der Union gelenkt hatte. Man darf daher wol von vornherein annehmen, daß der Sieg der Demokraten über die Republikaner kein blinder Zufall war, sondern aus tiefer liegenden Ursachen hervorging und deshalb auch aller Wahrscheinlichkeit nach für die innere und äußere Politik der Union, namentlich in ersterer Beziehung, von nicht zu unterschätzender Tragweite und Bedeutung sein wird. Zum bessern Verständniß der Situation dürfte ein kurzer Rückblick auf die politische Parteigeschichte der Vereinigten Staaten am Platze sein.

Als es nach der Erringung der Unabhängigkeit von England darauf ankam, einen neuen Staat zu bilden und die in der berühmten Unabhängigkeitserklärung ausgesprochenen Grundsätze zu verwirklichen, war es die Partei der Föderalisten, welche vorzugsweise die englische Constitution als Vorbild vor Augen hatte und mehr deren bewährten Vorzügen, als einer noch nicht bewährten demokratischen Republik, mehr der Zweckmäßigkeit der alten Autoritäten, als der Reife und Bildung des amerikanischen Volkes für die neue Staatsform vertraute. Der Hauptführer der Föderalisten, die ein geschlosseneres, bundesstaatliches Princip verfolgten, war Alexander Hamilton, der leider in einem Duell mit dem ehrgeizigen Aaron Burr einen zu frühen Tod fand. Im Gegensatz zu den Föderalisten, deren Hauptziel die Consolidirung der Union war, betonten die Antiföderalisten unter Führung von Thomas Jefferson die Rechte der einzelnen Unionsstaaten, das Princip des Staatenbundes. Die Föderalisten waren demnach von dem Wunsche beseelt, die kaum gegründete Union möglichst schnell zu befestigen, den öffentlichen Credit aufrecht zu erhalten, den nationalen Handel, Schiffahrt und Industrie zu ermuthigen, die Ausgabe von Papiergeld einzuschränken oder ganz zu verhindern und die Erfüllung der abgeschlossenen Verträge zu erzwingen. Zur Erreichung dieses Zieles suchten sie die Macht und das Ansehen der Bundesregierung zu stärken; ihre Politik war mehr centralisirender Natur. Die Antiföderalisten dagegen, beunruhigt durch den Plan nationaler Taxen, fürchteten, daß die vorzugsweise in den Südstaaten mit Hülfe der Negersklaven gepflegten Agriculturinteressen der Beschützung des Handels und der Gewerbthätigkeit in den Nord- und Oststaaten geopfert werden möchten, waren nicht zu ängstlich wegen der Abzahlung der Privat- und öffentlichen Schulden, berücksichtigten überhaupt mehr das Interesse der

Schuldner als der Gläubiger, sahen deshalb mit Besorgniß auf die ausgedehnten Befugnisse der neuen Nationalregierung und suchten ihr, deren Nothwendigkeit sie sonst nicht leugneten, durch allerlei Beschränkungen Hindernisse in den Weg zu legen; ihre Politik trug einen mehr decentralisirenden Charakter. George Washington, von beiden Parteien gern und bereitwillig als Präsident und das Haupt der Regierung anerkannt, suchte zwischen seinem Staatssecretär Jefferson und seinem Finanzminister Hamilton zu vermitteln, doch gelang ihm dies nur in beschränktem Maße. Gleich bei Begründung der Union boten eben zwei Fragen in verhängnißvoller Weise nahezu unüberwindliche Schwierigkeiten dar: die Bemessung des relativen Antheils, welchen die einzelnen Unionsstaaten an der Constituirung der Bundesgewalten haben sollen, und die Negersklaverei. Nur die richtige Erkenntniß, daß die Existenz der Union auf dem Spiele stehe, ließ für längere Zeit eine Verständigung erzielen. Beiden Fragen lag jedoch ein principieller Gegensatz zu Grunde, und eine dauernde Versöhnung zwischen entgegengesetzten Principien ist überall ein Unding, eine Unmöglichkeit. „Die Kluft wurde verhüllt und überbrückt", wie ein geistreicher Kenner der amerikanischen Verfassungsgeschichte sagt, „aber geschlossen wurde sie nicht"; dies geschah erst unter großen Opfern an Geld und Menschenleben durch den Secessionskrieg, welcher der Negersklaverei ein Ende machte.

Im Laufe der Zeit nannten sich die Antiföderalisten „Republikaner" oder „nationale Republikaner", aus denen schließlich (1829—37) unter dem Präsidenten Andrew Jackson die Partei der Demokraten hervorging: ein Name, der von Anfang an einen großen Zauber auf die Massen des amerikanischen Volkes ausgeübt hat. Ihrem Wesen nach waren die Demokraten der südliche Flügel der aufgelösten alten republikanischen Partei und prägten bewußt und unbewußt in ihrer Organisation diesen Gegensatz gegen den Norden und Osten aus. Namentlich verbanden sie sich so eng mit den Bewohnern der Sklavenstaaten und den Interessen der Sklavenhalter, daß sie durch Anerkennung des sich souverän dünkenden Localdespotismus der letztern wohl oder übel die Bundesverfassung, in welcher die Sklaverei weder ausdrücklich anerkannt, noch auch nur genannt worden war, in einer Weise auslegen mußten, welche den Vätern der Republik und der ganzen bisherigen Politik durchaus fremd war. Die Föderalisten verschwanden allmählich und an ihre Stelle traten mehr oder weniger seit 1832 die Whigs, von denen manche ebenfalls zu den nationalen Republikanern gehört hatten. Die Sklavenfrage möglichst ignorirend, legten die Whigs den Hauptnachdruck auf die Verwirklichung des sogenannten „amerikanischen Systems", d. h. auf die Banken, den Tarif und die innern Verbesserungen. Wie Andrew Jackson die Seele der demokratischen Partei, so war Henry Clay die Seele der für den Schutzzoll eintretenden Whigs. Unter der Präsidentschaft von Jackson wurde zuerst die Lehre von der Beute in die Politik eingeführt; von ihm stammt ja bekanntlich das oft gehörte Wort: „Den Siegern gehört die Beute (to the victors belong the spoils)"; er besetzte alle öffentlichen Aemter im Parteiinteresse mit seinen Freunden und Anhängern. Unter den frühern Präsidenten war selten oder nie ein Beamter deshalb entlassen worden, weil er der Opposition angehörte. Jackson ist der Gründer

des verderblichen Aemterschachers (trade in politics), durch den er eine ebenso wirksame wie folgsame Parteimaschine erhielt; er wandte sich an die niedrigsten, aber auch energischsten und rücksichtslosesten Leidenschaften des Menschen, an dessen Geldgier, Gewinnsucht und Eitelkeit. In Bezug auf die Besetzung der öffentlichen Aemter pflegte er zu sagen: „Ich bin ein zu alter Soldat und werde eine Festung nicht mit meinen Feinden besetzen.“ Unter Jackson's Administration erlangten die südlichen Sklavenhalter aber bereits eine solche Machtstellung, daß sie unter der Führung von John C. Calhoun, in dessen Adern irisches Blut rollte, an der Hand der antiföderalistischen „Staatenrechtslehre“ (State-Right's Doctrine) die Einheit der Union bedrohten. Jackson antwortete ihnen bekanntlich mit dem Kernspruche: „Die Union soll und muß erhalten werden (the Union shall and must be preserved).“ Zu derselben Zeit ungefähr, wo John C. Calhoun seine unionsfeindliche Staatenrechtslehre ins Werk zu setzen versuchte, gewann aber auch die Opposition gegen die Negersklaverei an Boden. Zu Anfang der dreißiger Jahre bildeten sich in den größern Städten des Ostens der Union, namentlich in Boston, Abolitionistengesellschaften unter der Leitung von Tappan und Garrison; der hervorragendste Redner der Abolitionisten war der obenerwähnte Wendell Phillips; der ihm geistig verwandte Theodor Parker darf wol als der bedeutendste Denker und freisinnigste amerikanische Kanzelredner bezeichnet werden. Wir Deutschen haben die Ehre, durch Karl Follen in den Reihen der Abolitionisten vertreten zu sein. Zur Zeit, als die Whigs unter der Präsidentschaft von Zacharias Taylor (1849—50) am Ruder waren, einigten sich die unzufriedenen Elemente unter den Demokraten und Whigs, welche der Negersklaverei abhold waren, unter dem Namen der „Freiboden-Partei“ (Freesoil-Party); aus ihnen gingen die Republikaner hervor, welche 1856 in John C. Fremont ihren ersten Präsidentschaftscandidaten aufstellten, um 1860 mit Abraham Lincoln zu siegen. Mit Lincoln zogen die Republikaner in das „Weiße Haus“ ein, das sie am 4. März 1885 verlassen mußten. Der schon längst vorhergesagte „unabwendbare Conflict“ (the irrepressible conflict) war zum Ausbruch gekommen, das Institut der Negersklaverei wurde nach harten und blutigen Kämpfen aufgehoben und die Union auf freiheitlicher Basis „reconstruirt“. Von den kleinern Nebenparteien, z. B. den Fremdenhassern oder „Knownothings“, den Temperenzlern oder Prohibitionisten u. s. w. schweigen wir hier.

Die republikanische Partei hat das unleugbare Verdienst, dem Princip der Gesetzesherrschaft, dem Princip der Ueberordnung der Union über die Einzelstaaten zum Siege verholfen zu haben; sie hat dem Sklavenwesen für immer ein Ende gemacht, aber sie hat auch unter der Administration von Ulysses S. Grant, der am 23. Juli 1885 starb, das Beutesystem im öffentlichen Aemterwesen zu einer Blüte gebracht, die fast ebenso verderblich zu werden drohte, wie es die Negersklaverei gewesen war. Die durch den Bürgerkrieg hervorgerufene gewaltige Schuldenlast haben die Republikaner durch eine, im ganzen genommen weise Finanzpolitik wesentlich herabgemindert. In nationalökonomischer Beziehung befolgten sie eine ähnliche Politik, wie die Föderalisten unter Hamilton's Leitung es gethan und wie die Whigs als Freunde des Schutzzolls sie später empfohlen

hatten. Wir können und wollen es nicht leugnen, daß uns bei dem Gedanken an die Niederlage der Partei der Republikaner eine gewisse Wehmuth beschleicht. Waren es doch die Republikaner, die in der Stunde der Gefahr treu zur Union und zum Sternenbanner standen, die es nicht zuließen, daß dem unseligen Institut der Negersklaverei zu Liebe die Union in Stücke zerfiel. Wie wir in Deutschland uns lange und heiß nach einem geeinigten Vaterlande sehnten, und wie solches nach schweren Kämpfen unter der Führung des ruhmreichen Geschlechts der Hohenzollern stark und siegreich erstand, so galt auch den edelsten und besten Bürgern der Vereinigten Staaten lange vor Ausbruch des Secessionskrieges als erstrebenswerthestes Ziel die Erhaltung der Einheit der Union und die Vernichtung der Negersklaverei. Beides wurde unter der Präsidentschaft von Abraham Lincoln erreicht. Allein schon unter dem zweiten Amtsnachfolger Lincoln's, unter U. S. Grant, schlich sich in den amerikanischen Staatskörper ein Gift ein, das schwer aus demselben zu entfernen sein wird. Jackson's Wort: „Den Siegern gehört die Beute", ist nie vorher in so schmachvoller Weise zur Wahrheit geworden. Weder Rutherford B. Hayes noch Präsident Arthur waren im Stande, die bösen Folgen des Aemterschachers, die Lincoln bereits klar erkannte, gründlich zu heilen, wenn auch unter ihrer Administration die Dinge in manchen Punkten eine Wendung zum Bessern nahmen. Die einsichtsvollern und edlern Mitglieder der republikanischen Partei wollten deshalb, wie oben angedeutet, bei der Präsidentenwahl von 1884 in dem langjährigen Bundessenator Edmunds von Vermont einen als fähig und sittenrein erprobten Mann als ihren Candidaten für das Präsidentenamt ins Feld stellen; allein die Schar der beutesüchtigen Politiker siegte und in dem „magnetischen" Bundessenator von Maine, James G. Blaine, wurde von der Mehrheit der Republikaner ein Mann für das Präsidentenamt ernannt, der sich bei verschiedenen Gelegenheiten, namentlich aber als Sprecher des Repräsentantenhauses im Congreß, der Bestechung äußerst zugänglich gezeigt hatte. Mit Blaine wäre die personificirte Corruption in das „Weiße Haus" eingezogen; seine Präsidentschaft wäre die zweite verschlimmerte Auflage von Grant's Administration gewesen, da ersterer an Schlauheit und Geriebenheit den letztern weit übertraf. Da erhob zur rechten Zeit ein Theil der republikanischen Partei in den Staaten Massachusetts und Neuyork einen feierlichen Protest gegen die Nomination von Blaine und deutete an, daß man für den Präsidentschaftscandidaten der demokratischen Partei stimmen würde, wenn dieselbe den Gouverneur des Staates Neuyork, Stephen Grover Cleveland, zu ihrem Bannerträger zu ernennen bereit wäre. Dies geschah bekanntlich. Cleveland hatte sich aber in allen Aemtern, die er früher bekleidete, als einen ebenso fähigen wie charakterfesten und uneigennützigen Mann gezeigt. Als nun der Wahlkampf in voller Hitze entbrannte, da durchreiste Blaine eine ganze Anzahl von Unionsstaaten und hielt als glänzender Redner eine Menge Reden. Im schneidenden Gegensatz zu Blaine blieb Cleveland ruhig im Staate Neuyork und waltete gewissenhaft seines Amtes. Der Wahlkampf wurde ein so erbitterter, wie ihn das amerikanische Volk selten gesehen hatte. Aber nicht ein einziges mal bestieg Cleveland die Rednerbühne, um sich direct dem Volke zu empfehlen; auch sein Schreiben, in welchem er die ihm angetragene Candidatur

annahm, war verhältnißmäßig sehr kurz und enthielt nur in gedrängter Kürze die Angabe der Principien, die ihn leiten würden, falls er berufen werde, den Präsidentenstuhl zu besteigen. Mit vollster Entschiedenheit lehnte er eine zweite Candidatur um das Präsidentenamt ab, was vor ihm kein Präsidentschaftscandidat gethan hatte. Blaine's Annahmeschreiben war dagegen sehr wortreich und ausführlich; es betonte in erster Linie, daß die Schutzzollpolitik für die Union nothwendig sei. Eine der Ursachen, welche den Wahlkampf zu einem so erbitterten machten, muß wol darin gesucht werden, daß Sittlichkeit gegen Unsittlichkeit, Unbestechlichkeit gegen Bestechlichkeit, uneigennützige Freiheits- und Vaterlandsliebe gegen Selbstsucht und Herrschbegierde in die Schranken traten. Es war vor allen Dingen die Fraction der unabhängigen Republikaner, welche von einem höhern Standpunkte aus, als die gewöhnliche Parteipolitik ihn zu schaffen vermag, in den Wahlkampf eingriff; namentlich war es hier Karl Schurz, der in verschiedenen Unionsstaaten äußerst wirkungsvolle Reden hielt, in denen er Blaine's herrschsüchtigen Egoismus und feile Bestechlichkeit bloßlegte. Die Mitglieder der genannten Fraction appellirten an das Gewissen des amerikanischen Volkes; und wie beim Ausbruch des Bürgerkrieges die Republikaner die Einheit und Freiheit der Union auf ihre Fahne schrieben und damit den Sieg gewannen, so waren es diesmal die Reinheit der Grundsätze und die Ehrlichkeit in der öffentlichen Verwaltung, welche die Demokraten als ihr Motto erkoren und damit den Sieg an ihre Fahne fesselten.

Nahezu ein Vierteljahrhundert hat die republikanische Partei das Heft der Regierung in Händen gehabt, und es ist fraglich, ob sie nach ihrer Niederlage noch längere Zeit als lebenskräftige Partei wird fortbestehen können. Da sie des sittlichen Haltes in hohem Maße bar ist, so ist es wol möglich, daß sie in nicht zu langer Zeit zerbröckelt und zerfällt, wie eine Form ohne Inhalt. Die Phrase von dem „einigen Süden" (the solid South) im Gegensatz zu den Theilen der Union hat keinen rechten Sinn mehr; die Einheit der Union ist jetzt ebenso wenig gefährdet wie ihre Freiheit, und nachdem die Neger gleiche bürgerliche und politische Rechte mit der weißen Bevölkerung erhalten haben, ist die Sklavenfrage als gelöst anzusehen; die Ausgleichung der beiden Rassen ist nur noch eine Frage der Zeit. Die demokratische Partei hat verschiedene Wandlungen erlebt und ist darüber nicht zu Grunde gegangen; die Berechtigung zu ihrer Fortexistenz wird sie aber in nächster Zukunft beweisen müssen, und zwar bei der Lösung der immer wichtiger und dringender werdenden Tariffrage. Ob jedoch diese eine Veranlassung zur Neubildung politischer Parteien geben wird, mag dahingestellt bleiben; Freihandel und Schutzzoll zählen eben Anhänger in beiden großen Parteien, wenn auch das freihändlerische Princip bei den Demokraten stärker vertreten ist als bei den Republikanern.

Am 1. Dec. 1884 trat der 48. Congreß zu seiner letzten Sitzung zusammen, doch war dieselbe, wie fast alle Congreßsitzungen, die dem Amtsantritt eines neuen Präsidenten vorangingen, in legislatorischer Beziehung ziemlich unfruchtbar. Aus der vom Präsidenten Arthur der Bundesgesetzgebung übersandten Botschaft, die,

wie ihre Vorläufer, nach Inhalt und Form wenig zu tadeln war, heben wir nachstehende Punkte als vorzugsweise der Beachtung werth hervor.

Zunächst bespricht das Actenstück die Beziehungen der Union zum Auslande, wobei des Deutschen Reiches und des deutschen Elements in den Vereinigten Staaten in freundlicher und anerkennender Weise gedacht wurde. Alsdann wurde dem Senat ein mit Spanien vorläufig abgeschlossener Handelsvertrag zur Genehmigung vorgelegt, ebenso ein Vertrag mit der Republik Nicaragua, der die Vereinigten Staaten berechtigte, einen Kanal nebst Eisenbahn und Telegraphenlinien quer über das Gebiet von Nicaragua zu bauen. Es war dabei ein Binnensee von 40 englischen Meilen Breite eingeschlossen, sodaß der Kanalbau auf der Pacificseite sich über 17, auf der atlantischen über 36 englische Meilen erstreckt haben würde. Für die Union, deren reiches und weites Gebiet an der Pacificküste für die gewöhnlichen Handelszwecke keine Wasserverbindung mit der Küste des Atlantischen Oceans besitzt, konnten die politischen und commerziellen Vortheile eines solchen Projects kaum zu hoch angeschlagen werden; allein der unselige Clayton-Bulwer-Vertrag trat wiederum störend dazwischen; doch gaben die betreffenden Verhandlungen von neuem den Anlaß dazu, daß der Congreß ernstlicher daran dachte, sich auf einen Krieg mit England oder einer andern europäischen Macht vorzubereiten. So sagte z. B. der Bundessenator Miller, welcher den Vorsitz im Senatsausschuß für auswärtige Angelegenheiten führte, unter anderm: „Wenn die jetzt schwebenden Unterhandlungen mit Nicaragua erfolgreich sein sollen, so muß unsere Regierung in der Lage sein, mit Festigkeit und Entschlossenheit an die Erfüllung ihrer Aufgaben zu gehen, unbeirrt durch fremde Proteste und ohne Furcht vor europäischer Einmischung. Ich kann hierauf nicht näher eingehen aus Gründen, die jedem einleuchten müssen, der die Ereignisse der Gegenwart verfolgt; aber in einer Zeit, wo alles zur raschen Lösung der Isthmusfrage hindrängt, wo wir uns der verhängnißvollen Stunde nähern, in welcher die Vereinigten Staaten mit Festigkeit, Muth und Kraft handeln, oder unersetzlichen Verlust, Demüthigung und Schande erdulden müssen, warum da noch zögern, das Land in eine Lage zu bringen, in welcher es seine Rechte behaupten, seine Interessen und seine Ehre vertheidigen kann? Wollen unsere demokratischen Führer, welche der Schaffung einer tüchtigen Kriegsflotte entgegentreten, behaupten, daß diese große Nation Drohungen und Demüthigungen weichen soll? Ich behaupte, die nationale Ehre, die nationalen Interessen, der nationale Stolz, amerikanischer Geist und amerikanisches Selbstgefühl verbieten, daß die Controle des Isthmustransits einer andern Macht als den Vereinigten Staaten zufalle. Wenn Sie mich fragen, ob ich zum Schutze der Interessen der Vereinigten Staaten hinsichtlich des Isthmus zum Kriege schreiten würde, so antworte ich, daß ich sofort mit dem Bau schwerer Geschütze, großer Panzerschiffe und Kreuzer beginnen würde. Daß die Zeit kommen wird, wo der Congreß berufen sein wird, betreffs dieses Isthmusproblems über Krieg und Frieden zu entscheiden, das ist meine volle Ueberzeugung. Wir treiben ernstlichen Verwickelungen entgegen.“ Niemand wird leugnen, daß diese Worte des Senators Miller treffend und zeitgemäß waren. Es wurde daher auch vom Congreß eine

namhafte Summe bewilligt zum Bau von Kriegsschiffen. Der erwähnte Vertrag mit Nicaragua kam jedoch nicht zum definitiven Abschluß. Ein ähnliches Schicksal traf den Handelsvertrag mit Spanien.

Präsident Arthur erwähnte dann noch in seiner Botschaft die Thätigkeit der internationalen Meridian-Conferenz, die in Washington stattfand, die Silberprägung, indem er die Prägung von unterwerthigen Silberdollars tadelte und die Einstellung von Silbercertificaten eindringlich anrieth; auch trat er für Ermäßigung der Binnensteuern und Förderung der Handelsschiffahrt ein. Die Civildienstfrage berührte er nur kurz, konnte aber bestätigen, daß die Aemterbill gute Resultate erzielt habe. In Betreff der Finanzen berichtete die Botschaft nur Erfreuliches. Die öffentlichen Einnahmen beliefen sich auf 348,519869 Doll. 92 C., die Ausgaben auf 290,916473 Doll. 83 C., sodaß sich ein Ueberschuß von 57,603396 Doll. 9 C. ergab. Die wichtige Tariffrage wurde sehr oberflächlich erwähnt, doch stellte sich wiederum heraus, daß der Export der Vereinigten Staaten in der Hauptsache aus Rohmaterialien bestand.

Im großen und ganzen ist die Administration des Präsidenten Arthur als keine unglückliche zu bezeichnen. Großthaten hat er allerdings nicht vollbracht; aber er hat durch seine Schuld auch keine wesentlichen Mißerfolge gehabt; die Gesetzgebung, d. h. der Congreß, hat viel öfter seine volle Schuldigkeit nicht gethan.

Zum Schluß lassen wir einige biographische Notizen über einen hervorragenden amerikanischen Staatsmann folgen. Schuyler Colfax, unter Grant's Präsidentschaft in den Jahren 1869—73 Vicepräsident der Vereinigten Staaten, starb am 13. Jan. 1885. Er war im Jahre 1823 in Neuyork geboren, zog aber schon frühzeitig mit seiner Familie nach Indiana. Seine Laufbahn ist diejenige vieler amerikanischer Staatsmänner, die sich durch eigene Kraft aus ungünstigen Verhältnissen zu hohen und einflußreichen Stellungen emporarbeiteten. Sein Vater starb früh und hinterließ geringe zeitliche Güter, sodaß sich Colfax schon als Knabe seinen Lebensunterhalt selbst durch harte Arbeit verdienen mußte; aber er überwand alle Hindernisse. Nachdem er sich als Kaufmann etwas Geld verdient hatte, studirte er Jurisprudenz und war zu gleicher Zeit bei Tagesblättern thätig. Im Jahre 1845 konnte er schon eine eigene Zeitung gründen; von da an widmete er sich mit Eifer und Umsicht der Politik. Als General Taylor wenige Jahre später von der Whigpartei als Präsidentschaftscandidat aufgestellt wurde, unterstützte ihn Colfax; ebenso trat letzterer 1852 für den General Winfield Scott in die Schranken, der allerdings bei der Wahl unterlag. Als die republikanische Partei ins Leben trat, schloß sich Colfax ihr an und war längere Zeit Mitglied des Congresses. Als Sprecher des Repräsentantenhauses erwarb er sich wegen seiner Unparteilichkeit allgemeine Anerkennung, sodaß er neben U. S. Grant zum Vicepräsidenten der Union erwählt wurde. In den letzten Jahren hat Colfax allerdings in der Politik keine hervorragende Rolle mehr gespielt.

Ludwig XVII.

Ein Essay

von

Rudolf von Gottschall.

II.

Die Prätendenten.

R. Chantelauze, Louis XVII, son enfance, sa prison et sa mort au Temple d'après des documents inédits des archives nationales (Paris, Firmin Didot, 1884).
Otto Friedrichs, Un crime politique. Étude historique sur Louis XVII (Brüssel, G. A. Tilmont, 1884).

Gegenüber dem Werke von Beauchesne, das sich zum Theil wie ein sentimentaler Roman liest und etwas schwülstig und kritiklos abgefaßt ist, vertrat Gruau de la Barre in seinem vierbändigen Werk: „Intrigues dévoilées ou Louis XVII, dernier roi légitime de France" (1846—48), die entgegengesetzte Anschauung, der Dauphin sei aus dem Temple entflohen, und Otto Friedrichs bekämpft in seiner Schrift: „Un crime politique", die Erzählung vom Tode des jungen Ludwig im Temple als ein Lügengewebe, das durch eine Reihe von Fälschungen zu Stande gekommen ist. Gerade die dem Tode des Kindes im Temple kurz vorausgehenden und bald nachfolgenden Ereignisse geben dieser Kritik die Waffen her, mit denen sie der landesüblichen Darstellung zu Leibe geht. Jene Ereignisse haben unleugbar sehr viel Auffälliges; trotz aller Mühe, die sich Chantelauze und seine Gesinnungsgenossen geben, um sie als bedeutungslos für das Problem hinzustellen, das den Namen Ludwig XVII. hat, lassen sie doch einen unaufgeklärten Rest übrig, welcher dem Zweifel stets neue Nahrung gibt.

Der berühmte Chirurg Desault, der im Mai 1795 in den Temple gerufen wurde, starb plötzlich am 1. Juni, und einige Tage darauf folgte ihm sein Freund Choppart, der mit ihm zusammen ein chirurgisches Werk herausgegeben hatte, ebenso plötzlich im Tode nach. Die Leichenschau von Desault ergab keine Spur von Gift; er sollte an einem Gehirnleiden gestorben sein; die Schreckenszeit, die ihn auch einmal in dem Luxembourg ins Gefängniß geführt, habe ihn mit einer beständigen Furcht erfüllt, deren er nicht Herr werden konnte; seitdem sei er immer melancholisch und niedergeschlagen gewesen.

In jener Zeit hüteten sich indeß auch die Leichenbeschauer, in den Leichen

etwas zu finden, was ihnen selbst den Kopf kosten konnte. Natürlich erregte der Tod von Desault damals Aufsehen; sehr verbreitet war die Ansicht, der berühmte Arzt sei vergiftet worden, und zwar stehe dieser Mord in Zusammenhang mit dem Gefangenen des Temple. Nur über die Art dieses Zusammenhanges widersprachen sich die Meinungen: die einen behaupteten, er sei als Opfer gefallen, weil er den Dauphin nicht habe vergiften wollen; die andern, weil er ihm Gift gegeben hatte; doch auch schon damals hieß es, er habe in dem Kinde des Temple nicht den Dauphin erkennen wollen. Das ist die Ansicht, der sich auch Louis Blanc in seiner „Geschichte der Revolution" zuneigt: der einzige namhafte Historiker, der die Flucht des Dauphin aus dem Temple aufrecht erhält. Er führt ein Zeugniß an, welches Friedrichs durch einige andere ergänzt. Frau Agathe Thouvenet in Paris erklärte mit ihres Namens Unterschrift (am 5. Mai 1845), daß ihr Gatte der Neffe des Dr. Desault gewesen, daß sie oft von ihrer Tante gehört habe, wie er ihr erzählt, das Kind im Temple sei nicht der Dauphin gewesen, den er von früher her gekannt. An dem Tage, wo Desault seinen Bericht abgeliefert, nachdem er noch einige Nachforschungen angestellt, was aus dem Sohne Ludwig's XVI. geworden sei, wurde er von den Conventsmitgliedern zur Tafel geladen. Zurückgekehrt, mußte er sich heftig erbrechen und starb bald darauf. Es ist Thatsache, daß jener Bericht über den Zustand des Kranken, den man seiner Pflege anvertraut hatte, niemals veröffentlicht worden ist. Der „Moniteur" weist auf Nr. 263 hin, worin der Bericht stehen solle; aber er fehlt in dieser Nummer. Daß ein Schüler von Desault, Abeille, ebenfalls die Erklärung abgegeben, sein Lehrer habe in seinem Bericht erklärt, das Kind, das man ihm gezeigt, sei nicht der Dauphin, und sei deshalb vergiftet worden: das bezeugt ein Herr Estier in London. Ein glaubwürdiger Mann, Laire, erzählt, wie ihm sein Vater mitgetheilt, daß die Frau eines Kriegscommissars, mit der er über Ludwig XVII. gesprochen, ihm 1815 bekannt, sie glaube fest, daß er noch am Leben sei. In ihrer Jugend sei sie eine Freundin der Tochter des Dr. Desault gewesen. Eines Tages, als sie zusammen gespielt, sei dieser Arzt in großer Aufregung nach Hause gekommen und habe, ohne der jungen Mädchen zu achten, der Frau Desault auf ihre Frage, was ihn so in Unruhe versetze, geantwortet: „Man hat mir soeben als den Dauphin ein Kind gezeigt, welches ganz gewiß nicht der Dauphin ist."

Wie man auch über diese durchaus nicht officiell verbürgten Zeugnisse aus zweiter Hand denken mag: sie erklären wenigstens den so plötzlichen Tod der beiden Aerzte, der doch sonst als ein gerade um diese Zeit eintretendes Spiel des Zufalls etwas Befremdendes, ja Unglaubliches hat. Desault hatte Choppart ins Geheimniß gezogen — und so wurde auch dieser als Mitwisser dem Tode geweiht.

Auffallend war es ferner, daß Sevestre bei seinem Bericht im Sicherheitsausschuß über Desault's Tod das Datum desselben mehrere Tage später angab, als derselbe wirklich stattgefunden hatte. Ein Versehen war wol hierbei undenkbar, und es liegt nahe, ihm die Absicht, den eingetretenen Todesfall etwas weiter hinauszurücken, damit er nicht so unmittelbar auf den abgestatteten Bericht folge, unterzuschieben.

Ein zweites sehr auffallendes Moment ist das Protokoll der Leichenschau, welches die vier Aerzte Pelletan, Dumanzin, Lassac und Jeanroy unterzeichnet haben. In diesem Protokoll heißt es, sie hätten im zweiten Stockwerk des Thurmes in einem Bett den Leichnam eines Kindes gefunden, welches ungefähr zehn Jahre alt gewesen zu sein scheine und von dem die Commissare ihnen gesagt hätten, es sei der Sohn des verstorbenen Louis Capet; zwei von ihnen hätten das Kind erkannt, das sie seit wenigen Tagen behandelten. Auffällig war diese Wendung jedenfalls; sie hat selbst Napoleon I. befremdet, der in seinen „Mémoires" (I, 211) erzählt, Josephine, von der Flucht des Dauphin aus dem Temple überzeugt und selbst als Mithelferin im Geheimniß, habe ihm oft davon gesprochen; er habe das für Weiberklatsch gehalten, sich aber doch überzeugen wollen, was eigentlich daran sei, und sich das Protokoll der Aerzte geben lassen: da sei er von jener Wendung überrascht worden; denn die Aerzte hätten nicht positiv ausgesprochen, daß es der Dauphin sei, den sie vor sich gesehen; auch kein anderes Actenstück habe die Identität festgestellt.

Chantelauze sucht diese Schwierigkeit aus dem Wege zu räumen durch die Behauptung, die Aerzte hätten damit nichts zu thun gehabt, nicht über die Identität des Todten entscheiden dürfen; ihr Amt wäre nur die Section des Todten gewesen; auch wäre jene Formel bräuchlich in derartigen Protokollen. Im übrigen hätten sowol Pelletan wie Dumanzin den Dauphin gekannt: die Gegner werden dies gern zugeben, nur behaupten, daß sie gerade deshalb eine unbestimmte Formel gewählt, weil sie sahen, es sei dies nicht die Leiche des Dauphin, und weil sie bei einer solchen Erklärung Gefahr gelaufen wären, das Schicksal von Desault zu theilen. Das hebt auch Friedrichs in seiner Schrift hervor.

An einer andern Stelle in dem Protokoll der Leichenschau heißt es nach Feststellung der einzelnen Krankheitszeichen, „sie seien ohne Frage die Wirkung eines skrofulösen Leidens, welches seit langer Zeit bestand und dem man den Tod des Kindes zuschreiben müsse". Hieran heften Comte Gruau de la Barre und Friedrichs ihre Fragezeichen; ein jüngerer Arzt, Peladan, der die Sache vom Standpunkte der Pathologie untersuchte, erklärte 1869 in der „Semaine religieuse", daß die Worte „seit langer Zeit" für immer die Ansicht, es handle sich hier um Ludwig XVII., beseitigen müßten. Vom 3. Juli 1793 bis 8. Juni 1795 sei nicht hinlängliche Zeit verflossen, um die Anlage zu den Skrofeln zu erwerben und die Krankheit bis zu einem tödlichen Ausgang zu entwickeln: von einer Erblichkeit könne bei dem Sohne der Marie Antoinette nicht die Rede sein.

Wir wollen auf die pathologischen Untersuchungen, die sich ausführlich in dem Werke von Friedrichs finden, hier nicht näher eingehen: das eine steht fest, daß niemand aus dem Protokoll ersehen kann, es habe sich um die Leiche von Ludwig XVII. gehandelt, daß jede Behauptung der Identität fehlt, und daß, wenn der Sicherheitsausschuß die Absicht hatte, durch diese Aussprüche der Aerzte die öffentliche Meinung, die durch Gerüchte von der Flucht des Dauphins aufgeregt war, zu beruhigen, die Fassung des Protokolls es unmöglich machte, diesen Zweck zu erreichen.

Das Leichenschauprotokoll erregt aber noch Zweifel nach einer andern Seite

hin. Wir erwähnten den Besuch der Conventsmitglieder bei dem Prinzen (das Datum dieses Besuches ist unsicher; jedenfalls nach den Memoiren der Herzogin von Angoulême der 19. Dec.) und den Bericht, den Harmand 1814 über diesen Besuch machte: wir gewinnen aus seiner Mittheilung den Eindruck, als ob es die Besucher mit einem taubstummen Kinde zu thun hatten, da dasselbe auf alle Fragen keine Antwort gab, auch wenn diese im wohlwollendsten Ton vorgebracht waren: da soll ja der Dauphin sonst das hartnäckige Schweigen gebrochen haben. Auch war es seinerseits nicht Trotz und Eigensinn; denn er zeigte guten Willen, wenn er nur aus der Zeichensprache verstand, um was es sich handelte. Wurde aber mit ihm gesprochen, so war sein Blick starr und verständnißlos. Harmand entwirft auch eine sehr genaue Beschreibung des Knaben: „er machte den Eindruck rhachitisch zu sein und an Fehlern der Bildung zu leiden. Seine Beine waren lang und dünn, ebenso die Arme, die Büste sehr kurz, die Brust gewölbt, die Schultern hoch und schmal.“ Offenbar paßt diese Beschreibung nicht auf den Dauphin: ebenso wenig aber auf das anatomisch secirte Kind; denn sonst hätten die Aerzte von dieser Beschaffenheit seiner Extremitäten und den hohen Schultern sprechen müssen.

Was den Todtenschein des Prinzen betrifft, so hat Napoleon einen solchen nicht auffinden können; Beauchesne, der Panegyriker Ludwig's XVII., war glücklicher; er hat im Archiv des Stadthauses den Todtenschein aufgefunden. Dieser war vier Tage nach dem Tode des Prinzen ausgestellt und zwei Tage nach seinem Begräbniß: an diese Verspätung knüpfen Louis Blanc und Jules Favre die Bemerkung, der Todtenschein sei so spät abgefaßt worden, weil der Convent offenbar unschlüssig gewesen, ob er die Flucht des Dauphin aus dem Temple eingestehen oder eine Fälschung vornehmen solle. Chantelauze behauptet indeß, die gesetzliche Frist sei eingehalten worden, da der Art. 1 des Decrets vom 19./24. Dec. 1792 die Frist von drei Tagen festsetzte; auch habe der Appellhof zu Paris in dem Proceß des Prätendenten Naundorff am 28. Febr. 1874 ausdrücklich jenen Todtenschein (dessen Original inzwischen beim Brande der Commune in Flammen aufging) als „legal“ anerkannt, was die Form und die Zeit der Ausstellung betrifft.

Doch ein anderes Bedenken gegen denselben hat die Entscheidung des hohen Gerichtshofes nicht ins Auge gefaßt. Was vom juristischen Standpunkt aus correct ist, kann in der Politik ein so großer Fehler sein, daß man bezweifeln darf, ob sich Staatsmänner von Gewicht und Bedeutung, wie sie doch mehrfach im Convent saßen, eines solchen Fehlers schuldig machen konnten. Der Tod des Prinzen war in jener Zeit ein außerordentlich wichtiges Ereigniß: die Bretagne und Vendée standen in Waffen, um für sein Thronrecht zu kämpfen. Mit Recht weisen Louis Blanc und Jules Favre darauf hin, daß es im Interesse der Republikaner lag, diesen Tod mit den stärksten Beweisen zu umgeben, ja das Begräbniß des Prinzen zu einem großen nationalen Schauspiel zu machen. Von dem allen geschah nichts. Als der Convent die Nachricht von dem Tode erfuhr, nahm er sie gleichgültig auf, ohne den geringsten Antheil. Das ist zu begreifen, wenn man wußte, daß es sich um ein untergeschobenes Kind handle. Nach dem Gesetze soll der Tod in den nächsten 24 Stunden durch die nächsten Verwandten oder Nachbarn des Dahingeschiedenen dem Beamten angezeigt werden.

Da ist es doch sehr auffällig, daß die nächste Verwandte des Prinzen, die in demselben Temple sich befand, die eigene Schwester desselben, die Herzogin von Angoulême, nicht zur Zeugenschaft herangezogen, nicht zu dieser Anzeige zugelassen wurde, obschon man sie Protokolle über die verschiedenen Haussuchungen im Temple hatte aufnehmen lassen. Statt dessen zeichnet der Wächter Etienne Lasne als Nachbar und ein gewisser Bigot als Freund des Verstorbenen. Dieser Bigot war einer der Commissare und eben erst nach dem Tode Ludwig's in den Temple gekommen. Das ist doch höchst merkwürdig, daß dieser sich für einen Freund des Prinzen ausgibt. Ein Jahr vorher hätte ihn das auf die Guillotine gebracht. Mit einer solchen obscuren Unterschrift war eins der wichtigsten Documente versehen! Und in aller Stille fand darauf das Begräbniß des letzten Dauphin der Franzosen statt.

Ebenso widerspruchsvoll sind die Angaben über den Tod desselben: wenn diejenigen, welche für den Prätendenten Naundorff eintreten, diese Widersprüche hervorheben, so geschieht es nur, um überhaupt die Unglaubwürdigkeit der Wächter des Temple nachzuweisen; an dem Tode des skrofulösen, nach ihrer Absicht untergeschobenen Kindes selbst konnte ihnen doch nur wenig gelegen sein. Beim Tode dieses Kindes war jedenfalls der Wächter Lasne und der Commissar Damont zugegen. Die Zeugnisse Damont's, welche übrigens Friedrichs schon erwähnt und welche Chantelauze in seinem Werke zuerst ihrem Wortlaut nach veröffentlicht hat, erscheinen von diesen Aussagen wol als die zuverlässigsten. Diejenigen von Gomin und Lasne widersprechen sich in auffallender Weise und enthalten eine Menge nachgewiesener Unrichtigkeiten. Uebrigens wurde Damont im Polizeiministerium Ludwig's XVIII. im August 1817 vernommen — und dessen Zeugnisse veröffentlicht Chantelauze zum ersten mal aus den Archives nationales. Gomin dagegen wurde als Zeuge vernommen im Proceß gegen den Herzog von der Normandie (2. Aug. 1837), Lasne dagegen trat als solcher auf in dem Proceß Richemont (30. Oct. 1834). Wie unzuverlässig beide Zeugen in ihren beschworenen Aussagen sind, geht schon daraus hervor, daß sie die Dauer ihres Amtes im Temple in offenbarem Widerspruch mit den durch die Documente constatirten Thatsachen angeben. Gomin erklärt, daß er gegen den 9. Thermidor seinen Dienst in dem Temple angetreten habe, während das erst am 7. Nov. 1794, also $3^1/_2$ Monat später war. Lasne will im Fructidor (August-September 1794) Wächter des Prinzen geworden sein: nun ist es aber amtlich und unwiderleglich festgestellt, daß dies erst am 31. März 1795 stattgefunden hat; er war nicht sechs Monate, sondern nur sechs Wochen Wächter im Temple. Das ist für einen Gedächtnißfehler denn doch ein zu starker Irrthum. Diese Zeitangabe ist aber für die Sache selbst keineswegs gleichgültig; denn wenn jene Männer so lange, wie sie fälschlich angaben, im Temple beamtet gewesen wären, so fiele in ihre Zeit jene geheimnißvolle Epoche, in welcher nach der Angabe der Anhänger Naundorff's die Flucht des Dauphin und der Kindertausch stattgefunden.

Was den Tod des Prinzen betrifft, so behauptet Lasne, er sei allein dabei zugegen gewesen; Damont erklärt, daß der Prinz in seiner Gegenwart gestorben; ja auch Gomin will die letzten Augenblicke des Prinzen miterlebt haben, während

die beiden andern darin einig sind, daß Gomin vor dem Tode Ludwig's XVII. den Temple verlassen, um eine Anzeige bei den Behörden zu machen, wie bedenklich der Zustand des Prinzen geworden. Lasne selbst, der in den Prätendentenprocessen mehrmals verhört wurde, widerspricht sich jedesmal, sowol was seine frühere militärische Stellung als auch das Benehmen des seiner Obhut anvertrauten Kindes betrifft: einmal erklärt er, dasselbe habe sich fortwährend mit ihm unterhalten, das andere mal, es habe nur ein einziges mal sein Schweigen unterbrochen.

Die wichtigste Frage ist jedenfalls, ob die Wächter sicher waren, daß sie den Prinzen selbst bewachten! Gomin erklärte dem Apostel des echten Ludwig, Beauchesne, er habe den Prinzen früher nie gesehen; in seiner Zeugenaussage behauptet er das Gegentheil und will ihn als Nationalgardist im Tuileriengarten gesehen haben. Gomin war damals Hofbeamter, ein Günstling der Herzogin von Angoulême, die er aus dem Gefängniß nach Wien begleitet hat; im Interesse der Bourbons auszusagen, war er schon durch die Furcht veranlaßt, sonst seine Stelle beim Grafen Artois zu verlieren. Lasne behauptet auch, den Prinzen vorher im Tuileriengarten als Commandant in der Nationalgarde gesehen zu haben. Einmal passirt ihm freilich das Unglück, zu erklären, er sei Commandant nach dem 10. Aug. geworden: da war aber der Prinz schon im Temple und ging nicht mehr auf der Terrasse der Tuilerien spazieren. Der glaubwürdigste dieser Zeugen ist offenbar Damont: auch er hat den Prinzen früher gesehen und will sogar sämmtliche Offiziere der Municipalgarde nach dem Tode desselben herbeigerufen haben, von denen ihn auch viele kannten: alle waren von der Identität überzeugt, wie Damont selbst. Damont hatte von dem Arzt Pelletan bei der Section einige Haare des Prinzen erhalten: er hatte sie im Jahre 1815 dem Herzog von Grammont, dem Obercommandanten der königlichen Wache im Pavillon de Flore, gezeigt; doch dieser hatte behauptet, daß das nicht die Haare des Prinzen seien: die letztern seien weit heller blond gewesen: er habe den Dauphin genau gekannt, seine Schwiegermutter sei Gouvernante der Kinder von Frankreich gewesen — und Damont wurde, nach einer versuchten Apologie dieser Haarbüschel, sehr ungnädig entlassen.

Nachdem die Commune versäumt hatte, die Identität der Leiche durch die nächsten Angehörigen, die Herzogin von Angoulême, und die wenigen, die den Prinzen von früher kannten, die Küchenbeamten des Temple, constatiren zu lassen, ist auf die übrigen Zeugnisse für Feststellung derselben kein sonderliches Gewicht zu legen: alle berufen sich darauf, daß sie den Prinzen einmal flüchtig gesehen, also auf eine „dunkle Erinnerung“, deren Werth man mit den Worten Beauchesne's, des gläubigsten Apostels, am besten schätzt, welcher erklärt, der Prinz sei so verwandelt gewesen, daß er sich selbst im Spiegel nicht erkannt haben würde; das Kind sei gar keine menschliche Form mehr gewesen, nur noch Haut und Knochen. Nimmt man nun an, es sei wirklich ein dem Dauphin ähnliches Kind untergeschoben worden, so verlieren jene Erkennungszeugnisse jeden Werth.

Sehr merkwürdig sind auch die Mysterien des Kirchhofes von Sainte-Marguerite. Dort wurde der Dauphin begraben: ein einfacher Leichenzug, begleitet von den

dienstthuenden Commissaren und einigen Truppendetachements: die Leiche wurde in der gemeinsamen Grube beerdigt. Napoleon in seinen „Mémoires" erzählt, man habe sie bei den von ihm befohlenen Untersuchungen nicht auffinden können, sondern nur einen leeren Sarg. Nicht glücklicher war Ludwig XVIII.: nicht weniger als drei Personen wollten damals die Leiche des Prinzen aus der gemeinsamen Gruft heraus in ein besonderes Grab gerettet haben. Die Witwe des Todtengräbers Valentin bezeichnete die Stelle, wo ihr Mann das Grab für den Dauphin gegraben, dicht an den Grundmauern der Kirche; ein anderer, Voisin, bezeichnete um das Kreuz in der Mitte des Kirchhofes einen viereckigen Platz, in dessen Umkreis er die Leiche selbst begraben haben wollte. Minister Descazes hielt die Aussage Valentin's für die wahrscheinlichste, und befahl, daß man dort mit den Ausgrabungen beginnen sollte. Der Pfarrer der Kirche mit den Geistlichen im Ornat erwartete den Abgesandten des Polizeiministers; doch er kam nicht. Es war Contreordre gegeben, wie Chantelauze meint, wegen der Wühlereien der Opposition, welche diese Ausgrabungsversuche theils ins Lächerliche zog, theils meinte, der König wolle die blutigen Schatten seiner Familie heraufbeschwören, um den Terrorismus der Republik zu brandmarken. Nicht glücklicher war Ludwig XVIII. in Saint-Denis, wo er für Ludwig XVII. ein Todtenamt feiern lassen wollte. Schon war die alte Basilika festlich geschmückt mit prächtigen Emblemen, Vorhängen, religiösen Sinnsprüchen, als die letzten Vorbereitungen durch einen Befehl vom Schloß aus sistirt wurden. Der Klerus hatte erklärt, nur für die Fürsten, deren Leichen in der Kirche selbst ruhten, Todtenfeierlichkeiten veranstalten zu können. Oder glaubte der Klerus nicht daran, daß Ludwig XVII. gestorben sei, und wollte nicht Gefahr laufen, die Exequien eines Lebenden zu begehen?

In diesem allen ist so viel Unerklärtes, sind so viele Widersprüche, daß die Zweifel am Tode des Dauphin im Temple stets von neuem auftauchen. So konnte sich in unserm aufgeklärten Jahrhundert die Romantik der Pseudo-Sardes und Pseudo-Sebastiane, der falschen Demetrius, Warbeck und Waldemar wiederholen: ja es konnte ein Prätendent auftreten, dessen Ansprüche auf den Thron Frankreichs zwar von den Gerichten zurückgewiesen, aber von einer großen Zahl überzeugter Anhänger stets aufrecht erhalten worden sind, ja dem man nicht nachzuweisen vermochte, von wo er herstamme, selbst wenn man ihn für einen Betrüger erklärte.

Sehen wir uns zunächst die zweifellos falschen Ludwig näher an, die im Laufe dieses Jahrhunderts aufgetaucht sind. Der erste war Jean Marie Hervagault, Sohn eines Steinmetzen von Saint-Lô, geb. 1781, im Jahre 1795 seinen Aeltern entlaufen; er gab sich für den Sprößling vornehmer Familien aus, zuletzt für Ludwig XVII. Zum ersten mal wurde er im Mai 1799 von Fouché verhaftet und in das Gefängniß von Châlons abgeführt. Dort behandelten ihn die Gefangenwärter als König, vornehme Verehrer nahmen sich seiner an; er versammelte einen ganzen Hof um sich. Als man schon davon sprach, ihn in Rheims als König krönen zu lassen, wurde er wegen Landstreicherei zu zwei Monaten

Gefängniß verurtheilt, dort aber so mild behandelt, daß er seinen Anhängern ein großes Diner geben konnte. Bald nach seiner Freilassung wurde er wieder verhaftet und vom Tribunal von Vire zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt; hier besuchte ihn oft einer seiner gläubigsten Anhänger, der Bischof von Vire. Während seiner Gefängnißhaft wuchs die Zahl seiner Anhänger; nach Abbüßung der Strafe fand er auf einigen Schlössern der Royalisten eine begeisterte Aufnahme, namentlich auf Schloß Pringy, wo ihm von seinem Hofstaat Feste gefeiert wurden; man erkannte ihn feierlich als König an, besonders als er zwei Stigmata zeigte, mit welchen der Papst Pius VI. ihn selbst geweiht, damit der Sohn der Könige in Zukunft die Betrüger oder die Ehrgeizigen zum Schweigen bringen kann, welche ihm seinen Namen streitig machen würden. Das eine dieser „Stigmata" befand sich am rechten Bein und stellte eine Lilie dar, das andere am rechten Arm wurde durch die Worte gebildet: „Es lebe der König!" Die Huldigungen wurden so lebhaft, Hervagault begann so stilvolle Thronreden zu halten, daß Fouché es doch für nöthig hielt, ihn nochmals verhaften zu lassen. Hervagault selbst wollte vor Gericht gestellt werden, damit ein großes Auditorium erfahre, daß der legitime König der Franzosen in ihrer Mitte weile. Er wurde zu vier Jahren Haft in dem Detentionshause von Ostende verurtheilt. Man brachte ihn in der nächsten Nacht nach Soissons: der Bischof von Vire, der sich von seinem Dauphin nicht trennen konnte, folgte ihm dorthin; aber er wurde verhaftet und vier Monate gefangen gehalten. Wie Blondel suchte er dann seinen König in allen Gefängnissen, zu Soissons, zu Ostende, zu Ham, nirgends war seine Spur zu finden. Er erfährt, daß Hervagault nach dem Fort de Joux transportirt worden sei, und bittet den Ersten Consul, man möchte ihn mit dem Dauphin zusammen einsperren; er erhielt keine Antwort. Zehn Jahre genügen nicht, um den Bischof, dem wahrscheinlich das päpstlich stigmatisirte rechte Bein nicht Ruhe ließ, von seiner Manie zu curiren. Nach der Rückkehr der Bourbons bittet er wieder um die Gunst, das Fort de Joux besuchen zu dürfen. Die Pforten der Feste erschließen sich ihm; aber es ist kein Hervagault zu finden, auch nichts darüber zu erfahren, wann er das Gefängniß verlassen, ob er in demselben gestorben sei. Da sucht der Prälat eine Audienz bei Ludwig XVIII. selbst nach. Den Tag darauf bemächtigt man sich seiner und bringt ihn in eine Irrenheilanstalt der Rue de Picpus, wo er nach fünf Tagen starb.

Ein wunderlicher Heiliger, der mit dem Salböl hinter dem verlaufenen Steinmetzensohn herlief! Doch Hervagault's Spur war nicht so ganz verloren, wie es der unglückliche Bischof glauben mußte. Im Januar 1809 fand man ihn auf der Corvette La Cybèle wieder, wo er noch immer den falschen Dauphin spielte; am 13. März ergriff er die Flucht, im Besitze einer Summe von 24000 Frs.

Im September 1815 landete in Saint-Malo ein Abenteurer, der sich in seinem Paß Karl von Navarra nannte. Er wurde 1816 in das Gefängniß von Bicêtre zu Rouen gebracht und im Februar 1818 erst vor Gericht gestellt. Auch vor Gericht spielte er die Rolle des Dauphin; aber nach den Verhandlungen, welche Friedrichs genau mittheilt, benahm er sich auf das pöbelhafteste und brutalste, sodaß dieser Proceß vor dem Gerichtshof von Rouen den Eindruck einer

burlesken Komödie machte. Merkwürdigerweise lassen sich der Präsident und der Procurator des Königs von ihm die größten Insulten gefallen, ohne energisch einzuschreiten. Was die Entweichung aus dem Temple betrifft, so gibt Mathurin Bruneau anfangs an, es sei unter reiner Wäsche verpackt das Kind hereingebracht worden, das man ihm substituirt habe, während er dann unter schmuziger Wäsche versteckt hinausgebracht worden sei: später aber nahm er die Lesart an, die sich in dem Roman „La cimetière de la Madeleine" findet, und behauptet, man habe ihn in einem pappenen Schaukelpferd versteckt hinausgetragen. Der Gerichtshof verurtheilte ihn zu siebenjähriger Einsperrung, die er auf dem Fort Mont-Saint-Michel abbüßte.

Comte Gruau de la Barre und Friedrichs sind fest davon überzeugt, daß Hervagault und Bruneau eine und dieselbe Person sind, und in der That kann man, nach den angeführten Thatsachen, nicht daran zweifeln. Einmal trugen beide dieselben päpstlichen Merkmale an ihrem Körper; dann waren beide auf dem Kriegsschiff Cybèle, beide darauf Deserteurs der Marine. Der Schiffschirurg Robert, welcher Hervagault auf dem Schiffe zu pflegen hatte, erkannte diesen in Bruneau wieder, ebenso der Untersteuermann des Schiffes, Sandret, und ein Matrose Flahaut. Hervagault ist unter dem Directorium und Bonaparte von Madame Turpin de Crissy im Schloß d'Angry empfangen worden. Bruneau ist dort ebenfalls gewesen. Hervagault wurde bei dem Holzschuhmacher Bruneau von jener Dame untergebracht im Dorfe Vizens. Hier verwandelte er sich in dem kleinen Mathurin Bruneau, und gelegentlich auch einmal in einen Baron von Vizca. Er selbst leugnet natürlich, daß dies seine Familie gewesen sei, und die Bruneau erkennen den Angeklagten wieder, doch nicht als ihren Bruder. Nach der Ansicht der obenerwähnten Schriftsteller ist also Hervagault-Bruneau nicht nur ein und dieselbe Person, sondern die ganze Prätendentenkomödie, die er aufführte, ist von dem Polizeigenie Fouché soufflirt worden. Man habe eine solche Puppe gebraucht, um den wahren Prinzen, wenn er sich einmal zeigen sollte, von Haus aus mit dem Scheine des Lächerlichen zu umgeben. Hervagault-Bruneau verfügte stets über große Geldmittel. Hervagault mußte verschwinden, um als Bruneau seine Rolle wieder aufzunehmen, als es an der Zeit schien. Als Naundorff sich durch seinen Abgesandten Morassin von Spandau aus lebhaft um Anerkennung bemühte, wurde Bruneau wieder herbeigeholt, um eine recht drastische Prätendentenfarce aufzuführen. Die Art, wie man diesen doppelnamigen Schwindler im Gefängniß gewähren und feiern ließ, wie er aus den Gefängnissen immer wieder entschwand, wie man ihm vor Gericht Gelegenheit bot, durch recht auffallende Roheiten dem Prätendententhum alle Sympathien zu entziehen, die grobe Betrügerei ein für allemal so ins Licht zu stellen, daß ein anderer Prätendent, wenn er auch das Recht auf seiner Seite hatte, sogleich auf Mistrauen, Hohn und Spott stoßen mußte: das alles läßt jene Annahme keineswegs als so unwahrscheinlich erscheinen; der schlaue Fuchs Fouché hatte Menschenkenntniß genug, um die Macht des Vorurtheils richtig zu schätzen, und um ein solches zu schaffen, scheute er vor keinem Mittel zurück, um so mehr, als er durch unermüdlichen Eifer im Dienste der Machthaber den Blutgeruch der Schreckensherrschaft, der ihm doch immer anhaf-

tete, vergessen machen wollte. Die Polizei aller Zeiten hat sich der agents provocateurs bedient: der falsche Dauphin, Hervagault-Bruneau, war nur eine Variante derselben.

Wenn wir glauben, dem Grafen Gruau de la Barre hierin folgen zu können, so ist dies bei dem dritten falschen Ludwig, bei Hébert, genannt Baron von Richemont, nicht mehr der Fall, in welchem jener eine dritte Menschwerdung Hervagault's zu sehen glaubt. Auch Friedrichs theilt diese Ansicht nicht, obschon er zugibt, daß Richemont etwas von seinem Vorgänger gelernt hat. Schon im Auftreten Richemont's, der eine gewisse vornehme Haltung beobachtet, und dem des brutalen Bruneau ist ein so großer Unterschied, daß man unmöglich annehmen kann, auch dieser Richemont sei ein dem Stamm Hervagault inoculirter Prätendent. Die Geschichte des Baron Richemont, insoweit er seine eigene Quelle ist, findet sich in den „Mémoires du duc de Normandie" (1831) und den „Mémoires d'un contemporain" (1843). Er behauptet, den Namen Louis Charles erhalten zu haben: in seinem ersten Werke besinnt er sich nicht mehr auf die ersten Ereignisse seiner Kindheit; im Jahre 1843 erinnert er sich, daß er die Blattern gehabt und daß er in einem Pferde von Pappe aus dem Temple entführt worden sei; er beruft sich dabei auf das Zeugniß der Frau Simon. Als Tag der Entführung gibt er den 19. Jan. 1794 an: das war noch zur Zeit, wo Robespierre die Zügel der Republik in der Hand hielt und der brutale Simon, sein treuer Genosse, die Aufsicht über den Prinzen hatte. Auch war damals die Bewachung des Temple äußerst streng, und daß Robespierre selbst mit der Flucht einverstanden gewesen, ist durchaus unglaublich. Der Helfershelfer des Grafen Frotté, Ojardias, leitete die Entführung; nach Westen ging die Flucht; gleichzeitig ließ man, um die Aufmerksamkeit der Behörden abzulenken, ein anderes Kind nach Lyon entführen: doch der Convent decretirte die Verhaftung des Ojardias. Im Juni 1795, behauptet Richemont, durch den Grafen Frotté nach Belgien gebracht worden zu sein; dann kam er zum Prinzen Condé, der mit den Herzogen von Bourbon und Enghien beschloß, ihn nach Aegypten zu Kleber zu senden. Dieser General schickte ihn 1800 mit Desaix zur Armee des Ersten Consuls; doch auch Desaix suchte sich seines Schützlings bald zu entledigen und adressirte ihn an Fouché, den Schutzpatron aller Pseudo-Ludwig, der sich anfangs seiner durchaus annahm, bis Bonaparte, nach dem Tode Pichegru's, aus den Papieren des Generals das Geheimniß entdeckte. Da rieth Fouché selbst dem jungen Richemont, nach Amerika zu gehen: im April 1804 war dieser in Neuyork, später in Brasilien. Im Jahre 1815 landete er wieder in Saint-Malo (ganz wie Bruneau, von dem er viel copirt hat). Hier ist seines Bleibens nicht; nachdem er Afrika, Indien, einen Theil von Asien und Europa durchreist hat, wird er in Italien bei Mantua 1818 auf Geheiß der französischen Regierung verhaftet und ins Gefängniß gebracht. Dort macht er die Bekanntschaft von Silvio Pellico und auch von Witt von Döring, der übrigens diese Thatsache ausdrücklich bestätigt; im Jahre 1825 wird er bedingungslos freigelassen. Er begibt sich nach Frankreich, irrlichterirt unter den verschiedensten Namen in Lyon, Toulon, Rouen umher,

taucht im Jahre 1827 in Paris auf, wo er das Jahr darauf ein Gesuch an die Pairskammer richtet, sie möchte durch ihre Intervention es bei dem Könige bewirken, daß er in Frieden in seinem Vaterlande unter seinem wahren Namen leben kann. Wie wenig ernst er's damit meinte, zeigt seine Betheiligung an allen Unruhen, die gegen Ludwig Philipp's Regierung ausbrachen, in Lyon, in Grenoble, in Marseille. Die Memoiren des Polizeipräfecten Gisquet berichten, daß er überall sich auch zahlreicher Betrügereien schuldig gemacht, besonders leichtgläubige Frauen um ihr Vermögen geprellt hat; doch habe er stets über beträchtliche Summen verfügt, die ihm von unbekannter Seite zugekommen seien. In Paris lebte Richemont, „einer der gewandtesten Schurken“, wie Gisquet sagt, unter den verschiedensten Namen: Rénard, Pictet, Oberst Lemaître, Prinz Gustav, Henri, Transtamare, verkleidete sich fortwährend und hatte die verschiedensten Miethwohnungen. Gleichwol wußte sich die Polizei seiner zu bemächtigen; er wurde am 29. Aug. 1833 verhaftet und erschien im October 1834 vor dem Assisenhof von Rouen. Er selbst erklärte seinen Proceß für eine Polizeiintrigue; diese unüberlegte Aeußerung that er ganz im Einklang mit den republikanischen Journalen, welche damals behaupteten, die Polizei wolle ihn durchaus die Rolle eines der zahlreichen Ludwig spielen lassen. In Rouen benahm er sich ziemlich kleinlaut; er gibt zu, daß er derselbe Louis Hébert ist, der schon früher in Rouen verweilt, dort auf der Präfectur gearbeitet und mit einer Glasfabrik Bankrott gemacht hat; er behauptet nicht, daß er der Dauphin sei, sondern daß er glaube, es zu sein, und in diesem guten Glauben gehandelt habe. Die Geschworenen sprachen das Schuldig über ihn aus. Der Gerichtshof verurtheilt ihn zu zwölfjähriger Haft und stellt ihn für seine übrige Lebenszeit unter Polizeiaufsicht; er büßt diese Haft in Sainte-Pélagie ab. Seine höflichen Manieren, seine anscheinende Resignation bewirken, daß er minder streng bewacht wird und mit einigen andern, welche die gleiche Bevorzugung verdienen, ein gesondertes Gebäude bewohnt. Von hier gelingt es ihm schon 1835 zu entkommen, sei es nun durch die Nachlässigkeit oder Bestechlichkeit der Wächter. Er entflieht nach Belgien, kehrt aber nach zwei Jahren ruhig nach Lyon zurück, in eine Stadt, wo ihn von früher her viele kannten, wo er sogar wegen verschiedener Betrügereien noch im schlimmsten Angedenken war. In der That erkennt ihn dort ein Polizeibeamter und meldet es dem Staatsprocurator, welcher Präsident der Assisen war in seinem Proceß. Dieser macht dem Minister die Anzeige und erhält den Bescheid, man möge den Baron Richemont in Ruhe lassen.

Dieser Hébert aus der Gegend von Rouen ist zwar mit Hervagault-Bruneau nicht identisch: doch alles spricht dafür, daß auch er ein Werkzeug der Polizei war, welche unter Ludwig Philipp wie unter Ludwig XVIII. sich gern Individuen zur Verfügung hielt, die sie gelegentlich als Ludwig XVII. ausspielen konnte.

Die Verhandlungen des Processes Richemont in Lyon wurden durch einen interessanten Zwischenfall unterbrochen: vor den Schranken des Gerichts erschien ein Herr Morel de Saint-Didier, um eine Erklärung abzugeben, welche das Gericht und die Geschworenen interessiren werde, eine Erklärung im Auftrage des wahren

Dauphin. Dieser „Herzog von der Normandie" trat auf den Schauplatz in einer gänzlich andern Weise als seine Vorgänger: während diese von den Behörden vor Gericht gezogen, ihre Ansprüche geprüft und verworfen wurden, ohne daß sie selbst eine Untersuchung verlangt hätten, forderte der neue Herzog, ein preußischer Unterthan, der den Namen Naundorff führte, selbst die Behörden auf, seine Ansprüche zu prüfen; er verlangte nicht den Thron seiner Väter, er verlangte nur einen Namen und eine Familie.

Im Jahre 1833 war dieser Naundorff, dessen romanhafte Vorgeschichte wir später erzählen werden, in Paris aufgetaucht, und gleich war sein Streben darauf gerichtet, noch etwa lebende Persönlichkeiten, die dem Hofe von Versailles nahegestanden, aufzufinden; ja sein heißester Wunsch war, daß die Herzogin von Angoulême, seine Schwester, ihm eine Zusammenkunft gewähren möge; er wollte sie in einer Viertelstunde von seiner Echtheit und der Berechtigung seiner Ansprüche überzeugen. Dies loyale Auftreten sicherte dem Prätendenten von Haus aus die Theilnahme einer nicht unbeträchtlichen Partei; wenigstens war sogleich sichtbar, daß man es hier mit keiner Marionette der Polizei zu thun hatte. Die Rechtsverweigerung seitens der Justiz und die Willkürmaßregeln der Regierung konnten die öffentliche Meinung nur zu seinen Gunsten stimmen: denn wenn er ein Betrüger war, warum ergriffen die Gerichte nicht wie bei Bruneau und Richemont die willkommene Gelegenheit, es ihm nachzuweisen und ihn wegen Betrugs und Hochverraths zu ernstlicher Strafe zu verdammen, einen Proceß zu führen, der diesmal ja kein Scheinproceß, keine Spiegelfechterei eines polizeilich-juristischen Charlatanismus gewesen wäre, sondern das Ansehen der durch jene Processe und die stets illusorisch gemachten Strafurtheile compromittirten Behörden hätte wiederherstellen können?

Das ist das Thema, welches Friedrichs in seinem Werke unermüdlich variirt; über jene Zeit, wo sich der Herzog in Paris aufhielt, hat er alle vorhandenen Materialien gesammelt, wie schon früher Gruau de la Barre, doch noch reichhaltiger und besonders durchsichtiger geordnet.

Die erste in Frankreich, die ihn rückhaltslos und mit pietätvoller Begeisterung anerkannte, war Madame de Rambaud, die Wiegenfrau des Dauphin von seiner Geburt an bis zum 10. Aug. 1792: in einem Briefe an die Herzogin von Angoulême sprach sie ihre feste Ueberzeugung von der Identität Naundorff's und des Dauphin aus und motivirte dieselbe in einer spätern Erklärung nicht nur mit der vollständigen Aehnlichkeit der Haare, der Gesichtszüge, des etwas faltigen Halses, sondern auch mit dem Vorhandensein mehrerer Zeichen auf der Brust; sie erzählt, daß der Prinz im Château Saint-Cloud im Alter von zwei Jahren sechs Monaten geimpft worden sei in Gegenwart der Königin, von dem Arzte Jouberton, den Doctoren Brunier und Soustonneau. Die Impfung habe zwischen 10 und 11 Uhr stattgefunden, während des Schlafes, weil man fürchtete, das Kind könne infolge der Erregung Convulsionen bekommen. Noch heute trage der Prinz die Spuren der Impfung, denen man die Form eines Halbmondes gegeben. Ohne Frage ist eine Wiegenfrau, die ein Kind täglich aus- und anzieht und stundenlang betrachtet, für die Identität desselben eine berufenere Zeugin als betrunkene

Municipalgardisten, die ein gesundes Kind einmal flüchtig gesehen haben und auf dem Sterbebette wiedererkennen wollen. Den alten Tragikern und auch spätern, ähnliche Stoffe behandelnden Dramatikern würden diese Zeichen für die Wiedererkennungsscene vollkommen genügt haben.

Ebenfalls in Zuschriften an die Herzogin von Angoulême sprach sich Frau Marco de Saint-Hilaire dafür aus, daß Naundorff der rechte Dauphin sei, und zwar unter den feierlichsten Betheuerungen. Frau von Saint-Hilaire ist bereit, den Rest ihres Lebens dem Dauphin zu opfern, den Gott ihr in so wunderbarer Weise wieder zugeführt habe. Sie war früher im Dienste der Prinzessin Victoire gewesen, der sechsundsiebzigjährige Gatte früher Thürhüter vor dem Zimmer des Königs; dieser erklärt seine unerschütterliche Ueberzeugung, daß Naundorff der echte Dauphin sei. Die Aehnlichkeit des Prinzen mit seinem erhabenen Vater könnten auch die wenigen ältern Beamten aus jener Zeit, die noch am Leben seien, nicht bezeugen; dazu genüge es nicht, Ludwig XVI. blos gesehen zu haben, sondern man müsse ihn täglich gesehen haben, in seinen Zimmern, in seiner Familie, und dazu habe ihm sein Amt Gelegenheit gegeben. Der Prinz Charles Louis habe ganz die Züge seiner Familie, die Manieren, die Gewohnheiten, die Eigenheiten seines Vaters; er habe ihm die Erinnerungen seiner Kindheit erzählt, von verschiedenen Einrichtungen im Park von Versailles gesprochen, die gleich nach dem Tode des Königs wieder zerstört worden seien und von denen Personen, die sich gegenwärtig im Alter von 40 Jahren befinden, unmöglich Kenntniß haben konnten. Ebenso berichtet Frau von Saint-Hilaire, daß er die ganze Einrichtung des Zimmers seiner Mutter, die Möbel und ihre Stellung, die Gestalt und Farbe der musikalischen Instrumente, deren die Königin sich bediente, und noch eine Menge von Details, die niemand wissen konnte, als wer im intimsten Verkehr mit der königlichen Familie stand, aufs genaueste angegeben habe.

Eine große Zahl derartiger Wiedererkennungsscenen wird uns von Gruau de la Barre und Friedrichs mitgetheilt. Madame de Janson, frühere Hofdame der Marie Antoinette, erkannte den Prinzen an. Er besann sich auf ein Spiel, das er als Kind mit Mademoiselle Soucy gespielt, und konnte es dieser Dame, die als Madame de Fallour bei ihm erschien, angeben; Madame Delmas, die als Schildwache verkleidet sich unter den Wächtern des Temple befand und der königlichen Familie Briefe vermittelte, und die auch später bei der Befreiung des Dauphin mitgewirkt haben soll, suchte Naundorff auf; sie tauschten ihre Erinnerungen aus: er erkannte in ihr den bartlosen Nationalgardisten wieder, auf den er die Königin oft aufmerksam gemacht hatte und von dem sie ihm gesagt hatte, er sei ein Freund; er antwortete ohne Zögern auf die Fragen über die Art und Weise, wie sie ihre Botschaften mit Hülfe des jungen Dauphin überbracht habe; er erwähnte ein einäugiges Mädchen, das sie bei dieser Correspondenz unterstützt habe; er bezeichnete ihr die Farbe des Portefeuille, das man dabei benutzt, ein Portefeuille, das sie sorgfältig aufgehoben; er erinnerte sie an mehrere Mishandlungen, denen der Dauphin in ihrer Gegenwart ausgesetzt gewesen; kurz, Madame Delmas schied von ihm mit vollkommener Ueberzeugung von seiner Echtheit. Sie selbst wäre fast das Opfer dieser Ueberzeugung geworden; denn es wurde ein Attentat auf sie

durch einen mit einem Dolche bewehrten Mörder ausgeübt, dessen sie sich tapfer erwehrte, ja den sie selbst tödtete: die Assisen sprachen sie deshalb frei. Sie war es auch, die dem Herzog von Berri Mittheilung machte von der Identität Naundorff's und des Dauphin, und dieser Herzog war der einzige der Bourbons, der sich überzeugen ließ: daß er deshalb von Louvel ermordet wurde, ist eine jedenfalls zu weitgehende Vermuthung. Auch an äußern Merkmalen, die zutrafen, fehlte es nicht. Ein alter Militär der Invaliden besann sich, daß der Dauphin zwei vorspringende Unterzähne hatte; eine Frau Saillard, deren Gatte damals im Trianonpalais eine Stelle hatte, wußte, daß der Dauphin in die Oberlippe von einem Kaninchen gebissen worden war, das sich verlaufen hatte, wieder eingefangen wurde, und das der Dauphin aus Freude so ans Herz drückte, daß es ihn fast erstickt in die Lippe biß: jene Zähne, diese Narbe hatte auch Naundorff.

Einige wichtige Zeugen, die bei ihrer Stellung zu den Orléans nicht wagen durften, ihn anzuerkennen, lehnten jede Zusammenkunft mit ihm ab. Zu diesen gehörte Latour-Maubourg, einer der Commissare der Constituante, welche Ludwig XVI. und seine Familie von Varennes zurückbrachten, ferner Pauline von Tourzel, die Jugendfreundin des Dauphin, an welcher dieser mit schwärmerischer Neigung hing, später Comtesse de Béarn: wenn sie den Dauphin anerkannten, war es um ihre Stellung bei Hofe geschehen: hatten sie die feste Ueberzeugung von seiner Unechtheit, so konnten sie ja durch den Beweis derselben den Orléans einen Dienst leisten: man muß daher annehmen, daß sie jene Ueberzeugung nicht besaßen.

Dagegen fand der Prinz drei gewichtige Zeugen für seine Sache. Ein sehr alter Mann, Bulot, Lampenfabrikant, welcher 1792—96 die Beleuchtung des Temple unter sich hatte, war einer der Ungläubigsten, wenn die Rede auf den Prätendenten kam: er war fest davon überzeugt, daß der Prinz im Gefängniß gestorben sei, und hatte sich nie dazu verstanden, mit Naundorff zusammenzukommen. Gleichwol arrangirten die Freunde des letztern eine Zusammenkunft: Naundorff gab ihm so genaue und specielle Details über das Innere des Temple, daß Bulot gänzlich bekehrt wurde: ein Mann in Naundorff's Jahren konnte das unmöglich wissen, wenn er nicht der Dauphin selbst war. Ebenso ließ sich de Joly bekehren, der am 10. Aug. 1792 die königliche Familie in die Nationalversammlung begleitet hatte. Der Prinz erzählte ihm so genau die Vorgänge in den Tuilerien kurz vor der Verhaftung der königlichen Familie, besonders daß er Caricaturen, Thiere mit Köpfen der Familie, aus der Hand des Königs genommen, um sie anzusehen; er schilderte den Gang in die Assemblée mit einer Menge von Details, die zu den Aufzeichnungen stimmten, welche sich Joly vorher gemacht hatte, um jenen auf die Probe zu stellen; er bezeichnete die Personen im Gefolge des Königs, denen er unterwegs die Hand gegeben, erzählte, daß er sich damit amusirt habe, die in großer Zahl herabgefallenen Blätter mit den Füßen aufzuwühlen, wobei der König, wie Joly sich erinnerte, bemerkte, die Blätter fielen sehr früh in diesem Jahre: kurz, Joly ward bei dieser Zusammenkunft ein Gläubiger, der auch nicht müßig blieb, sondern in allen Archiven nach Beweisen suchte; auch soll er sehr überraschende und überzeugende gefunden haben, die er insgeheim deponirte, die aber von seiner Familie nach seinem Tode unterschlagen wurden.

Noch eifriger zeigte sich Brémont, der Privatsecretär Ludwig's XVI. von 1788 bis zum 10. Aug. 1792, der sich infolge einer Zeitungsnotiz für den Prätendenten aufs lebhafteste zu interessiren begann: Naundorff hatte, wie die „Justice" mittheilte, an den König Ludwig Philipp geschrieben, er sei im Besitze des Geheimnisses, wo Ludwig XVI. vor seiner Abreise nach Montmédy höchst wichtige Papiere, Edelsteine und andere Werthsachen in den Tuilerien verborgen habe; er wolle diesen Versteck nachweisen, unter der Bedingung, daß er die Kassette als sein Eigenthum mit fortnehmen könne. Ludwig Philipp war nicht so ungläubig wie sein Staatsrath und seine Gerichte; er ließ zwar den Prätendenten verfolgen, aber er verhandelte doch mit ihm, wenn es ihm nöthig schien, und so schickte er auch den General Grafen de la Brode zu dem Prätendenten mit der Antwort, Naundorff solle ungefährdet in den Tuilerien jene Kassette suchen dürfen; doch nur unter der Bedingung, daß die sich darin vorfindenden Papiere dem König überliefert würden. Darauf ging Naundorff indeß nicht ein. Jene Zeitungsnotiz las Brémont, der sich damals in der Schweiz aufhielt, und gewann bald die Ueberzeugung, daß jener in Wahrheit der Sohn seines Königs sei. Wie er diese Ueberzeugung gewann, geht aus seiner nach den Protokollen mitgetheilten Zeugenaussage in dem spätern Proceß hervor. Die Details, die ihm der Prinz über den Versteck in den Tuilerien gemacht, waren für ihn der überzeugende Beweis von der Identität der Person; diesen Versteck konnte er allein kennen, da nur er zugegen war, als der Vater ihn abschloß. Vom Gericht befragt, wie er selbst denn von jenem Versteck Kenntniß erhalten, sagt Brémont aus: durch Se. Maj. den König Ludwig XVI. selbst: ich machte ihn durch Vermittelung des damaligen Ministers de Monciel darauf aufmerksam, daß der Eisenschrank, der die geheimen Papiere enthielt, in unglücklichen Zeiten entdeckt werden konnte, und daß es besser wäre, alles aus ihm fortzunehmen, worauf der König erwiderte, das sei schon geschehen, und er habe in einem geheimen Versteck, in Gegenwart seines Sohnes allein, die authentischen Documente niedergelegt, deren dieser einstens bedürfen werde. Brémont setzte hinzu, vom Prinzen selbst habe er erfahren, daß dieser im Besitz des Schlüssels zur eisernen Kassette sei, den sein Vater, im Schlosserhandwerk ein Meister, selbst gefertigt, und er, der Prinz allein, besitze das Geheimniß, mit diesem Schlüssel zu öffnen, wozu ein anderer nicht im Stande sei. Brémont wandte sich an alle Verwandte, indem er die Sache des Prinzen mit unerschütterlicher Ueberzeugung führte; auch schrieb er an die Herzogin von Angoulême — alles vergebens.

Die Tochter der Marie Antoinette blieb stets taub gegen alle Vorschläge, gegen alle Eingaben, die ihr betreffs Naundorff's gemacht wurden, mochte dieser selbst, mochte Frau von Rambaud, Brémont oder Saint-Didier an sie schreiben. Sie stand unter dem Einfluß, den die Umgebung Karl's X. in Prag auf sie ausübte. Es ist möglich, daß sie vom Tode ihres Bruders im Temple fest überzeugt war, wie sie einmal erklärte; doch hat man das Recht, an der Wahrheit dieser Erklärung zu zweifeln, wenn man den sechsten Band der „Mémoires" Larochefoucauld's liest, welcher gewissermaßen als Agent der Prinzessin bei Naundorff angestellt war und ihr über alles, was ihn betraf, genaue Auskunft geben mußte. Larochefoucauld selbst war keineswegs so sicher, daß Naundorff ein Betrüger sei; er stellt

ihm anfangs sogar ein günstiges Zeugniß aus; er sagt, er müsse trotz aller seiner Vorurtheile bekennen, daß Naundorff's Gesicht, Haltung, Worte nichts zeigten, was auf einen Betrüger hätte schließen lassen; höchstens könne man glauben, daß er selbst sich im Irrthum über seine Herkunft und im guten Glauben betreffs seiner Ansprüche befinde. Der Marquis führt auch alle Gründe an, die es möglich erscheinen lassen, ja eigentlich wahrscheinlich machen, daß Ludwig XVII. aus dem Temple durch die Royalisten gerettet worden sei; er erwähnt auch die Proclamationen der Generale der Vendéer, Puisaye's (30. Juni 1795, also 22 Tage nach dem angegebenen Tode des Dauphin im Temple) und Charette's (gegen Ende dieses Jahres), in denen beiden gesagt ist, daß der Prinz noch lebe; ja Charette erklärt ausdrücklich, daß die königliche Waise sich in der Mitte der Vendéer befinde, und daß er Furcht hege, sie möchte, kaum der Gewalt der wilden Henker entrissen, wieder den Tyrannen überliefert werden. Diese Proclamation von Charette wird natürlich von Chantelauze für apokryph erklärt: sie soll dem bekannten Roman „La cimetière de la Madeleine" entnommen sein; aber dieser Roman brachte vielfach Thatsachen in einer zum Theil romantischen Einkleidung. Larochefoucauld schwankt in seinen Aufzeichnungen lange Zeit zwischen Glauben und Zweifel: doch als die Herzogin von Angoulême mit aller Entschiedenheit jede Annäherung des Prätendenten und seiner Freunde zurückweist, hält er es in seiner Lage für das beste, der königlichen Familie zu dienen und ihr die Mislichkeit der fortwährenden Proclamationen zu ersparen; er gibt Naundorff ebenfalls preis, er will alles thun, damit die Sache so wenig Staub wie möglich aufwühle. Morel de Saint-Didier, der als Agent Naundorff's nach Prag gegangen, wurde inzwischen zwar von der Herzogin angenommen, aber ungnädig behandelt, Frau von Rambaud, welche für die Identität Naundorff's mit dem Dauphin die sprechendsten Zeugnisse bringen wollte, gar nicht vorgelassen. Die Hartnäckigkeit, mit der die Prinzessin sich gegen diese Zumuthungen verschanzte, mochte allerdings aus dem Stolz einer hohen Dame hervorgehen, welche sich schon durch die Berührung mit einem Abenteurer, wenn er sich doch noch als solcher auswies, für befleckt hielt, ebenso aber aus der Furcht, ihn anerkennen zu müssen, dadurch zwei Könige Frankreichs als Usurpatoren zu brandmarken und ihre nächste Umgebung aufs tiefste zu verletzen.

Wer war nun dieser Naundorff, der Mann mit dem deutschen Namen, der aus kleinen Städten der Mark Brandenburg nach Paris kam, um, wenn auch nicht sein Recht auf den Thron, doch seinen Familiennamen und sein Vermögen in Anspruch zu nehmen? In welcher wunderbaren Weise wurde der Sohn Ludwig's XVI. nach Preußen verschlagen, und wenn das nicht der Fall war, wie kam ein preußischer Uhrmacher auf den wunderlichen Gedanken, sich für diesen Sohn zu halten? Das letzte haben auch seine Gegner nie ausreichend zu erklären vermocht; das erste erzählte Naundorff in seinen „Memoiren", deren Inhalt Gruau de la Barre in sein großes biographisches Werk mit aufgenommen hat. Diese Erzählung ist abenteuerlich im höchsten Grade, man könnte sagen mehr als romanhaft; denn kein Romandichter würde seine Erfindungskraft anstrengen, um

eine solche Häufung sich meist wiederholender Sensationsmotive zu ersinnen. In seinen „Memoiren" erwähnt Naundorff zuerst, er sei Charles Louis getauft worden, während der Prinz allgemein Louis Charles genannt wurde. Jenes sei indeß sein Taufname gewesen; nach dem Tode des ältern Bruders habe der König aber zu seiner Gemahlin gesagt: „Le dauphin sera toujours Louis." Daß er das Familiengeheimniß kenne: das betonte Naundorff stets als Beweis für seine Kenntniß der Vorgänge in der königlichen Familie, obschon er dasselbe nur von Hörensagen haben könnte. Was die geschichtlichen Ereignisse betrifft, deren Zeuge er war, wie die Flucht in die Nationalversammlung und die Flucht nach Varennes, so besinnt sich Naundorff auf eine Menge Detailzüge, die er als Kind wohl seinem Gedächtniß einprägen konnte. Die Erinnerungen an die Gefangenschaft im Temple zeichnen sich deutlicher ab; die Localität und alles darauf Bezügliche schwebt ihm überaus lebendig vor. Weniger erzählt er von seinem Martyrium bei dem Schuster Simon.

Wie entkam nun der Dauphin Naundorff aus dem Temple, und wer waren seine Retter? Josephine, welche sich ja bei Napoleon selbst nach dessen „Mémoires" für eine Eingeweihte ausgab, Hoche, Pichegru und General Frotté sollen mit Hülfe des Creolen Laurent, dessen Anstellung Josephine durch Barras, der damals der mächtigste Mann, vermittelt hatte, bei der Befreiung des Dauphin thätig gewesen sein. Dabei wollen wir hervorheben, daß der eifrigste Gegner aller Pseudodauphins, Chantelauze, der ja auch dem Wächter Laurent ein besonderes Kapitel widmet, erwähnt, dieser sei bald nach dem Besuche von Barras im Temple, also bald nach dem 9. Thermidor, angestellt worden. Den jungen Prinzen brachten die Retter zunächst im obersten Stockwerk des Temple unter: daß ein solches mit Mobiliar angefülltes existirte, bestätigt auch Chantelauze in seiner Schilderung des Temple. Während der Prinz dort oben weilte, wurde ihm unten ein taubstummes Kind untergeschoben: dasselbe, welches die Abgesandten des Convents am 19. Dec. 1794 sahen. Es verbreitet sich inzwischen das Gerücht, der Dauphin sei gestorben; man beschließt, das taubstumme Kind zu vergiften: der Arzt Desault gibt ein Gegengift und erklärt seinem Freunde Choppart, das Kind, das er behandle, sei nicht der rechte Dauphin. Desault und Choppart sterben darauf ganz plötzlich. Der Convent läßt nun den taubstummen Knaben aus dem Temple herausbringen und an seine Stelle wird ein schwerkrankes skrofulöses Kind aus dem Hotel-Dieu gebracht. Jener stumme Knabe wird Josephinen durch ein Versehen zugeführt: sie erkennt erschreckt den Irrthum. An die Stelle des dritten, aus dem Spital entnommenen Knaben, dessen Mutter eine Gärtnerin im Faubourg Saint-Antoine ist, wird ein gesunder Knabe untergeschoben, und die Blätter berichteten damals von der wunderbaren Heilung eines schwerkranken Kindes in 42 Stunden. Das skrofulöse Kind aus dem Spital starb am 8. Juni, und an diesem machten die Aerzte die Section, über welche sie Bericht abstatteten. Am Tage, wo die Beerdigung stattfinden sollte, nahmen Diejenigen, die den Prinzen retten wollten, den Leichnam aus dem Sarge, indem sie dafür den wirklichen Prinzen einsargten. Die Leiche des andern wurde im Garten des Temple begraben: Napoleon hatte dies von Josephine gehört, ließ die Leiche ausgraben und überzeugte sich dabei,

daß jene die Wahrheit gesprochen. Der Sarg selbst wurde auf den Margarethen-kirchhof gefahren, während der Fahrt der Prinz in einen Koffer gepackt, der im Wagen mitgenommen worden war, und der Sarg mit Makulatur gefüllt und so in die Erde gesenkt. Der Koffer mit dem Prinzen kam zurück, und dieser ward, als Mädchen verkleidet, in einem andern Wagen an einen verborgenen Zufluchts-ort gebracht.

Das alles klingt sehr abenteuerlich, und der Dauphin mußte überhaupt das meiste nur von Hörensagen haben: indeß, in einer ähnlichen Weise konnte die Flucht aus dem Temple doch bewerkstelligt worden sein. Noch abenteuerlicher sind die folgenden Schicksale des fürstlichen Kindes. Anfangs bei einer Schweizerin untergebracht, wurde es dann in die Vendée geflüchtet; auf einem Schlosse Thor de la Sonde erkrankte es. Es war die Zeit, in welcher Puisaye und Charette ihre Proclamationen mit Erwähnung des Dauphin erließen; doch der Aufstand war im Erlöschen, und als der Prinz genesen, fand er kein Heer mehr im Felde, welches für ihn hätte kämpfen können. Bei einem Marquis de Brizes traf er ein junges Mädchen Marie und einen Jäger, dessen wahrer Name Graf Mont-morin war. Diese nahmen sich seiner an und begleiteten ihn nach Italien, wo er anfangs in Triest und Venedig weilte, dann nach Rom zog, wo ihn Papst Pius in seinen Schutz nahm. Anfangs lebte der Prinz in einem Kloster, dann auf einem Landhause; hier kam auch die Schweizerin zu ihm, bei der er in Paris verborgen gewesen. Sie hatte inzwischen einen Uhrmacher geheirathet, und bei diesem lernte der Prinz die Uhrmacherkunst. Nach der Gefangennehmung des Papstes wurde den Feinden ihr Aufenthalt verrathen, das Haus brannte ab; die Schweizerin und ihr Mann, der Marquis de Brizes und Marie — alle starben rasch aufeinander. Der nach England eingeschiffte Prinz wurde auf dem Meere gefangen genommen und nach Frankreich in einen Kerker geschleppt, wo man sein Gesicht mit Instrumenten zerstach, die einem Bündel Nadeln glichen und dann das Blut mit einem Schwamme abwusch, der mit einer besondern Feuchtigkeit getränkt war: alles in der schnöden Absicht, sein Gesicht dauernd zu entstellen. Im Jahre 1803 wurde er durch die Fürsprache von Josephine und Fouché befreit, doch nicht lange darauf wieder verhaftet, in die Citadelle von Vincennes und in einen finstern Kerker gebracht, wo er bis zum Jahre 1808 blieb. Sein Kerkermeister soll vor Gericht in der Schweiz später erklärt haben, er habe den Sohn Ludwig's XVI. bewacht. Nach seiner abermaligen Befreiung erkrankte er, reiste dann mit Mont-morin nach Deutschland und kam nach Böhmen, wo er dem Herzog von Braun-schweig vorgestellt wurde, der ihm Empfehlungen nach Preußen gab. Hier trafen sie auf das Schill'sche Corps und blieben bei demselben, bis ihn Major Schill unter einer Escorte, die ein Graf von Wedel führte, abreisen ließ. Sie wurden überfallen, Montmorin blieb im Kampfe; der Prinz wurde verwundet nach Wesel geschafft, dort mit den Gefangenen aus dem Schill'schen Corps zu den Galeren verurtheilt: er sollte nach Toulon geschleppt werden. Unterwegs erkrankte er, mußte in einem Hospital liegen bleiben, aus dem er mit einem Schill'schen Husaren Fried-richs entkam. In Westfalen wurde dieser von Gensdarmen verhaftet; der Prinz, von einem mitleidigen Hirten im Versteck gehalten, entkam nach Sachsen und

wurde in der Nähe von Wittenberg in hülfloser Lage von einem Reisenden in einer Extrapost mitgenommen. Dieser nannte sich Naundorff, und mit dessen Namen und Paß ausgerüstet kam er nach Berlin.

Wäre diese Geschichte eine freie Erfindung, so würde man ihr die Ueberladung mit gleichartigen Motiven zum Vorwurf machen müssen; und zwar mit Motiven der abenteuerlichsten Art: doch, wenn der Prätendent für sein gutes Recht plaidiren wollte, bedurfte er dieser Romantik gar nicht, die schon dadurch in ein unklares Licht gerückt wird, daß der Prätendent ja selbst nicht wissen konnte, wer seine Verfolger waren, oft auch nicht, warum er befreit wurde, sodaß eine Reihe romanhafter Thatsachen ohne weitere Motivirung verknüpft ist. Vieles sind nur Erinnerungen: und dabei wird sein treuer Eckart Montmorin wol durch Erzählungen aus früherer Zeit in spätern Jahren seinem Gedächtniß zu Hülfe gekommen sein. Nur die eine Thatsache, daß der Prinz fortwährend verfolgt wurde, bleibt bei allen Varianten das Ausschlaggebende, und diese ließ sich auch mit einem geringern Kostenaufwand phantasievoller Erfindung bestätigen.

Für die ganze Kette dieser Begebenheiten fehlen die Zeugnisse: erst in Preußen tritt der Prinz aus dem romantischen Dunkel wieder in ein helleres Licht. Er wollte in ein Regiment in Berlin eintreten, wurde aber nicht aufgenommen; er fing an für Uhrmacher zu arbeiten; doch er mußte sich bei den städtischen Behörden legitimiren. Er lieferte dem Polizeipräsidenten von Berlin, Le Coq, Papiere aus, die in den Kragen seines Rockes eingenäht waren und die er bei seiner Wanderschaft stets bewahrt hatte. Auf diesen Papieren soll Le Coq die Handschrift Ludwig's XVI. und der Marie Antoinette erkannt und die Briefe dem Staatskanzler von Hardenberg übergeben haben. Naundorff hat dieselben nie zurückerhalten. Da er in Berlin nicht gut ohne sie Bürger werden konnte, vermittelte Le Coq dies in Spandau; auch später, bei seiner Verheirathung, erhielt er die Papiere nicht zurück; man dispensirte ihn von Einreichung eines Geburtsscheines. Dies Verfahren der preußischen Regierung ist für Naundorff's Anhänger sehr beweiskräftig: denn warum hielt man seine Papiere zurück, warum ließ man ihn nicht als Betrüger einsperren, wenn er falsche Documente vorgebracht? Dies sollte ihm später freilich nicht erspart bleiben seitens der untern Behörden: er war von Spandau wegen städtischer Wirren nach Brandenburg übergesiedelt (1822); hier wurde er in die verschiedensten Criminalprocesse wegen Diebstahls, Brandstiftung, Falschmünzerei verwickelt, immer freigesprochen, aber weil er sich als „frecher Betrüger“ gezeigt, indem er sich für einen Bourbon ausgegeben, in ein Correctionshaus gebracht. Auch den Richtern, die bei allen diesen Processen doch auch die Personalien des Angeklagten zu ermitteln hatten, war's indeß nicht gelungen, ihm eine andere Herkunft nachzuweisen. Der Oberinspector der Anstalt, Baron von Seckendorff, nahm sich seiner an, sodaß er 1828 entlassen wurde und nun nach Krossen übersiedelte. Unermüdlich hatte er in der Zwischenzeit an seinen Oheim, an die Herzogin von Angoulême, an den Herzog von Berri, an die verbündeten Monarchen geschrieben: alles vergeblich, nur der Herzog von Berri war geneigt, seinen Betheuerungen Glauben zu schenken. Schon im Jahre 1818 hatte er ein armes bürgerliches Mädchen, Johanna Einert, in Spandau geheirathet:

vielleicht hoffte er, indem er damit auf sein Thronrecht verzichtete, um so eher seine andern Ansprüche anerkannt zu sehen. Zunächst befand er sich in großer Noth und gewann sich nur mühselig den unerläßlichen Unterhalt. Hier in Krossen fand er einen überzeugten Anhänger in dem Syndikus und Justizcommissar Petzold — Friedrichs theilt einige der Briefe desselben mit, welche dieser im Interesse seines Clienten an die verschiedensten Höfe geschrieben hat. In einem Briefe an den preußischen Minister des Innern spricht er von seiner festen und unerschütterlichen Ueberzeugung, daß es sich hier weder um einen Irrthum noch um einen Betrug handle, dessen Folgen ja die allgemeine Verachtung und eine infamirende Strafe sein würden. Petzold suchte selbst eine Audienz beim König von Preußen nach; immerhin ein kühner Schritt für einen Beamten. Seine Ueberzeugung war, daß die preußische Regierung keine Zweifel hege an der Identität Naundorff's und des Dauphin — und in der That gab ihr Verfahren wol Anlaß zu dieser Annahme. In der „Leipziger Zeitung" veröffentlichte Petzold eine Notiz: der Herzog von der Normandie lebe unter angenommenem Namen in Krossen; er wolle die Geschichte seines Lebens schreiben und suche einen Verleger. Die Notiz ging in den „Constitutionnel" über, und zwei Franzosen, darunter Thor de la Sonde, erkundigten sich nach den nähern Umständen bei Petzold. Die Correspondenz zwischen beiden gab neue Aufschlüsse: Thor de la Sonde behauptet im Besitz von 50 zuverlässigen Briefen zu sein, aus denen hervorgehe, daß Se. Majestät lebt, sowie in welcher Weise und durch wen sie aus dem Temple entführt worden sei; es sei dies durch einen von Thor's Freunden geschehen; er könne alles beweisen, was er behaupte, und es gäbe keinen Souverän, der nicht 1818 Briefe hierüber von ihm erhalten habe. Das Siegel, mit dem die Papiere des Prätendenten verschlossen waren, trug die Namen Hoche, Pichegru, Frotté, Josephine. Thor de la Sonde verlangte eine Erklärung, wie jener in den Besitz desselben gekommen, weil er ebenfalls Papiere besitze, welche diese Siegel trügen, und auch das Petschaft selbst; Thor de la Sonde war durch diese Erklärung vollkommen überzeugt. Leider starb er bald, noch ehe Naundorff nach Paris gekommen; doch seine Witwe übergab diesem die Papiere. Auch Naundorff's Gönner Petzold starb plötzlich, und jener machte sich nun auf den Weg nach Paris, da er befürchtete, auf eine preußische Festung gebracht zu werden.

Aus jener Zeit besinnen sich noch preußische Beamte auf Naundorff: so der berühmte Verfasser des „Preußischen Staatsrechts", von Rönne, der in einem Briefe an den Verfasser dieses Essay ausdrücklich die vornehme Haltung jenes Mannes, der nichts von einem Betrüger an sich hatte, hervorhob: Rönne führte damals als Auscultator das Protokoll in einem der Naundorff'schen Processe. Aehnliche Zuschriften sind mir mehrfach zugegangen: alle beweisen, daß man in den Kreisen der märkischen Kleinstädte durchaus geneigt war, in dem Uhrmacher Naundorff den Dauphin von Frankreich anzuerkennen.

Im Mai 1833 kam Naundorff nach Paris: hier fanden jene bereits erwähnten Wiedererkennungsscenen statt, hier gewann er begeisterte Anhänger in Personen, welche der königlichen Familie nahegestanden; von hier aus wurden abermals Ver-

suche gemacht, die Herzogin von Angoulême zu einer Zusammenkunft mit Naundorff zu bewegen; hier trat dieser offen als Prätendent auf und verlangte eine Prüfung seiner Ansprüche, die ihm verweigert wurde. In einer von mehrern Advocaten verfaßten Erklärung nahm er (15. Juni 1836) der Herzogin von Angoulême gegenüber seine Rechte in Anspruch, darunter auch sein Erbe, auch den Kronschatz von 300 Mill., der nicht der Herzogin von Angoulême, sondern dem legitimen König gehörte. Die Antwort war die sofortige Ausweisung Naundorff's aus Frankreich, wobei sich die Polizei seiner Papiere und Briefschaften bemächtigte, die er niemals wiedererhielt. Derartige polizeiliche Attentate beweisen zur Genüge, daß Naundorff vollständig rechtlos und dabei eine Verlegenheit für alle französischen Regierungen war, welche sie so gut es ging aus dem Wege zu räumen suchten. Der Staatsrath Ludwig Philipp's und dieser selbst lehnten die Beschwerde Naundorff's und das Gesuch, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen, ab. Nachdem Naundorff Frankreich verlassen, stellte man hinterher eine Klage wegen Betrugs gegen ihn an, doch diese verschleppte sich jahrelang, und nur durch einen Zwischenfall kam die Sache des Prätendenten vor die französischen Gerichte. Ein Blatt, „Le Capitole", hatte erklärt, daß Naundorff von jüdischer Herkunft sei, zufolge einer Angabe des preußischen Ministers, und hatte ihn selbst und Gruau de la Barre einer schmuzigen Intrigue beschuldigt. Auf die Anfrage Naundorff's bei der preußischen Regierung erklärte der Minister, daß er nie dies behauptet habe und auch nie es habe behaupten können, da ihm kein Umstand bekannt sei, der auf eine solche Herkunft schließen lasse. Naundorff und sein Freund stellten nun einen Verleumdungsproceß gegen „Le Capitole" an, bei welchem Jules Favre auf das glänzendste für Naundorff plaidirte. Das Resultat war, daß der Gerichtshof entschied, es liege kein Grund vor, gegen diesen die Betrugsklage einzuleiten (15. Jan. 1841).

Nach seiner Ausweisung hatte sich der Prätendent nach London begeben, wo sich seine Familie, die inzwischen in Dresden verweilt hatte, wieder mit ihm vereinigte. Schon im Jahre 1834 war Naundorff fast das Opfer eines Attentats geworden, das man in Paris auf dem Carrouselpatz gegen ihn verübte: von sechs Dolchstichen war einer dicht ans Herz gedrungen. Am 26. Nov. 1836 wurde in Camberwell in England ein zweites Attentat gegen ihn verübt und er durch zwei Pistolenschüsse schwer verwundet. Die Proceßacten lassen keinen Zweifel darüber übrig, daß ein anderer dieses Mordversuchs schuldig ist und nicht etwa der Prinz selbst ihn verübt hat, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. In England errichtete er einen größern Hausstand, beschäftigte sich mit mechanischen Arbeiten und wollte besonders ein Geschütz erfinden, welches alle Kriege unmöglich machte, weil es keinen Widerstand mehr zuließ. Er siedelte von London nach Delft in Holland über und starb dort an dem für die Bourbons so ominösen 10. Aug. Die holländischen Behörden haben ihn stets als Herzog von der Normandie anerkannt, und dieser Titel ist auch auf seinem Leichenstein zu lesen.

Seine Familie erregte in Dresden großes Aufsehen durch ihre Aehnlichkeit mit den Bourbons. Als Frau von Rambaud, die Kammerfrau am Hofe Ludwig's XVI., nach Dresden kam, wurde sie in der Ueberzeugung von der Echtheit

des Prätendenten gerade durch diese Familienähnlichkeit bestärkt. Die Prinzessin Amélie sieht Marie Antoinette ähnlich, Antoinette, die zweite Tochter, der Prinzeß Elisabeth, Eduard dem Herzog von Berri, Charles dem Grafen von Provence. Von Charles Edouard, der 1883 starb, leben noch drei Kinder: Auguste, Charles und Louis.

Wer das Bild des jungen Dauphin und das Naundorff's vergleicht, die dem Werke von Friedrichs als Titelblatt beigegeben sind, der wird von der frappanten Aehnlichkeit überrascht werden, oder vielmehr, es sind ganz dieselben Züge, nur gealtert. Namhafte Maler haben dies ausdrücklich anerkannt.

Für die Geschichtschreibung ist der Prinz im Temple gestorben: sie duldet kein Fragezeichen bei dieser Thatsache: Naundorff war also entweder ein Betrüger oder ein partiell Wahnsinniger. Wenn man nur die Hyperromantik der von ihm erzählten Abenteuer ins Auge faßt, so mag man leicht zu solchem Schluß kommen: weit gewichtiger als seine „Memoiren" spricht aber das Verhalten der Regierungen und der Behörden, der preußischen und französischen, zu seinen Gunsten, ganz abgesehen von der zweifellosen Wiedererkennung durch treue Anhänger der Bourbons. Sind die authentischen Actenstücke vorhanden, welche die preußische Regierung mit Beschlag belegt hat, so werden sie die Echtheit des Dauphin beweisen, mögen Nachfolger von Chantelauze noch so dicke Bücher über seinen Tod im Temple schreiben. Jedenfalls sub judice lis est — doch solange Naundorff's Herkunft weder constatirt, noch nachgewiesen worden ist, daß er ein Betrüger war, sollten die Historiker doch den Tod Ludwig's XVII. im Temple nicht als baare Münze ausgeben, die für alle Zukunft Curs haben muß.

Südafrika und die südafrikanischen Wirren.

Von

Friedrich von Hellwald.

III.

Nicht ohne mächtigen Einfluß auf die geschilderten Ereignisse blieb die Wendung, welche die Dinge mittlerweile in Transvaal nahmen, und die schwere Einbuße, welche dort der englische Name erlitt. Englands Vertreter, Sir Bartle Frere und Sir Garnet Wolseley, erklärten sich zwar bereit zur Gewährung einer Verfassung, wiederholten aber stets, daß die britische Herrschaft eine unwiderrufliche sei, und handelten danach, indem sie die alten Gesetze über Hochverrath und Aufruhr gegen die Boeren anwendeten, welche doch niemals den Unterthaneneid geleistet hatten. Nicht minder fest blieb die Haltung der Afrikander. Ihr am 10. Dec. 1879 gehaltenes Meeting, zu welchem sich 510 Wagen und 6305 Männer, also die große Mehrheit der männlichen Bevölkerung, eingefunden hatten, verlief zwar ohne Störung, führte aber zur Wahl Paul Krüger's als Präsidenten, welchen die Boeren aufforderten, den von den Engländern aufgelösten Volksraad einzuberufen und für den 6. April 1880 ein neues Meeting anzuberaumen. Ihre Beschlüsse faßte die Versammlung in folgende Punkte zusammen:

„1) Da es sich gezeigt hat, daß Ihrer Majestät oberste Commissare für Recht und Gerechtigkeit taub sind, und daraus klar hervorgeht, daß wir die uns so schlau geraubte Unabhängigkeit durch Petitionen und Bittgesuche nie wiedererlangen werden, so ist es unser entschiedenes und ernstes Verlangen, daß der Vicepräsident sich sofort als Staatspräsident gerire und seine Stellung als solcher einnehme; 2) daß der Präsident unverzüglich den Volksraad einberufe, wie es die Grondwet erheischt. 3) Erklären wir hiermit öffentlich, daß wir uns niemals der britischen Regierung unterwerfen werden, und daß wir darauf beharren, aufs feierlichste gegen alle von den englischen Behörden veröffentlichten Proclamationen zu protestiren. 4) Wir verlangen nichts als unsere Unabhängigkeit, und erklären aufs feierlichste, daß wir entschlossen sind, für dieselbe unser Leben zu opfern und unser Blut zu vergießen. 5) Wir verlangen, daß unsere Regierung sobald als möglich wieder eingesetzt werde gemäß der Grondwet der südafrikanischen Republik. 6) Es ist daher unser ergebener, aber fester Wunsch, daß unser Nationalcomité sobald als möglich die nöthigen Schritte für die Wiedererlangung unserer Unab-

hängigkeit thue. 7) Sollte jedoch das Comité eine bessere Methode kennen, so ist es unser ergebener, aber ernster Wunsch, daß das Comité diese Methode sofort dem Volke zur Begutachtung unterbreite."

Die Herren Pretorius, der Expräsident, und E. W. Bock, ein seit einigen Jahren in Transvaal ansässiger Holländer, richteten ein von ihnen als Vorsitzendem, beziehungsweise Secretär des Comité unterzeichnetes Schreiben an den General Wolseley, worin sie ihm die obigen Entschlüsse übermittelten, und gaben hiermit den Beweis von ihrer Verbindung mit einem „hochverrätherischen" Project. Sir Garnet Wolseley, welcher am 16. Dec. 1879 bei einem Diner in Pretoria angekündigt hatte, daß Transvaal von jetzt ab als Kroncolonie betrachtet und verwaltet werden würde, und es nicht gerathen sei, Boeren Executivfunctionen anzuvertrauen, ließ nun als Beweis für seinen endgültigen Beschluß, die durch die Annexion übernommene Autorität ohne Vorbehalt aufrecht zu erhalten, Pretorius und Bock unter der Anklage des Hochverraths verhaften. Für Bock in Pretoria wurde zwar eine Bürgschaft von 3000 Pfd. St. angenommen, für Pretorius in Potschefstroom aber die Bürgschaftsannahme verweigert. Die Verhaftung des letztern machte überall das peinlichste Aufsehen, und die englischen Organe, welche freilich die Boeren niemals zu verstehen sich Mühe gegeben, täuschten sich bitter und schwer in der Annahme, daß die Boeren, da sie keine Hoffnung auf ein erfolgreiches Ende ihrer Agitation sahen, sich nunmehr ruhig in das Unvermeidliche fügen würden. Auch sei eine hinreichende Truppenmacht in Pretoria und dessen Umgebung vorhanden, um den Sitz der Regierung nöthigenfalls zu vertheidigen. W. E. Forster, ehemaliges Mitglied des Cabinets Gladstone, trat in der Presse für die Aufrechterhaltung der Annexion ein — im Interesse der Schwarzen, welche gegen die Bedrückungen der Boeren zu beschützen wären! Nur den „Times" kam damals doch der Gedanke, daß man den Boeren gegenüber zu weit gegangen sein könne, und sie wollten die Frage über die Gestaltung der Geschicke Transvaals als eine „offene" betrachtet wissen — ein erhebliches Zugeständniß. In Südafrika selbst blieben aber die englischen Politiker jeder bessern Einsicht unzugänglich. Wolseley begab sich im Februar 1880 nach England, nachdem er noch das 80. nach der Capstadt marschirende Regiment zu Potschefstroom aufgehalten und Abtheilungen der königlichen Artillerie und Dragoner in den Bezirken Standerton, Wakerstroom und Pretoria vertheilt hatte. Die Verwaltung des Landes ward einstweilen von Oberst Lanyon geführt, und über die endgültige Regelung der zukünftigen Verwaltungspolitik der südafrikanischen Colonien sollten unter Theilnahme Wolseley's Erörterungen im englischen Colonialamte stattfinden.

War schon zu Anfang des Jahres 1880 die Lage in Transvaal eine kritische, die Verbindungen durch bewaffnete Bauern vielfach unterbrochen und ein Zusammenstoß jeden Augenblick möglich, so spitzte sich gegen Ende des Jahres die drohende Haltung der Boeren zu offener Rebellion zu. Man muß es den Afrikandern lassen, daß sie nichts versäumten, um auf anderm Wege zu ihrem guten Rechte zu gelangen, und es fanden auch immer noch diesbezügliche Unterhandlungen statt. Sogar mit Pretorius hatte Wolseley eine, natürlich erfolglos gebliebene Unterredung gepflogen; der verhaftete Expräsident lehnte es zwar ab, in dem Executiv-

rath von Transvaal den ihm nunmehr angebotenen Sitz einzunehmen, aber in einer im Februar 1880 abgehaltenen Boerenversammlung hielt Paul Krüger eine sehr friedliche Rede, in welcher er rieth, die Mittel zur Herstellung freundlicher Beziehungen zu der englischen Regierung zu erwägen. Er und Joubert begaben sich dann im Mai 1880, um die Ansprüche der Boeren geltend zu machen, nach der Capstadt, wo Wolseley und Sir Henry Bulwer, der Gouverneur von Natal, noch im April bei einem feierlichen Banket die Hoffnung ausgedrückt hatten, der Plan zur Conföderation der südafrikanischen Colonien würde in kurzem ausgeführt werden. Dem am 7. Mai 1880 eröffneten Capparlament kündigte Sir Bartle Frere gleichfalls an, daß Vorlagen eingebracht werden würden zur Einberufung einer Conferenz bezüglich der geplanten Conföderation, sowie zur Genehmigung der Einverleibung von Griqualand West und anderer Maßregeln. Durch diese schönen Pläne machte nun das Verhalten der Boeren einen dicken Strich. Im December 1880 wurden sie des fruchtlosen Verhandelns endlich müde und erhoben sich.

Unerwartet konnte dieser Aufstand den Engländern nicht kommen, denn mit seltener Freimüthigkeit hatten sich ja die Führer der Bewegung über ihre Absichten ausgesprochen und nur das Datum des Losschlagens geheimgehalten. Es war eben die Zeit, als die britischen Streitkräfte mit dem Kriege gegen die Suto, Pondo und andere aufständische Kaffernstämme beschäftigt waren. Wie es scheint, trug der in Transvaal verhaßte englische Gewalthaber, Sir W. O. Lanyon, selbst zum Ausbruche der Feindseligkeiten bei; wenigstens beschuldigten ihn später die Boeren vor der ganzen Welt, den Krieg ohne Kriegserklärung begonnen, in uncivilisirter Weise geführt und Potschefstroom ohne vorausgegangene Warnung beschossen zu haben: Beschuldigungen, die unsers Wissens nicht zurückgewiesen worden sind. Etwa 5000 Boeren nahmen nun von Heidelberg Besitz und stellten die republikanische Regierung wieder her. Ihre Executive übersandte der englischen Regierung eine Abschrift ihrer Proclamation sowie ein Schreiben mit der Erklärung, daß die Boeren Blutvergießen zu vermeiden wünschen, aber behufs Wiedererlangung ihrer Unabhängigkeit davor nicht zurückschrecken würden. Die erwähnte Proclamation verkündete, daß am 14. Dec. 1880 die Regierung wieder eingesetzt worden sei mit S. J. P. Krüger als Präsidenten, der mit M. W. Pretorius und P. Joubert ein Triumvirat zur Leitung der Angelegenheiten bilden sollte. Allen Gegnern ward Verzeihung angeboten, die Beamten könnten ihre Stellungen behalten, die Ausgaben während der Annexion wurden darin gutgeheißen, das Standrecht ward proclamirt und Gouverneur Sir William Lanyon zur Uebergabe aufgefordert.

Die Erhebung machte bald reißende Fortschritte. Zwischen Leydenburg und Pretoria erlitten die englischen Truppen am 20. Dec. 1880 eine schwere Niederlage, wobei ein Theil des 94. Regiments aufgerieben wurde. Pretoria ward abgeschnitten von jeder Verbindung mit Natal und der Capcolonie; Middleburg und Utrecht fielen gleich in die Gewalt der Boeren, und selbst Pretoria, welches von einer nicht ganz unbedeutenden englischen Truppenabtheilung gehalten wurde, gelangte binnen wenigen Tagen in ihren Besitz. Die britischen Truppen räumten

die Stadt und zogen sich nach dem Fort zurück, das mit Gewalt einzunehmen die Boeren bei ihrem völligen Mangel an Artillerie nicht so leicht im Stande sein konnten. Aehnlich erging es der Garnison von Potschefstroom, welche sich am 18. Dec. schon ergeben mußte; nur der Commandant des Fort, Oberst Bellairs, hielt wacker Stand und schlug die angreifenden Boeren zurück, mußte sich aber die Belagerung gefallen lassen. Dabei zeigte sich wieder, daß die englische Truppenmacht ganz unzulänglich war; denn in ganz Transvaal und Natal standen bei Beginn des Aufstandes blos zwei Regimenter Infanterie, zwei Schwadronen Cavalerie, eine Abtheilung Artillerie und das Colonialcorps der berittenen Schützen von Natal. Dazu kamen in den nächsten Wochen nur wenige hundert Mann. In der Capcolonie, nicht minder im Oranje-Freistaat herrschte die größte Aufregung; alle Afrikander sprachen unverhohlen ihre Theilnahme für die transvaalischen Stammesgenossen aus; doch vermochte der Freistaat sich ziemlich neutral zu verhalten. In England selbst war man nicht wenig erstaunt über diese Wendung der Dinge, und es ist fast komisch, die tiefsinnigen Debatten der Blätter jener Tage darüber zu lesen, ob mit den Boeren ein Compromiß zu schließen sei, und aus tiefstem Brustton die Ueberzeugung aussprechen zu hören, daß ohne vorherige Unterwerfung der Boeren weder an ein Compromiß noch an ein Aufgeben der britischen Herrschaft zu denken sei. „Die Boeren haben an das Schwert appellirt, und durch das Schwert müssen sie jetzt gerichtet werden." Mittlerweile wandte sich ein Theil des Boerenheeres gegen Osten und betrat sogar das Gebiet von Natal, um den etwaigen Vormarsch britischer Truppen von dieser Seite her aufzuhalten; sie dehnten ihre Streifzüge bis an den Fluß Jugogo, in die Nähe von Newcastle aus und verschanzten sich dort, um sich des Passes Langsnek, des einzigen, der durch das Drakensgebirge nach Transvaal führt, zu versichern. Da sandte ihnen der Oberbefehlshaber in Natal, General Sir George Pommeroy Colley, ein Ultimatum mit der Aufforderung, am 23. Jan. 1881 die Waffen niederzulegen. Joubert, der Oberbefehlshaber der Boeren, beförderte das Schriftstück an die Boerenregierung, die aus Heidelberg unter dem 29. Jan. eine Antwort sandte, worin sie das Wort „Rebellen", dessen sich Colley bedient, mit Entrüstung zurückwies. Mittlerweile war der sanguinische General, weil die Boeren seiner Aufforderung nicht entsprachen, am 24. Jan. mit einer Heeressäule von 1300 Mann nach Newcastle abmarschirt, mit der Absicht, in Transvaal einzurücken und zunächst das blos 52 Kilometer von Newcastle entfernte Wakerstroom zu besetzen. Freilich ward dadurch Natal von allen Truppen völlig entblößt, doch schon am 25. langten in D'Urban Verstärkungen ein, welche General Colley erbeten hatte.

Die Truppen, über welche er auf dieser Expedition verfügte, bestanden aus Abtheilungen des 58. und 60. Infanterieregiments, von denen ein Theil der Mannschaften beritten gemacht wurde, ferner aus Schützen, Dragonern und Artillerie mit sechs Kanonen. Ein großer Vorrath an Munition und Lebensmitteln wurde in Ochsenwagen mitgeführt und verlängerte die Colonne auf etwa $6\frac{1}{2}$ Kilometer: ein zu Ueberfällen jedenfalls sehr einladender Umstand. Richtig begingen auch die Engländer abermals den Fehler, ihre Gegner zu unterschätzen, und Colley

holte sich bei Laugsnek eine wohlverdiente Niederlage. Wenn die Vernichtung des 94. englischen Regiments bei Leydenburg als eine Ueberrumpelung angesehen werden durfte, so konnte bei dem Treffen von Langsnek davon nicht die Rede sein. Am 25. erreichte Colley's Colonne Ingogo, und hier hatten ihre Vorpatrouillen bereits berittene Boerentruppen vor sich; am 26. traf sie nach einem äußerst beschwerlichen Marsche 3¼ Kilometer jenseit Lang, im ganzen etwa 30 Kilometer nordwärts von Newcastle, ein und mußte infolge der eingetretenen schweren Regengüsse im Marsche einhalten. Am 28. morgens rückte General Colley endlich gegen die Höhen des Drakensberges, stieß aber vor dem daselbst befindlichen Paß auf den Feind, welcher alsbald eine weit größere Gewandtheit im Schießen bekundete als die englische Infanterie, während Colley's berittene Infanterie sich mit den Boerenreitern nicht messen konnte. Die englischen Granatgeschütze blieben aber wegen des ungünstigen Terrains wirkungslos. Die Rothröcke erlitten namhafte Verluste; Oberst Deane sowie alle Stabsoffiziere und berittenen Offiziere wurden getödtet. Während des Rückzugs kam es fortwährend zum Handgemenge; die Boeren setzten auf beiden Flanken die Verfolgung bis dicht hinter das Lager fort; General Colley entsandte nun einen Parlamentär, um einen Waffenstillstand behufs Beerdigung der Todten und Fortschaffung der Verwundeten zu erbitten, was die Boeren ohne Umstände bewilligten; auch wurden die Verwundeten von ihnen vortrefflich gepflegt und dann den Engländern ausgeliefert. Dieser unbestreitbare Erfolg stärkte bedeutend das Selbstbewußtsein der Boeren, deren Macht durch Einreihung ihrer hottentottischen Diener und verschiedene Zuzüge bald auf 5000 Mann anschwoll; ihre Patrouillen streiften bis fast 10 Kilometer von Newcastle, und einen Moment lang unterbrachen sie die Verbindung zwischen diesem Platze und dem englischen Lager. Als am 8. Febr. General Colley dasselbe verlassen wollte, um die Post über den Ingogo zu geleiten, erschienen wieder die Boeren und erfochten einen neuen Sieg, welcher den britischen Feldherrn in die schwierigste Lage brachte. Durch die beiden Schlachten hatte er mindestens ein Drittel seiner Mannschaften eingebüßt; dazu konnte er weder vorwärts noch rückwärts. Die Verbindung des Lagers mit Newcastle war jetzt vollständig abgeschnitten. Nichts ist bezeichnender für die Motive, welche die Afrikander beseelten, als daß sie nunmehr als Sieger und in günstigster Stellung Friedensanträge, natürlich immer auf Grund vollkommener Unabhängigkeit ihres Staates, an Sir G. Colley gelangen ließen.

Inzwischen waren als Verstärkungen das 83. und 92. Infanterieregiment sowie General Sir Evelyn Wood in Natal eingetroffen. Letzterer sollte als Ablatus Colley's fungiren, dessen Unfähigkeit so ziemlich auf der Stufe jener Lord Chelmsford's stand. Die Ankunft des Generals Wood in Newcastle an der Spitze eines Theiles dieser Truppen ward von den stets siegesgewissen Briten als die Einleitung zu einer erfolgreichen Phase des Feldzuges betrachtet. Wood konnte nunmehr zeigen, was er könne, und eine von ihm mit 100 Husaren binnen 18 Stunden von Newcastle bis 16 Kilometer von Wakerstroom ausgeführte Recognoscirung ermuthigte wieder ganz England. Die britischen Truppen wurden in Mount-Prospect concentrirt, als Vorbereitung für einen neuen Angriff auf Langsnek,

wo die Boeren in großer Masse versammelt waren, entschlossen, bis zum Aeußersten Widerstand zu leisten. Ohne die Antwort auf den Brief abzuwarten, welchen er selbst am 12. Febr. an die Boerenführer in Sachen der schwebenden Friedensverhandlungen gesandt hatte, rückte Colley in der Nacht vom 27. auf den 28. Febr. aus dem Lager bei Mount-Prospect vor, besetzte den Madschubaberg, welcher die holländische Position am Spitzkop beherrschte, wurde aber nach hartnäckigem Ringen, in welchem die Boeren, anfangs in ungünstigster Stellung, Wunder der Tapferkeit verrichteten, von der dominirenden Höhe herabgeworfen; der Kampf endigte abermals mit einer Niederlage der Engländer, wie sie furchtbarer nicht gedacht werden kann. General Colley selbst war unter den Gefallenen und kaum hundert Engländer erreichten überhaupt das Lager. Mit dem Rückzuge der Briten begann eine wahre Metzelei, ein wüthendes Handgemenge. Der moralische Eindruck dieses neuen, der außerordentlichen Tapferkeit der Boeren zu verdankenden Sieges war womöglich noch größer als der militärische Erfolg. Unter den 7000 Bauern, welche angeblich bei Langsnek standen, befanden sich ohnedies schon starke Contingente aus Natal, Oranje und der Capcolonie. Niemand konnte sich mehr der Erkenntniß verschließen, daß da ein nationaler Befreiungskrieg in Südafrika ausgefochten werde. Allem Anschein nach kam man endlich auch im Cabinet von Downing-Street, wo Gladstone die fatale Erbschaft von Beaconsfield's „Imperial Policy" angetreten hatte, zu dieser Einsicht. Zwar ward der „bewährte" General Sir Frederick Roberts, der Held des Marsches von Kabul nach Kandahar in Afghanistan, der sich eben damals in London befand, sofort zu Colley's Nachfolger ernannt und durch Nachschübe die britische Streitmacht in Südafrika auf 15000 Mann aller Waffengattungen gebracht, womit wol selbst der energischste Widerstand der Boeren zu brechen war; doch lieh man ihren Friedensanerbietungen jetzt ein geneigteres Ohr, und General Wood sah sich vorläufig zum Abschluß eines Waffenstillstandes veranlaßt. Die conservative Presse Englands war freilich entrüstet über diese Nachricht und bezeichnete es als eine gebieterische Nothwendigkeit, daß die Unterwerfung der Boeren eine absolute und bedingungslose sei. Höchst komisch nahm sich die Forderung aus, das von den Boeren so tapfer und siegreich behauptete Langsnek, dessen Uebergabe eine dem Waffenstillstand vorausgehende Bedingung hatte sein sollen (!), müsse wenigstens sobald wie irgend möglich geräumt und jeder bewaffnete Boer vom Boden Natals zurückgezogen werden. Die Blätter dieser Färbung sprachen gerade so, als ob England als Sieger durch den Waffenstillstand den Boeren eine Gnade gewährte, während das Umgekehrte der Wahrheit weit näher kam. Freilich mußte man nicht mit Unrecht besorgen, daß eine scheinbare Einräumung der Unfähigkeit, die Boeren unter der englischen Controle halten zu können, den Afrikander-Geist nicht allein in Transvaal und dem Oranje-Freistaat, sondern auch in Natal und den westlichen Provinzen der Capcolonie entfesseln könnte; denn überall dort gehorcht man der englischen Herrschaft nicht aus Liebe, sondern nur aus Zwang. Thatsache war also, daß England den Waffenstillstand nachsuchte mit dem Hintergedanken, denselben in einen Frieden zu verwandeln, wenn sich dabei die Ehre Albions nur einigermaßen wahren ließe. Auf halbem Wege zwischen den feind-

lichen Linien begegneten sich daher am 7. März General Wood, Fraser, Maude, Thornborough und Cropper englischerseits, während die Boeren durch Pieter Joubert, C. D. Uys, C. J. Joubert und C. S. Jouchee vertreten waren; A. J. Forster machte den Dolmetscher. Man schloß einen achttägigen Waffenstillstand, welcher am 14. ablaufen sollte, und benutzte denselben, um die Friedensverhandlungen wieder aufzunehmen, welche schon früher durch Vermittelung des Präsidenten Brand der Oranje-Republik mit den Transvaalboeren gepflogen worden waren.

In dem Oranje-Freistaat war seit Ausbruch des Krieges die Aufregung unter der dortigen holländischen Bevölkerung ganz enorm, und letztere zeigte nicht übel Lust, mit den Transvaalern gemeinsame Sache zu machen, sodaß Präsident Brand, welcher von der Einmischung in den Streit für die Selbständigkeit seines Ländchens das Schlimmste besorgte, einen Moment nahe daran war, seinen Posten niederzulegen. Doch gelang es ihm noch, seine Leute im Zügel zu halten, worauf er dem englischen Vertreter alle Mittheilungen über eine geplante Theilnahme der Afrikander Oranjes an der Erhebung der Transvaalboeren als böswillige Erfindungen bezeichnen konnte. Brand war nun auf stricte Erhaltung der Neutralität bedacht; das Gesuch Pretorius', welcher ihn in Bloemfontein besuchte, um die Erlaubniß, Munition von Winburg nach Transvaal schicken zu können, wies er zurück; aber auch den Durchmarsch englischer Truppen durch die Republik untersagte er. Ob er den unter der Hand stattfindenden Zuzug seiner Leute nach Transvaal im geheimen nicht dennoch begünstigte, steht dahin; Thatsache ist, daß ein solcher Zuzug wiederholt und selbst in größern Massen stattfand; officiell indeß blieb Oranje neutral, und so konnte sein Präsident immerhin als Vermittler zwischen den beiden feindlichen Parteien dienen. Ihm erklärte deshalb schon im Januar Lord Kimberley, der im liberalen Cabinet Gladstone wieder die Stelle eines Colonialministers bekleidete, „daß, wenn die Boeren sofort die Waffen niederlegten, Ihrer Majestät Regierung versuchen wolle, einen Entwurf auszuarbeiten, der allen aufgeklärten Freunden des Transvaal-Gemeinwesens ohne Zweifel zur Befriedigung gereichen würde". Worauf Sir Hercules Robinson, der neue Gouverneur der Capcolonie, am 29. Jan. zurücktelegraphirte: Präsident Brand sei über die Nachricht erfreut und rathe an, den Entwurf alsbald bekannt zu machen. Kimberley's Entwurf bedeutete indeß nicht die Anerkennung der Unabhängigkeit der Transvaal-Republik, sondern einen Plan für vasallenhafte Unterordnung des Landes unter die englischen Besitzungen am Cap. Präsident Brand übermittelte im Februar den Inhalt von Lord Kimberley's Depesche dem Triumvirat von Transvaal, welches darin natürlich keine Basis zur Verständigung finden konnte. Um diese Zeit eröffnete Brand formell die Session des Volksraads von Oranje und hielt bei dieser Gelegenheit eine friedliche Rede; auch gelang es ihm, die Mehrheit zu Gunsten der Beobachtung einer stricten Neutralität zu gewinnen; doch schloß die vom Volksraad gefaßte Resolution mit der Erklärung, daß im Hinblick auf die zwischen der ganzen Bevölkerung des Freistaates und den Transvaalbauern bestehenden engen Beziehungen der Volksraad von Oranje es für seine Pflicht halte, die Hoffnung auszudrücken, daß die britische Regierung den vernünftigen Forderungen der Transvaalboeren Rechnung tragen werde. Die Transvaal-

boeren ihrerseits verlangten durch den Präsidenten Brand, daß die wenigen britischen Truppen, die noch als bedrängte Garnison in Transvaal standen, das Land räumen mögen und daß man dann Bevollmächtigte zur Regelung des zukünftigen Verhältnisses zwischen England und der Republik ernenne.

So standen die Dinge, als die directen Verhandlungen zwischen England und den Transvaalführern begannen. Mittlerweile hatte die muthvolle Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit und schamlos vergewaltigten Rechte den Boeren die Sympathie ganz Europas gewonnen, und aus verschiedenen Theilen des Continents, aus Holland, aus Deutschland gingen zu Gunsten Transvaals Adressen nach England ab, welche einen gewissen Druck auf die öffentliche Meinung auszuüben um so weniger verfehlten, als sie von den hervorragendsten Namen der Wissenschaft sowie des socialen und politischen Lebens der Gegenwart unterzeichnet waren. In England selbst bildete sich ein Transvaal-Unabhängigkeitscomité; es wurden Meetings zu Gunsten einer raschen friedlichen Lösung der Transvaalfrage gehalten, und dafür stimmte auch der radicale Theil der am Ruder befindlichen liberalen Partei. Angesichts dieser Erscheinungen machte Gladstone im Parlament das ihn ehrende Geständniß, die englische Regierung wolle ein begangenes Unrecht wieder gut machen, und dieser Entschluß blieb wol auch maßgebend bei den Verhandlungen. Joubert erklärte wie immer, die Boeren hätten eine einzige Forderung, worauf sie bis zum Ende bestehen würden, nämlich die Freiheit wiederzuerlangen: erst dann wollten die Boeren im Einvernehmen mit England die britischen Interessen in Südafrika fördern, wären auch bereit, in eine südafrikanische Conföderation einzutreten; nur eine Annexion könne Transvaal nicht gestatten; dagegen sei es geneigt zuzugeben, daß alljährlich einmal die englische Flagge als Act des englischen Protectorats aufgehißt, und ein britischer Resident, wie im Sululande, bestellt werde, um die schwarzen Eingeborenen — diese Schoskinder der englischen Frömmelei — gegen etwaige Uebergriffe der Boeren zu schützen.

Am 14. März 1881 fand nun eine neue Conferenz zwischen General Wood und den Boerenführern statt, um den abgelaufenen Waffenstillstand noch um weitere vier Tage, bis zum 18., zu verlängern. Durch Zugeständnisse beider Theile kamen endlich Ende März nachstehende Friedensbedingungen zu Stande: Transvaal erkennt den Souverän des Britischen Reiches als „Suzerän" an, erlangt aber im übrigen vollständige Selbstregierung in innern Angelegenheiten und überläßt dafür alle Rechte bezüglich äußerer Angelegenheiten seinem Suzerän. Das Princip der Suzeränetät schließt das Recht, Reichstruppen durch das Land zu dirigiren, ein. Die Uebertragung der Regierung wird innerhalb sechs Monaten durchgeführt sein. Behufs der Trennung Transvaals von den großen Staaten der Eingeborenen an seiner östlichen Grenze ist eine Commission bevollmächtigt, die künftigen Grenzen nach jener Richtung hin festzustellen. Bis zur endgültigen Annahme des Berichts der Commission verbleibt Transvaal unter englischer Regierung und der britische Resident bleibt in der Hauptstadt Transvaals. Die britische Regierung sichert die Boeren vor allen Civilentschädigungsklagen für Handlungen, welche begangen wurden, während die Boeren unter Waffen standen.

Bis zur Gewährung der Selbstregierung wird beiderseits die Frage der Entschädigung für Acte, welche durch die Gebräuche civilisirter Kriegführung nicht gerechtfertigt sind, durch die Commission entschieden werden, die auch darüber zu entscheiden hat, welche Acte als „gerechtfertigt" zu verstehen sind. Dem Uebereinkommen gemäß sollen beiderseits keine Belästigungen für während des Krieges begangene Handlungen oder ausgesprochene Meinungen stattfinden. Die Boerenführer verpflichten sich, den britischen Behörden behülflich zu sein, um diejenigen der Justiz auszuliefern, welche sich Handlungen gegen die Regeln civilisirter Kriegführung schuldig gemacht haben.

Hatten die englischen Ansiedler im Caplande schon zu der Nachricht von der Einleitung zu Friedensverhandlungen mit den Transvaalboeren eine böse Miene gemacht, weil sie den übeln Eindruck befürchteten, welchen die Nachgiebigkeit des Mutterlandes auf Unterthanen machen müsse, die nur durch Furcht in Gehorsam erhalten wurden, so ward nach Bekanntwerden der obigen Uebereinkunft die Stimmung der südafrikanischen Engländer eine sehr niedergeschlagene. Das Publikum betrachtete die Friedensbedingungen als demüthigende, da das britische Prestige bei den Eingeborenen gänzlich zu Schanden geworden sei; namentlich bei den Natalengländern war die Stimmung eine äußerst erbitterte; sie prophezeiten, die Friedensbedingungen bedeuteten einfach noch größeres Blutvergießen in nicht zu entfernter Zeit. In Port-Elisabeth versammelten sich Tausende von Einwohnern der fast ganz englischen Stadt und verbrannten ein Bildniß Gladstone's unter Trauergeläute und den Klängen eines Trauermarsches. Aber auch unter den Boeren selbst fanden die Friedensbedingungen keineswegs ungetheilten Beifall. Im Capparlament, worin die Holländer die Mehrheit besaßen, endete wol eine Debatte mit der Annahme einer Resolution, welche Befriedigung über das Aufhören der Feindseligkeiten in Transvaal aussprach; aber unter den Transvaalboeren selbst gab es eine starke Kriegspartei, welche mit der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten drohte, falls nicht ganz Transvaal bedingungslos den Boeren übergeben werde. So entstand fast eine Spaltung im Triumvirat, indem Krüger und Pretorius selbst, unterstützt von der Kriegspartei, die von England beanspruchte Grenzregulirung, eigentlich Gebietsabtretung, sowie die Gewährung einer Entschädigung für die in Natal beschädigten Güter beanstandeten, während Joubert und seine Partei an den Friedensbedingungen festhielten; sie vertraten aber zweifelsohne die Minderheit des Volkes. Indeß begaben sich doch die Boerenführer nach Newcastle zu General Wood, um die königliche Commission, welche die Einzelheiten der Auseinandersetzung regeln sollte, bilden zu helfen; drei Vertreter der Boeren, darunter Joubert und Torrissen, gehörten ihr als Mitglieder an; englischerseits führte immer Sir Evelyn Wood die Verhandlungen; denn der neue Oberbefehlshaber, General Roberts, kam erst Ende März in der Capstadt an, also post festum, nachdem es für ihn nichts mehr zu thun gab, und beschloß daher sogleich wieder nach England zurückzureisen. Die Ankunft dieses grausamen, tyrannischen Mannes war ohnedies in Südafrika sehr ungern gesehen worden.

Indessen trat ein neuer misliebiger Zwischenfall ein. Das Fort von Potschef-

stroom, wohin sich die englische Garnison der Stadt hatte flüchten müssen, wurde von den Boeren belagert, und Kronje, der Commandant der Belagerungstruppen, brach das getroffene Uebereinkommen, indem er verhinderte, daß die Nachricht vom Waffenstillstande zur Kenntniß der Garnison komme, welche capitulirte und ihre Gewehre und Kanonen an die Boeren abgeben mußte. Die Boerenführer drückten ihr aufrichtiges Bedauern über diesen Vorfall aus und entschieden sich ganz loyal dahin, daß die Capitulation als null und nichtig betrachtet, Potschefstroom auch abermals von britischen Truppen besetzt werden solle. Die bei Potschefstroom genommenen englischen Flinten waren von den Boeren mittlerweile versteigert worden, und ließen sich daher zur Ablieferung nicht wieder leicht auftreiben, aber die Kanonen wurden am 30. Mai den Briten zurückgestellt. Im Volksraad Transvaals, welcher Mitte April wieder zusammentrat, zeigte es sich bald, daß das Volk in seiner Mehrheit den Ansichten seiner Führer nicht beipflichte; die Friedensbedingungen wurden zwar besonnen erörtert, aber Aeußerungen, daß man ganz Transvaal bedingungslos haben oder bis auf den letzten Mann kämpfen müsse, riefen lauten Beifall hervor. Die englischen in Transvaal ansässigen Familien, deren Interessen durch den Friedensvertrag nicht berücksichtigt worden — sie betrugen freilich kaum ein Siebentel der weißen Bevölkerung — begannen ihren Auszug; viele englische Kaufleute ließen ihre Geschäfte in Transvaal im Stich und begaben sich nach Natal. Zwei ihrer Vertreter, E. K. White und Zeitzmann, ein deutscher Jude, dessen sich die Deutschen als Landsmann nicht rühmen können, erschienen in London, wo sie sich als Delegirte der englischen Colonisten Transvaals ausgaben und ihre Rechte geltend zu machen versuchten. Ihre Rolle war indeß bald ausgespielt. Diese englischen Elemente waren es auch, welche dem Friedenswerk alle möglichen Hindernisse zu bereiten suchten; ihre Sendlinge waren insbesondere unter den Sulu und, wie man glaubt, auch unter den Swasi thätig, um sie gegen die Boeren aufzuhetzen und diese dadurch für die Suzeränetätspolitik mürbe zu machen. Die Transvaalloyalisten, wie sie sich nannten, drohten, sich an die Spitze von Eingeborenenabtheilungen gegen die Boeren zu stellen, um ihr Eigenthum wiederzuerlangen, falls ihre Ansprüche auf Entschädigung keine Anerkennung fänden. In der That kam es auch an der Nordwestgrenze zu Zusammenstößen zwischen Boeren und Sulu, namentlich mit dem Häuptling Montsioa, sodaß Joubert mit dem englischen Major Buttler sich dahin begeben mußte, um den Kaffern und Boeren zu gebieten, von Feindseligkeiten abzustehen und sich zu zerstreuen. Die allgemeine Lage verdüsterte sich jedoch immer mehr; die Boeren schrieben dies den Engländern zu, welche durch die Fortdauer der militärischen Besetzung jede einheimische Regierung unmöglich machten, und es läßt sich auch nicht bestreiten, daß die beharrlichen kriegerischen Vorbereitungen der Briten Verdacht und Mistrauen erregten. Die Punkte, über welche die Boeren sich am besorgtesten zeigten, waren die Abtretung von Territorium und die britische Einmischung zu Gunsten der Schwarzen, über deren gedrückte Stellung durch die Loyalisten fortwährend böswillige Gerüchte verbreitet wurden. Es war auch kein Geheimniß, daß General Wood sehr entschiedene Ansichten über die absolute Nothwendigkeit einer Schutzzone hegte, welche die Boe-

ren von den Eingeborenen trennen sollte. Nachgewiesenermaßen waren diese Besorgnisse völlig unbegründet, und Lord Kimberley mußte selbst zugeben, es fänden sich im Colonialamt keinerlei Anhaltspunkte für das angebliche Vorhandensein sklavenhalterischer Einrichtungen in Transvaal, denn schon seit Jahren habe das dortige Lehrlingswesen nicht mehr diesen Charakter. Und ebenso mußten die Engländer endlich eingestehen, daß fast alle Behauptungen bezüglich der von den Boeren gegen die Engländer verübten Gewaltthätigkeiten oder Grausamkeiten unwahr, bösartige Uebertreibungen seien, wie sie unter ihren Landsleuten in Transvaal nur allzu häufig waren. Die Verhandlungen der in Pretoria tagenden Commission wurden übrigens durchweg geheimgehalten, doch führten sie zu einer am 3. Aug. geschlossenen Uebereinkunft, welche den Boeren das Recht verlieh, einen Volksraad und einen Präsidenten zu wählen. Der Vertrag behielt zwar dem Suzerän das Recht der Kriegserklärung vor; ganz Transvaal ward aber den Boeren thatsächlich zurückgegeben, nachdem die Forderung hinsichtlich einer neutralen Zone an der Ostgrenze fallen gelassen worden. Britische Unterthanen durften nicht zum Militärdienst herangezogen werden und zur Bezahlung der Staatsschulden ward eine lange Frist bewilligt; die seitens der Commission von der Boerenregierung beanspruchte Gesammtsumme, welche letztere zu bewilligen sich geneigt zeigte, überstieg nicht 500000 Pfd. St.

Der 8. Aug. 1881 bezeichnete den Schluß der vielleicht demüthigendsten Geschichte, welche je in den britischen Annalen verzeichnet ward; denn an jenem Tage ward Transvaal formell an die Boeren ausgeliefert und die englische Herrschaft erreichte in jenem Lande absolut ihr Ende. Die Boerenfahne ward an jenem denkwürdigen Montage in Pretoria aufgezogen. Das Triumvirat hielt Ansprachen an eine Volksversammlung und verlas eine Proclamation, worin die Herstellung der „Südafrikanischen Republik", wie das Land sich fortan nannte, verkündigt und Gott dafür gedankt wurde. Das Triumvirat drückte allen Bürgern für ihren Eifer und Gehorsam Dank aus und ersuchte um sofortige Zahlung der Steuern für Regierungszwecke. Den Einwohnern, die nicht Bürger waren, zeigte es an, daß sie sich beim Präsidenten als britische Unterthanen melden müßten, daß aber jedermann alle ordentlichen Rechte gewährleistet seien. Die Adresse schloß mit den Worten: „Unser Wahlspruch ist Einigkeit und Versöhnung, unsere Freiheit ist Gesetz und Ordnung." Dann leisteten Bock, der neue Staatssecretär, sowie mehrere andere Beamte den Amtseid. Der Volksraad trat schon am 10. Aug. zusammen, und die Wahlen für den neuen Volksraad wurden auf den 15. Sept. anberaumt. Es ward beschlossen, daß die amtliche Sprache in Zukunft die holländische sein solle und in den Gerichtshöfen keine andere gestattet sei. Am 20. Sept. trat dann der neue Volksraad zusammen, und am folgenden Tage wurde die Session von der Boerenregierung officiell eröffnet. Die Eröffnungsrede constatirte, daß die mit England geschlossene Convention den Volksraad wahrscheinlich nicht befriedigen werde. Die Mitglieder der Regierung selber seien mit derselben nicht zufrieden und glaubten, die Reichsregierung würde gezwungen sein, Aenderungen vorzuschlagen. Gleichzeitig kündigte die Rede eine beabsichtigte

Bildung von Artillerie- und Cavaleriecorps an. Am 23. Sept. begann der Volksraad die Erörterung der Convention; bald zeigte sich, daß die Stimmung in der That eine ungünstige für dieselbe sei. Nach mehrtägigen Debatten wurde eine Commission niedergesetzt, welche am 3. Oct. dem Plenum des Volksraads Bericht erstattete. Das Ergebniß war, daß die Regierung auf Grund der gefaßten Beschlüsse des Volksraads eine Depesche nach London sandte, worin sie erklärte, daß die Convention dem Sand-River-Vertrage vom 16. Jan. 1852 zuwiderlaufe, gegen mehrere Artikel derselben Protest erhob und deren Abänderung verlangte. Gladstone bestand indeß auf der Ratification der Convention, für welche sich seinerzeit das Triumvirat verbürgt hatte. So entschloß sich denn der Volksraad, den Vertrag zu bestätigen, begleitete die Ratificationsurkunde aber mit einer Resolution von beträchtlicher Länge, worin unter anderm wörtlich gesagt wird: „Der Volksraad sieht ein, daß er durch dieselben Motive, welche das Triumvirat zwangen, die Convention zu unterzeichnen, gezwungen ist, dieselbe zu ratificiren. Diese Motive darf er ohne irgendwelchen Vorbehalt der ganzen Welt verkündigen. Sie mögen in zwei Worten constatirt werden: Furcht vor neuem Blutvergießen zwischen Rassen, die sich gegenseitig schätzen, und Furcht vor neuen Spaltungen zwischen den zwei Hauptvertretern der weißen Rasse in Südafrika, welche die gemeinsame Wohlfahrt sämmtlicher Staaten und Colonien dort untergraben würden." Entschiedene Einsprache erhoben die Boeren ferner gegen die Leitung ihrer auswärtigen Angelegenheiten durch England, gegen die Machtbefugnisse des Vertreters des Suzeräns, gegen die Schädigung ihres Gebietes im Osten und Westen, gegen die Aufhalsung eines gesetzlich nicht von ihnen zu tragenden Theiles der Staatsschuld, und gegen die ungebührlichen Forderungen für Kriegsentschädigung. Die Schreibart des umfangreichen Schriftstückes erinnerte einigermaßen an die von Oliver Cromwell, und bewies, daß die Boeren in ihrer Entrüstung über die „Verletzung des Sand-River-Vertrages von 1852" durch „die verderbliche Annexation von 1876" nicht im mindesten nachgelassen hatten. Große Aufregung ward auch durch die Nachricht verursacht, daß die Regierung der Südafrikanischen Republik einem gewissen David Benjamin aus Capstadt das ausschließliche Monopol für die Ausbeutung der sehr reichen Goldfelder ertheilt habe, mit der Erklärung, daß dieselben nicht länger jedermann offen seien; ein vernichtender Schlag für die 750 dort beschäftigten und größtentheils aus Engländern bestehenden Goldgräber. Der Volksraad schien eben entschlossen, sowol englische Handelsleute wie englische Bergleute zu beseitigen, und auch englische Waaren fernzuhalten, denn er legte im Herbst 1881 auf alle Einfuhren einen Zoll, der fast einem Verbot gleichkommt, nämlich eine Werthabgabe von 5 Proc. mit einem Zuschlage von $33\frac{1}{3}$ Proc. nach der Höhe des Werthbetrages der Rechnungen, welche von außerhalb Südafrikas liegenden Ländern kommen. Unter den englischen Kaufmannshäusern des Landes herrschte daher die Furcht, daß die Politik der Boeren sie zur Aufgabe ihrer Geschäfte zwingen werde.

Der Umschwung der Dinge in Transvaal blieb naturgemäß nicht ohne Rückwirkung auf die Nachbarländer. Die Hoffnung der britischen Regierung, eine südafrikanische Conföderation oder Eidgenossenschaft zu bilden, war längst durch

das Capparlament vereitelt worden. Als nun im Sommer 1880—81 die Transvaaler sich erhoben und geradezu verblüffende Erfolge gegen die englischen Truppen erfochten, als endlich der bald geschlossene Friede vom 3. Aug. 1881 den Transvaalern ihre Unabhängigkeit zurückgab, da machte die „Patriotenpartei" in der Capcolonie reißende Fortschritte. Sie organisirte sich unter dem Namen „Afrikanerbund". Dieser Bund soll alle afrikanisch, d. h. antienglisch gesinnten Colonisten der Capcolonie, des Oranje-Freistaats, der Südafrikanischen Republik, ja Natals vereinigen, um den Afrikandern und deren Wünschen in allen gewählten Körperschaften, also insbesondere in den Stadtverwaltungen, in den Districtsräthen und im Parlament Geltung zu verschaffen. Das letzte Ziel des Afrikanerbundes, die Herstellung einer Bundesrepublik nach dem Muster der Vereinigten Staaten von Amerika, ist zwar in den Satzungen des Bundes nicht ausdrücklich erwähnt, aber ohne viel Scharfsinn zwischen den Zeilen zu lesen. Die politisch wichtigste Errungenschaft der Bundesmänner im Capparlament ist ohne Zweifel die Einführung der holländischen Sprache in dieses hohe Haus, deren sich jetzt jedes Parlamentsmitglied nach Wunsch bedienen darf. So rächte sich Englands unkluge, habsüchtige Politik gegen Transvaal durch eine schmerzliche Schmälerung ihres Einflusses in der weit wichtigern Capcolonie.

Auch im Sululande erwuchsen neue Schwierigkeiten. König Ketschwayo, der noch immer auf einem kleinen Landgut der Capcolonie in wenig drückender Haft gehalten wurde und dort den Besuch der Söhne des Prinzen von Wales empfing, drückte den Wunsch aus, England besuchen zu dürfen, was ihm auch bewilligt ward. Selbst mit dem Gedanken seiner gänzlichen Freilassung machte man sich vertraut, zumal im Kaffernlande die Dinge nicht zum besten standen. Sir Evelyn Wood hatte zwar im September 1881 Abmachungen mit den Häuptlingen getroffen, wonach alle Eingeborenen Sululands der britischen Regierung eine Wohnungssteuer (hut tax) zahlen müssen und jedem Chef ein englischer Friedensrichter (magistrate) beigegeben werden sollte, welcher dem englischen Residenten von Zeit zu Zeit Berichte zu erstatten hat; aber er konnte nicht hindern, daß einige unruhige Häuptlinge bald wieder in Streit mit der benachbarten Südafrikanischen Republik geriethen. Joubert, der Chef der Eingeborenenangelegenheiten in der neuen Regierung von Transvaal, bezeichnete es daher schon im December 1881 für wünschenswerth, daß durch Freilassung Ketschwayo's und dessen Wiedereinsetzung in seine Rechte die Angelegenheiten im Sululande und mit der Sulunation auf eine befriedigende und gesunde Grundlage gestellt werden möchten. In Natal freilich betrachteten die dortigen englischen Colonisten die von den Boeren gewünschte Rückkehr Ketschwayo's als verderbenbringend für Natal sowie für die eingeborene Bevölkerung des Sululandes und des südöstlichen Afrika. Mittlerweile kamen aus Sululand immer unbefriedigendere Berichte. Häuptlinge und Volk waren erbittert über die in der Herbeiführung einer endgültigen Regelung eingetretenen Verzögerungen, und man fürchtete, daß das Leben des englischen Residenten in Gefahr kommen könne. In der Gesetzgebenden Versammlung von Natal drückte sich der Gouverneur, Sir Henry Bulwer, über Sululand und die dortigen Zustände in einer Weise aus, welche die völlige Rathlosigkeit der

englischen Politiker nicht zu verhüllen vermochte. Der Kaffernhäuptling Mapoch mit seinem Stamme stand unterdessen in hellem Kriege gegen die Transvaalboeren, welche ihn aber endlich aus seinen verschanzten Höhlen herauswarfen, ohne sich seiner jedoch bemächtigen zu können. Eine dieser Höhlen wurde mit Dynamit gesprengt, wobei 50 Kaffern den Tod fanden. Ein anderer Häuptling, Mampoer, ward unweit von Mapoch's Hauptquartier umzingelt. Erst im Frühjahr 1883 drückte letzterer den Wunsch aus, mit Transvaal Frieden zu schließen, und bot den Boeren eine ansehnliche Kriegsentschädigung sowie die Entrichtung eines Tributs in der Zukunft an, unter der Bedingung, daß ihm gestattet werde, seine Feste zu behalten. Die Boeren verlangten indeß seine bedingungslose Unterwerfung und nahmen die Feindseligkeiten wieder auf; ihrer langsamen, aber sichern Taktik gelang es auch endlich, den unzugänglichen, in natürlichen Festungen von enormer Stärke verschanzten Stamm gründlich zu besiegen. Im Juli fiel Mapoch mit 8000 seiner Leute in die Hände der Boeren.

Dies und alle übrigen Schwierigkeiten bewogen die Engländer, Ketschwayo in der That wieder in seine frühere Würde einzusetzen; die Bedingungen dafür unterzeichnete er im December 1882, und schon im Januar 1883 brachte ihn ein englisches Kriegsschiff direct nach Port-Durnford, von wo eine militärische Escorte ihn nach seinem neuen Kraal unweit Ulundi geleitete. Sehr freudig betrat der alte und neue Kaffernfürst nicht das Land seiner Väter; hegte er doch gerechte Befürchtungen in Betreff der Folgen der Bedingungen seiner Wiedereinsetzung. Die Briten ließen sich nämlich auch diesmal eine jener Halbheiten zu Schulden kommen, welche für ihre südafrikanische Politik geradezu charakteristisch ist. Sie hatten zuerst versprochen, den frühern Beherrscher des Sululandes wieder in den Besitz des größern Theiles seines Reiches einzusetzen. Allein in Wirklichkeit erhielt Ketschwayo nicht den größten Theil, sondern nur einen schmalen Streifen seines Gebiets zurück; der größere Theil, der an den Tugela grenzt, wurde für John Dunn, den ehemaligen Minister Ketschwayo's und seitherigen Kaffernhäuptling, und einen andern Häuptling, Namens Usibepu, Ketschwayo's Todfeind, reservirt. Dahin würden sich, so erwartete man, jene Eingeborenen wenden, welche Gegner der Herrschaft Ketschwayo's wären. In keiner Abtheilung des Landes war es Europäern gestattet, Farmen zu besitzen. In beiden Gebieten aber fungirte der unvermeidliche britische Resident, der in Ketschwayo's Königreich von der englischen Regierung besoldet wurde, während er in dem andern Gebiet aus dem Erträgniß einer den Eingeborenen auferlegten Wohnungssteuer besoldet werden sollte. Der eigentliche König des Sululandes war nach diesen Anordnungen Usibepu, während Ketschwayo von vornherein in die entwürdigende Stellung eines Stammeshäuptlings herabgedrückt und dem Erzfeinde seines Hauses auf Gnade und Ungnade überliefert worden war. Der alte König ward auch in der That von seinen Stammesgenossen ziemlich kalt empfangen; in einer Besprechung mit Sir Theophilus Shepstone erklärten 50 Häuptlinge, sie wollten nicht wieder unter seine Herrschaft gelangen; viele Sulu versteckten ihr Vieh und auch ihre Frauen aus Furcht vor Ketschwayo. Seine Krönung fand indeß dennoch am 29. Jan. 1883 statt. An derselben betheiligten sich 5000 Sulu und die englischen Truppen. Shepstone

las die Bedingungen des Vertrages vor und erläuterte dieselben mit dem Zusatze, daß Port-Durnford künftighin für den Handel geschlossen sei. Ketschwayo unterbrach Sir Theophilus zweimal. Er sagte, die Bedingungen kämen von Natal und nicht von England. Sir Theophilus setzte dem Volke auseinander, daß Ketschwayo seine Wiedereinsetzung lediglich der Gnade der Königin verdanke, und er hoffe, Ketschwayo werde das Land gut regieren. Der bisherige englische Resident Osborn sagte dem Volke Lebewohl und sein Nachfolger Tynn wurde ihm vorgestellt. Ketschwayo hielt dann eine Ansprache, worin er sagte, er habe dem Vorschlage, der ihm unterbreitet wurde, seine freiwillige Zustimmung gegeben. Mehrere Häuptlinge klagten bitter über den Vertrag; insbesondere Dabulamanzi, Ketschwayo's Bruder, meinte, die Engländer hätten den König wie einen Hund behandelt. Shepstone bemerkte ihm hierauf, daß er seinen Mund halten möge, aber Dabulamanzi fuhr mit ähnlichen beleidigenden Aeußerungen fort. Andere klagten, daß der König jetzt nichts zu essen habe. Nachdem diese Klagen etwa zwei Stunden fortgedauert hatten, schloß der edle Sir Theophilus die Sitzung mit dem Bemerken, daß er in der Sache nichts zu thun vermöge, und die Versammlung ging ohne Ruhestörung auseinander. Dieser Anfang versprach nur wenig Gutes. In der That brach schon im April 1883 eine Empörung gegen Ketschwayo aus. Sein Feind Usibepu und sein eigener Bruder Uhamu schlossen ein Bündniß gegen ihn und bedrängten ihn hart. Die Verwirrung war grenzenlos. In Natal wie in Transvaal regten sich lebhafte Annexionsgelüste, um diesem Zustande ein Ende zu machen. Auch stand das Waffenglück auf seiten von Ketschwayo's Gegner; seine Leute, die Usutu, wurden wiederholt von Uhamu geschlagen, wodurch die Zahl seiner streitbaren Anhänger stark zusammenschmolz; dann begingen sie den Fehler, in das Transvaalgebiet einzubrechen, verschiedene Kraale niederzubrennen und Vieh zu rauben. Auch die Ermordung des deutschen Missionars Schröder ward mittelbar Ketschwayo zur Last gelegt. Endlich machte Usibepu einen plötzlichen Angriff auf Ulundi, der eine Panique unter Ketschwayo's Anhängern verursachte, welche schleunigst deren gänzliche Niederlage zur Folge hatte. Ketschwayo, irrthümlich todt gesagt, wurde schwer verwundet, Ulundi nebst Nodwengu eingeäschert, sein ganzes Eigenthum einschließlich der von England erhaltenen Geschenke vernichtet. Usibepu marschirte sofort zurück, um Umnyaman, Ketschwayo's Premierminister, und Undabuka anzugreifen, aber nun wandte sich das Schlachtenglück. Usibepu's Heer ward in zweitägigem heißen Kampfe von den Usutu unter den beiden genannten Führern gänzlich geschlagen. Usibepu entfloh zu Pferde und wandte sich an John Dunn um Hülfe, welche zu leisten dieser jedoch ablehnte. Usibepu's Kraal fiel in die Hände der Sieger und ward von einer Abtheilung der Abaqulusi besetzt.

Leider sollte sich Ketschwayo, welcher bald von seiner Wunde genas, seines Sieges nicht lange erfreuen, denn er gerieth in ernstliche Schwierigkeiten mit seinen guten Freunden, den Briten. Zwar schickte er im August 1883 Abgesandte nach Maritzburg, um Königin und Parlament zu bitten, eine erschöpfende Untersuchung über die ihm widerfahrene Behandlung einzuleiten; aber der Bericht des aus dem reservirten Gebiet zu ihm entbotenen Commissars Osborn verprach nichts

Gutes. Er traf Ketschwayo im Busch von Inkandhla, wohlversehen mit Lebensmitteln und zahlreicher Dienerschaft. Der König weigerte sich zuerst, aus seinem Versteck herauszukommen, und schlug dann einen äußerst unabhängigen Ton an, wobei er für alle seine Sorgen den Commissar und andere britische Behörden verantwortlich machte, nicht ganz mit Unrecht. England beanspruche das ganze reservirte Territorium, aber die Königin habe ihm sein ganzes Land zurückzugeben versprochen. Er sagte ferner, er verlange keine weitern Rathschläge von den Colonialbehörden, sondern werde in Zukunft handeln, wie ihm gutdünke. Dies nahmen aber die Engländer sehr schief; in solchem Tone ließen sie von einem Kaffer nicht mit sich reden. Flugs war die nataler Regierung mit einem der so beliebten Ultimatum bei der Hand, welches den Halsstarrigen aufforderte, sich mit irgendwelchen bewaffneten Anhängern Osborn binnen zehn Tagen zu ergeben; sollte er dieser Aufforderung nicht nachkommen, so würden sich Truppen in Bewegung setzen, um ihn zu verhaften. Ketschwayo beantwortete das Ultimatum dahin, daß er den Inkandhlabusch verlassen werde, sobald ihm der Schutz der Königin und Gladstone's zugesichert worden; gegenwärtig fürchte er sich zu sehr vor Usibepu, um sich aus seiner Stellung herauszuwagen. Infolge dessen sandte Osborn eine Bedeckung, um den König nach der britischen Residenz zu geleiten; doch mußte sie schließlich unverrichteter Sache zurückkehren, da der mistrauische König bei seiner Weigerung, den Wald zu verlassen, beharrte. Er ward deshalb mit Gewalt hervorgeholt und im October nach Natal in das Centralgefängniß von Maritzburg gebracht, wo er, wie ein Gefangener behandelt, im Februar 1884 starb.

Nach Ketschwayo's Tode ward Sululand der Schauplatz beständiger Unruhen, einer wahren Anarchie; es reiften nun die Früchte der unheilvollen englischen Maßregeln, namentlich der seinerzeit erfolgten Theilung des Landes unter 13 sich befehdenden Königlein, worüber Ketschwayo zu Grunde gegangen und wodurch das Land in ewige Kriegswirren gestürzt worden war. Raub und Todtschlag lichteten die Bevölkerung, verscheuchten sie in Höhlen und gaben sie dem Hunger preis; die blutigen Fehden lasteten schwer auf dem ganzen südafrikanischen Handel, was den benachbarten Engländern viel Sorge verursachte. Doch kümmerten sie sich nicht um die Herstellung der Ordnung; auf das Verlangen einer „Untersuchung" beschränkte sich ihre ganze Fürsorge, sowie darauf, daß keine weitere Annexion von Sulugebiet ohne Einwilligung der Sulu stattfinde. Sir Henry Bulwer, der Gouverneur von Natal, mußte aber Truppenverstärkungen verlangen, da er mit der ihm zu Gebote stehenden bewaffneten Macht die Ordnung im Reservatgebiet sowie an der Grenze nicht mehr aufrecht zu erhalten vermochte. Ein gleiches Interesse wie die Engländer an der Herstellung geordneter Zustände hatten indeß auch die Boeren der südafrikanischen Republik sowie des Oranje-Freistaates, und Leute aus diesen Staaten Südafrikas waren es, welche im Interesse der Menschlichkeit und Gesittung, den Bitten einiger Suluhäuptlinge Gehör schenkend, in Sululand einrückten, wo sie Ketschwayo's Sohn Dinisulu zum König krönten. Bei dieser Feierlichkeit waren auch Uhamu und Usibepu anwesend, die selbst nach

der Herrschaft strebten, aber doch Dinisulu's Ansprüche anerkannt hatten. Nach Beendigung der Ceremonie wollte der neue König mit den Boeren die Freundschaft dadurch bestärken, daß er Usibepu befahl, das in letzter Zeit gestohlene Vieh zurückzugeben, was Usibepu verweigerte. Dinisulu wollte nun mit seinen Usutu das Vieh mit Gewalt nehmen, und so entstanden abermalige Zwistigkeiten und Kämpfe. Bald aber ward Usibepu von den Usutu gänzlich geschlagen und damit ein mächtiger Schritt zur Beendigung der anarchischen Zustände gemacht. Inzwischen schlossen die Boeren mit Dinisulu am 23. Mai 1884 einen Vertrag, dem zufolge die siegreichen Sulu ihren Bundesgenossen, den Boeren, einen Theil des Landes von einer Größe von etwa 1,355000 holländischen Morgen an den Grenzen Transvaals und des Reservatgebietes als Grundlage eines neuen Freistaates abtraten. Dieser neue Staat im Sululande, mit welchem König Dinisulu, geleitet durch seinen Staatssecretär, den Frankfurter A. Schiel, sofort ein Schutz- und Trutzbündniß schloß, erblickte das Licht der Welt am 16. Aug. 1884; er legte sich den schlichten Titel der „Nieuwe Republik" mit der Hauptstadt Illoban bei und übernahm das Protectorat über Sululand. Ein Volksraad von 22 Mitgliedern ward gewählt, ebenso die Organe der Executivgewalt, an deren Spitze Lukas Meyer als vorläufiger Präsident stand. Bald aber, im September, ward der bekannte Pieter Joubert auf diesen Posten berufen, den er auch annahm. Die Landfrage ward in der Weise geordnet, daß die Boeren 560 Farmen zu je 4000 Acker, und 240 Farmen zu je 2000 Acker erhielten, außerdem Grund und Boden für die neue Boerenstadt, die ein wenig südlich vom Illobaneberg angelegt werden soll. Auch einen Hafen erstreben sie, denn das Sululand ist wie ein Keil in den englisch-portugiesischen Küstenbesitz eingetrieben und gestattet den bisher von der See völlig abgeschnittenen Boerenstaaten, sich bis dahin freie Bahn zu schaffen. Der Vertrag mit Dinisulu wie auch die Gründung der Neuen Republik waren ohne Genehmigung der nicht einmal befragten suzeränen englischen Regierung zu Stande gekommen, und diese Genehmigung konnte verweigert werden, ohne daß dadurch freilich viel an den Thatsachen geändert wurde. Indessen begaben sich Anfang December 1884 drei Abgeordnete der Neuen Republik, Esselin, Krogh und van Staden, nach Maritzburg, um mit dem Gouverneur von Natal zu verhandeln. Dort ward von den englischen Colonisten eine Eingabe an Lord Derby unterzeichnet, worin die Ausdehnung der britischen Herrschaft auf ganz Sululand dringend empfohlen wurde. Diesem Ansuchen ward bisher keine Folge gegeben, wohl aber das südlich von Natal, zwischen diesem und der Capcolonie gelegene Pondoland im Januar 1885 unter die Schutzherrschaft Englands gestellt, worüber der Pondohäuptling Umquikela sich äußerst ungehalten zeigte und die Absicht aussprach, mit der deutschen Regierung Unterhandlungen wegen Herstellung deutscher Häfen anzuknüpfen. Im Herbst 1884 war nämlich bekanntlich Deutschland als neue Colonialmacht auf den afrikanischen Schauplatz getreten, und der deutsche Reisende August Einwald erwarb für seinen Auftraggeber, den bremer Großkaufmann F. A. Lüderitz, ein weites Landstück an der prächtigen Santa-Luciabai, welches er von König Dinisulu käuflich erstand. Der Besitznahme dieses Gebietes für Deutschland kam aber Sir Henry Bulwer durch Aufhissen der britischen Flagge zuvor,

und England vermochte auch wirklich ältere Besitzansprüche auf jenen Landstrich nachzuweisen. Längere Verhandlungen wurden mit Bezug hierauf zwischen beiden Staaten gepflogen, welche das Deutsche Reich von einer staatlichen Erwerbung im Sululande abzustehen bewogen. Selbstverständlich bleibt das gekaufte Land im Besitze seines deutschen Privateigenthümers, aber unter englischer Staatshoheit.

Während diese Ereignisse im Osten der südafrikanischen Republik sich abspielten, ballten sich auch im Westen Verwickelungen zusammen, die wiederum in der unredlichen Politik des londoner Cabinets ihren Grund hatten und in welche auch die Capcolonie hineingezogen zu werden droht. Gleich nach der Entdeckung der Diamantfelder in West-Griqualand 1872 stach den Engländern nämlich der nördlich darangrenzende, aber zu Transvaal gehörige Bloemhofdistrict in die Augen, weshalb sie das schöne und fruchtbare Land unter allerlei Vorwänden der Republik ab- und einem eingeborenen Häuptling zuzusprechen suchten. Die dort herrschenden Verhältnisse waren ganz danach angethan, um leicht im Trüben fischen zu können. Das Land wird nämlich bewohnt von verschiedenen Stämmen der Tschuanen, deren Häuptlinge sich um die Würde eines Oberkönigs, gelegentlich auch um gestohlene Rinderheerden blutig befehdeten. Dicht an der capländischen Grenze, also im Südende des Districts, waren es die Häuptlinge Gasibone und Mankoroane, weiter nördlich, etwa unter demselben Breitengrade wie Pretoria, waren es die Häuptlinge Montsioa und Moschette, welche einander bekämpften. Diese Häuptlinge sind alle Sklavenhalter. Der von Mankoroane beherrschte Tschuanenstamm der Batlapin ist ein sehr arbeitsscheues Volk, seine Ländereien werden bebaut, seine Heerden überwacht durch Sklaven. Nach Batlapingesetz hat der Sklave keine Frau, keine Kinder, kein Eigenthum irgendwelcher Art. Die Sklaven wohnen zusammen; alle Kinder, die ihnen entsprossen, gehören dem Sklavenbesitzer. Verläßt ein Sklave das Land auf einige Zeit, und kehrt er mit einem Weibe andern Stammes zurück, so wird das Weib Eigenthum des Herrn dieses Sklaven. Die Batlapinmänner tragen fast alle Kleider, oft von europäischem Schnitt. Den Sklaven ist nicht gestattet, Kleider zu tragen, ausgenommen kraft besonderer Erlaubniß ihrer Herren; die Zahl von Mankoroane's freien Unterthanen ist 10—20000, jene der Sklaven ebenfalls 20000. Sein Volk ist der schmuzigste, faulste, herabgekommenste und nutzloseste Stamm, den man sehen kann. So steht es auch auf Montsioa's Gebiet. Die Häuptlinge und ihre Kriegsgenossen sind eigentlich Eindringlinge, Eroberer gewesen, haben die einheimische Bevölkerung zu Sklaven gemacht, befehden sich seitdem unaufhörlich unter Verübung der unsagbarsten Grausamkeiten, waren aber trotzdem Schützlinge englischer „Antisklavereivereine", weil es eben große Politik war und noch ist, Eingeborene gegen Weiße holländischen Stammes in Schutz zu nehmen, um letztere unter gutem Vorwand aus dem Felde zu schlagen. Ist dies geschehen, so dreht man den Spieß um und setzt sich selbst an die Stelle. In der That, als die Engländer 1877 die Transvaal-Republik stürzten, erklärten sie ohne weiteres, daß der Bloemhofdistrict, das Betschuanenland, wie man ihn seither nannte, welches sie selbst kurz zuvor dem Freistaate abgesprochen, zu diesem gehöre, und behielten es. Im Jahre 1881

aber, als Transvaal den Boeren zurückgegeben werden mußte, rissen die Engländer das Betschuanenland wieder ab und erklärten es zu einem „unabhängigen Gebiet von Eingeborenen". Natürlich begannen die saubern Kaffernfürsten sofort wieder sich zu bekriegen, doch waren diese Kämpfe nicht Schuld der Südafrikanischen Republik, welche sich in die übrigens durchaus nicht auf dieses Gebiet beschränkten Streitigkeiten der Eingeborenen mischte und den bestehenden Gesetzen gemäß allen ihren Bürgern auf das strengste verbot, die Grenze zu überschreiten. Wer dawiderhandelte, verlor das Staatsbürgerrecht und mußte sofort die doppelte Steuer zahlen. Dennoch boten sich je einem der streitenden Häuptlinge in den beiden verschiedenen Gebieten des Betschuanenlandes weiße Abenteurer, Freibeuter, als Hülfstruppen an unter der Bedingung, daß das Land und Vieh des zu besiegenden Gegners der Lohn für ihre Kriegsdienste sein sollte. Diese Abenteurer bestanden nicht etwa blos aus Boeren der verschiedenen Theile Südafrikas, sondern es waren auch verhältnißmäßig zahlreiche Engländer unter ihnen. Gerade unter den letztern war das regellosere Freibeuterthum am stärksten vertreten; kein Wunder daher, daß es in den Kämpfen manchmal wild und wüst zuging. Bei der Ueberlegenheit des Weißen über den Farbigen dauerte es natürlich nicht lange, und die Freibeuter hatten einen mehr oder weniger vollständigen Sieg errungen; sie vertheilten das beste Land des Besiegten unter sich, steckten Farmen ab und ließen sich häuslich nieder. Weil nun aber Privatbesitz ohne eine Art von Regierung nicht bestehen kann, und weil selbst diesen rauhen und nicht gerade scrupulösen Grenzern das Bedürfniß des weißen Mannes nach Gesetz und Ordnung innewohnt, so errichteten sie 1883 einen Freistaat, Namens „Stellaland" im Gebiet der Batlapin, an der Grenze der Südafrikanischen Republik und unfern jener von West-Griqualand. Andere bedrängte Tschuanenstämme wandten sich um Schutz an die Boerenrepublik, welche ihn aber verweigerte und ihn an die Zustimmung Englands knüpfte.

So stellte sich denn immer mehr und mehr die Convention von 1881 mit ihrer Grenzregulirung und Suzeränetät als nicht haltbar heraus. Die Boeren hatten gleich erklärt, sie nur als provisorische Maßregel gelten lassen, sie gewissermaßen „auf Probe" annehmen zu wollen. Sie hat aber die Probe nicht bestanden, und die Nothwendigkeit einer Revision ward allgemein anerkannt. So kam es denn zu einem neuen Vertrage vom 24. Febr. 1884 zwischen England, vertreten durch Sir Hercules Robinson als Obercommissar für Südafrika, und den Delegirten der Südafrikanischen Republik, Präsident Krüger, General Smith und Du Toit. Die Convention von 1881 blieb bis zur Ratificirung des neuen Vertrages, die binnen sechs Monaten erfolgen sollte, in Kraft. Folgendes sind die Hauptpunkte des neuen Vertrages: die Suzeränetät Englands über die Republik wird aufgehoben, England behält sich nur das Recht vor, Verträge mit auswärtigen Mächten, ausgenommen mit dem Oranje-Freistaat und den nördlichen Kaffernstämmen, mit seinem Veto zu belegen. Die Schuld Transvaals an England wird von 385000 Pfd. St. auf 250000 Pfd. St. herabgesetzt und soll mit $3^1/_2$ Proc. Zinsen in halbjährlichen Raten bezahlt werden. Die westliche Grenze der Republik ward dahin abgeändert, daß die Gebiete der Kaffernhäuptlinge

Montsioa und Mankoroane, der beiden Hauptschurken, die im letzten Transvaalkriege die Bundesgenossen der Engländer gewesen, nunmehr außerhalb der Republikgrenzen liegen, während die Gebiete der boerenfreundlichen Häuptlinge Moschette und Massowa um 82, beziehungsweise 103 Quadratkilometer vergrößert und der Südafrikanischen Republik einverleibt wurden. Die Regierung derselben bedang sich indessen aus, daß den beiden letztgenannten Häuptlingen ihr Anrecht auf Land außerhalb der Grenzlinie unbenommen bleibe, und daß sie nicht verantwortlich gemacht werden könne für die Schwierigkeiten, welche aus der Ausschließung eines Theiles der Unterthanen Massowa's und Moschette's entstehen dürften. In dem Lande außerhalb der neuen Grenze stand vertragsmäßig England kein anderes Recht zu als dasjenige, welches auch die Südafrikanische Republik besitzt, nämlich: Bevollmächtigte zu ernennen, welche an den Grenzen des Betschuanenlandes zur Verhütung von Unregelmäßigkeiten und Uebergriffe wachen. Wenn von einer angeblich vorhandenen englischen „Schutzherrschaft" über das Betschuanenland gesprochen ward, so beruhte dies auf einer gröblichen Irreführung der öffentlichen Meinung. Im allgemeinen ist ein Zurückweichen des englischen Einflusses auch in diesem Vertrage unverkennbar. Trotzdem waren die im Volksraad darüber im August 1884 gepflogenen Verhandlungen wieder sehr stürmisch, und obwol die Uebereinkunft endlich ratificirt wurde, wollen die Abgeordneten doch an den Bedingungen des Sand-River-Vertrages festhalten und die frühere westliche Grenzlinie aufrecht erhalten wissen.

Der Sommer 1884 brachte neue Verwickelungen. Zunächst drangen Boerenfreibeuter in das Gebiet der Barolong, gründeten dort einen neuen Staat Namens Gosen und bedrohten den alten Häuptling Montsioa. Ein Commissar von Transvaal trug ihm den Schutz der Republik an, welchen er zwar als Schützling Englands zurückwies, wobei er Land und Eigenthum einbüßte. Dann erschien Deutschland und nahm Angra Pequena und die Küste des Nama- und Damalandes in Besitz. Letztere Thatsache kam so unerwartet, daß die Cap-Engländer darüber erschraken und, um weiterm Fortschreiten der Deutschen vorzubeugen, in der gesetzgebenden Versammlung am 15. Juli die vom Premierminister beantragte Resolution annahmen: „es sei nach der Meinung des Hauses räthlich, daß die Colonialregierung ermächtigt werde, mit der heimischen Regierung Unterhandlungen anzuknüpfen, zum Zwecke, dem Parlament in nächster Session Maßregeln für die Aneignung der Territorien an der südwestlichen Grenze der Südafrikanischen Republik, welche nicht unter britischem Schutze sind, zu unterbreiten". Der Premierminister kündigte auch sofort an, er werde die Annexion des Hafens und der Niederlassung an der Walfischbai, sowie gewisser Gebietstheile an der Mündung des Flusses Saint-John und an der westlichen Küstenlinie von Walfischbai bis zur Mündung des Oranje, soweit das Gebiet als britisches Territorium proclamirt worden, beantragen. Die Aneignung der Colonie Gelekaland, Tembu- und Bonwonaland war schon einige Wochen vorher beantragt worden. Alle diese Maßnahmen waren gegen die Deutschen und die Boeren gleichzeitig gemünzt. Das Fußfassen der erstern in Südafrika schien den Engländern ihre dortige Herrschaft

zu bedrohen. „Unsere eigenen südafrikanischen Angelegenheiten in gänzlicher Verwirrung und mit diesem entschlossenen Besucher thatsächlich unter demselben Dache, scheint einige Gefahr für unsere Herrschaft in jenem Theile der Welt ziemlich nahezuliegen. Wenn wir zu irgendeiner ungelegenen Zeit hören sollten, daß sich die Boeren unter deutschem Protectorat befinden, dann würden wir mehr Bedauern empfinden, als überrascht sein." So ließ sich die „Saint-James Gazette" vernehmen. Freilich mußte Sir Thomas Scanlen, der Capminister, schon im September erklären, er schäme sich sagen zu müssen, daß die Reichsregierung in Sachen der deutschen Annexionen die Wünsche der Capcolonisten völlig ignorirt und nicht einmal die Artigkeit gehabt habe, die Vorstellungen des Ministeriums zu beantworten.

Die geheime Sorge, welche die Capengländer beherrschte, war einfach die, daß bei einem etwaigen Fortschreiten der Deutschen gegen Osten und der Boeren gegen Westen, beide sich endlich im Innern Afrikas durch die Kalahariwüste (!) die Hand reichen und die Bedeutung des Caplandes auf ein Minimum herabdrücken möchten, was die „Pall-Mall Gazette" beiläufig mit den Worten ausdrückte: „Wenn wir den Boeren gestatten, uns und unsere einheimischen Bundesgenossen aus einem Gebiet zu verdrängen, das wir noch vor sechs Monaten ihnen abgesprochen, so thäten wir am besten, unsere Flagge in der Capstadt einzuziehen und eine unserer größten Colonien von Lüderitzland durch das erste beste deutsche Kanonenboot einverleiben zu lassen." Es darf die bescheidene Vermuthung gewagt werden, daß sich das Capland vielleicht dabei wohler befinden würde als bei der jetzigen englischen Miswirthschaft.

Einen eifrigen Helfershelfer fanden die capländischen Annexionspläne in dem für das Betschuanenland ernannten britischen Agenten Rev. John Mackenzie; dieser salbungsvolle Geistliche und frühere Missionar vertrat nämlich den Boeren gegenüber in rücksichtslosester Weise das übliche englische System, welches unter dem Vorwande, die eingeborene Bevölkerung gegen einheimische und auswärtige Tyrannei zu schützen, den englischen Einfluß und die englische Herrschaft auszubreiten sucht. Der würdige Mann mühte sich sogar, einen auf dem Gebiete der südafrikanischen Republik wohnenden Kaffernstamm unter englische Schutzherrschaft zu ziehen! Und nun kam wirklich England und sagte: „Ich kann und will nicht dulden, daß Scharen von ruchlosen Abenteurern den armen, unschuldigen Schwarzen ihr Land wegnehmen, ich stelle deshalb alle Tschuanen unter englisches Protectorat!" Natürlich that England diesen Schritt nicht blos im Interesse der Farbigen, sondern hauptsächlich im Interesse der Capcolonie. Die Hochstraße ins Innere von Afrika führt nämlich gerade durch die neuen Republiken Stellaland und Gosen: eine Straße, die schon heute für den Handel der Capcolonie von einiger Bedeutung ist und wie man glaubt, in Zukunft eine ganz außerordentliche Wichtigkeit bekommen wird. Die Sicherung derselben war das hauptsächlichste Ziel Englands beim Abschluß des Vertrages vom 24. Febr. 1884. Aber erst als der bisherige Premierminister der Capcolonie, Sir Thomas Scanlen, diesen Gesichtspunkt betonte, entschloß sich Lord Derby, jenen Stimmen Gehör zu geben, welche das englische Protectorat im Interesse der Farbigen verlangt hatten. Inzwischen bewarben sich, um die Verwirrung zu einer vollständigen zu machen, die Häuptlinge Mo-

schette und Montsioa (letzterer bekannt dafür, daß er seine Gefangenen bei lebendigem Leibe schindet oder verbrennt) um den Schutz der Südafrikanischen Republik. Sie waren in harte Kämpfe mit den Boeren von Gosen gerathen, welche Montsioa in dem Gefecht bei Rooi-Grond besiegten. Der englische Exresident Rhodes, welcher Montsioa befreien wollte, ergiff vor den Boeren das Hasenpanier; dem englischen Polizeicommissar Bethel, der auf Seite Montsioa's kämpfte, ward kein Pardon gegeben, die Boeren waren durch den Verlust von 35 Mann zu sehr erbittert. Mit den Gosenleuten, die sich kurz darauf von Transvaal freiwillig annectiren ließen, konnte sich Rhodes, der mit Bower als Abgesandter der Capcolonie und Englands nach dem Betschuanenlande gekommen war, nicht einigen. Beide konnten gegen die Einflüsse der Republik nicht aufkommen. Es mag nun dahingestellt bleiben, ob Montsioa aus freien Stücken oder durch den Verlust seines Landes und seines Viehes mürbe gemacht, unter die Fittiche der Republik flüchtete. Vollkommen vertragsgetreu aber benahm sich die Regierung zu Pretoria, indem Präsident Krüger in einer Proclamation vom 14. Sept. 1884 erklärte, daß er den Wünschen der Häuptlinge gemäß sie und ihr Land vorläufig und „im Interesse der Menschlichkeit“, sowie unter Hinweis auf das von der englischen Krone vertragsmäßig beanspruchte Einwandsrecht unter das Protectorat der Republik stelle. Wol im Zusammenhange damit besetzten Boeren Vrijburg, die Hauptstadt von Stellaland, „im Interesse der Humanität“. Dieser Schritt rief bei den Englischgesinnten des Caplandes einen Sturm der Entrüstung hervor. In Capstadt und in vielen andern Städten, wie Grahamstown, Georgstown, Mosselbay und Aliwal wurden Volksversammlungen einberufen und viel schneidige Reden gehalten, natürlich alle mit der Schneide gegen Transvaal. Die Hauptsache blieb freilich, wie sich die capländischen Boeren zu der brennenden Frage stellen; im Parlament haben sie dort die Mehrheit; der Führer der holländischen Partei, Hofmeyer, beherrscht die politische Lage, wenn er auch den Ministern T. Upington und J. Gordon Sprigg die Regierung überläßt. Das Boerenelement in der Capcolonie duldet die Vergewaltigung des Boerenelements in Sululand und Betschuanenland nicht, und so hatte und hat noch England in Südafrika auch mit dem passiven Widerstande seiner eigenen Colonie zu kämpfen. In England selbst wurde gleichfalls auf Grund der Entstellung aller thatsächlichen Verhältnisse eine wahre Kriegshetze gegen Transvaal ins Werk gesetzt, bei welcher die Tractätleinsgesellschaften, der für weitere Ausbreitung des Reiches thätige Verein zum Schutze der Eingeborenen, die Besitzer von Cap-Staatspapieren u. s. w. in rührender Eintracht zusammenwirkten. Das londoner Cabinet faßte den Beschluß, den Eingriffen der Boeren in Betschuanenland ein Ziel zu setzen. Die Engländer pochten laut auf das Protectorat, welches sie über die Tschuanen auszuüben vorgaben. Durch die in der londoner Presse mit kecker Unwahrhaftigkeit aufgestellten Behauptungen von dem Vorhandensein einer englischen Schutzherrschaft über Betschuanenland stutzig gemacht, ließ Präsident Krüger im englischen Colonialamt durch einen Mittelsmann eine Anfrage stellen. Nach mancherlei Ausflüchten erwiderte man dem Frager: „auf eine Darlegung, wie oder wo eine englische

Schutzherrschaft über Betschuanenland eingeführt worden sei, könne man sich nicht einlassen; allein man halte sich für berechtigt, eine Schutzherrschaft irgendwo in der Stille zu gründen oder zu planen, und dies erst bekannt werden zu lassen, wenn man den Augenblick für gekommen erachte"! Darauf und auf die weitern Drohungen Englands hin zog die Südafrikanische Republik schon im October 1884 ihre vorläufige Kundmachung zurück, zumal schon die Ankündigung einer Schutzherrschaft über Montsioa's Gebiet den Erfolg hatte, den Frieden dort wiederherzustellen. Der Volksraad ertheilte denn auch seine Zustimmung zu dem Schritte, durch welchen Präsident Krüger seinen englischen Gegnern allen Boden entzog.

So hatte aber die englische Kriegspartei in London und am Cap nicht gewettet. Die englischen Kaufleute wollten Krieg um jeden Preis, in erster Linie, weil sie durch Uebernahme der Armeelieferungen den Löwenantheil der Kriegskosten an sich reißen und dann, weil ein ruhmreicher Feldzug ihnen als das einzige Mittel erschien, den durch den letzten Transvaalkrieg und die neulichen Annexionen Deutschlands in Südafrika wankend gewordenen Glauben an die Unüberwindlichkeit des britischen Löwen wiederherzustellen. Deshalb sollten die Artikel der Uebereinkunft, welche die Boeren nach englischer Auffassung mit Trotz behandelt hatten, mit Gewalt in Kraft gesetzt werden. Die Reichsregierung ertheilte demnach dem Gouverneur der Capcolonie den Auftrag, die nothwendigen Schritte zu thun, um die britische Autorität in dem von Transvaal annectirten, aber wieder aufgegebenen Gebiet Montsioa's herzustellen, und Sir Hercules Robinson überreichte in Pretoria ein „Ultimatum" — das wievielte der südafrikanischen Politik Englands ist wol nicht zu ermitteln —, worin er forderte, daß nicht nur die Annexion annullirt werden solle, sondern auch die Regierung der Republik hinreichende Maßregeln ergreife, die Grenze in Gemäßheit der londoner Uebereinkunft zu schützen. Auch verlangte er für die britischen Truppen die Ermächtigung, die Grenze zu überschreiten, falls es zur Verfolgung von Personen, die der Verletzung der Uebereinkunft angeklagt sind, nothwendig sein sollte. Gleichzeitig aber forderte Sir Hercules seine eigene Reichsregierung auf, den am meisten befähigten Mann zu entsenden, die Unruhen im Betschuanenlande zu unterdrücken. Infolge dessen ward Oberst Sir Charles Warren nach dem Cap gesandt; doch hatte das londoner Cabinet zuerst den Wunsch, daß die Capregierung allein Truppen nach Betschuanenland entsenden möge. Letztere lehnte dieses Ansinnen jedoch ab. Dafür wollten sich die Capminister zuvörderst bemühen, eine friedliche Beilegung der Schwierigkeiten in Montsioa's Land zu erzielen, und Sir Charles Warren ward dahin instruirt, daß militärische Operationen nicht beginnen dürften, bis eine angemessene Frist, etwa sechs Wochen, verstrichen wäre. Der neue Premier Upington und Sprigg, der Generalschatzmeister, begaben sich demnach unverzüglich nach Betschuanenland, um zu versuchen, durch eine friedliche Verständigung den abermals drohenden Krieg abzuwenden. Dort trafen sie mit Präsident Krüger zusammen und hatten auch eine Unterredung mit Mankoroane.

In Stellaland fand Upington eine recht freundliche Aufnahme und es schien, daß die dortige öffentliche Meinung die Vereinigung mit der Capcolonie begünstige. Wenigstens brachen die Boeren dort wie in Gosen ihre Allianz mit Transvaal

ab, um, wie sie sagten, für ihre eigene Rechnung zu kämpfen und ihre Farmen zu behalten. Sie nahmen indeß die Bedingungen der Capminister an, nach welchen Gosen der Capcolonie einverleibt werden solle. Upington drückte in einer am 28. Nov. zu Rooi-Grond gehaltenen Rede den Goseniten seine warme Theilnahme aus und sprach die junge Republik von jeder Schuld an dem „Morde" Bethel's frei. Zugleich bezeichnete er sich als den Führer der holländischen Partei und sagte, er sei zu diesem Posten ausersehen worden, weil es wol bekannt sei, daß sein Wahlspruch „Südafrika für die Südafrikaner!" ist. Es kam endlich ein Compromiß zu Stande, welches auch die Billigung des londoner Colonialamtes zu finden schien.

Inzwischen war Sir Charles Warren, der Befehlshaber jener eventuellen englischen Expedition, welche im Betschuanenlande die ersten Keime der Cultur ausrotten soll, am 4. Dec. 1884 in der Capstadt angekommen und von dem englischen Bruchtheil der Bevölkerung mit Jubel empfangen worden. Diese Engländer strengten sich in den letzten Wochen des Jahres sehr bedeutend an, überall Zweigvereine der „Imperial League" zu errichten, und gegen die Art und Weise der Ordnung der Betschuanenangelegenheit seitens der Capminister durch Massenunterschriften, die an das Colonialamt gerichtet waren, zu protestiren. Außer in Kimberley mit seinen Scharen englischer Arbeiter gelang ihnen das aber nur in den Städten der Küstendistricte, wo englische Kaufleute die erste Rolle spielen und alle ihre unreifen Clerks aufboten. Bei der Rückkehr Upington's und Sprigg's aus Betschuanenland operirten Glieder dieser hoffnungsvollen Partei in Kimberley mit faulen Eiern gegen die Minister, zum Dank für alle Mühen und Strapazen, die sie des lieben Friedens halber auf sich genommen hatten. Und es scheint, daß in der That diese Partei in London die Oberhand behielt; denn Sir Charles Warren machte sich, obwol das britische Colonialamt angeblich mit den Abmachungen der Capminister zufrieden war, alles Ernstes an die Einleitung zum Kriege. Die 8000 Mann, die er mitgebracht, wurden durch Anwerbungen in der Colonie und in Natal auf 10000 Mann erhöht, die Pferde für die Cavalerie, soweit sie nicht von England mitgekommen, angekauft, ebenso 4000 Maulesel und Hunderte von Ochsenwagen zum Transport der Truppen von Oranje-River-Station bei Hopetown nach der Betschuanengrenze. Die Streitkräfte bestanden aus drei Regimentern irregulärer Truppen und englischer Freiwilliger sowie aus 1000 Mann Colonialtruppen. Die Befehlshaber derselben waren Oberst Paul Methuen, früher Militärattaché der britischen Botschaft in Berlin, Carrington und Gough. Der Vorstoß der Truppen begann im Januar 1885, und Methuen's irreguläres, 500 Mann starkes Reitercorps brach nach Taungs auf, Sir Charles Warren begab sich aber nach der Grenze von Transvaal, um dort mit Präsident Krüger zusammenzutreffen. In dieser Unterredung verlangte letzterer die Anerkennung gewisser Ansprüche auf Ländereien in Gosen, dessen Boeren beschlossen hatten, dem gegen sie heranziehenden Heere bewaffneten Widerstand zu leisten. Sir Charles erklärte nun die Goseniten für eine Räuberbande, und daß keinem Weißen gestattet

sein werde, ohne besondere Erlaubniß in Gosen zu verbleiben. Doch gelangten Krüger und Warren zu einem vollkommenen Einverständniß, und es wurden Beamte nach Rooi-Grond gesandt, um die Goseniten auszuweisen. Krüger selbst hielt übrigens am 15. Jan. eine sehr friedliche Ansprache an die Bürger unweit Rooi-Grond; in heftigen Worten misbilligte er die Freibeuterei und warnte alle solche Räuber, daß er sie verhaften lassen, über die Grenze bringen und an Sir Charles Warren ausliefern würde. Die anwesenden Goseniten erklärten, sie hätten stets den Frieden gewünscht. In einem Briefe an Lord Derby bestritt Staatssecretär Bock die Verantwortlichkeit der Südafrikanischen Republik für die Kosten des Feldzuges im Betschuanenlande, da der Freistaat in keiner Weise den londoner Vertrag zu verletzen beabsichtigte und zudem bereit sei, die Goseniten zur Unterwerfung unter die Bedingungen der Capcolonie zu bewegen. In Stellaland, wo im October 357 Bürger um Einverleibung in Transvaal petitionirt hatten, war schon früher ein vorläufiges Abkommen mit Rhodes getroffen worden, an dem man festzuhalten beschloß, bis man die von der Capcolonie gewährten Bedingungen erfahren würde. In einem im Januar zu Vrijburg, der Hauptstadt Stellalands, gehaltenen großen Boerenmeeting versprach nun der anwesende Rhodes, der britische Vicecommissar für Stellaland, daß die Besitzansprüche der Boeren auf ihre Ländereien anerkannt werden, daß sie ihre eigene Regierung erhalten und vorbehaltlich der Einverleibung des Landes in die Capcolonie mit Geldmitteln versehen werden sollen. Obwol die englischen Truppen ihren Vormarsch fortsetzten, waren doch alle Aussichten auf Erhaltung des Friedens vorhanden.

Daß die Dinge so glimpflich abliefen, daran trägt wol vor allem der Umstand die Schuld, daß einerseits die Boeren in Transvaal und im Oranje-Freistaat sich keineswegs gesonnen zeigten, ihre Stammesgenossen im Betschuanenlande im Stiche zu lassen, und weder Krüger noch Brand wären im Stande gewesen, einen bewaffneten Zuzug derselben zu verhindern, andererseits die Haltung der Afrikander in der Capcolonie selbst. Schon im November 1884 circulirte das Gerücht, es bestehe eine Meinungsverschiedenheit zwischen der Reichsregierung und der Capregierung. Die letztere ist in der That holländisch gesinnt, und unter diesen Umständen nahm die Sendung Warren's eine ganz andere Gestalt an. Der schon im August 1884 erfolgte Rücktritt des Agenten Mackenzie galt für ein Zugeständniß an den holländischen Einfluß in der Colonie. Dieser Reverend, welcher seine Reden mit christlichen Ausdrücken bespickt und sich damit indirect als den Vertreter des Christenthums in dem ganzen Streite aufspielte, suchte die Afrikander gleichmäßig gegen die Südafrikanische Republik und die bösen Deutschen aufzuhetzen, freilich mit geringem Erfolg, wie nachstehender, im „Patriot", dem Organ des Afrikander-Bond, erschienene Aufruf beweisen mag: „Steuerzahler, wißt ihr, daß die Colonie die Hälfte der Kosten bezahlen muß, wenn Freiwillige und Linientruppen nach Betschuanenland gesandt werden, um die Bauern zu erschießen? Nehmt euch in Acht! Sir Thomas Scanlen hat das Versprechen gegeben, und unser Parlament hatte nicht den Muth zu widersprechen. Wenn daher Leute nach Betschuanenland gesandt werden, um euere dortigen Brüder zu erschießen, so werdet ihr sie bezahlen müssen. Wollt ihr so lange warten, bis Hunderte dieser

Leute aus England angekommen sind? Es ist jetzt an der Zeit, wie ein Mann aufzustehen, natürlich in gesetzlich berechtigter Weise, und unsern Ministern zu erklären, daß wir keinen Sixpence bezahlen werden, um unsere eigenen Blutsverwandten in ungesetzlicher Weise niederschießen zu lassen. Zweitens, daß kein Bondsmann oder Afrikander auch nur für einen Penny Vorräthe, Pferde u. dgl. an die Truppen verkaufen wird. Drittens, daß es sehr gefährlich sei, diese Mörder durch unser Land zu senden." Die Aufregung der holländischen Bevölkerung war in der That eine ungeheuere, und in Paarl, dem Hauptquartier des Afrikander-Bond, fand eine Versammlung statt, deren Redner verlangten, man solle die englischen Truppen nicht durchlassen. Der Haß gegen England war und ist jetzt unter den Afrikandern größer, als er vor dem Transvaalkriege gewesen, und überall in der Colonie stehen sich Engländer und Holländer in schroffer Spannung gegenüber. Inzwischen hat am 24. Dec. 1884 zu Potschefstroom ein Congreß von Delegirten des Afrikander-Bond aus Transvaal und dem Oranje-Freistaat stattgefunden, welchem der Unterrichtsminister der Südafrikanischen Republik, Du Toit, präsidirte; auf diesem Congreß wurden Resolutionen angenommen, welche die politische Vereinigung beider Staaten anstreben. Die Angelegenheit sollte den Legislaturen der betreffenden Länder unterbreitet werden. Eine Zollvereinigung und eine Offensiv- und Defensivallianz wurden, als unmittelbar ausführbar, angeregt. Dieser erste Schritt zu einer Union der beiden Boerenstaaten ist ein hochbedeutsames Ereigniß, welches die gereizte Stimmung des an Zahl in der Capcolonie so überwiegenden holländischen Elements gegen die Engländer in bedenklicher Weise erhöhte.

In ihrem tiefsten Kern ist die südafrikanische Frage in dem Umstande begründet, daß die angelsächsische Rasse sich colonisirend viel zu sehr über die weite Welt zerstreut hat, als daß sie in der Lage sein könnte, an einem unwichtigen Punkte die im Kampf ums Dasein erforderliche Kraft zu sammeln. England hat ein solches Uebermaß von Colonien, daß es nach Südafrika nur ein geringes Maß von Kapital, Intelligenz und Thatkraft entsenden kann. Deshalb ist Südafrika als englische Colonie halb verkommen. Die augenblickliche wirthschaftliche Lage des Caplandes spottet der Beschreibung. Riesige Strecken des fruchtbarsten Ackerbodens sind noch ungebrochen, und Charles Warren sollte den unheilbaren organischen Fehler durch Blut und Eisen abstellen. Man kann dem englischen Element kein neues Blut zuführen, also verbietet man den Boeren mit Waffengewalt, sich zu vermehren. Die Boeren sind keine Musterknaben, aber in diesem Streite steht das Recht auf ihrer Seite. Ihr Fehler in den Augen der Briten ist ihre Triebkraft und Fruchtbarkeit. Aus diesem Grunde begreift man auch, wie unbequem es für England sein muß, daß Deutschland in Südafrika Fuß gefaßt hat, und wenn auch die Entfernung zwischen seinen Besitzungen und Transvaal eine sehr bedeutende ist, so ist doch der Umstand nicht gering anzuschlagen, daß England in Südafrika außer mit dem unbedeutenden Portugal nunmehr auch noch mit einer Macht zu rechnen hat, die nicht einfach ignorirt werden kann, und dieses Bewußt-

sein ist für die um ihre Freiheit kämpfenden Boeren von unendlichem Werth. Engländer und Afrikander erachten den Zeitpunkt für gekommen, wo ein für allemal die Frage gelöst werden muß, ob Südafrika den Holländern oder den Engländern gehöre. Die Entscheidung liegt in den Händen der Capboeren; gelingt es, diese für England zu gewinnen, so kann Südafrika ihm noch erhalten bleiben, andererseits wird es sich auf dessen Verlust gefaßt machen müssen. So phlegmatisch und geradezu indifferent die Boeren im allgemeinen sind, so erregt und kühn werden sie, sobald es sich um Haus und Hof handelt; ein gut Theil des Geistes der alten Oranier scheint dann über sie zu kommen.

Chronik der Gegenwart.

Theatralische Revue.

Immer mehr muß sich das moderne Trauerspiel an die Rolle des dramatischen Aschenbrödels gewöhnen: hin und wieder erscheint eine Tragödie auf den Bretern einer größern Hofbühne, noch weit seltener auf der eines Stadttheaters oder eines zweiten Theaters der großen Städte, und dann ist sie auch nicht immer eine deutsche Novität, sondern entweder ein älteres, von bühnenkundiger Hand eingerichtetes Stück oder sie ist französischer Herkunft.

Am münchener Hoftheater, an welchem bereits Klein's „Zenobia" in der Bearbeitung von Wilhelm Buchholz, mit Klara Ziegler in der Titelrolle, in Scene gegangen, hat eine neue dramatische Wiedererweckung stattgefunden; von derselben kundigen Hand ist Karl Immermann's „Alexis" für die Bühne der Gegenwart erobert worden. Immermann's Dramen sind mit Ausnahme des „Trauerspiels in Tirol" dem Theater immer fremd geblieben, und wenn er damit, wie mit „Alexis", auf seiner düsseldorfer Versuchsbühne ein Experiment machte, so war dies in der Regel ein Schlag ins Wasser; auch das dortige Publikum, so begeistert es für seine Musterbühne war, schenkte doch Immermann's dramatischen Erzeugnissen keine enthusiastische Theilnahme. Wäre dies aber auch der Fall gewesen, eine Aufführung in Düsseldorf konnte nicht für die größern deutschen Bühnen maßgebend sein und höchstens ein literarisches Echo erwecken. „Alexis" war eine Trilogie, ließ sich nicht an einem Theaterabend zur Darstellung bringen, stellte also von Haus aus an die Bühnen schon ungewöhnliche Anforderungen. Der letzte Theil der Trilogie war noch dazu in Trimetern, in achtfüßigen Trochäen und Anapästen geschrieben, und hatte etwas Gestelztes und allzu pathetische Allüren, während die Handlung nicht gerade zur Anwendung des hochtragischen metrischen Apparats herausforderte; denn es handelte sich im wesentlichen um eine Wiederbegegnung des Zaren Peter mit seiner verstoßenen Gattin Eudoxia: den Schluß bildet dann der Tod des Zaren. Dies einactige Nachspiel ist zu wenig schwerwiegend, um das organische Glied einer Trilogie zu bilden. Buchholz war vollkommen berechtigt, wenn er dasselbe nicht mit in seine Bearbeitung aufnahm. Weit schwieriger war es, die beiden fünfactigen Stücke der Trilogie: „Die Bojaren" und „Das Gericht von Sanct-Petersburg", so zusammenzuziehen, daß sie nur ein einziges Stück von fünf Acten bildeten. „Die Bojaren" mußten den Löwenantheil zu dem Immermann-Buchholz'schen „Alexis" hergeben, nämlich vier Acte, natürlich auch in gekürzter Form und in geschickter scenischer Einrichtung, sodaß das erste Auftreten der Kaiserin Eudoxia bühnenwirksam ist; auch die Schiffsscene ist für das Theater geschickt arrangirt. Den Schluß der „Bojaren" bildet die Hauptscene zwischen Vater und Sohn: diese ist in der Buchholz'schen Bearbeitung an das Ende des vierten Actes gerückt. Man muß dem Dramaturgen nachsagen, daß er diesen großen Conflict der Tragödie nie aus dem Auge ver-

loren und die entscheidenden Scenen auch an die Stelle gestellt hat, wo sie den meisten dramatischen Nachdruck üben. Von dem fünfactigen Drama „Das Gericht von Sanct=Petersburg" ist freilich nur ein einzelner Act übriggeblieben. Daß dabei noch der dramatische Zusammenhang gewahrt werden konnte: das spricht zur Genüge für die historienhafte Compositionsweise der Immermann'schen Trilogie. Denn einem organischen Kunstwerk könnte man nicht solche Glieder amputiren, ohne es in einen leblosen Torso zu verwandeln. Es ist wahr, dieser letzte Act des „Alexis" ist nur ein Epitome aus dem Immermann'schen Trauerspiel; man vermißt mit Bedauern einige Auftritte von historischem Glanz, die Scene zwischen Katharina und Peter, und diejenigen, in denen Euphrosyne, die ihre ganze dramatische Bedeutung verloren hat, eine Hauptrolle spielt: trotzdem aber geht das Stück seinen dramatischen Gang fort. Gegen den Schluß hin hat sich freilich der Bearbeiter einen Eingriff gestattet, gegen welchen der Dichter ohne Frage protestirt haben würde: Immermann läßt den „Alexis" durch den eigenen Vater vergiften. Buchholz hat an Peter's Stelle Menschikow gesetzt und sich dadurch auch zu selbständigen Einschiebungen und einem neuen dichterischen Abschluß genöthigt gesehen. In Immermann's Geist ist das alles nicht: aber dieser Geist hatte etwas Sprödes und Abstoßendes, den romantischen Geschmack für das unsympathisch Grelle, und es war keine Aussicht vorhanden, daß eine Tragödie, die mit einem ungesühnten Sohnesmorde schließt, auf der modernen Bühne Beifall finden würde. Für diese wollte aber Buchholz das Stück retten, und so sah er sich zu einem derartigen Eingriff genöthigt. In München hat ja „Alexis" bei der Aufführung Eindruck gemacht: es lag in Immermann's Muse etwas dramatisch Kernhaftes, und für solche schroffen und strengen Charaktere wie Zar Peter hatte sein eigenes Wesen eine unverkennbare Verwandtschaft.

Am münchener Hoftheater kam auch ein anderes Trauerspiel höhern Stils zur Aufführung: „Timandra", vom Grafen Adolf Friedrich von Schack. Anlaß dazu gab die Feier von Schack's siebzigjährigem Geburtstage, welche dem Dichter von allen Seiten Huldigungen und Auszeichnungen einbrachte. Der Stoff der „Timandra" ist der griechischen Geschichte entnommen: die Heldin ist die Mutter des Sparterkönigs Pausanias, die den ersten Stein zum Tempel der Athene getragen haben soll, in welchem der hochverrätherische Sohn eingemauert wurde. Pausanias ist eine Gestalt, die für den Dramatiker viel Verlockendes hat: ehrgeizig und hochstrebend ist er zugleich derjenige Grieche, der den Verlockungen des orientalischen Lebens, der persischen Ueppigkeit am meisten erlag. Heinrich Kruse hat in seinem Trauerspiel „Das Mädchen von Byzanz" gerade diese Charakterzüge des Pausanias in den Vordergrund gestellt. Eine Liebesnacht des griechisch-persischen Satrapen mit einem Mädchen, das dabei durch einen Zufall ums Leben kommt, waffnet den Liebhaber desselben zur Rache und beschwört das Gericht der Ephoren über den Landesverräther herauf. In dem Schack'schen Drama spielt die Handlung in Sparta, wohin dem König Pausanias eine Perserin Mandane gefolgt ist: Pausanias ist nicht ein Landesverräther im schlimmen Sinn des Wortes; seine Schuld ist, daß er in das alte Sparta den Geist der Neuerung trägt, daß die Einfachheit und Nüchternheit der Sitte seiner durch den persischen Luxus verwöhnten Sinnesart widerstrebt; dabei hat er größere geistige Perspectiven als das engherzige Spartanerthum; er will den Künsten, die am Eurotas geächtet sind, dort eine Stätte gründen. Daß er dies alles aber mit Hülfe des Perserkönigs durchsetzen will: darin liegt seine tragische Schuld. Der Schwerpunkt des Dramas aber ruht bei Graf Schack nicht auf Pausanias, sondern auf dem tragischen Conflict, in den die Mutter geräth, die anfangs aus Liebe zum Sohne vor den Ephoren als dessen Vertheidigerin auftritt, dann aber in einem aufgefangenen Brief an den Perserkönig den zweifellosen Beweis für die Schuld ihres Sohnes erhält: noch hofft sie, blos das Urtheil der Verbannung gegen ihn zu erwirken,

doch davon will er selbst nichts wissen; aus dem Hause der Mutter fliehend, wird er verfolgt und flüchtet sich in den Tempel, wo ihn die geschichtliche Katastrophe ereilt. Der antike Heroismus der Mutter, die wie ein weiblicher Brutus erscheint, hat für unsere moderne Weltanschauung etwas Befremdendes: gleichwol errang das Trauerspiel in München einen schönen Erfolg und verdient ihn durch seinen kunstgerechten Aufbau und den dichterischen Adel der Sprache.

Ein Drama „Trug in Treue“ von C. Hoyer, welches am berliner Hoftheater in Scene ging und von dem Publikum abgelehnt wurde, ist eine Dilettantenarbeit, der vor allem das dramatische Geschick fehlt. Die Heldin des Stückes ist eine Schwester, die ihren verfolgten Bruder gegen einen Verfolger zu schützen sucht, sie kennt diesen Verfolger nicht: es ist ihr eigener Liebhaber. Der pseudonyme Verfasser hat aber das Stück mit altmodischen Scherzen verbrämt; auch finden sich nach dem Bericht der „National-Zeitung“ darin gesellschaftliche Unmöglichkeiten, welche besonders zu lebhaften Aeußerungen des Misfallens Anlaß gaben.

Das Drama „Treu dem Herrn“ von Richard Voß hat seine Runde über die größern Bühnen noch nicht angetreten, ist aber zunächst am Stadttheater in Nürnberg mit Erfolg zur Aufführung gekommen, in Hannover aber von dem Publikum abgelehnt worden. Das Stück ist nach einer Erzählung von Friederike Lohmann bearbeitet. Die Handlung spielt zur Zeit des Siebenjährigen Krieges. Nach der Gefangennahme der Sachsen bei Pirna sind die Preußen in Dresden eingerückt und drohen, alle sächsischen Gelder zu preußischem Eigenthum zu machen. Rath Ellinger, Haupteinnehmer dieser Gelder, hielt es für seine Pflicht, diese Gelder seinem Kurfürsten zu erhalten. Er bedarf dabei aber einer hülfreichen Hand, und der Calculator Börne erbietet sich, die gefährlichen Manipulationen zu übernehmen, wenn Ellinger ihm dafür die Hand der geliebten Tochter Marianne gibt. Diese hegt aber gegen Börne die entschiedenste Abneigung; sie liebt einen jungen Offizier, Leopold von Pistor. Gleichwol, als sie erkennt, daß ihr Vater in Gefahr schwebt, ist sie bereit sich zu opfern. Eine alte Dienerin Ellinger's, Justina, greift nun in die Handlung ein: sie hindert den Vater, sich das Leben zu nehmen, und denuncirt Börne bei der preußischen Commandantur, wodurch natürlich auch Ellinger in Gefahr geräth. Börne erschießt sich: die Lösung aber wird durch ein Schreiben des Kurfürsten an Ellinger, worin dieser, unter Anerkennung seiner Treue, ersucht wird, die Gelder dem König von Preußen zu überlassen, und durch Vermittelung des Generals von Zieten, den Justina einst als Junker gewartet, herbeigeführt. Wie es scheint, hat Richard Voß das Beispiel Shakspeare's nachgeahmt und einen Grundgedanken in zwei parallel gehenden Handlungen durchgeführt. „Treu dem Herrn“ ist Ellinger wie Justina. Die Denunciation der letztern ist allerdings wenig glaubwürdig und im Grunde ein thörichtes Mittel, das ja auch ihren Herrn in Gefahr stürzt. Die Lösung durch einen Deus ex machina entspricht auch nicht dem dramatischen Grundgesetz. Die Darstellung schwankt zwischen dem schwunghaften Ausdrucke leidenschaftlicher Affecte und einem oft derb aufgetragenen Realismus; es ist die Sprache der genialen Kraftdramatik.

Da die neuere Tragödie im Deutschen Reiche im ganzen nur wenig Kunststätten findet, an denen sie gepflegt wird, mag es immerhin als eine erfreuliche Thatsache gelten, daß das Deutsche Theater Adolf Wilbrandt's „Cajus Gracchus“ zur Aufführung gebracht und mit dieser Römertragödie einen schönen Erfolg davongetragen hat, indem besonders nach der großen Scene zwischen Scipio und Gracchus im dritten Act der Beifall seinen Höhepunkt erreichte. Sonst sind Römertragödien, wenn sie nicht gerade Shakspeare's Namen tragen, den Berlinern nicht sonderlich genehm, und auch die Wiener haben ja nach Laube's Ausspruch gegen die nackten Beine ein entschiedenes Vorurtheil: um so mehr ist es anzuerkennen, daß das Deutsche Theater, das auch in Calderon-Wilbrandt's „Richter von Zalamea“

im vorigen Theaterjahre ein die Saison beherrschendes Stück gewonnen hatte, einem Römerstück in Berlin eine glänzende Wirkung verschafft hat.

Am weimarischen Hoftheater hat der kunstsinnige Intendant Freiherr von Loën es unternommen, die Grillparzer'sche Trilogie „Das goldene Vlies" an zwei aufeinanderfolgenden Abenden zur Aufführung zu bringen, wie das auch einmal in Wien geschehen: es hat sich indeß wiederum gezeigt, daß der Schwerpunkt der Trilogie auf dem dritten Stücke „Medea" liegt, während die ersten: „Der Gastfreund" und „Die Argonauten", keine selbständige dichterische Bedeutung haben und eigentlich nur die poetisch instrumentirte Ouverture zur „Medea" sind.

Während die tragischen Werke der deutschen Dichter stiefmütterlich genug behandelt werden, wendet man der aus dem Auslande kommenden Tragödie eine besondere Vorliebe zu. Die Poesie jenseit der Leitha ist auf das wiener Burgtheater gedrungen, ein Trauerspiel von Moritz Jókai, „König Koloman", ist dort zur Aufführung gekommen, hat dem anwesenden Dichter einige Ovationen eingetragen, verschwand dann aber selbst wieder aufs schleunigste im Orcus der Theaterbibliothek. Es ist eine shakspearisirende Historie: warum soll die ungarische Bühne nicht auch ihren „Richard III." haben, und warum sollte Moritz Jókai, der in seinen Werken nicht an indischer Blutscheu leidet, vor einem derartigen Stoffe zurückschrecken? Wer weiß, ob nicht ein ganzer ungarischer Historiencyklus im Hintergrunde lauert, von dem sich zunächst „König Koloman" als die am meisten drastische Gestalt losgelöst hat. Der blutige König, der gegen die andern Thronprätendenten grausam genug verfährt und nur zuletzt gegen einen derselben Milde zeigt, was indeß sein Verhängniß beschleunigt, hat sich dem wiener Publikum nicht einmal als dämonischer Charakter und als eigenartige Theaterfigur zu empfehlen gewußt. Auch eine Liebesintrigue, durch welche sich das Drama von seinem altbritischen Vorbilde unterscheidet, vermochte keine Theilnahme zu erwecken. Das Talent des gefeierten ungarischen Romanschriftstellers für das Drama darf nach dieser Probe mit Recht bezweifelt werden. Nach unserer Ansicht erinnern auch einige Romane Jókai's an die grellen Mordgemälde, die bei Jahrmarktsmessen ausgestellt werden.

Es ist durchaus nicht befremdlich, wenn das österreichische Hoftheater der Muse der andern Reichshälfte Zugeständnisse macht. Befremdend dagegen muß es erscheinen, wenn auch auf deutsche Bühnen ein Drama schwersten Kalibers von Paris herübergeschleppt wird — und noch mehr befremdend war es, daß eins der kleinern Theater Berlins, das Residenztheater, sich an das große historische Trauerspiel Victorien Sardou's: „Theodora", wagte, welches an der pariser Ausstattungsbühne der Porte Saint-Martin seine großen Erfolge vorzugsweise der glänzenden Inscenirung verdankt. Das Residenztheater gebietet nicht entfernt über den großen Bühnenraum, der dort zur Verfügung steht: es verwandelte sich indeß in ein archäologisches Schmuckkästlein, und mit Hülfe der Perspective „dehnten sich die Räume, es wuchs das Haus". Das Residenztheater ist seit langer Zeit das Heim der französischen Uebersetzungen, man könnte sagen, die französische Theatercolonie in Berlin: bisher hatte es sich nur mit Salonstücken und Schwänken abgegeben; jetzt greift es zu den großen Geschichtsdramen und spielt einen Haupttrumpf aus, und wie es scheint, werden andere größere Theater seinem Vorgange folgen. Das gibt zu denken; wenn die Franzosen in ihrer Comédie, in dem Salonstück eine meisterhafte Technik bewähren, die von unsern erfolgreichsten Lustspieldichtern studirt und nachgeahmt wird: so können sie auf dem Gebiet ernster Dramatik doch nicht mit den deutschen Dichtern wetteifern, und wenn nun gar derartige Dramen über den Rhein herübergeholt wurden, so muß die Abhängigkeit des deutschen Theaters von dem französischen immer mehr in einem beschämenden Lichte erscheinen. War nun selbst in Paris in erster Linie die Ausstattung mit ihren archäologischen Details, ihrem decorativen Prunk, mit

der imponirenden Fülle der die Bühne bevölkernden Volksmassen die Hauptträgerin des Erfolges, war selbst die pariser Kritik von Sardou's dichterischer Leistung wenig entzückt: warum stattet man die Geschichtsdramen neuer deutscher Dichter, welche dem Sardou'schen Werke an Gehalt so überlegen sind, nicht auch in einer Weise aus, welche epochemachend zu wirken vermag? Es kommt freilich ein Moment hinzu, welches der Sardou'schen Dichtung vor deutschen Dichtwerken im Auge der auf den Erfolg und den Effect bedachten Bühnenleiter einen Vorsprung sichert: das sind die prickelnden, nervenreizenden und nervenerschütternden Situationen; das ist die ästhetische Roheit, die aber in der großen Masse eine sympathische Ader weckt, während die deutschen Dramatiker derartige Effecte verschmähen, die sich an die rohe Sinnlichkeit der Menschennatur wenden: es ist der grauenvolle Reiz der Hinrichtungen, der hier von der Bühne herab wirkt. Sardou's Talent zu glücklicher Compilation verleugnet sich auch in „Theodora" nicht: auffallen muß es, daß das Hauptmotiv, die Liebe eines jungen edeln Griechen zu der verworfenen byzantinischen Kaiserin, dasselbe ist, welches in „Arria und Messalina" von Wilbrandt, einer dem Sardou'schen Bühnenwerke bei weitem überlegenen tragischen Dichtung, den Angelpunkt der Handlung bildet. Daß irgendein kritischer oder sonstiger Reflex aus diesem Trauerspiel nach Paris gedrungen, ist wol zweifellos. Sardou hat ihn in seinem dramatischen Spiegel aufgefangen, und nun erhalten wir, aufgeschmückt mit dem pariser Lustre, ein Motiv zurück, das ein deutscher preisgekrönter Tragiker dichterisch behandelt hat. Und die deutschen Theater beeilen sich, mit dem größten Aufwand von Erwerbungs- und Ausstattungskosten, diese französische Imitation ihrem Publikum vorzuführen. Oder hängt dies mit der archäologischen Geschmacksrichtung der Gegenwart zusammen, welche, wie im Roman das Aegypterthum, auf der Bühne das Byzantinerthum bevorzugt? Denn ein gutes Stück byzantinischen Baustils und Costüms und barbarisch-grausamer Volkssitte und -Unsitte erhalten wir ja mit in den Kauf. In der That, es ist nicht nur die imitirte „Arria und Messalina", es sind auch die imitirten Meininger, die wir für Retourfracht von der Seine beziehen. Difficile est satyram non scribere. Die Theodora ist eine Effectrolle für Sarah Bernhardt, welche die üppige, grausame Kaiserin mit der Hypernervosität ihrer krampfhaft vibrirenden Spielweise durchführt. Und welch ein neues tragisches Bühnenrequisit — die Nadel der Theodora! Die Lorbern der Sarah Bernhardt rauben den deutschen Künstlerinnen den Schlaf — und dieser wetteifernde Ehrgeiz wird dem Stücke wahrscheinlich auch dort Zutritt verschaffen, wo die Speculation auf die rohe Schaulust der Massen sonst ausgeschlossen ist. In Berlin spielte Charlotte Frohn die Titelrolle. Gegenwärtig hat Sardou's großes Drama bereits die 50. Aufführung hinter sich, und die Zahl der Vorstellungen wird gewiß noch beträchtlich wachsen: freilich faßt das kleine Residenztheater kein zahlreiches Publikum.

Ein anderes neufranzösisches Drama: „Denise", von Alexandre Dumas dem Jüngern, ist am nürnberger Stadttheater in Scene gegangen und von Publikum und Kritik mit Beifall aufgenommen worden. Waaren, welche das pariser Etikette tragen, finden ja bei der deutschen Kritik stets eine wohlwollende, ja oft begeisterte Aufnahme. Dagegen kann man getrost behaupten, daß, wenn ein deutscher Dramatiker ein Stück wie „Theodora" oder eine „Denise" gedichtet hätte, die Bühnenvorstände es ihm ohne weiteres zurückgeschickt haben würden, weil sie ihrem Publikum nicht derartige Zumuthungen stellen dürften. Alexandre Dumas hat stets irgendein Problem des socialen Lebens im Auge, das er dramatisch behandelt; der natürliche Sohn, die schuldige Frau, die edle Courtisane — das sind seine Lieblingsthemata. In „Denise" behandelt er ein ähnliches Thema wie Hebbel in „Maria und Magdalena", nur mit entgegengesetzter Wendung: die freie Hingebung der Liebe, durch welche die Ehre eines Mädchens verloren geht. Bei

Hebbel ist alles schroff und grell: es ist eine Hingebung aus niederer Berechnung, und der Secretär sagt: „darüber kann kein Mann hinweg". Denise gibt sich hin, um dem Geliebten, der für sie in den Tod geht, den Beweis ihrer Liebe zu geben; jener fällt nicht im Duell, aber er verläßt sie treulos; Denise aber geht nicht unter, sondern findet einen wackern Mann, der sie erwählt und der darüber hinweg kam. Das Stück, wie alle die Comédies von Sardou und Alexandre Dumas, beginnt mit einer Reihe scharf beleuchteter Salonbilder und erhebt sich dann mit der Kunst affectvoller Steigerung zu den sogenannten großen Scenen, in denen die Affecte und Leidenschaften der Hauptheldeu zündend einzuschlagen pflegen.

Die deutsche Dramatik bevorzugt die Comédie und den Schwank. Oskar Blumenthal, der mit „Probepfeil" und „Große Glocke" zwei glückliche Treffer gemacht, hat jetzt einen ernstern Stoff gewählt, und in seinem Schauspiel „Ein Tropfen Gift", welches dem Lieblingsdramatiker des berliner Deutschen Theaters natürlich hier den gewohnten Erfolg verschaffte, eine Episode aus der Zeitgeschichte dramatisch behandelt. Ueber die Mischung von Wahrheit und Dichtung in den Daudet'schen Zeitromanen haben wir uns bereits eingehend ausgesprochen: wir meinen, daß diese Mischung ästhetisch ungesund ist und einen unbefriedigenden Eindruck zurückläßt. Man kennt die Könige im Exil und weiß, daß darunter kein König von Illyrien sich befindet: so wird man, wenn man bei der Geschichte anklopft, zurückgewiesen, und dieser Refus, den uns die thatsächliche Wahrheit ertheilt, wirkt verstimmend. Auf dem Boden der Actualität läßt sich einmal nicht symbolisiren. Dasselbe gilt von dem Blumenthal'schen Stück. Man kennt die von Preußen im Jahre 1866 annectirten Herzogthümer: es ist aber keins darunter, auf welches die Erfindung Blumenthal's paßte: ja die Fiction, daß ein Herzog selbst gleichsam hinter dem Rücken seiner Unterthanen sein Land den Preußen in die Hände spielen wollte, wird nicht nur durch keine Thatsachen unterstützt: sie widerspricht sogar der ganzen politischen Lage der damaligen Zeit. Gleichwol liegt hierin die Lösung der dramatischen Verwickelung des Blumenthal'schen Schauspiels. Die Ueberlieferung des Landes an die Preußen wird einem Grafen schuld gegeben, der deshalb von der öffentlichen Meinung mehr oder weniger geächtet, in den Salons gemieden wird. Diese vergiftende Verleumdung darzustellen, war die Hauptaufgabe Blumenthal's: eine Aufgabe, die ja auch schon Scribe zu lösen versucht hat. Gegen die Vorgeschichte des Stückes lassen sich mancherlei Einwendungen erheben: sonst ist dasselbe mit dramatischem Geschick gearbeitet. Die Sprache der sittlichen Entrüstung, bekanntlich ein Hauptmotor für den Applaus des in seinen edelsten Gefühlen elektrisirten Publikums, macht sich an geeigneter Stelle mit dem nöthigen Nachdruck geltend, und die leichtere Liebesaffaire, welche die ernstere Handlung begleitet, ist mit dem glücklichen Lustspieltalent ausgeführt, welches in Blumenthal's frühern Stücken sich so erfolgreich bewährte.

Auf dem Gebiet des schwankartigen Lustspiels herrscht wie immer die regste Production: ein die Saison beherrschender Treffer findet sich bisher nicht darunter; ob G. von Moser's „Bureaukrat" ein solcher Treffer sein wird, ist noch die Frage. Ueberzeugt davon ist jedenfalls Eduard Bloch, der unternehmende Speculationskäufer der verheißungsvollen Lustspielschwänke; denn er soll, wie man hört, mehr als 40000 Mark für dies neue Kind der Moser'schen guten Laune gegeben haben. Mindestens liegt in dieser Thatsache die Gewähr dafür, daß in der Presse und sonst alles für das Stück geschehen wird, was irgend geschehen kann; denn eine so ansehnliche Kaufsumme muß doch den deutschen Bühnen wieder abgejagt werden. Bisher hat der „Bureaukrat" nur eine Probeaufführung in Görlitz bestanden, und scheint auf die anwesenden Bühnenleiter einen guten Eindruck gemacht zu haben: gleichwol mußten einzelne Scenen wieder in die drama-

turgische Retorte zurückwandern, um dort umgegossen zu werden. Daß dies so bequem geschehen kann, ist der Vorzug der Probeaufführungen in kleinen Städten, die nur ein mäßiges literarisches Echo wecken. Findet eine derartige Aufführung in tonangebenden Theatern statt, so handelt es sich gleich um Erfolg und Nichterfolg im allgemeinen, und eine nach dem Eindrucke der Vorstellung sich nöthig erweisende Umarbeitung hat dann einen schweren Stand gegenüber einer öffentlichen Meinung, die sich mit Hülfe der maßgebenden Kritik schon gefestigt hat. Ob Moser bei seinem „Bureaukrat" wieder einen geheimen Mitarbeiter hat, wird wol später zu Tage kommen: die nähern Details über die unter G. von Moser's Firma arbeitende Lustspielfabrik würden beweisen, daß wir auch mit Bezug auf die Praxis der Mitarbeiterschaft hinter den Franzosen nicht zurückstehen.

Inzwischen hat ein anderer Lustspiel- und Schwankdichter sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum gefeiert: Rudolf Kneisel. Das berliner Wallner-Theater brachte bei diesem Anlaß einen neuen Schwank dieses Autors: „Sie weiß etwas", mit gutem Erfolg zur Aufführung; auch empfing der anwesende Jubilar die üblichen Huldigungen. Kneisel hat als Director umherziehender Theatergesellschaften in einer subalternen künstlerischen Sphäre sein Leben hingebracht — und das lastete auf seinem Talent, das hier und dort zu sehr dem Trivialen und Alltäglichen verfiel. An und für sich steht es hinter demjenigen von Moser und Rosen durchaus nicht zurück: ja es hat einen gewissen künstlerischen Zug, den wir überall dort zu finden glauben, wo sich das Streben nach einheitlicher Gestaltung des dramatischen Organismus zeigt. Bei Moser und Rosen vermissen wir dies: da herrscht eine Improvisation, die sich darin gefällt, das bunte Kaleidoskop der Lustspielerfindung willkürlich durcheinanderzuschütteln und die an diesem Spiele der guten Laune ein ausreichendes Behagen findet. „Sie weiß etwas" ist im Grunde ein harmloser Scherz; aber der Grundgedanke ist durchcomponirt in einheitlicher Gestaltung; nichts Episodisches drängt sich störend dazwischen. Eine Gattin beherrscht ihren Gemahl, einen alten Kanzleirath, welcher die Neigung hat, der Mäcen schöner Balletttänzerinnen zu sein, durch jene Zauberformel, die sie auch ihren Nichten, einer verheiratheten und einer unverheiratheten, mittheilt. Nach ihrer Theorie sind alle Männer das verkörperte böse Gewissen; man kann ihnen daher stets mit jener Formel einen Schreck einjagen und sie gefügig machen, wie man wünscht. Das Experiment richtet in der Hand der jungen Damen einige Verwüstungen an, büßt aber auch schließlich, von der Zaubermeisterin selbst angewendet, jeden Erfolg ein, da der Gatte mit Hülfe eines gutmüthigen Nebenbuhlers siegreich aus allen Verdächtigungen hervorgeht. Wie an jene Formel die Theorie, so knüpft die Praxis des Lustspiels an ein Medaillon an, das wie der Ring in dem bekannten Gesellschaftsspiel von einer Hand zur andern wandert. In diesem Situationswitz liegt die Stärke des Schwanks; der Dialog ist im ganzen etwas alltäglich und weniger sinnvoll als in andern Kneisel'schen Stücken wie z. B. in der „Chemie fürs Heirathen".

Julius Rosen's neuester Schwank „Der wunde Fleck", der in Leipzig mehr gefiel als am wiener Carl-Theater, zeigt uns den wunden Fleck der Rosen'schen Dichtweise, den Mangel an einheitlicher Composition, in vollem Gegensatz zu derjenigen Kneisel's. Gewiß ein glücklicher Lustspielgedanke, denn wer hätte nicht seinen wunden Fleck? Und wenn die Lustspielmuse dies heiter lachend nachweist, so thut sie ein gutes und gewiß erfolgreiches Werk. Der erste Act nimmt auch einen guten Anlauf: man hofft auf eine sich künstlerisch gliedernde Handlung, da der wunde Fleck des einen und der wunde Fleck des andern sich berühren und daraus komische Situationen erwachsen; doch der Autor vergißt sein Grundthema zu früh, und nur in den Scenen, in denen der Fleischermeister Lonthhorn eine Rolle spielt, bleibt dasselbe lebendig und ergötzt das Publikum. Es fehlt nicht an glücklichen Einfällen; aber es läuft auch so viel Triviales mit unter, daß beson-

ders die ernsten Situationen keinen Eindruck machen können; das geistige Niveau derselben ist zu tief gehalten.

Höher zu stellen ist mit Bezug hierauf das Lustspiel von Oskar Justinus: „Griechisches Feuer", dessen Dialog gefeilter und vornehmer ist, das aber weder in Leipzig noch in Prag einen nachhaltigen Eindruck machen konnte. Eins der Hauptmotive des Lustspiels ist einer Novelle von Edmond About entlehnt: dies hat dem Stück nur dadurch Schaden zugefügt, daß die militärischen Kreise, in denen sich die Handlung bewegt, nicht vom preußisch-deutschen Offiziergeist durchdrungen sind, sondern einen etwas fremdartigen französischen Beigeschmack haben. Die Heldin des Stückes, die Tochter des Obersten, ist das „griechische Feuer": dies leidenschaftliche Mädchen sucht einen Offizier, den sie liebt, vor den Nachstellungen anderer Schönen dadurch in Sicherheit zu bringen, daß sie ihn bei ihrem eigenen Vater als Caricaturenzeichner denuncirt, der seine Vorgesetzten durch ein Bild lächerlich gemacht hat. In der That erhält der Offizier Hausarrest: der Haß richtet sich aber gegen den Denuncianten. Als sich des Obersten Tochter selbst verrathen will, tritt ein anderer Offizier in die Bresche, der sie liebt: der Schluß ist natürlich ein versöhnlicher und das griechische Feuer wird dem häuslichen Herd angehören. Die ernsten Scenen überwiegen gegen den Schluß des Stückes hin, ohne tiefere Theilnahme einzuflößen; in einer heitern Nebengeschichte, der Liebe des jungen Oekonomen zu der dem Offizier nachjagenden Schönen, zeigt sich das ansprechende Talent des Verfassers. In Leipzig hatte das Stück einen mäßigen Erfolg; in Prag einen zweifelhaften.

Den Versuch, einen deutsch-amerikanischen Schwank mit Illustrationen aus dem transatlantischen Leben zu schreiben, machte ein pseudonymer Autor Kerr in seiner Posse „Das Opferlamm"; doch der dritte Act mit seinen Ueberstürzungen beeinträchtigte den Erfolg der beiden ersten. Das Thema gehört eigentlich der Romantik des Sensationsromans an: es handelt sich um Manipulationen, durch die man geistig gesunde Personen ins Irrenhaus bringt: in unserm Schwank geschieht dies mit der unglaublichsten Leichtigkeit, und wenn diese Illustration thatsächlicher Zustände auf Wahrheit beruht, so sind dieselben in Nordamerika wenig beneidenswerth. Hier und dort zeigte sich in dem Stücke die Gabe prägnanter Charakteristik: die Führung der Handlung selbst war indeß etwas primitiv.

Am wiener Hofburgtheater wurde ein fünfactiges Schauspiel Ludwig Doczi's: „Letzte Liebe", mit einem gegen den Schluß hin sich wesentlich abschwächenden Erfolge gegeben. Wenn auch Ludwig Doczi durch sein früheres Lustspiel „Der Kuß" sich dem Publikum der Hofburg empfohlen hat, so ist doch die rasche Folge, in welcher Jókai's „König Koloman" und Doczi's Schauspiel sich ablösen, ein Beweis dafür, daß auch das Burgtheater jetzt dem Dualismus Rechnung trägt; denn Doczi's Stück ist ursprünglich in ungarischer Sprache geschrieben und von dem Dichter selbst ins Deutsche übersetzt worden. Es gehört zur Gattung des stilvollen Lustspiels, des Lustspiels in Versen, einer Gattung, deren Vertreter in Deutschland Wilhelm Jordan ist. Und ähnlich wie die Jordan'schen Stücke ist auch Doczi's Lustspiel reich an glänzenden poetischen Stellen: die Vorbilder desselben sind, was den Stil betrifft, auf der spanischen, für die abenteuerlich bunte, von Ungarn nach Italien hinüberspringende Handlung auf der altbritischen Bühne zu suchen. Der Held ist ein ungarischer Don Juan, Apor, der am Hofe des Königs Ludwig von Ungarn allen Ehemännern Schrecken einflößt; um ihn unschädlich zu machen, greift man zu dem befremdlichen Mittel, ihn zu verheirathen, und zwar mit Maria von Drugeth, die er beim Wein beleidigt hat und deren Verzeihung er erheirathen will. Wenn man sich von diesem Mittel eine Hebung der allgemeinen Sittlichkeit versprach, so ist man in dem damaligen Ungarn sehr naiv gewesen; denn Apor, der die Ehen anderer Leute so wenig re-

spectirt, wird vor seiner eigenen gewiß nicht mehr Respect haben. Wir haben in diesem Stücke nach spanischen Mustern einen Conflict zwischen Stolz und Liebe: aus Trotz haben sich Apor und Maria das Eheversprechen gegeben: ihr innerer Kampf, dasselbe äußerlich zu halten, nachdem sie es innerlich gebrochen, steht psychologisch im Mittelpunkte der Handlung, die aber gegen den Schluß hin erlahmt, indem die Lösung des Conflicts dem Dichter nicht in der erwünschten Weise gelungen ist.

Durch den Tod des Barons von Hofmann hat das wiener Hoftheater einen Intendanten verloren, der jedenfalls zu den liebenswürdigsten Cavalieren Wiens gehörte und einer der eifrigsten Kunstfreunde schon zu einer Zeit war, wo er noch das Amt eines Reichs-Finanzministers bekleidete. Damals mochte Dingelstedt sich noch mit der Hoffnung schmeicheln, das große Ziel seines Ehrgeizes zu erreichen und Intendant der Hoftheater zu werden, wozu er sich um so mehr berechtigt und befähigt glaubte, da er jedes dieser Theater, anfangs die Hofoper, nachher das Burgtheater, selbständig geleitet hatte. In den österreichischen Freiherrenstand erhoben, schien er auch durch seine gesellschaftliche Stellung berechtigt, ein so hervorragendes Hofamt zu bekleiden; doch die Ernennung des Reichs-Finanzministers zu dieser Stelle vereitelte Dingelstedt's Hoffnungen, und bald darauf erfolgte auch sein Tod. An Stelle des Barons von Hofmann ist jetzt Freiherr von Beczny zum Intendanten der Hoftheater ernannt worden: früherer Finanzprocurator, zuletzt Director der Bodencreditanstalt, ist er in erster Linie der Mann der Zahl, und der Kaiser soll, gegenüber dem Deficit des Burgtheaters, gewünscht haben, einem Finanzmann die oberste Leitung der Hoftheater anzuvertrauen. Man rühmt dem neuen Intendanten seine musikalische Bildung und eine coulante Natur nach. Wie es heißt, handelt es sich nur um ein Interregnum, während dessen mit mancherlei Misständen aufgeräumt werden soll. In erster Linie hat Freiherr von Beczny die misbräuchlichen Urlaubsforderungen und Urlaubsbewilligungen ins Auge gefaßt, durch welche das Repertoire der Hofbühnen oft die unliebsamsten Störungen erfuhr.

Politische Revue.

19. November 1885.

Die preußischen Landtagswahlen sind beendet, die Eröffnung der Session des Deutschen Reichstages hat am 19. Nov. stattgefunden; die Thronrede des Kaisers lautete friedlich; eine Lösung der Carolinenfrage wird in Aussicht gestellt, sowie gegenüber den Kämpfen der selbständig gemachten Völker auf der Balkanhalbinsel das Streben der Großmächte, den Frieden zu bewahren. Die politischen Parteien werden nun bald Gelegenheit finden, sich im offenen Felde zu messen. An vorbereitenden Kämpfen hat es nicht gefehlt, und es ist dabei bemerkenswerth, daß, wenn man zwei große Parteien annehmen will, die Conservativen und die Liberalen, die Fractionen derselben sich mit größerm Eifer untereinander befehden als die Parteien selbst. Die Nationalliberalen und die Deutschfreisinnigen, von denen ein großer Theil lange Zeit unter derselben Fahne gefochten hat, schleudern sich in ihren Blättern die erbittertsten Anklagen zu, und nicht viel weniger glimpflich verfahren die Conservativen gegenüber den Freiconservativen. Man sieht sich oft nach dem gemeinsamen Bande um, das diese so zerfallenen Fractionen oder Parteien, wie sie sich nennen, noch unter einer allgemeinen Fahne zusammenhält; denn der Liberalismus, aus dessen Schos doch Nationalliberale wie Deutschfreisinnige hervorgegangen sind, ist, insoweit er das vereinigende Princip bildet, in dem Parteiprogramm fast verschollen.

Das Centrum freilich steht der Rechten und Linken geschlossen gegenüber: die Deutschfreisinnigen haben gelegentlich ein Zusammengehen mit ihm nicht verschmäht, die Ultraconservativen lange Zeit mit ihm geliebäugelt. Noch bis vor kurzem galt das besonders von der „Kreuzzeitung", die sich ein Bündniß mit ihm bei geeigneter Gelegenheit offen halten wollte. Doch vor wenigen Tagen hat auch die „Kreuzzeitung" dem Centrum einen überraschenden Absagebrief zugehen lassen. Hat sie so spät erst erkannt, daß das Centrum diesmal mit lustig wehenden Fahnen vorgeht und einen Offensivstoß ins Herz der Maigesetzgebung beabsichtigt, zu dem ihm, wie es scheint, von Rom aus eine neue Anregung gekommen ist?

Denn auch Leo XIII. hat jetzt eine Encyclica erlassen, in welcher allerdings mit mehr diplomatischer Reserve, als sie sein Vorgänger an den Tag legte, die Herrschaftsrechte der Curie proclamirt worden. De civitatum constitutione läßt der Papst sich aus; es klingt dies fast wie eine staatsrechtliche Dissertation, und man erwartet vielleicht zu vernehmen, wie der Papst über Monarchie und Republik denkt: doch er hat seine Getreuen und Ungetreuen in beiden Staatsverfassungen, und hütet sich wohl, die eine oder die andere zu verdammen: eine ultramontane Republik ist ihm natürlich lieber als eine ketzerische Monarchie: daraus macht er auch in dieser Encyclica kein Hehl; aber von derjenigen seines Vorgängers und von dessen Syllabus unterscheidet sie sich doch wesentlich, indem sie es für Verleumdung erklärt, daß die Kirche den Fortschritten der Wissenschaft, besonders der Naturwissenschaften widerstrebe; die Kirche sei nie Gegnerin der Freiheit gewesen. Und in der That klingt es wie ein Grundsatz der wahren Freiheit, gegenüber der Omnipotenz, die der Staat für sich in Anspruch nimmt, wenn der Papst behauptet, die Staatsgewalt sei nicht Selbstzweck; der Staat sei um der Menschen willen da, nicht die Menschen um des Staates willen. Freilich, nicht die Humanität tritt in die Lücke, welche gegenüber den Eingriffen des Staates offen bleibt, sondern die Kirche als eine gleichberechtigte Gewalt, deren Ansprüche zuletzt auf eine Ueberlegenheit auch in ihrem Einfluß auf Schule, Ehe und Familie hinausgehen. Und wenn nicht gerade die geistige Stickluft der früher Encycliken in der neuesten weht, so ist doch um so lebhafter der Kampfruf, der in ihr ertönt; alle Anhänger der Kirche sollen sich an den Gemeindewahlen, an der Politik betheiligen: dieser Kampfruf ertönt für Frankreich, wo das Concordat bedroht erscheint, für das Deutsche Reich, wo ja eine unerschrockene Partei das Banner des Papstthums hochhält. Und das ist wol zweifellos, daß der parlamentarische Heerbann der Kirche in Deutschland der nun von Rom aus gegebenen Losung mit Begeisterung folgen und bei allen politischen Fragen das hemmende Schwergewicht einer in der Politik nie ohne Rest aufgehenden kirchlichen Partei in die Wagschale werfen wird. Haben die Deutschconservativen dies eingesehen bis zu ihrem äußersten rechten Flügel, und ist dies der Grund, daß sie doch den Verdacht scheuen, dem so herausfordernden Tubaruf des Vaticans Gefolgschaft zu leisten? Die „Neue Preußische Zeitung" schreibt unter anderm: „Weder Herr Windthorst noch die «Germania» werden behaupten können, daß sie nicht wissen, was sie thun, wenn sie das deutsche katholische Volk bis ins innerste Mark demagogisch aufreizen, ihm den cynischen demokratischen Jargon gegenüber der Obrigkeit und ihren ersten Vertretern geläufig machen. Was nun unsere Stellung gegenüber diesem ganzen Treiben betrifft, so kann selbstverständlich keine Rede davon sein, daß wir mit dem Centrum, solange es sich in der gegenwärtigen Richtung seiner Entwickelung hält, irgendwelche andere als Beziehungen der alleräußerlichsten Art unterhalten." Weiterhin wiederholt die „Neue Preußische Zeitung", die Leute, die mit diesem Centrum gemeinsam ihre Zelte abstecken werden, müßte dasselbe an anderer Stelle suchen. „Wir können aber weiter dem Centrum auch für die von ihm in dem ebengewählten Abgeordnetenhause zu erwartenden neuen Culturkampfklagen nur ein mäßiges Interesse von unserer Seite

in Aussicht stellen; wir möchten uns nicht wieder der Erfahrung aussetzen, daß das, was heute — wie in der Frage der Vorbildung der Geistlichen — dankbar acceptirt ist, nach einiger Zeit als unannehmbar und dem katholischen Gewissen zuwiderlaufend bezeichnet wird, und wir lehnen es, wie schon früher, so auch jetzt entschieden ab, uns zu taktischen Manövern auf dem kirchenpolitischen Gebiet von den Führern des Centrums misbrauchen zu lassen." Dieser nicht miszuverstehenden Erklärung gegenüber hat der ausgesprochene Wunsch, den unglückseligen Culturkampf bald beendigt zu sehen, und der mit solcher Zuversicht proclamirte Appell an die deutschen Bischöfe nur geringe Bedeutung.

Der neue Regent des Herzogthums Braunschweig, Prinz Albrecht von Preußen, hat am 2. Nov., von dem Jubel der Bevölkerung begrüßt, seinen Einzug in der Hauptstadt gehalten.

Die braunschweigischen Angelegenheiten haben sich bisher auf Grund des Regentschaftsgesetzes von 1879 folgerichtig entwickelt. Nach den Bestimmungen desselben soll, wenn nach Ablauf des Jahres seit dem Ableben des Herzogs Wilhelm der Regierungsantritt des zur Thronfolge berechtigten oder die Uebernahme der Regierungsverwesung durch einen berechtigten Regenten noch nicht stattgefunden haben sollte, die Landesversammlung auf Vorschlag des Regentschaftsrathes aus den volljährigen nicht regierenden Prinzen der zum Deutschen Reiche gehörigen souveränen Fürstenhäuser einen Regenten wählen, der dann die Regierung bis zum Regierungsantritt des Thronfolgeberechtigten verwaltet. In Befolgung dieser verfassungsmäßigen Vorschrift brachte der Regentschaftsrath am 20. Oct., nachdem er der Bevölkerung des Landes für die Wahrung der öffentlichen Rechtsordnung, trotz mancher an sie herangetretenen Versuchung, gedankt, den Prinzen Albrecht von Preußen als Regenten des Herzogthums in Vorschlag. Derselbe fand am 21. einstimmige Annahme, sodaß auch die wenigen Mitglieder, welche in der vorhergehenden Sitzung es bestritten hatten, daß der Herzog von Cumberland, wie der Bundesrath am 2. Juli erklärte, in der Ausübung seiner auf Erbfolge beruhenden Regierungsrechte behindert sei, der Wahl des Regenten zugestimmt haben müssen. Allerdings wird durch diese Wahl den Rechten der Thronfolge in keiner Weise präjudicirt, obschon die welfischen Blätter dieselbe bereits für gleichbedeutend mit der Annexion des Herzogthums durch Preußen bezeichneten. Die Partei des Herzogs von Cumberland wird diese Zwischenregierung nicht vorübergehen lassen, ohne neue Anstrengungen zu Gunsten ihres Prätendenten zu machen. So spricht man jetzt von einem Vermittelungsvorschlag, dem zufolge der zweite Sohn des Herzogs, Prinz Friedrich Wilhelm, unter ausdrücklichem Verzicht auf Hannover und unter Vormundschaft des Deutschen Kaisers die Regierung nach einer bestimmten Zeit in Braunschweig antreten sollte: Vorschläge, welche kaum im Stande sein werden, den Widerwillen zu entwaffnen, der in Berlin gegen jedes welfische Regiment in deutschen Landen herrscht.

Auf Grund jenes Beschlusses der Landesversammlung erschien bei Prinz Albrecht auf seinem Schlosse Kamenz in Schlesien am 24. Oct. eine Deputation, als deren Führer Graf Goertz-Wrisberg die Anrede an den Prinzen hielt, der in dankender Erwiderung die endgültige Annahme der auf ihn gefallenen Wahl aussprach. Der Prinz zögerte nicht, sein neues Amt anzutreten. Am 2. Nov. wurde er zuerst in Helmstedt, der ersten Station auf braunschweigischem Gebiete nahe an der preußischen Grenze, von dem Minister Grafen Goertz-Wrisberg begrüßt, welcher erklärte, er sei sich bewußt, daß die Annahme der Wahl für das ganze Land von höchster Bedeutung sei: er glaube aber auch sicher zu sein, eingedenk der hohen Tugenden des Prinzen, daß dieser die Regierung mit Gerechtigkeit und Milde zum Segen des Volkes führen werde. In diesem Sinn ant-

wortete der Prinz. In Braunschweig selbst wurde er von dem Landtagspräsidenten von Veltheim begrüßt. Dieser sagte in seiner Rede, es sei schon oft rühmend hervorgehoben worden, daß im letzten halben Jahrhundert unter der väterlichen Regierung des Herzogs Wilhelm die Landesregierung und Landesvertretung stets und oft unter schwierigen äußern Verhältnissen gemeinsam im ungetrübten Einvernehmen zum Besten des Landes gewirkt und den ihnen gegenseitig verfassungsmäßig zustehenden Rechten in gemeinsamem Handeln nachgekommen seien; er spreche die Versicherung aus, daß die Landesvertretung es als die heiligste Pflicht ansehen werde, das gute Einvernehmen auch fernerhin stets aufrecht zu erhalten. Der Prinz dankte für die Gesinnung, welche die Landesversammlung durch seine einstimmige Berufung bewiesen; er komme mit dem festen Vorsatze, die weise väterliche Regierung des verstorbenen Herzogs fortzusetzen: als der Kaiser den Wunsch ausgesprochen, daß er die Wahl der Landesversammlung annehmen möge, habe es für ihn kein Bedenken mehr gegeben: er wolle das Wohl des Landes fördern und gute Beziehungen zu Kaiser und Reich pflegen. Und als das prinzliche Paar seinen Einzug gehalten durch die von dichter Volksmenge angefüllten Straßen, wo Schulen und Vereine Spalier bildeten: da grüßte sie vom herzoglichen Schlosse die Standarte der königlichen Prinzen von Preußen zwischen der braunschweiger Fahne und derjenigen des Deutschen Reiches.

Die Carolinenfrage wird jetzt durch den Richterspruch des Papstes erledigt werden, der sich persönlich den Studien gwidmet hat, welche seine Entscheidung motiviren sollen. Was die bisherigen diplomatischen Verhandlungen betrifft, so ist die Depesche des Fürsten Bismarck an den Grafen Solms vom 1. Oct. jetzt ihrem Wortlaute nach veröffentlicht worden: sie zeigt bei allem Entgegenkommen die nachdrückliche Wahrung der Rechte des Deutschen Reiches gegenüber den spanischen Prätensionen. In der Zwischenzeit sind die Berichte der deutschen und spanischen Seeoffiziere, die bei der Affaire auf der Insel Yap betheiligt waren, eingetroffen: sie bestätigen im wesentlichen die früheren Mittheilungen. Die Spanier hatten alle Vorbereitungen zur Landung getroffen, als die Mannschaften des Iltis ihnen mit Aufhissung der deutschen Fahne zuvorkamen.

Die Agitation in Spanien hatte inzwischen nicht aufgehört: der frühere spanische Kriegsminister Lopez Dominguez hat einen Brief an den Secretär des Staatsrathes Luis de Rute gerichtet, in welchem wieder gehörig mit dem Säbel gerasselt wird; denn nachdem der alte Haudegen erklärt, Spanien habe auf diesen Inseln keine Handelsinteressen zu wahren, es habe dort keine Staatsangehörigen und sie brächten ihm nichts ein, aber die Philippinen würden durch eine Besitzergreifung der Carolinen gefährdet, und Spanien sei deshalb genöthigt, sie zu schützen, declamirt er von einem unverantwortlichen Ueberfall, der das patriotische Gefühl an der empfindlichsten Stelle verletzt habe; deshalb müsse bei den Verhandlungen mit Deutschland vor allem die nationale Würde und Ehre gewahrt bleiben, und sollte diese Bedingung nicht erfüllt werden, so dürfe man auch einen beklagenswerthen Krieg nicht scheuen. Auch die spanische Diplomatie schlug einmal einen schroffen und herausfordernden Ton an, sodaß sich das deutsche Auswärtige Amt genöthigt gesehen hat, in einer Depesche einen kalten Wasserstrahl nach Madrid zu senden. Das Schiedsrichteramt des Papstes macht, wie ja auch die deutsche Thronrede ausspricht, dem deutsch-spanischen Conflict ein Ende. Wie man erfährt, soll der Schiedsrichterspruch des Papstes den Spaniern die Souveränetät wahren, dem deutschen Handel aber die ausgedehntesten Rechte sichern. Deutschland hat der Entscheidung bereits zugestimmt, nachdem an der päpstlichen Note einige kleine Aenderungen vorgenommen wurden, durch die Deutschlands loyales Verhalten mehr hervorgehoben wird.

Der Krieg auf der Balkanhalbinsel ist entbrannt: er hat die Beschlüsse der zögernden Conferenz überholt, die ohne große Gesichtspunkte und mit getheiltem Interesse der einzelnen Staaten an ihre Arbeit ging. Wir haben in unserer letzten Revue bereits vorhergesagt, daß Staaten wie Serbien und Griechenland, nachdem sie sich auf so kostspielige Rüstungen eingelassen haben, nicht wochen- und monatelang Gewehr bei Fuß stehen können, um dann vielleicht schließlich, nachdem die Conferenz in ihren Protokollen den Frieden nach Hause trägt, resultatlos ihre Truppen zu entlassen. Nachdem Fürst Alexander sich zu dem leichtfertigen, aber folgenschweren Staatsstreich hatte drängen lassen, war die orientalische Frage wieder ins Leben gerufen worden, und die Balkanhalbinsel stand unter kriegerischen Aspecten. Wir waren stets mißtrauisch gegen die Loyalitätsversicherungen der Serben und Griechen, welche sich ja bereit erklärten, den Befehlen der Großmächte zu gehorchen. Krieg führen kostet Geld, aber auch eine lange andauernde Mobilmachung ist kostspielig und stellt außerdem keine Kriegsbeute in Aussicht. Hat doch die griechische Regierung am 29. Oct. der Kammer einen Gesetzentwurf vorgelegt, dem zufolge während der Dauer der Mobilmachung die Gehälter aller Beamten und alle sonstigen Zahlungen aus der Regierungskasse um 5 Proc. gekürzt werden sollten. Solche Zustände sind auf die Länge unerträglich — und die Diplomatie braucht Zeit zu ihrer Arbeit. Wenn indeß die officielle und officiöse Presse überall verkündigte, daß die 200 Mill. Europäer sich nicht durch die wenigen Bulgaren und Serben beunruhigen lassen würden, so ist das eine für die Börsen sehr troſtreiche, aber wenig begründete Anschauung. Jeder dieser Kleinstaaten ist im Stande, einen Brand zu entfachen, der das ganze östliche Europa in Mitleidenschaft zieht. Und was nützt eine Conferenz, deren Beschlüsse nur auf dem Papier stehen? Werden die Oesterreicher gegen den befreundeten Friedensbrecher Milan ins Feld gehen und Belgrad erstürmen? Werden die Russen anrücken und die Bulgaren mores lehren? Wird eine combinirte englisch-französisch-italienische Flotte die griechische Regierung in Athen zur Raison bringen, wenn die Hellenen in Macedonien einrücken? Daß Deutschland nicht die Knochen eines pommerschen Musketiers an die orientalische Frage setzen wird, ist ja aus einer frühern Aeußerung des Reichskanzlers zur Genüge bekannt. Das wissen jene Kleinstaaten recht wohl: nur die Rivalität kann die Großmächte mit in den Kampf hereinziehen; um den Beschlüssen der Conferenz Nachdruck zu geben, wird keine derselben mobil machen. Hat aber ein Staat wie Serbien die Armee auf den Kriegsfuß gebracht und steht diese gerüstet an der Grenze, so ist der casus belli leicht gefunden. Oft wurden die Rüstungen selbst schon als solcher betrachtet.

Die Geschichte der Friedensbestrebungen der Großmächte hat zunächst ein ziemlich langsames Tempo zu constatiren. Nachdem die Réunion der Botschafter in Konstantinopel stattgefunden hatte, richtete die Pforte am 22. Oct. an die europäischen Mächte ein Rundschreiben, in welchem sie beantragte, es möge eine Conferenz zusammentreten, die sich ausschließlich mit der Regelung der ostrumelisch-bulgarischen Frage beschäftige: sie suchte sich durch diesen Antrag von neuem das Lob einer friedlichen Gesinnung und Zurückhaltung zu verdienen, das ihr die Réunion der Botschafter ertheilt hatte. Die Großmächte gingen bereitwillig auf diesen Antrag ein; aus einer Rede Tisza's im ungarischen Reichstage glaubte man schon vorher entnehmen zu dürfen, daß dieselben sich über das Princip der Herstellung des status quo ante geeinigt hatten. Die in Konstantinopel accreditirten Botschafter traten am 29. Oct. zu einer Art von Vorconferenz zusammen, um ihre Ansichten über die Principienfrage auszutauschen. Schwierigkeiten machten nur die englischen Vorbehalte: diesmal der Ausfluß einer persönlichen Regierung, wie er in England wol zu den Seltenheiten gehört. Die Königin hegt für ihren Schwiegersohn, den Bruder des Battenbergers, ausgesprochene Sympathien und ergreift daher mit Wärme die Partei des Fürsten Alexander; der Vorschlag, daß

die Union von Ost- und Westbulgarien mindestens in eine Art von Personalunion verwandelt werde und Fürst Alexander der von der Türkei ernannte Generalgouverneur Ostrumeliens bleibe, ist immerhin eine nicht unwichtige Variante, die von der einheitlichen Absicht der andern Regierungen, den Statusquo wiederherzustellen, wesentlich abweicht. Eine andere Schwierigkeit bereitete das Mistrauen des Sultans, der sich über die Wahl des türkischen Mitgliedes der Conferenz nicht schlüssig machen konnte und erst in der letzten Stunde den Muschir Serwer-Pascha dazu ernannte. Den Vorsitz der Conferenz führt der Großvezier Said-Pascha.

Wie merkwürdig das Kaleidoskop der europäischen Politik in jüngster Zeit geschüttelt worden ist, das beweist wol die Thatsache, daß England und Rußland den Standpunkt, den sie bei und nach dem letzten Russisch-Türkischen Kriege einnahmen, vollständig vertauscht haben. Damals war England der eifrigste Gegner eines geeinigten Bulgarien, wie es der von Rußland dictirte Friede von San-Stefano in sein Programm aufgenommen hatte: jetzt dagegen ist England der Vorkämpfer einer solchen Union, wenn auch in der Gestalt einer Personalunion, Rußland der eifrigste Gegner derselben. Fürst Alexander hat sich durch seine Erklärungen gegen die russischen Offiziere und indem er sich von den panslawistischen Bestrebungen lossagte, welche bei der Begründung des Staates Bulgarien eine so einflußreiche Rolle spielten, alle Sympathien der Russen verscherzt: der Kaiser hat, wol aus Rücksicht auf die von dem Fürsten gekränkte und beleidigte Armee, denselben aus der Armeeliste streichen lassen, sodaß dieser aufgehört hat, russischer Generallieutenant und Chef des 13. Schützenregimentes zu sein: Fürst Alexander hat das Programm des Friedens von San-Stefano der Verwirklichung näher gebracht, die Union der beiden Bulgarien ins Werk gesetzt; aber diese ersehnte Etappe für den Vormarsch der Russen nach Konstantinopel hat aufgehört, eine solche zu sein, seitdem der Fürst und sein Volk sich in einer fast brüsken Weise von Rußland losgesagt haben. Daher die Schwenkung der öffentlichen Meinung in Rußland; denn man darf nicht vergessen, daß die Nachricht der kühnen That des Fürsten Alexander anfangs dort mit Jubel aufgenommen wurde; um so heftiger war die Reaction, welche eintrat, als sich die Kunde von der Behandlung verbreitete, welche die russischen Offiziere in Bulgarien erfuhren.

England, welches den Fürsten um so mehr begünstigt, je mehr Rußland sich von ihm lossagt, scheint auf der Conferenz einer Verschleppungspolitik zu huldigen, welche bei der jetzigen Lage der Balkanhalbinsel kaum zu entschuldigen ist. In der Conferenzsitzung am 12. Nov., in welcher man die Rechte des Sultans auf Bulgarien und Ostrumelien anerkannte, was im Grunde gar nicht nöthig war, schlug England die Ernennung einer Subcommission vor, um die Wünsche der Rumelier kennen zu lernen. Ein derartiger Vorschlag, der die endgültige Beschlußfassung der Conferenz ad calendas graecas vertagen wollte, mußte wie eine Ironie erscheinen in einem Augenblick, wo die vollständig gerüstete serbische Armee an der Grenze stand, um beim ersten Anlaß dem nach Länderzuwachs gierigen Großserbenthum eine Beute zu erringen. Längere Zeit hindurch prahlte Serbien mit seiner reservirten Haltung. Grund zum Kriege sei durch die Grenzüberschreitungen der Bulgaren hinlänglich gegeben; doch Serbien treibe eine Staatspolitik, Bulgarien eine revolutionäre. Offenbar geht aber die Anregung zum Kriege von den Serben aus, denn die Bulgaren haben durchaus nicht das Bedürfniß, Krieg zu führen. König Milan schien indeß sich von dem schleppenden Verlaufe der Conferenz zu überzeugen, die ihm im ganzen wol wenig Respect einflößte. Mit der Hand am Schwert konnte er nicht warten, bis dieser oder jener Botschafter von seinem Unwohlsein wiederhergestellt war und eine neue Sitzung stattfinden konnte, er vervollständigte seine Rüstungen, ließ die Mannschaften des zweiten Aufgebots zu den Ergänzungscommandos einrichten, bereitete alles vor zum Brückenschlag über den Timok, stellte alle Lehrer und Beamte zu Militärdienst-

leistungen ein und berief eine Ministerconferenz nach Nisch. Grenzüberschreitungen der Bulgaren und die Erklärung der bulgarischen Regierung, alle serbischen Truppen, welche die Grenze überschreiten würden, als Räuber behandeln zu wollen, steigerten die Aufregung der Serben. Am 14. Nov. überschritten diese die Grenze bei Zaribrod, Klissowa, Bregowa und Trn-Blasien: die serbischen Diplomaten mußten erklären, Serbien sei gezwungen, die Feindseligkeiten mit einer Kriegserklärung zu beantworten, diese wurde dann auch durch den Agenten in Sofia übergeben: die Regierung betrachtete den Ueberfall der serbischen Truppen durch die Bulgaren bei Trn-Blasien am 13. als Kriegserklärung. Die Kämpfe haben begonnen, die Bulgaren sind bei Trn geschlagen, aus dem Engpaß von Dragoman verdrängt worden, Widdin ist in die Hände der Serben gefallen, bei Slivnitza ist der Hauptkampf noch unentschieden.

König Milan schafft nun ein fait accompli: solche mit Blut und Eisen geschaffene Thatsachen lassen sich nicht so leicht auf den status quo ante zurückschrauben wie der unblutige Spaziergang des Fürsten Alexander von Sofia nach Philippopel. Der Brand, dessen Ausbruch die Diplomatie verhindern wollte, schlägt bereits hoch empor. Die Türkei ist gerüstet und wohl gerüstet; der Einbruch der Serben in Bulgarien ist ein Einbruch in ein unter türkischer Oberhoheit stehendes Gebiet. Neuern Nachrichten zufolge hat Fürst Alexander dem Sultan erklärt, daß er und sein Volk sich ihm unterwerfe und daß seine Truppen Ostrumelien räumten.

In England hat die türkenfreundliche Politik des Torycabinets inzwischen die Schwenkung vollzogen, gegen welche Gladstone sich fortwährend sträubte: zwischen Drummond Wolff und der Pforte ist ein Abkommen betreffs Aegyptens getroffen worden, demzufolge die ägyptischen Angelegenheiten einem englischen und einem türkischen Commissar gemeinsam übertragen werden sollen. Die Finanzen, das Justizwesen und die Armee sollen von beiden gemeinsam reorganisirt werden — die bisherige Reorganisation durch englische Machtsprüche allein hat nicht die erwarteten Früchte getragen: ist das Werk vollbracht, dann sollen die englischen Truppen Aegypten räumen. Die Suzeränetät des Sultans, welche Gladstone allerdings nie ableugnete, ohne sie je zur Geltung kommen zu lassen, hat in dem neuen Vertrage einen thatsächlichen Ausdruck gefunden. Ein wichtiger Punkt des Programms ist die Befestigung der südlichen Grenze Aegyptens: zunächst wird es indeß darauf ankommen, die unbefestigte Grenze zu vertheidigen. Thatsächlich sind über die neuen Zustände im Sudan seit dem Tode des Propheten nur unverbürgte Gerüchte nach Aegypten gedrungen, überhaupt nur unzusammenhängende Thatsachen berichtet worden. Was sich in Darfur und Kordofan, in Sennaar und Khartum zuträgt: das sind für die Engländer geheimnißvolle Vorgänge; auch der glänzende Sieg der Abessynier scheint durchaus nicht die erwarteten Folgen gehabt zu haben. Osman-Digma ist schon so oft todt gesagt worden, daß man sich durchaus nicht wundern würde, wenn er plötzlich an der Spitze einer bedeutenden Heeresmacht die Engländer überraschen sollte. Durch die unklare und zögernde Politik Gladstone's ist nicht nur der Sudan für die türkisch-ägyptische und für die europäische Machtsphäre verloren gegangen: auch die weit vorgeschobenen Posten der Civilisation, welche der tapfere und schmachvoll preisgegebene Gordon weit den Nil aufwärts gegründet hat, ja der ganze in jeder Hinsicht werthvolle Zusammenhang mit den obern Nillandschaften: alles das ist jetzt preisgegeben und wird von dem Panislamismus, der unter fanatischen Führern zur gesammelten Action schreitet, überflutet.

Am 1. Nov. hatte Drummond Wolff seine erste Audienz bei dem Chedive; der türkische Specialcommissar Mukhtar-Pascha war indessen noch nicht eingetroffen. Das Anrücken eines arabischen Heeres, das auf 30000 Mann wol in über-

triebener Weise geschätzt wird, gegen die englische Stellung bei Akassah macht das Heranziehen von Verstärkungen nöthig. Außerdem hat Sir Drummond Wolff mit dem Obersten Chermside, der in Suakim commandirt, über einen neuen Feldzugsplan gegen die Aufständischen berathen. Die Neubesetzung von Dongola ist ein Ziel, welches die englische Oberleitung als wünschenswerth ins Auge faßt; doch sollen dort 10000 Mann Araber stehen.

Wenn die Engländer jetzt wieder im nördlichen Sudan zu thun bekommen, so ist das nicht die einzige Seite, nach der sie ihre militärischen Kräfte richten müssen. Angloindien liegt im Kriege mit Birma, und 8000 Mann rücken gegen Mandaley vor. Anlaß zum Conflict gab der Eingriff der birmanischen Regierung in die Rechte einer englischen Handelsgesellschaft, der Bombay- and Birmah-Trading-Company, deren Eigenthum von den Birmanen confiscirt wurde. Ein birmanischer Gerichtshof hatte ein darauf hin lautendes Erkenntniß gefällt: nach den Verträgen Englands mit Birma hat aber nur ein gemischtes Tribunal die rechtskräftige Entscheidung. Der Vicekönig von Indien stellte dem Könige Thibo ein Ultimatum, dem zufolge in Mandaley der britische Commissar ehrenvoll empfangen, bis zu seiner Entscheidung das Eigenthum der englischen Handelsgesellschaft unverletzt bleiben und gestattet werden solle, daß ein englischer Resident mit einer Schutzwache in Mandaley seinen dauernden Sitz nehme. Die Antwort des Königs lautete ablehnend: die Birmanen werden zur Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit aufgerufen; die englischen Regimenter schiffen bereits in Flußdampfern den Irawadi aufwärts. Die Furcht, daß die Birmanen unter den in ihrer Mitte lebenden Europäern ein Blutbad anrichten werden, ist nur zu begründet: man kennt ja den in Mandaley bei Thronrevolutionen und sonstigen Anlässen herrschenden Vandalismus. England hat aber gerade jetzt ein besonderes Interesse daran, in Hinterindien seine Macht zu entfalten; denn die Franzosen scheinen geneigt, diese indische Halbinsel für sich in Anspruch zu nehmen; ihre Pioniere rücken von Kambodscha und Tongking aus in Birma ein: für England aber ist die große Handelsstraße, die durch Birma nach China über die nördlichen Grenzgebirge führt, von so großer Wichtigkeit, daß sie von Britisch-Birma aus, welches die Mündungen des Irawadi beherrscht, das ganze Stromgebiet bis an die Quellen des großen Stroms in ihrer Gewalt haben wollen.

In England selbst gewinnt das Torycabinet immer festern Boden. Bei den letzten Municipalwahlen, die am 1. Nov. stattfanden und bei denen ein Drittheil der Gemeinderäthe neu gewählt wurde, haben in fast allen großen Städten, Liverpool, Manchester, Plymouth und andern, die Tories den Sieg davongetragen; nach frühern Erfahrungen aber ist das Resultat dieser Wahlen auch für den Ausfall der Parlamentswahlen entscheidend. Freilich gibt es nach der neuen Parlamentsreform 2 Mill. neuer Wähler, meistens aus den Kreisen ländlicher Arbeiter, und auf diese mag die Partei Gladstone noch ihre Hoffnungen setzen. Die auswärtige Politik des Torycabinets hat zwar noch keine greifbaren Resultate aufzuweisen; aber sie hat deshalb größere Sympathien in England gefunden, als diejenige des liberalen Cabinets, weil sie bestimmte, feste Ziele hat und die klar ausgesprochenen Absichten ohne Wanken im Auge behält, während Gladstone's auswärtige Politik ein Conglomerat von Halbheiten und Widersprüchen war und sich fast in allen Welttheilen in Sackgassen verrannte. Die Freisinnigen werden freilich sich weder für Salisbury's Freihandelspolitik, die sich jedem Schlagbaum des Auslandes gegenüber in eine Schutzzollpolitik verwandelt, begeistern, noch für seine hochkirchlichen Theorien, die gegen die Entstaatlichung der Landeskirche, gegen die Trennung von Staat und Kirche Protest einlegen.

Wenn Salisbury's Rede in der londoner Guilding-Hall das Programm der Regierung abermals auseinandersetzte, so betonte die Rede Gladstone's in Edinburgh, die Reden Goschen's eben dort und Lord Hartington's in Haslingden vor

allem die Nothwendigkeit einer Einigung der Liberalen. In den Ansprachen der beiden letztern zeigte sich indeß geringes Vertrauen auf die künftige Gestaltung der politischen Lage. Hartington erklärte, es würde ein Unglück für das Land sein, wenn die gemäßigten Liberalen ihrer Partei untreu würden und zur Fahne Lord Salisbury's schwörten. John Bright, der in Rochdale sprach, bezeichnete die gegenwärtige Periode als die am meisten kritische in der innern Geschichte Englands seit der Reform von 1832 und meinte, daß das Princip des Freihandels durch den Einfuhrzoll und die Einführung eines neuen Tarifs, welche Salisbury befürworte, gefährdet werde.

In Oesterreich-Ungarn sind jetzt die Delegationen zusammengetreten, welche das einheitliche Reich repräsentiren und denen daher auch das Recht, über die auswärtige Politik Fragen zu stellen und mitzurathen, von der Verfassung eingeräumt ist.

Kaiser Franz Joseph begrüßte die Delegirten am 24. Oct. mit einer Ansprache, in welcher sich das Vertrauen auf die Aufrechthaltung des europäischen Friedens aussprach: die Großmächte seien einmüthig in diesen Bestrebungen. Auch der Hinweis auf die Zusammenkunft von Kremsier fehlte nicht, welche ein Zeugniß ablege für die Fortdauer des engen und vertrauensvollen Bündnisses, das die drei Kaisermächte verbinde.

Graf Kalnoky mußte dies Programm des Kaisers der ungarischen Delegation authentisch interpretiren; denn die Gleichstellung der Beziehungen zu Deutschland und Rußland hatte die Bedenken der magyarischen Vaterlandsfreunde erregt, welche aus ihrer antirussischen Gesinnung nie ein Hehl gemacht. Kalnoky löste diese schwierige Aufgabe mit viel Geschicklichkeit. Das deutsche Bündniß, erklärte er, sei nicht auf heute und morgen gemacht und beruhe auf Grundlagen, welche durch Zwischenfälle nicht erschüttert werden könnten. Oesterreich rechne mit aller Bestimmtheit auf die deutsche Bundestreue, und Deutschland auf diejenige Oesterreichs. Die Beziehungen zu Rußland stellte Kalnoky als andere hin, schon indem er hervorhob, daß mit Rußland, außer den allgemeinen internationalen Verträgen, keine besondern abgeschlossen worden seien. Daß die russische und die österreichische Orientpolitik entgegengesetzte Interessen haben, gab der Minister war zu, doch meinte er, die Beziehungen zwischen Oesterreich und Rußland seien gerade jetzt sehr befriedigend und er biete alles auf, daß beide Staaten auf gutem Fuße zueinander verharrten. Ueber das Verhältniß Oesterreich-Ungarns zu Serbien sprach sich Kalnoky sehr ausführlich aus: war doch die österreichische Regierung beschuldigt worden, in Belgrad den Protest gegen das gestörte Gleichgewicht auf der Balkanhalbinsel angeregt, die Kriegsrüstungen mit veranlaßt zu haben. Kalnoky erklärte, daß im Gegentheil von Wien aus den Serben von jedem Kriege, den sie auf eigene Gefahr unternehmen würden, ernstlich abgerathen worden sei. Oesterreich könne die Entschließungen Serbiens nicht in entscheidender Weise beeinflussen, stehe ihnen aber als wohlwollender Nachbar zur Seite. Wenn der Minister dann erklärte, Serbien ziehe gegenwärtig die Wiederherstellung des status quo ante in Rumelien jeder Erwerbung neuen eigenen Gebietes vor, so ist diese Behauptung durch die jüngsten Ereignisse vollständig widerlegt worden; denn die Ländergier und Großmannssucht der Serben hat zum Schwert gegriffen, ohne die Entscheidung der Conferenz von Konstantinopel abzuwarten, über deren Programm sich der Minister übrigens in vorsichtiges Schweigen hüllte.

Daß die Czechen mit der österreichischen Orientpolitik nicht einverstanden sind, ging aus einzelnen Aeußerungen Rieger's hervor. Sturm beantragte am 11. Nov., die Mehrheit des Budgetausschusses möge ihre Zustimmung zu einer Politik, welche die friedliche Wiederherstellung des status quo ante auf der Balkanhalbinsel ins Auge faßt, ausdrücken. Dieser Antrag wurde darauf, da der Minister sein

Einverständniß damit erklärte, angenommen, nachdem Rieger seinen vergeblichen Protest mit der Behauptung ausgedrückt hatte, dem Minister würden dadurch die Hände gebunden.

In der österreichischen Delegation entwickelte sich eine Debatte über die Armeesprache: der Kriegsminister erklärte, innerhalb kleiner Heereskörper sei allerdings die Kenntniß der deutschen Sprache nicht nothwendig, aber in der großen Armee und im Kriege sei ein allgemeines Verständigungsmittel und ein geistiges Band absolut nöthig. Nicht die ganze Mannschaft müsse deutsch können, aber doch der eine oder der andere.

In Frankreich suchen sowol die republikanische wie die monarchische Partei sich zu befestigen, indem sie permanente Centralcomités gründen, die den Parteien einen festen Halt geben. Lockroy rechnet fest darauf, die Einigung aller republikanischen Parteien durchzuführen: es gilt, ein Gegengewicht gegen die monarchische Reaction zu schaffen, die eine unermüdliche Thätigkeit entfaltet und ihr Netz über ganz Frankreich ausspannt. Im Grand Orient verhandelte Lockroy mit den Vertretern der republikanischen Gruppen. Eine vollständige Einigung über die Colonialpolitik, die Trennung von Kirche und Staat, die wirthschaftlichen Gesetze und der Schutz der Arbeiterbevölkerung wird wol kaum erreicht werden: den Monarchisten gegenüber ist Lockroy nicht so unversöhnlich wie Paul Bert, welcher verlangt, daß bei den Abstimmungen, bei denen es sich um Cabinetskrisen handelt, die Monarchisten nicht mitgezählt werden, sodaß nur die Mehrheit der Republikaner den Ausschlag gebe. Lockroy weist darauf hin, daß es keine ausgesprochen monarchische, sondern nur eine conservative Partei in der Kammer gebe.

Inzwischen hat sich eine katholische Partei gebildet, deren Programm Graf de Mun aufgestellt hat und die sich vorläufig nicht von der Rechten scheiden will. Das monarchische Princip wird nicht von ihr in den Vordergrund gestellt, sondern die Rückforderung der Rechte und Freiheiten der Kirche und die Lösung bestimmter socialer und wirthschaftlicher Aufgaben. Eine Annäherung an die Republikaner ist schon deshalb unmöglich, weil diese entschieden alle kirchlichen Tendenzen zurückweisen. Wie aber Graf de Mun über die jetzigen Häupter der Republik und die Führer der tonangebenden Parteien denkt, darüber ist wol kein Zweifel möglich, nachdem der heißblütige Graf in seinen Wahlreden dieselben als eine Art von Räuberbande hingestellt, welche das Land verwüste.

Der leichte Schlaganfall, von dem Präsident Grévy auf der Invalidenbrücke betroffen wurde, erregt Bedenken wegen seiner Wiederwahl. Die Opportunisten haben die Absicht, Brisson an Grévy's Stelle zu setzen: doch Lockroy und die Seinen halten an dem achtundsiebzigjährigen Präsidenten fest. Das Attentat auf Freycinet hat keine Bedeutung.

In der Kammer ist Floquet mit 346 gegen 79 weiße Stimmzettel definitiv zum Präsidenten gewählt worden; die vier Vicepräsidenten gehören der Linken an. Wesentlich neue Bahnen scheint die Regierung nicht einzuschlagen: die Declaration, welche der Ministerrath genehmigt hat, spricht sich für eine Fortführung der bisherigen Politik in Tongking und Madagascar aus, verlangt von den Beamten völlige Hingabe an die Republik und verspricht strenge Durchführung des Concordats und die größte Sparsamkeit. Das Deficit in den Finanzen wird constatirt, ebenso die Nothwendigkeit, neue Mittel zur Herstellung eines wirklichen finanziellen Gleichgewichts zu schaffen: die Amnestie und die Ministeranklage wurden nicht berührt.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Rudolf von Gottschall** in Leipzig.
Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Inhaltsverzeichniß.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.